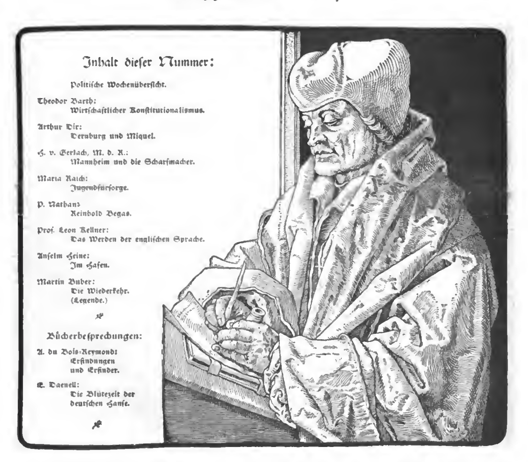


24. Jahrgang Nr. 1. 6. Oktober 1906.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.



Inhalt dieser Nummer:

Bücherbesprechungen:

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstraße 107/108

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer von 16 Seiten. Abonnementspreis für Deutschland und Oesterreich-Ungarn beim Bezuge durch die Post oder durch den Buchhandel 15 Mark jährlich (3,75 Mark vierteljährlich). Für die anderen Länder des Weltpostvereins bei Versendung unter Kreuzband 16 Mark jährlich (4 Mark vierteljährlich). — Insertionspreis für die 4-gespaltene Colonel-Zeile oder deren Raum 40 Pfg. Aufträge nehmen die Verlagshandlung von Georg Reimer, Berlin W, Lützowstraße 107-8 sowie alle Annoncen-Expeditionen entgegen.

Die Nation.

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Th. Barth.

XXIV. Jahrgang 1906/1907.

(Halbjahr.)



Berlin W. 35.
Lützowstraße 107—8.
Verlag von Georg Reimer.

Jahrgang XXIV der „Nation“.

Oktober 1906 — März 1907.

Sachregister.

Die eingeklammerten Ziffern bezeichnen die Nummern, die freigelassenen die Seiten des vierundzwanzigsten Jahrgangs.
Die im Register klein gedruckten Titel beziehen sich auf in kleinerem Satz gedruckte Artikel.

Autorenregister.

Die neben den Namen stehenden Ziffern bezeichnen die Seitenzahlen.

Druck von H. S. Hermann in Berlin.



Nr. 1. Berlin, den 6. Oktober 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Zwei wichtige programmatische Fragen fanden auf dem am vorigen Sonnabend und Sonntag zu München abgehaltenen Parteitage der Süddeutschen Volkspartei eine erfreuliche Lösung: die Schaffung eines demokratischen Kommunalprogramms und die Anerkennung des Frankfurter Mindestprogramms als einer geeigneten Grundlage für ein gemeinsames Vorgehen aller liberalen Gruppen.

Das Kommunalprogramm hatte bereits die vorjährige Tagung der Süddeutschen Volkspartei beschäftigt. Es ist jetzt in einer Form akzeptiert worden, die es geeignet erscheinen läßt, eine Unterlage für die demokratische Ausgestaltung des kommunalpolitischen Lebens abzugeben. Es fordert u. a. den Ausbau und die Sicherung des Selbstverwaltungsrechts der Gemeinden, die Berufung der Gemeindevertreter und Gemeindevorstände im Wege des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts auf bestimmte Zeiträume und strebt eine Uebernahme von Erwerbszweigen mit monopolartigem Charakter durch die Gemeinden in weitem Umfange an.

Indem sich der Parteitag der Süddeutschen Volkspartei einstimmig auf den Boden des Mindestprogramms stellte, das bekanntlich von Vertretern der drei liberalen Parteien entworfen und von der Freisinnigen Vereinigung bereits auf ihrem vorigen Delegiertentag angenommen ist, hat sich ein bemerkenswerter Schritt zur Schließung der liberalen Reihen vollzogen. Die Diskussion, die auf das Referat des Abgeordneten Oeser folgte, ergab die volle Einmütigkeit der Versammlung darüber, daß der Zusammenschluß der Liberalen keinen Abschluß nach links hin bedeutet, sondern daß zur Bekämpfung der Reaktion auch eine Kooperation mit der Sozialdemokratie nach badischem Vorbild offen zu halten ist. Das Bestreben einiger publizistischer Zweifrontenpolitiker, Herrn Oeser als einen Konvertiten der Zweifrontentheorie hinzustellen, ist ein plumper Versuch der Irreführung der öffentlichen Meinung. Der Ausschuß der Süddeutschen Volkspartei wurde gleichzeitig beauftragt, eine Einladung zur gemeinsamen Aktion bei den Vorbereitungen zur Wahl von 1908 an die drei liberalen Gruppen ergehen zu lassen.

Mit der inneren und äußeren Politik des Deutschen Reiches befaßten sich die gedankenreichen Referate, welche in der öffentlichen Versammlung am Sonnabend Reichstagsabgeordneter Payer über die politische Lage im Reich und Landtagsabgeordneter Muser zur Schulfrage sowie in der Sonntagssitzung Reichstagsabgeordneter Konrad Haußmann über politische Desorganisation und Professor Quidde über die deutsche Auslandspolitik erstatteten. Payer und Konrad Haußmann bezeichneten das preußische Dreiklassenwahlrecht als das Haupthindernis eines wirklichen politischen Fortschritts auch im Reich. Payer führte hierüber unter dem lebhaften Beifall der Versammlung aus:

„Die Axt muß gelegt werden an das preußische Dreiklassenwahlrecht, das sich zu einem Druck auf ganz Deutschland ausgewachsen hat. . . Nicht früher kommen wir aus der Verworrenheit und Bedrängnis heraus, wenn nicht die Landtagswahlreform in Preußen nach süddeutschem Muster geschieht. Wir haben unsere Schuldigkeit getan, jetzt mögen auch einmal die Herren Preußen, die doch sonst immer auf uns kleinere süddeutschen Staaten herabsehen, auf die Schanze steigen und nicht, da sie doch gern an der Spitze der Kultur marschieren möchten, in ihrer Wahlverfassung hinter Oesterreich zurückbleiben."

Und Konrad Haußmann sagte, ebenfalls von wiederholtem Beifall unterbrochen:

„Das Dreiklassenwahlrecht, das die äußere und damit die innere Mitarbeit ausschließt, wird mit jedem Jahr ein größerer Wahnsinn. Wann wird Preußen, das sich durch seine politische Rückständigkeit an Deutschland schwer versündigt, von Rußland lernen, daß versäumte Reformen ein Fluch spätestens für den Nachfolger sind.

Es fehlt der preußischen Krone an mutigen Ratgebern. Nicht ein starker, aber ein gerader und kluger Mann tut not, der spricht: Soll das Volk nicht schwarz sehen, so müssen Eure Majestät etwas rot sehen lernen."

Diese treffenden Bemerkungen enthalten indirekt auch eine Mahnung an alle Freisinnigen Preußens, den Kampf gegen das Dreiklassen-Wahlsystem mit stärkerem Nachdruck als bisher zu führen. Die Einigung des entschiedenen Liberalismus darf nicht nur einen formalen Charakter tragen, sie muß in einem gemeinsamen Kampfe für ein großes politisches Ziel ihre Feuerprobe empfangen, und das größte politische Ziel für die Demokratie nicht bloß Preußens, sondern des ganzen deutschen Reichs ist die Beseitigung des elendesten aller Wahlsysteme. Hic Rhodus, hic salta!

An demselben Tage, an dem in München die Süddeutsche Volkspartei den Bestrebungen zur Einigung des Liberalismus erneut Nachdruck verliehen hat, ist in Essen zwischen den provinziellen Organisationen der Freisinnigen Vereinigung und der Deutschen Volkspartei für Rheinland und Westfalen ein formelles Bündnis abgeschlossen worden, ein Bündnis, das wegen seiner symptomatischen Bedeutung sehr erfreulich ist.

Dem im preußischen Kultusministerium gegenwärtig herrschenden durch und durch reaktionären Geiste entspricht es völlig, daß die Beschwerde gegen die Nichtbestätigung des Charlottenburger Stadtverordneten Dr. Penzig als Mitglied der städtischen Schuldeputation zurückgewiesen ist. Nach dem Urteile des Kultusministeriums erscheint Dr. Penzig zu einem solchen Amte nicht geeignet, weil er in Schriften und Vor-

trägen die Ansicht vertritt, daß der Religionsunterricht aus der Schule zu entfernen und durch einen Moralunterricht zu ersetzen sei.

„Nach den bestehenden Vorschriften gehört der Religionsunterricht zu den Hauptgegenständen des preußischen Volksschulunterrichts. Wenn Dr. Penzig hiernach eine der wesentlichsten Grundlagen der preußischen Volksschule, und zwar, wie insbesondere seine Schrift über den „Kulturkampf um die Schule“ beweist, planmäßig und in entschiedenster Form bekämpft, so erscheint er nicht geeignet, in einer autoritativen Stellung an der Verwaltung und Beaufsichtigung der Schule mitzuwirken.“

Für wie morsch müssen die Dunkelmänner die „eine der wesentlichsten Grundlagen der preußischen Volksschule“ halten, wenn sie befürchten zu müssen glauben, daß die Bestätigung eines freier gesinnten Schuldeputationsmitgliedes umstürzlerisch wirken könnte!

Dieselbe Engherzigkeit und Kleinlichkeit tritt auch in der Art zutage, wie das **preußische Konsistorium** gegen die Berliner liberalen Pastoren an der St. Markus-Gemeinde, **Niedlich** und D. **Fischer** auf eine orthodoxe Denunziation hin ein Disziplinarverfahren eingeleitet hat, weil sich diese beiden Pfarrer angeblich in unzulässiger Weise an der Agitation für die bevorstehenden Kirchenwahlen beteiligt haben. Schon in der seinerzeit gegen den Pastor D. Fischer erlassenen Verfügung offenbarte sich der Unteroffizierston, in dem das hohe Konsistorium mit bewährten Seelsorgern verkehren zu sollen glaubt. Das neueste Schriftstück dieser Behörde steht durchaus auf der Höhe des früheren Erlasses gegen Fischer. Es heißt in dem jetzigen Schreiben über die Beteiligung der Pastoren an der Agitation:

„Ein solches Verfahren charakterisiert sich als Leistung von **Schlepperdiensten** zu Wahlzwecken und kann seitens eines Geistlichen nicht geduldet werden. Wir müssen Euer Hochehrwürden hiernach die weitere Beteiligung an dieser Wahlagitation nachdrücklich untersagen. Der Empfang dieser Verfügung ist uns zu bestätigen.“

Die gerade jetzt bevorstehenden Kirchenwahlen bieten die beste Gelegenheit, dem Konsistorium die gebührende Antwort zu erteilen.

Papst **Pius** X. hat sich einem Vertreter des „Gaulois“ gegenüber veranlaßt gesehen, noch einmal seinen intransigenten Standpunkt in der Frage der Trennung von Kirche und Staat in Frankreich zu formulieren. Er verlangt, daß sich die französische Regierung feierlich durch ein besonderes Gesetz den Abänderungswünschen unterwerfe, die die Kurie ausgesprochen hat. Die Stellungnahme des Papstes kann die französische Regierung in ihrer bisherigen Zurückhaltung gegenüber den Forderungen des Vatikans nur bestärken. Sowohl der französische Ministerpräsident Sarrien wie der Minister des Innern Clemenceau haben denn auch bereits öffentlich zum Ausdruck gebracht, daß sie nicht daran denken, von der Durchführung des Trennungsgesetzes Abstand zu nehmen.

Der **russische Kaiser** ist jetzt nach Peterhof zurückgekehrt, nachdem über den Zeitpunkt seiner Rückkehr bis zuletzt falsche offiziöse Mitteilungen in den Kurs gesetzt waren.

Den Unterzeichnern des Wiborger Aufrufs werden noch nachträglich allerlei Unbequemlichkeiten zu bereiten gesucht. So hat der Adel von Kursk und der Adel von Kischinew die betreffenden Persönlichkeiten, darunter den Fürsten Trubetzkoi, ausgeschlossen, und im Kreise Twer ist eine gleiche Ausschließung auf Betreiben des Gouverneurs erfolgt. Von dieser Maßregel wurden hier auch die früheren Dumamitglieder Petrunkewitsch und Roditschew betroffen. Die auf diese Weise Ausgeschlossenen sollen für die neue Duma nicht wieder wählbar sein. Auch die Erhebung einer Anklage gegen die Unterzeichner des Aufrufs, die an der Wiborger Versammlung persönlich teilgenommen haben, wird angekündigt.

Der in dem Wiborger Manifest ausgesprochenen Aufforderung, die Steuern zu verweigern, scheint von der bäuerlichen Bevölkerung in ziemlich weitem Umfange entsprochen zu sein. Der Finanzminister und der Minister des Innern sahen sich bereits genötigt, an die Gouverneure ein Rundschreiben betreffend die Eintreibung der Steuern zu richten. Bezeichnend ist, daß die Steuerrückstände des großgrundbesitzenden Adels weit nachsichtiger behandelt werden als die der kleinen, in schlechter Lage befindlichen Bauernwirtschaften.

Ueber die **Lage der russischen Finanzen** wird durch die „Russische Korrespondenz“ ein Exposé des Finanzministers Kokowzew bekannt, in dem der Ministerpräsident Stolypin ersucht wird, bei der außerordentlich ungünstigen Lage der Finanzen auf weitestgehende Sparsamkeit in den einzelnen Ministerien zu drängen; andernfalls müsse er jede Verantwortung für die weitere Gestaltung der russischen Finanzen ablehnen. Das Exposé Kokowzews kommt zu dem gleichen Resultat wie ein in der „Nation“ bereits unter dem 14. Juli veröffentlichter Artikel von Dr. Paul Nathan, in dem das Defizit für das Jahr 1906 auf 130 Millionen Rubel veranschlagt wurde; Kokowzew gibt sogar bereits ein Defizit von 150 Millionen zu. Der russische Finanzminister sieht eine Mißernte voraus und rechnet deshalb auch bereits mit einem Mindarertrag der Zölle und Steuern. Das Exposé bezeichnet die Aufnahme einer neuen ausländischen Anleihe bis auf weiteres für unmöglich und glaubt nur noch an die Placierung einer inneren Anleihe bis zur Höhe von 20 Millionen Rubel.

In **Cuba** ist die Einsetzung einer „provisorischen“ Regierung der Vereinigten Staaten inzwischen Tatsache geworden. Kriegssekretär Taft hat sich mit einer Proklamation an die Cubaner gewandt, in der es heißt:

„Die hierdurch in Kraft getretene, provisorische Regierung wird nur solange bestehen bleiben, wie nötig ist, um Ordnung und Frieden und das öffentliche Vertrauen unter der Leitung und im Namen der Vereinigten Staaten wieder herzustellen; und um dann Wahlen abzuhalten, die imstande sind, jene Persönlichkeiten zu bestimmen, denen die dauernde Regierung der Republik voll übertragen werden kann. Die provisorische Regierung wird, soweit dies mit ihrer Natur verträglich ist . . ., eine cubanische Regierung sein, in Uebereinstimmung mit der cubanischen Verfassung.“

Zum interimistischen Gouverneur ist der Gouverneur der Panama-Kanalzone, Magoon, ernannt. Um der provisorischen Regierung die erforderliche Macht zu verschaffen, wurde von Roosevelt die Entsendung eines Expeditionskorps in Stärke von 6000 Mann angeordnet.

Es ist von uns schon mehrfach hervorgehoben worden, daß bei dieser ganzen Affäre amerikanische Kapitalistenkreise ihre Hände im Spiel gehabt zu haben scheinen. Welche Summen in Betracht kommen, wenn zwischen Cuba und den Vereinigten Staaten infolge einer Annektierung die Zölle fallen, mögen einige Zahlen aus der amerikanischen Handelsstatistik klarstellen. Es wurden an cubanischem Rohzucker in die Vereinigten Staaten eingeführt:

1902	für	18 205 359	Dollar
1903	„	42 097 546	„
1904	„	56 547 377	„
1905	„	64 566 104	„

Auch an Rohtabak ist die Einfuhr aus Cuba bedeutend; im Jahre 1905 wurden für 10 823 963 Dollar nach den Vereinigten Staaten gebracht. Insgesamt belief sich der Import an Waren aus Cuba, die mit einem Zolle belegt sind, 1905 auf 82 922 506 Dollar, während nur für 3 381 953 Dollar zollfrei eingingen. Der Export der amerikanischen Union nach Cuba erreichte demgegenüber im Jahre 1905 nur eine Höhe von 38 380 601 Dollar.

* * *

Wirtschaftlicher Konstitutionalismus.

Der Tarifausschuß der deutschen Buchdrucker hat nach achttägigen Verhandlungen einen modifizierten Lohntarif für eine fünfjährige Periode festgesetzt. Arbeitgeber und Arbeitnehmer haben sich über eine zehnprozentige Lohnerhöhung verständigt, während die bisherige neunstündige Arbeitszeit im wesentlichen bestehen bleibt. Die neue Regelung des Arbeitsverhältnisses im Buchdruckgewerbe beruht auf einem Vertrag, der zwischen dem deutschen Buchdruckerverein und dem Verband der deutschen Buchdruckergehilfen abgeschlossen ist.

Diese beiden Organisationen sind im Laufe der Zeit so erstarkt, daß es für Außenseiter kaum noch möglich erscheint, außerhalb dieser Organisationen eine erträgliche wirtschaftliche Existenz zu führen. Solange sie einig sind und sich gegenseitig bei der strikten Durchführung des abgeschlossenen Vertrages unterstützen, zwingen sie wechselweise die Arbeitgeber wie die Arbeitnehmer des Buchdruckgewerbes in diese beiden Verbände hinein. Eine Konkurrenz Draußenstehender war schon bisher schwer möglich und wird in Zukunft noch aussichtsloser sein. Um den Verband der deutschen Buchdruckergehilfen zu lockern, würde man eine Organisation schaffen müssen, die den Arbeitern noch günstigere Arbeitsbedingungen verschaffte, und um den deutschen Buchdruckerverein zu sprengen, müßte man eine Organisation ins Leben rufen, bei der die geschäftlichen Prinzipale besser wegkämen. Weder das eine noch das andere erscheint durchführbar und steht obendrein in einem inneren Gegensatz. Selbst die 60 000 Mark, die Herr Stöcker heute auf sein gutes Gesicht verlangt, um die „Freiheit" im Arbeitsverhältnis zu sichern und die Arbeiter zur christlichen Unterwerfung zurückzuführen, werden nicht ausreichen, die Herrschaft der Unordnung im Buchdruckgewerbe wiederherzustellen. Ist es doch nicht einmal den westdeutschen Scharfmachern mit ihrem Tille an der Spitze gelungen, das Einigungswerk zu stören, obgleich die hinter diesen stehenden wirtschaftlichen Potenzen eine ganz andere Macht darstellten als die christlich-soziale Phraseologie des Herrn Stöcker.

Die konstitutionelle Entwicklung, wie sie sich im Buchdruckgewerbe trotz der Kompliziertheit seiner Arbeitsverhältnisse in so bewunderungswürdiger Weise vollzieht, ist vorbildlich für die Einführung des wirtschaftlichen Konstitutionalismus überhaupt. Einsicht und Notwendigkeit haben zusammengewirkt, um im Laufe der Jahre Arbeitgeber und Arbeitnehmer davon zu überzeugen, daß die gewaltsame Unterwerfung der einen unter die anderen nicht durchführbar ist. Das „Herr im eigenen Hause" sein wollen, jener Grundsatz des wirtschaftlichen Absolutismus, ist im Buchdruckgewerbe definitiv aufgegeben. Jene Art von Unterordnung der Arbeiter unter die Unternehmer, wie sie die patriarchalisch-absolutistische Wirtschaftsperiode charakterisiert, jene Unterordnung, die vor Zeiten als ein Stück göttlicher Weltordnung behandelt wurde und in den ländlichen Arbeitsverhältnissen Ostelbiens als eine der wichtigsten Grundlagen der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung sorgfältig zu konservieren versucht wird, ist ausgeschaltet. An die Stelle der unterwürfigen wirtschaftlichen Untertanen ist ein selbstbewußter wirtschaftlicher Staatsbürger getreten, an die Stelle des „göttlichen Rechts" die geschriebene Verfassung. Wem die Emanzipation des Arbeiterstandes mehr ist als eine bloße Phrase, der kann jene Entwicklung des wirtschaftlichen Konstitutionalismus, wie sie sich im Buchdruckgewerbe vollzieht, deshalb nur als einen großen sozialpolitischen Fortschritt begrüßen.

Daß dieser Konstitutionalismus, indem er die Willkür vernichtet, auch die individuelle Freiheit einschränkt, ist unbestreitbar. Diese Beschränkung der individuellen Freiheit kann in Einzelfällen zu mancherlei Härten und Ungerechtigkeiten führen. Aber das ist mit dem politischen Konstitutionalismus nicht anders. Auch er beschränkt das Belieben des einzelnen, vernichtet unter Umständen den Einfluß von Minoritäten, erschwert zuweilen das Aufkommen neuer, fortschrittlicher Ideen. Es gibt eben kein Licht ohne Schatten. Man kann keine konstitutionelle Ordnung schaffen, ohne mancherlei Freiheitsbeschränkungen eintreten zu lassen. Und doch sind gerade die überzeugten Liberalen von jeher für den politischen Konstitutionalismus eingetreten. Sie handeln nur konsequent, wenn sie das, was sie auf politischem Gebiet für schlechthin notwendig erklären, um der patriarchalischen Willkür zu begegnen, auch für das moderne Arbeitsverhältnis verlangen.

Umgekehrt aber lassen sich auch Schlüsse aus diesen Vorgängen des wirtschaftlichen Lebens für die politische Entwicklung ziehen. Wenn es gelingt, Arbeiter und Unternehmer, Bourgeois und sozialdemokratische Klassenkämpfer unter einen Hut zu bringen, scheinbar unvereinbare wirtschaftliche Interessen auszugleichen, — weshalb sollte man daran verzweifeln, daß auch die politische Einsicht einmal groß genug werden wird, um das gemeinsame Interesse von Liberalen und Sozialisten an der Beseitigung unserer feudal-absolutistischen Zustände und die Etablierung eines modernen Konstitutionalismus auf demokratischer Grundlage mit vereinten Kräften zur Durchführung zu bringen? Allerdings wird es dazu einer strafferen Organisation des Liberalismus bedürfen. Je stärker der Liberalismus ist, je enger er sich zusammenschließt, je besser er alle seine Machtmittel zusammenzufassen versteht, umso eher wird auch eine Kooperation mit der Sozialdemokratie gegen die Reaktion möglich werden. Aus dieser Erwägung heraus plädieren wir seit langem für die Einigung des Liberalismus neben der Kooperation mit der Sozialdemokratie.

Der Abg. Müller-Meiningen hat kürzlich auf einem südwestdeutschen Parteitage der freisinnigen Volkspartei den Gedanken stark unterstrichen, daß die Frage eines Zusammengehens mit der Sozialdemokratie solange vertagt werden könne, bis der Liberalismus durch Einigung und Tatkraft wieder zu einer respektablen Macht herangewachsen sei. Wir geben vollständig zu, daß ohne ein Wiedererstarken des demokratischen Liberalismus auch eine politische Kooperation mit der Sozialdemokratie für die praktische Politik ohne irgendwelche Bedeutung sein würde und deshalb auch des Schweißes der Edlen nicht wert wäre. Nur glauben wir weiter, daß nichts dem Wiedererstarken des demokratischen Liberalismus so hinderlich ist wie die Gleichstellung der Sozialdemokratie mit der Reaktion. Indem sich der Liberalismus sammelt, muß er zugleich klar erkennen lassen, daß es die Reaktion ist, die klerikale, die konservative, die agrarische, die antisemitische, in der er den Hauptfeind der modernen Kultur erblickt, und gegen die er entschlossen ist einen rücksichtslosen Kampf zu führen; während die Sozialdemokratie in diesem Kampfe ein zwar unbequemer, oft übermütiger, manchmal widerwärtiger, gelegentlich tolpatschiger, aber doch immerhin ein Bundesgenosse ist, und zwar ein solcher, ohne dessen Mitwirkung die Reaktion nun einmal nicht niedergeworfen werden kann. Die Sozialdemokratie muß diesen Kampf zwar ihrerseits führen, einerlei wie sich der Liberalismus ihr gegenüber stellt, einerlei ob er mit ihr gegen die Reaktion oder mit der Reaktion gegen sie Sturm läuft. Aber je eifriger sich der Liberalismus an dem Kampf der sogenannten Ordnungsparteien gegen die Sozialdemokratie beteiligt, umso stumpfer werden seine Waffen im Kampf gegen die Reaktion. So paradox es klingen mag, so wahr ist es dennoch: Jeder Feldzug, selbst ein erfolgreicher, den der Liberalismus mit rechts von ihm stehenden Parteien gegen die Sozialdemokratie unternimmt, führt dazu, der Sozialdemokratie auf Kosten eben dieses Liberalismus ein weiteres Terrain zu verschaffen.

Wer diesen Zusammenhang der Dinge erkannt hat, wird leicht einsehen, daß unsere Stellungnahme zur Sozialdemokratie ebensowenig mit einer Schleppenträgerei gegenüber der Sozialdemokratie gemein hat, wie die Haltung der Buchdruckereiprinzipale bei dem jüngsten Tarifabkommen. Das wird natürlich nicht hindern, daß die Herren Tille, Stöcker e tutti quanti das Verhalten des deutschen Buchdruckervereins als eine schmähliche Unterwerfung unter die Herrschaft der „roten Internationale" bezeichnen werden. Aber was liegt daran!

Theodor Barth.

Dernburg und Miquel.

Man mag über die preußisch-deutsche Bureaukratie denken, wie man will, eine gewisse sieghafte Kraft ihres Beharrensvermögens läßt sich ihr auch heute nicht absprechen. Ein kleines, aber außerordentlich charakteristisches Beispiel dafür hat eben erst der Mann geliefert, der zur Ueberwindung des Bureaukratismus auf einen im Augenblick besonders wichtigen, hohen Verwaltungsposten in Deutschland berufen worden ist, der neue Kolonialamtsverweser Dernburg.

Als jedem bureaukratischen Wesen abhold und als deutscher Vertreter des Amerikanismus empfangen, machte er doch schon im Moment seiner Berufung der Bureaukratie die Verbeugung, daß er entscheidenden Nachdruck darauf legte, für sein Amt ihre höchsten Titel und Würden zu erlangen. Aber mit dieser Aeußerlichkeit war es noch nicht genug. Als Dernburg den ersten Schritt unternahm, die Ordnung der Dinge im Kolonialamt zu reorganisieren, verfiel er dem Bannkreis bureaukratischer Auffassung sofort in mindestens ebenso augenfälliger Weise.

Es hatte sich unter Stübels gar zu milder Direktion die leidige Uebung herausgebildet, daß jeder Geheimrat im Kolonialamt sich selbst seine private Fühlung mit der Presse suchte, um seine persönlichen kolonialpolitischen Anschauungen namentlich auch in denjenigen Punkten polemisch durch die Presse vertreten zu lassen, in denen er anderer Ansicht war, als seine Kollegen oder die amtliche Kolonialpolitik. Was bei uns in keinem anderen Ressort möglich und denkbar ist, das Hinaustragen derartiger persönlicher Meinungsverschiedenheiten höherer Beamter in die öffentliche Diskussion, war im Kolonialamt gang und gäbe. Man versteht es daher, daß dem neuen Kolonialdirektor bei Antritt seines Amts von loyaler Seite in der Presse der Rat gegeben wurde, durch ein besonderes Preßdezernat die Beziehungen zwischen dem Kolonialamt und den journalistischen Vertretern der öffentlichen Meinung einheitlich zu regeln.

An Vorbildern hierfür fehlt es uns nicht, und der Weg ist ein für unsere Verhältnisse durchaus normaler. Wir haben in erster Linie das Preßdezernat im Auswärtigen Amt, das die engste Fühlung mit den Vertretern der Blätter aller Richtungen ohne Unterschied der Partei, so weit sie nur selbst diese Fühlung suchen, dauernd und regelmäßig unterhält. Nicht nur über die auswärtigen Angelegenheiten, sondern auch über so manche allgemein-politische Frage anderer Art wird hier zwischen den Preßdezernenten und den Vertretern der Presse konferiert.

Eine eigene politische Bedeutung besaß früher auch das Königlich Preußische literarische Bureau. Namentlich in der Zeit, als auf Miquels Veranlassung ein ehemaliger Chefredakteur der konservativen „Schlesischen Zeitung" die Leitung dieses Bureaus übernommen hatte, wurde von hier aus der Versuch gemacht, führende Organe im Sinne der Miquelschen Politik zu inspirieren. Auf Veranlassung des Ministers v. Köller wurde durch das Königlich literarische Bureau eine halbamtliche Korrespondenz herausgegeben, die allen darauf reflektierenden Zeitungen gratis geliefert wird. Sie wird im wesentlichen zur Ankündigung neuer gesetzgeberischer Aktionen benutzt und zu gewissen Dementis. Eine große politische Bedeutung hat sie nicht zu gewinnen vermocht. Das Königlich literarische Bureau spielt heute überhaupt keine aktive politische Rolle mehr, sondern dient im wesentlichen nur noch den einzelnen Ministerien als Zeitungsausschnittbureau. Fühlung mit der Presse nach dem Muster des Preßbureaus im Auswärtigen Amt unterhält es nicht mehr.

Weit lebhafter tätig ist das Nachrichtenbureau im Reichsmarineamt, das unter dem Admiral v. Tirpitz gegründet worden ist und seine Hauptaktion zur Zeit der drei Flottenvorlagen dieses Staatssekretärs, namentlich aber der beiden ersten Vorlagen, entfaltete. Die Tagesliteratur auf dem Gebiet des Marinewesens wie überhaupt des Seewesens verdankt dem Nachrichtenbureau des Reichsmarineamts viele Anregungen.

Nun also ist auch im Kolonialamt ein solches Preßdezernat geschaffen worden, für das die entsprechende Einrichtung beim Marineamt ohne weiteres als Vorbild genommen werden konnte. Aber unter der Leitung eines Nichtbureaukraten, wie Dernburg es ist, hätte man nun wohl erwarten können, daß mit dem Preßdezernat eine Persönlichkeit betraut werden würde, die mit dem Zeitungswesen in vollstem Maße vertraut ist — und das umso mehr, als Dernburg selbst Sohn eines Journalisten ist. Aber zum zweitenmal siegte der Geist des Bureaukratismus, und das Preßdezernat des Kolonialamts wurde einem Geheimrat überantwortet, der bis dahin keinerlei engere Fühlung mit dem Journalismus gehabt hatte.

Diese Erscheinung ist eigentlich noch charakteristischer, als jenes Verlangen nach den höchsten Titeln und Würden des Bureaukratismus; so besonders charakteristisch gerade auch deshalb, weil eben Dernburg selbst Journalistensohn ist und weil es, nebenbei bemerkt, auch noch zu den zahlreichen ihm übertragenen Sanierungsarbeiten gehört hat, die Sanierung einer großen politischen Zeitung mit zu überwachen. Wenn jemand, der selbst diese doppelte Beziehung zum Journalismus unterhält, für ein, zweifellos genaue Kenntnis der Lebensbedingungen des Journalismus erforderndes Amt nur einen Bureaukraten ausfindig zu machen weiß, dem diese Kenntnis sehr fern liegt, so ist das wirklich in höchstem Maße bezeichnend für die Gewalt, mit der Außenseiter in den Bannkreis bureaukratischer Auffassung getrieben werden, sobald sie zu einem hohen staatlichen Amt gelangen.

Je mehr aber selbst ein Dernburg schon bei seiner ersten amtlichen Betätigung in diesen Bannkreis gerät, umso deutlicher kündigt sich damit eine Aehnlichkeit mit einem früheren Außenseiter im preußisch-deutschen Bureaukratismus an. Man wird unwillkürlich, und je länger, je mehr, an Johannes v. Miquel erinnert.

Auch Miquel war ja ehemals gleich Dernburg Bankdirektor; auch er kam gleich Dernburg aus dem liberalen Lager; auch er wurde von den Agrarkonservativen mit Mißbehagen empfangen und von den Antisemiten mit Argwohn begrüßt. Miquel wußte seine Position nicht anders zu befestigen, als indem er dem Agrarkonservatismus und dem preußischen Junkertum jedes mögliche Zugeständnis machte und immer mehr selbst in das agrarkonservative Fahrwasser hineinsegelte, daneben auch speziell mit der antisemitischen Presse die freundschaftlichste Fühlung unterhielt. Das am meisten Miquel-offiziöse Blatt in Berlin war zugleich dasjenige ausgesprochenster antisemitischer Färbung. Ein bemerkenswertes und pikantes Dokument hierfür liegt offenkundig vor in der Tatsache, daß dieses antisemitische Blatt noch an demselben Morgen, an dem der Chef der Reichskanzlei Herrn v. Miquel seinen Besuch machte, um ihm mitzuteilen, daß der Reichskanzler sein Abschiedsgesuch unterstützen würde, die Versicherung brachte, Miquel denke garnicht an Rücktritt. Abends zuvor hatte ich aus Miquels Munde dieselbe Versicherung gehört, ohne ihr Glauben zu schenken, und, als ich mich von ihm verabschiedete, dem Redakteur jenes antisemitischen Blattes die Tür in die Hand gegeben.

Der einst bis zum Radikalismus liberale, später nationalliberale Miquel wurde von seinem Posten verdrängt, weil seine starke Hinneigung zu den Agrarkonservativen dem neuen Ministerpräsidenten zu einseitig war und zu weit von der „mittleren Linie" abführte. Inzwischen freilich ist auch die Fühlung des Fürsten Bülow mit den Agrarkonservativen immer enger geworden, und heute nähert sich sein Verhältnis zu dem Hauptorgan der Agrarier bereits in hohem Maße demjenigen Miquels zu dem Hauptorgan der Antisemiten.

Wird Dernburg von dem Schicksal Miquels verschont bleiben? Wird nicht auch er seine Position zu festigen suchen, indem er nach der gleichen Seite wie Miquel Fühlung sucht? Wohl hat die heutige Stellung Dernburgs mit der inneren Politik und zumal mit der preußischen Politik wenig oder nichts zu tun; aber jener Ehrgeiz, der im Aufgeben eines glänzenden Einkommens zugunsten eines deutschen Beamtengehaltes mit dem Exzellenzentitel zum Ausdruck kam, deutet zur Genüge an, daß Dernburg bei der Uebernahme dieses Amts kaum daran gedacht hat, seine neue amtliche Laufbahn mit dem Kolonialdirektor oder Kolonialstaatssekretär abzuschließen, sondern daß er weiter in den Mittelpunkt der Politik hineinrücken will. Und

die beiden tiefen Verbeugungen, die er bereits vor dem Bureaukratismus gemacht hat, weisen noch mehr auf die Spuren Miquels.

Die Liberalen sind keines Ministers oder Staatssekretärs aus ihren Reihen dauernd froh geworden. Miquel sahen sie abfallen, Möller ließen sie selbst fallen. Bei Dernburgs Berufung haben sie sich die Illusionen schon etwas mehr abgewöhnt.

Gerade die Herren Geheimräte im Kolonialamt hatten sich in den letzten Jahren vom altpreußischen Beamtengeist abgekehrt; aber dieser altpreußische Beamtengeist ist mächtiger als alle möglichen Männer und Ideen und Zeitströmungen; die ihm abholden Geheimräte sind hinweggefegt, der Außenseiter, der Mann des „Amerikanismus“, der neu an die Spitze des Kolonialamts berufen worden ist, hat bereits jenem alten Beamtengeist seine Tribute gezahlt, und er wird, das wagen wir kühnlich zu prophezeien, ihm je länger, je mehr seine weiteren Tribute zahlen. Mag er sich noch so sehr als starke und selbständige Persönlichkeit fühlen — die ersten Schritte auf dem Wege seines amtlichen Wirkens haben bereits hinlänglich angedeutet, daß auch die Bahn seiner inneren Entwicklung vorgezeichnet ist durch jene Siege, in denen Miquel einst der unterliegende Teil gewesen ist.

Arthur Dix.

Mannheim und die Scharfmacher.

Die arme Sozialdemokratie! Sie kann kriegerisch oder friedlich auftreten, Fanfaren ertönen lassen oder Chamaden anstimmen, das Genre Dresden oder das Genre Mannheim kultivieren: gewissen Leuten macht sie es nie recht. Wandelt sie im revolutionären Gewande einher, so rufen die „Post“ und verwandte Organe: dies zynisch-offene Umsturzgebaren ist unerträglich; Ausnahmegesetze her! Entsagt sie der Revolutionsromantik, so schreien dieselben Gesellen: man lasse sich durch solch schamlose Heuchelei nicht täuschen! Verkappte Revolutionäre sind noch gefährlicher als offene! Ausnahmegesetze her, ehe es zu spät ist!

Den berufsmäßigen Scharfmachern ist ihr Gehaben eigentlich nicht zu verdenken. Wovon sollten sie leben, wenn sie nicht mehr mit der Angst vor dem roten Gespenst krebsen gehen könnten? Man stelle sich nur die nächste Reichstagswahlkampagne des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie vor, basiert auf die Wahrheit, nämlich auf das Eingeständnis, daß die Sozialdemokratie sich in Mannheim sehr verständig verhalten habe. So etwas geht einfach nicht.

Nach Dresden und Jena hatten es die Scharfmacher leicht. Nach Mannheim haben sie es schwer. Früher brauchten sie nur zu deuten. Jetzt müssen sie mißdeuten. Unappetitlich war ihr Gewerbe ja immer. Aber der physische Widerwille dagegen muß umso mehr anwachsen, je weniger selbst der Gutgläubigste bei ihnen noch guten Glauben annehmen kann.

Der sozialdemokratische Parteitag ist ganz so verlaufen, wie ich es nach dem Ergebnis der ersten drei Tage an dieser Stelle glaubte als wahrscheinlich bezeichnen zu dürfen. Die Massenstreikverhandlungen haben mit einem eklatanten Siege des gesunden Menschenverstandes geendet. Das Allerbezeichnendste war der totale Abfall von Kautsky. Gerade das Amendement Kautskys, das die Gewerkschaftler zum Gehorsam gegen die Parteitagsbeschlüsse verpflichten sollte, schien geeignet, die zwischen Bebel und Legien, d. h. zwischen dem politischen und dem gewerkschaftlichen Führer, vereinbarte Friedensaktion zu stören. Noch war ja die Mehrheit der Delegierten genau wie in Dresden und Jena radikal. Darum sprach auch am Mittwoch ein Redner nach dem anderen für den Antrag Kautsky. Aber zwischen Mittwoch und Donnerstag vollzog sich ein völliger Meinungsumschlag. Was hinter den Kulissen vor sich gegangen ist, kann man nur ahnen. Tatsache ist, daß Donnerstag auf einmal selbst so ultraradikale Männer wie Liebknecht sich gegen Kautsky erhoben. Die Argumente der Führer scheinen bei den Besprechungen im kleinen Kreise auf die Mehrzahl der dii minorum gentium einen so überzeugenden Eindruck gemacht zu haben, daß Kautsky nur noch prinzipiell gelobt, aber taktisch glatt abgelehnt wurde. Er suchte seine Position durch Konzessionen zu retten, indem er sein Amendement modifizierte. Dabei passierte ihm, dem scharfen Logiker, das Malheur, daß er in seiner Verlegenheit sogar die Aufnahme einer so unmöglichen Stelle in seinen Antrag empfahl, wie sie die Worte darstellen: „In dem Sinne, wie es Bömelburg definiert hat.“ Aber selbst solche Verlegenheitsmanöver konnten ihn nicht retten. Um sich nicht einer offenen Niederlage auszusetzen, zog er im letzten Augenblick sein Amendement mit einer Begründung zurück, die seine ganze Aigriertheit verriet.

Der starre Doktrinarismus Kautskys, dessen Gelehrsamkeit in der Sozialdemokratie mit Recht sehr hoch gestellt wird, hat zum erstenmal auf einem Parteitag vor taktisch-praktischen Erwägungen die Segel streichen müssen. Das kann nur gering anschlagen, wer es gering anschlagen w i l l. Der unbefangene Beobachter wird diese Tatsache in ihrer ganzen Bedeutsamkeit verzeichnen. Und wer an der Entwicklung der Sozialdemokratie von der Wissenschaft zur Praxis Interesse hat, wird seiner Genugtuung offen Ausdruck geben. Es wäre verkehrt, etwa von einem Siege Legiens über Bebel oder gar von einer Unterordnung der Partei unter die Gewerkschaften zu sprechen. Was in Mannheim erzielt ist, das ist lediglich, daß sich Bebel von den tönenden Worten emanzipiert hat, mit denen er in Jena den Scharfmachern soviel Freude gemacht hat, und daß die Gleichberechtigung von Partei und Gewerkschaften beschlußmäßig festgelegt ist. Dieser Beschluß ist ein Novum. Der weitere Inhalt des Beschlusses verbürgt, daß er nicht auf dem Papier stehen bleiben kann, sondern in die Praxis umgesetzt werden muß. Denn der Massenstreik darf von der Partei ja nicht proklamiert werden, ehe sie sich mit den Gewerkschaften verständigt hat. Und der Umstand, daß die Gewerkschaften finanziell und ziffernmäßig die Partei weit überragen, läßt es als selbstverständlich erscheinen, daß ihre maßvolle Politik bei dem Zusammenarbeiten mit der Partei auf die Dauer das Uebergewicht haben wird.

Wenn demgegenüber die Agrarier in der „Deutschen Tageszeitung“ von einer „scheinbaren“ Chamade von Mannheim schreiben, oder wenn die „Germania“ von einer Bekehrung der Gewerkschaften zum Standpunkt der Partei spricht, so ist das eine zu durchsichtige Politik, als daß andere Leute als die eingeschworenen Gläubigen dieser Blätter dadurch getäuscht werden können.

Auch außer der besonnenen Erledigung der Massenstreikfrage ist manches Erfreuliche von den Parteitagsverhandlungen und Beschlüssen zu verzeichnen. Besonders charakteristisch war die Stellungnahme zu den „Antimilitaristen“ in der Partei, d. h. zu den Stürmern, die am liebsten die Parole der Hervé und Genossen: „Plutôt l'insurrection que la guerre!“ auf Deutschland übertragen sehen möchten. Bebel wandte sich mit seiner vollen Verve gegen den Antrag Liebknechts auf Einsetzung eines besonderen Ausschusses zur Inszenierung einer antimilitaristischen Propaganda. Er stellte geradezu die Kabinettsfrage für den Fall der Annahme dieses Antrages. Und als Liebknecht meinte, die antimilitaristische Propaganda sei in Frankreich „ganz vortrefflich“ betrieben worden, da fuhr er auf: „Nein, so einseitig und übertrieben, daß ich mich bedanken würde, wenn man in Deutschland das Gleiche täte.“ Schneidend kritisierte er den Gedanken, im Falle eines Krieges den Generalstreik zu proklamieren. Die Gründe, die er dagegen anführte, scheinen selbst der „Kreuzzeitung“, immerhin dem klügsten unter den reaktionären Blättern, so beachtenswert, daß sie sie in extenso wiedergibt. Die „Hamburger Nachrichten“ dagegen faseln auch bei der Gelegenheit wieder von sozialdemokratischem Hoch- und Landesverrat. Daß sie dabei den Patriotismus der französischen Sozialisten — von denen eine ganze Anzahl vor etlichen Monaten wegen ihrer wilden antimilitaristischen Propaganda zu jahrelangen Gefängnisstrafen verurteilt wurde! — der „Vaterlandslosigkeit“ Bebels gegen-

überstellen, beweist nur, was sie ihren Lesern bieten zu können glauben.

Ob die Unbelehrbarkeit unserer Scharfmacher mehr auf ihr intellektuelles oder ihr moralisches Konto zu schreiben ist, wird schwer zu entscheiden sein. Oft wird beides zusammentreffen. Jedenfalls genügt ein klein wenig Einsicht und ein Minimum von gutem Willen, um die erfreuliche taktische Wendung festzustellen, die die Sozialdemokratie in Mannheim vollzogen hat. Gewiß, an ihrem Programm hat sie nichts geändert. Selbst der praktischste Gewerkschaftler, selbst der revisionsfreudigste Revisionist betont noch jetzt gelegentlich das ferne Endziel, bis zu dessen Erreichung der unerbittliche Kampf gegen die bestehende Gesellschaftsordnung nicht aufgegeben werden dürfe. Aber in der Politik kommt es doch wahrhaftig hundertmal mehr auf Taktik und Taten der Gegenwartspolitik als auf Programme, Endziele und Agitationsschlagworte an. Bürgerliche Politiker, die zwischen beiden nicht zu unterscheiden wissen, werden sich gerade so gut wie ein Kautsky den Vorwurf des Doktrinarismus gefallen lassen müssen.

Natürlich können auch die Verhandlungen und Beschlüsse von Mannheim vom Standpunkt der bürgerlichen Demokratie aus noch eingehend kritisiert werden. Stillschweigend ist der Parteitag an den Gründen der sozialdemokratischen Siege von Darmstadt und Altena-Iserlohn vorübergegangen. Recht voreilig prophezeite Herr Singer in seinem Schlußwort, daß bei den Wahlen von 1908 „das gesamte Bürgertum bei der Entscheidung zwischen bürgerlichen und sozialdemokratischen Kandidaten einig und geschlossen gegen die sozialdemokratischen Kandidaten auftreten werde". Die positive Seite der Gegenwartspolitik, insbesondere die Frage, wie die Sozialdemokratie dem Klassenwahlrecht praktisch zu Leibe rücken wolle, ist in Mannheim ganz zu kurz gekommen.

Also — vieles fehlt noch, vieles war noch nicht so, wie es sein sollte. Trotzdem wird die bürgerliche Demokratie sich dadurch von den Scharfmachern unterscheiden, daß sie erklärt: Mannheim bedeutet einen Schritt vorwärts auf der Bahn einer Entwickelung der Sozialdemokratie, wie sie im Interesse einer gesunden nationalen Politik Deutschlands gewünscht werden muß.

H. v. Gerlach.

Jugendfürsorge.

Der Kongreß für Kinderforschung und Jugendfürsorge, der in Berlin vom 1.—4. Oktober in den Universitätsräumen tagte, trug keinen theoretischen, sondern einen ausgesprochen sozialpädagogischen Charakter.

Die behandelten Probleme waren ziemlich mannigfaltig. Aber wenn man bedenkt, daß es neben den Physiologen und Psychologen Aerzte, Pädagogen, Juristen und Jugendfürsorger sind, die sich in das Kind gleichsam teilen, für die es unter verschiedenen Gesichtspunkten Problem und Objekt wird, so kann die Mannigfaltigkeit der Vorträge nicht mehr befremden. Eine ganze Reihe von ihnen gehörte dem Gebiet der theoretischen Psychologie an, wie die über Impressionabilität des Kindes, Begabungsunterschiede, Ideenassoziation, Reaktionszeit im Kindesalter, Farbenbeobachtungen, Anlagen des Kindes, Grundfragen der Psychogenesis usw. Aber auch sie wiesen auf die enge Beziehung zwischen den theoretischen Untersuchungen und der pädagogischen Praxis hin. Es handelte sich nicht um die Theorie um ihrer selbst willen, sondern um der Praxis willen.

Trotz dieser Absicht wurde es namentlich im Laufe der Diskussion offenbar, daß Theorie und Praxis in verschiedenen Ebenen liegen, und so kam es zu einigen Scharmützeln zwischen den theoretischen Psychologen und den praktischen Pädagogen. Sie warfen einander Hochmut und Undankbarkeit vor. Das Trennende wurde stärker betont als das Gemeinsame.

Das Richtige fand sich schließlich in der Mitte: das Spezifische jedes Gebietes in seiner besonderen Fragestellung und Methode wurde hervorgehoben, und so kam die These zur Geltung, daß weder der Pädagoge experimenteller Forschungen der Psychologen entbehren kann, noch der Psychologe ohne weiteres seine Problemstellung und seine Methode auf den Bereich der Schule, auf die Schulbeobachtungen übertragen darf. Kritische Vorsicht in der Wechselwirkung zwischen beiden Gebieten ergab sich als das Richtige.

Statt einer förmlichen Kriegserklärung, die einen Augenblick zu drohen schien, kam es zu Friedensverhandlungen:

„Psychologie und Pädagogik sollen Hand in Hand gehen. Wir Psychologen," sagte Dr. Stern (Privatdozent in Breslau), „bieten als die ersten unsere Hand dar."

„Die Friedensbeteuerungen wollen wir ad notam nehmen und sehen, was sich machen läßt," sprach, wohl der Stimmung der „umworbenen", aber doch etwas skeptischen Pädagogen entsprechend, der Mittelschuldirektor Ufer (Elberfeld), und so kam es zu einem bewaffneten Frieden.

Im Laufe der Verhandlungen berief sich die experimentelle Psychologie, wenn sie angegriffen wurde, auf ihr junges Alter.

Nun, auch die ganze moderne Kinderforschung ist nicht alt. Freilich erlebte sie bereits im 18. Jahrhundert ihre erste, jedoch kurze Blütezeit, wie Dr. Wilhelm Ament (Würzburg) in einem historisch orientierenden Vortrag ausführte. Mit Rousseaus Emil begann das neuere Studium des Kindes. In Deutschland war es Tiedemann, der, unter dem Einfluß von Rousseau und den Philanthropen Basedow und Campe stehend, zum „Vater der Kinderseelenkunde" ward.

Auch die Kinderforscher jener Zeit waren ihrem Berufe nach Pädagogen, Philosophen oder Psychologen, Aerzte und Theologen. Bald aber brach die ganze Bewegung ab. Dem Ansturm der Ideen der spekulativen Philosophie konnte sie nicht standhalten, denn das Experiment hatte damals noch keine Anwendung gefunden, und die Forschung konnte deswegen weder in die Breite noch in die Tiefe gehen.

In Uebereinstimmung damit hob auch Prof. Meumann (Königsberg) in seinem Vortrag über „die wissenschaftliche Untersuchung der Begabungsunterschiede der Kinder und ihre praktische Bedeutung" hervor, daß die moderne wissenschaftliche Kinderforschung der letzten Dezennien erst möglich wurde durch die Anwendung der psychoanalytischen Methode und des Experiments. Die rein beobachtenden Methoden scheidet er sogar aus dem Gebiete der eigentlichen wissenschaftlichen Untersuchung aus.

Die Analyse und das Experiment finden Anwendung auch z. B. im Bestimmen der Begabungsunterschiede, und einzelne Begabungen, die früher als komplexe Erscheinungen vorlagen, gelang es, auf ihre letzten Elemente zurückzuführen.

Der Lehrer aber arbeitet nicht mit solchen in die Tiefe dringenden Analysen, daher hat sich in der Schule ein fehlerhafter Begriff der „Schulbegabung" festgesetzt, der in zu engem Zusammenhange mit dem betr. Schulprogramm steht. Mit diesem wissenschaftlich unzulänglichen Schulbegriff der Begabung hängt es zusammen, daß sich beim Wechsel der Schule das Urteil über einen und denselben Schüler vielfach ändert, ja sogar die einzelnen Lehrer verschiedener Ansicht über ihn sind. Oft auch leisten die auf der Schule als hervorragend geltenden Schüler im späteren Leben nichts, und umgekehrt sind viele große Männer auf der Schule schlecht zur Geltung gekommen.

Daß erhebliche Begabungsunterschiede bei den Kindern vorliegen, hat die exakte Forschung unzweifelhaft gemacht. Vielfach aber gehen die Ansichten darüber auseinander, ob individuelle Begabungsentwickelung oder Begabungsausgleichung erwünscht ist.

Man kann wohl behaupten, daß dieser Gegensatz zwischen den Individualisten und den sozial Gesinnten, welche die Einstellung des Individuums in Reih' und Glied der Gesellschaft fordern, zu jenen zahlreichen fundamentalen Gegensätzen gehört, zwischen welchen unser geistiges Leben gleichsam gespannt ist, und die zu eliminieren weder möglich noch wünschenswert erscheint. Nun ist aber die individuelle Begabung freilich nur bis zu einem gewissen Grade beeinflußbar, und es muß zwischen

dem Anlagemoment einerseits und dem Uebungs- und Erziehungsmoment andererseits geschieden werden.

Hier tritt uns wieder ein prinzipieller Gegensatz entgegen: von Nativisten, die die angeborene psychische Anlage, die Disposition, für allein ausschlaggebend halten, und Empiristen, die alles oder doch sehr viel von Uebung und Erziehung abhängen lassen. Wie viel die Erziehung vermag, und in wie hohem Grade sowohl das kranke wie das gesunde Kind vom Milieu beeinflußt ist, dieses interessante Problem behandelte Professor **Baginsky**, Direktor des Berliner Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhauses, in seinem Vortrag über die Impressionabilität der Kinder unter dem Einfluß des Milieus.

Es kann häufig beobachtet werden, wie bei einer Veränderung des Milieus auch das Krankheitsbild wechselt.

Ein vierjähriger Knabe leidet an Schiefhals. Er ist von den Eltern sehr verhätschelt, daher eigensinnig und weinerlich. Die Behandlung seiner Krankheit zu Hause bleibt erfolglos. Und nun wird das Kind ins Krankenhaus gebracht und dort von **Baginsky** unter der Bedingung des völligen Ausschlusses der Eltern, dagegen mit Ueberweisung an eine selbstgewählte Pflegerin aufgenommen.

Es gelingt bald unter dem Einfluß verständiger, gleichmäßiger seelischer Behandlung — von der Anwendung irgendwelcher medizinischen Mittel ist keine Rede — das Kind dazu zu bringen, den Hals nach links und rechts zu wenden.

Um den Eltern Freude zu machen, gestattet ihnen der Arzt, das Kind zu besuchen. Im selben Moment wird das Kind wieder launisch, weint, und die Starre stellt sich von neuem ein.

Das Kind zeichnet sich eben durch eine rege und rasche Wechselwirkung zwischen den physiologischen und psychologischen Erscheinungen aus. Seine Begriffe und Assoziationen sind außerdem noch locker, daher leicht beeinflußbar, die Einschaltung neuer Vorstellungen und Anschauungen vollzieht sich rasch und ohne Schwierigkeit.

Zu diesen Eigentümlichkeiten gehört noch das starke Hervortreten des Nachahmungstriebes beim Kinde und seine Einschätzung der Phantasie als Wirklichkeit, worauf die Kinderlügen so vielfach beruhen.

Und gerade aus Einsicht in diese Eigenschaft plädiert Professor **Baginsky** warm für den Verzicht der Gerichte auf Kinderaussagen. Für die Ermittlung des objektiven Tatbestandes sind sie vollkommen wertlos, da falsche Vorstellungen sich mit unglaublicher Leichtigkeit im kindlichen Geiste inkrustieren.

Wir kehren zum kranken Kinde zurück. Es hat große Beachtung auf dem Kongreß in seiner pathologischen Ideenassoziation, als sprachgestörtes, taubstummes, blindes, hysterisches, psychasthenisches, schwachsinniges und idiotisches gefunden.

Das Uebel des pathologischen Kindes ist ein tiefgehendes und weitverbreitetes. Davon wissen aber nicht viele: die Kultur zeigt uns zumeist ihre Glanzseite, ihre glänzende Oberfläche, und nur dem forschenden Blick und dem offenen Sinn enthüllen sich ihre Wunden und Schäden.

Betrachten wir z. B. die Zahlen der schwachsinnigen, in Anstalten untergebrachten Kinder, wie sie uns der Vortrag von **H. Weigl** (Lehrer und Herausgeber der „Pädagogischen Zeitfrage" in München) bietet.

Deutschland hat danach gegenwärtig 81 geschlossene Anstalten für Schwachsinnige mit 5219 Schülern; 162 Hilfsschulen mit 14 073 Kindern und 22 Städte mit Sonderklassen nach dem Mannheimer System. Jedoch bleiben noch viele Hunderte von Schwachsinnigen unversorgt. So besitzt Bayern allein 17 Anstalten, und doch mußten in einem einzigen der acht Kreise Bayerns nach der Statistik von 1902 über zweihundert schwachsinnige Kinder unversorgt bleiben, und in Preußen steigt ihre Zahl auf etwa zweitausend.

Ungemein größer ist die Zahl der stotternden und stammelnden Kinder in Deutschland: sie wird auf je 100 000 eingeschätzt. Gewiß ist das Uebel hier qualitativ geringer, jedoch leiden auch diese Kinder moralisch wie auch in ihrem beruflichen Fortkommen schwer darunter. Der Vortragende, Privatdozent Dr. **Gutzmann** (Berlin) hob die Notwendigkeit sozialer Fürsorge für solche sprachgestörten Kinder warm und nachdrücklich hervor.

Ebensowenig ausreichend wie für die Schwachsinnigen, Stotterer und Stammler ist die soziale Fürsorge für die Taubblinden (Vortrag des königl. Taubstummenlehrers **Riemann**, Berlin). Ihre Zahl beträgt in Preußen 215.

Wie weit solche Unglücklichen zu fördern sind, das zeigen die allbekannten Beispiele von Laura Bridgmann und Helen Keller. Freilich steht die letztere auf ganz einsamer Höhe, die kaum je zum zweitenmal unter diesen Umständen erreicht werden dürfte.

Bei der überwiegenden Mehrzahl handelt es sich ja nur darum, diese unglücklichen âmes en prison, nach der treffenden Bezeichnung von Prof. **Arnold**, einem menschenwürdigeren Dasein mit seinen Betätigungen und kleinen Freuden zuzuführen.

Wie langsam die Fortschritte hier sind, wie mühevoll, wie viel Kunstfertigkeit und Geduld der Unterricht erfordert davon kann man sich kaum eine Vorstellung machen. Und wie kümmerlich ist doch schließlich im Verhältnis zum normalen Durchschnittskinde der erreichbare Erfolg, wenn er auch, an den Schwierigkeiten gemessen, enorm groß ist.

Zwei solcher unglücklichen Geschöpfe im Alter von sieben und dreißig Jahren wurden dem Kongresse vorgeführt. Angenehm auffallend an ihnen war die Freundlichkeit ihres Gesichtsausdruckes. Das kleine Mädchen war spielerisch und sogar neckisch zu seiner Erzieherin.

Und so beschleicht uns der Zweifel nur für einen Augenblick, ob die für sie aufgewandte Mühe nicht besser anderwärts verwendet werden könnte, um dann doch der Bewunderung und Sympathie für die Aufgaben und das Werk der Heilpädagogik und sozialen Fürsorge Platz zu machen.

Auf dem Kongreß fanden beide beredte und überzeugte Vertreter, welche großzügige soziale Gesinnung und Idealismus des Glaubens und der Tat in einer echten und kraftvollen Weise zum Ausdruck brachten.

So skizzierte Geh. Admiralitätsrat Dr. **Felisch** (Berlin) die Aufgaben der Fürsorge für die **schulentlassene Jugend** und rief die bürgerliche Gesellschaft zur Hilfe und Mitarbeit auf. Das Patronagesystem wies er ab und erkannte nur das Pflegersystem als werktätige Hilfe durch eigene Arbeit an.

Schwierige und mannigfaltige Aufgaben liegen da vor. Auch gehört die Fürsorge für die **schulentlassene** Jugend zu den allerschwierigsten pädagogischen Problemen im Gebiete der Jugendfürsorge. Dies wurde schon auf der Berliner Junikonferenz*) (1906) der Zentralstelle für Jugendfürsorge hervorgehoben. Wiederholt hieß es dort: „Das Buch der Pädagogik für diese Zöglinge soll erst geschrieben werden." Und Herr Pastor **Platz** (Erziehungsdirektor am Urban-Zehlendorf) fügte damals hinzu: „Die Praxis in der Behandlung dieser Jugendlichen soll erst gelernt sein."

Es handelt sich also um sozial wie pädagogisch schwierige Aufgaben und daher Aufgaben für Optimisten, die vor den Schwierigkeiten nicht verzweifeln, sondern den Kampf aufnehmen, in der tiefsten Ueberzeugung, daß die fürsorgebedürftige Jugend zu Kulturmenschen herangebildet werden **muß**.

Nachdem Psychologen, Aerzte und Pädagogen ihre Probleme und ihren Standpunkt dargelegt hatten, ergriffen auch die Juristen das Wort. Landgerichtsrat **Kulemann** (Bremen) behandelte die Fragen, die sich aus der Verletzung von Strafgesetzen durch jugendliche Personen ergeben.

Schon der Begriff der „Jugendlichen" ist ein Problem. Der Abgrenzung dieser Klasse liegt in der heutigen Strafgesetzgebung das Prinzip der Einsichtsfähigkeit in die Strafbarkeit der begangenen Handlung zugrunde. Man ist aber ziemlich einig über die Unzulänglichkeit dieses Bestimmungsmomentes, wenn auch aus verschiedenen Gründen.

Ein Beispiel dieser Unzulänglichkeit führte von **Rohden** an: es kann vorkommen, daß, wenn zwei Burschen einen Diebstahl begangen haben, einer, bei dem keine Einsicht in die Strafbarkeit seiner Handlung vorlag, für drei Jahre in eine

*) Ihre Verhandlungen sind nunmehr im Verlag Carl Heymanns in Berlin erschienen.

Besserungsanstalt geschickt wird, während sein „einsichtigerer" Kamerad mit drei Monaten Gefängnis davonkommt.

Kulemann hab hervor, daß Einsicht ein rein intellektualistischer Faktor ist: der Wille bleibt ganz unberücksichtigt. Wie oft aber begehen Menschen strafbare Handlungen bei klarer Einsicht aus schwachem Willen, nicht imstande, der Versuchung zu widerstehen. Beide Momente, das intellektualistische wie das voluntaristische, sind jedoch anthropologischer Natur; **Kulemann** möchte sie durch die pädagogische Grundlage ersetzen und das Unterscheidungsmoment in die Art der **staatlichen Reaktion** gegen das begangene Unrecht legen.

Die Jugendlichen stehen in der Mitte zwischen den Kindern, auf die Erziehung allein anwendbar ist, und den der Bestrafung unterliegenden Erwachsenen. Die Reaktionsart gegen sie (ob Erziehung oder Strafe) sollte daher nicht gesetzlich fixiert werden, sondern vielmehr dem Richter überlassen bleiben, der sie unter Berücksichtigung der Individualität des Täters und der näheren Umstände der Tat zu bestimmen hat.

Als die Grenze zwischen Kindern und Jugendlichen ist das vierzehnte, zwischen Jugendlichen und Erwachsenen das einundzwanzigste Lebensjahr anzuerkennen. Gegen schulpflichtige Kinder soll niemals ein gerichtliches Verfahren stattfinden: mit vierzehn Jahren werden aber die Kinder aus der Schule entlassen.

Die praktische Erfahrung der Gerichte spricht gegen die jetzige obere Altersgrenze (achtzehn Jahre); und da außerdem die Vertragsfähigkeit an das Alter von einundzwanzig Jahren gebunden ist, so wäre es nur billig, an dasselbe auch die **normale** strafrechtliche Verantwortung zu knüpfen.

Wenn auf strafrechtliche und nicht erzieherische Maßregeln erkannt wird, muß der Vergeltungsgedanke den Jugendlichen gegenüber ganz zurücktreten. Die Strafe soll auch derart sein, daß sie den jugendlichen Verbrecher zur Besserung führt.

Nun liegt aber dem geltenden Strafrecht und den Strafgerichten der Vergeltungsgedanke viel näher als der Erziehungswert. Daher müßten besondere Jugendgerichte geschaffen werden, die dem Formalismus und handwerksmäßigen Betrieb sich möglichst fern halten. In ihnen gebührt dem Pädagogen und dem Arzt nicht bloß als Sachverständigen, sondern als vollberechtigten Beisitzenden nach Art der Schöffen neben dem Richter Platz. Ueberhaupt ist das ganze Verfahren nach dem Vorbilde des schöffengerichtlichen zu gestalten.

In diesem an prinzipiellen Gesichtspunkten reichen Vortrag gab der Gefängnisgeistliche Dr. **von Rohden** (Düsseldorf-Derendorf) ein Korreferat. Auch er erkennt die volle Berechtigung der Forderung an, Jugendliche in Gefängnissen von den erwachsenen Verbrechern zu isolieren. In der Praxis stößt man allerdings dabei auf große Schwierigkeiten, es müßten denn besondere Gefängnisse für Jugendliche gebaut werden.

Das Gefängnis wirkt sonst meist verderblich auf jugendliche Gelegenheitsverbrecher und diejenigen, die nur das Strafgesetz übertreten haben, ohne „Verbrecher" genannt werden zu können. Die Gefängnisstrafe, sei es auch nur von einem Tage Dauer, läßt auf ihnen einen Makel haften, und so fürchten sie sich im hohen Grade davor.

Anders ist es bei manchen Zwangszöglingen, den wirklichen jugendlichen Verbrechern: sie hassen oft die Fürsorgeanstalten und lassen in solchen Fällen nichts unversucht, um sich Gefängnisstrafe zuzuziehen: in dieser Absicht mißhandeln sie z. B. ihre Wächter; sogar falsche Selbstdenunziation kommt vor.

Die Fürsorgeanstalten degradieren sie in den Augen ihrer Bekannten und Kameraden nicht weniger als Gefängnisstrafe. Im Gefängnis gibt es aber wenigstens keine Züchtigungen; auch widerstrebt ihnen der Gedanke des Erzogenwerdens: sich als Erwachsene fühlend, ziehen sie es vor, die Strafe zu tragen.

Hier kommen wir wieder zu den pädagogischen Fragen der Behandlung der schulentlassenen Jugend und der Organisationsart der Besserungsanstalten. Wer soll an ihrer Spitze stehen: ein Arzt oder ein Pädagoge? Auch diese Frage fand Berücksichtigung auf dem Kongreß in einer lebhaften Diskussion. Die andere aber, ob denn nicht manche von den so schwer lenkbaren jugendlichen Verbrechern weder ins Gefängnis noch in eine Besserungsanstalt, sondern vielmehr in ein Irrenhaus gehören, wurde nicht eingehender erörtert. Daher möchte ich an die Worte des Dr. **Klumker** auf der schon einmal erwähnten Junikonferenz der Zentralstelle für Jugendfürsorge erinnern:

„Jede Irrenanstalt kann Ihnen unter ihren Insassen frühere Zwangszöglinge zeigen, die in keiner Familie, in keiner Anstalt gut taten, die mit keinen Mitteln der Disziplin zu bezwingen waren, die das denkbar schlechteste Zeugnis erhielten und meist ungebessert entlassen wurden, bis endlich ihr Glück sie in die Irrenanstalt führte, unter deren Regime sie bald gut zu lenken und verhältnismäßig nützlich zu verwenden waren."

Alle auf dem Kongreß behandelten Probleme sind so zeitgemäß und so aus dem Leben gegriffen, daß man es mit lebhafter Zustimmung begrüßen kann, wenn sogleich ein neues Komitee (Trüper, Neumann, Rein und Köhne) gewählt wurde, welches die Vorbereitung für den nächsten, in zwei bis drei Jahren stattfindenden gleichartigen Kongreß auf sich genommen hat.

Dr. phil. **Maria Raich.**

Reinhold Begas.

Es sind jetzt fast auf den Monat achtundfünfzig Jahre, seit Reinhold Begas als blutjunges Bürschchen in die Werkstatt von Christian Daniel Rauch in Berlin eintrat; es war im November 1848. Reinhold Begas zählte damals siebzehn Jahre; sein greiser, aber noch vollkräftiger Lehrer Rauch, der 1777 geboren, war einundsiebzig. Rauch arbeitete zu jener Zeit am Friedrich-Denkmal; das Werk schritt der Vollendung bereits entgegen.

Der Herrscher auf dem Gebiete der monumentalen Plastik bei uns war damals Rauch. Heute ist es in Berlin Reinhold Begas, und eine Ausstellung der Werke dieses Fünfundsiebzigjährigen hat man jetzt zusammengebracht. Die Ausstellung in der früheren Hochschule für Musik bietet ein hohes Interesse. Sie zeigt den Weg von Rauch zu Begas; den Weg von jenem kargen, dürftigen, sauertöpfischen Königreich Preußen der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, das die Kräfte barg zum Wiederaufbau des neuen Deutschlands, bis hin zur Vollendung und zur Entfaltung des Reiches in Mächtigkeit, aber auch in Prunk. Der Plastiker jener Zeit war Rauch. Der Plastiker dieser Zeit ist Reinhold Begas.

* * *

Reinhold Begas ist ein Techniker von außerordentlichem Können, und Reinhold Begas verfügt über eine reiche plastische Phantasie. Die Bewegungen der Körper und die Gewänder fügen sich ihm ohne Zwang, eigenartig zu belebten Formen von malerischer Wirkung zusammen. Dabei ist der Nachdruck auf das Wort „malerisch" zu legen. Die Wirkung der Form als Form ist ihm fast immer die Hauptsache; sie ist ihm die Hauptsache, weil er auf diesem Gebiet souveräner Herrscher ist; weil seine Begabung in diesen Grenzen eine ursprüngliche und große.

Er ist ein Formentalent nach der malerischen Seite, das sehr hoch zu stellen ist, und demgegenüber tritt die eindringende Charakteristik, der die Form nur dient, weit in den Hintergrund.

Die frische und die gesunde Ungezwungenheit der Begasschen Phantasie sah wie Realismus aus, und da er als ausgezeichneter Techniker sich verlockt fühlte, sein Können zu zeigen, indem er vom Modell recht viel auf das Werk hinübernahm, so kam Begas zur Zeit seines Aufstiegs in den Ruf, ein Revolutionär, ein Realist oder selbst ein Naturalist zu sein.

War man übelwollend gegen Rauch, so nannte man ihn einen steifen, kalten, blutleeren Klassizisten, der in abgestorbenen Formen weiter arbeitete, und war man wohlwollend für Begas, so bezeichnete man ihn als einen lebensprühenden Realisten, der die Plastik aus dem Bann überkommener Formen befreit hat.

Es ist richtig, daß Begas ein neues, frisches Element in die Plastik einführte; aber es ist nicht richtig, daß Begas ein Realist ist.

Der geistlose Realist geht darauf aus, zu sagen, was ist; der geistvolle Realist geht darauf aus, das, was ist, zu benutzen zur eindringlichsten Charakteristik.

Die tiefgehende Charakteristik ist niemals das Hauptziel des Begasschen Strebens gewesen, und die tiefgehende Charakteristik ist ihm nicht oft geglückt. Er war und blieb ein großes Formentalent, und auch sein Realismus dient nur dekorativen Zwecken.

Reinhold Begas ist ein Plastiker, der einzelne realistische Züge benutzte, um dem überwiegend Malerischen, dem dekorativen Element in seinen Werken, das sich bis zum Opernhaften steigern konnte, einen starken Hauch von gesunder Frische zu verleihen, und das ist ihm gelungen.

In einer Bilanz, die zwischen ihm und Rauch aufgestellt wird, ist also ganz gewiß nicht einzutragen: Hier Realist und dort Klassizist.

* * *

Aus der Veranlagung für die malerische Form, aus dem Blick für das realistische Detail und aus der Meisterung des Stoffes durch technisches Können, aus allen diesen Gaben, die man als Oberflächenfähigkeiten bezeichnen kann — und Begas verfügt über sie in selten hohem Grade — wuchs ein Plastiker hervor, der erklärlicherweise wahrhaft groß im Genrehaften sein konnte.

Das Gebiet des Genrehaften ist vor allem die lieblich arrangierte Wirklichkeit; lieblich und reizvoll im Inhalt; lieblich und reizvoll in den Formen; lieblich und reizvoll-malerisch in den umgebenden Linien, und dabei belebt von jenem Begasschen Realismus, dem der Mann nicht göttlich — er interessiert ihn weniger — und dem das Weib keine Göttin und dem Psyche keine Bewohnerin des Olymps ist, sondern die Frau ist Frau, und wenn sie auch einen Kentauren bestiege, und wenn sie auch auf dem zottigen Schoße Pans säße, und die Mädchenknospe ist Mädchenknospe, und die eine wie die andere und sie alle, die Begas mit so viel Verständnis bildete, von schönen, sinnlich schwellenden Formen. Einen Tempel bewohnen sie nicht, und auf einem öffentlichen Platze müßten sie mit ihren verwöhnten Gliedern frösteln; aber in den Reichtum einer vornehmen Villa oder in einen Wintergarten mit schwerer, warmer Luft oder in einen sommerlichen, wohlgepflegten Park mit versteckten, lauschigen Ecken — dahin gehörten sie, und man wird sie mit hohem künstlerischem Behagen betrachten, mit echter künstlerischer Freude und zugleich mit jenem recht irdischen sensuellen Genuß, der bedauernd sich sagte: Sie bleiben hier, und wie wohl würden sich Venus und Psyche fühlen drinnen im gewählten Komfort auf den weichen Decken meiner ganz modernen Villa.

Es ist die ungöttliche, schöne, uns sehr nahestehende Menschlichkeit; es ist die Plastik auf dem Niveau jenes reichgewordenen, verfeinerten Bürgertums der siebziger Jahre, das im neuen Reich die Kultur behaglich und bequem zu genießen begann, das Heyse und Fontane geschildert haben und dessen Behagen noch nicht gestört und dessen Selbstgefühl noch nicht erschüttert ist durch die gellenden Klagen und die grollenden Anklagen aus den Tiefen des Lebens.

Es war damals weder Bedürfnis noch Mode „sozial" zu empfinden, und jene realistische Kunst, deren tiefste Wurzeln und lebensvolle Bedeutung in der heutigen mächtigen sozialen Bewegung stecken, — sie hatte Bürgerrecht, das heißt Daseinsberechtigung unter dem Bürgertum noch nicht erlangt.

Begas ist der Bildner gesunder Sinnlichkeit und gesunder Lebensfreuden; diese Sinnenfreuden, abgemäßigt auf nördlichen Maßstab und auf bürgerlich zulässige Wohlanständigkeit, eine Wohlanständigkeit, die zu frei ist für ängstliche Prüderie und zu wohlerzogen für rücksichtslose Extravaganz.

Begas, der als Revolutionär gegenüber Rauch bezeichnet wurde, ist uns heute der Plastiker der Bourgeoisie des neuen Reiches. Und wahr ist eins. Wenngleich Begas kein Revolutionär war, so bedeutete doch der Umschwung vom alten Preußen zum neuen Reich eine Revolution.

Im alten, korrekten Preußen, voll Energie und Tüchtigkeit, gab es einen Staat, der sich, zögernd und rechnend, den Luxus einer öffentlichen Plastik gestattete, um die großen Augenblicke des öffentlichen Lebens, die Fridericianische Zeit und die Befreiungskriege, im Denkmal festzuhalten. Das tat Rauch. Und dann brachte das neue Reich den Reichtum und das Selbstgefühl dem Bürgertum, und deren Bildner war Begas.

Das Beste, was er geschaffen, liegt in dieser Sphäre.

Die wundervoll komponierte Gruppe „Kentaur und Nymphe", „Pan und Psyche" voll Reiz; „Mutter und Kind"; „Venus und Amor"; „Susanne"; um einige Werke zu nennen, und hier schließen sich auch an köstliche Kindergestalten für dekorative Zwecke und als Zusammenfassung und Steigerung ins Monumentale all dieser erheblichen Fähigkeiten: der Begas-Brunnen vor dem Schloß in Berlin; ein großartiges Dekorationsstück: Kinder; Wasserkentauren; Tiere; Felsmassen; oben der thronende Neptun, halb Majestät, halb Seebär vom Maskenball; eine glückliche Mischung ernster und komischer Elemente, so recht geschaffen für einen Gott, der nichts zu tun hat als paradierend auf einem Brunnen zu thronen; und unten schöngliedrige, mächtige Frauengestalten, die den Rand umlagern; eine Fülle voll Phantasie gruppierter Glieder, Leiber, Linien, ein rechtes Stück großer, dekorativer Kunst.

Die liebliche, genrehafte Idylle, voll intimen, sinnlichen Reizes, das sinnliche Element durch naturalistische, unmittelbar dem Modell entlehnte und mit großer technischer Meisterschaft festgehaltene Detail uns näher gebracht und die Gesamtwirkung doch auf künstlerischer Höhe erhalten durch die Weisheit edler Linienführung voll plastisch dekorativer Wirkung, und dann das ganz große Dekorationsstück — zu solchen Zielen führte Begas die Kunst; das waren neue Ziele bei uns. Er erreichte sie vielfach mit Meisterschaft.

Diese seine Straße führte sicher weitab von der Straße Rauchs, dessen letztes Ziel die ernste, charaktervolle Monumentalität war; das Denkmal, das eindrucksvoll an Großes erinnern sollte, und das tat Rauch, wenngleich nicht immer ohne daß seine Werke unter einem Anflug von Kühle und Gebundenheit litten.

* * *

Wenn Begas als ein Rivale und als der Fortsetzer Rauchs unter neuen Voraussetzungen erschien, so geschah es, weil er mit seinen Fähigkeiten auch an ernste und leidenschaftliche, große und monumentale Stoffe sich wagte.

Den Uebergang in diese Sphäre bildet „der Raub der Sabinerin". Es könnte eine Szene voll Pathos sein, wie da ein rauher Krieger, der Jugend entwachsen, eisenhart in seiner Muskulatur, das junge, blühende Weib mit dem schwellenden, weichen Fleisch quer vor seine Brust geworfen hat, sie umklammert und schnellen Laufes mit der sich ohnmächtig Sträubenden davoneilt. Die Gruppe sollte voll von echtem Pathos sein; sie könnte wirken wie wilde Rauheit des Krieges, und sie wirkt mit ihren wohl abgewogenen Formen doch nur wie eine schöne, sinnlich reizvolle Antithese von männlicher Kraft und weiblicher Weichheit in glücklichstem Rhythmus posiert zu einem lebenden Bilde.

Oder da ist der Strousbergsche Sarkophag. Nichts Bannendes von dem Ernst der Todesstunde und nichts Bannendes von dem Ernst des Todes.

Der Sterbende hingestreckt auf seinem Lager; zu seinen Füßen liebliche Putten mit Kränzen; sie müßten nicht gar anders gebildet sein, wenn sie ein Hochzeitsbett mit Blumen bestreuten, und zu Häupten eine weibliche Gestalt, die dem Sterbenden die erschlaffende Hand hält, pompös in pompösen Gewändern und in pompöser Haltung, der nackte, zierliche, überzierliche Fuß sinnlich reizvoll und kokett gegen ein am Boden gut plaziertes umgeworfenes Stundenglas gestreckt. Man empfindet vor diesem Künstler des Arrangements den größten Respekt, und voll Mißempfindung bedauert man nur eines: daß er auch die Todesstunde benutzt, um ein lebendes Bild zu stellen. Hier zeigt sich die Grenze von Begas' Können, und aus seiner Fähigkeit die

Form zu beherrschen, und aus seiner Unfähigkeit einen tiefen, ernsten Inhalt zu erfassen, ergibt sich dann jenes Mißbehagen, das seine Kunst erzeugen kann.

Rauch verzichtete darauf, in seinen Sarkophagen so amüsant zu sein; aber die Ruhe des Todes wußte er zu geben und manchmal auch des Todes stillen, heiligen Ernst.

* * *

Die wahre Monumentalität ist ohne bedeutenden, ohne großen Inhalt undenkbar. Das Genrehafte und das Monumentale schließen einander aus. Man kann nicht das sinnlich behagliche Genießen pflegen und zugleich fühlen und Denken auf ernste Höhen heben.

Das Monumentale ohne großen Inhalt ist kalt und leer bei den Künstlern karger Phantasie; und bei den Künstlern ohne tiefen Gehalt, doch reicher Phantasie wird das Monumentale ein dekoratives Prunkstück; die Leere steckt in beiden, nur in verschiedenem Gewande.

Welche Gefahr für Begas bestand, ist augenscheinlich.

Nur einmal überwand er sie nach meiner Ansicht: im Berliner Schillerdenkmal.

Gewiß sind auch diese Sockelfiguren genrehaft, aber sie sind doch zugleich trotz allem Haften am Modell von einer Schärfe und Originalität der Charakteristik, die sie der großen Kunst anreihen, und der Schiller droben in seinem steifen Schreiten, wie unbewußt mit der krallenden Hand den Mantel haltend, ein Bild des tiefinnerlichen Bewegtseins, eine von der Außenwelt abgewandte, seherische in sich gestaltende Größe — das ist ein Gipfelpunkt Begasscher Kunst.

Die intime Gestaltung, die dem Genre eigen, verleiht in diesem Denkmal der Monumentalität die höchste Lebendigkeit, und wenn man das Denkmal auf diesem Platz für zu klein erklärt hat, so liegt in dem Vermeiden größerer Dimensionen hohe künstlerische Weisheit; denn nur in diesem Ausmaße konnte das Genrehafte zur Monumentalität gesteigert werden.

Hier hätte die Rivalität mit Rauch ansetzen können, aber die spielenden Elemente, die Freude am Dekorativen überwog bei Begas und die Linie führte herab zum Bismarck- und zum Kaiser Wilhelm-Denkmal, die schöne Einzelheiten aufweisen, die sinnlich reizvoll, technisch erstaunlich, die pompahaft sind, und doch als Ganzes geschmacklos wie eine Ballettapotheose, wo alles und jedes, Menschen und Tiere, Genien und Löwen schließlich keine höhere Bedeutung haben, als die, zur Dekoration zu dienen. Und selbst diese dekorative Kunst versagt bei Bismarck.

Und so ist Begas weder ein Fortsetzer noch ein Rivale von Rauch; Rivale nur insofern, als auf den Plätzen des kaiserlichen Berlin die Werke von Begas, und auf den Plätzen des königlichen Berlin die geschlossenen, prätensionslosen und doch eindrucksvollen Monumente Rauchs sich erheben.

* * *

Noch einige Worte müssen der Porträtkunst von Begas gewidmet werden. Ein Künstler, der ein so großer Techniker ist, hat natürlich Porträtbüsten von Vollendung geschaffen. Bekannt sind sein Menzel, sein Bismarck, sein Moltke, die Büste der üppigen Frau Hopfen, die kein Bildhauer vollkommener hätte schaffen können als Begas mit gerade seinen Anlagen. Es scheint mir, daß der Preis dem schwierigen Menzelporträt zuzuweisen ist, dieser Halbfigur in realistischer Bekleidung, wobei die Bekleidung zum Mittel einer verschärfenden Charakteristik der Menzelschen Persönlichkeit benutzt wird.

Begas hat gewiß die Möglichkeit gehabt, seine Kräfte zu entfalten, und doch muß man bedauern, daß er nicht in der Lage war, zwei seiner Entwürfe auszuführen: die Büsten der beiden Humboldt auf hohem Sockel mit je zwei Genien zu den Seiten. Man hätte das vorhandene große Denkmal Alexanders von Humboldt und andere große Schaustücke willig darangegeben können.

Diese Entwürfe, die damals von der Konkurrenz wegen formaler Gründe ausgeschlossen wurden, zeigen ein harmonisches Zusammenfließen der besten Anlagen, über die Begas verfügt; zwei Porträtbüsten auf hoher Säule und in genrehafter, lebensvoller Freiheit um diese Säulen gruppiert, die Genien. Wie glücklich könnten wir sein, wenn wir bei Dutzenden unserer Statuen die langweiligen, nichtssagenden Körper in langweiliger, nichtssagender, moderner Tracht los wären, und wenn wir in Ausgestaltung der Hermenform zu beleben, ästhetisch wohlgefälligen Bildwerken gelangten, wie sie diese Begasschen Entwürfe versprachen.

Man kann von diesen Begasschen Arbeiten nicht scheiden, ohne der Büste zu gedenken, die die Tochter des Bildhauers darstellt.

Bei Begasschen Büsten ist nicht selten zu bemerken, — und selbst in gewissem Grade bei seinem Bismarck und Moltke, — daß durch Häufung wunderbar lebendiger naturalistischer Details das Einheitliche der Charakteristik leidet und gestört wird; man kann sagen, daß die Bildhauergeneration vor Begas bei größerer Glätte, die nicht selten langweilig wirkt, doch die geistige Individualität in den besten Werken klarer, geschlossener zum Ausdruck brachte. Aber eine Büste aus der Hand von Begas steht den edelsten Werken der Renaissance nicht nach, und sie ist doch mit modernem Leben erfüllt: die Büste seiner jugendlichen, herben Tochter; wie großzügig und schlicht in den Linien; wie bezwingend geschlossen im Ausdruck, wie lebensvoll ohne jene überflüssige Detaillierung, die das Lob für den Techniker wachsen läßt und für den Künstler mindert — eine wundervolle Leistung.

* * *

Die Linie der Entwicklung, die von den Freiheitskriegen herkommt, zeigt — ich glaube — auf allen Gebieten produktiven geistigen, künstlerischen Schaffens einen Bruch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Jene jüngere Generation, die alsdann emporkommt, vielfach reich begabt, für das Detail groß und eigenartig, ermangelt der Kraft und der Zähigkeit, auf die größten Ziele mit Festigkeit und entsagungsvoller Konsequenz loszuschreiten. In dem Leben, das freier geworden und das leichter zu führen, sprießen zahlreicher die Blüten auf, aber es gibt keine Bäume mehr von so stolzem, mächtigem, knorrigem Wuchs wie jene, über die die Stürme der napoleonischen Zeit dahingebraust waren, oder jene jüngeren, die in dem Druck und der Enge, die diese furchtbaren Jahre zurückgelassen, aufgewachsen sind.

Auch in der Bildhauerkunst bei uns zeigt sich dieser Bruch. Auf das Berlin, dem Rauch bildhauerisch den Charakter aufgeprägt hat, folgt das Berlin, dessen Bildhauer Reinhold Begas wurde.

Würde man ihn nur nach seinen offiziellen monumentalen Leistungen kennen, man würde ihn, den ausgezeichneten Bildhauer vor allem im Gebiete des lieblich-sinnlichen Genres, nicht hoch einschätzen. Auf die monumentale, solide Tüchtigkeit, die in ihrer Zurückhaltung der Größe nicht ermangelte, folgt die dekorative Pracht, die eine üppige künstlerische Phantasie und ein ungewöhnliches Können nur benutzt, um über den Mangel an Gehalt hinwegzutäuschen.

Man muß zugeben daß Begas das offizielle Deutschland künstlerisch repräsentiert; aber daß dieser offizielle Begas die Kunst weitergebracht hat, kann man nicht sagen. Sein bleibender Ruhm liegt darin, daß er die Plastik schuf für jenes selbstzufriedene, behagliche Bürgertum, das es sich im neuen Reiche knappe zwei Jahrzehnte hindurch wohl sein ließ; es empfand die Welt wie Reinhold Begas, der Bildhauer, und wie Paul Heyse, der Dichter, und wie Gustav Richter, der Maler. Wir lernten hier im Norden die schöne Form lieben, das war nicht wenig, und den künstlerisch sinnlichen Genuß, den große Formenkünstler uns vermittelten.

Heute stehen wir bereits an anderer Stelle.

P. Nathan.

Das Werden der englischen Sprache.

Es nützt nichts, Ausreden vor sich und den anderen zu suchen oder die Schuld auf ahnungslose Leute zu schieben: die Tatsache ist nicht zu bestreiten, daß wir beim Abgang vom Gymnasium, nachdem wir uns rund zehn Jahre wesentlich — um nicht zu sagen ausschließlich — mit dem Wort geplagt haben, keine Vorstellung haben vom Leben des Wortes, und was schlimmer ist, nicht das geringste Bedürfnis empfinden, uns über das Mysterium der Sprache den Kopf zu zerbrechen; Sprachpsychologie, Sprachgeschichte sind der großen Mehrheit der Gebildeten immer noch mit sieben Siegeln verschlossen.

Als vor einigen Wochen die Nachricht durch die Blätter ging, der Präsident der nordamerikanischen Republik habe eine Vereinfachung der englischen Rechtschreibung angeregt, konnte man die seltsamsten Aeußerungen über die Anregung hören. „Welcher Blödsinn!" sagte ein englischer Dichter ersten Ranges, „welcher Vandalismus, an die Sprache Shakespeares die frevelhafte Axt zu legen!"

„Was sagen Sie nur zu dem unglücklichen Einfall dieses Draufgebers?" meinte ein großer Verehrer der englischen Sprache und Literatur. „Der Mensch will ja das innerste Gewebe der englischen Sprache zerstören, er mordet einfach die Seele dieses schönen Körpers!"

„Wie so?" fragte ich erstaunt.

„Sehen Sie einmal! Wenn er will, daß man nicht mehr gaol (Kerker) schreibe, sondern jail, meinetwegen; wenn er statt rough (rauh) durchaus ruf haben will, habeat sibi; aber gliind (gesammelt) statt gleaned — nein und abermals nein, weil eine solche Reform die Wurzel vernichtet, die Bildungssilbe entstellt! Bei gleaned weiß ich woran ich bin: glean ist Wurzel, ed ist Suffix — aber was fängt ein Mensch mit dem seelenlosen Ungetüm gliind an? Und noch ein Beispiel, wie es mir gerade einfällt: wenn ich cupboard lese, weiß ich, woran ich bin, „Tassenbrett", Gestell für Geschirr, woraus sich dann die späteren Bedeutungen sehr einfach erklären lassen; aber was wird sich ein Mensch denken können, wenn Herr Roosevelt seinen Unsinn durchsetzt und cubberd geschrieben wird? Ich bitte Sie — cubberd!" Die Empörung eines Swinburne, eines Gosse, meines temperamentvollen Freundes, ist nicht in hinreichender Weise durch die Abneigung vor allem Neuen und Ungewohnten zu erklären; ihr Unbehagen bei dem Gedanken an eine phonetische Rechtschreibung geht, ohne daß sie sich darüber klar werden, auf tiefere Gründe zurück. Wären sie einigermaßen linguistisch — beileibe nicht mit „philologisch" zu verwechseln! — geschult, so würde der Vorschlag Roosevelts alle Schrecken verlieren, die Herren würden vielmehr nach dem Beispiel der großen Sprachforscher Englands und Amerikas ihre Kräfte zur Verfügung stellen, um die längst zum unabweisbaren Bedürfnis gewordene Reform der englischen Orthographie zu fördern.

Was die Herren vor allen Dingen aus der Sprachgeschichte lernen könnten, wäre die Erkenntnis, daß wir modernen Papiermenschen die Bedeutung des Auges für das Werden und Wachsen der Sprache sehr überschätzen. Daß in früheren Zeiten ausschließlich das Ohr das aufnehmende Organ war, daß der Sprechende ausschließlich an das Gehör seines Gegenübers dachte, bedarf keiner Belege; aber selbst in unseren Tagen der Zeitung und des billigen Buches wird nur ein winziger Bruchteil der täglichen Verbrauchsmenge von Sprachvorstellungen durch das Auge vermittelt. In Handel und Wandel, im praktischen Verkehr geht die Verständigung der Menschen immer noch von Ohr zu Ohr, für die lebende Sprache, die da wird, wächst, vergeht wie jeder Organismus, kommt immer noch in erster Reihe das Ohr für die Aufnahme in Betracht. Das wissen die modernen Schulmänner und wenden sich daher hauptsächlich an das Gehör ihrer Schüler. Für das Gehör aber ist es ganz gleichgültig, ob gleaned oder gliind geschrieben wird, cupboard oder cubberd; für die lebendige Sprachauffassung kommt einzig und allein die Aussprache das Gehörte in Betracht. Und gerade das verdrießt uns Unglücksmenschen, die wir im Dienste der Schrift stehen: das Auge hat bei uns fast ganz die Vertretung des Ohrs übernommen und sträubt sich begreiflicherweise dagegen, auf einmal abgedankt, kaltgestellt zu werden, wenigstens zu einer untergeordneten Stellung herabzusinken.

Das zweite Moment durch das sich ihr Widerstreben gegen die Reform der Rechtschreibung erklärt, liegt in dem geschichtlichen Sinn der hochgelehrten Männer, der sich begreiflicherweise gegen die Vergewaltigung durch das Gegenwartsbedürfnis auflehnt. Gewiß, gleaned und cupboard stellen für das Auge sofort den Zusammenhang mit dem Gewesenen her, wie der appendix an die Vorgeschichte des Menschengeschlechts erinnert. Aber wie kommen die kleinen Kinder dazu, unter dem Widerspruch von Aussprache und Schrift zu leiden, wenn eine leichte Operation an dem Bilde der Sprache ihn entfernen kann, während der geschichtliche Sinn bei einigem guten Willen den Zusammenhang mit der Vergangenheit immer leicht herstellen wird?

Die Sprachgeschichte könnte die Herren Swinburne und Gosse belehren, daß die englische Rechtschreibung von heute weit davon entfernt ist, ein treuer Spiegel von Shakespeares Sprache zu sein, und die Einwendung, daß Roosevelts Rechtschreibung das innerste Gewebe zerstöre, ist leicht mit der Bemerkung zu entkräften, daß die heutige Rechtschreibung dieses Zerstörungsgeschäft ohnehin sehr gründlich besorgt: warum verlangen die Herren nicht, man solle meeted statt met (getroffen) schreiben, um die Anatomie des Wortes dem Auge erkennbar zu machen? — — —

Doch ich wollte ja nicht von der geplanten Reform der englischen Rechtschreibung sprechen, sondern von dem Mangel an Einsicht in bezug auf Wesen und Werden der Sprache. Die Ueberschätzung jener mechanischen Gleichmäßigkeit, die der Schulmeister korrektes Sprechen und Schreiben nennt und die unsere armen Jungen mit so viel Mühe und Widerwillen lernen (aber selten erlernen), hängt im letzten Grunde mit diesem Mangel zusammen. Deshalb ist jede von kundiger Seite ausgehende Schrift, die den Zweck hat, sprachwissenschaftliche Aufklärung zu verbreiten, mit Freude zu begrüßen. Das laufende Jahr hat uns ein ganz vortreffliches Buch dieser Gattung gebracht *). In einer Fachzeitschrift würde ich dem Verfasser allerlei Vorwürfe machen, vor allen Dingen würde ich ihn sehr hart anfahren, weil er meine Bücher, die ich doch mit ehrlichem Schweiße geschrieben habe und denen er manche Aufklärung verdankt (z. B. im Kapitel vom Gerundium!), nicht erwähnt, aber an dieser Stelle habe ich nur Anerkennung für das nach allen Richtungen anregende, offenbar von langer Hand vorbereitete, wohldurchdachte Werk, dem die weiteste Verbreitung in den Kreisen der Gebildeten zu wünschen ist. Jespersen versteht die Kunst für Laien zu schreiben, ohne durch Weitschweifigkeit zu ermüden, und das linguistische Detail dermaßen mit den großen Angelegenheiten der Menschheit in Zusammenhang zu bringen, daß auch der Fernstehende die tiefere Bedeutung des Sprachstudiums zu erkennen vermag.

Das erste Kapitel wird die Laien vor allem entzücken, aber nicht wenig Kopfschütteln unter den Fachgenossen erregen, denn darin macht Jespersen den Versuch, Sprache und Volkscharakter der Engländer als eine höhere Einheit darzustellen. „Die englische Sprache," sagt er ungefähr, „ist die Sprache eines erwachsenen Mannes, während andere Sprachen an Frauen oder Kinder erinnern." Beweis: Die Laute des Englischen sind klar und scharf gegeneinander abgegrenzt, ein Vokal ist ein Vokal, ein Konsonant ist ein Konsonant; die Formen sind auf das notwendigste herabgesetzt, wie ein Tatenmensch kein überflüssiges Wort spricht; der Satzbau ist kurz, gedrängt, gewissermaßen lauter Sehnen und Nerven; die einsilbigen Wörter überwiegen.

Das klingt sehr schön, sogar überzeugend, und die Engländer werden ihre helle Freude an der geistreichen Charakteristik haben; aber es ist ein Glück für Jespersen, daß sein linguistischer Ruf so fest steht, sonst wäre er in Gefahr auf Grund dieses gewagten Kapitels in den Geruch eines †††-Feuilletonisten zu kommen.

*) Jespersen, Growth and Structure of the English Language Leipzig 1906, Teubner.

Die folgenden Abschnitte, die uns das Werden des Englischen von den arischen Anfängen bis heute schildern, sind freilich geeignet, auch die strengsten Linguisten zu versöhnen.

Der Leser hat bald das Gefühl, als würde er von bewährter Hand durch Urwald und Geklüft nach einem sicheren Plane geführt; später versteht er die Absicht, wird aber nicht verstimmt. Jespersen zeigt uns das Werden der englischen Sprache fast unter dem Bilde eines mächtigen Stromes: Die Quelle ist die germanische Ursprache. Die starken Zuflüsse sind Latein, Skandinavisch, Französisch. Dabei wird — um beim Bilde zu bleiben, das Erdreich charakterisiert, Farbe und Beschaffenheit jedes Gewässers bestimmt. Besser hat kein Linguist diese Darstellungsmethode geübt als Jespersen.

Wenn mich heute einer fragte, welches Buch ich ihm zur Einführung in die Sprachwissenschaft überhaupt empfehlen könnte, ich würde ihm keins der wohlbekannten Bücher von Delbrück, Paul u. a. nennen, sondern Jespersens Werk, denn keine Sprache ist ein besseres Demonstrationsobjekt der Linguistik als das Englische, und Jespersen hat in diesem Sinne sein Material verwertet.

Czernowitz. Leon Kellner.

Im Hafen.

Ein Roman, eine Geschichte, ein Idyll*) liegen mir vor, alle drei von Männern geschrieben, die fragend, nachspürend und nachdenklich den großen Zusammenhängen des Lebens gegenüberstehen, und alle diese drei bezeugen: „Nur das Glück voll Ruh' ist wahres Glück. Nicht in den Stürmen und wirren Erlebnissen der aufquellenden Jugend, nicht in dem fiebernden Streben und den Kämpfen des Schaffenden, in Sehnsucht und Hoffen nicht liegt unseres Daseins Inhalt. Was das Leben von uns will — und wir von ihm —, zeigt sich nur erst im Hafen."

Sie sagen es auf sehr verschiedene Weise, diese drei Dichter, aus verschiedenem Temperament heraus und mit verschiedenen Mitteln. Und sie zeigen es uns an äußerst verschiedenen Helden. Korfiz Holms Roman im witzigen, eigelben Leinwandkleide liest sich bemerkenswert glatt, obgleich er nichts weniger als oberflächlich ist. Aber der Autor schlägt gleich anfangs ein Andante-Tempo an, von dem ihn auch die stürmischsten Ereignisse nicht wieder abbringen. Er beobachtet genau, schildert sorgfältig, was jedesmal in seinem Schilderungsroman eingefangen wird, und nimmt sich Zeit dazu. Dabei verliert er sich doch nicht in überflüssigen Details. Man hat das angenehme und beruhigende Gefühl, daß er seines Helden Schicksal fest umrissen vor sich sieht und auch weiß, was wissenswert für uns daran ist. Ein junger Mensch kehrt von Berlin zurück, um in seiner Heimat Riga seinen Vater zu begraben. So beginnt das Buch . . . Und gleich mit den ersten Worten wissen wir Bescheid um Charakter und Art des Helden, des träumerischen, wirklichkeitsfremden und dennoch gerade gerichteten Menschen Thomas Kerkhoven. Schon in diesem Augenblick, da er am Anfang eines selbständigen Lebens steht, von dem er weiß, daß es ihn weit weg führen wird von den Gewohnheiten und Anschauungen seiner Familie, schon da spürt er in der wiedererwachenden Freude an der Heimat ein Ahnen des endlichen Sichbescheidens. Unklar noch und selbst nicht sich bewußt. Aber er fühlt verworren, daß die jungen Bilderstürmer, die so selbstsicher und ungeduldig die Götzen ihrer Väter in den Staub werfen, mit diesen hohlen Fratzen zusammen auch wohl den großen unbekannten Gott entthronen könnten, der hinter allen Götzen ist. „Vielleicht lag da Gold auf dem Kehricht, und man hatte es leichten Herzens weggeworfen, weil schlechte Lyriker der älteren Generation es in so üble Cuivrepolihülsen versteckt hatten, daß man es nicht mehr sah und erkannte?"

Vorerst aber stürzt sich Thomas Kerkhoven in das Leben. Der erste Teil seiner Zukunftshoffnungen hatte sich nicht erfüllt: „Annemarie heiraten und Maler werden" lauteten sie. Aber seine kleine Cousine läßt sich von den verständigen Eltern verheiraten und will von dem Vetter mit den fahrigen Zukunftsplänen, der sich mit ihrer ganzen Familie überwirft, nichts wissen. So zieht er denn mit seinem Erbteil, das ihn unerschöpflich dünkt, nach München. Was jetzt folgt, das „interessante" Bohèmeleben, ist eigentlich das Uninteressanteste im Buch. Das, was am wenigsten Eigenart in der Schilderung aufweist. Maler, Kellnerinnen, Kritiker, Schauspielerinnen, Thomas' Liebe für Rose Karrar, die kleine, noch frische Schauspielerin, die er dann schließlich heiratet; er, der Sohn eines Mannes, der sein Lebtag ein praktischer, überlegener Kaufmann war und doch einmal, als er jung war, eine kleine Schauspielerin zu seiner Frau und zu Thomas Kerkhovens Mutter machte, der dann von ihr betrogen und zuletzt verlassen wurde.

So geht es denn im Laufe der Geschichte Thomas auch. Der Verfasser hat mit menschlich warmer Unparteilichkeit die Vorgänge dieser Ehe vor uns aufgerollt, sodaß wir erkennen müssen, auch Thomas hat schuld an dem Scheitern seines Liebesglückes, nicht nur die oberflächliche, weitherzige Rose, die ihn vielleicht wirklich nur nahm, weil sie sich und ihrem Freunde Volker den Ruin ihres Theaters ersparen und den damals noch reichen Thomas als Retter erobern wollte. Gleichviel, die Kleine hat ihrer Natur nach gehandelt, die unschwer zu durchschauen ist, und wir geben ihr ein wenig recht, wenn sie zu Thomas sagt:

> „Was bist du für ein Mann! Sorgen macht er sich, daß er die Nacht net schläft, aber daß du ein einziges Mal gesagt hättest, ‚das muß ein End' haben', o das gibt's net. . . . Ein Geschäft haben, ja meinetwegen, aber einmal auftreten und dich als Geschäftsmann zeigen — o nein, du bist ja aus so vornehmer Familie. . . . Und genau so bei mir! Daß nur deine Frau ein lustiges Gesicht macht, und daß es keine Verstimmungen gibt! Und dann hat man noch das Gefühl, wie gut man heimlich ist, und kann herumgehen und ganz gerührt sein von seiner eigenen Gutheit."

Daß ein solcher Mann in den Augen von Rose Karrar und in denen ihrer Genossen verächtlich erscheint, ist klar. Noch aber findet er die Kraft, sich loszureißen und im ärmlichsten Tagelohn zwar, aber doch als ein Freier sein Leben zu fristen. Und endlich führt ihn der Tod seiner lieben Tante Leocadie, die ihm ihr Häuschen und ihre Habseligkeiten vermacht, wieder der Heimat zu, in die Nähe seines geliebten Meeres, in stille Landeinsamkeit. Hier erst erschließt sich ihm der tiefere Sinn des Daseins. Auf der Ueberfahrt dorthin will er sich das Leben nehmen, und mit der Objektivität des Künstlers genießt er seine „letzten" Stunden. Gerade da aber spielt ihm sein malerisches Auge einen Streich. Anstatt nur zu betrachten, fängt er an, in Gedanken zu malen, was er sieht, und so zu malen, daß er fühlt, all das verlogene Für-andere-denken, auch in seiner Kunst, ist von ihm abgefallen. Dies, was er eben zu schaffen begann, würde sein erstes rundes, ganz persönliches Werk werden. Er bleibt leben. Und nun führt er ein friedenvolles Dasein der Arbeit und der Ruhe in der Natur, ganz einsiedlerisch, ganz ohne Bedürfnis nach Menschen, bis seine Cousine Annemarie, die nach einem unruhigen, nicht immer ganz reinlichen Leben gleichfalls hierher verschlagen wird, ihm und sich das Glück hinzufügt zu dem Frieden. Das Sich-Wiederfinden, fast Entdecken, dieser beiden, ihr Zueinandertasten und immer fester Ineinanderwachsen ist mit wundervoller Innigkeit und schlichter Kraft geschildert, dazwischen spielen tausend Lichter des Humors und werfen lustigen Schein auf die Philister und Komödianten, die nicht die Kraft haben, einfach zu sein, nur für sich selbst, ohne das ewige Blinzeln nach den anderen hin.

Eine glatte See — das ist das Ende all der Brandung mit Schaum und Lärm. Eine glatte See. Man kann nur ahnen, daß hier Stürme getobt haben. Feurige Himmelsfarben schwimmen auf spiegelndem Grunde, eine goldene Brücke reckt sich von diesem stillen Strande zur Heimat alles Lebens,

*) Korfiz Holm „Thomas Kerkhoven" (Albert Langen); Kurt Martens „Kreislauf der Liebe" (Egon Fleischel & Co.); Konrad Berthold „Die Rose von Jericho" (Costenoble).

„Kämpfen, leiden und überwinden. Und dann ein Abend an glatter See."

Auch der poetische Assessor Adolf Nothaas in Kurt Martens' „Kreislauf der Liebe" rettet sich aus Brandung und Schaum in glatte See. Seine Stürme freilich sind weniger brausend, aber für einen Menschen, der gewöhnt ist, seine Tage im Amtsgericht zuzubringen, seine Abende dann mit Hilfe von vier Katern, einem orientalischen Schlafrock und einer Wasserpfeife phantastisch zu gestalten, dessen größte Evolution der Seele in der Beschwörung von Louis Ferdinands blutigem Schatten besteht, für einen solchen Menschen ist schon die Liebe zu einer feudalen jungen Dame ein Stürmchen, das erschüttern muß. Kurt Martens' neues Buch hat alle Reize seiner bisherigen: Die feine, etwas müde Ironie, die Freude an Seltsamkeiten, die scharfe Beobachtung des Details und über dieser Kleinkunst eine großzügige, unerbittliche Psychologie. Nun hat er in dieses Buch noch die Note bayerischer Lebenstüchtigkeit und Gesundheit bringen wollen, ohne daß ihm dies in gleichem Maße gelungen wäre. Die Liebe dieses Autors für das Kraftvolle und Natürliche im Menschen gleicht immer doch ein wenig der des Kranken für die Gesundheit. Man schreibt nicht umsonst so hellsichtig einen Roman „Decadence", wie Kurt Martens das tat. Jedes Verständnis setzt eine gewisse Gleichartigkeit voraus.

So sind auch hier wieder die Kulturmenschen in all ihrer verfeinerten Güte und ihrer schönen Sicherheit, wie ebenso die Kulturkarikaturen, die verknöcherten Juristen, die posierten, schlüpfrigen und rohen Bohémiens besser gelungen, als die liebe gute und warme Frau Hemmerle, die Nothaas am Schlusse heiratet und damit zum Frieden kommt. Auch sie, die Gute, hat Stürme durchgemacht, sehr reale. Ein Trunkenbold von Mann, Söhne zu erziehen, Geldsorgen. Auch sie kommt in den Hafen. Nothaas jedoch freut sich, in neidloser Erkenntnis des Notwendigen, an dem Bündnis zwischen seinem bewunderten Freunde und seiner geliebten Unerreichbaren. „Wer bist du, Adolf Nothaas, Ansprüche zu erheben an das brausende Leben, an ein überwältigendes Glück! Dir kommt es zu, mit der stilleren Freude eines reinen, friedlichen Anschauens dich zu begnügen." Und dann kommt ihm als milder Balsam die Erkenntnis vom Gesetz der großen Relativität. „Nichts auf der Welt hat unbedingten Wert." Er begräbt sein ideales Streben, das für ihn, den braven Amtsrichter, nichts sein kann als ein brennender Ueberfluß. Und so sitzt er denn abends unter der Hängelampe, raucht und sieht Frau Minna zu, die Wäsche ausbessert, hilft seinen Stiefsöhnen bei den Schularbeiten und spinnt für den kommenden eigenen Sohn bescheidene Pläne.

Was bei Martens Endziel der Verwandlungen ward, das Idyll, ist in Konrad Bertholds „Rose von Jericho" dauernder Zustand, die Stürme bilden nur eine Unterbrechung, eine Episode, die das Vor- und Nachher umso friedlicher erscheinen lassen. Auch Berthold sieht wie Martens seine Personen ein wenig von oben her, ja er mischt sich sogar hier und da deutlich redend in die Angelegenheiten seiner Helden ein, aber er steht ihnen liebevoller gegenüber als Martens seinem Nothaas. In die „Rose von Jericho" selber hat er sich sogar rechtschaffen verliebt. Sie ist freilich ein prächtiges Ding, wild gewachsen auf dem Lande zwischen den Brüdern, von dem rührend pedantischen, willensstarken Knaben Herbert, ihrem künftigen Manne, in Hut und sanfte Zucht genommen wird sie würzig und schön in all ihrer etwas derben Frische. Und Herbert, den der Autor mit einer bedächtigen Freude vor uns hinstellt, ist ihm zu einer echten, kernigen deutschen Mannesnatur geraten; etwas schwerfällig im Ausdruck, mit plötzlichen, unvermuteten, urgermanischen Gefühlsüberflutungen. Es ist ein Glück mit den beiden den Tag zu leben, wie wir Leser es tun dürfen. Ein Forsthaus im Revier Hoym ist es, in dem sie hausen, erst allein und dann bald zu dreien. „Beinahe langweilig war es bei ihnen," sagt der Autor „vor lauter Glück und Frieden, aber sie merkten es nicht." Dann jedoch kommt das Gewitter. Die Amtsherrin ist zurückgekehrt, und Herbert in einer seiner germanischen Gefühlsüberflutungen verliebt sich heillos in die anmutsreiche, geistvolle und wunderschöne Frau. Wir sind dieser Gräfin schon in dem vorigen Buche Bertholds „Die Bilder des Meister Elze" begegnet. Auch hier wird von ihr erzählt, daß sie ihrem Mann davongelaufen ist und dann mit einem berühmten Maler zusammenhauste, und ganz wie dort hat sie sich nun auf ihr einsames Schloß zurückgezogen. Im vorjährigen Buch erlebten wir, wie sie von neuem Liebe findet und annimmt, dann erst weise verzichtet, hier aber ist sie sogleich die mütterlich Lenkende, die nach allerlei Umwegen Rose ihren Mann wiedergibt. Sehr gut ist geschildert, wie es für den einfachen, starrköpfigen Mann nur die eine Möglichkeit zu geben scheint, nachdem er seiner Liebe bewußt geworden: „Rose und ich müssen uns trennen." Er leidet furchtbar unter dieser Erkenntnis, aber er setzt sie ohne Wanken ins Werk. Und in seinem stieren Wahn sieht er in seiner frischen, freien Rose nichts als ein anmutloses Weib, eine Aermliche, Törichte, Alberne im Gegensatz zu der Gräfin Berka. Diese aber schickt den pedantischen Hitzkopf auf Reisen, nimmt die arme Rose in ihr Haus, und in ihrem Umgange veredelt sich die rauhe, gerade Kraft der jungen Frau. Als Herbert heimkommt, sinkt er ihr neu in die Arme.

Einfach, schon oft erzählt, wie diese Vorgänge sind, erhalten sie doch eine seltsame Lieblichkeit durch die kernige Art der Schilderung, die selber etwas waldhaft Deutsches hat.

Der Roman, die Geschichte, das Idyll — alle enden sie — im Hafen. Soll der Hafen nun das neue Ideal sein, nach all den lauten Bejahern und Fanatikeen des Lebenskampfes?

Anselm Heine.

Die Wiederkehr.

Eine chassidische Legende.*)

Am Jahrestage des Todes des heiligen Ropczycer Rabbi hatten sich alle Zaddikim**) in Ropczyce versammelt. Dort saßen sie in einem Saal und harrten in Wehmut und Schweigen, ob die Seele des Verstorbenen die Schatten seines erhabenen Wesens über ihre in Trauer verdunkelten Herzen ausgießen würde, als die Tür aufflog und ein grelläugiges Weib hereinstürzte, das stöhnend aus unbeschwichtigten Schmerzen sich auf die Erde warf und schrie: „Seid mir gnädig, ihr heiligen Meister, und höret, was für ein grausames Unglück über mich dahergefahren ist! Da habe ich vorige Woche einem Juden achthundert Silbergulden eingehändigt, damit er auf die Dörfer fahre, Flachs einzuhandeln. Und den Gewinn, der uns ganz sicher war, darein wollten wir uns teilen, in halb und halb. Vergehen mir da etliche Tage, ich höre nichts von ihm, und mir wird ganz gequält und unruhig um das Herz. Just heute am frühen Morgen kommt mir einer ins Haus, der hier in der Gegend heimisch ist, und ich hör von ihm, der Jud ist gestorben eines jähen Todes und hat man nicht Geld noch Kaufbriefe bei ihm gefunden. Nun frag ich und heisch ich, wo ist mein Geld geblieben? Rabbanim, schaffet mir einen rechten Rat! Ihr sitzet hier beisammen, wie die Erzengel des Herrn im Licht, über eueren Häuptern steht der Himmel als eine offene Pforte, euerem Wollen ist die Macht dort einzudringen, was Zaddikim verhängen, macht der Herr zu Geschehen!"

Da griff der Jammer des Weibes etlichen der Zaddikim

*) Die chassidischen Legenden erzählen das Leben des Israel Baalschem, des „Meisters des wundersamen Gottesnamens", des Begründers des Chassidismus, der die letzte und höchste Phase jüdischer Mystik ist, und das Leben seiner Schüler und Schülersschüler. Sie haben sich in der zweiten Hälfte des achtzehnten und der ersten des neunzehnten Jahrhunderts im Gange der Geschlechter gebildet als die jüngsten Legenden der Weltliteratur. Hier ist eine von ihnen, aus dem hebräischen Original nacherzählt.

**) Zaddik, „Gerechter, Heiliger", Name der chassidischen Rabbis. Sie werden als Mittler zwischen dem Menschen und Gott angesehen, durch die das Gebet emporgetragen und der Segen herabgebracht wird.

an die Seele, so daß sie sprachen: „Werde still, Weib, wir wollen dazu tun, daß dein Geld gefunden werde!"

Jetzt aber ist der Zaddik Rabbi Schalom von Kaminka aufgestanden und hat gerufen: „Hört ihr alle, und auch du, Weib! Hier kann kein Versprechen bestehen und Frucht tragen. Das Geld bleibt verloren für alle Zeit. Wer es suchen wollte, müßte in die Kette des Geschehens greifen, die über das Rad aller Zeiten läuft. Vermagst du mir zu sagen, Weib, in welchem Körper deine Seele gehaust und was sie in ihm gewirkt hat, ehe sie auf dem Wege der Wanderung in diesen kam? Es wird sich begeben haben, daß du in einem verblichenen Leben eine unerfüllte Schuld mit von hinnen genommen hast, und dieser Jude wurde nur geboren, um deine Schuld zu erfüllen, und da er es getan hat, war sein Tun in diesem Leibe vollbracht und er ist hingegangen.

„Du aber sei froh und danke, daß der Mangel deiner Seele hinweggetilgt ist!"

Und als er dies gesagt hatte, wandte Rabbi Schalom sich zu den Zaddikim und redete: „Meine Lehrer und Meister, so es euch gefällt, höret auf mich, ich will euch eine Geschichte sagen vom heiligen Baalschem, dessen unendliches Verdienst uns stärke.

„In Rischa hat in den Tagen des großen Heiligen ein vornehmer Jude gelebt, ein reicher Mann, gelehrt und wohlbewandert in den Schriften. Ob er gleich den Chassidim*) nicht zugezählt werden durfte, achtete er doch den Baalschem als einen Wunderbaren und Begnadeten, vernahm mit Begierde die Reden, die umgingen über die erstaunlichen Zeichen, die der große Meister gewirkt habe, und gewann so endlich das größte Verlangen, ihn von Gestalt, Angesicht und unmittelbarer Rede kennen zu lernen. Da ließ er eines Tages seinen Reisewagen rüsten, hieß den Kutscher und den Diener aufsitzen und fuhr stattlich und prächtig angetan wie ein Adliger hin nach Miedzyborz, dem Wohnorte des Baalschem.

„Dort betrat er dessen Haus und war recht bedacht, den Heiligen seine Gelehrsamkeit spüren zu lassen, denn so hoffte er es zu erlangen, daß der Meister ihn wert erachte, mit ihm über die Auslegung der Schrift oder über die Geheimnisse der Kabbala zu reden. Dergleichen aber ließ der Baalschem gar füglich abseits liegen und sprach einfach und beschaulich von allerlei Weltdingen, wobei den reichen Juden dünkte, daß der Zaddik ihm durch das Gespräch keine gewaltige Ehre erwiese. Dennoch wollte er ansehnlich und würdig seinen Urlaub nehmen, und so legte er, bevor er seinen Abschied bot, ein Päckchen Rubel still vor sich auf den Tisch. Der Baalschem sah es, und für einen Augenblick kam ein feines, strahlendes Lächeln in seine Augen, und es war, als ob er über die Stube und den Gast, ja über alles Land weit hinaus auf ein fernes Geschehnis schaue.

„Wie es nun der Brauch ist bei den Juden, daß sie den Zaddik heimsuchen und von ihm heischen, daß er mit der Gewalt seines Gebetes den Himmel bezwinge, ihren Wünschen Gnade und Erfüllung zu gewähren, dafür ihm aber eine Gabe reichen, damit er, der um ihretwillen stets mit dem Geiste über der Erde schwebt, sein und seines Hauses täglich Bedürfen auf ihr bestreiten könne, so gab der Baalschem sich jetzt den Anschein, er vermeine, auch hier sei es um solch ein Lösegeld zu tun, und sprach: ‚Nun, Freund, müßt Ihr mir aber auch sagen, was Euch fehlt und wofür ich den Mittler machen muß?' Darauf sprach der Reiche, und er legte in seine Worte eine gar stolze Zufriedenheit: ‚Mir mangelt — der Name Gottes sei gesegnet — nichts! Mein Haus hat seinen Wohlstand, die Kinder sind mir aufgewachsen zur Freude meiner Seele, meine Töchter haben mir angesehene Eidame zugebracht, Enkelkinder werden mir im Hause groß. . . . . Nein, Meister, nichts fehlt mir!'

„Nun, meinte der Baalschem, solch ein Lösegeld sei ein rares Ding und nicht übel anzunehmen. Ihm sei es noch nie widerfahren, daß ein Jude vor ihn getreten sei und ihm ein Opfer gereicht habe, ohne ihm zugleich das Herz zu zerreißen und die bittere Lauge seiner Leiden wie eine ätzende Flut darüber auszugießen. Der eine bot ihm den Anblick einer qualvollen Wunde, für die er Heilung suchte, ein anderer weinte, daß sein unfruchtbares Weib ihm Kinder gebären möge, dem dritten drohte das Gefängnis und er wollte ihm entrinnen. Hier aber war einer gekommen, der gab, und begehrte nichts.

„‚Weshalb bist du denn zu mir gekommen?' fragte der Baalschem.

„‚Nur sehen wollte ich Euch,' gab der Mann zurück, ‚denn Euere Wunder leben im Volke, und man nennet Euch einen göttlichen Mann. Ich aber habe zu meiner Seele gesprochen: ‚Ich will hingehen und ihn von Angesicht und Stimme kennen!'"

„Darauf der Baalschem: ‚Nun, Freund, ist dem so, daß du den weiten Weg getan hast, allein um vor mir zu stehen mit Aug und Ohr, so sieh mich auch gut an und hör mir zu — ich will dir eine Geschichte erzählen und hingeben zur Spende auf deinen Weg. Aber, Freund, gut hör mir zu, und alle Kraft der Seele leg in dein Lauschen! Meine Geschichte ist so geschehen:

„‚Es haben einmal in einer Stadt zwei reiche Juden gewohnt, Nachbarsleute, die hatten ein jeder einen Sohn. Die Jungen waren bei gleichen Jahren, begnadete Seelchen und beide von fruchtbarem Verstand. Sie ersannen ihre Spiele füreinander und lernten zusammen und liebten einander mit einer tiefen, unbeirrbaren Liebe, daß einer gleichsam des anderen Leben war. Aber wie lange ist Judenkindern die Jugend gegönnt? Werden sie nicht gleichsam zu früh aus dem Schlummer gerissen, der die Kraft des Tages bergen sollte? So die beiden. Sie wurden dreizehn, vierzehn Jahre alt, dann vermählte man sie. Der eine zog viele Meilen weit gegen Mittag, der andere noch weiter nach der anderen Seite fort.

„‚Nun aber, Freund, hör mir gut zu. Die beiden jungen Leute waren bloß in ihrer Liebe zueinander heimisch, die Welt war ihnen noch fremd, und so schrieben sie sich allwöchentlich lange Briefe, und darin war ihr Leben.

„‚Allmählich jedoch haftete ihr Blick an dem, was sie zunächst umgab und anging, und das zog ihre Gedanken an sich und sog sich fest in ihrem Geiste; aber jeden Monat schrieben sie einander und verschwiegen sich mit nichten, was ihnen begegnet war. Dann aber schloß die Welt sie in ihre Arme und preßte ihren Seelen den freien Atem aus, und sie hatten Scham, einander in Briefen zu gestehen, daß ihrem Herzen die Stille mangelte, daraus das lebendige Wort der Liebe kommt, und waren sich zutiefst zu teuer, einander die hohlen Schalen leerer Worte zu bieten, und so schwiegen sie endlich gar, und nur das Gerücht aus fremdem Munde spann zwischen ihnen seine Fäden hin und wieder, und sie hörten voneinander, daß beide in Wohlstand hausten und groß und gesegnet in ihrer Welt waren.

„‚Nach vielen Jahren aber fügte es sich, daß einer von ihnen alles dessen verlustig ging, was ihn reich, froh und sicher gemacht hatte, ja, daß er so arm wurde, daß kein ehrbares Gewand sein eigen war.

„‚Wie er nun dastand und wider das Elend stritt, dachte er des Jugendfreundes und sprach zu sich: Er, der mir einst die ganze Welt und viel schöner war, als sie selbst es später sein mochte, er wird mich wiederbeleben aus dieser Not, die mich starr und lahm macht, wenn ich nur zu ihm kommen werde. Und er ging unter den Leuten umher und erborgte sich das Reisegeld unter vielen Demütigungen und Leiden und fuhr in die Stadt, in der der Freund hauste, und suchte ihn heim. Dort wurde er in glückseliger Herzenswärme empfangen, das ganze Haus einte sich zum Feste. Als sie beim Mahle saßen, Seite an Seite, fragte der Freund: ‚Du Seele meiner Kindheit, sage mir, wie ergeht es dir in der Welt?' Sprach der andere: ‚Viel mag ich nicht reden, wisse nur, selbst die Kleider, in denen ich gehe, sind nicht mein!' Und wie er redete, fielen ihm die Schmerzenstränen aus den Augen und sickerten in das feine Linnen, das den Speisetisch festlich deckte. Da hat der Gefährte nimmer gefragt, und das Mahl ist weitergegangen mit Scherz, Gesang und Spiel.

*) Chassidim, „Fromme", die dem Baalschem und seinen Nachfolgern anhängende Sekte, deren Grundlehren das Leben Gottes in allen Dingen und die Vergöttlichung der Seele durch alle Handlungen sind.

„Als es zu Ende war und Freund bei Freund in der Stille saß, rief der Hausherr seinen Schreiber her und hieß ihn eine Aufstellung seines ganzen Vermögens machen, und als das geschehen war, alles zu zwei gleichen Hälften teilen und die eine seinem Herzbruder übergeben.

„Der vor Tagen noch Arme fuhr reichgesegnet heim, traf alsbald Arbeit und Gelingen vereint, und in einigen Jahren stand sein Haus reicher und sicherer da, als es je vordem gewesen war. In der nämlichen Zeit aber fügte es sich, daß im Hause des anderen Freundes das Unglück Gast wurde und sich als ein hartnäckiger Geselle erwies, der nimmer von hinnen wich, wie der Mann auch alle Gewalten antrieb, es zu verjagen. Erst mit ihm zugleich zog es aus dem Hause. Da aber war die Dürftigkeit übergroß geworden, und zu alledem traf er kein Herz auf seinem bitteren Wege, das ihm geraten und ihm geholfen hätte.

„Wie er nun in einer armseligen Stube saß und die Not wie eine große, dürstende Spinne in ihr grauses Gespinst ihn einwob, und er fühlte es atemlos immer enger und dichter werden, da fiel ihm der Freund seiner Kindheit ein, und vor seinem Namen riß das Gewebe, und er fühlte, wie sein Geist beschwingt und frei sich aus der Tiefe hob, bereit, den Kampf mit den feindseligen und unreinen Elementen der Welt aufs neue zu beginnen. Er schrieb sogleich an den Genossen, von dem er vernommen hatte, daß sein Wohlstand weit über seinen ehemaligen Besitz hinausgewachsen war, daß er zu ihm zu kommen gedächte in großer Bedrängnis, um aus seiner geliebten Hand ohne Scham sich die Hilfe zu erbitten. Und er ließ ihn wissen, an welchem Tage und zu welcher Stunde er die Stadt zu verlassen gedachte, um den Weg zu ihm zu nehmen. Dann, zur rechten Zeit, schon völlig wohlgemut, machte er sich zu Fuß auf den weiten Weg. Der großen Müdigkeit, die ihn schließlich befiel, achtete er kaum, denn hinter jeder Biegung der Straße, in jeder fernen Staubwolke hoffte er das Gefährt des Freundes zu erblicken, der ihm entgegenfahren würde, denn er wußte ja den Tag seiner Wanderung. Er näherte sich schon der Stadt, — noch immer allein, zu Tode erschöpft

„Vielleicht ist mein guter Freund auf einem anderen Wege mir entgegengefahren, — es gibt wohl deren mehrere, die von seiner zu meiner Stadt führen!' dachte der Wanderer. ‚Er wird, da er mich nicht angetroffen hat, umgekehrt sein, und ich werde ihn in seinem Hause finden!'

„Da er die Häuser und Gärten der Stadt in einem Schimmer von Weiß und Grün vor sich sah, schwand ihm die Schwere aus den Gliedern, und er schritt rascher aus. Unschwer vermochte er den Weg zu seines Freundes Haus zu erfragen, es lag stattlich und ernsthaft in einer reichen Straße. Er trat ein und fand den Saal, in den er trat, angefüllt mit wuchtigen, wertstrotzenden Geräten, aber von Menschen leer. ‚Seltsam,' dachte er, ‚daß mein Freund auch hier mich nicht erwartet. Sollte mein Brief verloren, sollte der Bote trügerisch gewesen sein?' Er ließ sich nieder und wartete.

„Indessen saß sein Freund oben im letzten Stockwerk des hohen Hauses in seinem Gemach zwischen Büchern und Rechnungstafeln.

„Er hatte den Kopf in seine Hände vergraben. Seit Tagen stritt seine Seele einen ungeheuren Kampf. Als er den Brief seines Jugendfreundes erhalten hatte, stand jene Stunde vor ihm, da der andere all sein Hab und Gut mit ihm geteilt hatte, um der Liebe aus den Kindertagen willen, da ihre Seelen Geschwister gewesen waren. Und er verstand, daß nun an ihm die Reihe war, ein Gleiches zu tun. Nun aber hatte sein Wesen, einst rein und gütig den Händen des Ewigen entsprungen als eine klare, singende Quelle, sich in jenen Zeiten, da er aus plötzlicher Armut rasch wieder zu unvermutetem Reichtum gelangt war, getrübt. In ihm war zuerst eine erschreckliche Angst vor einem erneuten Verarmen gewesen, später eine übertriebene Liebe zum Besitz. Darüber war er von innen leer geworden. Dies alles hatte sich endlich zu einem kalten Geiz gesteigert. Und nun bäumte es sich in ihm auf vor dem Gedanken, sich auch nur von einem kleinen Teil des Seinen zu trennen.

„Er beschloß endlich jede Gabe zu verweigern. Da er aber bedachte, daß beim Anblick des Freundes alle Härte in ihm schmelzen könnte, daß seine Seele auftauen würde, wenn sie aus dem Blütengarten ihrer Jugend das Silberläuten vernähme, überkam ihn eine würgende Angst. Er rief seine Diener und befahl, daß sie den Mann aus dem Hause zu weisen hätten, und er legte ihnen schreckliche Worte, scharfe und seelenlose, in den Mund.

„Als nun einer aus der Schar der Knechte eintrat, der Wartende seinen Namen nannte und den Herrn begehrte, tat der Diener nach seinem Befehl und wies ihn fort, wie es ihm geboten war.

„Der arme Gefährte ging von hinnen aus der Stadt an einen Ort, da er mit seiner Seele allein war. Da weinte er sich gut aus vor Gott und sprach: ‚Herr, der Freund, der mein einziger Hort auf Erden war, meiner Seele Bruder, dem ich von meinem Gut einst soviel gegönnt habe wie mir selbst, er hat mich nicht vor sein Angesicht gelassen.' In seinem bitteren Weinen, in der Auflösung seiner Seele, erschöpft am Leibe von der weiten Reise ohne Rast und Labung ist der Arme gestorben in jener Stunde.

„Wenige Tage später ist auch der Reiche dahingegangen. Zusammen haben sie vor dem hohen Richter der Welt gestanden.

„Dem Armen hatten Leid und Güte ein Sein im hohen Lichte errungen, der Reiche aber sollte versinken in Verwirrung und Trostlosigkeit in den Raum, wo Eis wie Feuer brennt und die harten Herzen ihren Ort haben.

„Als sein Gefährte den Richtspruch vernommen hatte, schrie er unter Tränen: ‚Herr, selbst die Helle, die von dir ausgeht, kann den dunklen Kummer nicht erleuchten, den ich alle Ewigkeit fühlen werde, wenn dieser in das Reich der Qualen versinken soll, der meine ganze Welt war, als ich, ein Kind, mit ihm zu deinen Füßen spielte.'

„Es redete die hohe Stimme der Himmel und sprach zu ihm: ‚Dein und sein Richter sollst du sein. Was begehrst du für euch beide?' Da antwortete jener: ‚Gewähre uns, o Herr, noch einmal auf die Welt niederzusteigen, laß unsere Seelen mit einem neuen Körper, mit einer reinen Hülle der irdischen Wirklichkeit geboren werden. Noch einmal laß ihn selbst über den Weg seiner Seele entscheiden. Ihn laß in Reichtum, mich in Armut geboren werden. In Bettlergestalt will ich bei ihm erscheinen und zurückerlangen, was er mir schuldet und verweigert hat in jenem vergangenen Leben. Ist sein Sinn aber karg wie einst, glühende Tränen wie flüssiges Silber will ich über sein Herz gießen, Worte, die wie Flügel die Luft um ihn bewegen sollen, will ich ersinnen, auf den Knien will ich mit seiner starren Seele ringen, um das Gut von ihm zu erreichen, sei es Heller um Heller!'

„Da beschied die hohe Stimme den beiden eine neue Wiederkehr.

„Der harte Mann lebte in reichem Hause ein üppiges Leben, der andere kam unter dürftige Leute in einem fernen Lande, ein Armer in Wahrheit.

„Nun, o Freund,' mahnte der Baalschem, ‚spanne deine Seele an und höre mir gut zu!

„Was vor diesem Leben, auf der Wanderung der Geister mit ihnen beiden sich ereignet hatte, das wußten sie nimmer. Es geschah, daß der Arme in der Not seines Lebens auf die Wanderschaft zog, um zu betteln, und so ist er in die Stadt gekommen, wo der andere in seinem schönen Hause unter Reichtum und gutem Leben in die irdische Seligkeit eingebettet war. An dem Tage, da der Arme jenen Ort betrat, war sein Elend und Entbehren so hoch gestiegen, wie ein schwellend Wasser, das seinen höchsten Stand erreicht hat. Er irrte durch die Straßen und kam zum Hause des reichen Mannes. Hier hielt er ein und hob die Hand, mit dem Klopfer die Tür zu berühren. In dem Augenblick kam ein Mensch des Weges, erblickte den Bettler an der Pforte und rief ihm zu: ‚Hier pochst du vergebens, aus dem Haus ist noch keiner getröstet weggegangen!' Da wußte er, daß man ihm die Gabe weigern würde, und seine Hand fiel herab, aber etwas in seinem Herzen sagte ihm, daß er hier und nirgend anders das

Almosen empfangen müsse, wenn seinem Leben sollte geholfen werden. So pochte er und trat vor den Herrn des Hauses und bat um eine geringe Spende, damit er seinen wühlenden Hunger stillen könne. ‚Reicht Ihr mir nichts, so sterbe ich!‘ sagte er. ‚Ihr haltet mein Leben in Eueren Händen!‘ Der Hausherr lachte ein wenig, was bei seinem finstern Gesicht schrecklich aussah, und höhnte dann: ‚Spar deine Zeit und red nicht lang! Jedes Kind auf der Straße weiß, ich gebe kein Almosen. Um dich brech' ich nicht mit meinem Brauch!‘

„Da fühlte der Arme eine seltsam zwingende Kraft in sich aufsteigen, es war ihm, als bäte er um mehr als um sein Leben. Fremde, gewaltige Worte stiegen aus seinem Munde, er fand eindringliche Gebärden und rang mit aller Anstrengung um das verschlossene Herz.

„Als der Reiche eine so große Gewalt auf sich eindringen fühlte, erfaßte ihn die Wut, er schlag auf den Bettler los, und er, der sein letztes Leben in seine Bitten gesammelt hatte, sank unter dem Schlage tot darnieder.

„‚Nun, Freund,‘ sagte der Baalschem, ‚hast du mich zu Ende gehört. Fehlt dir wirklich noch immer garnichts?‘

„Da brach der Jude in Tränen vor dem Meister in die Knie: ‚Rabbi, der Böse bin ich. Du hast den Schleier der Zeiten aufgetan, meine Augen haben über die Kette des Geschehens hingeschaut! Was soll ich tun, daß ich die Seele, die verdorben ist, mir behüte und reinige?‘

„Es antwortete der Baalschem: ‚Geh und sieh in jedem Armen auf dem Wege ein Kind des Bettlers, den du erschlagen hast, gib von deinem Gut und von deiner Hilfe soviel du vermagst, laß deine Seele die Gabe mit Liebe überströmen!‘“

Dies hat Rabbi Schalom von Kaminka den Zaddikim erzählt, die zum Jahrestag in Ropczyce versammelt waren.

Martin Buber.

A. du Bois-Reymond: Erfindungen und Erfinder. Berlin, Julius Springer.

Der anspruchslose Titel ließe eher auf eine populär-biographische Darstellung schließen, als auf ein Buch, in dem philosophische Betrachtungen und scharfsinnige Begriffsanalysen mit Beispielen aus der Erfahrung des Berufstechnikers abwechseln, und in dem das Wesen der Erfindung, ihre mannigfachen Beziehungen zum Individuum und zur Gesamtheit mit echt deutscher Gründlichkeit bis in die äußersten Konsequenzen erforscht und klargelegt werden. Eine so umfassende Arbeit darf auf das Interesse auch solcher Kreise rechnen, welche sonst diesen Dingen ferner stehen.

Ein ganzes Kapitel — von etwa 50 Seiten — ist der Frage gewidmet: Was ist Erfindung?

Den Laien wird es überraschen, zu erfahren, daß eine in jeder Beziehung zulängliche Definition des Wortes Erfindung garnicht existiert. An mehr oder weniger erschöpfenden Auslegungen fehlt es freilich nicht. Aber gerade diese Vielheit der Erklärungen beweist die mangelnde Eindeutigkeit des Wortes. Der Sprachgebrauch umfaßt mit dem einen Ausdruck: Erfindung, sowohl das Erfundene als auch den Erfindungsakt. Zur Differenzierung schlägt nun der Verfasser die Bezeichnungen Inventat und Invention vor.

Geht man der Wechselwirkung zwischen Bedürfnis und Erfindung nach, so kann man beobachten, daß, wie Erfindungen durch Bedürfnisse angeregt werden, so auch umgekehrt neue Erfindungen neue Bedürfnisse erzeugen, hiermit wieder den Ansporn gebend zu neuen Erfindungen. Die Erfindung des Telephons zog die des Mikrophons nach sich, und eine Anzahl Nebenapparate bis zu den besonderen Telephonkabeln mußte weiter erfunden werden, um die vielen Unterbedürfnisse zu befriedigen, welche die Haupterfindung allmählich erweckt hatte.

An einem lehrreichen Beispiel erläutert der Verfasser den sozialhygienisch wichtigen Einfluß, welchen Erfindungen auf die Lebenshaltung ausüben können. Der Ersatz der Bierflaschenkorke durch die sogenannten Patentverschlüsse — eine scheinbar unbedeutende Neuerung — ist, wie Göhre behauptet, für die Bekämpfung des Alkoholismus von größerer Bedeutung gewesen, als alle Agitation. Denn das erst gab dem Arbeiter die Möglichkeit eine angebrochene Flasche Bier luftdicht zu schließen, und so den Rest für eine spätere Mahlzeit unverdorben aufzubewahren, während er früher, schon aus Bequemlichkeit, den auch in offener Flasche haltbaren Schnaps bevorzugte.

Manches Charakteristische weiß der Verfasser über die Genesis von Erfindungen zu berichten. Nicht selten werden die, vom rein theoretischen Forscher gefundenen Resultate erst nachträglich Gegenstand praktischer Ausnutzung durch andere. Dieser Beziehung vom Erfinder zum Forscher begegnet man in der Geschichte der Erfindungen häufig. So folgte auf Faraday Siemens, auf Helmholtz Bell und auf Herz Marconi.

Aber wieviel günstige Umstände müssen zusammenwirken, damit eine Erfindung — und sei sie auch noch so vielversprechend — aus der Hand ihres Schöpfers ins Leben trete! „Solche Ausbildung und Einführung einer Erfindung,“ sagt du Bois-Reymond, „erfordern aber Kämpfe. Kämpfe mit dem Vorurteil der Menge, Kämpfe mit dem widerwärtigen Material, und Kämpfe mit der wirtschaftlichen Schwierigkeit. Diese wirtschaftliche, technische und diplomatische Arbeit ist stets weit schwieriger, als die Arbeit des eigentlichen Erfindens selbst, und daher sehen wir denn auch, daß hervorragende Erfinder meist auch hervorragende Geschäftsleute sind.“

Mit ein bißchen anderen — und knapperen — Worten sagt's Goethe:

„Wie etwas sey leicht,
Weiß der es erfunden und der es erreicht.“

H. M.

Dr. E. Daenell: Die Blütezeit der deutschen Hanse. Hansische Geschichte von der zweiten Hälfte des XIV. bis zum letzten Viertel des XV. Jahrhunderts. **Gekrönte Preisschrift. Zwei Bände. Berlin,** 1906, Verlag von Georg Reimer.

Gerade in der jetzigen Zeit, da in den erbitterten Interessenkämpfen von mannigfachen Volksgruppen der Ruf nach Staatshilfe nur zu häufig ertönt, erscheint es angebracht, sich jene Perioden der deutschen Geschichte ins Gedächtnis zurückzurufen, in denen sich vor Jahrhunderten das stolze Selbstbewußtsein und der wagemutige Unternehmungsgeist des deutschen Bürgertums unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen kraftvoll betätigte. Besonders lehrreich in dieser Beziehung ist die Geschichte der deutschen Hanse. Zu den hierüber bereits vorhandenen Werken hat der Professor an der Universität Kiel Dr. E. Daenell in den vorliegenden beiden Bänden eine sehr gründliche Darstellung gesellt. Eine eingehende Betrachtung wird darin namentlich der Entwicklung der Handelsbeziehungen der Hanse, ihrer Schiffahrtspolitik und ihrem Handelssystem gewidmet. Indem wir empfehlend auf das Werk verweisen, geben wir die Schlußsätze wieder, die recht anschaulich die Bedeutung und die Errungenschaften der deutschen Hanse erkennen lassen:

„Vergegenwärtigt man sich rückschauend das Jahrhundert ihrer Blütezeit, die vielen, oft sich kreuzenden und hemmenden Interessen ihrer Mitglieder, die Lockerheit der ganzen Verbindung, die Einflüsse in der Heimat, die als Feind der Fürsten und Unruhen der Gemeinden häufigen Zwang auf sie ausübten, und wie sie dennoch daheim sich in Ansehen behauptete, im Auslande zum Teil glänzende Erfolge errang und im wesentlichen nichts einbüßte, wie sie zugleich ihrer zahlreichen Verbindung eine im ganzen nicht schlecht funktionierende Verfassung schuf und durch die Ausbildung eines vielseitigen Systems handels- und schiffahrtspolitischer Verordnungen den Ihrigen die gemeinsamen Grundfragen ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit zum Bewußtsein brachte, gegen fremde Konkurrenten aber wirksame Kampfmittel herstellte, — erwägt man alles dies, so wird man die Blütezeit der deutschen Hanse getrost als die erfreulichste Erscheinung in der deutschen Geschichte des späteren Mittelalters bezeichnen dürfen.“

—tz—

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 2. Berlin, den 13. Oktober 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Jahrhunderttag der Schlacht von Jena hat in Deutschland wie in Frankreich den Anlaß zu allerlei politischen und historischen Betrachtungen gegeben. Der „Petit Parisien" machte bei diesem Anlaß die Bemerkung, daß eine richtig verstandene Niederlage für ein Volk unter Umständen mehr wert sein könne als ein Sieg, über dessen Bedeutung man sich nur zu oft Illusionen hingebe. Daß die zerschmetternde Niederlage, die das verrostete Preußen auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstädt davontrug, den Ausgangspunkt für eine Regeneration gebildet hat, und daß sich ohne Jena Preußen schwerlich zum führenden Staate Deutschlands und zum Machtfundament des neuen deutschen Reiches entwickelt hätte, ist mehr als bloß wahrscheinlich. Ein gesundes Volk kann eine miserable und rückständige Regierung lange ertragen, sofern diese nicht die moralischen und intellektuellen Wurzeln des Volkslebens verdorben hat. Eine vernünftige Politik aber sorgt dafür, daß es nicht zu nationalen Katastrophen zu kommen braucht, um eine fortschrittliche Entwicklung zu erzwingen. Im wirtschaftlichen Leben wird heute derjenige, der auch nur kurze Zeit das Alte, Ueberlebte hartnäckig zu konservieren versucht, vom fortschreitenden Rivalen überflügelt und in den Hintergrund gedrängt. Dessen eingedenk, muß auch die nationale Entwicklung darauf bedacht sein, aus dem Staatsleben alles obsolet gewordene so schnell wie möglich auszuscheiden und sich neuen staatlichen Lebensbedingungen rasch anzupassen. Wir schleppen in Deutschland und speziell in Preußen noch eine Unmasse feudalistischen Ballastes und einen Haufen alter Standesvorurteile mit uns herum. Die Niederlage von Jena ist in der ganzen neueren Geschichte der deutlichste Beweis für die Ueberlegenheit des jungen Fortschritts über alten Ruhm und alte Vorurteile. Wir sind in Deutschland an dem Punkt angekommen, an dem die weitere demokratische Entwicklung unseres Staatswesens zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden ist. Fata volentem ducunt, nolentem trahunt! Man soll nicht erst auf ein Jena warten, um das historisch notwendig gewordene zu tun.

Der deutsche Kaiser hat am Beginn seiner Regentenlaufbahn gezeigt, daß er für diese historische Wahrheit ein volles Verständnis besaß. Die Geschichte der Entlassung Bismarcks im Frühjahr 1890 hat neuerdings durch Veröffentlichungen aus dem Tagebuche des dritten Reichskanzlers Fürsten Hohenlohe eine neue Beleuchtung erfahren. Auch der vorsichtige Hohenlohe hat ersichtlich die Meinung geteilt, daß die Entlassung Bismarcks eine politische Notwendigkeit geworden war, als sie vom Kaiser vorgenommen wurde. Gewiß war Bismarck der Schöpfer des Deutschen Reichs, soweit ein einzelner überhaupt der Schöpfer eines solchen historischen Gebildes sein kann; gewiß war ihm dafür das deutsche Volk und vor allen anderen der Träger der deutschen Kaiserkrone Dank schuldig. Aber der Dank für große Dienste der Vergangenheit enthebt einen Monarchen nicht der Verpflichtungen gegenüber den politischen Bedürfnissen der Gegenwart. Der alternde Bismarck war ein Hemmschuh für die weitere Entwicklung Deutschlands geworden; seine Entlassung war der bedeutsamste Willensakt, den die Regierung Wilhelms II. aufzuweisen hat. Die Geschichte wird ihm für diese „Undankbarkeit" nicht nur Absolution erteilen, sondern diese Handlung staatlicher Notwendigkeit als eine wirkliche Tat bewußter Herrscherenergie anerkennen.

Prinz Alexander von Hohenlohe, der Erbe der Memoiren seines Vaters, hat dadurch, daß er schon jetzt jene Denkwürdigkeiten und gerade auch den Teil, der die Rolle des Kaisers bei der Entlassung Bismarcks klarstellt, zur Veröffentlichung bringt, dem Kaiser einen wertvollen geschichtlichen Dienst geleistet. Man konnte deshalb eher darauf gefaßt sein, daß er dafür mit dem Schwarzen Adlerorden als mit den schwersten Vorwürfen durch den Kaiser bedacht werden würde. Warum diese heftigen und, wie uns scheint, höchst ungerechten Vorwürfe noch obendrein urbi et orbi verkündet worden sind, ist eine jener Unbegreiflichkeiten, die soviel dazu beitragen, die öffentliche Meinung über das wahre Wesen des Kaisers und seine Machtbefugnisse zu verwirren.

Zu den immer dringender werdenden staatlichen Notwendigkeiten gehört auch die Einräumung einer freieren politischen Verfassung für Elsaß-Lothringen. Die Bewohner der Reichslande warten seit nunmehr sechsunddreißig Jahren vergeblich auf die politische Gleichstellung Elsaß-Lothringens mit den übrigen deutschen Bundesstaaten. Die Stimmung der Bevölkerung in dieser Frage haben besonders deutlich die Antworten erkennen lassen, welche auf ein im November 1905 vom Sekretariat der deutsch-französischen Liga versandtes Rundschreiben von ungefähr der Hälfte aller elsaß-lothringischen Zeitungsredaktionen gegeben wurden. Danach erklärten sich für die Gewährung einer inneren Autonomie Elsaß-Lothringens (eigene Regierung und Verwaltung, Landtag mit direktem und geheimem Wahlrecht) und Gleichstellung mit allen übrigen deutschen Bundesstaaten nebst Vertretung im Bundesrat 19 Zeitungen mit etwa 112 900 Abonnenten; 6 Zeitungen mit etwa 6700 Abonnenten verlangten die politische Unabhängigkeit Elsaß-Lothringens; für die Beibehaltung des gegenwärtigen Zustandes sprachen sich 4 Blätter mit rund 5400 Abonnenten aus; nur 2 Blätter mit etwa 4600 Abonnenten stimmten für Rückgabe von ganz Elsaß-Lothringen an Frankreich; kein einziges Organ befürwortete die Rückgabe des französisch sprechenden Teiles von Lothringen an Frankreich.

Dieses Abstimmungsergebnis dürfte ziemlich genau der allgemeinen Stimmung in der Bevölkerung selbst entsprechen. In der Forderung nach Gewährung der inneren Autonomie und der Gleichstellung der Reichslande mit allen übrigen

Bundesstaaten sind, wie namentlich der frühere Chefredakteur der „Straßburger Zeitung", G. Wolf, betonte, **sämtliche** Parteien einig, „die alle erklärt haben, daß Elsaß-Lothringen **deutsch** bleiben will". Selbst die „Straßburger Post" mußte im Dezember 1905 zugeben, „mit der Zeit werde es wohl zur inneren Autonomie kommen, nur dürfe man nichts überstürzen"! Auch französische elsaß-lothringische Redakteure sprachen sich für diese Forderung aus. So erklärte einer von ihnen:

„Un rapprochement entre la France et l'Allemagne serait un heureux événement. Mais avant tout, il serait nécessaire que l'Allemagne se rende sympathique aux Alsaciens-Lorrains; malheureusement trop souvent on a fait le contraire."

Es wäre geradezu eine Versündigung gegen das wohlverstandene Interesse des Deutschen Reiches, wenn man noch länger zögern wollte, Elsaß-Lothringen gleiche politische Rechte wie den übrigen deutschen Bundesstaaten einzuräumen. Nur auf diese Weise wird es auch gelingen, den leider noch immer vorhandenen letzten Rest des Protestlertums endgültig zu beseitigen.

Gerade im Interesse eines „rapprochement entre la France et l'Allemagne" ist es zu bedauern, daß mit der Möglichkeit eines Eingehens der vom französischen Sozialistenführer Jean Jaurès herausgegebenen „**Humanité**" gerechnet werden muß. Jaurès hat diese unerfreuliche Tatsache in seiner Zeitschrift selbst angekündigt. Drei Jahre lang hat er sein Blatt, das das einzige täglich erscheinende Organ der geeinigten sozialistischen Partei Frankreichs darstellt, unter beträchtlichen Schwierigkeiten zu halten vermocht. Die „Humanité" zählt, wie Jaurès selbst angibt, 3600 feste Abonnenten; in Paris werden außerdem 10 000, im übrigen Frankreich 17 000 Exemplare im Einzelverkauf abgesetzt; gelänge es noch, 3000 weitere feste Abonnenten zu bekommen und den Tagesverkauf um 10 000 Exemplare zu steigern, so wäre der Fortbestand der Zeitung gesichert. — Ein Vergleich mit der deutschen sozialdemokratischen Parteipresse liegt nahe: Nach dem Bericht des Parteivorstandes, der dem Mannheimer Parteitage vorgelegt, wurde, bezifferte sich der Abonnentenstand des „Vorwärts" am Schlusse des letzten Geschäftsjahres auf 112 000 Exemplare und zählte allein das „Hamburger Echo" 50 000 Abonnenten. Während noch im Jahre 1905 der Parteitag der geeinigten sozialistischen Partei Frankreichs die Uebernahme der „Humanité" als offizielles Organ ablehnte, hat die deutsche Sozialdemokratie längst begriffen, ein wie gutes Geschäft sich mit einem offiziellen Parteiorgan erzielen läßt. Weist doch die Abrechnung über die Einnahmen der sozialdemokratischen Parteikasse allein eine Summe von 140 613,55 Mark als „Ueberschuß des ‚Vorwärts'" auf.

Trotz ihrer verhältnismäßig niedrigen Auflage war die „Humanité" zu einem sehr beachtenswerten Faktor der öffentlichen Meinung Frankreichs geworden. Aus diesem Grunde hatte man auch noch vor wenigen Tagen den plumpen Versuch gemacht, Jaurès durch ein Angebot von 200 000 Francs zu einer Beendigung seiner Kampagne gegen die russischen Finanzen zu bewegen. „Wenn wir nur um diesen Preis leben können, so ist besser, daß wir verschwinden," bemerkt Jaurès bei der Mitteilung dieses tolpatschigen Bestechungsversuchs.

Man kann es freilich nach dem niederschmetternden Eindruck, den das von der „Russischen Korrespondenz" wiedergegebene Exposé des Finanzministers Kokowzew über die **russischen Finanzen** allenthalben gemacht hat, begreifen, daß die russischen Finanzagenten mit allen Mitteln für eine günstigere Auffassung der finanziellen Lage des Zarenreiches Stimmung zu machen suchen. Das „Wolffsche Telegraphenbureau" gab sich dazu her, einige Beschwichtigungsredensarten der Berliner Russischen Finanzagentur zu verbreiten, die in der verblüffenden Feststellung gipfelten:

„Im vorigen Jahre war der August ein besonders günstiger Monat, aber trotzdem sind die Einnahmen für August dieses Jahres bedeutend höher als die des vorigen Jahres, und da die Forderungen des Finanzministers vom Ministerrat einstimmig angenommen sind, kann man auch auf weitere günstige Ergebnisse rechnen. Der Ton der Mitteilung Kokowzews zeigt, wie sehr dem Minister an der Einschränkung der Ausgaben gelegen ist, und wie entschieden er gegen ein Ueberschreiten derselben vorgeht. Diese strenge und zielbewußte Handlungsweise kann nur geeignet sein, Vertrauen zu erwecken."

Es ist mehr als naiv, von „günstigen Ergebnissen" und „Vertrauen" in einem Augenblick zu sprechen, da sich der Leiter der russischen Finanzen gezwungen sah, „ungerechnet der noch möglichen, unvorhergesehenen Ausgaben", das „kolossale Defizit von ungefähr 155 Millionen Rubel" und die Unmöglichkeit weiterer Anleihen im Auslande zuzugestehen.

Zwischen der „**Barmer Zeitung**" und der „**Freisinnigen Zeitung**" ist ein Federkrieg über die Haltung des freisinnigen Reichstagsabgeordneten Professor **Eickhoff** auf der Londoner Tagung der Interparlamentarischen Union ausgebrochen. Eickhoff hatte namens der deutschen Gruppe in sehr vorsichtigen Ausdrücken die Zustimmung zu der von anderer Seite gegebenen Anregung ausgesprochen, die Frage einer Beschränkung der Streitkräfte zu Lande und zur See und einer Herabsetzung der Kriegsbudgets der zweiten Haager Konferenz zur erneuten ernstlichen Beratung zu empfehlen. Wer nur einiges Verständnis für die Situation auf der Londoner Konferenz besaß, konnte darüber nicht im unklaren sein, daß die deutsche Gruppe eine große Dummheit begangen hätte, wenn sie sich der von den Vertretern aller anderen Kulturstaaten freudig begrüßten Anregung ablehnend oder nörgelnd gegenübergestellt hätte. Selbst freikonservative Abgeordnete wie die Herren Dorster und Rewoldt, die an der Londoner Konferenz teilnahmen, haben deshalb die vorsichtige Erklärung des Herrn Eickhoff, des Vorsitzenden der deutschen Gruppe, ausdrücklich gebilligt. Herr Müller-Sagan dagegen nimmt an dieser Erklärung lebhaften Anstoß. Nachdem er bereits in einem Berliner Bezirksverein gegen die Erklärung seines Parteifreundes Eickhoff feierliche Verwahrung eingelegt hatte, protestiert er neuerdings in der „Freisinnigen Zeitung" in einem nationalistischen Tone, wie ihn der alldeutsche Professor Hasse anzuschlagen pflegt, wie er aber im Lager der freisinnigen Volkspartei bisher ungewohnt war, „auf das nachdrücklichste" dagegen, daß **seine** Partei für die Eickhoffschen Aeußerungen verantwortlich gemacht werde. Wir erfahren aus dieser Erklärung zugleich, daß er als „**Parteiführer**" die Pflicht gehabt habe, Herrn Eickhoff zu rüffeln. Da ein allgemeines liberales und auch ein wohlverstandenes nationales Interesse besteht, die deutsche Gruppe der Interparlamentarischen Union nicht diskreditiert zu sehen und nicht den Schein aufkommen zu lassen, als ob die engherzigen Auffassungen des „Parteiführers" Müller-Sagan in der deutschen Gruppe maßgebend seien, so möchten wir feststellen, daß nicht der geringste Anlaß vorliegt, daran zu zweifeln, daß die Haltung des Herrn Eickhoff und nicht die nationalistische Nörgelei des self-made Parteiführers Dr. Müller-Sagan den Anschauungen der deutschen Gruppe der Interparlamentarischen Union entspricht.

Im letzten Jahre war in Deutschland eine ganz bedeutende **Zunahme der Streiks und Aussperrungen** zu verzeichnen. Nach der amtlichen Statistik betrug die Zahl der

	begonnenen Streiks	beendeten Streiks	Betriebe, in denen gestreikt wurde	streikenden Arbeiter
1904 . .	1908	1870	10 321	113 480
1905 . .	2448	2403	14 481	408 145

Ferner belief sich die Zahl der

	begonnenen Aussperrungen	beendeten Aussperrungen	Betriebe, die durch Aussperrung betroffen wurden	ausgesperrten Arbeiter
1904 auf	132	120	1115	23 760
1905 „	265	254	3859	118 665

Von den Aussperrungen des letzten Jahres hatten 65 vollen, 147 teilweisen, 42 keinen Erfolg; das Resultat war danach für die Unternehmer günstiger als in früheren Jahren.

Diese bedeutende Verschärfung der Arbeitskämpfe wurde nicht allein durch die günstige Lage des Arbeitsmarktes verursacht; sie ist zugleich der Ausdruck für die immer steigende Erbitterung der Arbeiter über die von Monat zu Monat fühlbarer werdende Verteuerung sämtlicher Lebensbedürfnisse. Die Arbeiter werden so geradezu gezwungen, durch Arbeitseinstellungen den Versuch zu machen, einen Ausgleich für das enorme Ansteigen der Preise aller notwendigen Nahrungsmittel zu erzielen. Die Ziffer der streikenden Arbeiter würde sicherlich noch weit größer sein, wenn es auch den unteren Beamtenkategorien möglich gewesen wäre, durch Arbeitseinstellung auf eine Erhöhung ihrer bescheidenen Löhne hinzuwirken. Da diese Beamten mit schmalem Einkommen aber den Folgen der Politik künstlicher Lebensmittelverteuerung nicht durch einen Lohnkampf begegnen können, so haben gerade sie unter der hierdurch bedingten Einschränkung der Lebensbedürfnisse am meisten zu leiden, und es erwächst für die gesetzgebenden Körperschaften die unabweisliche Pflicht, durch eine entsprechende Erhöhung der Gehälter für eine Aufbesserung der Lage jener Unterbeamten zu sorgen.

In **Württemberg** ist man schon dabei, diese Konsequenz zu ziehen. In der Finanzkommission der württembergischen Abgeordnetenkammer gab ein Regierungskommissar statistische Darlegungen, wonach

„unter der Wirkung der erhöhten Fleischpreise im September der Jahresmehraufwand einer fünfköpfigen Familie auf 88 Mark = 15,4 Prozent gestiegen ist, wovon 73,90 Mark allein auf die Fleischpreise entfallen".

Die Reaktionäre sind bereits jetzt in Sorge darüber, daß die Regierung in der nächsten Session des Reichstags endlich einen Gesetzentwurf betreffend die **Rechtsfähigkeit der Berufsvereine** einbringen werde. Die Mannheimer Tagung der Sozialdemokratie muß der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz" dazu herhalten, die Regierung mit dem sozialdemokratischen Charakter der Gewerkschaften graulich zu machen. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" kommt dieser furchtsamen Auffassung auch bereits entgegen, indem sie schreibt:

„Die Erstarkung der Gewerkschaften ist jetzt mehr als je gleichbedeutend mit Ausbreitung des sozialistischen Geistes, der sich innerhalb der Gewerkschaften selber durch den vielfach überspannten und rücksichtslosen wirtschaftlichen Kampfeifer, den Streikterrorismus und die Sehnsucht nach dem Koalitionszwang, außerhalb derselben durch Agitation und Stimmabgabe für die Sozialdemokratie betätigt. Daß hierdurch die Sozialreform selber in hohem Grade geschädigt wird, indem sie die Sympathien der Unternehmer für die Arbeiterbewegung dämpft und die Regierung bei manchen Maßnahmen zur Vorsicht mahnt, ist im Interesse der Arbeiter selber zwar bedauerlich, aber unter den obwaltenden Verhältnissen natürlich nicht zu ändern."

Zur weiteren Steigerung der Unzufriedenheit unter der arbeitenden Bevölkerung würde es sicherlich wesentlich beitragen, wenn man den Berufsvereinen noch länger die Rechtsfähigkeit vorenthalten wollte.

Die Arbeiten des **österreichischen Wahlreformausschusses** nähern sich ihrem glücklichen Ende. Wie es scheint, wird das neue Wahlgesetz nicht nur das allgemeine, gleiche, direkte und geheime Wahlrecht enthalten, sondern, von einigen Schönheitsfehlern abgesehen, auch sonst einen durchaus modernen Charakter tragen. Dazu gehört, daß auch Vorsorge getroffen wird gegen die Verschleppung der **Wahlprüfungen**, wie sie im deutschen Reichstag gang und gäbe ist und bisher auch im Reichsrat vorkam. In Zukunft werden in Oesterreich die Wahlprüfungen, für die in Deutschland bekanntlich manchmal fünf Jahre noch nicht ausreichen, in längstens einem Jahr erledigt sein. Dafür sorgt § 41 des Wahlgesetzes, der lautet:

„Das Haus der Abgeordneten veranlaßt die Vorberatung über die Wahlakten und entscheidet nach erstattetem Bericht über die Gültigkeit jeder Wahl **längstens innerhalb eines Jahres**, nachdem sie erfolgt ist. Falls vor Ablauf dieser Frist ein Beschluß des betreffenden Vorberatungs- (Legitimations-) Ausschusses nicht vorgelegt wurde, hat der Präsident den Gegenstand rechtzeitig auf die Tagesordnung zu setzen, und hat der vom Ausschuß bestellte Referent oder, falls kein solcher bestellt wurde, der vom Präsidenten bestellte Referent den Bericht und Antrag im Hause ohne Vorberatung zu erstatten und das Haus auf Grundlage dieses Berichtes seine Entscheidung zu fällen. Dieser Gegenstand kann durch Beschluß des Hauses nicht von der Tagesordnung abgesetzt werden."

Während sich die deutsche Regierung noch immer nicht entschließen kann, irgendeine Maßnahme zur Milderung der immer drückender werdenden Teuerung zu ergreifen, und während bei uns vorläufig keine Aussicht besteht, daß die verhängnisvolle Bahn extremer Schutzzollpolitik verlassen wird, hat sich das kleine **Dänemark** zu einer weiteren Revision seines Zolltarifs in freihändlerischem Sinne entschlossen. Schon bisher war in Dänemark die Lage der unteren Klassen wesentlich günstiger als in den protektionistischen Ländern, da speziell die dänischen Landwirte in richtiger Erkenntnis ihrer wahren Interessen allen schutzzöllnerischen Lockungen gegenüber taub blieben. Gerade dem Freihandel hat es Dänemark wesentlich mit zu verdanken, daß es die fortgeschrittenste Landwirtschaft der Welt besitzt. Der neue Zolltarif, der kürzlich dem dänischen Reichstage unterbreitet wurde, sieht nun eine weitere Ermäßigung und teilweise eine völlige Beseitigung der Zölle auf die hauptsächlichsten Verbrauchsartikel sowie auf die wichtigsten Roh- und Hilfsstoffe der Industrie und Landwirtschaft vor. Zur Wiederherstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalt wird dafür eine Zollerhöhung auf eine Reihe von Luxuswaren vorgeschlagen. Die dann doch noch erwartete Mindereinnahme von $8^1/_2$ Millionen Kronen will der dänische Finanzminister Lassen durch eine Stempelsteuer auf spirituose Getränke sowie durch eine Umgestaltung der Erbschaftssteuer wenigstens zum größten Teil auszugleichen suchen. Es ist wahrhaft erfrischend, zu bemerken, daß der gesunde zoll- und steuerpolitische Menschenverstand doch noch nicht in allen Ländern ausgestorben ist. Wie kläglich sieht dieser dänischen Wirtschaftspolitik gegenüber das aus, was in Deutschland heute „Reichsfinanzreform" genannt wird!

Die **konstitutionell-demokratische Partei Rußlands** hat in Helsingfors ihren Parteitag unter dem Vorsitz des Fürsten **Dolgoruki** abgehalten. Mehr als 200 Delegierte nahmen an dieser Veranstaltung teil, die in Rußland selbst verboten worden war. Die sofortige Durchführung des passiven Widerstandes wurde nur von einer Minderheit gefordert; eine entsprechende Resolution wurde mit 88 gegen 53 Stimmen verworfen. Man rüstet sich für die bevorstehenden Neuwahlen zur Duma und sucht sich für alle Eventualitäten einzurichten, da die Gefahr einer Ueberrumpelung mit der Festsetzung des Wahltermins droht.

Bei der Vorbereitung der letzten **russischen Pogrome** hatte bekanntlich eine wesentliche Rolle die erdichtete Großrabbinerrede gespielt, die zur Aufstachelung der antisemitischen Leidenschaften in großen Mengen unter das Volk verbreitet worden war. Die „**Deutsch-sozialen Blätter**", das Organ des antisemitischen deutschen Reichstagsabgeordneten **Liebermann von Sonnenberg**, brüsten sich jetzt damit, jene infame Lüge zuerst in Umlauf gesetzt zu haben. Sie schreiben:

„Ganz besonders gute Aufklärungswaffen hat unsere deutsche antisemitische Bewegung dem Nachbarlande geliefert. So ist ‚die Großrabbinerrede' (Seite 385 bis 392 des Antisemitenkatechismus) in ungezählten Millionen Exemplaren durch die Regierung im ganzen Lande verbreitet worden .... Den Ruhm nehmen wir allerdings mit Befriedigung entgegen, daß mit den Waffen aus unserem Aufklärungsarsenal das russische Volk sich von seinen Todfeinden befreien kann, wenn es den Willen dazu hat."

Die deutschen Antisemiten konnten ihren eigenen sittlichen und politischen Tiefstand nicht besser charakterisieren, als indem sie sich ihres Anteils an den furchtbaren Judenmetzeleien in Rußland rühmten, die überall in der gesitteten Welt einen Schrei des Entsetzens und der Entrüstung verursachten.

* * *

Goslar.

Der am 6. und 7. Oktober in Goslar abgehaltene nationalliberale Parteitag bot wenigstens eine erfreuliche Erscheinung, das war die Uneinigkeit. Wäre man einig in der nationalliberalen Partei, so würde man auch mit der politischen Haltung der nationalliberalen Fraktionen im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhause zufrieden sein, und diese Zufriedenheit würde den Verzicht der ganzen nationalliberalen Wählerschaft auf eine liberale Betätigung bedeuten.

Seit Jahren haben die Vertreter des Nationalliberalismus im Reich wie in Preußen ausschließlich reaktionäre Politik getrieben. Es ist unmöglich, auch nur einen einzigen wichtigen politischen Anlaß namhaft zu machen, bei dem sich der Nationalliberalismus seiner liberalen Verpflichtungen bewußt geworden wäre. Man erinnere sich der schmählichen Dezembertage des Jahres 1902, als der Rechtsbruch des Antrags Kardorff die lebhafte Unterstützung der Herren Bassermann und Genossen fand. Sie tragen eine wesentliche Mitschuld an der die Armen und Aermsten am meisten bedrückenden agrarischen Schutzzollpolitik, an der künstlichen Lebensmittelverteuerung, die in immer wachsendem Grade die arbeitenden Klassen der Bevölkerung erbittert und zu Lohnkämpfen zwingt, und die jetzt auch die ganze niedere Beamtenschaft mit ihrer wirtschaftlichen Lage immer unzufriedener macht. Die Nationalliberalen tragen einen Hauptteil der Schuld an der unglückseligen Ausgestaltung der sogenannten Steuerreform im Reich, sie haben bei der Festsetzung der Verkehrssteuern einen bevorzugten Anteil genommen und sind recht eigentlich als die Urheber der Erhöhung des Ortsportos anzusehen. Im preußischen Landtage haben sie durch ihr Kompromiß mit den Konservativen in der Schulfrage dem Klerikalismus die Bahn geebnet. Für irgend eine ernsthafte liberale Reform sind sie weder im Reichstag noch im preußischen Landtage zu haben gewesen. Nicht einmal für die Einführung der geheimen Stimmabgabe bei den Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhause konnte ihre Zustimmung gewonnen werden, obgleich dafür selbst das reaktionäre Zentrum zu haben ist.

Wo immer sich außerhalb Preußens die Nationalliberalen zu einem liberalen politischen Vorgehen entschlossen, wie in Baden, wo sie mit Hilfe der Sozialdemokraten das Zentrum niederwarfen, haben die nationalliberalen Fraktionen im Reich und in Preußen ihre Mißbilligung ausgesprochen und auch damit bekundet, daß ihnen jedes Verständnis für eine resolute liberale Politik fehlt. Reaktionär in Handlungen, liberal in Redensarten, — darin charakterisiert sich das Verhalten der parlamentarischen Vertretungen des Nationalliberalismus im Reich und in Preußen seit vielen Jahren. Das Gerede von einem rechten und linken Flügel hat keine tatsächliche Substanz. Die Abgeordneten des sogenannten linken Flügels haben sich immer löblich unterworfen. Man nenne uns aus den letzten Jahren einen einzigen Akt, bei dem dieser linke Flügel auch nur einen nachdrücklichen Versuch gemacht hätte, die Gesamtpartei an der reaktionären Betätigung zu hindern. Es ist zur Klärung der politischen Atmosphäre unbedingt nötig, sich diesen Tatbestand völlig klarzumachen, schon deshalb, damit der wirkliche Liberalismus endlich innewerde, daß ein politisches Zusammenwirken mit der Leitung des Nationalliberalismus von heute völlig ausgeschlossen ist, wenn man nicht auf eine energische Betätigung des Liberalismus überhaupt verzichten will.

Der Verlauf des Goslarer Parteitages hat nun allerdings glücklicherweise dargetan, daß sich die Mißstimmung in der nationalliberalen Armee gegen die reaktionäre Politik ihrer Führer weit ausgebreitet hat. Nur mit Mühe und Not hat man eine Resolution zusammengekittert, die inhaltslos und widersprechend genug war, um Annahme zu finden. Aber damit ist nichts geändert. Die Fraktionen sind auf dem reaktionären Wege schon viel zu weit gegangen, als daß sie noch umkehren könnten, und die Kritik an dem reaktionären Verhalten der Führer ist insbesondere in den Kreisen der Jungliberalen viel zu lebhaft gewesen, als daß sie sich nun dabei beruhigen könnten, daß man ihnen auch nicht die geringste Konzession gemacht hat. Ihre politische Existenzberechtigung beruht in der Geltendmachung eines liberalen Standpunktes, für den die nationalliberale Parteileitung keinerlei Verständnis hat. Daß dieser Gegensatz durch Resolutionsredensarten nicht ausgeglichen werden kann, liegt auf der Hand.

Der Goslarer Parteitag hat deshalb nach mehr als einer Richtung hin die gewünschte Klärung gebracht.

Was sich innerhalb der nationalliberalen Wählerschaft liberal betätigen will, weiß jetzt, daß dies nur im Gegensatz zu den nationalliberalen Fraktionen des Reiches und Preußens möglich ist. Jene Freisinnigen, die bisher noch immer mit dem Gedanken kokettiert haben, mit der offiziellen nationalliberalen Partei ein Bündnis zu schließen, dürften sich jetzt davon überzeugt haben, daß dafür alle realen Voraussetzungen fehlen. Kooperationen zwischen Freisinnigen und Nationalliberalen auf Grund von Verabredungen zwischen den Parteien im ganzen sind nur dann noch möglich, wenn man sich freisinnigerseits entschließen will, ebenfalls reaktionäre Politik zu treiben. Will man dagegen liberale, will man demokratische Politik treiben, so kann nur ein Zusammenarbeiten mit einzelnen Teilen der nationalliberalen Partei in Frage kommen. Die Grundsätze der Jungliberalen unterscheiden sich zwar sehr beträchtlich von denen, die heute in der offiziellen nationalliberalen Partei herrschen, aber sehr wenig von den programmatischen Leitsätzen der liberalen Demokratie. Das politische Verhalten der badischen Nationalliberalen hat zwar die öffentliche Mißbilligung durch die nationalliberale Zentralleitung, jedoch die begeisterte Zustimmung von Freisinnigen und Demokraten erfahren. Auch in Bayern ist es gelungen, zwischen Freisinnigen und Nationalliberalen ein Aktionsprogramm zu vereinbaren, das liberal genug ist, um es der norddeutschen nationalliberalen Führung unannehmbar erscheinen zu lassen.

Aus all diesen Vorkommnissen geht zur Genüge hervor, daß innerhalb des nationalliberalen Parteikörpers noch manche für die Erneuerung des Liberalismus wertvolle und unentbehrliche Elemente stecken, die es gilt, aus der reaktionären Verstrickung freizumachen. Im Interesse des Gesamtliberalismus ist es nicht von entscheidender Bedeutung, ob sich diese liberalen Elemente in dem alten nationalliberalen Parteirahmen oder außerhalb desselben betätigen. Wichtig ist nur, daß sie überhaupt zur Geltung kommen und in irgend einer Weise die Kraft des demokratischen Liberalismus in Deutschland stärken helfen. Parteibildungen sind schließlich ephemere Erscheinungen. Man mag eine alte Parteiform aufrecht erhalten, solange es möglich ist, die politische Idee, die sie bergen soll, zur freien Entwicklung zu bringen. Dient sie aber nur dazu, diese Idee verkümmern zu lassen, dann ist es verdienstlich, die alte Form so rasch wie möglich zu sprengen.

Die Lage des Liberalismus in Deutschland und speziell in Preußen ist gegenwärtig so unerfreulich, daß nichts schlimmer erscheint, als wenn es bleibt, wie es ist. Nur keine Fortwurstelei! Man kann sich kaum eine Aenderung denken, die nicht besser wäre als das Bestehende.

Theodor Barth.

Der Mailänder internationale Handelskammerkongreß.

Die große Industrieausstellung in Lüttich hatte der belgischen Regierung Anlaß gegeben, eine große Anzahl internationaler Kongresse dorthin einzuladen. Unter ihnen befand sich eine Versammlung von Handelskammern und freien industriellen und kaufmännischen Vereinigungen, die zum ersten Male zu einer internationalen Zusammenkunft Gelegenheit hatten. Der starke Besuch zeigte, daß der Gedanke willige Aufnahme fand. Die Leistungen konnten nicht sofort erheblich sein; die Vorbereitung war unzureichend, die Zusammenstellung der Themen Ergebnis des Zufalls. Aber die Vertreter so verschiedenartiger Interessen

lernten sich kennen, und die Frucht des Kongresses war die Schaffung eines permanenten Komitees, dem vor allem die Aufgabe gestellt war, weitere Kongresse vorzubereiten. Sitz des Komitees wurde Brüssel, sein Vorsitzender Herr Canon-Legrand, Ingenieur und Präsident der Handelskammer von Mons. Auf Einladung des Präsidenten der Vereinigung italienischer Handelskammern und der Handelskammer von Mailand, des Herrn Salmoiraghi, wurde gleichzeitig Mailand zum Sitze des zweiten Kongresses für 1906 gewählt.

So hat dieser zweite Kongreß, vom 24. bis 27. September, abermals am Orte einer Industrieausstellung getagt. Dies ist kein Zufall. Die Veranstalter internationaler Ausstellungen haben ein sehr großes Interesse daran, Tausende von Fremden heranzuziehen, und dazu bieten große Kongresse die beste Gelegenheit. Man macht dadurch die Kongreßteilnehmer gewissermaßen auch zu „Objekten“ der Ausstellung. Wird die Anziehungskraft eines Kongresses durch solches Zusammentreffen auch verstärkt, so läßt sich nicht verkennen, daß der Ernst und die Intensität der Kongreßarbeit leiden müssen, wenn die Ablenkung zu erheblich ist. Es wurde deshalb in Mailand allgemein der Wunsch laut, den nächsten Kongreß unabhängig von solch äußerem Anlasse abzuhalten.

Etwa 500 Teilnehmer hatten sich eingeschrieben — die Mehrzahl Italiener —, von denen der größte Teil indessen lediglich der feierlichen Eröffnung beiwohnte, während sich nur eine kleine Zahl aktiv an den Arbeiten beteiligte. Gut vertreten waren dann: Belgien, Dänemark, Deutschland, England, Frankreich, Holland, Norwegen, die Schweiz und Spanien; sogar Nordamerika hatte Vertreter entsandt. Es war ein Bild wirklich internationalen Gepräges, und es muß betont werden, daß die etwa 80 bis 100 Teilnehmer, die treu bei der sehr umfangreichen Arbeit ausharrten, ihre Aufgabe mit Ernst erfüllten. Ueberdies waren diese „Arbeiter“ fast durchweg offizielle Delegierte von Handelskammern und freien Körperschaften.

Der Kongreß tagte unter dem Vorsitze des Herrn Canon-Legrand, der seine überaus anstrengende Aufgabe — vier Sitzungen im ganzen von etwa 23 Stunden Dauer — mit stets gleicher Liebenswürdigkeit durchführte. Sein Stellvertreter, zugleich als Repräsentant Italiens, war Herr Salmoiraghi; das übrige Bureau wurde aus je einem Vertreter der anwesenden Völker gebildet, zu denen auch Bulgarien und Portugal gehörten.

Nicht weniger als die folgenden zehn Fragen waren zur Beratung gestellt: 1. Statut des permanenten Kongresses; 2. Schaffung einer internationalen Briefmarke; 3. die Organisation der Handelskammern; 4. Internationale Regelung des Telephonverkehrs; 5. Internationales Wechselrecht; 6. Internationale kaufmännische Schiedsgerichte, 7. Neutrale Routen auf den Ozeanen; 8. Regelung internationaler Ausstellungen; 9. Zollstatistik; 10. Zollformalitäten. Der letzte Punkt wurde abgesetzt. Alle anderen Nummern wurden „erledigt“, d. h. die Versammlung hörte die Verlesung eines Berichtes mit mehr oder minder großem Interesse und genehmigte zumeist die vorgeschlagenen Resolutionen. Es ist klar, daß keine Versammlung dieser Art imstande ist, ein solches Riesenpensum erschöpfend zu erledigen, und es fand daher — der Wichtigkeit der Gegenstände entsprechend — eine eingehende und ernste Beratung eigentlich nur bei den Punkten 1, 2 und 4 statt, auf die hier kurz eingegangen werden soll. An der internationalen Regelung einiger Fragen des Weltpostverkehrs und des Wechselrechtes war ganz besonders der verdiente Präsident des Deutschen Handelstages Herr Kaempf als Referent beteiligt. Er verstand es, das Wichtige knapp zusammenzufassen, und er gab der Debatte in sorgfältig entworfenen Thesen ihre Richtung. Seinen Berichten lagen vornehmlich zwei umfangreiche Arbeiten zugrunde, die von den Aeltesten der Kaufmannschaft in Berlin überreicht und wohl allgemein als die besten Leistungen für den Kongreß angesehen wurden.*)

*) 1. Weltwechselrecht. Die Verschiedenheiten der geltenden Wechselrechte und deren Vereinheitlichung. Denkschrift von Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer in Berlin. Berlin, Julius Springer.

2. Die Handelskammern, ihre Organisation und Tätigkeit. Berlin, Georg Reimer.

Die Debatte über die „Schaffung einer Weltbriefmarke“ hatte einen sehr guten Rückhalt an der kürzlich erst in Rom veranstalteten amtlichen Tagung des Weltpostvereins, auf der dieser Gedanke leider in nur zu beschränktem Umfange durchgesetzt worden war. Der englische Vorkämpfer dieser Idee, Herr Heniker-Heaton, hatte zur besseren Erläuterung eine Weltkarte herstellen lassen, in der aus je einem Mittelpunkte ausgehende Linien die Geltung einer **Einheitsmarke** (10 Pfg.; Penny; 15 Cts. usw.) zeigten. Bekanntlich gilt die Einheitsmarke heute bereits zwischen den meisten Mutterländern und ihren Kolonien. Auf diese Weise ist ein so gewaltiger Teil des Erdballs von Gebieten einheitlichen Posttarifs durchzogen, daß der nächste Schritt, diese riesenhaften nationalen Gebiete zum gleichen Satze international zu verbinden, nicht mehr so schwierig erscheint.

Drei Berichte lagen vor: aus England (Herr Heniker-Heaton), aus Deutschland (Herr Kaempf), aus Belgien (Herr Bodden). Die drei Berichterstatter verständigten sich über eine Resolution, die schließlich einstimmig angenommen wurde. Ihr wesentlichster Inhalt ist folgender:

1. Die Herabsetzung des internationalen Briefportos auf den Satz des inländischen ist zu erstreben. Gleichzeitig soll dieser Satz möglichst auf zehn Centimes bemessen werden.

2. Es solle für diese Idee gewirkt, zunächst aber dahin gestrebt werden, daß die Einzelländer unter einander ähnliche Postvereine schaffen, wie sie zwischen Deutschland und Oesterreich und zwischen England und Aegypten bestehen.

3. Das permanente Komitee soll diese Beschlüsse den Regierungen und den Handelskammern aller der Länder mitteilen, die dem Weltpostvereine angehören.

Im Anschluß hieran wurde (zu Nr. 4 der Tagesordnung) auch noch dem Wunsche der Schaffung einer „Union téléphonique universelle“ Rechnung getragen.

War dies eine Angelegenheit praktischer Art, deren Bedeutung für die Entwicklung des Welthandelsverkehrs und für die Pflege freundschaftlicher Beziehungen zwischen den Völkern ohne weiteres einleuchtet, so handelte es sich bei der Erörterung der **Schaffung eines internationalen Wechselrechts** um eine Frage, deren Wichtigkeit jeder Kaufmann oder Industrielle, der am internationalen Verkehr beteiligt ist, zu würdigen weiß, deren innerstes Wesen aber eingehendstes Studium fordert.

Der Verfasser der erwähnten Denkschrift, Herr Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer, hat es verstanden, den spröden Stoff in ebenso klarer wie übersichtlicher Weise zur Darstellung zu bringen. Er gibt zunächst einen Ueberblick über die verschiedenen Gesetze der ganzen Welt, um am Schlusse eines jeden Paragraphen zusammenzufassen, in welcher Weise eine internationale Regelung denkbar wäre, die nicht von vornherein unüberwindlichen Schwierigkeiten begegnete. — Die Bestrebungen zur Schaffung eines internationalen Wechselrechts sind schon über ein Menschenalter alt. Der erste wirksame Anstoß ging von England aus. Die jetzt als „International Law Association“ bekannte Gesellschaft hat in ihren „Bremer Regeln“ (dem Ergebnisse ihrer Arbeiten von 1875—1878) zuerst die Grundlage für die weitere Erörterung des Gegenstandes geschaffen, und das „Institut du Droit International“ hat 1882—1885 ein Mustergesetz ausgearbeitet. Durch die Gesetzgebung in den einzelnen Ländern ist in den letzten Jahrzehnten so manche veraltete Bestimmung beseitigt und so einer internationalen Annäherung die Wege geebnet worden. Um ein Beispiel herauszugreifen, so herrscht schon heute in den Handelskreisen Uebereinstimmung, daß das Institut der Jahrmarkts- und Meßwechsel aus der Gesetzgebung verschwinden könne.

Die größte Schwierigkeit, die es zu überwinden gilt, liegt weniger in der formell verschiedenen Gestaltung der geltenden Wechselrechte als in der verschiedenen Bedeutung der ihm zugrunde liegenden nationalen Rechtsanschauungen, z. B. der Wechselfähigkeit, der Mündigkeit usw. Herr Dr. Meyer teilt (a. a. O. S. 7/9) das ganze Rechtsgebiet in drei Gruppen:

1. Die deutsche Gruppe, die als Grundsatz die streng formale Bedeutung des Wechsels hat, die Loslösung des Zahlungsversprechens von

der zugrunde liegenden Schuld, sofern es sich nicht um Mißbrauch oder dergleichen handelt;

2. die französische Gruppe, die an der Beziehung des Wechsels zu seinem Grundgeschäfte festhält und sich dadurch in einen bestimmten Gegensatz zu Gruppe 1 stellt; und

3. die anglo-amerikanische Gruppe, die „von dem Bestreben durchdrungen ist, mit Rücksicht auf die Billigkeit den strengen Formalismus abzustreifen". Daher wird vielfach auf das Grundgeschäft zurückgegriffen. Aber die Auffassung hinsichtlich der formalen Bedeutung des Wechsels nähert sich vielfach wiederum der Gruppe 1 „besonders in der Auffassung von der wechselrechtlichen Bedeutung der dem Bezogenen zu gewährenden Deckung".

Dr. Meyer gibt interessante Ziffern über die Bedeutung der einzelnen Gruppen, wonach die Gruppen 1 und 3 bei weitem überwiegen.

Auf den reichen Inhalt der Denkschrift kann hier nicht näher eingegangen werden; sie erfordert eine eingehende Würdigung aus berufener Feder. Nur darauf soll hingewiesen werden, daß die französische grundsätzliche Auffassung von der Beziehung des Wechsels zu seinem Grundgeschäfte bisher das größte Hindernis für internationale Regelung gewesen ist. Die Bremer Regeln gehen deshalb an dieser Frage ganz vorüber.

Wäre eine internationale Regelung möglich, so empfiehlt Herr Dr. Meyer auch die Zulassung des Wechsels auf den Inhaber, wie sie heute schon in der anglo-amerikanischen Gruppe besteht.

Die ganze Angelegenheit fand auf dem Kongresse eine würdige Behandlung. Man war aber einig, daß diese erste Beratung nur als eine vorläufige anzusehen sei, und es wurde beschlossen, sie wohlvorbereitet einem neuen Kongreß vorzulegen. Die Ausführungen des Herrn Kämpf führten zu einer einstimmig angenommenen Resolution, die besagt:

1. Die Mitglieder des Kongresses werden ersucht, bei ihren Regierungen auf Schaffung eines internationalen Wechselrechts hinzuwirken, und alle Bestrebungen dieser Art energisch zu unterstützen;

2. das permanente Komitee wird beauftragt, diese Resolution den Regierungen und Handelskammern der ganzen Welt mitzuteilen.

Mit der sachlichen Beratung dieser beiden wichtigen internationalen Fragen hat der Kongreß einer ernsten Pflicht genügt, und man wird anerkennen müssen, daß er gerade als Vertreter kaufmännischer und industrieller Interessen dazu berufen war, vor aller Welt die Dringlichkeit der Reform zu betonen. In der Zusammensetzung des Kongresses liegt aber auch eine Gewähr für den bestimmten Willen wichtiger Berufsgruppen, dem Votum des Kongresses in den einzelnen Ländern Beachtung zu verschaffen.

Den größten Teil der Verhandlungen nahm die Festsetzung eines neuen Statutes des permanenten Komitees in Anspruch, und das Interesse an dieser überaus wichtigen Sache steigerte sich zeitweise zur Leidenschaft. Grundlage der Beratung sollte zunächst das ziemlich farblose Lütticher Reglement sein. Es hatten aber die deutschen Mitglieder (Herr Michel-Mainz war inzwischen gestorben), die Herren Kämpf und Münsterberg, einen gemeinsam festgestellten neuen Entwurf eingebracht, der in der vorbereitenden siebenstündigen Sitzung des permanenten Komitees zur Grundlage der Beratung gemacht, aber bereits dort in wichtigen Teilen erheblich abgeschwächt war. Auf dem Kongreß selbst wurden alsdann noch wesentliche Aenderungen vorgenommen. Der deutsche Entwurf hatte ein einfaches, logisch durchgeführtes Programm, dessen Hauptpunkte die folgenden waren:

1. Regelmäßige Veranstaltung von internationalen Kongressen in Abständen, die zwei Jahre nicht übersteigen sollen;

2. Stimmberechtigte Mitglieder dürfen nur offizielle Delegierte von anerkannten Handelskammern, kaufmännischen und industriellen Vereinen sein. Ohne Stimmrecht allgemeine Teilnahme zulässig.

3. Abstimmung nach Stimmenmehrheit. Auf Verlangen von zehn Delegierten, die zugleich drei Länder vertreten, kann Abstimmung nach Ländern verlangt werden.

4. Ein „comité permanent" wird von den zentralen Organisationen der Länder, und wo solche nicht vorhanden, von den Kongreßdelegierten länderweise berufen. Die Länder stellen Mitglieder in verschiedener Zahl, die nach den Exportziffern der Länder berechnet wird. Für Deutschland soll der Deutsche Handelstag die Ernennung ausüben.

5. Der Sitz des „comité permanent" wird jedesmal durch den Kongreß bestimmt.

Den Verfassern schien es von grundlegender Bedeutung zu sein, daß der Kongreß von vornherein den Charakter einer Versammlung von Vertrauensmännern größerer wirtschaftlicher Verbände habe. Gerade hiergegen erhob sich indes der heftigste Widerspruch. Während Deutschland durch ein Netz gesetzlich organisierter Handelskammern und freier Körperschaften übersponnen ist, fehlen solche Organisationen in anderen Ländern. In England gibt es überhaupt keine offiziellen Handelskammern im Sinne des deutschen Gesetzes, sondern nur freie Vereinigungen. In Frankreich gibt es wohl Handelskammern; es ist ihnen aber gesetzlich verboten, sich untereinander zu verbinden. Eine Organisation wie der „Deutsche Handelstag" ist deshalb in Frankreich einfach unzulässig. Sie wird einigermaßen ersetzt durch eine Vereinigung der Präsidenten der Handelskammern. In anderen Ländern bestehen gebundene und freie Organisationen nebeneinander, in einigen sind Zentralverbände vorhanden, in anderen nicht. Es wurde daher notwendig, den deutschen Vorschlag, der die zur Wahl von Mitgliedern des Komitees und zu ihrer Ersetzung berechtigten Verbände nennen wollte, abzuändern. Es wurde beschlossen:

Jedes Land wird durch höchstens drei Mitglieder und drei Stellvertreter in dem permanenten Komitee vertreten. Die Mitgliedee und Stellvertreter werden durch die Kongreßdelegierten der einzelnen Länder bestimmt. Die Delegierten haben aber das Recht, ihr Wahlrecht auf etwa vorhandene nationale Zentralverbände zu übertragen.

Man muß anerkennen, daß durch diese, von der Schweiz beantragte Fassung allen berechtigten Bedenken Rechnung getragen ist.

Ein hartnäckiger Kampf entspann sich ferner um die Frage, ob der Kongreß selbst jedesmal von neuem den Sitz des permanenten Komitees bestimmen, oder ob es einen festen Sitz erhalten solle. Die Vertreter Deutschlands, Oesterreichs, der Schweiz vertraten vornehmlich die erstere Alternative. Sie waren der Meinung, daß die Organisation zu jung sei, um schon in ganz feste Form zu kommen, und daß deshalb der Kongreß volle Freiheit in der Wahl des Ortes und auch des Vorsitzenden des Komitees haben müsse. Die anderen Länder, vornehmlich Frankreich, Belgien, Italien, denen sich auch England anschloß, waren entgegengesetzter Meinung und wünschten Brüssel als ständigen Sitz. Ein Kompromiß kam insofern zustande, als jetzt bis zu „anderweiter Bestimmung" Brüssel Sitz des Komitees sein soll. Der Beschluß über diesen Paragraphen 9 wurde mit 58 gegen 53 Stimmen gefaßt. Die Wahl des Vorsitzenden ist dem Komitee selbst überlassen.

So endete die Beratung mit der Annahme von Satzungen, die zwar in mehreren Punkten nicht befriedigen, die aber die Möglichkeit bieten, auf festem Grunde zu arbeiten und energisch vorwärts zu dringen.

Deutschland war auf dem Kongresse vertreten durch den Deutschen Handelstag, durch die Handelsvertretungen von Berlin („Aelteste" und Handelskammer), Brandenburg, Danzig, Dortmund, Dresden, Frankfurt a./M., Hannover, Leipzig, Metz, Nürnberg, Potsdam, Trier und durch den Handelsvertragsverein. Herr Kaempf versammelte die Deutschen zu wiederholten gemeinsamen Besprechungen, die in erfreulicher Einmütigkeit verliefen. Die Deutschen bestimmten zu Mitgliedern des permanenten Komitees die Herren Andreae (Frankfurt a./M.), Kaempf (Berlin), Münsterberg (Danzig); zu Stellvertretern die Herren C. Ravené (Berlin), Dr. Soetbeer (Berlin), Zweiniger (Leipzig).

Der Kongreß in Lüttich wurde begrüßt durch das Wort eines französischen Ministers: „Le commerce c'est la paix." In Mailand war es eine Aeußerung des Königs von Italien bei der Uebernahme des Protektorats über den Kongreß, die ihm das Gepräge gab:

„Auf dem Boden der internationalen Handelsbeziehungen muß man die Saat der Friedensfreunde pflegen und fördern. Der Handel hat das absolute Bedürfnis nach Weltfrieden; er ist daher der größte und erfolgreichste Mitarbeiter zu diesem Ziele."

Vom König von Italien, seinem Protektor, von der italienischen Regierung, von der Stadt Mailand, von Handel und Industrie des Landes herzlichst begrüßt, freundlich aufgenommen bei einigen festlichen Veranstaltungen, stand auch dieser zweite Kongreß im Zeichen allseitig ernsten Strebens nach internationaler Verständigung. Die Arbeit wird in Zukunft noch intensiver sein, wenn statt zehn Fragen von nicht gleicher Wichtigkeit zwei oder drei bedeutungsvolle Probleme allein zur Debatte gestellt sein werden.

Im Anfang begegnete der Gedanke, einen Kongreß der Handelskammern und der freien industriellen und kaufmännischen Vereine zusammenzuberufen, lebhaften Bedenken. Diese Bedenken sind bei all denen geschwunden, die in dem Kongresse selbst mitgearbeitet haben. Schon jetzt hat sich die Ueberzeugung durchgesetzt, daß das gemeinsame, internationale Wirken von Vertretern aus Handel, Industrie und der daran beteiligten wissenschaftlichen und konsularischen Kreise sehr wohl geeignet ist, den anderen internationalen Arbeiten vollwertig zur Seite zu treten. Allerdings sollen hier in erster Linie nicht Ziele der theoretischen Wissenschaft, sondern des praktischen Lebens gelöst werden. Sie aber bergen in sich das wirtschaftliche Gedeihen, die aufstrebende Wohlfahrt aller Völker der Erde; Handel bedeutet nicht nur Frieden, er bedeutet vor allem auch Kultur. Der zweite internationale Kongreß hat es zum Ausdruck gebracht, daß er sich auch dieser kulturellen Aufgabe voll bewußt ist. Hoffentlich gelingt es dieser jüngsten Vereinigung, zu einem allseitig anerkannten Faktor in der Pflege internationaler Beziehungen zu werden.

Danzig. Otto Münsterberg.

Wohnung und Schwindsucht.

In der letzten Zeit hat die Wohnungsfrage wiederholt auf der Tagesordnung von hygienischen Kongressen gestanden. So haben der internationale Tuberkulosekongreß im Haag und die Generalversammlung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Augsburg über Wohnungsfragen vom ärztlichen Standpunkt aus verhandelt. Die Aerzte sehen in der Lösung der Wohnungsfrage eins der wichtigsten Hilfsmittel im Kampf gegen die großen Volkskrankheiten und haben schon oft an der Hand eines reichen Beweismaterials die Zusammenhänge der Wohnungskalamität vor allem mit der Lungenschwindsucht dargelegt. Solche Darlegungen von anerkannten Fachleuten sind den extremen Hausagrariern von jeher ein Greuel gewesen. Ihnen sind Leute lieber, die — wie Dr. Pohle und Dr. Andreas Voigt in Frankfurt — den Nachweis zu erbringen suchen, daß wir keine größere Wohnungsreform nötig haben. Diese beiden Herren wurden darum auch von dem bekannten Antisemiten Hartwig aus Dresden, dem Vorsitzenden des letzten Hausbesitzertages in Eisenach, für die Hausagrarier mit Emphase reklamiert, damit auch die Hausagrarier ihre „Gelehrten" hätten, ähnlich wie die Leute vom Bund der Landwirte auf ihren Dr. Rubland stolz sind. Die überwiegende Mehrheit des Volkes, und darin sind auch alle reellen Hausbesitzer einbegriffen, hat jedoch ein lebhaftes Interesse daran, daß die offensichtlichen Schäden des Wohnungswesens aufgedeckt werden, um so eine grundlegende Reform herbeizuführen.

Drei der namhaftesten deutschen Hygieniker, Rubner*) in Berlin, Gruber*) in München und Hirsch**) in Leipzig, haben in der letzten Zeit wichtige Beiträge zur Frage des Zusammenhangs der Wohnung mit der Tuberkulose veröffentlicht, in denen sie das weitschichtige Material über diesen Gegenstand zusammengefaßt darbieten. Es ist nur zu bedauern, daß diese Veröffentlichungen nicht im Buchhandel zu weiterer Verbreitung zu haben sind. Denn was hier geboten wird, kann nicht als „agitatorische Redensarten" abgetan werden; es übt vielmehr eine überzeugende Wirkung aus, der sich niemand leicht entziehen kann.

Ist wirklich die Wohnung der Hauptschuldige an der Massenverbreitung der Schwindsucht? Kehrt diese Krankheit nicht auch bisweilen in den Häusern der Reichen ein, deren Lebenshaltung in Wohnung und Ernährung nichts zu wünschen läßt? Darauf ist die Antwort nicht schwer, weil wir Aerzte in solchen Fällen fast stets die Ursachen der Tuberkulose finden können, sei es Degeneration der Familie, sei es die Erschöpfung eines infolge weichlicher Erziehung an sich schon nicht sehr widerstandsfähigen Körpers durch sinnloses Drauflosstürmen auf die Gesundheit, — man denke an die häufige Tuberkulose bei Studenten, deren Widerstandskraft durch den Alkohol ruiniert wurde. Dann ist die Ansteckung mit Tuberkulose jeden Tag möglich, bei der Unmenge des jederzeit und überall vorhandenen Infektionsstoffes, den die Kranken aushusten. Hier wird der Satz einleuchtend, daß die oberen Klassen die beste Garantie für die Erhaltung der eigenen Gesundheit durch die Förderung der Gesundheit der breiten unteren Klassen haben.

In welcher Weise wirkt nun die Wohnung nachweisbar auf die Entstehung der Schwindsucht ein? Wir sehen mit den Hygienikern die einzelnen Wohnungserhebungen durch, die aus vielen deutschen Städten vorliegen, gehen mit ihnen die Treppen in der Mietskaserne hinauf und klopfen an der Korridortür an, die meist mehrere Familiengemeinschaften auf engstem Raum umschließt; wir sehen die Heimarbeiter in den dunklen Stuben sitzen, Mann und Weib und Kind, oft sechzehn Stunden arbeiten, in diesem einen Raum, der ihnen gehört, in dem sie kochen und schlafen zugleich, in dem sie krank liegen, wir sehen auch die Schlafgänger abends kommen und ebenfalls ihren Platz einnehmen in diesem Raum, der schon über das Maß ausgenutzt ist. Und was wir in dieser einen Wohnung sehen, das, so zeigt uns der Hygieniker auf Grund zum Teil amtlicher Erhebungen, ist in den Wohnungen der Masse die Regel.

Die Zahlen sprechen nur zu deutlich! Am 1. Dezember 1900 waren in Berlin 43 Prozent aller Haushaltungen in einräumigen, zum Teil unheizbaren Wohnungen untergebracht, und 28 Prozent der Haushaltungen hatten zwei Zimmer zur Verfügung. 4086 Wohnungen bestanden nur aus einer Küche! Einzimmrige Wohnungen mit acht bis zwölf Bewohnern sind mehrfach festgestellt worden. Von den untersuchten 470 000 Haushaltungen hatten 61 756 noch Schlafgänger. Die kleinen und kleinsten Wohnungen haben im allgemeinen die meisten Schlafleute als Mieter. Dasselbe Bild findet man in den andern Städten.

Ueberall eine enorme Wohnungsdichte, eine Ueberfüllung der Wohnungen mit Menschen. Das heißt für den Hygieniker eine Verschlechterung der Luft, die die Menschen atmen sollen, eine Ueberfättigung mit Kohlensäure und Kohlenoxyd, mit Gasen aller Art von den Heimgewerben, mit Staub und Gerüchen, mit Krankheitskeimen. Dazu fehlt diesen Wohnungen oft das Licht, der natürliche Feind der Bakterien, es fehlt die Reinlichkeit, die in desorganisierten Haushaltungen nicht gepflegt werden kann, es fehlt eine ausreichende Ernährung, die den Eiweißbedarf des Körpers befriedigt, und deren Mangel gerade in den Wachstumsjahren die Entwicklung des Körpers schädigt. So entsteht die Empfänglichkeit für Krankheiten auf dem Boden der Blutarmut und der schlechten Pflege der Lunge. Und zwar nicht bloß für Schwindsucht, sondern für alle anderen Infektionskrankheiten. An sich

*) Die Wohnung und ihre Beziehung zur Tuberkulose (die deutsche Klinik von Leyden und Klemperer, XI. Bd.).

*) Tuberkulose und Wohnungsnot (Soziale Zeitfragen. Damaschke).

**) Ueber den Einfluß der Wohnung auf die Verbreitung der Tuberkulose (Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft. 1906. Nr. 26. Laupp-Tübingen).

ist schon der Aufenthalt in geschlossenen Räumen etwas, was Lungenkrankheiten befördert; die Beobachtungen, daß beim Militär die Oekonomiehandwerker und Schreiber höhere Prozentziffern an Tuberkulose haben, und die Schwindsucht als Krankheit der Gefängnisse, beweisen das. Wieviel mehr muß die entsetzliche Ueberfüllung der Wohnungen das Entstehen dieser Krankheit begünstigen, in denen die Menschen wohnen, schlafen, arbeiten, in denen auf den Menschen nicht selten 4 bis 6 Kubikmeter Luft kommen, während die Krankenhäuser 35 Kubikmeter und selbst die Gefängnisse 22 Kubikmeter haben! Dann ist es kein Wunder, wenn in Mannheim die Statistik folgende Zahlen der Tuberkulosesterblichkeit im Verhältnis zur Gesamtsterblichkeit nach Wohnungsgröße und Wohnungszahl ergab:

Die Tuberkulosesterblichkeit betrug bei Wohnungen von

sechs und mehr Zimmern		10,3	Prozent
vier bis fünf Zimmern		22,2	„
bis zu drei Zimmern und einer Wohnungsdichte pro Zimmer	unter zwei Köpfe	23,4	„
	zwei bis drei „	34,0	„
	mehr als drei „	42,2	„

Aehnliche Ergebnisse liegen auch aus anderen Orten vor. Ueberall steigt der Prozentsatz der Schwindsüchtigen mit der Abnahme des Wohnraums und der Zunahme der Bewohnerzahl.

Aber nicht nur die schlechte Wohnungsbeschaffenheit an sich ruft die Tuberkulose hervor, dadurch daß sie die Empfänglichkeit steigert, ein sehr wesentlicher Punkt ist noch zu beachten: die Wohnung selbst ist außerdem der Ort der Ansteckung. Von den Wohnungen, die von der Berliner Ortskrankenkasse für Kaufleute, Handelsleute und Apotheker 1901 untersucht wurden, hatten neunzehn überhaupt keine Fenster, einige hatten eine Bodenfläche von sechs bis zehn Quadratmetern, einige waren so niedrig, daß ein Mann darin nicht aufrecht stehen konnte, einige lagen im Keller. Siebenundzwanzig männliche und neunundzwanzig weibliche Patienten waren genötigt, ihren Aufenthaltsraum mit sechs bis sieben und mehr Personen zu teilen, einunddreißig männliche und zweiundzwanzig weibliche Kranke teilten ihn mit fünf Personen, zweiundneunzig männliche und vierundvierzig weibliche Patienten mit vier Mitbewohnern. Nun waren von den 1128 kontrollierten Personen 306 = 27,13 Proz. lungenkrank, und von diesen 306 Lungenkranken hatten nur 5,88 Prozent einen eigenen Schlafraum, während alle übrigen Schwindsüchtigen mit einer bis sieben und mehr Personen in einem Raum zusammenschliefen. Noch mehr: ein Sechstel der Patienten, darunter sechzig Lungenkranke, hatten kein eigenes Bett. Diese Zustände fanden sich bei einer sozial nicht einmal ganz schlecht dastehenden Schicht. Was für die Verbreitung der Schwindsucht bedeuten, braucht nicht besonders erklärt zu werden. Wenn man weiter daran denkt, daß jeder Rekonvaleszent an sich viel empfänglicher für Ansteckungen ist, so weiß man, welche Gefahren ihm in der überfüllten Wohnung, in der auch gerade ein Tuberkulöser ist, drohen, sobald er, von irgend einer Krankheit halb hergestellt, aus dem Krankenhaus entlassen wird.

Das ist das Bild, das uns die Hygieniker zeigen. Was sagen sie über die Mittel, um hier Abhilfe zu schaffen? Sie kommen alle drei zu den nämlichen Ergebnissen. So wertvoll eine planmäßige Desinfektion und Vernichtung des bazillenhaltigen Auswurfs erscheint, ohne Aenderung der Wohnungsverhältnisse ist wenig zu erreichen. Auch von den Heilstätten, so groß ihr Nutzen ist, kann nicht die Beseitigung der Uebelstände erwartet werden. Auch das gegenwärtige Sinken der Schwindsuchtssterblichkeit darf uns nicht zu Optimismus verführen, denn es kann nur scheinbar sein, weil man beobachtet hat, daß neben dem Sinken der Sterblichkeit an Tuberkulose ein Steigen der akuten nichttuberkulösen Lungenkrankheiten stattgefunden hat, sodaß gar viele Tuberkulöse dieser akuten Krankheit zum Opfer fielen und damit die Tuberkuloseziffer entlasteten. Wir müssen ferner daran denken, daß auch ohne Lungenheilstätten die Rückwärtsbewegung der Tuberkulose schon seit den dreißiger Jahren vor sich ging. Von einer etwa zwangsweisen Isolierung der Schwindsüchtigen erhoffen die genannten Autoren ebenfalls keine Ausrottung der Krankheit.

Die Lösung des Problems liegt für sie auf anderem Gebiet. Rubens spricht es aus in dem Satz: Nicht im uferlosen Krankenhausbau, sondern im Bau von Häusern für Gesunde liegt die Hoffnung der Zukunft. Alles, was neu entsteht, muß den sanitären Anforderungen entsprechen. Die Forderungen liegen in der Richtung besserer Bauordnungen, die kleinere Häuserblocks, mit Licht- und Luftmöglichkeit für die Bewohner vorsehen, der Verdrängung des Massenmietshauses durch das Familienhaus wie in England und Bremen. Ausführlich sind diese Punkte in dem ausgezeichneten Buch von Dr. Bauer-Stuttgart: „Der Zug nach der Stadt und die Stadterweiterung" dargestellt. Dazu kommt eine Wohnungsinspektion mit bestimmten Mindestvorschriften, eine alte Forderung der Wohnungsreformer. Aber das alles ist nur möglich — und auch darin sind die drei Hygieniker einer Meinung — wenn die maßlose Bauspekulation, die die Mieten in die Höhe treibt, gehindert wird. Ledigenheime müssen die Wohnungen von den Schlafgängern entlasten. Die Verwirklichung dieser Projekte dürfte freilich noch geraume Zeit auf sich warten lassen.

Auf einen Weg, der schon bald Erfolge verspricht, machen die Hygieniker jedoch mit allem Nachdruck aufmerksam: Nach dem Beispiel der Pariser Dispensaires sollen städtische Fürsorgestationen eingerichtet werden, von denen aus planmäßig in den Massenquartieren der Schwindsüchtigen gearbeitet, die Desinfektion besorgt und die Aufklärung der Massen eingeleitet werden kann. So wichtig aber eine solche planmäßige Arbeit, die von Gemeinden mit freiwilliger Hilfe gemeinnütziger Frauen geschehen kann, auch für diesen Kampf ist, der Charakter dieser Volkskrankheit als einer sozialen Krankheit darf nicht darüber vergessen werden. Eine wirksame Zurückdrängung der Schwindsucht erscheint nur möglich durch eine Hebung der Lebenshaltung der breiten Volksschichten, durch bessere Ernährung und gesunde Wohnung.

München. Georg Hohmann.

Ahlem.

Wer mit Antisemiten in Versammlungen zu kämpfen hat, weiß, daß ihm immer derselbe Gedankengang entgegentritt: „Die Juden sind das Handels- und Schachervolk par excellence; von „wahrhaft" produktiver, insbesondere von körperlicher Arbeit halten sie sich fern; sie suchen nur mühelosen Gewinn auf Kosten ihrer christlichen Mitmenschen; wo hat man je einen Juden hinter dem Pfluge hergehen oder an der Hobelbank stehen sehen?"

Verweist man demgegenüber darauf, daß es zwar in Deutschland nur vereinzelte jüdische Landwirte und Handwerker gebe, daß aber andere Länder jüdische Ackerbaukolonien, Massen von jüdischen Handwerkern, jüdische Arbeiter in den körperlich anstrengendsten Berufen kennen, so heißt es spöttisch: „Lassen Sie uns doch mit dem fernen Ausland zufrieden! Solche Behauptungen kann niemand kontrollieren! Wir haben es nicht mit irgendwelchen anderen, sondern eben mit den deutschen Juden zu tun, und auf sie trifft die Behauptung zu, daß sie körperliche Arbeit scheuen."

Man ist dann gezwungen, auf die Geschichte des jüdischen Volkes einzugehen. Wie kann man sich wundern, daß ein Volk sich zum Handelsvolk entwickelt hat, wenn es all die Jahrhunderte hindurch von den Nationen, unter denen es als kleine Minderheit lebte, gezwungen wurde, sich auf den Handel zu beschränken? Wie kann man von Leuten Ackerbau und Handwerk verlangen, denen seit unvordenklichen Zeiten der Erwerb von Grund und Boden und der Eintritt in die Zünfte untersagt war?

Ja, so heißt es dann, seit 1869 spätestens seien aber die Juden doch „gleichberechtigt". Warum stürzen sie sich denn nun nicht in Masse auf die Erwerbszweige, die ihnen früher

verschlossen waren, sondern bleiben fast sämtlich dem Handel treu? Nun, Gewohnheiten, die einem Volksbestandteil Jahrhunderte hindurch aufgezwungen worden sind, lassen sich natürlich nicht in wenigen Jahrzehnten mit Stumpf und Stiel ausrotten. Das liegt so auf der Hand, daß man unbelehrbar sein muß wie das Gros der Antisemiten, um es nicht sofort einzusehen. Immerhin hätten es die Gegner der Antisemiten leichter, wenn sie auf etwas mehr Fälle des Uebergangs zur Landwirtschaft und zum Handwerk verweisen könnten, als es bis jetzt in Deutschland möglich ist. Es liegt auch, von diesem politischen Moment ganz abgesehen, im Interesse der Juden selbst, wenn sie jetzt, da ihnen die Gelegenheit — wenn auch oft unter außerordentlich erschwerenden Umständen! — geboten ist, sich mehr auch den ihnen früher versagten Berufszweigen zuwendeten. Es ist physisch wie psychisch für einen Volksbestandteil kein Segen, wenn er sich ausschließlich zu einer Beschäftigung widmet und dabei die Berührung mit der „Mutter Erde" allzusehr verliert. Es ergibt sich daraus eine Einseitigkeit, die ihre Vorzüge, aber doch noch größere Schattenseiten aufweist. Insbesondere die ärmsten Schichten des Volkes, das Proletariat, leiden darunter. Es ist ein Aberglaube, die Juden für durchweg oder auch nur überwiegend wohlhabend zu halten. Ich kenne z. B. manches arme hessische Dorf, wo ein Dutzend jüdischer Familien in geradezu brennender Armut dahinlebt. Beim Handel, den sie fast durchweg treiben, können sie nie auf einen grünen Zweig kommen. Es gibt eben in jenen ärmlichen Gegenden so wenig zu handeln, daß der Handel vielleicht zwei, aber sicher nicht zwölf Familien anständig ernähren kann. Gelänge es, einen Teil dieses jüdischen Handelsproletariats dem Handwerk und der Landwirtschaft zuzuführen, so wäre das ein wahrer Segen.

Nun hat man ja den Versuch gemacht, einen Teil des jüdischen Proletariats aus Osteuropa in Ackerbaukolonien, namentlich in Amerika, unterzubringen. Diese Versuche haben überwiegend ein wenig ermutigendes Resultat gehabt, soweit ich wenigstens unterrichtet bin. Es ist eben verzweifelt schwer, Personen in reifen Lebensjahren aus ihrem Milieu herauszureißen und sie unter ganz anderen Verhältnissen in eine völlig andere Tätigkeit unvermittelt hineinzustellen. Das sieht man schon an den vergeblichen Bemühungen, deutsche Industriearbeiter in den Zeiten industrieller Krisen als Landarbeiter zu beschäftigen. Das Akkommodationsvermögen erwachsener Menschen ist in den meisten Fällen für einen solchen Berufswechsel nicht ausreichend. Oft fehlt es einfach an der körperlichen Eignung.

Will man Aussicht auf Erfolg haben, so muß man bei der Jugend einsetzen.

Das war der Gedanke, der den leider im vorigen Jahr verstorbenen Konsul Moritz Simon in Hannover veranlaßte, die israelitische Erziehungsanstalt Ahlem vor nunmehr vierzehn Jahren ins Leben zu rufen. Vor den Toren von Hannover stiftete er ein Gelände von etwa sechzig Morgen, das den Kindern des jüdischen Proletariats Gelegenheit geben soll, systematisch im Gartenbau ausgebildet zu werden. Von Jahr zu Jahr ist das Unternehmen gewachsen. Heute besteht es aus drei getrennten und doch innerlich zusammenhängenden Anstalten. Der Kern ist die Lehrlingsabteilung. Sie bildet schulentlassene israelitische Knaben — 1905 waren es vierundvierzig — theoretisch und praktisch im Gartenbau aus und sucht ihnen nach beendeter Ausbildung Stellungen als Gärtner zu verschaffen. Gewissermaßen eine Vorschule für die Lehrlingsabteilung ist die Schülerabteilung. Sie umfaßte 1905 zweiundvierzig Knaben vom sechsten bis vierzehnten Lebensjahre. Die Knaben empfangen gewöhnlichen Volksschulunterricht in der Anstalt, haben aber nachmittags Gelegenheit, durch Beschäftigung im Schulgarten Liebe zum Gartenbau zu gewinnen. Jedes Jahr tritt eine Anzahl von ihnen in die Lehrlingsabteilung über. Die dritte Anstalt ist das Mädchenhaus. Es zählte 1905 einunddreißig schulpflichtige Mädchen und zwanzig Haushaltungslehrlinge. Die Mädchen sollen durch die Tätigkeit in Garten- und Hauswirtschaft zu gesunden und erfahrenen künftigen Hausfrauen ausgebildet werden.

Ich hatte im September Gelegenheit, zum zweitenmal unter sachverständiger Führung die Ahlemer Anstalten zu besichtigen, und habe wieder den allergünstigsten Eindruck mit nach Hause genommen. Gleich die Introduktion war sehr vorteilhaft: wir besuchten eine Gartenbauausstellung, die zufällig in Hannover stattfand, und fanden dort, daß Ahlem sich mit seinem ausgestellten Gemüse und Obst sehr gut sehen lassen konnte. Kürbisse, Kohlköpfe, Birnen und mancherlei anderes waren vorzüglich. Die Anstalt hat ja auch schon auf früheren Ausstellungen ehrenvolle Preise davongetragen.

Ueber den technisch-gärtnerischen Wert der Ahlemer Obst- und Gemüsekulturen habe ich allerdings kein sachverständiges Urteil. Doch ist das in diesem Fall auch Nebensache. Die Hauptsache ist, daß das ganze Unternehmen außerordentlich praktisch dem Zweck angepaßt zu sein scheint, dem es dienen soll. Die Kinder und jungen Leute sind trefflich untergebracht. Die Schlafräume sind zwar nicht „mit allem Komfort der Neuzeit", sondern im Gegenteil mit größter Einfachheit ausgestattet, aber hygienisch musterhaft. Man sieht ihnen an, daß sie in erster Linie dazu dienen sollen, ein kräftiges Geschlecht heranzuziehen. Die Sauberkeit hier wie in der Küche, den Bade-, Wasch- und sonstigen Räumen springt in die Augen. Die Unterrichtsräume zerfallen in solche für den Schul- und den Handfertigkeitsunterricht. Daß der Schulunterricht für Knaben und Mädchen mit dem besten Erfolg gemeinsam erteilt wird, sei nur nebenbei erwähnt. Der letzte Schulrevisionsbericht führt die guten Erfolge gerade auch auf diese Gemeinsamkeit zurück. Dieser Revisionsbericht stellt ferner fest, daß die Schwierigkeiten, mit denen die Schule wegen der aus den verschiedensten Gegenden stammenden Elemente zu kämpfen hatte, glücklich überwunden wurden, und erklärt: „Zucht und Ordnung sind musterhaft."

Neben der Gärtnerei besteht eine Schusterwerkstatt und eine Bäckerei. Schüler, die weniger Neigung für die Gärtnerei haben, können also nach ihrer Entlassung aus der Schule auch anderen Zweigen des Handwerks sich widmen, ohne die gesunde, ländliche Umgebung verlassen zu müssen. Schuhmacherei und Bäckerei arbeiten nicht bloß für die Anstalt, sondern auch für den Verkauf. Man soll mit ihren Leistungen sehr zufrieden sein.

Der stärkste Eindruck, den man empfängt, ist der von den Kindern und jungen Leuten. An sich ist es vielfach sprödes Material, das in die Anstalt kommt. Die Hände zumal sind zunächst meist ungeübt und ungewandt. Die meisten Insassen der Anstalt stammen aus Deutschland. Aber einzelne Kinder aus Osteuropa werden auch angenommen. Kurz vor meinem Besuch hatte man verschiedene Waisen aufgenommen, deren Eltern bei dem Progrom in Bjelostok ermordet worden waren. Manche dieser Elemente aus dem Osten bieten ihre besonderen Schwierigkeiten. Sie sprechen nur „Jiddisch". Ihnen fehlen die Elemente der Körperpflege. Mancher Charakter ist ungebärdig. Aber die Disziplin der Anstalt wird dieser Schwierigkeiten fast ausnahmslos Herr. Und die Annehmlichkeiten des neuen Lebens in gesunder Umgebung und gesicherten Verhältnissen rufen in den Kindern eine ganz ungewohnte Lebensfreude hervor. Sie blühen sichtbar auf. Es ist eine Lust, diese zufriedenen und meist intelligenten Gesichter zu sehen. Dabei kann man eine merkwürdige Beobachtung machen: die Rassenmerkmale schwächen sich anscheinend bei der ländlichen Arbeit ab. Ich sah so ausgesprochen germanische Typen, daß ich scherzend fragte, ob hier nicht am Ende eine pia fraus vorliege. Doch Inspektor Silberberg, der langjährige Leiter der Anstalt, bestätigte mir nur meine Beobachtung, daß das neue Milieu tatsächlich starke Veränderungen in dem Aussehen der Kinder hervorzubringen scheine.

Die wichtigste Frage ist natürlich die: führt die Ausbildung in dem Gartenbau die Lehrlinge dauernd zur Beschäftigung mit dem Boden, oder handelt es sich dabei nur um einen vorübergehenden Zustand? Es wäre vielleicht gewagt, schon jetzt, nach den verhältnismäßig kurzen Erfahrungen, ein abschließendes Urteil abzugeben. Doch kann man von Jahr zu Jahr mit größerer Sicherheit erklären, daß das Experiment geglückt sei. Es sind bisher 123 Lehrlinge in der Gärtnerei ausgebildet. Davon haben nur vierzehn den Beruf gewechselt. Die große Mehrzahl befindet sich in gärtnerischen Stellungen, fünfzehn allein in Amerika, vierundfünfzig in Deutschland. Eine

ganze Anzahl sind selbständig geworden. Wie man aus den Berichten des Vereins ehemaliger Ahlemer ersehen kann, haben viele eine nicht nur pekuniär günstige, sondern sie auch sonst sehr befriedigende Position gefunden.

Auf alle Fälle ist Ahlem ein interessantes Fleckchen Erde. Von selbstloser Nächstenliebe in den Dienst einer neuen Idee gestellt, bietet es vor allem auch dem Politiker und Rassenpsychologen viel Stoff zum Nachdenken.

H. v. Gerlach.

Die Manetschen Bilder der Sammlung Faure im Kunstsalon Cassirer.

Im Jahre 1866 hob Zola nicht nur das starke und originale Temperament Manets hervor, sondern den Umstand, daß er „nicht vor dem Ungestüm der Natur zurückschrecke". Er gibt, sagte der jugendliche Romanschriftsteller und Kritiker, den wir nicht als einen selbständigen Kritiker im Gebiete der bildenden Kunst, umsomehr aber als das Echo der Meinungen in dem Kreise der Manet nahestehenden Maler betrachten dürfen, er gibt, sagte Zola, in der richtigen Valeur die verschiedenen Gegenstände. Zola sagte, daß Manets Bilder die Mauer zerrissen, und daß sie zum Genusse des wirklichen Fleisches, das die Wahrheit des Lebens hätte, brächten. Zweifellos haben wir vierzig Jahre nach Zola beinahe umgekehrte Empfindungen. Ganz besonders ist der Ausspruch Zolas den Bildern Manets aus den sechziger Jahren gegenüber in unseren Augen nicht mehr einwandfrei, er trifft aber auch auf die Gesamterscheinung Manets, auf seine späteren, viel helleren Bilder nicht zu. Natürlich sind die Valeurs „richtig", d. h. im richtigen Verhältnis zu einander. Manet wäre nicht Manet, wenn er nicht mit souveräner Sicherheit über dieses Instrument des Malers verfügte. Aber, was das die-Mauer-Zerreißen und die Wahrheit des Fleisches, das die Wirklichkeit des Lebens hat, betrifft, so geht unsere Ansicht dahin, daß es Bilder wie von alten Meistern sind, und daß sie nichts weniger tun, als die Wand zerreißen. So harmonisch, so dekorativ wirken sie auf uns, als ob sie Wandteppiche wären. Diesen Eindruck hat nicht nur, wer der Entwicklung der Phasen der Kunst als Fachmann zu folgen vermag, sondern jeder in der großen Masse der Beschauer. Alle, die auch nur einmal in einem alten Museum gewesen sind, denken jetzt von diesen Bildern, daß sie wie alte anmuten. Selbstverständlich haben sich nicht die Bilder Manets in diesem Sinne gewandelt, wenn sie auch vielleicht in einem kleinen Grade im Laufe der Zeit sich beruhigt haben mögen; sondern hauptsächlich haben unsere Augen ohne unser Bewußtsein Manet in die Reihe der Erscheinungen einordnen gelernt. So bewährt sich jetzt der feine, aber zu begeistert gewesene Ausspruch unseres Bibliothekars der königlichen Museen, Ferdinand Laban, nicht mehr, Manets Stilleben schienen die Stilleben der alten Holländer tot zu machen; denn wir können uns Manets Stilleben vielmehr in die Reihe der klassischen Stilleben eingegliedert vorstellen. Manets Art zu sehen überrascht uns nicht mehr als die „richtige" Wiedergabe der Natur, sondern sie wirkt, wie es sein muß, lediglich als der Ausdruck seines Temperaments und seiner Begabung.

Wir betrachten Manet vor allem als einen herrlichen Farbenkünstler. Das ist so wahr, daß wir das unter den Bildnissen der Sammlung Faure natürlichste Porträt, eine Dame im Frühling darstellend, wo die Haut und der Glanz der Haut sehr lebenswahr im Sonnenschein gemalt ist, nicht so auf der Höhe finden wie drei Männerbildnisse, obwohl diese viel mehr „Konvention" haben und altmeisterliche Töne zeigen. Die Naturwahrheit ist bei der Dame im Frühling größer, aber die Porträts der drei Männer erscheinen uns schöner, erscheinen uns mehr, obwohl sie mit den alten Meistern verschwägert sind, aus dem Manetschen Wesen heraus geschaffen. So sind wir also Manet gegenüber von den alten Ansichten über die Natur in der Kunst vollständig zurückgekommen und erhalten zu philosophischen Betrachtungen über den Wechsel unseres Sehens Anlaß.

Manet hat in der Moderne nur das getan, daß er allmählich einen größeren Bezirk der Natur von der Kunst umrahmt werden ließ. Auf der Einführung eines größeren Quantums Naturwahrheit beruht indessen nicht seine Größe. Lehrreich ist in der Sammlung Faure in diesem Sinne die Betrachtung zuerst einer kleinen Strandlandschaft, voller Konvention in bezug auf den Ton, man möchte sagen, sie ist eine Grisaille, so sehr dominieren die in Grau und Braun gebrochenen Töne in der Art der alten Meister. Sie stammt aus dem Jahre 1869, als Manet sechsunddreißig Jahre alt war. Weiterhin sieht man zwei wundervolle, weil souverän behandelte Manetsche Landschaften, die alle Wesenszüge der Plein Air-Malerei tragen. Es sind Bilder aus dem Garten in Rueil, die er neunundvierzigjährig, ein Jahr vor seinem Tode, geschaffen hat: hier ist das Gras grün, die Luft blau, die Sonne funkelt in klarem Glanze, die Steine des Landhauses, das man aus dem Garten hervorlugen sieht, schimmern in ihrer rötlichweißen Farbe im Sonnenlichte — es ist ein Bild aus der Natur, über das aber die Subjektivität Manets Gewalt gewonnen hat. Und man kann die beiden Gruppen von Bildern miteinander vergleichen, das Strandbild, das noch ganz in graubraunen Tönen ist, und die Gartenbilder, die nach der neuen Methode des Plein Air gemalt wurden: diese löschen jene kleine Strandlandschaft nicht aus, die beiden Gruppen von Bildern halten vielmehr einander die Wage oder, wenn auch das nicht, so hängt doch die Bewertung der drei Bilder nicht mit dem jeweilig erreichten Grad Natur, sondern mit der in jedem einzelnen Fall verausgabten Kraft zusammen, die hier vielleicht, zufällig, bei den Plein Air-Bildern größer ist. Ueber die Freude an Manets Mitwirkung bei der Entdeckung des Plein Air sind wir jedenfalls schon hinweggegangen; schon betrachten wir seine Tongebung unabhängig von seinen Fortschritten im Sehen der Natur; wir sehen das Bild aus Manets Jugendzeit und die beiden aus seiner Spätzeit auf ungefähr der gleichen Linie.

Anders als früher, milder, beurteilen wir auch seine Lehrzeit bei Couture. Er war Couture gegenüber aufsässig. „Ich male, was ich sehe, und nicht, was andern zu sehen beliebt." war sein berühmt gewordener Ausspruch gegenüber dem Lehrer, als seine Mitschüler einen von dem zwanzigjährigen Eleven gemalten Studienkopf gekrönt und ins beste Licht gestellt hatten und Couture diese Leistung Manets nicht ganz so gut finden wollte, wie es Manet selbst und seine Mitschüler taten. Ein Urteil über Manets Dankbarkeitspflichten gegenüber Couture können wir zwar nicht fällen; Manet hat sich mit Couture überworfen; und er hat einen zwar franken und scharfen, aber immer sehr ehrlichen und einfachen Charakter gehabt; er wird, nehmen wir an, recht gehabt haben, wenn er sich mit Couture überwarf. Aber in der Sammlung Faure ist ein sehr hübsches Jugendwerk von Manet, 1856 entstanden, wahrscheinlich im Atelier von Couture. Ob es nun durch Couture oder durch den Besuch des Louvre oder durch eingeborenen graziösen Geschmack gekommen ist, steht dahin, es ist aber jedenfalls eine feine Jugendarbeit, die im Geschmack der alten Meister (17., selbst 18. Jahrhundert) ist und doch das Merkwürdige zeigt, den künftigen Löwen läßt sie ahnen; wer Manet kennt — allerdings auch nur, wer ihn kennt — erkennt Manet in diesem noch weit von ihm abliegenden Jugendversuche.

Die Sammlung Faure enthält das außerordentlich berühmte Bild, den „bon bock", — es war das einzige Bild, mit dem Manet bei Lebzeiten einmal Erfolg gehabt hat, außer diesem behaglichen Porträt eines Biertrinkers die neun Jahre früher entstandene, prachtvolle Studie des lesenden Mannes, das etwas dämonische Bild des Absinthtrinkers von 1859, das vom Salon refüsiert wurde, das Porträt Rocheforts von 1881, das von diesem Publizisten refüsiert wurde, obwohl es ihm geschenkt werden sollte (wenn er's heute bekäme, nähme er's an), die Sammlung Faure enthält außerdem wundervolle Landschaften, Marinen, Genrebilder und Stilleben. Nicht ohne Erschütterung vor diesem Genie der Einfachheit kam man ein

kleines Stilleben, Pfirsiche, betrachten, das Anspruchsloseste, was sich an Bildkomposition denken läßt, und durchaus meisterhaft, ganz köstlich. Außerdem ein größeres Stilleben, wo Manet einen Kuchen dargestellt hat (das ist sehr schwer, und Manet liebte diese Art von Gegenständen; er gab einmal einem jungen Manne, der zu ihm kam und den Wunsch hatte, geprüft zu werden und vermutlich des Glaubens lebte, Manet werde ihm eine Aufgabe erteilen, wie: Achilles schleift den Leichnam des Hektor durch den Saal, als Thema für seine Versuche auf, eine brioche zu malen, das ist ein Brot, das man in Paris ißt). Auf diesem Stilleben mit dem Bäckerkuchen sieht man außerdem in souveräner Verteilung der Gegenstände eine Serviette, Weintrauben, ein Messer, Pfirsiche, eine Kommode, eine Rose und, glaube ich, eine Bonbonniere.

Eins von den Bildern ruft den Gedanken an Degas herauf. Es ist ein café-concert auf Montmartre, also ein Sujet, denjenigen ähnlich, welche Degas malte. Sie sind auch in der Komposition sehr benachbart. Aber Manet ist loser, man ist versucht, zu sagen, großzügiger. Man möchte behaupten, es wird ihm leichter — so spricht man aber doch nur so lange, als man keinen Degas daneben hat. Nein, man muß vielmehr sagen, die Naturen dieser beiden Männer sind verschieden. Degas ist wohl gesetzmäßiger zu nennen, in seiner Weise vielleicht, aber nicht kleiner. Ausgezeichnet hat George Moore diesen Unterschied ausgedrückt, der englische Romanschriftsteller, der in seiner Jugend in Frankreich gewesen ist, um Maler zu werden, und der die damals jungen Impressionisten, Manet, Degas usw. in ihrem Café an der Place Pigalle kennen lernte und von da ab intim mit ihnen verkehrte. Er sagte von Manets Arbeitsweise: er male sein ganzes Bild nach der Natur und baue auf seinen Instinkt, er habe ein Sehvermögen im Auge und male unbewußt, wie er seine Speisen verdaue. Diese Identität von Natur und künstlerischem Sehen sei bei Degas nicht vorhanden, und alle seine Arbeiten seien nach Zeichnungen und Skizzen komponiert.

Was in der Sammlung Faure neben manchen umfangreichen Meisterleistungen, die sie enthält, auch anzieht, sind die Aquarelle. Eine kleine Porträtstudie, die Berthe Morizot darstellend, möchte ich hervorheben — sie hat die Grazie einer französischen Arbeit aus dem achtzehnten Jahrhundert. Auch zwei kleine aquarellierte Marinen haben etwas, das an die Aquarelle alter Meister denken läßt.

Faure selbst war ein berühmter Baryton, der seit langer Zeit Manetsche (und andere) Werke sammelte. Seine Erscheinung kennt man durch das große Porträt, auf dem ihn Manet als Hamlet, in der Thomasschen Oper, malte, und durch eine Radierung von Anders Zorn, der ihn als Kirchensänger darstellte. Er hat auch eine große Reihe von Claude Monetschen Landschaften zusammengebracht, die ebenfalls bei Cassirer zur Schau gestellt wurden.

Emil Heilbut.

Whitman im Spiegel seines Boswell.

Vielgestaltig und vieldeutig ist die Erscheinung des Dichters, dessen „Grashalme" in der Weltliteratur einen neuen Ton angestimmt, ein neues Menschentum verkündet haben — vielgestaltig und vieldeutig wie das Leben seines Landes, das jedes Versuches, es in festen, unverrückbaren Linien zu zeichnen, es auf bekannte Formeln zu bringen, spottet Aber einfach und geradlinig ist die Gestalt des Menschen, der in diesen Dichtungen seines Lebens Inhalt niedergelegt und an der Lebensanschauung der Zukunft mitgebaut hat. Weitausholend, allumfassend, wurde er von Parteien, Schulen und Cliquen jeder Art als zu ihnen gehörig beansprucht, und ragte doch einem Riesen gleich über die Grenzen aller Parteien, Schulen und Cliquen hinaus. Einfach und gradlinig in seiner Menschlichkeit und doch gerade durch seine allverstehende Inklusivität außergewöhnlich differenziert — so war der Mensch Walt Whitman. Für den spekulativen Forscher mit der fertigen Theorie, der seiner als Beispiel bedarf, ist Whitman ein mancherlei Lösung zulassendes, lockendes Problem. Es läßt sich vieles aus den „Grashalmen" herauslesen. Für den freien, selbständig denkenden Menschen, den Menschen ohne System und Hypothesen, ist er eine Erscheinung, die in sich vereinigt, was jeder einzelne mehr oder weniger bewußt empfunden, und die man in ihrer Totalität hinnehmen muß wie der Fromme sein Dogma, vertrauensvoll und ohne zu fragen.

Die Gespräche mit Whitman, die sein Freund Horace Traubel während eines vier Monate dauernden Verkehrs im Jahre 1888 aufgezeichnet und unlängst unter dem Titel „Walt Whitman in Camden" herausgegeben hat, sind nicht nur ein monumentales Werk an sich, sondern ein Denkmal, dem Menschen Whitman errichtet, wie es in der Weltliteratur einzig dasteht. Denn obgleich der Dichter Walt Whitman seine „Grashalme" durchaus nach ihrem Wert schätzte, gab er sich niemals als Dichter, sondern als Mensch. Viel hatte er aus Büchern gelernt: seine Belesenheit war groß. Aber das Leben liebte er jederzeit mehr als die Literatur. So spricht denn auch nicht der amerikanische der amerikanischen Dichter aus dem Buche, sondern der Mensch, und ob auch viel von Büchern darin geredet wird, nie legt er den literarischen Maßstab daran, sondern den menschlichen Der Begriff Whitman und der Begriff Literat schließen sich geradezu aus. Aber der Begriff Whitman an und für sich betrachtet, schließt alles ein: Leben, Literatur, Kunst, Wissenschaft, Soziologie, Politik, Religion — alles was menschlich ist Und über alles, was ist, weist dieser Begriff hin — auch auf das, was sein wird — das Künftige und Kommende.

Horace Traubel war dem greisen Whitman, der seine Gesundheit in dem anstrengenden Lazarettdienst des Bürgerkrieges eingebüßt hatte und von einer Lähmung befallen war, während der letzten Lebensjahre eine unentbehrliche Stütze. Es fehlte Whitman nicht an Pflege: aber so lange er geistig frisch und tätig war, bedurfte er außer seiner treuen Haushälterin Mary Davis eines jungen, dem seinen verwandten Geistes, der gelegentlich für ihn einspringen konnte. So wurde Traubel sein Famulus, der Korrekturen, Briefe und Gänge für ihn besorgte. Tag für Tag stellte er sich bei Whitman ein, um Aufträge entgegenzunehmen. Wie jedermann, der in diesen Jahren körperlichen Siechtums mit Whitman in Berührung kam, fühlte Traubel, daß sein greiser Freund doch immer der Gebende war. Denn jedes Gespräch mit dem Manne, dessen wacher Geist Nahes und Fernes verstehend umfaßte, eröffnete Ausblicke — „Vistas". Manches, was Traubel verzeichnet, war Prophetie. Aber die Pose des Propheten war Whitman ebenso fremd, wie die des Dichters. Die schwärmerischen Phrasen und pathetischen Gebärden, mit denen er von manchen seiner Verehrer gefeiert ward, waren ihm stets zuwider. Ihm galt als Höchstes, Mensch zu sein. Er wallte nicht als Meister unter Jüngern gelten, sondern als Kamerad unter Kameraden.

So faßte Traubel das Verhältnis auf: daram hebt das Buch mit den Worten an: „Bei Walt heut Abend." Damit ist der Ton angegeben, der darin herrscht: ein zwangloser, selbstverständlicher Ton, wie er unter guten Kameraden natürlich ist. Eine ideale Demokratie im kleinen bildete der Kreis von Menschen, die sich damals um Whitman versammelten. Begann aber „Walt" zu reden, so traten die Gestalten seiner Gäste hinter seiner machtvollen Erscheinung zurück. Auch Horace Traubel, der in dem Organ der Whitman-Nachfolge, dem von ihm herausgegebenen „Conservator", mit einer beinahe aufdringlichen Konsequenz in der ersten Person spricht, bleibt in diesem Buch durchaus im Hintergrunde, und „Walt" führt das Wort, nur selten durch Bemerkungen seines Gastes unterbrochen, oder durch Briefe, die ihnen in die Hände kamen. Manche derselben sind alt, datieren um ein Jahrzehnt oder mehr zurück und stören das Bild, das man sich von dem Whitman des Jahres 1888 macht. Aber seine Haltung gegenüber diesen ab und zu auftauchenden Zeugen seiner Vergangenheit ist doch wieder so charakteristisch, daß sie Zug um Zug zu dem Porträt des Dichters der „Grashalme" fügen.

Dieses Porträt ist vor allem wahr. Whitman ahnte in jenen Monaten täglichen Verkehrs, daß Traubel einmal darüber schreiben würde. Er hatte ihm gesagt: „Was du auch tust, nur verschönere mich nicht.“ Traubels Vorwort an die Leser beginnt daher: „Meine Aufzeichnungen lauten genau, wie sie niedergeschrieben wurden. Ich habe nichts gestrichen und nichts hinzugefügt. Ich weiß, daß sie Mänget haben. Ich schäme mich ihrer nicht. Ich weiß, daß sie Vorzüge haben. Ich brüste mich nicht mit ihnen. Hier sind die Blätter, wie sie unmittelbar unter meinen Händen entstanden, während des Kampfes, den sie schildern. Sie hätten literarischer sein können. Sie hätten genauer sein können. Die losen Glieder hätten fester aneinandergefügt werden können . . . Die Form ließe Verbesserungen zu. Ich aber zog es vor, die Echtheit zu wahren. Keine Zensur sollte an den Blättern rühren. Die ursprüngtiche Atmosphäre sollte gewahrt bleiben, sei es zum Guten oder zum Schlechten. Ich will diese Jahre nicht umgestalten. Sie sollen bleiben, wie sie waren. Mir sind sie ewig gegenwärtig. Ich setze mein Vertrauen in die Unmittelbarkeit ihrer ersten Inspiration.“

So spricht Horace Traubel zu seinen Lesern, und wer ihm durch das Buch gefolgt ist, der weiß, daß er der Mahnung seines Meisters eingedenk gewesen: „Was du auch tust, nur verschönere mich nicht.“ Das Buch liest sich wie eine direkte Niederschrift gesprochener Worte. Das Milieu ist kaum angedeutet, aber es ergibt sich von selbst: eine einfache Stube, Tisch und Boden, mit Papieren und Büchern bedeckt, und in seinem Armstuhl vor Tisch oder Fenster der Greis, von dem Lincoln ein Vierteljahrhundert vorher gesagt: „Nun, der sieht aus wie ein Mann.“ Aber nicht nur ein Mann, sondern ein ganzer Mensch, ein Geist von außergewöhnlicher Unabhängigkeit und von seltenem Ueberzeugungsmut, ein Herz voll wunderbarer Einfachheit und Reinheit des Empfindens offenbart sich in diesem einzigen Buche.

Whitman selbst war darauf bedacht, sich nicht zu „verschönern“. Es ist in manchen seiner Bilder, wie in einzelnen seiner Dichtungen etwas, das völlige Nichtachtung konventioneller Formen voraussetzt. Dennoch war er im Verkehr nichts weniger als formlos. Er war instinktiv ein Gentleman im edelsten Sinne des Wortes. Bei Männern von so außerordentlicher Verschiedenheit des Berufs und der bürgerlichen Stellung und von so stark ausgeprägter Individualität, wie sie unter Whitmans Gästen zu finden waren, sind Meinungsdifferenzen selbstverständlich. Aber in Whitmans Stube mochten die Geister noch so heftig aufeinanderplatzen, niemals verletzte irgend jemand die Achtung gegen des anderen Meinung, nie artete die Ehrlichkeit und Festigkeit, mit der jedermann für seine Ansicht eintrat, in jene Rechthaberei aus, die der Tod der Konversation ist. Die Selbstbeherrschung, die der amerikanischen Kultur edelste ethische Blüte, war auch Whitman eigen. Jedes Gespräch mit seinen Gästen war ein Gedankenaustausch, aber kein Wortgefecht.

Charakteristisch für Whitmans ausgeprägten Gerechtigkeitssinn sind folgende Bemerkungen, die er gemacht, als von großen Männern die Rede gewesen: „Es ist schwer, Vergleiche zwischen großen Männern zu ziehen oder sie zu rechtfertigen. Sterne sind an Glanz verschieden. Wer will behaupten, einer sei herrlicher als die andern? Wir haben in der Sache einen gewissen Instinkt — Sie den Ihren, ich den meinen. Sollten wir uns über Sterne streiten? Sollten wir Kriege der Sterne haben, wie es einst in England Kriege der Rosen gegeben?“ Dieser Gerechtigkeitssinn tritt einem überall entgegen: in Whitmans Verhältnis zur Kirche, zum Staat, zur Gesellschaft, zum akademischen Wissen, zur Kunst. Fast läßt sich aus solchen Aeußerungen seine Lebensanschauung abstrahieren, seine Philosophie. Aber er träumte nicht davon, eine solche zu formulieren. Als Daniel G. Brinton einmal bemerkte: „Sie geben uns keine folgerichtige Philosophie,“ erwiderte Whitman, das glaube er wohl, denn er beabsichtige das nicht. Traubel warf ein: „Philosophie genug, aber nicht *eine* Philosophie,“ worauf Whitman beipflichtete: „Das ist richtig — so verhält es sich.“ Später sagte er in Beziehung auf seine „Fahrt nach Indien“: „Darin liegt mehr von mir, als in irgend einem anderen Gedichte. Es ist darin keine Philosophie — ob folgerichtig oder nicht —, darin hat Brinton recht. Aber der Schwerpunkt ist der Gedanke der Entwicklung — das eine, was den anderen entschlüpft: die Entfaltung kosmischer Zwecke.“ In diese Idee, den ewigen, unaufhaltsamen Werdegang des Alls setzte Whitman sein Vertrauen: daher kam ihm seine herrliche Objektivität. Davor schwand alles Kleinliche, Unwichtige, Vorübergehende.

Whitmans Stellung zur Religion beleuchtet ein Gespräch, das sich an einen alten Brief knüpft, in dem ein unbekannter Verehrer Whitmans an James Boyle O'Reilly geschrieben, Whitman könne kaum ein religiöser Mensch genannt werden, und doch sei er übervoll von Glauben, Liebe und Hoffnung. Er bemerkte darauf: „Ich bin nicht traditionell religiös — das weiß ich. Aber selbst traditionell bin ich nicht antireligiös: ich nehme all die alten Formen und Glaubensarten an und modele sie um in Uebereinstimmung mit dem neuen Geiste, ohne irgend einen Punkt der früheren Programme zu verwerfen.“ Bei einer anderen Gelegenheit meinte er: „Man hat behauptet, ich sei so sehr gegen die Kirche. Aber die Kirche belästigt mich nicht und ich belästige die Kirche nicht — so hebt eines das andere auf. Mit dem Buchstaben der Kirche bin ich fertig. . . . Aber der Teil der Kirche, der nicht in Kirchenbauten eingezwängt ist, gehört mir so gut wie irgend jemandem sonst — alles daran, alles.“

Auch in der Politik kümmerte ihn der Buchstabe der Prinzipien nicht. Befragt, ob ihn die bestehenden politischen Zustände des Landes entmutigten, erwiderte er: „Keineswegs. Denn ich erwarte nicht von der Politik, daß *sie* die Politik erneuert. Von Kräften, die außerhalb derselben sind, erwarte ich es: von den großen sittlichen und geistigen Kräften — und sie tun ihr Werk, sie wirken durch dick und dünn, durch Sümpfe und Luftschichten, bis der rechte Augenblick gekommen, da sie die Herrschaft antreten.“ Er schloß mit den Worten: „Die beste Politik für unsere Republik wäre — Abschaffung aller Politik!“ Im Gespräch mit einem eifrigen Schutzzöllner sagte er: „Ich bin dafür, alle Wälle niederzureißen — alle!“ „Auch die zwischen den Planeten, vermute ich?“ warf sein Gegner ein, worauf Whitman erwiderte: „Wenn es möglich wäre, gewiß! Das ist es ja, woran Astronomen Tag und Nacht arbeiten — namentlich nachts!“ Und nach einer Weile fuhr er fort: „Obwohl ich Amerika zu lieben scheine und ihm Gedeihen wünsche, kann ich es nicht lieben und sein Wohl wünschen auf Kosten dessen einer anderen Nation oder aller anderen Völker.“ „Aber müssen wir nicht erst für unsere Heimat sorgen?“ „Vielleicht — aber was heißt Heimat — was ist dem Humanitarier die Heimat?“

Auch gegen Beschränkung der Einwanderung erklärte er sich ausdrücklich. An einem Abend bei Thomas Harned, sagte er: „Beschränkt nichts — laßt alles offen — für Italien, China, irgend jemand. Ich liebe Amerika, ich habe Vertrauen zu Amerika, denn ich glaube, daß sein Magen alles aufnehmen und verdauen kann; Anarchisten, Sozialisten, Friedensapostel, Streiter, Störer und Entartete jeder Sorte kann es aufnehmen und verdauen. Wenn ich empfände, daß es dies nicht tun kann, dann wären mir unsere Institutionen im Vergleich mit denen anderer Länder völlig gleichgültig.“ Wiederholt bricht diese Zuversicht in seiner Heimat Zukunft durch. Aber mindestens ebenso tief war sein Vertrauen in die Menschheit. Auf die Frage, ab seine Erfahrungen dies je erschüttert hätten, antwortete er: „Niemals, niemals! Ich vertraue in die Menschheit: ihre Instinkte sind im wesentlichen die richtigen: sie begeht einen Irrtum oder sie handelt richtig in ihrem Interesse, aber im ganzen genommen kommt sie doch vorwärts. Die Menschheit muß stets für den gegenwärtigen wie den künftigen Augenblick sorgen: das ist eine heikle Sache, man mag es ansehen, wie man will. Was Wunder, daß sie hin und wieder stolpert? Eins müssen wir bedenken: daß das menschliche Geschlecht nicht frei ist (frei von seiner Unwissenheit) — also kaum in der Lage, das Beste für sein Wohl zu tun. Wenn wir eine echte Demokratie haben werden, wie wir sie einmal bekommen müssen, dann wird diese Menschheit ihre Chance haben, sich voller zu entfalten.“

Diese Voranstellung des einfach Menschlichen ist es, die auch seine Haltung dem akademischen Wissen und der Kunst

gegenüber beeinflußt: „Ich teile mit Shelley eine gewisse Abneigung gegen Geschichte — es ist so viel darin grausam, so viel unwahr. Ich warte auf die Historiker, die die Wahrheit schreiben werden über das Volk — über den Adel des Volkes, die Lauterkeit des gemeinen Mannes. Es gibt stets — und es hat deren stets gegeben — tausend gute Handlungen, über die wir nichts sagen, auf jede schlechte Handlung, über die wir viel Wesen machen. Denkt der Begebenheiten des täglichen Lebens — wir sehen sie überall — die nie bekannt werden. Niemand sucht sie — niemand bringt sie in eine Erzählung. Aber laßt eine niedrige Tat geschehen, und sofort sind Berichterstatter aller Zeitungen an Ort und Stelle. Das scheint mir dem Guten im Menschen keine Gelegenheit zu geben, sich zu zeigen. Vielleicht braucht es diese auch nicht — vielleicht kommt es auf eigene Rechnung vorwärts ohne den Historiker."

So gab sich Walt Whitman in den vier Monaten, da er mit Hilfe Traubels den Druck seiner „November Boughs" vorbereitete. Trotzdem jeder Tag einen völligen Zusammenbruch seiner Kräfte bringen konnte, plauderte er mit den Freunden über alles mögliche und nahm sogar die Besuche von Fremden entgegen. Die zunehmende Hilflosigkeit seines Körpers eigensinnig bekämpfend, bot er ein Beispiel unbändiger Manneskraft und unbeugsamen Mannesmuts, wie es vielleicht kein zweites gegeben. Aus diesem Buche tritt einem ein Mensch entgegen, der eine der ganz seltenen, echten, unverdorbenen Normalnaturen der Gegenwart gewesen.

New York. A. von Ende.

Theater.

Lessingtheater „Das Blumenboot". Schauspiel in 4 Akten und einem Zwischenspiel von Hermann Sudermann.

In Sudermanns „Blumenboot" stehen drei Frauen nebeneinander, eine Mutter mit ihren beiden Töchtern. Die jüngere Tochter unterhält sich fleißig mit der verheirateten Aelteren, und immer bewegt sich das Gespräch in Wendungen, wie: „Wann wirst du dich denn nun endlich entschließen, die Ehe zu brechen? Was sperrst du dich so lange? Wenn ich erst verheiratet bin, dann sollst du mal sehen!" Und im vierten Akt, da's kataströphelt, zur nun gleichfalls verehelichten Jüngeren die Aeltere: „Nun bin ich endlich da, wo ihr mich immer haben wolltet. Ich hab' es dem Freunde zugesagt. Heute Nacht um 1[15] Uhr werd' ich die Ehe brechen. Wie freue ich mich darauf!" Und neben und über diesen beiden Frauengestalten steht die Mutter, selbst Ehebrecherin von Beruf; das nimmt nicht wunder, aber mit dem seltsamen, perversen Trieb ausgestattet, ihren Töchtern in verbotenen Liebesvergnügungen die zuvorkommende Gelegenheitsmacherin zu sein.

Gröblichere Uebertreibung und Karikatur ist kaum noch denkbar, und wenn mich nicht die fatale Schwülstigkeit der Sprache an kritisches Erdenweh gemahnt hätte, so wäre dieser Premierenabend in reinster Heiterkeit für mich ausgeklungen. Ich will nicht undankbar sein, ich habe mich namentlich in dem tragischen vierten Akt sehr gut amüsiert, und der Stelle, da die junge Frau bei ihrem „toten Kinde" schwören soll und schwört, nicht zu dem 1[15] Uhr-Rendezvous zu gehen, denke ich mit besonderer Genugtuung. Ernst ist das Leben, heiter sei die Kunst! Nun aber die flüchtigen Stunden solchen Kunstgenusses vorüber, und das Leben seinen Ernst wieder geltend macht, frag' ich mich doch, wie kommt Sudermann zu solchen Uebertreibungen? Daß es mit ihm seit „Sodoms Ende", mit dem das „Blumenboot" in Milieuzeichnung und Personenwahl manche Aehnlichkeiten aufweist, in jeder Hinsicht und dauernd bergab gegangen ist, macht doch die Frage, warum er sich zu groteske Verzeichnungen zu schulden kommen läßt, noch nicht überflüssig. Natürlich bewerte ich Sudermann nur nach seinem eigenen Maßstab; auch so bemessen, bleibt das „Blumenboot" ein ungewöhnlich schlechtes Stück.

Wie es Echo- und Aussichten-Reisende gibt, so auch Dramatiker, die ihre Stücke nur um einzelner Effektszenen halber schreiben. Sudermann gehört zu ihnen. Ein „guter" Sudermann hat stets zwei solcher Szenen, im „Blumenboot" hat man sich mit einer zu begnügen. Dieser eine Auftritt steht am Ende des zweiten Aktes: Thea, die jüngere der beiden uns bereits bekannten Töchter einer würdigen Mutter hat einen Heiratsantrag von einem Grafen Sperner erhalten; gleichzeitig flirtet sie mit ihrem Vetter Fred Hoyer, und es war scherzweise auch zwischen ihnen von einer Heirat die Rede, doch unter der Bedingung, daß jedes dem anderen seine volle Freiheit lasse, die junge Gattin auch den Vorzug genießen solle, in ihrer Hochzeitsnacht in die Stammkneipe zum „Fidelen Meerschweinchen" geführt zu werden. Nun sind alle Familienmitglieder vom greisen, schwerhörigen Senior des Hauses bis zu dem jüngsten herab, zusammengekommen, und es soll über die Werbung des Grafen Familienrat abgehalten werden. Thea hat sich natürlich bereit erklärt den Grafen zu heiraten, da wird von einer Stelle Einspruch erhoben, die Meinungen platzen aufeinander. Thea wird wieder hereingerufen, sie soll für sich selber sprechen. Sie sagt: „Ich will meinen Vetter Fred Hoyer haben." Großväterlicher Segen und Vorhang.

Dieser Auftritt, in seiner geschickten Mischung von Vorbereitung und Ueberraschung ist echtester Sudermann; er bleibt auch nicht ohne Bühnenwirkung. Nur ist die Szene schon an sich, wenn bloße Frivolität, wie es hier der Fall ist, als Beweggrund des Männerwechsels gelten soll, ziemlich unwahrscheinlich. Um diese unwahrscheinliche, doch effektvolle Szene aber herbeizuführen, um sie einigermaßen als motiviert erscheinen zu lassen, mußten die Farben vorher so übertrieben stark aufgetragen werden, daß jene groteske, nur leider unbeabsichtigte Karikaturistik entstand.

Ja, man muß sich seine Erfolge etwas kosten lassen. . . . Dies ist der Weg, den Sudermann von Anfang an beschritten, und den er mit schöner Beharrlichkeit weiter verfolgen wird.

Ich weiß trotzdem nicht, ob Sudermann nicht noch immer seine kleinen literarischen Ehrgeize hat, zum Privatgebrauch etwa. Das „Blumenboot" birgt außer seinen vier Akten ein Zwischenspiel. Thea wird in der Hochzeitsnacht wirklich in die Kneipe zum „Fidelen Meerschweinchen" geführt und darf da allerlei mäßige Witze mitanhören. An sich ist das Zwischenspiel ganz so belanglos wie die übrigen Akte und zeigt nur, daß Sudermann auch an Witzfähigkeit arg eingebüßt hat. Ich wähne aber, Sudermann hat gedacht: junge Frau, die das Bedürfnis hat, sich in der Hochzeitsnacht zu encanaillieren, das ist hypermoderne Psychologie, das ist ein aktuelles Sexualproblem, das machen wir! Note: literarischer Ehrgeiz.

Und daneben frappiert wiederum ein beinahe naiver Zug: Sudermann ist in der Tat nicht ohne Naivetät. In den dunklen letzten Akten, über die ich das große Schweigen gebreitet ließ, stimmt er, wie schon in seinen Jugendwerken, das Lied von der wohltätigen Kraft der Arbeit an, die dem Menschen keine Zeit zu dummen Streichen läßt, ihn heiter und zufrieden macht. Es ist das der einzige Weltanschauungsklang in Sudermanns Werken, und uns als solcher teuer. Aber es hat auch zugleich etwas Versöhnendes und menschlich Schönes, zu sehen, daß wenigstens er Freude und Genugtuung an seiner Arbeit hat.

Ernst Heilborn.

Der Klub der Alten.

Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Dänischen von E. Stine.

In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — jenem Zeitalter, da in Europa das Klubleben zu blühen begann — wurde in Paris ein Klub von alten Männern gegründet.

Dieser Klub durfte höchstens vierzig Mitglieder zählen; die Aufnahme erfolgte, sofern man die sehr strengen

Bedingungen erfüllte, durch Ballotage. Jeder der Kandidaten mußte sein fünfundsechzigstes Lebensjahr vollendet haben und sich im Vollbesitz all seiner Geistesfähigkeiten befinden. Vor der Aufnahme hatte er sich einer Prüfung zu unterwerfen und durch Beantwortung bestimmter Fragen seine Lebenserfahrung, seinen Verstand und seine Anschauungen klarzulegen. Er mußte die Erklärung abgeben, daß er in jeder Beziehung — politisch, sozial, familiär und ökonomisch — ganz unabhängig sei. Und bei der Aufnahme selbst, die ohne irgendwelches Zeremoniell in einer der Sitzungen stattfand, oblag es dem Kandidaten, sich in einer Rede zu der fundamentalen Klubregel zu bekennen: Gleichgültigkeit gegen das Vergangene, Passivität gegenüber dem Gegenwärtigen, Gefaßtheit auf das Kommende.

Einmal des Monats fanden die regelmäßigen Zusammenkünfte statt. Man unterhielt sich ganz ungezwungen, ließ sich das neue ostindische Getränk Tee munden, spielte Schach oder Karten; in einer vorübergehenden Verfallsperiode sogar Hazard. In der Diskussion der brennenden Tagesfragen wurde strenge Objektivität gewahrt.

Beim Ausbruch der Revolution 1789 verlor der Klub sein altes Lokal gegenüber der Oper. Alles Klubleben erregte Argwohn, und als die Zusammenkünfte nach längerer Unterbrechung im Herbste des Jahres 1790 wiederaufgenommen wurden, mußte große Vorsicht beachtet werden, um ein Eingreifen der Staatsgewalt in die Unabhängigkeit des Klublebens, die dessen Grundprinzip bildete, zu verhindern. Im Dezember 1793 ward der Klub der Alten endgültig aufgehoben. Hieran knüpft sich folgende Geschichte:

Der Klub hielt zu jener Zeit seine Sitzungen in einer alten Villa ab, die eines seiner Mitglieder anläßlich einer Veräußerung konfiszierter Güter käuflich an sich gebracht hatte. Ein großer Saal, der keine Türen, sondern nur acht nach den drei Seiten der Villa sich öffnende Fenster hatte, wurde für die Sitzungen eingerichtet. Die Mitglieder gingen durch den alten verwachsenen Garten und einen fast unauffindbaren Eingang in den Keller der Villa. Von einem der Kellerräume führte eine Treppe zu einer schmalen Oeffnung in einer der Saalecken, welche den einzigen Zugang bildete.

Außer zu den regelmäßigen Sitzungen kamen die alten Herren dann und wann, einzeln oder in kleinen Gruppen, des Vormittags hierher, um ihre Partie zu spielen oder auch bloß schweigend auf den ungeheueren Flächen des Parkettbodens auf und abzuschreiten. Sie standen an den Fenstern, die auf eine Allee in der Nähe des Revolutionsplatzes hinausgingen und betrachteten die wilden Aufzüge der Sansculotten mit ihren phantastisch kostümierten Mädchen, die halbnackt, bezecht und brüllend vorbeizogen, bis eine Abteilung der Nationalgarde sie auseinanderjagte. Oder sie folgten mit ihren kalten, anteilslosen Blicken dem Karren der zum Tode Verurteilten, der über die spitzen Pflastersteine dahinrüttelte. Sie wandten sich lächelnd zu den anderen, die an dem großen, ovalen Tische saßen und Schach spielten, und erzählten ihnen von diesen Verurteilten mit ihren in Ekstase verzerrten Gesichtern, wie sie sich übereinander reckten und der Menge zuwinkten und lachten und die Hüte schwenkten . . ., und von den bleichen Frauen, die auf dem Kasten des Karrens saßen, aufrecht und steif, mit den Blicken einander suchend und kurz nickend, während sie hinter ihren Kambrik-Taschentüchern diskret ein Gähnen verbargen. Noch außerhalb des Kerkers, ja auf dem Karren des Todes, fanden die Salons eine Art Fortsetzung.

Die alten Männer aber traten ohne Staunen vom Fenster zurück. Ihre glattrasierten Physiognomien unter den gelockten weißen Perrücken wiesen große Aehnlichkeit auf. Es war eine auserlesene Schar von Greisen: sie bewegten sich mit Ruhe, ihre Augen waren klar, und sie verstanden einer in des anderen Lächeln zu lesen.

Sie hielten Pariser Blätter, lasen sie mit Aufmerksamkeit, sogar „Père Duchesne" und Marats „Flugzettel". Sie folgten dem Gang der Revolution ohne Begeisterung, indem sie sie zu verstehen suchten, wie man die Geschichte eines Zeitalters zu verstehen sucht. Ihre dramatische Kraft, ihren Schrecken, ihre Größe, ihre titanische Gewalt empfanden sie nicht oder strebten sie nicht zu empfinden.

Und sie bezeichneten einander jede neue Phase, wie man das Fortschreiten des Zeigers auf der Uhrscheibe angibt. Sie versuchten auch die bewegenden Kräfte der Epoche und die ursprünglichen Motive der Bewegung zu ergründen, und sie bemühten sich, die Gesichter auf dem Karren der Verurteilten zu erkennen.

Es war wie eine absteigende Skala: Zuerst stadtbekannte Verbrecher, Unruhestifter und Feinde des Landes, nämlich die früheren Größen des Staatswesens, dann aber jeder unbestimmt Verdächtige, die bunte Reihe, das Gros, vollgepackte Wagen, Fuhre um Fuhre.

Und zuletzt im Oktober, fielen die Girondisten. Den einunddreißigsten Oktober erkannte der Präsident des Greisenklubs, Dedier, auf dem vordersten Karren die Gesichter von Vergniaud und Gensonné; und nun traten auch die andern Klubmitglieder an das Fenster. Sie erkannten mehrere, sie spähten nach Valazé, sahen ihn aber nicht, es hieß, er sei durch eigene Hand gestorben, allein der Leichnam sollte mit den anderen hinausgebracht und enthauptet werden.

Sie kehrten zu ihren Zeitungen zurück, und als sie noch von fernher die Rufe der Verurteilten: „Es lebe die Republik!" vernahmen, da sahen sie einander lächelnd an, und Präsident Dedier sagte:

„Was frommt es ihnen, wenn die Republik lebt, da sie selbst sterben müssen! Die menschlichen Instinkte sind Gaukler; sie suchen selbst das Abstrakte festzuhalten und erreichen auch wirklich ihr Ziel, den Zuschauer — die Seele — irrezuführen."

Und er setzte sich umständlich auf seinen schmalen, unbequemen Stuhl und schlug die Beine übereinander. Die Seide seiner Kleidung knisterte leicht, und es klang, als spräche er noch weiter mit seiner weichen, rieselnden Stimme.

Den sechzehnten November aber hielt der Klub der Alten jene Sitzung ab, die seine letzte werden sollte.

Gegen acht Uhr begannen die Mitglieder sich einzufinden. Sie hängten ihre durchnäßten Mäntel auf das Geländer der Treppe, die vom Keller zum Saal emporführte, und stellten die beschmutzten Stulpenstiefel vor den Kamin. Kein Bürger wagte es in diesen Zeiten, eine Sänfte zu benützen. Dann setzten sie sich an den mit einem Tuch bedeckten, langen Tisch, auf dem fünf Armleuchter standen. Der Klub, der zu jenem Zeitpunkt achtundzwanzig Mitglieder umfaßte, hatte sich an diesem Abend vollzählig eingefunden.

Der Präsident nahm seinen Sitz ein und erklärte die Sitzung für eröffnet; hierin bestand das einzige Zeremoniell der Zusammenkunft. Außer den strengen Aufnahmebedingungen gab es in diesem Klub der Alten keine Regel, kein Gesetz.

Aber sein Wesen wurde durch eben diese Bedingungen sehr genau bestimmt.

Es wurden keine Redner vorgemerkt. Jeder, der zu sprechen begann, wurde ohne Unterbrechung angehört. Und da diese Menschen sämtlich den Vorgängen des Tages mit Gleichgültigkeit gegenüberstanden, so bildeten diese Vorträge einen Ausdruck für die gemeinsame Lebensauffassung, und nur selten entstand eine eigentliche Diskussion. Es stand jedwedem frei, sich zu einem beliebigen Zeitpunkt zu seinem Schachbrett oder seiner Partie Piquet zurückzuziehen.

Monsieur Cachelet — man titulierte einander wie unter dem ancien régime „Monsieur" und nicht „Bürger" — hatte längere Zeit das Wort. Er war sehr wohlhabend, besaß Gründe in Paris, war wie die meisten der Klubmitglieder Witwer und ohne Erben. Er entwickelte nach Gewohnheit einen eingehenden Vergleich zwischen Zenons Philosophie und der epikuräischen Richtung, und jeder wußte im voraus, auf welchem Wege er zu dem reinen ausgesprochenen Skeptizismus gelangen würde, gegen dessen unbestreitbaren Wert sich auch niemals eine Stimme erhob.

Er saß, während er sprach. Hie und da schob er die kostbaren Spitzenmanschetten von den schmalen Fingern zurück, die ohne Runzel waren, aber auf denen jede Sehne, jeder Knöchel wie in Elfenbein gemeißelt schien. Er machte häufige und lange Pausen.

Weit draußen auf der Straße schollen Rufe, Schritte und Lieder, dröhnte ein Trommelwirbel. Vom Keller herauf trieb

ein feuchter Zug gegen die undichten Scheiben. Die blassen Kerzenflammen zitterten unaufhörlich.

Der alte Klubdiener kam langsam die Kellertreppe herauf und blieb beim Tischende stehen. Als der Redner kurz darauf innehielt, sagte er: „Es ist ein Mann im Keller versteckt. Er lief an mir vorbei in den Garten und dann die Treppe hinab. Ich hörte ihn da unten im Dunkeln herumtappen." Und er fügte hinzu: „Alle Fensterläden sind dicht verschlossen, sodaß kein Licht aus dem Saale hinausdringt. Soll ich nun auch die Kellerluke schließen? Vielleicht wird dieser Mensch von den Leuten des Wohlfahrtsausschusses verfolgt."

„Jawohl," sagte der Präsident, „ich halte es für das Richtigste, daß wir die Kellerluke schließen lassen." Und die Augen der anderen suchend, fuhr er fort: „Ich erachte es als übereinstimmend mit dem Charakter dieser Zusammenkünfte der Revolution durch unsere Fenster und diese Tür keinen Eingang zu gestatten." Aber noch während er sprach, erschien auf dem Treppenaufgange ein Mensch. Sie sahen zuerst sein bleiches Antlitz über den auf dem Geländer hängenden nassen Mänteln auftauchen, dann seine Schultern. Er wandte sich zurück, schien im Begriff umzukehren, besann sich jedoch, und seine dunklen lebhaften Augen wanderten prüfend über die alten, ruhigen Gesichter, die sich ihm zuwandten.

Mit einem Sprunge war er im Saale, und die linke Hand ungestüm emporhebend, rief er: „Bürger! Im Namen der Menschenrechte übergebe ich mich euren Händen."

Präsident Dedier erhob sich und trat ihm entgegen. „Der Name, Monsieur, den Sie da anrufen," sagte er, „ist uns ganz fremd, wenn auch nicht unbekannt." Und er betrachtete den Flüchtling genau. Es war ein hochgewachsener, schlanker Mann gegen die dreißig, und er trug sein eigenes Haar, das dunkel und kräftig war. Sein Rock war von der Schulter bis zu den Schößen zerfetzt, und aus dem rechten Aermel fielen in rhythmischem Träufeln Blutstropfen, die gleich großen, hochroten Sternen auf dem weißen Parkettboden liegen blieben.

Da erscholl die Stimme des Redners Cachelet von seinem Platze her, auf dem er sitzen geblieben war. „Pardon, Monsieur," sagte er, „sind Sie nicht Eugène Hermann, dessen Vater einstmals mein Nachbar und guter Freund gewesen?" Und als der andere nickte, fragte er: „Girondist?"

Hermann nickte wieder eifrig. „Verbergt mich!" sagte er. „Ich kann heute Nacht nicht weiter. Ich bin proskribiert. Oh helft mir fort von hier," rief er leidenschaftlich. „Meine Freunde erwarten mich draußen. Buzot und Pétion sind schon in Sicherheit. Wir wollen Frankreich wiederaufrichten und die Toten des gestrigen Tages rächen."

Präsident Dedier aber erwiderte: „Wir sind alt, und wir mischen uns nicht in Politik. Sie können nicht hier bleiben, denn es widerspricht unseren Regeln, einem fremden Element Zugang zu gestatten. Wir wünschen Ihren Tod nicht, denn Ihr Leben oder Tod ist uns, unserem Wesen nach, eine gleichgültige Sache. Gehen Sie in Frieden von hier und suchen Sie Zuflucht, wo immer Sie wollen."

„Aber ich bin da draußen dem Tode verfallen," rief der Flüchtling. „Meine Angelegenheit wurde heute im Pavillon Egalité entschieden. Die Leute des Ausschusses durchsuchen dieses Stadtviertel, um meiner habhaft zu werden. Ich bin gekannt. Ich habe hundertmal öffentlich gesprochen. Binnen einer Stunde bin ich in ihren Händen. Aber ich sehe ein, Bürger, daß ihr recht daran tut, so zu handeln; denn meine Anwesenheit kann ja auch euer Leben in Gefahr bringen."

Die alten Herren sahen einander an, und endlich sprach der Präsident: „Monsieur, Sie erfüllen nicht die formellen Bedingungen, die für Ihre Anwesenheit hier erforderlich sind. Für uns sind diese wenigen Formen von wesentlicher Bedeutung — von größerer Bedeutung als diese Revolution, die gegenwärtig vor unseren Augen die Stadt erschüttert."

Da neigte der alte Cachelet sich über den Tisch vor, „Monsieur Eugène Hermann," sagte er, „erfüllt die wichtigste formelle Bedingung, die sich an die Aufnahme in unseren Klub knüpft: nämlich die Bedingung des Alters."

Präsident Dedier nickte nachdenklich. „Jawohl," sagte er, „ich räume ein, daß Sie für den Augenblick die Altersbedingung erfüllen." Und als die anderen ihn fragend betrachteten, fuhr er fort: „Wir haben die formelle Forderung eines Alters von fünfundsechzig Jahren ja bloß aus dem Grunde festgesetzt, um auszudrücken, daß nur Männer, die die Jahre des Staubes erreicht und nichts mehr vom Leben hoffen, geeignet seien, sich uns zuzugesellen. Und rechnen wir mit dem Tode als Ausgangspunkt —, und der Tod i s t der Ausgangspunkt unseres Klubs — so steht dieser Mensch unserem großen Meister, dem Tode, weit näher als wir, denn er ist verurteilt zu sterben, sobald die Sonne nächstesmal aufgeht. Und ich glaube nicht, daß er seinem Schicksal entgehen wird. In jedem Fall ist seine Todesaussicht größer als die unsere. Und so dürfen wir ihn ohne Bedenken heute Nacht bei uns aufnehmen."

Und er bot dem Flüchtling seinen Sitz an und sagte: „Als Aeltester nahm ich bisher den Vorsitz ein. Heute weiche ich Ihnen," und die andern stimmten ein. Sie rückten ihre Stühle näher an den Sitz ihres Präses und betrachteten voll Spannung den jungen Mann, der bleich in seinem Stuhle lehnte und nun plötzlich zusammensank.

Der Arzt Fouquard trat rasch hinzu. Er hatte zwar längst aufgehört zu praktizieren; aber während er die Wunde des Flüchtlings untersuchte, spannten sich seine Gesichtslinien, die Lippen kniffen sich zusammen, er handelte rasch und sicher, während er seine alten Feldarzterfahrungen von Rosbach und den polnischen Feldzügen hervorsuchte.

Er erteilte den Umstehenden kurze Befehle. „Kaltes Wasser! Leinwand!" Er fragte nach stärkenden Mitteln, und Cachelet, der Besitzer der Villa, wies ihm einen Kellerraum, wo er seinen Wein aufbewahrte.

Bald gewann der neue Präsident das Bewußtsein zurück, griff begierig nach dem feurigen Burgunder und leerte drei Glas nacheinander. Und es schien, als sickere der rote Saft durch seine Haut. Er stand mühsam auf und erhob das Glas mit glühenden Wangen. „Nieder mit Frankreichs Feinden!"

Sie betrachteten ihn stumm, sie wechselten verstohlene Blicke. Keiner wußte etwas zu sagen. Der Girondist aber blieb stehen, und abermals sein Glas ergreifend, rief er: „Bürger, ihr trinkt nicht, wenn ich Frankreichs Feinden den Tod wünsche! Wahrhaftig! Ihr seid nicht besser als sie!"

„Wir sind weder Frankreichs Feinde noch seine Freunde," sagte Präsident Dedier. „Wir sind frei."

Eugène Hermann aber hob seinen rechten Arm, und auf den blutigen Verband, den zerrissenen Aermel deutend, sprach er: „Frankreich blutet!"

Und bei diesen Worten rieselte es wie ein Strom durch die alten, welken Gesichter. Der Arzt Fouquard errötete unter der weißen Perrücke. „Jawohl," rief er, „wir haben täglich das große Messer fallen hören — hier, fast unter unseren Fenstern." Und er wiederholte: „Frankreich verblutet!"

„Es war notwendig," fuhr er fort, „daß die Verräter sterben, daß die kranken und verfaulten Glieder abgeschnitten werden mußten. Nun aber ist das große Messer in die Hände wilder Bestien gefallen und schneidet in gesundem Fleisch umher."

Dedier erhob sich. „Ich schreite ein im Namen unserer Gesetze. Das Vergangene und das Gegenwärtige soll uns gleichgültig sein. Nur eins sollen wir erwarten und ins Auge zu fassen suchen: den Tod!"

Fouquard aber lachte. „Wir haben keine Gesetze," sagte er, „eben kraft der Gesetze, welche uns gebieten, unseren Anschauungen zu folgen, die die Anschauungen aller Greise aller Zeiten sind."

Da erhob der Besitzer des Hauses Cachelet sich von seinem Platz und gab dem Diener Befehl, mehrere Weinflaschen aus dem Keller zu holen und achtundzwanzig Tassen von dem ostindischen Teegeschirr zu bringen, denn es gab keine Gläser mehr.

Und der Girondist sprach wieder. Seine Augen flammten, seine junge, starke Stimme schien den Saal mit Wohlklang zu füllen. Und sie rückten noch dichter zusammen, eine seltsame Wärme durchbebte die alten Körper, und sie lauschten verwundert seinen Worten:

„Frankreich blutet! Die Freiheit wird in Blut erstickt. Die Revolution ist nicht mehr Revolution, sondern Destruktion. Es war nötig, daß einige wenige starben, auf daß alle leben

konnten, nun aber bedroht der Tod jeden. Dadraußen ist nichts mehr von Freiheit, von Menschenrechten, von Brüderlichkeit. Der Tod, der Tod allein ist nun der rasende, wollüstige Despot!"

„Jawohl," unterbrach ihn Fouquard. „Wir sitzen hier drinnen und bilden uns ein, dem Tode in die leeren Augenhöhlen zu starren und denken wunder wie weise dies Starren uns macht. Aber der Tod kommt garnicht zu uns herein — er ist zu geschäftig, dadraußen, unter den Jungen. Unser Klub und unsere Philosophie sind nichts als eine Form, die wir gefunden, um den Tod zu dupieren, und die uns hilft, uns selbst zu narren, am Leben zu bleiben."

„Noch lebt Frankreich," rief der Girondist, „noch ist die Hoffnung nicht erloschen. In den Provinzen — allüberall — in Lyon, in der Vendée, in Valenciennes — erhebt sich das Volk gegen die Jakobiner. Helft mir entfliehen! Ich habe Freunde dadraußen, die meiner harren. Die neue Zeit, die uns verheißen wurde, ist nicht fern. Der Baum der Freiheit, dessen Wurzeln mit Verräterblut gedüngt wurden, trägt noch seine Krone frisch und grün über der roten Sündflut. Helft mir, morgen in aller Frühe von hier zu entfliehen. Es sind so wenige, die verschont blieben. Frankreich kann es nicht ertragen, noch mehr von den Männern zu verlieren, die an seine Zukunft und an die Freiheit glauben."

„Es entspricht insofern unserem logischen Prinzip," ließ Monsieur Dedier sich hören, „Ihnen zur Flucht zu verhelfen, als ja die Voraussetzung Ihrer heutigen Anwesenheit in unserem Klub diejenige ist, daß Sie morgen früh ein toter Mann sind oder daß Sie zumindest früher sterben als einer von uns."

Da erhob der Arzt Fouquard sich mit solchem Ungestüm, daß sein Stuhl umfiel. „Keiner von uns denkt jetzt daran, zu sterben," rief er laut, „wir alle wollen leben und jeder für sich die andern zu überleben trachten. Die Freiheit hat Bedarf für jedes Leben, nun da so viele sterben müssen!" Er schwang seinen Becher. „Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik! Nieder mit allen Tyrannen!" Und die alten Männer leerten schweigend ihr Glas. Sie vermieden es, einander in die Augen zu sehen.

„Es lebe die Freiheit!" murmelte Cachelet und näherte sein Glas dem des Girondisten.

Dedier legte die Hand leicht auf dessen Schulter. „Morgen, früh um sieben Uhr," sagte er, „fahre ich wie gewöhnlich auf mein Gut, das drei Meilen von Paris liegt. Wenn Sie sich darauf verstehen, ein Gespann zu lenken, so können Sie mich als Kutscher begleiten. Ich werde Ihnen den Sicherheitsschein meines früheren Kutschers verschaffen."

Er hob das Glas. „Die Freiheit lebe!" sagte er. „Möge es uns allen vergönnt sein zu leben und mögen wir alle verstehen zu sterben."

Und sie entwarfen einen Plan zur Flucht, sie traten in kleinen diskutierenden Gruppen zusammen, und die runzligen Gesichter unter den weißen Perrücken zeigten nun keine Aehnlichkeit mehr. Einige glühten von Wein und Erregung, andere schritten bleich umher unter nervösen lebhaften Gesten.

Draußen von der Straße klang noch Rufen und Singen. Schreie wie von einem gebärenden Weibe oder von einem gepeinigten Tiere schnitten durch aller Nerven.

„Paris windet sich in Qualen!" rief der Girondist. — —

Da schollen eilige Schritte auf dem Kies vor den verschlossenen Fensterläden, Schritte von vielen Männern, die wieder und wieder das Haus umkreisten. Nun vernahm man auch in den angrenzenden Gemächern den Laut stampfender Stiefel.

Cachelet erhob sich leise und blies alle Lichter aus. Es entstand ein Augenblick der Lautlosigkeit. Aber gleich darauf hörten sie die Männer im Keller unter ihren Füßen rumoren; sie klopften da unten, schrien und schlugen mit ihren Waffen an die Türen. Ein Krachen erscholl. „Hier führt eine Treppe hinauf," sagte eine Stimme, „kommt!"

Und sie hörten Füße über den Boden des Saales stampfen.

Mit einemmal fühlte Cachelet eine warme, rauhe Hand, die sich flach auf seine Wange legte. Und eine Stimme rief aus: „Was ist das? Licht! Rasch Licht herbei!" Der Feuerstein knisterte, blaue Funken sprangen auf. Und sie sahen einen Mann, den Blick fest auf sie geheftet, hinlaufen und die Kerzen in einem der Armleuchter entzünden.

Eine Patrouille des Wohlfahrtsausschusses stand hinter diesem Mann, der Kapitänsabzeichen trug.

Er trat vor. „Geheimer politischer Klub?" fragte er, und in demselben Augenblick fiel sein Auge auf Eugène Hermann.

„Aha! Das ist ja der Mann, den wir suchen!"

Und er gab seinen Leuten ein Zeichen. Dann trat er vor und legte die Hand auf Fouquards Schulter. „Wer bist du, Bürger?" sagte er; „ich bilde mir ein, daß auch du einer der Gesuchten seist."

Fouquard betrachtete diesen Menschen, dessen Physiognomie auf niedere Rasse, niedere Leidenschaften und rohe Begriffe deutete, und er sagte: „Nenne mich Monsieur und nicht Bürger, denn so ist es Brauch in unserm Klub." — — —

Bei Tagesgrauen wurden sämtliche achtundzwanzig Greise vor das Revolutionstribunal gestellt und ihre Namen auf die fertigen Todesurteilsblankette gesetzt. Sie wurden in drei Karren nach einander an den Fenstern des Klubhauses vorüber zum Revolutionsplatze geführt.

In dem ersten dieser Karren befand sich der Girondist Eugène Hermann. Als sie vom Wagen abstiegen, neigte der Präsident des Klubs der Alten, Dedier, sich zu ihm und sagte, auf die beiden Tragbalken des Fallbeils deutend: „Durch diese Pforte werden wir zur Freiheit eingehen."

Und der Girondist, der sehr bleich war und dessen Körper ab und zu von heftigen Schauern geschüttelt wurde, richtete sich auf und sprach: „Ich bin der Aelteste des Klubs. Ich gehe voran."

Kopenhagen. Otto Rung.

Wilfred Seawen Blunt: Atrocities of Justice under British rule in Egypt. London, T. Fisher Unwin, 1906.

Dieses Mal ist es ein wirklicher Engländer, der eine Anklageschrift gegen das Verfahren seiner Landsleute in Aegypten schleudert. Blunt verkennt nicht die großen Verdienste, die England sich um das Nilland erworben habe; er stattet auch den Bemühungen und Erfolgen Lord Cromers den Tribut der Huldigung ab; allein er verurteilt auf das schärfste die Willkür und Grausamkeit, mit denen aus politischen Rücksichten die von den englischen Machthabern gebildeten und beeinflußten Gerichte gegen die Eingeborenen bei jedem Konflikt zwischen diesen und britischen Soldaten und Offizieren vorgehen. Er zählt eine ganze Reihe solcher „Greuel" auf, bis zu dem neuerlichen Trauerspiel bei dem Taubenschießen in Denschaweh. Mag nun auch mancher Umstand von Blunt in seinem Eifer für Gerechtigkeit übertrieben worden sein, so geht doch aus seiner Schrift die Tatsache hervor, daß die englische Regierung jedem britischen Militär in Aegypten, auch wenn er im Unrecht ist, die körperliche Unverletzlichkeit sichern und jeden Versuch des Widerstandes gegen Briten von seiten der Eingeborenen, sogar im Falle der Notwehr, durch ein mit leeren legalen Formen umkleidetes Schreckenssystem unterdrücken will. Es ist dabei von ihr eine bewußte Unwahrheit, wenn sie das Gespenst des muselmännischen Fanatismus an die Wand malt. Einen solchen gibt es in Aegypten nicht. Die Regungen des Widerstandes gehen vielmehr von dem nationalen Empfinden aus, wie denn schon an dem Aufstande Arabi Paschas zahlreiche — christliche — Kopten begeisterten Anteil genommen haben.

Hoffen wir, daß England, im Gefühl seiner nationalen Verantwortlichkeit, diesen trüben Fleck seiner sonst so wohltätigen Herrschaft in Aegypten tilgen werde! M. P.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 3. Berlin, den 20. Oktober 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Im Ruhrrevier ist es zu einer abermaligen Lohnbewegung der Bergarbeiter gekommen. Am vorigen Sonntag wurden dort etwa 180 Versammlungen abgehalten. Der Abgeordnete Hué, der in einer der größten dieser Versammlungen sprach, wies ausdrücklich auf den Zusammenhang dieser Lohnbewegung mit der jetzigen enormen Teuerung aller Lebensbedürfnisse hin. Die vom Bergbaulichen Verein über die Entwicklung der Bergarbeiterlöhne angestellten Untersuchungen bestätigen, daß „die ganz ungewöhnliche Erhöhung der Lebensmittelpreise im Vorjahre um mehr als 8 Prozent damals keinen Ausgleich durch eine entsprechende Lohnsteigerung gefunden habe mit der Folge, daß die materielle Lage der Ruhrbergarbeiterschaft gegenwärtig bei mindestens gleichem Geldlohn wie 1900 doch relativ nicht so gut ist wie in dem genannten Jahr". Auch die „Rheinisch-Westfälische Zeitung", die gewiß nicht verdächtig ist, daß sie blindlings für Arbeiterforderungen eintrete, mußte kürzlich zugeben, daß die ganze Aufbesserung der Löhne durch die Teuerung absorbiert werde, und daß „der Tribut, den unsere Industrie der Landwirtschaft zahle, jährlich 40 bis 50 Millionen betrage". Sogar die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" sieht sich veranlaßt, den Zechenverwaltungen zuzureden, den Wünschen der Bergarbeiter Entgegenkommen zu beweisen, da „von keiner Seite bestritten werde, daß in der letzten Zeit die Steigerung der Löhne mit dem Anwachsen der Lebensmittelpreise nicht gleichen Schritt gehalten habe". Nach der sehr verständigen Rede des Abgeordneten Hué scheint es nicht, daß man einen Streik plant, falls die Unternehmer auch nur einiges Entgegenkommen beweisen. Die organisierte Arbeiterschaft ist jedenfalls durchaus gewillt, eine so schwere Erschütterung unseres Wirtschaftslebens zu verhindern, wie sie ein Streik im Kohlenbergbau gerade jetzt darstellen müßte, da allenthalben eine sehr starke industrielle Hochkonjunktur zu verzeichnen ist. Bestand doch im September dieses Jahres sogar ein tatsächlicher Mangel an Arbeitskräften. Auf 100 offene Stellen kamen während dieses Monats nur 87,9 Arbeitsuchende gegen 98,4 im August und 93,1 im September 1905. Das Minderangebot an männlichen Arbeitern war besonders auffallend: für je 100 offene Stellen fehlten 4,6 männliche Arbeiter, d. h. nicht viel weniger als im September 1899, dem bisher nicht wieder erreichten Aufschwungsjahr.

Der Großherzog von Hessen hat allen Scharfmachern argen Kummer bereitet. Er hat den sozialdemokratischen Stadtverordneten Leonhard Eißnert zum Beigeordneten der Stadt Offenbach bestätigt. Diese Bestätigung ist umso bemerkenswerter, als die Kreisausschüsse von Offenbach und Großgerau sowie der Provinzialausschuß der Provinz Starkenburg die Wahlen zweier Sozialdemokraten zu Bürgermeisterei-Beigeordneten in Mühlheim a. M. und Kelsterbach kurz zuvor gerade mit der Begründung versagt hatten, daß die Betreffenden überzeugte Sozialdemokraten seien. Der Kreisausschuß von Großgerau hatte zur Begründung seines ablehnenden Standpunktes ausdrücklich hervorgehoben:

„Ein Sozialdemokrat kann aber nach der Ansicht des Kreisausschusses weder Bürgermeister oder dessen Stellvertreter, Beigeordneter sein, da der Bürgermeister und dessen Stellvertreter berufen sind, für Aufrechterhaltung und Durchführung der bestehenden staatlichen Einrichtungen und Gesetze Sorge zu tragen, die Sozialdemokratie aber die Vernichtung der bestehenden staatlichen Einrichtungen und Gesetze anstrebt."

Die reaktionären Organe sind außer sich darüber, daß der Großherzog von Hessen mehr staatsmännische Einsicht bewiesen hat als die genannten Kreis- und Provinzialausschüsse. So schreibt die „Kreuzzeitung":

„Wir können uns das bedauerliche Vorkommnis nur so erklären, daß der Großherzog entweder die revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie nicht genügend kennt, oder daß er sein Bestätigungsrecht nur als eine Formalität betrachtet und die damit verbundene Prüfungspflicht nicht anerkennt. Welche Verwirrung durch solche Maßregeln in den Reihen der staatstreuen und monarchisch gesinnten Bevölkerung angerichtet wird, bedarf keiner Schilderung."

Und die „Post" meint gar:

„Dadurch, daß ein Bundesfürst für sein Staatsgebiet der Sozialdemokratie durch solche Bestätigung das Gepräge einer mit den Bürgerlichen gleichberechtigten Partei verleiht, wird den sozialdemokratischen Zwecken für die nächsten Wahlen der kräftigste Vorschub geleistet. Viele Leute, welche bisher noch Bedenken trugen, diese revolutionären Vaterlandsfeinde zu unterstützen, werden sich sagen, wenn die Regierung Mitglieder dieser reichsfeindlichen und staatsgefährlichen Verschwörersekte als Beamte für geeignet erachtet, kann man sie auch ohne Bedenken wählen. Die Folgen solcher das Reichsinteresse schädigenden Handlungen wird das deutsche Volk bei den nächsten Wahlen schwer empfinden. Es kann mit Recht von den Bundesfürsten verlangen, daß sie sich in ihren Handlungen nur von nationalen und reichstreuen Gesichtspunkten leiten lassen und nicht Parteien moralisch und praktisch fördern, welche die ausgesprochensten und gehässigsten Feinde unseres Vaterlandes sind."

Außer in Hessen hat sich auch in Baden das Verhältnis zwischen einzelnen Sozialdemokraten und dem Fürstenhause so befriedigend gestaltet, wie es bisher in Preußen leider noch undenkbar erscheint. Vor kurzem nahm der sozialdemokratische Vizepräsident der badischen Abgeordnetenkammer an einem Essen teil, das der Bruder des Großherzogs, Prinz Karl, als Präsident der Ersten Kammer dem landständischen

Ausschuß in hergebrachter Weise gab. Die sozialdemokratische Mannheimer „Volksstimme" fühlte sich durch diese Handlungsweise des Genossen Geck „auf das unangenehmste berührt" und führte aus:

„Nicht, als ob wir es unter allen Umständen für eine Versündigung an den Prinzipien unserer Partei hielten, wenn ein Sozialdemokrat mit einem leibhaftigen Prinzen zusammentrifft! Aber daß es gerade der Parteigenosse Adolf Geck war, der die Einladung des Prinzen Karl akzeptierte, obwohl sein „gemäßigterer" Gesinnungsgenosse Dreesbach während seiner Zugehörigkeit zum landständischen Ausschuß die Annahme derselben stets ablehnte, das ist das Merkwürdige an der Sache."

Verständigerweise betrachtet demgegenüber der ebenfalls sozialdemokratische „Karlsruher Volksfreund" die „Hofgängerei" Gecks als einen auch vom sozialdemokratischen Standpunkt aus durchaus einwandfreien, gesellschaftlichen Vorgang und bemerkt:

„Wenn der Bruder des Großherzogs keinen Anlaß findet, dem Vertreter der Sozialdemokratie gegenüber gesellschaftliche Abstinenz zu üben, so hatte Genosse Adolf Geck dazu gewiß ebensowenig Veranlassung. Ein Prinz kann bei solcher Gelegenheit manches erfahren und manches hören, wovon er bisher vielleicht keine Ahnung hatte."

Am vorigen Sonnabend haben sich die badischen Nationalliberalen, alte und junge, in einer Versammlung des nationalliberalen Vereins zu Karlsruhe von neuem einmütig zu der badischen Blockpolitik bekannt, die sich bei den letzten Landtagswahlen so bewährt habe, daß sie auch zur Grundlage für die nächsten Reichstagswahlen gemacht werden müsse. Die badischen Nationalliberalen denken also nicht im entferntesten daran, sich auf die Seite der Reaktionäre drängen zu lassen, auf die sich ihre norddeutschen Parteigenossen mit beiden Füßen gestellt haben. Selbst ein Rechtsnationalliberaler, der aus Norddeutschland gebürtige Landgerichtsrat von Röder, bedauerte die Verständnislosigkeit der norddeutschen Nationalliberalen für die badische Blockpolitik.

Die Reaktionäre haben es bereits völlig begriffen, eine wie schwere Gefahr für sie eine Uebertragung der badischen Blockpolitik auf das ganze Deutsche Reich in sich schließen müßte. So schrieb ein bayerisches Zentrumsblatt dieser Tage angstvoll:

„Wir stehen heute unverkennbar im Anfang einer großen parteipolitischen Verschiebung, die beim Liberalismus aller Schattierungen schon längere Zeit wirksam ist, und als deren Ende man mit ziemlicher Sicherheit schon heute die Bildung des „erweiterten Blocks" voraussagen kann . . . Das lehrt deutlich ein Blick in die Naturgeschichte der jungliberalen Bewegung, das lehren die badischen Landtagswahlen mit ihren vielbesprochenen Begleit- und Folgeerscheinungen. In Bayern wie in Baden ist heute der liberale Block so gut wie fertig. In den übrigen Staaten wird er es trotz aller Schwierigkeiten in Bälde werden . . . Der Bund mit der Sozialdemokratie wird versucht werden, und wo ein Wille, da ist auch ein Weg. Der Tag aber, an dem der große Block der Linken für Deutschland abgeschlossen würde, würde eine völlige Machtverschiebung in der inneren Politik bedeuten und kann für das Zentrum eine Katastrophe schlimmster Art bringen. Nur durch die Zersplitterung seiner Gegner ist das Zentrum zur Macht gekommen."

In der braunschweigischen Thronfolgefrage ist bereits ein ganzes Bündel diplomatischer Aktenstücke zustande gebracht worden, ohne daß die Lösung der verwickelten Angelegenheit dadurch gefördert wäre. Die „Nation" hat bereits in ihrer Nummer vom 29. September hervorgehoben, daß die einfachste und verständigste Regelung des Streites darin bestehen würde, ein bürgerliches Regiment etwa nach dem Muster der hanseatischen Republiken in Braunschweig einzuführen. Diese Lösung ist kürzlich auch in einer von mehreren Tausend Personen besuchten Versammlung in Braunschweig nachdrücklich befürwortet worden. Nach einem Referat des Rechtsanwalts Dr. Jasper, der eine Abstimmung des gesamten Volkes forderte, damit dessen Meinung über die Form der künftigen Regierung unzweideutig ermittelt werde, gelangte eine Resolution zur einstimmigen Annahme, in der der Regentschaftsrat und die Landesversammlung aufgefordert werden:

„von weiteren Verhandlungen mit dem Herzog Ernst August und dem König von Preußen sowie von der Wahl eines neuen Regenten abzusehen und den unhaltbaren Zustand einer dauernden Regentschaft dadurch zu beseitigen, daß der braunschweigische Staat durch eine Verfassungsänderung zu einem freien deutschen Staat erklärt wird, in dem die Staatsgewalt durch eine auf Grund des allgemeinen, gleichen, direkten Wahlrechts gewählte Volksvertretung ausgeübt wird".

Diese Lösung erscheint dem gesunden Menschenverstand so plausibel, daß man mit Sicherheit erwarten darf, die sogenannten leitenden Kreise in Braunschweig werden sie nicht finden.

Die preußische Schulverwaltung in der Provinz Posen führt seit geraumer Zeit eine erbitterte Fehde mit den dortigen Schulkindern, die sich beharrlich weigern, an dem Religionsunterricht in deutscher Sprache teilzunehmen. Aus zahlreichen Ortschaften wurden bereits an den Posener Erzbischof von Stablewski, der sich immer nachdrücklicher auf die Seite der renitenten Schulkinder stellt, Petitionen mit zahlreichen Unterschriften gerichtet. Die Polen bestehen darauf, daß ihre Kinder in der Muttersprache beten sollen; die preußische Schulverwaltung hat mit der Verweigerung dieser Forderung lediglich den Erfolg erzielt, daß den polnischen Agitatoren ein weiteres brillantes Agitationsmittel in die Hand gegeben ist, das diese rücksichtslos sehr zum Schaden der deutschen Sache auszubeuten wissen. Der Posener Erzbischof hat inzwischen in einem von den Kanzeln verlesenen Rundschreiben erklärt, „es bleibe unter den gegebenen Verhältnissen nur übrig, den Religionsunterricht in der Schule durch einen solchen in Haus und Kirche zu ergänzen".

Die „Times" hatte vor einiger Zeit auf die „Gefahren" aufmerksam machen zu müssen geglaubt, die sich für das britische Reich aus einer Politik der Sorglosigkeit in bezug auf die Inseln im Stillen Ozean ergeben würden. Besonders machte sie darauf aufmerksam, daß nach Eröffnung des Panamakanals die Freundschaftsinseln leicht eine ähnliche Bedeutung für den Welthandel erlangen könnten wie Singapore, und sie wies auf die angebliche Geschäftigkeit hin, mit der auch andere europäische Staaten in den polynesischen Gewässern ihre Interessensphäre zu erweitern bestrebt seien. Die australischen Nationalisten sehen sich daraufhin schon in ihren heiligsten Gütern bedroht, und die in Melbourne erscheinende, vielgelesene Zeitung „The Age" malt in ihrer Nummer vom 11. September mit düsteren Farben die ruchlosen Pläne, die insbesondere das Deutsche Reich in jenen Gegenden verfolgen soll. Man ersieht aus dem Artikel deutlich, welche unsinnige Politik hirnverbrannte Scharfmacher bei unseren Antipoden Deutschland zutrauen, und wie sich der Ueberpatriotismus allenthalben in der Welt in ähnlichen Formen äußert. Nur Polynesien und Australien kommt nach der Meinung des „Age" für eine weitere deutsche Kolonisation in Betracht; Deutschland bemühe sich daher mit aller Kraft, eine der englischen gleichwertige Kriegsflotte herzustellen, gebe vorläufig daran, Holland mit seinen Kolonien einzuverleiben, um sich die Vorherrschaft in Ostindien zu sichern, und beabsichtige später, auf den Ruinen der britischen Macht in Australien die deutsche Herrschaft aufzubauen. Um dieser Möglichkeit zu begegnen, wird der Bau einer besonderen australischen Flotte und die Ausbildung der australischen Jugend im Waffenhandwerk gefordert.

Gerade gegenwärtig hat ein hervorragendes Mitglied des englischen Ministeriums, der Vertreter des Kolonialamts im Unterhause Mr. Winston Churchill, in einer Rede zu Glasgow nachdrücklich betont, daß die gegenwärtige liberale Regierung weit davon entfernt ist, deutschfeindliche Anschauungen zu hegen. Churchill führte u. a. aus, „es sei absurd anzunehmen, daß die Freundschaft zwischen England und Frankreich eine Bedrohung für Deutschland bedeute; im Gegenteil sei es die Pflicht jedes vernünftigen und patriotischen Mannes, das törichte Vorurteil und den unsinnigen Argwohn zu zerstören, die beide so unverdrossen durch die Jingopresse genährt werden".

In derselben Rede befaßt sich Winston Churchill auch mit dem Verhältnis zwischen den Liberalen und der Arbeiterpartei in England. Er bezeichnete die Beziehungen zwischen der liberalen Regierung und der großen Mehrheit der Arbeiterdeputierten als „extremely good“ und wies darauf hin, daß die Interessen und die Schicksale der Liberalen und der Arbeiterpartei miteinander untrennbar verwoben seien. Als ein warnendes Beispiel für die Resultate eines Zwiespaltes zwischen diesen Parteien stellte er die politischen Verhältnisse Deutschlands hin, wo die isolierte Sozialdemokratie trotz ihrer gewaltigen Stimmenzahl und der Tüchtigkeit einzelner Führer auf den Gang der Staatsgeschäfte nicht den mindesten Einfluß habe.

Der Präsident des Handelsamtes Lloyd George hat sich gleichfalls in einer bemerkenswerten, zu Cardiff gehaltenen Rede mit der auch in England für die Zukunft des Liberalismus so überaus bedeutungsvollen Frage des Verhältnisses zwischen den Liberalen und der Arbeiterpartei befaßt. Er betonte, der Liberalismus könne nie aus seiner maßgebenden Position im Reiche des politischen Fortschritts verdrängt werden, solange er es nicht verdiene, beseitigt zu werden, weil er die von ihm vertretenen Grundsätze vernachlässigt oder verraten habe. Man könne nicht plötzlich aus Farmern, Gewerbetreibenden und Handwerkern Sozialisten machen, wohl aber könne man sie leicht der Reaktion zutreiben.

Den Junior Whips der liberalen Partei, Master of Elibank und Mr. Pease, die auf eine Uneinigkeit zwischen den beiden so eng aufeinander angewiesenen Parteien hingearbeitet haben, macht der „Speaker“ wegen ihrer „politischen Albernheiten“ sehr deutlich den Standpunkt klar, indem er sie darauf verweist, daß solches Vorgehen lediglich den gemeinsamen Feinden zugute komme, deren Bestreben darauf gerichtet ist, die liberale Regierung zu stürzen. Die Vorgänge auf der Anfang dieses Monats zu Cardiff abgehaltenen Jahresversammlung der Vereinigten Gesellschaft der Eisenbahnbediensteten haben unverkennbar die Schwierigkeiten dargetan, die sich in den Beziehungen zwischen liberalen und sozialistischen Abgeordneten Keir Hardiescher Färbung ergeben. Es war sehr angebracht, daß die Liberalen den bei einzelnen Mitgliedern in beiden Parteien vorhandenen Trennungsgelüsten von vornherein mit Entschiedenheit entgegentraten.

Aus Rußland berichtet man jetzt immer öfter über Bauernunruhen. Unter allen Formen der revolutionären Bewegung sind sie dem bestehenden Regiment am gefährlichsten. Die Entwicklung der Bauernrevolution verdient deshalb ganz besondere Aufmerksamkeit.

* * *

Staatsmännische Indiskretionen.

Der Brauch, intime Aktenstücke über die Entstehungsgeschichte politischer Ereignisse aus kurz vergangener Zeit in die Oeffentlichkeit zu bringen, ist neueren Datums. Vergangenen Jahrhunderten war er ungewohnt, und noch in der ersten Hälfte des unsrigen begegnen wir ihm selten. Er ist ein Merkmal der demokratischen Strömung, welche das heutige Geschlecht unwiderstehlich nach einer Zukunft hinführt, deren letztes Wort — ob gut oder schlecht — noch von keinem Mitlebenden geahnt werden kann. Immer mehr neigt sich die Fahne vor der großen Zahl, welche als profanum vulgus zu hassen und fernzuhalten der alte Dichter sich rühmen konnte; immer mehr schmilzt Quantität und Qualität der Geheimnisse. Alle werden berufen mitzutun, mitzugenießen und folglich auch mitzuwissen, und darum bemühen sich auch die Höchsten immer mehr um die Stimme dieser großen Zahl.“

Mit diesen Worten begann Ludwig Bamberger vor dreiundzwanzig Jahren in der „Nation“ einen Essay über „Staatsmännische Indiskretionen“. Unmittelbar veranlaßt war der Essay durch das in der Mailänder „Perseveranza“ kurz vorher veröffentlichte vertrauliche Schreiben Cavours an Viktor Emanuel über seine Verhandlungen mit Napoleon III. in Plombières. Dies Schreiben gehört zu den wichtigsten historischen Quellen der neueren Geschichte Italiens. Cavour erscheint darin als gewaltiger Staatsmann, dessen Handlungen allerdings mehr von Machiavellis „Principe“ als vom kleinen Katechismus beeinflußt waren. Für die Indiskretion, die dies Aktenstück vorzeitig an die Oeffentlichkeit brachte, mußte jeder dankbar sein, der in der Geschichte mehr sucht als die geschminkten Erzählungen schmeichelnder Hofhistoriographen oder Kommentare zu Regesten.

Von ähnlichen Empfindungen sind wir erfüllt gegenüber den Herausgebern der Hohenloheschen Memoiren, insbesondere gegenüber dem Prinzen Alexander von Hohenlohe, der sich nicht von subalternen Erwägungen hat abhalten lassen, den reichen Schatz der Erinnerungen seines Vaters schon jetzt dem politischen Nachdenken vorzulegen. Gewiß enthalten diese Memoiren zahlreiche staatsmännische Indiskretionen — die nackte Wahrheit ist immer indiskret —, und man versteht, daß die unvorhergesehene Beleuchtung sonst respektvoll im Dunkel gehaltener Ecken und Winkel des Staatsgebäudes gar mancher falschen oder überschätzten Größe und gar mancher politischen Scheinheiligkeit höchst unangenehm ist. Die politische Tartüfferie hat von jeher die Wahrheit als Verletzung der Schamhaftigkeit denunziert. Wie sich aber selbst freisinnige Preßorgane dazu haben hergeben können, über die schnöde Verletzung der Hühneraugen von Rosenkranz und Güldenstern bewegliche Klagen anzustellen, ist schwerer verständlich. Erkenntnis ist sicherlich manchmal ein bitteres, aber stets ein heilsames Getränk. Der gesunden demokratischen Entwicklung unserer Zeit ist nichts förderlicher als die Klarlegung der Triebfedern des „ancien régime“, das sich gegen eine demokratische Umgestaltung nicht zum wenigsten deshalb mit Erfolg zur Wehr setzt, weil von seiner Leistungsfähigkeit und seinen Tugenden der Untertanenverstand eine so übertriebene Vorstellung hat.

Fürst Chlodwig zu Hohenlohe war gewiß kein schöpferischer Geist, aber zum feinen Beobachter brachte er die wertvollsten geistigen Eigenschaften mit. Als süddeutscher Grandseigneur stand er über dem robusten Eigennutz und der ostelbischen Enge des preußischen Junkertums. Nicht einmal zu Konzessionen an den Nepotismus ließ er sich herbei. Durch und durch Kulturmensch, mit starken Anlagen zum Epikuräismus, durch seine Geburt mit gekrönten Häuptern und den höchsten Würdenträgern des Staates und der Kirche immer in persönlicher Berührung, Zeuge und Teilnehmer der wichtigsten staatlichen Umwälzungen und politischen Begebenheiten, nach Anlage und Neigung Skeptiker, gelang es ihm, sich den Dingen dieser Welt gegenüber einen äußerst unbefangenen Blick zu bewahren. Man sieht es seinen Tagebuchaufzeichnungen durchweg an, wie wenig ihm der höfische und politische „cant“ imponiert. Das Menschliche, Allzumenschliche zu entdecken und in charakteristischen Anekdoten und Redewendungen zu fixieren, gewährt ihm ersichtlich eine hohe Befriedigung. Insbesondere ist es die starke Differenz zwischen den edlen Gefühlen, die geäußert, und den unedlen, die gehegt werden, die ihm immer neuen Stoff zu kaustischen Tagebucheintragungen gab.

Einige journalistische Philister predigen, daß derartige Selbstgespräche eines alternden Staatsmannes für die geschichtliche Erkenntnis keinen Wert hätten. Eine schnurrige Auffassung! In Wirklichkeit kann man aus Plutarchs Anekdoten mehr Geschichte lernen als aus manchen dickleibigen Produkten der geheimsten Archiväte. Wer im öffentlichen Leben steht, gibt sich sehr selten so, wie er ist, und hat selten das Bedürfnis, sein Gesicht zu zeigen, aber immer, es zu wahren. Das ist in Deutschland genau so wie in China. Um die Wahrheit zu entdecken, muß man den Moment zu erhaschen suchen, an dem einmal vorübergehend die Maske gelüftet wird. Diese Augenblicke hat Fürst Hohenlohe in den Momentaufnahmen seines Tagebuchs uns geschildert, und gerade darin liegt ihr ungewöhnlicher Wert.

Daß diese Memoiren schon jetzt veröffentlicht sind, wäre nur dann zu mißbilligen, wenn daraus Deutschland in seinem Verhältnis zu anderen Staaten ein Schaden erwachsen könnte.

Aber davon kann ja im Ernst garnicht die Rede sein. Im Gegenteil, soweit die auswärtige Politik Deutschlands seit dem Sturz Bismarcks aus diesen Memoiren erkennbar wird, zeigt sie eine Ehrlichkeit, die über den Durchschnitt steht. Speziell Oesterreich gegenüber ist die höchste Loyalität des deutschen Kaisers in einer Weise festgestellt, die nur dazu beitragen kann, das Vertrauen zu dem deutschen Bundesgenossen zu erhöhen. Im übrigen hat die demokratische Entwicklung unserer Zeit auch noch das eine Gute gehabt, daß die diplomatischen Empfindlichkeiten heute eine geringere Rolle spielen als in früheren Zeiten. Vielleicht tritt der Segen dieser demokratischen Entwicklung nirgend so sehr hervor wie in der gesteigerten Schwerkraft der Volksinteressen gegenüber den diplomatischen Künsten. Wie heute keine Kabinettskriege mehr möglich sind, so ist auch eine bloße Kabinettspolitik nicht mehr durchführbar. Nicht zum wenigsten darin liegt der Grund, weshalb alle geheimen Verträge zwischen einzelnen Regierungen immer weniger Bedeutung erlangen.

Aus den Hohenloheschen Memoiren tritt uns dies insbesondere bei den Betrachtungen über den Bismarckschen Rückversicherungsvertrag mit Rußland hervor. Selbst Hohenlohe steht noch unter dem Eindruck, daß es sich beim Abschluß dieses Vertrages ebenso wie bei der Nichterneuerung nach Bismarcks Sturz um folgenschwere Maßnahmen gehandelt habe. Eine unbefangene Betrachtung sagt uns heute, daß diese großen diplomatischen Aktionen für die Entwicklung Deutschlands tatsächlich ganz irrelevant gewesen sind. Hätte Bismarck den Rückversicherungsvertrag nicht abgeschlossen, oder hätte Caprivi ihn erneuert, — wir ständen heute genau so, wie wir jetzt stehen: Der Zweibund wie der Dreibund würden kein anderes Gesicht bekommen haben.

Der dauernde Gewinn, den wir aus diesen Denkwürdigkeiten zu ziehen haben, ist die Lehre, daß die Bevölkerung alle Ursache hat, sich nicht in untertänige Vertrauensseligkeit gegenüber den Regierenden einlullen zu lassen. Namentlich kann man dem preußischen Junkertum, das ja die eigentliche Herrschaft in unserem Staate besitzt und alle wichtigen Posten in der Armee, bei Hofe und in der Beamtenschaft mit Beschlag belegt hat, garnicht mißtrauisch genug gegenüberstehen. „Alle diese Herren," um mit dem Fürsten Hohenlohe zu reden, „pfeifen auf das Reich und würden es lieber heute als morgen aufgeben." Wenn ihre materiellen oder politischen Interessen ins Spiel kommen, sind sie zu allem fähig. Ihnen das politische Handwerk zu legen, ist die wichtigste und schwierigste Aufgabe der Demokratie.

Die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe sind eine nicht zu verachtende Waffe in diesem Kampf um die moderne, demokratische Entwicklung unseres Staatswesens. Auch deshalb kann uns dieser Beitrag zur Zeitgeschichte nur willkommen sein.

Theodor Barth.

Die preußische Polenpolitik.

Diesen Sommer war ich genötigt, zwei Monate in der Schweiz zuzubringen, und zwar in Kantonen mit gemischter Bevölkerung, wo in dem einen Dorf das Deutsche, in dem anderen das Französische oder das Italienische die Muttersprache ist. Nirgends aber fand ich irgendwelche Feindseligkeit zwischen den verschiedenen Nationalitäten, nirgends das Bestreben zu germanisieren, zu französieren, zu italienisieren, nicht einmal das nach Vorherrschaft des einen oder des anderen Volksstammes. Das deutsche Element, das weitaus zahlreichste in der Schweiz, legt vielmehr — namentlich in den an das französische Sprachgebiet angrenzenden Kantonen — großen Wert darauf, daß auch in den Volksschulen französisch gelehrt wird.

Gerade in derselben Zeit, als ich dieses friedliche Zusammenleben dreier verschiedener Volksstämme in der Schweiz beobachten konnte, waren die Zeitungen voll von Nachrichten über Mord und Totschlag zwischen Armeniern und Tataren, zwischen Letten und Deutschen, zwischen Griechen und Bulgaren und Rumänen, klangen die widerwärtigen Töne des Nationalitätenhaders aus dem benachbarten Oesterreich herüber und hielt der Ostmarkenverein seine Tagung ab, in der er nach dem Fiasko der preußischen Ansiedlungspolitik die Entrechtung der polnischen Grundeigentümer, das Expropriationsrecht in nationalem Interesse gegenüber dem in polnischer Hand befindlichen Grundbesitz verlangte.

Die nationale Unduldsamkeit gegen die eine andere Muttersprache sprechenden Staatsangehörigen ist in den Augen der Erbpächter des nationalen Patriotismus lediglich von reinster Vaterlandsliebe diktiert; man sieht in dem Vorhandensein einer anderssprachigen Bevölkerung eine Gefahr für die innere Struktur des Volkes, einen Pfahl in dessen Fleisch, eine Schwächung der Machtstellung des Vaterlandes für den Fall auswärtiger Verwicklungen; man meint bei uns, daß der Pole erst dann ein zuverlässiger, patriotischer Staatsbürger sein könne, wenn er seine Muttersprache abgelegt habe, wenn er völlig germanisiert sei, daß er aber bis dahin stets nach nationaler Selbständigkeit, nach der Wiederherstellung Polens strebe, ebenso wie der dänisch sprechende Nordschleswiger die Wiedervereinigung mit Dänemark, der französisch sprechende Elsaß-Lothringer die mit Frankreich zu erlangen suche. Es soll auch keineswegs geleugnet werden, daß eine derartige Stimmung vorhanden sein oder eintreten kann.

Warum ist sie denn aber in der Schweiz nicht vorhanden? Der deutsche Schweizer hegt ebensowenig den Wunsch, dem Deutschen Reich, wie der französische dem, Frankreich, der italienische den, Italien angegliedert zu werden. Im Gegenteil, die deutschen Bewohner der Schweiz perhorreszieren dies auf das entschiedenste, obgleich ein so industrielles Land aus der Erweiterung des zollfreien Absatzgebietes durch eines dieser großen Länder ganz außerordentliche wirtschaftliche Vorteile haben würde, ganz abgesehen von den politischen Vorzügen, die darin bestehen würden, einem großen, mächtigen Staatswesen statt einem Kleinstaat anzugehören, der im wesentlichen doch nur der Eifersucht der Nachbarstaaten seinen Bestand verdankt. Das nationale Selbstgefühl der deutschen Schweizer geht sogar so weit, daß sie es sehr unliebsam empfinden, wenn auch nur erwähnt wird, was die Kultur der im Reiche und in Oesterreich wohnenden Deutschen für sie geleistet hat. Und gleiche Empfindungen beseelen die französischen Schweizer gegenüber Frankreich, die italienischen gegenüber Italien; man ist im höchsten Grade stolz und eifersüchtig auf seine Selbständigkeit, und das kleine aus drei bis vier Sprachgebieten zusammengesetzte Land weist eigentlich in allen seinen Gliedern eine patriotische Hingebung an das eigene Vaterland auf, um die es jeder „nationale" Großstaat beneiden könnte.

Aehnlich ist es in den Vereinigten Staaten von Amerika. Der Deutsche, Ire, Russe, Rumäne, Italiener, Schweizer, Oesterreicher, auch wenn er für sein altes Vaterland die wärmsten Gefühle bewahrt, wird drüben patriotischer Staatsbürger, Amerikaner; selbst wenn er nach längerer Zeit in das alte Vaterland zurückkehrt, ist es sein Stolz, amerikanischer Bürger zu bleiben, und die Nachkommen der über das große Wasser Gezogenen fühlen sich als geborene Amerikaner, auch wenn sie im Familienkreis, vielleicht selbst in der Gemeinde, den Gebrauch der Muttersprache beibehalten haben. Dabei tritt aber die auffällige Erscheinung ein, daß selbst da, wo das deutsche Element stark vorwiegt, doch die deutsche Sprache allmählich zurückgeht, ja schließlich verschwindet; und das ohne jeden Zwang zur Erlernung der Landessprache. Erst ganz neuerdings ist ein gewisser indirekter Zwang durch das Gesetz geschaffen worden, wonach die Naturalisation Eingewanderter von dem Nachweis der Kenntnis des Englischen abhängig gemacht wird.

Warum denn also gerade unter den Völkern Mittel- und Osteuropas die nationale Unduldsamkeit, Gehässigkeit, die Unterdrückungssucht gegenüber dem numerisch, wirtschaftlich oder politisch schwächeren Volkssplitter? Die Polen verfahren dort, wo sie die Herrschaft haben wie in Galizien, um kein Haar besser gegenüber den Ruthenen als Deutsche und Russen

ihnen gegenüber, und die Rumänen tun das Gleiche, wo sie die Macht haben, gegenüber Juden, Bulgaren, Griechen usw.

Wird denn mit dieser Herrschaftspolitik, mit dieser gewaltsamen Nationalisierung wenigstens der beabsichtigte Erfolg erzielt? Da, wo der Nationalitätenhaß und die niedrige Kulturstufe zur Vertilgung der physischen Personen führen, kann freilich der eine Stamm durch den anderen vernichtet oder zur Auswanderung gezwungen werden, dort kann das nationale Bewußtsein seine blutigen, brutalen Triumphe feiern. Da aber, wo eine geläuterte Moral eine solche Ausrottungspolitik nicht erlaubt, hat die der gewaltsamen Nationalisierung stets Schiffbruch erlitten. Es ist ja auch eigentlich selbstverständlich, daß der Zwang, die Mißhandlung nicht Liebe erzeugen kann; diese Politik ist die des unvernünftigen Vaters, der von seinem eben durchgeprügelten Sohn eine Erklärung verlangt, wie lieb er den Vater habe. Zur Liebe läßt sich niemand zwingen; Prügel sollen zwar nach einem Sprichwort die Seele des Hundes wecken; die des Menschen aber sicher nur, wenn er selbst ein erbärmlicher Hund ist.

Was hat denn den Deutschen Oesterreichs die Jahrhunderte lange Unterdrückung der Slawen und Magyaren genutzt? Nicht einmal das haben sie erreicht, daß sie selbst heut vor deren Unterdrückungsgelüsten gesichert sind. Oder ist der Germanisierungsprozeß etwa dadurch befördert worden, daß man den ursprünglichen Einwohnern den Grund und Boden wegnahm und einen riesigen Großgrundbesitz in deutscher Hand schuf? Diese Magnaten sind, um ihre Stellung zu sichern, längst in das politische Lager der Slawen und Magyaren übergegangen, sie sind deren einflußreiche Förderer.*)

Die Türken, welche die griechischen und slawischen Bewohner politisch rechtlos machten, sie auch in materieller Weise schwer bedrückten, mußten es erleben, daß sich eine ihrer Provinzen nach der anderen — meist mit ausländischer Unterstützung — befreite und sie selbst nun in Europa auf ein kleines und unsicheres Gebiet angewiesen sind; sogar darin leiden sie unter ständigen Unruhen der unterworfenen Slawen und Griechen.

Und was hat Rußland mit der Russifizierung eroberter Gebiete erreicht? Finland war solange ein ruhiges, zuverlässiges Land, dem russischen Staat ein treuer Verbündeter, als es in freiheitlicher Verfassung sich selbst verwalten durfte. Die finischen Jägerbataillone waren die treuesten Soldaten, über die der Zar verfügte, solange man den Finländern die ihnen beschworenen Freiheiten nicht nahm, solange man nicht in Schule und Verwaltung russifizieren wollte. Die brutale Russifizierungspolitik aber, die Finland fester an Rußland ketten sollte, hat, so kurz ihre Dauer war, diese Bande aufs stärkste gelockert, die frühere Anhänglichkeit an Rußland, die in dem Großherzogtum weit verbreitet war, vernichtet und einer mißtrauischen Wachsamkeit gegen jede aus Rußland kommende Maßnahme Platz gemacht.

Die deutsche Bevölkerung der russischen Ostseeprovinzen war solange ein festes Ferment der russischen Macht, als diese nicht die alte deutsche Kultur durch russische Unkultur zu ersetzen suchte, als sie nicht die autochthonen Stämme der Letten und Esthen mit Haß und Neid gegen die Deutschen erfüllte, und damit eine Revolution zeitigte, die sich gleichmäßig gegen Deutsche und Russen richtete und die letzteren nunmehr nötigt, sich der Deutschen im eigenen Interesse gegen die lettischen Raubmörder und Brandstifter anzunehmen.

Polen bleibt die ewig offene Wunde am russischen Staatskörper, und trotz aller gewaltsamen Russifizierung, trotz des Versuchs, die Volksleidenschaften auf die Juden abzulenken, ist — wie die Wahlen zur Duma gezeigt haben — das Verlangen nach weitestgehender polnischer Selbstverwaltung so stark wie nur je, und es muß und wird seine Befriedigung finden, sobald Rußland in konstitutionelle Bahnen einlenkt. Erst dann können die Russen hoffen, in Polen eine ruhige und zufriedene Provinz zu finden. Der Versuch, es in der bisherigen Weise oder auf andere zu russifizieren, muß dagegen das Streben auf nationale Selbständigkeit stetig wachsen lassen.

Durch ganz Rußland verstreut leben Juden, die der anderen Bevölkerung durchschnittlich intellektuell und an Besitz überlegen sind, trotzdem aber wirtschaftlich, sozial und politisch noch sehr viel weniger Rechte genießen als die christlichen Russen. Mit ihrer Entrechtung und Unterdrückung hat man aber diese Bevölkerung zu den energischsten Feinden der jetzigen Staatsordnung gemacht; das letztere ist vielleicht vom kulturfortschrittlichen Standpunkt aus betrachtet, freudig zu begrüßen, von dem Standpunkt der Verfechter der alten Ordnung (in Rußland richtiger Unordnung) war es eine hervorragende Dummheit, sich so erbitterte Feinde groß zu ziehen.

Ein Musterbeispiel vergeblicher Nationalisierung bietet die Geschichte Irlands seit der Eroberung durch die Engländer, die doch sonst die erfolgreichsten Kolonisatoren unter allen Völkern waren, und die hier am Schluß einer fast siebenhundertjährigen Kolonisationsgeschichte daran gehen, mit eigenen Händen alles das niederzureißen, was sie aufgebaut hatten; die das Vergebliche eingesehen haben, sich ein Volk dadurch anzugliedern, daß sie den Grund und Boden in ihren Besitz brachten und durch ihre Beamten regierten.

Seitdem wir in Deutschland die bei der Teilung Polens erworbenen Landesteile systematisch gemanisieren, ist dort eine polnische Bewegung entstanden, die immer stärker anschwillt und immer deutschfeindlichere Formen annimmt, je intensiver man sie zu unterdrücken sucht. Wir sind auf dem besten Wege, uns in den Gegenden vorwiegend polnischer Zunge ein deutsches Irland zu schaffen; wir haben es ebensowenig verstanden, die dänischsprechende Bevölkerung Nordschleswigs mit der Zugehörigkeit zu Deutschland auszusöhnen, und nur in Elsaß-Lothringen beginnt sich allmählich die Annäherung einzustellen; hier handelt es sich aber um eine überwiegend deutsch redende Bevölkerung; auch dieses kümmerliche Resultat wurde nur überaus langsam erreicht.

Georg Gothein.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die Teuerung und die Beamten.

Es ist fast genau sechs Jahre her. Der neue Zolltarif war noch nicht veröffentlicht, aber hing bereits wie eine drohende Gewitterwolke an dem politischen Himmel. Damals brachte der Herausgeber dieses Blattes an dieser Stelle einen Artikel über Lebensmittelverteuerung und Beamtenbesoldung. Er wies darin auf einen Vorgang an der holländisch-deutschen Grenze hin. In der deutschen Grenzstadt Emmerich ist eine große Zahl von Angestellten der holländischen Bahnen stationiert. Diese Angestellten beschwerten sich darüber, daß sie bei der Lebensmittelteuerung im schutzzöllnerischen Deutschland nicht mit denselben Bezügen auskommen könnten wie ihre Kollegen auf holländischem Boden. Die Gesellschaft der niederländischen Staatsbahnen untersuchte die Sache und stellte die Richtigkeit der Beschwerde fest. Darauf wurde allen in Emmerich stationierten holländischen Beamten mit weniger als 1700 Mark Jahresgehalt eine jährliche Zulage von 85 Mark und allen Arbeitern mit einem Tagelohn von 4,67 Mark und darunter eine Lohnerhöhung von 17 Pfennig pro Tag zugebilligt.

Dr. Barth zog natürlich die Konsequenzen aus dieser Geschichte. Sein Artikel gipfelte in dem Schlußsatz: Keine Steigerung der Getreidezölle ohne Steigerung des Gehalts der kleineren Beamten!

Die höheren Getreidezölle sind am 1. März ins Kraft getreten. Seit fast $1\frac{1}{2}$ Jahren haben die Fleischpreise eine

*) Daß Oesterreich seine italienischen Provinzen nicht behaupten konnte, war gegenüber den Einheitsbestrebungen eines ganzen Kulturvolkes und bei der verschwindenden Zahl des deutschen Elementes in ihnen, nur natürlich, aber seine anderen Länder waren stark von Deutschen durchsetzt, und von nationalen Einheitsbestrebungen konnte doch höchstens ei den Magyaren die Rede sein, die selbst eine Minorität sind.

schwindelnde Höhe erreicht. Von ganz vereinzelten Ausnahmen abgesehen, steigen alle Gebrauchs- und Verbrauchsgegenstände im Preise. Die zahllosen höheren Positionen in den neuen Handelsverträgen und die famose Reichsfinanzreform haben die allgemeine Hausse für die Lebensbedürfnisse aufs intensivste gefördert, ja zum Teil geradezu hervorgerufen. Der bekannte Finanzpolitiker Wiener brachte kürzlich im „Tag“ eine interessante Zusammenstellung über die Preiserhöhungen für die verschiedensten Dinge, für Erze und Kartoffeln, für Schiffsfrachten und Leinenfabrikate, für Kupfer und Häute, für Maschinen und Milch usw. usw., wie sie in einer einzigen Oktoberwoche zu verzeichnen waren. Selbst in der „Deutschen Tageszeitung“ vom 14. Oktober stand, freilich im lokalen Teil, eine Notiz mit der alarmierenden Spitzmarke: „Alles wird teurer!“ „Ein Keil treibt den andern,“ hieß es am Schlusse der Notiz. Eine so unbedingte Wahrheit hat man lange in dem agrarischen Blatt nicht zu lesen bekommen. Schade nur, daß nicht auch die weitere Wahrheit offen ausgesprochen wurde, daß der erste Keil von den Agrariern eingeschlagen wurde.

Allgemeine Teuerung, künstliche Teuerung großenteils, aber kein Gedanke an eine Aufbesserung der Beamtengehälter! Immer wieder ist von freisinniger Seite in den Parlamenten darauf hingewiesen worden, daß es die verdammte Pflicht und Schuldigkeit des Staates sei, in dem Augenblick, da er den Beamten durch seine Zollpolitik das Leben erschwere, ihnen eine entsprechende Aufbesserung ihrer Bezüge zuteil werden zu lassen. Solche Mahnung fand weder bei der Regierung noch bei den Agrarparteien ein Echo. Ihnen lag nur daran, Geld in **ihren** Beutel zu tun. Das leere Portemonnaie der Beamten beschäftigte sie weniger. Jedenfalls wurde ängstlich vermieden, gerade auf das hinzuweisen, was die Hauptsache ist, nämlich auf den untrennbaren Zusammenhang von Zollpolitik und Beamtenbesoldung.

Unter der Teuerung leiden die breitesten Volksschichten, aber die „Festbesoldeten“, wenigstens die mit geringen Gehältern, am meisten. Gewiß wird der städtische Mittelstand durch das, was er seinen lieben agrarischen Freunden verdankt, schwer betroffen. Aber er hat doch wenigstens manchmal die Möglichkeit, sich durch Steigerung seiner Verkaufspreise ganz oder teilweise schadlos zu halten. Gewiß sieht sich der Arbeiterstand schier unerträglich belastet. Aber er hat wenigstens dank dem Koalitionsrecht theoretisch die Möglichkeit, einen Ausgleich herzustellen. Daß ihm das auch praktisch bisweilen gelingt, beweist die zehnprozentige Lohnerhöhung in dem neuen Buchdruckertarif. Die Beamten aber haben das Streikrecht nicht, können es nach der Natur ihres Dienstverhältnisses auch nicht haben. Sie sind auf das „Wohlwollen“ der Parlamente und auf die „Gnade“ der Regierungen angewiesen.

Dabei sind sie bisher herzlich schlecht gefahren. Was für Gehälter bei uns existieren, dafür zum Beweise seien nur zwei Ziffern angeführt: die Eisenbahnschaffner haben ein Anfangsgehalt von 900 Mark, die Landbriefträger ein Höchstgehalt von 1000 Mark! Hinzukommen allerdings die sogenannten Teuerungszulagen. Aber ihr Betrag ist gering. Sie steigern oft geradezu die Unzufriedenheit in der Beamtenschaft, da vielfach über Willkür bei ihrer Zubilligung geklagt wird. Und manchmal scheinen sie nur dazu da zu sein, um die gesetzliche Steigerung des Gehalts fast illusorisch zu machen. Der Eisenbahnschaffner z. B. bekommt zu seinen 900 Mark Gehalt 80 Mark Teuerungszulage. Steigt sein Gehalt nach drei Jahren auf 950 Mark, so wird ihm meistenteils die Teuerungszulage auf die Hälfte gekürzt! Er steht sich also tatsächlich nur um 10 Mark besser. Bei den Postschaffnern, deren Gehalt sich zwischen 900 und 1500 Mark bewegt, fällt die Teuerungszulage regelmäßig fort, sobald sie die schwindelnde Gehaltshöhe von 1200 Mark erreicht haben. Also mit der Teuerungszulage können die Regierungen keinen Staat machen.

Eine allgemeine Aufbesserung ist den Unterbeamten nur insofern zuteil geworden, als ihr Wohnungsgeld seit dem 1. April um 50 Prozent erhöht worden ist. Aber wenn man bedenkt, daß das Wohnungsgeld seit 1874 unverändert geblieben war, so wird man zugeben müssen, daß diese „Aufbesserung“ noch lange keinen Ausgleich für die Steigerung der Mieten darstellt, wie sie im Laufe von 32 Jahren eingetreten ist. In der Tat wird heute der Unterbeamte in Berlin ebenso wenig in der Lage sein, für sein Wohnungsgeld von 360 Mark sich und seiner Familie eine anständige Wohnung zu beschaffen, wie das auf dem Lande oder in den kleinen Städten bei dem Wohnungsgeld von 108 Mark der Fall ist. Die mittleren Beamten sind bei der Erhöhung des Wohnungsgeldes ganz leer ausgegangen. Für sie gelten noch die Sätze von 1874!

Gehaltserhöhungen sind in den letzten Jahren nur ganz vereinzelten Beamtenkategorien zugestanden worden. Am promptesten und relativ wohl am ausreichendsten ist der allgemeinen Teuerung bei der Kategorie der Staatssekretäre und der preußischen Minister Rechnung getragen worden, indem ihnen eine Zulage von je 14000 Mark bewilligt wurde.

Wie die Unterbeamten, namentlich die noch nicht fest angestellten, bei den heutigen Preisverhältnissen überhaupt ihr Leben fristen können, muß jedem rätselhaft sein, der von den Kosten eines Haushalts überhaupt eine Ahnung hat. Es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn der eine oder andere unter dem Druck der furchtbaren Not der Versuchung erliegt. Wer die Gerichtschronik verfolgt, stößt alle Augenblicke auf Verhandlungen, die einen geradezu erschütternden Einblick in die Misere des deutschen Beamtenlebens eröffnen. Ich will hier nur zwei ganz knappe Gerichtsberichte wiedergeben, die mir gerade zur Hand sind. Aus **Osnabrück** wurde gemeldet:

„Der festangestellte und vereidigte **Landbriefträger** J. aus Salzbergen bezog einen **Tagelohn von 1,80 Mark**, wovon noch **täglich 20 Pfennig** für die Kleiderkasse **abgezogen** wurden. Als er mit diesen 1,60 Mark nicht auskam, vergriff er sich an amtlichen Geldern und wurde jetzt vom Schwurgericht zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt. Der Verteidiger bemerkte in seinem Plaidoyer: ‚Man sollte es kaum glauben, daß das Deutsche Reich seine vereidigten Angestellten so kümmerlich besoldet, daß sie mehr an den Schuhsohlen ablaufen, als übrig bleibt, wenn sie das Essen bezahlt haben!‘“

Und aus **Chemnitz**:

„Der seltene Fall, daß sich der **öffentliche Ankläger zum Verteidiger des Angeklagten aufwirft**, ereignete sich in der Schwurgerichtsverhandlung gegen den früheren Postbeamten Queisert aus Oelsnitz i. V. Queisert hatte als Soldat den Chinafeldzug mitgemacht und nach Beendigung desselben eine Anstellung als **Landbriefträger mit einem Monatsgehalt von 59,56 Mark** bekommen. Trotz bescheidenster Lebenshaltung kam er damit nicht aus und unterschlug in der Not für 12,19 Mark amtliche Gelder und Briefmarken. Selbst der Staatsanwalt wies darauf hin, daß das Gehalt ein Minimum darstelle, unter dem selbst der einfachste Handarbeiter nicht arbeiten würde. Die Tat des Angeklagten sei deshalb zu begreifen, und die Mindeststrafe schon eine harte Sühne. Auffallenderweise ging das Gericht über den Antrag des Staatsanwalts hinaus und erkannte auf sieben Monate Gefängnis, also einen Monat über die Mindeststrafe.“

Der Menschheit ganzer Jammer packt mich an! Das ist das Zitat, das sich einem immer auf die Lippen drängt, wenn man von solchen Dingen liest. Ebenso groß wie das Mitleid mit den Unglücklichen, die strauchelten, muß aber unsere Bewunderung für die übergroße Mehrheit der armen Beamten sein, die hungernd alles über sich ergehen lassen und dabei pflichttreu ihren Dienst tun. Freilich, daß ihre Frauen sich halb tot arbeiten müssen, daß ihre Kinder unterernährt bleiben, daß sie selber sich Siechtum und vorzeitiger Invalidität aussetzen, das können sie nicht hindern. Die Politik, die so elende Besoldungsverhältnisse duldet, ist selbst vom Standpunkt des fiskalischen Egoismus aus unverzeihlich. Muß sie doch die Beamten nicht nur notgedrungen in Regierungsfeindschaft hineindrängen, sondern auch zur Degeneration des kommenden Geschlechts führen und schließlich dem Staat direkte Lasten aufbürden, wie sie häufige Krankheiten der Beamten und frühe Arbeitsunfähigkeit mit sich bringen.

Nicht Teuerungszulagen, sondern allgemeine Gehaltserhöhung für alle unteren und mittleren Beamten! Das ist die aktuellste und akuteste Konsequenz unserer agrarischen Zollpolitik.

Unter den Beamten hat eine sehr tiefgehende Unzufriedenheit Platz gegriffen. Um sich zu helfen, sind sie auf den Gedanken eines engen Zusammenschlusses gekommen. Ganz neuer-

dings hat sich ein deutscher Beamtenbund gebildet, der schon 125 000 Mitglieder hat, und dem sich in allernächster Zeit weitere 100 000 anschließen wollen. Eine politische Macht, die im Entstehen begriffen ist! Man plant besondere Beamtenkandidaturen. Daß man damit weit kommen könnte, muß bezweifelt werden. So begreiflich es ist, daß sich die Beamten organisieren und politischen Einfluß zu erlangen suchen, so werden sie nur dann etwas durchsetzen, wenn sie möglichst viele Parteien für ihre berechtigten Forderungen gewinnen. Ihre Hauptforderung aber muß sein: Front gegen die agrarische Verteuerungspolitik! Nicht die Erhöhung der Gehälter ist der Kardinalpunkt, sondern die Verhinderung der künstlichen Verteuerung des Lebensunterhalts. Denn wenn etwas sicher ist, so das, daß die Gehaltserhöhungen immer nur der Verteuerung nachhinken und sie kaum je erreichen werden.

Bisher haben die Beamten noch zum guten Teil Truppen für die Parteien der Rechten gestellt. Bei den öffentlichen Wahlen zumal sehen die Konservativen die Bezirke mit der stärksten Beamtenschaft für die sichersten an. Die Parteien der Rechten aber haben, Antisemiten und Christlich-Soziale genau so wie die Konservativen, für die Lebensmittelteuerung und gegen die Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf die Landtagswahlen gekämpft. Sie haben sich damit in direkten Widerspruch zu den Lebensfragen der Beamten gestellt.

Die Beamten, die trotzdem weiter für die Rechte stimmen, können sich über ihr Schicksal nicht beklagen.

H. v. Gerlach.

Der Monopolkampf in der Funkentelegraphie.

Wenn auch bisher über die Verhandlungen des zurzeit tagenden Berliner Kongresses für Funkentelegraphie nur sehr wenig in die Oeffentlichkeit dringt, so geht doch aus den bisherigen Mitteilungen so viel mit absoluter Gewißheit hervor, daß alle anderen wichtigen Verhandlungsgegenstände an Bedeutung völlig zurückstehen hinter der einen Kardinalfrage, ob Deutschlands Verlangen nach prinzipieller Gleichstellung aller drahtlosen Systeme schließlich durchdringen wird oder nicht. Mit dieser einen Frage steht und fällt im wesentlichen der ganze praktische Erfolg des Kongresses; wird über diesen einen Punkt keine befriedigende Einigung erzielt, so werden auch alle anderen Resultate der Verhandlungen ohne wesentliche Bedeutung bleiben, denn es fehlt alsdann bis auf weiteres eine einheitliche internationale Grundlage, auf der allein die gedeihliche Entwicklung eines weltumfassenden Verkehrsmittels möglich ist.

Bekanntlich ist es die Marconi-Gesellschaft, auf welche die jetzt so scharf zugespitzten Gegensätze der verschiedenen Interessen im letzten Grunde zurückzuführen sind. Sie hoffte, die verschiedenen Konkurrenzsysteme, unter denen das deutsche Telefunkensystem und das amerikanische De Forest-System die wichtigsten sind, an die Wand drücken und sich selbst ein unangreifbares Weltmonopol sichern zu können, indem sie die Parole ausgab, daß alle ihr gehörigen Stationen nur solche Depeschen annehmen, beantworten und weitergeben durften, welche ihnen von Marconi-Apparaten zugingen. Die Marconi-Gruppe und speziell ihre englische Vertretung, die „Wireless Telegraph Company", konnte eine solche Kraftprobe wagen, da sie in England unbeschränkte Alleinherrscherin auf funkentelegraphischem Gebiet ist, und da die englischen Stationen für den Schiffsverkehr auf dem Atlantischen Ozean von der allergrößten Wichtigkeit waren. Schiffe, denen bei einer Fahrt über den Atlantic der Verkehr mit den englischen Marconi-Stationen unterbunden war, gingen der besten Erfolge verlustig, welche ihnen der funkentelegraphische Verkehr ermöglichte. Somit hatte die unverhüllte Pression der Marconi-Gesellschaft denn tatsächlich manchen bedeutenden geschäftlichen Erfolg zu verzeichnen; unsere deutsche Hamburg-Amerika-Linie z. B. sah sich einfach gezwungen, die schon in die Wege geleitete Ausrüstung ihrer großen Ozean-Passagierdampfer nach dem deutschen Telefunkensystem wieder rückgängig zu machen und dafür Marconi-Stationen in die Schiffe einzubauen, denn ohne den Verkehr mit den englischen Stationen wäre die ganze Ausrüstung nahezu illusorisch gewesen.

Der Entwicklung des funkentelegraphischen Verkehrswesens war das schroffe Vorgehen der Marconi-Leute natürlich in keiner Weise förderlich; aber diesen lag auch lediglich daran, ihren Privatinteressen, wenn möglich, ein Weltmonopol zu sichern, gegen das alle Konkurrenzunternehmungen vergeblich Sturm laufen mußten. Dennoch scheint die Marconi-Gesellschaft, als sie allen anderen Systemen sozusagen den Kampf bis aufs Messer erklärte, ihre Kraft überschätzt zu haben. Sie rechnete wohl damit, daß die anderen Systeme sich gleichfalls eifersüchtig befehden und gegenseitig lahmzulegen suchen würden, und durfte dann allerdings hoffen, daß die Regierungen und Privatinteressenten schließlich dazu übergehen würden, ein System allgemein zu benutzen, um der verkehrsschädlichen Zersplitterung der Systeme einen Riegel vorzuschieben, als dies eine System konnte aber dann unter den obwaltenden Umständen nur das Marconische als ältestes und bedeutendstes in Frage kommen. — Diese Kalkulation schlug jedoch fehl; sie scheiterte an dem einmütigen Zusammenhalten der übrigen Systeme, die ihre eigensüchtigen Wünsche dem Interesse des allgemeinen Verkehrs unterordneten und, statt sich untereinander zu befehden, eine Verständigung herbeiführten, welche allen Teilen gleichmäßig zu gute kam. Die beiden konkurrierenden deutschen Systeme Slaby-Arco und Braun-Siemens verschmolzen schon 1903 zum sogenannten Telefunkensystem, und dieses wieder führte eine Einigung mit dem drittwichtigsten der bestehenden Systeme herbei, das durch die schon genannte „De Forest Company" repräsentiert wird, wonach beide Kontrahenten sich verpflichteten, die Depeschen des anderen, welche ihm zugetragen wurden, genau gleichwertig mit den eigenen zu behandeln.

Man darf heut unumwunden erklären, daß die Marconi-Gesellschaft ihr Spiel um das Weltmonopol bereits endgültig verloren hat. An ein Totmachen der Konkurrenz und insbesondere des Telefunkensystems ist zurzeit nicht mehr zu denken, und die Regierungen, die natürlich auch ein lebhaftes Interesse an dem Walten der freien Konkurrenz haben und sich sicher nur sehr ungern zur ausschließlichen Bevorzugung eines einzigen Systems verstanden hätten, verlangen heut in ihrer überwiegenden Mehrheit die prinzipielle Gleichberechtigung aller Systeme. Deutschland hat sich zum Wortführer dieser Bestrebungen gemacht, und auf dem gegenwärtigen Kongreß soll nun die Entscheidung im Kampf der Systeme fallen.

England und Italien sind es in erster Linie, welche auf der Konferenz die Interessen der Marconi-Leute vertreten, beide zum Teil durch lokalpatriotische Erwägungen veranlaßt, zum Teil gezwungen durch bestehende Verträge mit der Marconi-Gesellschaft. Es sekundiert ihnen Montenegro, das im Fahrwasser Italiens segelt und zu seinem Delegierten sonderbarerweise — Marconi selbst ernannt hat; doch ist Marconi auf dem Kongreß nicht anwesend, da ihn wirkliche oder fingierte Krankheit schließlich in England zurückgehalten und verhindert hat, seine und Montenegros Interessen persönlich zu vertreten. Wie es heißt, sollen auf der Konferenz, deren Verhandlungen nichtöffentlich sind, die englischen Delegierten in ihren Anschauungen gespalten sein, insofern die Vertreter der britischen Postbehörde Deutschlands Verlangen nach Gleichberechtigung aller Systeme unterstützen, während die Wortführer der britischen Admiralität auf Grund ihrer Verträge mit der „Wireless Telegraph Company" eine internationale Einigung auf ausschließliche Anwendung von Marconis Systems befürworten, das sie — ohne Berechtigung — als das beste bezeichnen. Ob diese Angaben über die Stellungnahme der englischen Vertreter zutreffend sind, muß dahingestellt bleiben; in jedem Fall erscheint Marconis direkter und indirekter Kampf gegen den von Deutschland geplanten entscheidenden Schachzug, die Gleichberechtigung aller Systeme von Staatswegen international anzuerkennen, durchaus noch nicht aussichtslos, denn wenn auch nur England und Italien sich als einzige Staaten von der sonst voraussichtlich allgemein proklamierten internationalen

Fixierung dieses Grundsatzes ausschließen sollten, so ist das Prinzip durchlöchert, es bleibt bis auf weiteres alles beim alten: Marconi behält die dominierende Stellung auf dem Atlantischen Ozean, und der Kampf der Systeme tobt unentschieden weiter. Im Interesse des allgemeinen Verkehrslebens müßte ein solcher Ausgang aufrichtig bedauert werden, denn so lange die Marconi-Gesellschaft ihre selbstsüchtigen Weltmonopoliden nicht gutwillig oder unter dem Zwang staatlicher Einwirkung aufgibt, muß eine gedeihliche Entwicklung der Funkentelegraphie infolge der Unsicherheit der Zustände dauernd fühlbar gehemmt bleiben. Auf der Berliner Vorkonferenz vom August 1903, dem Vorläufer des gegenwärtigen Kongresses, hatten England und Italien die Gleichberechtigung der Systeme nicht anerkannt, wenngleich sie erklärten, daß sie ihr im Prinzip zustimmten und nur durch bestehende Verpflichtungen gebunden und zu ihrer Stellungnahme genötigt seien. Ob und inwieweit sie gegenwärtig freiere Hand haben und ob sie eventuell in der Lage sein würden, die widerspenstigen Marconi-Stationen zur Beachtung der international etwa anerkannten Beschlüsse gesetzlich zu zwingen, läßt sich nicht übersehen.

Aber selbst wenn die Gleichberechtigung der Systeme auf dem gegenwärtigen Kongreß noch nicht allgemein anerkannt werden und Deutschlands Bemühungen scheitern sollten, so wird die endgültige Regelung aller dieser Fragen dennoch nicht mehr lange auf sich warten lassen können. Die Marconi-Stationen werden schließlich so oder so nachgeben und selber die Gleichberechtigung aller Systeme proklamieren müssen, wenn sie sich nicht auf die Dauer empfindlich schädigen wollen. Das Telefunkensystem ist heut nicht mehr zu unterdrücken und übertrifft an Verbreitung das Marconi-System bereits um ein Vielfaches. Gab es doch im März d. J. nach einer zuverlässigen Statistik auf der ganzen Erde unter insgesamt 754 Stationen für drahtlose Telegraphie volle 467, die nach dem System Telefunken und nur 171, die nach dem System Marconis ausgerüstet waren! Außerdem ist aber auch die ausschließliche Beherrschung des Atlantischen Ozeans durch die englischen und irischen Stationen nicht mehr so unbestritten wie früher. Vor ganz kurzer Zeit erst hat die nach dem Telefunkensystem neuerrichtete Nauener Riesenstation für Funkentelegraphie noch auf 2500 Kilometer Entfernung mit einem Schiff auf offenem Ozean tadellos verkehrt. Mit dieser großartigen Leistung eröffnet sich aber die Aussicht auf Unabhängigkeit von den englischen Küstenstationen; wenn diese aber erst einmal erreicht sein wird, ist der stärkste Trumpf der Marconi-Gesellschaft unschädlich gemacht, und es wird ihr dann nichts anderes übrig bleiben, als sich geschlagen zu bekennen und ihre Ansprüche fallen zu lassen, wenn sie nicht riskieren will, schließlich boykottiert und selber an die Wand gedrückt zu werden. Die Anerkennung der Gleichberechtigung aller funkentelegraphischen Systeme, für die Deutschland sich so anerkennenswert einsetzt, kann noch einmal aufgeschoben werden, aber kommen muß sie — früher oder später!

R. Hennig.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Cöpenick.

Cöpenick ist gegenwärtig die berühmteste Stadt der bewohnten Erde. Der Ruhm Schildas verblaßt. Der Bürgermeister von Saardam ist nichts gegen den Bürgermeister von Cöpenick. In allen fünf Erdteilen löst die Geschichte des falschen Hauptmanns von Cöpenick ein homerisches Gelächter aus. Man lese, was geschehen ist:

Ein Gauner zieht sich Hauptmannsuniform an, holt sich vom Schießplatz in Plötzensee sieben Mann des vierten Garderegiments, die eben vom Schießplatz in die Kaserne abrücken wollen, verstärkt seine Truppenmacht durch einige andere ihm entgegenkommende Soldaten, läßt scharf laden und zieht dann an der Spitze einer Armee von zehn Mann und zwei Gefreiten vor das Rathaus in Cöpenick. Die biederen Krieger leisten ohne weiteres Folge. Vor das Hauptportal des Rathauses stellt der „Hauptmann" einen Doppelposten mit aufgepflanztem Bajonett, an jeden anderen Ausgang des Rathauses einen einfachen Posten. Das Postamt läßt er auf eine Stunde für telephonische Gespräche nach Berlin militärisch sperren. Dann begibt er sich in das Dienstzimmer des Bürgermeisters und erklärt diesen im Namen des Königs für verhaftet. Der Bürgermeister ist etwas verwundert, aber als der angebliche Hauptmann sich auf eine Kabinettsorder des Königs beruft, unterwirft er sich der Kriegsmacht mit dem Ausruf: ich bin Reserveoffizier. Der Gauner honoriert das stolze Geständnis in der Weise, daß er sich das Ehrenwort von dem Reserveoffizier geben läßt, er werde keinen Fluchtversuch unternehmen. Dann wird der Bürgermeister einem Polizeisergeanten übergeben, der die Weisung erhält, den Gefangenen direkt nach der Neuen Wache Unter den Linden in Berlin zu schaffen. Darauf eilt der Hauptmann in das Kassenzimmer, fordert vom Rendanten „auf Befehl seiner Majestät" die Vorlegung der Bücher und der Kasse, läßt durch einen Soldaten den Rendanten ebenfalls abführen, steckt den Kassenbestand in Höhe von etwa 4000 Mark in die Tasche und verläßt unbehelligt das Rathaus. Die beiden Staatsgefangenen, der Bürgermeister und der Rendant, lassen sich ruhig zur Neuen Wache Unter den Linden in Berlin bringen und erfahren dort, in wie unerhörter Weise sie düpiert worden sind.

Die Geschichte ist so unwahrscheinlich, wie es nur wahre Geschichten sein können. Man lacht Tränen. Hat es je eine köstlichere Satire auf den Militarismus und die vor Gehorsam ersterbende Untertänigkeit gegeben? Es ist die operettenhafte Apotheose des Kadavergehorsams. Der Respekt vor einer Offiziersuniform, selbst wenn diese wie in unserem Falle von vorschriftswidriger Lodderigkeit ist, fasziniert den einfachen Soldaten dermaßen, daß bei ihm jedes Nachdenken ausgeschaltet wird. Er vollzieht auch den verrücktesten Befehl, ohne mit den Wimpern zu zucken. Das ist ihm eingebläut.

Aber das Verhalten des Bürgermeisters und des Kassenrendanten von Cöpenick! Ein Bürgermeister muß doch wissen, daß kein Feldmarschall, geschweige denn ein beliebiger Hauptmann das Recht hat, außerhalb des Kriegszustandes eine Zivilperson auf eine Anordnung des Königs hin zu verhaften. Aber das untertänige Gefühl, daß, wer in einem bunten Rock steckt und nun gar sich auf eine Kabinettsorder des Königs berufen kann, kurzerhand die ganze Verfassung zu suspendieren vermag, ist so stark entwickelt, daß die verehrlichen Kommunalhäupter von Cöpenick garnicht auf den Gedanken eines Widerstandes kommen, sondern sich wie die Lämmer zur Schlachtbank abführen lassen. Hätte der Gauner-Hauptmann die Soldaten angewiesen, den Bürgermeister zu erschießen, so würde dieser militärische Befehl sicher auch ohne weiteres ausgeführt worden sein, und der Bürgermeister hätte mit stiller Resignation in die unerforschlichen Anordnungen des Königs den kommunalen Heldentod gefunden.

Wie muß es mit dem Bewußtsein staatsbürgerlicher Rechtsgleichheit in unserm Volke beschaffen sein, wenn eine solche blinde Unterwerfung unter eine noch obendrein ganz schäbige Uniform unter Umständen möglich ist, die den Argwohn so nachdrücklich provozieren mußten! Daß in unserem Rechtsstaat der König es unternehmen könne, mit Kabinettsorders den geordneten Gang der Justiz zu durchbrechen und friedliche Bürger kurzerhand in die Bastille zu werfen, ist eine loyale Vorstellung, die an Majestätsbeleidigung grenzt; aber wie viel hat man nicht getan, um solche untertänigen Vorstellungen zu nähren und als verdienstlich hinzustellen! Wir leben in einer „monumentalen" Zeit, wäre es da nicht angezeigt, an dem Rathause in Cöpenick ein Marmorrelief anbringen zu lassen, auf dem die Unterwerfung der bürgerlichen Autorität unter die Uniform hundert Jahre nach Jena plastisch dargestellt wird? Die Unkosten mitsamt den gestohlenen 4000 Mark ließen sich leicht einbringen, wenn sich die Kommunalhäupter von Cöpenick gegen ein billiges Entree öffentlich sehen lassen wollten.

Junius.

Der Einzige und sein Eigentum.

Eine Erinnerung zu Max Stirners hundertstem Geburtstag. 25. Oktober 1806.

„Mir geht nichts über mich!" Mit diesem Wort schließt Max Stirner die Einleitung seines wichtigsten Werkes „Der Einzige und sein Eigentum". Mitten im Feuer sozialer und politischer Schlachten zertrümmerte der seltsame Prophet des Egoismus die Götter und Götzen der Menschheit. Lange ehe Nietzsche die versprengten Keime dieser Weltanschauung mit der Macht des Dichters und großen Denkers entwickelte und seine Lehre weiten Kreisen verkündete, wanderte Stirner als Einsamer den gleichen Pfad. Nicht nur Gott und die Kirche wollte er, wie sein Zeitgenosse Feuerbach, aus dem Lebensinhalt der Gebildeten verbannen, er rüttelte auch mit gewaltiger Hand an den ethischen Grundpfeilern der bisherigen Kultur, an Familie, Gesellschaft, Nation, ja sogar an dem Idol der freiesten Geister, an der Menschheit. Alles Heilige, alles Unantastbare fiel unter seinem Griff als nutzlose Hülle, das nackte Ich trat in seiner Idee als einzig berechtigtes und forderndes Wesen hervor. „Wie die Welt als Eigentum zu einem Material geworden ist," schrieb er am Ende seines Werkes, „mit welchem ich anfange, was ich will, so muß auch der Geist als Eigentum zu einem Material herabsinken, vor dem ich keine heilige Scheu mehr trage. Zunächst werde ich dann nicht ferner vor einem Gedanken schaudern, er erscheine so verwegen und teuflisch als er wolle, weil, wenn er mir zu unbequem und unbefriedigend zu werden droht, sein Ende in meiner Macht liegt. Aber auch vor keiner Tat werde ich zurückbeben, weil ein Geist der Gottlosigkeit, Unsittlichkeit, Widerrechtlichkeit darin wohne, so wenig als der heilige Bonifacius von dem Umhauen der heiligen Heideneiche aus religiöser Bedenklichkeit abstehen mochte. Sind einst die Dinge der Welt eitel geworden, so müssen auch die Gedanken des Geistes eitel werden." Der reine Egoismus und die Bedeutung des Ich sind in dem Werke bis zur höchsten Stufe gesteigert. Ein Vorläufer der Nihilisten sah Stirner nichts als sich selbst und hat „aus Ohnmacht den Willen zum Ich allmächtig werden lassen".*)

Wie kommt es, daß dieses Buch „Der Einzige und sein Eigentum" bei seinem Erscheinen im Jahre 1845 meteorartig Aufsehen erregte, eine lebhafte Polemik hervorrief und dann in den stillen Bibliotheken der Bücherfreunde verschwand und nur als „Zeichen der Zeit" historisch bewertet wurde? Ein Blick auf seinen Inhalt und sein Verhältnis zu den philosophischen Systemen des 19. Jahrhunderts wird diese Frage beantworten und zugleich erklären, warum Stirner, der Extremste aller Theoretiker, auch bei den extremsten Parteien nicht die Rolle eines Propheten spielen konnte.

Der Modeton Junghegelianischer Kreise gefiel sich in einer aufbrausenden und spielenden Dialektik, die nicht selten an die prachtvoll satirische Gestalt des Sophisten Kallikles bei Plato erinnert. Auf diesen Ton ist auch der Stil Stirners gestimmt, buntschillernde Wortspielerei macht sich in pathetischen Phrasen geltend, willkürlich springt der bewegliche Geist mit psychologischen und ethischen Begriffen um. „Menschen und Gerechtigkeit sind Ideen, Gespenster!" ruft er aus. „Eine freie Grisette gegen tausend in der Tugend frei gewordene Jungfern!" Solche Tiraden, die zahlreich in allen Kapiteln zerstreut sind, gaben den Anlaß, daß viele unter den ernsteren Zeitgenossen das Buch nur für eine mutwillige Parodie von Feuerbachs Religionsphilosophie hielten. Aber es ist ein ernstes, furchtbar ernstes Werk, das, aus einer krankhaft gesteigerten Oppositionslust emporgewachsen, mit erschütternder Tragik auf alle negativen Seiten „unserer heiligsten Güter" weist. Die Philosophie der Aufklärungszeit, der ganze Humanismus des 18. Jahrhunderts hatte die Gebildeten weich gemacht, statt sie zu härten. Mit den Menschenrechten war die Sentimentalität eingezogen, und ein Ueberschwang von Gefühlen mischte sich in Leben, Literatur und Wissenschaft. Kant, der Vertreter einer idealen Moral, verlangte die bedingungslose Unterordnung des Individuums unter den großen Gedanken der Menschheit, er gebot zugunsten ethischer Werte die höchsten Opfer zu bringen. In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bekamen diese ethischen Werte einen stark reaktionären Beigeschmack, durch den Kans kategorischer Imperativ in die strenge Bürgerpflicht des Schweigens und Duldens verwandelt wurde. Die Auflehnung gegen den polizeilichen und politischen Druck, die alle freidenkenden Geister damals entflammte, zeitigte Stirners Buch als eine ihrer seltsamsten Früchte. „Un livre qu'on quitte monarque" nannte es ein bekannter französischer Kritiker. In diesem Wort liegt eine gewisse anerkennende Wahrheit, der sich auch der moderne Mensch nicht entziehen kann. Der große Hymnus des Egoismus, entkleidet von seinen grotesken Redeblumen und allen kleinlich wirkenden Anspielungen auf überwundene politische Zeitfragen, hallt so bedeutend zu uns herüber, daß wir seine Stimme nicht ungern vernehmen, seit der Lärm eines übertriebenen Altruismus uns bis in die Abgeschlossenheiten des Eigendaseins verfolgt. Die Erkenntnisse der beobachtenden Naturwissenschaft erschüttern nicht nur den Glauben an die Offenbarungen, sie weisen auch die Moraltheorien in neue Bahnen und geben dem Egoismus des einzelnen recht in so weitem Maße, daß an der Schwelle der Gegenwart einer unserer größten Rechtslehrer*) sagen konnte: „Das die Kreidefelsen bauende Infusorium ist der Egoismus — es kennt und will bloß sich selbst und baut die Welt."

Neben den offiziellen Moralisten hat es zu allen Zeiten Propheten des Ich gegeben, starke Charaktere, die sich nicht unterjochen lassen wollten. Sie dachten über die Berechtigung der Gesetze nach und erkannten, daß alle vom Egoismus anderer geschaffen waren. Wenn Stirner sagt: „Mir, dem Egoisten, liegt das Wohl der menschlichen Gesellschaft nicht am Herzen, ich opfere ihr nichts, ich benutze sie nur," so ist darin allerdings ein Widerspruch, denn schon aus Egoismus liegt mir das Wohl einer Sache am Herzen, die ich benutze. Stirner war kein Philosoph, er war ein polternder Ethiker, ein Mann großer Gedanken, dessen Lebenswerk, eben weil er kein Philosoph war, nur das Werk eines Vorläufers sein konnte. Die philosophischen Folgerungen, die auch aus dem Grundgedanken des Buches „Der Einzige und sein Eigentum" abgeleitet werden können, hat Herbert Spencer in den „Tatsachen der Ethik" zusammengefaßt. Egoismus nannte man von jeher die Ansicht der Anwälte des „Ich" gegen die Rechte der Umgebung, Altruismus wurde seit Auguste Comte die anerkannte Bezeichnung für den wissenschaftlichen Begriff des Selbstlosen. In Stirners Bewußtsein stehen sich beide Begriffe so feindlich gegenüber, daß er alles zertrümmern will, was ihm als Pflicht, Ehrfurcht oder Anerkennung erscheint. Dem gegenüber sagt Spencer in verstehender Milde: „Altruistischer Genuß ist höherer egoistischer, insofern der Altruismus im Leben des einzelnen, wie der Gesamtheit, den Egoismus ablöst." Den ausgereiften Egoismus als Selbstlosigkeit hinzustellen, zeigt einen Abglanz jener uralten, feierlichen Philosophie, die aus dem stillen Garten Epikurs in die lärmenden Straßen der Gegenwart noch manchmal leuchtet.

Aber sie war auch Stirner nicht fremd; dies erkennt man, wenn man näher auf seinen Gedankengang eingeht. „Redet mit dem sogenannten Verbrecher als mit einem Egoisten," steht im „Einzigen", „und er wird sich schämen, nicht, daß er gegen eure Gesetze und Geister sich verging, sondern daß er eure Gesetze des Umgehens, eure Güter des Verlangens wert hielt, wird sich schämen, daß er zu wenig Egoist war." Diese Auffassung führt dazu, auch jene Handlungen, die nach der überkommenen Moral die besten genannt werden, auf egoistische Beweggründe zurückzuführen. Stirner belehrt also den, der mit den anerkannten, aber von ihm selbst verachteten Gesetzen der Gesellschaft in Widerspruch gerät, daß er sich ihnen als kluger Egoist fügen soll, um sich Unannehmlichkeiten zu ersparen. Hier begegnet er sich wieder, wenn auch nicht in der Theorie so doch in der Praxis mit dem Rechtsphilosophen Ihering, der die Definition gegeben hat: „Das Sittliche ist nichts

*) E. Sänger, Frankfurter Zeitung. 26. Juni 1906.

*) Rudolf v. Ihering, Der Zweck im Recht.

als der Egoismus in höherer Form: der Egoismus der Gesellschaft."

Stirners Werk ist geistig nicht ausgereift und philosophisch unklar, weil er diesen Widerspruch nicht löste und schließlich auf ein Ideal kam, das sich nur für einen einzelnen auf wüster Insel hätte erfüllen können. Man muß sich die Zeit vergegenwärtigen, in der er schrieb. Neue Kräfte regten sich in ganz Europa unter einer starren, festen Frostdecke, die jedes junge, geile Emporblühen verhinderte. „Vormärzlich" werden die Jahre genannt, in denen nur als Vorboten kommender Bewegung vereinzelte Freiheitstriebe in Literatur und Presse erschienen. Von Frankreich aus verbreiteten sich sozialistische Pläne, deren Träger in offenen Kampf gerieten mit den Verteidigern der alten Kirche und des alten Staates. Pflicht und Ordnung! gaben die einen als Losung aus. Freiheit, Freiheit! jubelten die anderen. Da regte sich in einem jungen Lehrer zu Berlin ein gewaltiger Widerspruchsgeist. Johann Kaspar Schmidt*) untersuchte die vielgepriesene Pflicht und Ordnung, aber sie hielten nicht stand unter seinem zersetzenden Geiste, er fand, daß sie sich so oft in der Vergangenheit geändert hatten, und daß keine Heiligkeit ihnen zum Panzer dienen könne. Doch er untersuchte auch, was den Blick der Sozialisten als rote Freiheit blendete. Ihr Ziel, „der Kommunismus", enthüllte sich ihm als unerträglicher Zwang. Jede Unterordnung des einzelnen unter das Gemeinwohl hielt er für ebenso schlimm, vielleicht für schlimmer, als die Unterordnung unter den Polizeistaat, sobald er den einzelnen, der äußerlich Frieden hielt, unbehelligt ließ.

Sa entstand als Schmerzensschrei eines durch das Leben unterdrückten Willens „der Einzige und sein Eigentum", den Schmidt unter dem Pseudonym Max Stirner in Leipzig veröffentlichte. Wie er Kants kategorischem Imperativ und den Sittengesetzen der Vergangenheit das Recht des Ich als das Recht des einzig Realen entgegenstellte, so warf er auch denen, die sich für Proudhons „Sozialpflicht" erklärten, den Fehdehandschuh hin mit den Worten: „Wähle denn, ob du der Herr sein willst, oder die Gesellschaft Herrin sein soll! Davon hängt es ab, ab du ein Eigner oder ein Lump sein wirst! Der Egoist ist ein Eigner, der Soziale ein Lump."

Das „Ich", für dessen Rechte der geniale Stürmer kämpfte, brachte mit seiner radikalen Rücksichtslosigkeit ein neues Element in die politische und philasaphische Diskussion. Die kühnen und oft geistreichen Negationen übertrafen alles, was Feuerbach in seinen Streitschriften gesagt hatte. Wie Feuerbach Theologie und Kirche durch die Ethik ersetzen wollte, suchte Stirner Theologie, Kirche und Ethik mit der Souveränität und Autonomie seines „Ich" zu zertrümmern. Aber er leugnete auch das Wesen des allgemeinen „Ich", das Fichte gelehrt hatte, und wollte nichts vom „Ich des Menschen" und seinen Rechten wissen, sondern nur von dem Ich eines ganz bestimmten Menschen, des eigenen Individuums. So dachte er als Ideal, sich selbst zu leben, wie die Blume des Feldes, und betrachtete den Verkehr der Welt nur als einen Selbstgenuß.

Diese philosophische Seite des bis zum höchsten gesteigerten Egaismus stand nicht nur mit den Ansichten aller herrschenden und kämpfenden Parteien des Zeitalters im Widerspruch, sie wendete sich auch gegen die Lehre Schopenhauers, die damals nur von wenigen gewürdigt war, in der Folge aber wohl die meiste Schuld trug, daß Stirner unter den Denkenden so gut wie vergessen wurde. Wenige Monate vor „Der Einzige und sein Eigentum" war Schopenhauers „Die Welt als Wille und Vorstellung" in zweiter (vollständiger) Auflage erschienen. Von diesem Werk, das auf Vernichtung des Willens und somit des „Ich" hinzielte, ging ein immer wachsender Einfluß aus. Der Pessimismus dieses „buddhistisch-christlichen Systems" verbreitete sich in den Jahren der Reaktion, nachdem der Freiheitsrausch verflogen war. Schopenhauer verstieß aus seiner Weltanschauung jeden Egoismus außer dem, der im Tätigkeitsdrang begründet liegt, und gipfelte diese Anschauung im Kapitel zur Ethik mit den Worten: „Eigentumsrecht entsteht allein durch die Bearbeitung der Dinge." Doch beide, der Weltverneiner und der Weltbejaher, Schopenhauer und Stirner, begegnen sich wieder in dem einen Gedanken, jede Selbstaufopferung für sinnlos zu erklären. Selbsttäuschung ist sie für den Philosophen, der indische Weisheit über alles verehrte, Widersinn für den anderen, der in jeder ethischen Lehre eine nutzlose Fessel erblickte.

Da sich die Gegenwart, ermüdet und gelangweilt, von jedem Pessimismus abwandte und in froher Lebensbejahung einer neuen, individuellen Kultur entgegensieht, ist es selbstverständlich, daß der Mann wieder an Interesse gewinnt, der zuerst von Rechten des Individuums sprach, während sich alle um ihn für Rechte der Menschheit begeistert hatten. In unseren Augen verliert sich das Peinliche und Abstoßende, das die Feinempfindenden einst an Stirner störte, denn wir sehen in ihm nicht mehr den Vollender eines Systems, sondern nur einen Vorläufer. Der französische Kritiker, der sich „wie ein König" fühlte, nachdem er den „Einzigen" gelesen, spürte wohl die Macht des gleichen Hauches, die viele empfanden, nachdem sie Nietzsches „Zarathustra" in sich aufgenommen. „Wessen Descendent ist der Uebermensch, wenn nicht der des Einzigen?" fragt Paul Lauterbach, der Herausgeber von Stirners Werk in Reclams Universalbibliothek. Wie der Verfasser des „Einzigen" auf der schwankenden Spitze seines Ich die ganze Welt des Geistes willkürlich zu schaukeln trachtete, so versuchte auch der Dichter des „Zarathustra" auf den Trümmern aller zerstörten Illusionen nur eine einzige Illusion aufrecht zu erhalten: die Macht des „Ich". Aber Nietzsche zieht neue Folgen aus den rücksichtslosesten Geboten des Egoismus. Es genügt ihm nicht, sich selbst im schrankenlosen Ausleben zu verbrauchen, er will alles, was ihn umgibt, was seinen Horizont erfüllt, seiner Macht unterwerfen. Stirner hat das einfache Ichbewußtsein zum einzig Wirklichen, zum Absoluten erhoben, sein Nachfolger war der erste, der das Ich philosophisch leugnete. Er ersetzte es unter dem Einfluß Schopenhauers durch das Bewußtsein des Willens, den er für den Uebermenschen — den neuen Egoisten — mit allen Bestrebungen zur Macht versah. Nietzsche soll Stirners Buch niemals gelesen haben. Das ist sehr wahrscheinlich, denn es zählte zu seinen Lebzeiten unter die vergessenen Dinge. Aber der Gedanke, dessen meteorartige Hülle es gewesen, wirkte fort. Wenn sich der vormärzliche Egoist „den sterblichen Schöpfer seiner selbst" nannte und das Reich der höheren Mächte für ein Reich der Gespenster erklärte, wenn er in stolzer, einsamer Größe jedes Mitleid als verletzend abwies, so hob sich Nietzsches Uebermensch auf gleicher Grundlage zu einer nach höheren, weiteren Auffassung. „Auch der Böse, auch der Unglückliche, auch der Ausnahmemensch soll seine Philosophie, sein gutes Recht, seinen Sonnenschein haben. Nicht Mitleiden mit ihnen tut not! — Diesen Einfall des Hochmuts müssen wir verlernen ... Keine Beichtiger, Seelenbeschwörer und Sündenvergeber haben wir für sie aufzustellen! Sondern eine neue Gerechtigkeit tut not!"

In unserer Zeit, in der die denkenden Menschen schmerzlicher denn je sich an den Ecken und Kanten vergangener oder im Vergehen begriffener Weltanschauungen verletzen, greift wieder mancher nach dem Buch, in dem eine Kraftnatur jedem Zwang gegenüber ausrief: „Es muß aufhören." Die Anhänger Nietzsches freuen sich, die kräftigen Wurzeln längst bekannter Gedanken blaßzulegen, und alle, die sich scheu und verlegen mit Vorurteilen herumschlagen, finden ein Beispiel an dem glänzenden Zertrümmerer, der in sich selbst genug fand, nach Zerstörung des Alten eine Welt aufzubauen und zu bevölkern. Trotz Reaktion und Dunkelmännereinfluß sind wir seit dem Erscheinen des „Einzigen" so frei geworden, daß wir die Stärke und die Schwäche seines Inhalts objektiv gegeneinander abwägen können. Alles Schrankenlose ist in unserer begrenzten Welt unbrauchbar als Ziel einer Kultur, es kann nur am Be-

*) Joh. K. Schmidt wurde am 25. Oktober 1806 zu Bayreuth geboren, studierte Theologie und Philologie, ward Gymnasiallehrer in Berlin, dann Lehrer einer höheren Töchterschule, gab aber diese Stellung bald auf, um sich als Privatgelehrter und Journalist durchzuschlagen. In der bekannten Gesellschaft der „Freien" in Berlin lernte er Marie Dähnhardt, seine künftige Frau kennen, der er den „Einzigen" widmete. Das Buch erschien 1844 oder 1845. Diesem Erstling folgte die „Geschichte der Reaktion" und manche Uebersetzung aus dem Englischen. Von seiner Frau geschieden, starb er am 26. Juni 1856 in Berlin in großer Dürftigkeit.

gium einer Bewegung nützen, um die Begeisterung anzufachen, deren jedes Schaffen bedarf. Stirners Egoismus erscheint jetzt als gesundes Gegengewicht, das einem gewissen Humanitätsschwindel die Wagschale hält. Den Kampf, den Stirner gegen die Kirche führte, haben veränderte philosophische Richtungen neu aufgenommen und begegnen der alten Feindin mit frischen Waffen; der Kampf, den er gegen den Staat der Vergangenheit und Zukunft unternommen hatte, endigte mit seiner Generation, denn wir jagen unter gänzlich veränderten Lebensbedingungen nach gänzlich veränderten Zielen. Wir sind nur zu zart, zu wehleidig, zu empfindlich geworden. Man scheut das offene Wort und spiegelt sich Dinge vor, an die niemand mehr glaubt. Deshalb ist die Romantik Mode geworden, die romantische Philosophie, das romantische Verschleiern im Zeitalter der exakten Forschung und Erkenntnis. Da wirkt es wohltuend, in ein Buch zu blicken, das antiromantisch ist, wie vielleicht kein anderes, das offenherzig, ja schamlos offenherzig den sogenannten „schönen“ Gefühlen das Mäntelchen herunterreißt. „Ich kenne kein Gebot der Liebe,“ schrieb Stirner, „ich liebe die Menschen auch, nicht bloß einzelne, sondern jeden. Aber ich liebe sie mit dem Bewußtsein des Egoismus. Ich liebe sie, weil die Liebe mich glücklich macht. Ich liebe, weil mir das Lieben natürlich ist, weil mir's gefällt. Die Liebe ist kein Gebot, sondern wie jedes meiner Gefühle mein Eigentum. Erwerbt, d. h. erkauft mein Eigentum, dann lasse ich's euch ab.“

Jede egoistische Lehre ist eine Erkenntnis, die allerdings nur wenig Auserwählten ziemt. Sie ist die Erkenntnis des Lebensprinzips in der ganzen Natur, wo sich jeder auf Kosten eines anderen den Platz des Daseins erringen muß. Nur reifen Menschen, Völkern und Zeitaltern ist jene moralische Mündigkeit zu eigen, in der das Gute um seiner selbst willen gewollt, das Böse um seiner selbst willen unterlassen wird. Stirners Gedanken, die von einer gerechten Empörung gegen jeden Zwang ausgingen, sind übertrieben und in der Praxis nicht ausführbar, weil er allen das zumutete, wofür nur einige Ausnahmenaturen gereift sind. Der gesunde, tüchtige Optimismus, den wir aus seinem Werk zwischen den Zeilen herauslesen, ist jener ewigen Weisheit gleich, die Goethes Faust in die Worte legte:

„Mein Busen, der vom Wissensdrang geheilt ist,
Soll keinen Schmerzen künftig sich verschließen,
Und was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchst' und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen,
Und so mein eigen Selbst zu ihrem Selbst erweitern,
Und wie sie selbst am End' auch ich zerscheitern.“

München. Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Ein Simplicissimusdichter.

Seit den Tagen des alten „Kladderadatsch“ und der „Wespen“ hat kaum ein Witzblatt in der politischen Gesellschaft Deutschlands so starke Beachtung gefunden wie der „Simplicissimus“. Während aber zu jener Zeit die schreibenden Humoristen, Kalisch, Löwenstein und Dohm einerseits, Julius Stettenheim anderseits, die Träger und Förderer des Erfolges waren, sind es hier vor allem die Zeichner, Th. Th. Heine, Gulbranssen, Thöny und andere, die dem Blatte die Verbreitung sicherten. Dank der vorgeschrittenen Technik stellt sich der Wiedergabe des Bildes keine Schwierigkeit in den Weg, und zumal das satirische Buntbild mit seinen in die Augen stechenden Farben ist durch seine rasche und lebhafte Aufdringlichkeit des Erfolges bei den Massen allezeit sicher. Insofern es die sprachliche Verständigung überflüssig macht, führt es uns in das Zeitalter der Hieroglyphen zurück.

Im „Simplicissimus“ bringen sich neben den zeichnenden aber auch die schreibenden Satiriker zur Geltung, und mehr als in anderen deutschen Witzblättern. Am bekanntesten ist der „Peter Schlemihl“. Diesen Decknamen hat der Oberammergauer Ludwig Thoma Chamissos rührender Geschichte von dem schattenlosen Fremdling entnommen, — nur den Namen. Denn was Thoma, der lustige Dichter scharfsatirischer Dramen und Erzählungen, als „Peter Schlemihl“ im „Simplicissimus“ darbietet, hat nichts mit der halb lächerlichen, halb bemitleidenswerten Schlemihl-Gestalt Chamissos gemein. In Thomas Gedichten des „Peter Schlemihl“ findet sich auch nichts von dem, was man nach Heines witziger Deutung erwarten könnte, nichts von dem Pechvogel, der unschuldig für einen anderen durch den Speer des Pinhas büßen mußte und von dem Heine in beziehungsreicher Ironie erzählt:

Drei Jahrtausende verflossen,
Seit gestorben unser Ahnherr,
Herr Schlemihl ben Zuri Schadday.

Längst ist auch der Pinhas tot —
Doch sein Speer hat sich erhalten,
Und wir hören ihn beständig
Ueber unsre Häupter schwirren.

Die gefügige Demut dieses uneigentlichen Schlemihls hat sich bei Thoma in einen ungebärdigen Trotz verwandelt. Sein Schlemihl ist ein verwegener Geselle, ein grober Bursche, worauf auch schon die Titel der beiden früheren Bändchen: „Grobheiten“ und „Neue Grobheiten des Peter Schlemihl“ hinweisen. Keck und frech lehnt er sich auf gegen alles, was die dem Menschen angeborene Freiheit beengen will. Als ein Geschöpf aus Thomas Meisterhand verliert dieser Schlemihl aber nicht den Humor. Seine Kratzbürstigkeit ist mit leichtem Scherz gepaart, und wenn er seinem Unwillen gegen die Feinde der Kultur Luft macht, tut er es immer mit Laune und stechendem Witz.

Die Feinde der Kultur, von einem sehr freien, aber doch politisch umgrenzten Standpunkt aus betrachtet, nimmt der neue Peter Schlemihl zur Zielscheibe seiner satirischen Pfeile. So bietet die Sammlung durchweg politische Lieder, die auf Tagesereignisse anspielen und nicht immer die Aufbewahrung im Buch rechtfertigen. Manches, wogegen der reimende Schlemihl kämpft, ist schon der Vergessenheit anheimgefallen oder doch durch neuere Vorgänge überholt, und es zeigt sich hin und wieder, daß der scharfblickende Politiker mitunter einen anderen Ausgang erwartete, als die politische Entwicklung später herbeigeführt hat.

Es bleibt noch immer genug von zeitgemäßer Satire. Aus den Eintagsgedichten läßt sich vieles als Epigramm herausschälen und gewinnt dann allgemeine Bedeutung:

Ob wer im Schloß den Ofen heizte,
Ob wer als Richter Urteil fand,
Wer niemals seinen Fürsten reizte,
Der schmückt sein Loch mit einem Band.

oder, wenn Thoma den zimperlichen Sittlichkeitseiferern die nackte Tatsache hämisch vor Augen hält:

Halläh! und Lujah! Bäh! und Muh! Die Kälber,
Sie kommen auf die Welt nicht ganz von selber.

Gegen das Muckertum kehrt er seine Narrenpeitsche am liebsten. Auf einen bekannten Zwischenfall, der sich in Berlin ereignet hat, münzt er das Verslein:

Die Tempel, welche Gott bewohnt,
Woselbst der Allerhöchste thront,
Entstehen meist, man weiß ja wie —
Vermittelst einer Lotterie.
Ob ihm das viele Freude macht?
Hab' ich schon oft bei mir gedacht.
Er schätzt doch, wie ein braver Christ,
Was ehrlicher erworben ist.

Die Minister und der Adel, soweit sie den Gegensatz zu dem lastentragenden Volke bilden, sind nie vor den Verhöhnungen des Peter Schlemihl sicher. So kennzeichnet er das Drohnentum der Adelskaste:

> Die sämtlichen Ahnen sind in dem Nest
> Als die Herren von Soden bekannt gewest.
> Sonst hat man nichts von keinem gewißt,
> Als daß er Freiherr von Soden ist.

Die Reime zeigen, mit welchen äußeren Mitteln Thoma seinen Spott zu verstärken sucht. Die mit Absicht vernachlässigte Form bildet einen grellen Gegensatz zu der ironischen Ernsthaftigkeit des Themas. Gleiches bezweckt er auch mit drolligen Wortbildern, so in der Hänselei des gebildet tuenden Philisters:

> Nach Sedan kamen Butzenscheiben,
> Die Renässanks, die Biederkeit ....

und dann, derber und schneidender, in der blutigen Burleske „Serbisches Heldenlied“:

> König Alexander saß in seinem Hausz
> Oh, in seinem Hausz!
> Saß darin mit Wanz und Lausz,
> Wanz und Lausz.

Es kommen nun die Verschwörer:

> Jeder sprach: Ich bin ein freier Sêb.
> Bin ein freier Sêb,
> König Alexander, du mußt stêb,
> Du mußt stêb!

Kurz wird die Ermordung geschildert, und dann heißt es ohne Uebergang:

> König Peter sitzet jetzt im Königsglanz
> Jetzt im Königsglanz,
> Sitzet jetzt im Hausz mit Lausz und Wanz,
> Lausz und Wanz.

Die serbischen Lautformen sind gut charakterisiert, aber — man beachte! — mehr für das Auge als für das Ohr. Aehnliche Rücksicht auf den Leser läßt sich auch in der ernsten Lyrik bei Liliencron, bei Bierbaum, bei Stephan George nachweisen. So sehr haben sich unsere Modernen mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie stumme Redner sind, daß sie viel mehr gelesen als gehört werden.

Daß einer, der kein Blatt vor den Mund nimmt, auch manchmal mit seiner Meinung in eine Sonderstellung gerät, deren Verfechtung zum mindesten unlohnend ist, kann natürlich nicht ausbleiben. So muß man Glossen über den französischen Minister Delcassé und über den Kolonialkrieg doch nur noch als Lückenbüßer im dem Buche betrachten. Hier gilt eines Dichters Wort, der ja auch recht scharf Partei zu nehmen liebte und tapfer seine Klinge führte, — das Wort des wackeren Freiligrath: Der Dichter steht auf einer höheren Warte, als auf der Zinne der Partei. Mitunter ist auch der freiblickende Schlemihl ein bißchen kurzsichtig.

Sympathisch und so warmherzig, wie man es dem bissigen Schelm kaum zutrauen möchte, nimmt sich Schlemihl der Sache des Weltfriedens an. Mit warmer Herzlichkeit wendet er sich an das benachbarte Frankreich:

> Nicht was an dir die Fürsten preisen
> Und Pfaffen segnen, gilt uns wert.
> Sei du als Heimat uns der Weisen,
> Als Land der Arbeit sei geehrt.

Köstlich aber ist der Doppelhieb gegen die Kriegsfanatiker und die mit ihnen verbündete Geistlichkeit in der Satire:

Gewohnheit.

> Als Kain den Abel umgebracht,
> Zum Himmel dampft' das Blut.
> Es ward ein starker Lärm gemacht,
> Und Gott geriet in Wut.
>
> Die Engel wurden watschelnaß,
> So haben sie geflennt.
> Und Gott hat Kain im grimmen Haß
> Ein Zeichen aufgebrennt.
>
> Dann jagte man den Frevler fort,
> Fluch folgte ihm und Hohn.
> Man sieht, der erste Brudermord
> Erregte Sensation.

Doch, sagt er, man gewöhnt sich daran:

> Man hat hernach im großen Stil
> Die Menschen umgebracht.
> Ein Tausend um das andere fiel.
> Das wird noch heut gemacht.
>
> Jedoch von oben hört man nichts.
> Und keine Stimme tönt,
> Die Stimme, die einst angesichts
> Des ersten Mords gedröhnt.
>
> Im Gegenteil, der Priester fleht
> Und bittet Gott um Sieg,
> Wenn es zum großen Morden geht.
> Und heilig heißt der Krieg.

Mit noch grimmigerem Hohne mißt Thoma den Wert der Konfessionen an der geschichtlichen Entwicklung ab. Auch hier wird wieder Form und Inhalt in einen mutwilligen Gegensatz gebracht. Thoma bedient sich der unbeholfenen Sprache des naiven Flachkopfs, um tiefste Schicksalsfragen aufzuwerfen, wie sie Byron mit dichterischer Erhabenheit in seinem „Kain“, Victor Hugo mit rhetorischem Schwung u. a. in dem Gedichte „Das Grab des Momotombo“ erörtert haben.

Thoma knüpft an das letzte große Ereignis des Vesuvausbruches an:

> Der Vesuv, indem er speit, mit nichten
> Darf man gegen ihn die Klage richten,
> Insofern ja die Besonderheit
> Darin liegt, daß er mitunter speit.

Er meint, man könne dem Vesuv daraus keinen Vorwurf machen:

> Aber dieses scheint gesagt zu werden
> Doch am Platze: Wenn sich auf der Erden
> So was zubegibt, wie der Vesuv,
> Trifft der Tadel den, der ihn erschuf.

Es meldet sich nun der Zweifel des Gläubigen und wagt nach dem Warum? zu grübeln. Dabei fällt dem Bibelzögling die geschichtliche Wandlung auf. Er denkt an Pompeji:

> Damals bat der Mensch im Aschenregen
> Jupiter um den besondeen Segen.
> Heute bittet man Gott Zebaoth
> Um die Rettung aus der bittern Not.

Und er kommt zu dem wenig befriedigenden Schluß:

> Also sieht man, daß die Glauben wechseln
> An die Götter, die das Unheil drechseln.
> Der Vesuv jedoch bleibt auf dem Platz ....

Solche Dinge zu sagen, ist im heutigen Deutschland nicht ganz ungefährlich. Es erfordert eine große dialektische Gewandtheit, so auf des Messers Schneide gewisse Wahrheiten balancieren zu lassen. Dem Dichter des Peter Schlemihl kommt aber die geographische Lage seines Wirkungskreises zu statten. Wenn auch München der Mittelpunkt des Ultramontanismus, sozusagen das Zentrum des Zentrums ist, der politische Gegner genießt dort eine größere Freiheit als im Lande der preußischen Orthodoxie. Nicht wenig fällt auch die Eigen-

heit des süddeutschen Partikularismus ins Gewicht. Manche Ausfälle gegen monarchische Eigenheiten, die zu bespötteln kein nordischer Satiriker wagen darf, werden dort mit einer heimlichen und nur aus den besonderen Verhältnissen erklärlichen Nachgiebigkeit geduldet. Selbst die Form der Rechtsprechung kommt dem bayerischen Sittengeißler entgegen, er wird vor das bürgerliche Schwurgericht gestellt, während sein Kollege in Norddeutschland dem strengeren Strafkammergericht ausgeliefert wird, wo nur Juristen das Urteil sprechen.

Daß Thoma den Mut hat, für seine Meinung einzutreten, weiß man, und ebenso bekannt ist, daß auch er schon seinen Tribut an die verletzte Moral einer hohen Obrigkeit entrichten mußte. Deshalb ist es zu begrüßen, daß er seinen „Peter Schlemihl" von Zeit zu Zeit in der Neuauflage eines Buches die kecken Wahrheiten und Stichelreden aus dem „Simplicissimus" wiederholen läßt. Sie erobern sich nicht so rasch den Beifall der Menge, wie das bunte Spottbild, aber sie prägen sich tiefer ein, und das ist für das deutsche Philistertum notwendig und seiner Befreiung förderlich.

Sigmar Mehring.

Theater.

Deutsches Theater „Der Liebeskönig". Schauspiel in drei Aufzügen von Leo Greiner.

Nun erst, nachdem wir den Naturalismus „überwunden" haben, sehen wir, wie tief die Male sind, die seine drückenden Ketten an unserm Leibe hinterlassen haben. Wir sind der Grau-in-Grau-Malerei überdrüssig geworden, der Ruf nach Farbe wurde laut, die Sehnsucht nach freien und großen Gestalten stand in uns auf. — man gibt uns Schimmer und Glanz, das Wort nimmt Schwingen, aber erbärmlich, wie nur je zuvor der in Enge und Dürftigkeit schmachtende, bleibt der neue, freie Mensch, den die modernste Kunst gestaltet. Der Glaube an Kraft und Größe fehlte, er hat sich in allem Wechsel künstlerischer Ausdrucksmittel nicht eingestellt. Der König von heute ist der Bettler von gestern.

Ein leibhaftiger König, eine polnische Märchenmajestät aus der Zeit des Konstanzer Konzils, betritt die Bühne. Armer König, der statt auf Vorfahren von Fleisch und Blut zu blicken, literarischen Ahnen sein papierenes Dasein verdankt, und zwar den heterogensten, die sich nur eben zusammenfinden konnten! Eine Shakespeare-Reminiszenz, ein Fetzen von Richard III., lebt in ihm auf, dazu barocke und perverse Wedekind-Ingredienzien. Was Leo Greiner ihm aus seinem Eigenen zu geben hatte, waren Worte, sehr viel hochtrabende, schwülstige, halbverstandene Worte, aus Worten ein Hermelin und eine Königskrone.

Der König von heute ist der Bettler von gestern. König Wladimir ist ein Ausbund von Häßlichkeit, ein Stiefkind der Natur, die ihm Gestalt und Antlitz mit karikaturistischem Pinsel malte und ihn zu einem Abscheu für Frauenaugen machte. In diesem König Wladimir aber lebt nur eine Leidenschaft, das Verlangen nach dem Weibe. Wie sieht es in seinem Innern aus: König oder Bettler? Ganz von Liebe zu Isabella, der schönen Tochter des Kaisers Sigismund, entflammt, betritt er die Bühne. Diese Liebe ist durchaus pervers, aber sie scheint voll Kraft Isabella hat ihren königlichen Sklaven auf Abenteuer ins Land hinausgesandt, hat ihm erniedrigende Prüfungen auferlegt, hieß ihn — dieweil sie sich selbst mit ihrem Buhlen vergnügte — in Weiberkleidung, als „Frau Venus", einen Narrenzug antreten und Verbrechen vollführen, die eine mißgünstige Laune ihr eingab. So, als Frau Venus, zu einem perversen Unhold gestempelt, tritt er vor Isabella und ihren Buhlen. Was sie ihm auftrug, hat er vollführt. Nun bettelt er um seinen Lohn, und sie kehrt ihm den Rücken. Das ist der erste Aufzug des romantischen Spiels, und wie vieles einen darin abstoßen mag, die Eigenart der Konzeption fesselt, man glaubt, es mit einem Verfasser zu tun zu haben, der etwas zu sagen hat.

Leo Greiner hat wirklich etwas zu sagen — das erweist der Fortgang —, nämlich Worte, sehr viel Worte. Worte, die sich vor den Spiegel stellen, Worte, die einander auf die Schultern springen, Worte, die nach den Sternen greifen. Man hat manchmal die Empfindung, daß es garnicht soviel Worte gibt, wie in diesem kurzen Schauspiel zusammengebracht werden. Die Charakterform seines Königs Wladimir aber zerschlägt Leo Greiner alsbald. Und wenn der Dichter sein Können darin dartut, daß er e i n Motiv in allen Tiefen ausschürft, so beweist Leo Greiner sein heilloses, anämisches Dilettantentum in einem steten hastenden, überstürzten Eilen von Motiv zu Motiv. Leo Greiner hat etwas von einem Maskengarderobier: paßt das eine Kostüm nicht, so wird flugs ein anderes anprobiert.

Mit dem zweiten Akte wechselt das Thema. Schien König Wladimir bislang tief in die Liebe zu seiner einen Isabella verstrickt, und war in dieser Leidenschaft bei aller Selbsterniedrigung und aller Perversität ein Schimmer von Größe, so erweist es sich nun, daß es ihm nicht auf Isabella, sondern auf das Weib als solches ankam. Zwar beteuerte er im ersten Aufzug, die Tochter des Sultans, die sich ihm hingab, in Sehnsucht nach Isabella nicht berührt zu haben — doch soll man unsern Dichtern nicht von Logik reden! Begehrt aber Wladimir von nun an das Weib als solches, so wandelt sich dies, dem literarischen Jargon gehorsam, alsbald in die „Sphinx", deren Rätsel gelöst werden muß, — schade nur, daß diese Sphinx ihre Krallen niemals nutzt, vorwitzigen Jünglingen die Kehle zuzuschnüren. König Wladimir wirbt fortan um die Liebe einer Dirne. Und hier bereits komplizieren sich die Motive. Er verlangt nach ihr, weil Isabella ihn abgewiesen hat, er will sie aber auch besitzen, weil sie einen Abscheu gegen ihn hegt. Nun ist der König ganz Bettler geworden.

König Wladimir erkauft um Trauring und Krone die Liebe der Dirne, oder doch ihren Leib. Sie aber betrügt ihn und richtet sein Land zugrunde. Das Volk steht wider ihn auf, und Wladimir, der entnervte Schwächling, wird gezwungen, über sie, die er liebt, Gericht zu halten. Er steht ihr allein gegenüber, und in dieser letzten Szene zieht Greiner, der Dilettant, wiederum ganz neue psychologische Register. Ein großer Wahrheitsdurst ist plötzlich in König Wladimir erwacht, er will sich selbst in seiner ganzen abstoßenden Häßlichkeit mit geöffneten Augen sehen. Die Dirne muß ihm beichten. Und siehe! es überrascht ihn zu hören, daß sie ihn nur um seiner Königskrone willen gefreit, er macht es ihr, der Dirne, zum Vorwurf, daß sie sich kaufen ließ. Es spielen Lustmordmotive hinein, da er nun das Schwert wider sie zückt, ihr das Leben zu nehmen. In dieser Ueberfülle widersprechender Motive aber ist von dem Wladimir des ersten Aufzuges nichts, aber auch garnichts übrig geblieben als das eitle Luftbild eines gestaltungsunfähigen Dilettantismus: Grund genug für Leo Greiner, diesen blassen Wladimir schließlich noch zu dem Symbol des unfruchtbaren Triebverlangens aufzubauschen und ihm ein mystisches Mäntelchen umzuhängen.

Der König von heute ist doch nicht ganz der Bettler von gestern: er ist noch weniger. Der Naturalismus zwang, die Augen aufzumachen und einer — sei es dürftigen — Wirklichkeit nachzustammeln. Man reiße diesem Wladimir den polnischen Märchenhermelin von den Schultern, und man erblickt einen modernen Kaffeehausjüngling, der mit seinen perversen Lebenserfahrungen prunkt und von der Welt nichts kennt als sein armes, bejammertes Selbst. Die Ichsucht spricht aus diesem „romantischen" Drama, und sie bricht sich den Stab. Dies der Fortschritt unserer neuesten Bühnenproduktion. Man rief nach Farbe, und man kaufte Schminke.

Ernst Heilborn.

Die Prinzessin und der Statist.

In dem Augenblick, als sich die Erbprinzessin auf ihrem Sessel niederließ, ging der Vorhang in die Höhe. Immerhin gab es noch einiges Geräusch in der kleinen Hofloge, bis sich das alte Hoffräulein, die Komtesse von Arlt, das liebe Fräulein von Prittwitz, die Erzieherin der jungen Prinzessin, und der Kammerherr Graf Below auf ihren Stühlen eingerichtet hatten. Nur die junge Prinzessin Adele ließ sich mit angstvoller Vorsicht in ihren roten Sessel gleiten, um jedes Knarren der alten Spiralfedern zu verhüten. Sie war erst zum drittenmal im Theater. Sie zählte damals fünfzehn Jahre und trug das erste halblange Kleid.

Bauliche Veränderungen hatten die Eröffnung des Hoftheaterchens bis zu dieser zweiten Oktoberwoche verschoben. Man eröffnete wie immer mit der „Jungfrau von Orleans"; nicht nur, weil man in diesem Stück fast das gesamte neue Personal herausbringen konnte, sondern vornehmlich aus zarter Aufmerksamkeit gegen die regierende Großherzogin, deren Lieblingswerk dieses edle und moralische Schauspiel war. Auf diese Weise spielte man die „Jungfrau" zur Eröffnung, am Geburtstage der guten Großherzogin, an allen Schillergedenktagen, und die jugendliche Heroine wählte sie zu ihrem Benefiz, da sie dann einer kleinen Brillantbroche und einer huldvollen Ansprache gewiß war.

Die arme Erbprinzessin, die seit siebzehn Jahren am Hofe lebte und also siebzehnmal die gleiche Eröffnung mitgemacht hatte, kannte — wenn auch nicht jedes Wort — so doch jedes Kostüm und jede Bewegung auswendig, da sich Inszenierung und Regie seit fünfunddreißig Jahren unveränderlich weitererbten. Denn so lange regierte die gute Großherzogin, und so lange nahm man die zarten Rücksichten auf die gute Landesmutter. Aber es muß wiederholt werden, daß sich die arme Erbprinzessin langweilte. Sie konnte heute nicht wie sonst hinter einem großen Fächer ein wenig nicken, denn es galt, die Schwiegermutter zu vertreten, die ein kleiner Grippeanfall ans Bett fesselte; und sie mußte nicht nur in bezug auf Würde, sondern auch hinsichtlich Aufmerksamkeit und künstlerischer Teilnahme angemessen vertreten werden. Dafür träumte die Erbprinzessin mit offenen Augen von einer lichtblauen Atlasturschleppe, die sie notwendig zum Geburtstage des Erbprinzen brauchte. Dazu orangefarbener Samt als Unterkleid. — Es handelte sich nur darum, ob ihr die Schwiegermutter die gelben Erbspitzen dazu leihen würde. Die gute Großherzogin war komisch in manchen Dingen. Die arme Prinzessin seufzte schwer.

Inzwischen schlummerte das alte Hoffräulein sanft und ruhig. Heut konnte sie sich ganz dem Schlaf hingeben, da die Großherzogin sie nicht wie sonst durch Bewunderungsfragen bei jeder Verwandlung stören würde. Graf Below, der in seinen Mußestunden das Waldhorn blies, übte in Gedanken, immer vergeblich, aber unaufhörlich eine schwierige Passage aus einem Griegschen Konzert. Er war nicht mehr jung und ersetzte seinen Mangel an Schönheit sehr unvollkommen durch eine übertriebene Eleganz und durch zahlreichen Schmuck.

Aber das liebe Fräulein von Prittwitz fühlte sich als Prinzessinerzieherin moralisch verpflichtet, einem klassischen Schauspiel wissenschaftlich aufmerksam zu folgen, und saß hinter dem Sessel der jungen Prinzessin weit vornübergebeugt in ihrem ausgeschnittenen grünen Kleid, das sie in der nächsten Saison wirklich nicht mehr tragen konnte.

In der ersten Pause sagte die arme Erbprinzessin: „Ja — a — a —." So lang gedehnt, daß eine ganze Welt von Anerkennung und Bewunderung darin lag. Sonst betrachtete sie neugierig das Publikum. In der zweiten Pause sagte sie schmerzlich: „Ja — a — a — Schiller!" Darüber hinaus schien es kein Lob mehr zu geben. Aber sie hatte vergessen zu applaudieren. Infolge der Stille erwachte das alte Hoffräulein; sie hatte bereits fünfunddreißig Eröffnungs- und hundertundvierzehn anderen Vorstellungen der „Jungfrau" beigewohnt, da sie als Lieblingsdame und einstige Jugendgespielin der guten Großherzogin stets im engsten Gefolge war und nie blaß genug aussah, um Migräne vorschützen zu können. Komtesse von Arlt besaß ein kleines Enbonpoint und eine unerschütterliche Gesundheit. Ferner führte sie ein Tagebuch über das Leben des Hofes, in dem jede Vorstellung des Theaters, jedes Diner mit dem ganzen Menu und manches andere verzeichnet war. Sie fühlte sich ganz als Quelle der künftigen Kulturforschung und schrieb auf fast unzerreißbares Papier.

In der Pause nach dem dritten Akt war in dem kleinen Fürstenzimmer der großen Hofloge der Tee serviert. Die arme Erbprinzessin hatte Kopfschmerzen bekommen vor Nachdenken darüber, ob ihr wohl die Schwiegermutter die gelben Erbspitzen leihen würde. Einmal würde sie sie ja doch bekommen! Also sprach sie nicht und auch das Gefolge schwieg nach einer vorsichtig tastenden Bemerkung des Kammerherrn über das neue Ensemble.

Endlich sagte die Erbprinzessin zum Fräulein von Prittwitz: „Nun, meine liebe Prittwitz?" Und in diesem Augenblick kam ihr eine Erleuchtung, als sie die junge blasse Prinzessin, ihre Tochter Adele, die noch immer nicht graziös und hübsch werden wollte, müde und wie abwesend ihren Tee schlürfen sah. „Meine liebe Prittwitz, geben Sie doch einmal der Prinzessin ein Aufsatzthema aus der ‚Jungfrau'. Es würde Ihre Hoheit freuen."

Das liebe Fräulein von Prittwitz knixte; aber von dieser Sekunde an war ihre Ruhe dahin, und sie wälzte nur noch das edle Schauspiel in ihrem Kopf umher, um ein passendes Thema zu gewinnen.

Jedenfalls war der Bann der Teepause gebrochen. „Wer," rief das alte Hoffräulein, „wer ist diese Agnes Sorel?"

Graf Below sagte schnell: „Ein gewisses Fräulein Hermione Wolff!"

„So — o — o —," sagte die Komtesse ohne ein weiteres Urteil, denn man kannte die Meinung der Erbprinzessin noch nicht.

Da sagte diese nachlässig: „Man sollte dieses Fräulein auf Dienstmädchen beschränken." Sie hatte aber keine Ahnung, um wen es sich handelte, und hatte von der schönen Agnes nur ein verblaßtes gelbes Kostüm gesehen. Immerhin war damit das Schicksal des armen Fräulein Hermione Wolff entschieden.

„Wenn sie ihrer Nase nachgeht," sagte der Kammerherr, „so kommt sie nicht geradeaus weiter." In der Tat hatte die Nase der armen Hermione eine bedenkliche Neigung nach links seitwärts, wie ihr Mund einen Zug nach rechts oben. Aber das hätte den Kammerherrn weniger gestört, wenn nicht trotzdem Fräulein Hermione die Freundin eines seiner Freunde geworden wäre. Das alte Hoffräulein, das die Medisance liebte, schlug ihren Fächer auf und zitierte dahinter dem Kammerherrn ihren verpönten Liebling, wie immer etwas frei:

> „Ihr fragt mich, Freunde, was ihr fehle:
> Der Busen und darin die Seele!"

Der Graf hielt sein wohlriechendes Taschentuch vor die Lippen. . . So wurde die arme Hermione hingerichtet. Am nächsten Vormittage ließ die Intendantur ihre Rollen zurückfordern, und sie erhielt statt dessen die Rolle des zweiten Bürgermädchens im „Faust, erster Teil". Man hätte sie übrigens im Probemonat entlassen, wenn sie nicht die Freundin eines Freundes des Kammerherrn gewesen wäre. Aber so —! Auch nützte es nichts, daß ihre Schwester Helene, eine Person mit derben Manieren, bis zum Intendanten vordrang. Dieser war ein alter, aber desto schönheitsfreudigerer Herr und reagierte infolgedessen nicht auf den Nachglanz einer nicht mehr wahrscheinlichen Jugend. —

Inzwischen saß die junge Prinzessin Adele, deren ganze Schönheit ihre fünfzehn Jahre und ihr neues, halblanges Kleid waren, tief versunken in ihrem großen Sessel, darin sie fast verschwand. Im zweiten Akt war es geschehen: der Prospekt hatte sich über dem rauchenden Lager der Engländer erhoben, und die kämpfenden Soldaten eilten über die Szene. Nur zwei blieben standhaft im Vordergrund. Der eine dieser beiden Statisten war ein kleiner, dicker Blonder, der andere war groß und schlank. Er hieb Terz auf Terz, die Quarten sausten nur so — von den Primen garnicht zu reden! Unter einem sehr unhistorischen antiken Helm quoll weiches, schwarzes Haar her-

vor. Er hatte nur Teint aufgelegt, und in dem blassen Gesicht klafften die glühenden Lippen wie eine blutige Wunde.

Von dieser Stunde an sah Prinzessin Adele nichts anderes mehr. Noch jeder Verwandlung suchte sie die Szene nach ihm ab und schloß die Augen, wenn sie ihn nicht fand. Warum stand er da unten? War er nicht ein König, ein Held? War er nicht der Schönste und Edelste? Focht er nicht wie ein Ritter? — Sie hatte in dem Zimmer ihrer Kammerfrau wunderbare Bücher gefunden, die sie heimlich gelesen hatte. Alle Dichter mußten von diesem Manne geträumt haben: er war wie der Held ihrer Romane. . .

„Es ist warm," sagte die Erbprinzessin, als sie am Ausgange standen. „Gehen wir den kleinen Weg, meine Damen!"

Der Wagen folgte langsam den fünf Menschen, die still durch die rauschenden Anlagen gingen, die sich fünf Minuten lang zwischen Schloß und Theater hinzogen. Die Oktobernacht war warm, aber feucht und dunstig; das erste Laub raschelte unter den Füßen. Zwischen den Bäumen glänzte das stille Licht der spärlichen Laternen.

Im ersten Stockwerk verabschiedete sich die Erbprinzessin von ihrer Tochter. „O, mein Gott!" rief sie. „Adele! drücke die Ellenbogen an die Hüfte! lächle! sprich etwas! hebe vorn ein wenig das Kleid, wenn du die Treppe hinaufgehst. Liebe Prittwitz, wir wollen doch wieder Fräulein Swedenborg bestellen und den orthopädischen Unterricht fortsetzen. Vergiß nicht, den Lilienteig auf das Gesicht zu legen. Gute Nacht!"

„Lilienteig" war eine Erfindung der Hoffriseuse und das öffentliche Schönheitsgeheimmittel der armen Erbprinzessin; aber es nützte ihr nicht viel.

Fräulein von Prittwitz suchte tief bekümmert ihre Zimmer auf. Sie hatte noch immer kein Thema gefunden. Es mußte aber auch allzuviele Anforderungen erfüllen: es durfte der prinzeßlichen Intelligenz nicht allzuviel zumuten, es mußte interessant, und vor allen Dingen: es mußte moralisch sein. Es war garnicht zu glauben, wie sehr das liebe Fräulein von Prittwitz an Anstand und Sitte hing, obschon sie doch bereits an drei Höfen Prinzessinnen erzogen hatte! Aber es mußte ihr wohl im Blute liegen: ihre Mutter war nämlich nur eine geborene Lehmann. . . .

Prinzessin Adele stand vor ihrem Spiegel. Ihre lange, spitze Nase war rot, die Augen klein und ein wenig vorquellend. Sie schob den Lilienteig beiseite. Mechanisch verrieb sie etwas Goldcream auf den Händen. „Nein," dachte sie voll Schmerz und sah sich an. „Nein, er kann dich nicht lieben. Er ist der Herrlichste! Und du? eine Prinzessin? . . . Aber er ist ein Held, ein König. — O, sprich zu mir —"

Die alte Kammerfrau schlief nebenan. Prinzessin Adele liebte keine Hilfe beim Auskleiden. Sie saß während der ganzen Nacht auf der Kante ihres weißen Bettes. Sie weinte nicht: so groß war ihr erster Kummer! Um fünf Uhr morgens fiel sie hin und schlief ein. Aber selbst im Traum wuchs ihre Liebe weiter, und als sie am andern Morgen erwachte, war ihr Kopf nur ein einziger Gedanke, ihr Herz nur eine einzige Sehnsucht. . . .

Die Mittagstafel war klein und still. Der Ansteckungsgefahr wegen blieb der alte Großherzog in den Gemächern seiner kranken Gemahlin. Der Erbprinz war seit einigen Tagen zur Jagd, die ihm allerdings nur ein Vorwand für galante Abenteuer mit derben Bauernmägden war.

„Adele!" rief die Erbprinzessin, außer sich vor Empörung. „Wie siehst du aus! Lächle! sprich etwas! drück' die Ellenbogen an die Hüfte! O; mein Gott, sieh m i c h an! Hast du den Lilienteig vergessen? Du hast den Teint einer Fabrikarbeiterin."

In die Bouillon der Prinzessin Adele fielen etliche Tränen. Die Erbprinzessin erblaßte. „Meine Teuerste!" sagte sie zu dem lieben Fräulein von Prittwitz. Wenn sie „meine Teuerste!" sagte, so bedeutete das bedingungslose Ungnade. „Meine Teuerste! das sind die Resultate Ihrer Erziehung."

Fräulein von Prittwitz verbrühte sich die Zunge an der heißen Suppe. War sie nicht genug geplagt mit dem Aufsatzthema? Sollte sie sich noch um Lilienteig kümmern?

Am anderen Tage wiederholte sich dieselbe Szene in gesteigertem Maße. Prinzessin Adele saß wie ein Schatten in dem gelben, hohen Stuhl. Sie sollte zum letztenmal darin sitzen. Denn in derselben Nacht — —

Gegen zehn Uhr stieg Prinzessin Adele in ihre Zimmer hinauf. Fräulein von Prittwitz, die an der verbrühten Zunge litt, zog sich sofort zurück. Neben dem Toilettezimmer der Prinzessin schlief die Kammerfrau. Die Prinzessin schlich hinein. Sie ergriff ein großes, schwarzes Umschlagetuch, das neben der Tür hing, und war ebenso geräuschlos wieder verschwunden. Man spielte heute im Theater das „Wintermärchen", und da sie wußte, daß dies ein klassisches Stück war, vermutete sie, daß es also auch darin Krieg und Kampf geben und ihr Held und König darin auftreten mußte. Sie kannte seinen Namen nicht und wußte nichts anderes von ihm, als daß er, aus ihren Träumen geboren, schöner und edler als ein Mensch war. Sie war nichts als Liebe. . . .

Sie schlich auf den Korridor hinaus, in das große, schwarze Tuch gehüllt. In mattem Licht lag die Treppe vor ihr. Unten klirrte der Säbel des wachhabenden Soldaten; als sein Schritt um eine Ecke des Ganges verklang, lief sie hinab — wie eine Katze —, glitt durch einen Teil des Ganges, stieg ein paar Stufen hinauf und erreichte durch einen zweiten Korridor die Gesindetreppe, die zu dem kleinen Nebenausgang des linken Flügels führte. Niemand sah sie. Als sie ins Freie trat, hatte sie den Atem verloren. Die Schloßuhr schlug. Es war ein Viertel nach zehn. Die Prinzessin zog das schwarze Tuch über ihr fahles, dünnes Haar und lief mit schlagendem Herzen durch die Anlagen. Ein kalter Wind brauste durch die alten Bäume und schlug ihr die welken Blätter ins Gesicht. Die Prinzessin lachte, blieb stehen, sagte laut. „Lieber Gott, schick ihn mir! ein einziges Mal —" und lief weiter. Kein Mensch begegnete ihr.

Als sie das Theater erreichte und durch Zufall an den Bühneneingang geriet, verließen gerade die Schauspieler das Haus. Die Prinzessin stellte sich in den Schatten eines Pfeilers und verzehrte die Hinaustretenden mit ihren Augen. Immer seltener kam jemand, dann wurde es ganz still. Ihr Herz schlug wie noch nie bisher in ihren fünfzehn Jahren. Da fiel ein Schatten aus der Tür — und sie fühlte, daß er es war. Er trug einen dünnen, kurzen, gelben Mantel und einen kleinen, weichen Hut. Sein Gesicht war wirklich blaß und sein Mund blutigrot und das Haar schwarz und weich. Er ging wie ein großer Künstler mit gleichgültigen Blicken und zurückgelegtem Kopf — und war doch nur ein Statist. Er sah die Prinzessin in ihrem Schatten nicht, aber sie sah, daß er blaue Augen hatte, und fand darin Mut und Stärke, zugleich Weichheit und Sehnsucht. Ihr ganzes Herz brach auf.

Sie ging ihm nach. Er schritt langsam durch die rauschenden Anlagen, dann durch die stillen Gartenstraßen. So leise die Prinzessin ging, er hörte, daß sie ihm folgte. Zweimal sah er sich um. — Sie hing an seinen Schritten. Sie fühlte sich selbst nicht mehr. . . . An der nächsten Ecke erwartete er sie.

„Warum gehst du so allein, kleines Mädchen?"

Ja, Prinzessin Adele trug heut eines ihrer alten, kurzen Kleider. Sie antwortete nicht. Sie hatte sich so fest in ihr Tuch gewickelt, daß sie wie eine Mumie dastand. Aus der Hülle hervor kam nur die rote Spitze ihrer Nase, und in der dunklen Tiefe lag wie ein See zwischen Bergen der sehnsuchtsvolle Glanz ihrer Augen.

„Gehst du nach Hause, mein Schatz?"

„Ich kam zu dir," sagte die junge Prinzessin.

„Woher kennst du mich?"

„Du bist mein König, mein Held! Ich sah dich."

Der Statist runzelte die Stirn. Aber nein, es war gewiß ein Scherz einer lustigen Kollegin. Er umarmte die kleine Mumie, die bebend vor ihm stand, und suchte ihr unter das Tuch zu blicken. Er sah nur die Augen glänzen. Dann küßte er sie aufs Geratewohl ein wenig unterhalb der roten Nasenspitze, wo er ihren Mund vermutete. — Da stieß sie ihn fort. Im Begriff wütend zu werden, rief der Statist: „Ja, was willst du denn?"

Die Prinzessin sagte flehend: „Morgen. —" Er fühlte an ihrem Ton, daß sie morgen kommen würde.

„Wo?" sagte er zärtlich und dachte bei sich: „Nein, viel Schönheit verrät diese erfrorene Nase nicht, und mehr als sech-

zehn Jahre hat sie auch nicht. Unreifes Gemüse! Aber, lieber Gott, in diesem Nest frißt die Katze Maikäfer."

Er war — beim Himmel! — nicht schlechter als andere junge Leute und hatte noch die Entschuldigung, daß er sich für einen Künstler hielt. Er bezog fünfundsechzig Mark Gage.

„Hier," sagte die Prinzessin, „zur gleichen Stunde."

„Und wer bist du, kleines Mädchen?"

„Deine Dienerin. — Wenn du willst, Deine Königin —"

„Nanu!" dachte der Statist. „Sie spricht wie ein Buch. Verrückt ist sie, das steht fest. Sie muß mich in der „Jüdin" als Hofherrn in den lila Trikots gesehen haben." Laut sagte er: „Aber du sollst doch wissen, wen du liebst, Kleine. Ich heiße —"

„Nein!" schrie die Prinzessin. Sie ahnte, daß hier ihr Traum zerriß. Aber schon hatte er sich genannt. . . . Sie seufzte — aber nicht laut, nicht qualvoll, nicht wild. Es war der leise, traurige Ton, mit dem ein Vögelchen stirbt. Einen Augenblick später stand der Statist allein.

„O," dachte er, „die kommt. Sie ist ja total meschugge!" Dann ging er nach Haus in seine Dachstube und aß sein Abendbrot aus Semmel mit Zwiebelwurst. Um zwölf Uhr schlief er und wußte nicht, daß er gemordet hatte: denn —

Die junge Prinzessin lief nach dem Schloß. Sie hatte nur den einen Gedanken: mein Zimmer, das Fenster, hinabspringen. . . . Ihre Seele blutete vor Scham. Wo war ihr Held? ihr König? Wen liebte sie?

Ach, sie hätte den Namenlosen lieben können! Sie hätte mit dem Ungenannten fliehen und selig werden können! Aber sie ertrug nicht den Kuß des Menschen, der aus seinem Himmel in eine Sphäre hinabgerissen war, deren Namen der Prinzessin einen Schimpf bedeuteten. Ihr Stolz war zertreten, ihre Krone zerbrochen. Sie durfte einen Kaiser lieben, der von Häßlichkeit und Lastern strotzte; aber der Schönste dieser tiefen Kaste mußte sie durch einen Kuß töten.

Sie erreichte den Seitenflügel: die kleine Tür war geschlossen! An den großen Toren standen die Wachen . . . In ihrem großen Weh mußte sie an die Geschichte vom Rosenelf denken, der, vom Tage verführt, zu lange gegaukelt hatte und bei der Heimkehr abends seine Rose geschlossen fand. . . . Sie irrte umher. Sie rang die Hände, das Tuch fiel von ihr ab, und sie ließ es liegen. Plötzlich schauerte sie eine Kühle an: sie stand vor dem Schloßteich. „Nein!" dachte sie. „Nie! nie! nie! ich darf ihn nicht lieben. Mich schändet diese Liebe!" Und der fremde Name ohne Klang und Würde schwang in ihrem Kopf wie ein Glockenklöppel und wollte die Stirn sprengen.

Da hob sie ihr Kleid auf, als erstiege sie eine Treppe und als stände die strenge Erbprinzessin mahnend hinter ihr, und ging, ohne zu zögern, in das kalte, schleimige Wasser hinein. Die alten schlafenden Karpfen erwachten, als ein Mensch zu ihnen hinabglitt. Sie würden es nicht verstanden haben, wenn man ihnen gesagt hätte, daß die Prinzessin an einem Namen starb . . .

Der Statist hieß Karl Meyer. —

Um diese selbe Mitternachtsstunde wachten im Schloß noch zwei Menschen. Und zwar die gute Komtesse Arlt, die vor ihrem Tagebuch saß und das Menu der letzten Tafel eintrug. Sie schrieb einen bedeutungsvollen Zusatz: „Ihre Hoheit, die Erbprinzessin Anna Elisabeth geruhten gnädigst, zweimal vom Tournedos zu nehmen und die Trüffelpuree zu loben."

Außerdem wachte noch das liebe und gepeinigte Fräulein von Prittwitz. Aber endlich band sie sich doch ihr Schlafmützchen um, legte sich zu Bett, klopfte sich ihre Decke zurecht und löschte das Licht aus. Nach zwei schlaflosen Nächten stand ihr endlich ein guter und tiefer Schlaf bevor: sie hatte nämlich ihr Aufsatzthema gefunden. Es entsprach allen Anforderungen: es mutete der prinzeßlichen Intelligenz nicht allzuviel zu, es war interessant, und vor allen Dingen: es war moralisch. Der Zettel, auf den es das liebe Fräulein von Prittwitz geschrieben, lag auf dem Tischchen neben ihrem Bett. Es lautete: „Die Schuld der Jungfrau."

Kurt Münzer.

Zeitschriften.

Josef Chamberlain als Prophet.

(„The Speaker.")

Während in Großbritannien selbst die schutzzöllnerischen Bestrebungen Chamberlains durch die letzten Wahlen zum Unterhause eine entscheidende Niederlage erlitten haben, wird in den englischen Kolonien, vornehmlich in Australien und Canada, noch immer die Einführung von Vorzugszöllen innerhalb des britischen Weltreichs, d. h. ein handelspolitischer Abschluß den anderen Nationen gegenüber, diskutiert. Ein Hauptargument Chamberlains für die von ihm angestrebte Tarifreform war die Prophezeiung, daß, wie er in einer am 7. Oktober 1903 zu Greenock gehaltenen Rede betonte, der Export von Eisenwaren sowie von wollenen Artikeln „bedroht" und von Baumwollwaren „im Verschwinden begriffen" sei. „Wie lange werden Sie dies ertragen können?" fragte er damals seine Zuhörer. Die tatsächliche Entwicklung der Dinge hat diese düstere Voraussage ganz grausam Lügen gestraft. Auf allen Gebieten ist eine geradezu beispiellose Zunahme des britischen Exports und Imports gerade in dem ersten Jahre des neubefestigten liberal-freihändlerischen Regiments zu verzeichnen. Die Londoner liberale Wochenschrift „The Speaker" schreibt zu diesem Thema in ihrer Nummer vom 13. Oktober:

„Das Streben nach einer Tarifreform vermindert sich, wenn die wirtschaftliche Lage eines Volkes günstig ist. Die bisher verflossenen neun Monate lassen erkennen, daß, wenn keine unvorgesehene Katastrophe eintritt, die Ziffern über den Handel Großbritanniens im laufenden Jahre sicherlich einen Rekord bedeuten werden. In den neun Monaten dieses Jahres war im Verhältnis zum gleichen Zeitraum des Vorjahres eine Zunahme des Exports um 40 805 000 Lstr. und des Imports um 32 600 000 Lstr. zu verzeichnen. In bezug auf den Export bedeutet dies eine Vermehrung um 14,7 Prozent, in bezug auf den Import um 7,9 Prozent. Die Gesamtzahlen des englischen Imports waren immer weit höher als die des Exports; die Differenz in der prozentualen Zunahme des englischen Imports und Exports dürfte wahrscheinlich zum Teil darauf zurückzuführen sein, daß sich das im Auslande angelegte englische Kapital vermindert hat, was eine natürliche Folge der schweren Verluste im südafrikanischen Kriege darstellen würde.

Der englische Export zeigt eine außergewöhnliche Zunahme. Der Ausfuhrhandel mit britischen und irischen Produkten während der ersten neun Monate erreicht die kolossale Summe von 278 000 000 Lstr.; dies bedeutet gegenüber demselben Zeitraum des Jahres 1904 ein Anwachsen um nicht weniger als 25 Prozent. Im Vergleich zum Vorjahre hatte der Export in ganz oder teilweise fertiggestellten Artikeln eine Steigerung in Höhe von 28 751 000 Lstr., in Rohmaterialien von 3 083 000 Lstr. zu verzeichnen. Abgesehen von Getreide und Mehl, wies jeder einzelne Exportartikel eine Zunahme auf. Die Ausfuhr von Kohlen vermehrte sich um über 4 000 000 Lstr., die von Eisen- und Stahlwaren, die nach Chamberlains Versicherungen „bedroht" war, um 5 498 000 Lstr. An Baumwollwaren, deren Export „im Verschwinden begriffen" sein sollte, wurde für 6 601 000 Lstr. mehr ausgeführt, und wollene Artikel, die angeblich ebenfalls „bedroht" erschienen, hatten eine Mehrausfuhr von 2 432 000 Lstr. aufzuweisen. Bei Maschinen und neuen Schiffen betrug dieser Aufschwung je 3 000 000 Lstr.

Diese Zahlen kennzeichnen auf das deutlichste die starke Position, die die englischen Produkte auf dem Weltmarkte trotz aller Zollschranken und trotz des fremden Wettbewerbs einnehmen. Auch die Importziffern geben ein erfreuliches Bild. Die Mehreinfuhr von 7 173 000 Lstr. an Nahrungsmitteln, Getränken und Tabak beweist einen zunehmenden Wohlstand, und die Mehreinfuhr von 14 375 000 Lstr. an Rohmaterialien legt von dem Blühen der englischen Industrie Zeugnis ab. Der wachsende Handel bedeutet höhere Löhne und regelmäßigere Beschäftigungsmöglichkeit, mehr Komfort für die arbeitenden Klassen, bessere Gesundheit, Verringerung der Armut und ihrer Begleiterin, des Verbrechens."

Die enorme Zunahme des britischen Handels ist sicherlich auch ein ebenso gewaltiges Gegengewicht gegen die Lockungen der Interessenpolitiker in den englischen Kolonien.

R. Sch.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 4. Berlin, den 27. Oktober 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

In dieser Woche haben drei Ersatzwahlen zum Reichstage stattgefunden, deren Ausfall unter verschiedenen Gesichtspunkten Interesse bietet. Den Wahlkreis Hadersleben haben, wie zu erwarten war, die Dänen, und zwar ohne Stimmenabnahme, behauptet.

Signifikanter ist das Resultat der beiden anderen Ersatzwahlen. In dem sächsischen Wahlkreise Döbeln-Roßwein hatten die vereinigten Reaktionäre, die 1903 für einen Nationalliberalen und einen Antisemiten zusammen 11 000 Stimmen aufbrachten, diesmal den nationalliberal-alldeutsch-chauvinistisch-protektionistisch-antisemitischen Kandidaten Professor Hasse aufgestellt, dessen Stimmenzahl aber um mehrere tausend hinter dem reaktionären Aufgebot von 1903 zurückgeblieben ist. Der Sozialdemokrat ist diesmal wie im Jahre 1903 im ersten Wahlgang durchgedrungen, während der Kandidat der Freisinnigen Volkspartei mit mehr als 3500 Stimmen einen respektablen Erfolg erzielte. 1903 stand überhaupt kein freisinniger Kandidat im Felde. Die jetzt aufgebrachten freisinnigen Stimmen sind ersichtlich nicht bloß den Nationalliberalen, sondern teilweise den Sozialdemokraten entzogen worden. Wäre wie im Jahre 1903 kein freisinniger Kandidat aufgestellt worden, so würde zweifellos die Sozialdemokratie sofort mit noch weit größerer Mehrheit durchs Ziel gegangen sein. Selbst die „Freisinnige Zeitung" vertritt die Meinung, daß ihre Parteigenossen in jenem Falle so einsichtig gewesen sein würden, sofort für den Sozialdemokraten gegen den Nationalliberalen Hasse zu stimmen.

Am überraschendsten ist der Ausfall der dritten Wahl, in dem hannoverschen Wahlkreise Stade-Bremervörde. Der erwartete starke Rückgang der nationalliberalen Stimmen ist ebenso ausgeblieben wie der erhoffte Stimmenzuwachs für den Kandidaten der Freisinnigen Volkspartei. Die Nationalliberalen haben sogar noch die Stimmenzahl von 1903 um rund 100 überholt und es auf 6594 gebracht, während die freisinnigen Stimmen von 3524 auf 3198 zurückgegangen sind. Auch die Sozialdemokratie hat die Erwartungen enttäuscht. Trotzdem der Wahlkreis in den letzten drei Jahren eine starke industrielle Entwicklung aufzuweisen hatte, hat ihr sehr guter Kandidat Ebert nur 347 Stimmen gewonnen und es auf 6211 Stimmen gebracht. Endlich hat der welfische Kandidat einen Stimmenverlust erlitten: von 2138 auf 1624 Stimmen. Einen erheblichen Gewinn hat nur der Bund der Landwirte zu verzeichnen, der seine Stimmenzahl von 1918 auf 3425 steigerte. Da der Liberalismus in dem nationalliberalen Kandidaten nur in homöopathischer Verdünnung vorhanden ist, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Bund der Landwirte bei der erforderlich gewordenen Stichwahl seine Stimmen auf den nationalliberalen Kandidaten übertragen wird. Das Gleiche ist von den welfischen Stimmen zu erwarten, sodaß der Nationalliberale selbst dann gewählt werden würde, wenn die Freisinnigen den Sozialdemokraten in der Stichwahl vollzählig unterstützten, was erfahrungsgemäß immer nur teilweise zu geschehen pflegt.

Der Kreuzzug des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie findet selbst im Lager der Ordnungsparteiler die lebhafteste Kritik. In der „Antisozialdemokratischen Korrespondenz" des Herrn Max Lorenz wird den Leitern des Reichsverbandes gehörig der Kopf gewaschen. Der Verband hatte in dem Reichstagswahlkreise Döbeln für den Professor Hasse seinen ganzen Agitationsapparat aufgeboten. Für diese Kandidatur Hasse seien, so behauptet Herr Lorenz, geradezu ungeheuere Mittel an Geld und agitatorischen Kräften Monate hindurch verpulvert worden: trotzdem der Rückgang um mehrere tausend Stimmen. Der „Vorwärts" machte zu diesem blamablen Resultat die boshafte Bemerkung: „Erleichtert wurde unseren Genossen die Agitation durch das wüste Auftreten des Reichsverbandes", und Herr Lorenz kommentiert diese Bemerkung des „Vorwärts" folgendermaßen:

„Das ist leider nicht nur Malice, sondern Wahrheit. Die Agitation des Reichsverbandes gegen die Sozialdemokratie bewegt sich auf einem in jeder Hinsicht so niedrigen Niveau, daß sie zu schweren sittlichen und politischen Schädigungen der Wählermasse und des deutschen Volkes führen muß. Sie bietet der Sozialdemokratie geradezu ein Sprungbrett für weitere Erfolge. Die Tätigkeit des Reichsverbandes zeugt von so krasser Ignoranz und so blutigem Dilettantismus in der Beurteilung und Behandlung sozialdemokratischer Angelegenheiten, daß es geradezu Gewissenspflicht ist und auch dringend vom Interesse einer zielbewußten und sachverständigen antisozialdemokratischen Politik erfordert wird, das endlich offen auszusprechen. Selbstverständlich halten wir es nicht für zureichend, nur ein so allgemeines Urteil in die Oeffentlichkeit zu werfen. Wir halten uns vielmehr für verpflichtet, demnächst unser Urteil an der Hand von Tatsachen detailliert zu begründen."

Die „Antisozialdemokratische Korrespondenz" könnte der Sozialdemokratie in der Tat durch nichts mehr Abbruch tun, als wenn es ihr gelänge, den Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie unschädlich zu machen.

Aus der törichten Art, wie sie bekämpft wird, hat ja bisher schon die Sozialdemokratie einen Hauptvorteil gezogen. Sie verdankt es vornehmlich den Fehlern ihrer Gegner, daß sie auf so viele Mitläufer noch immer eine Anziehungskraft ausübt, während es sich bald herausstellt, daß ihre Bäume nicht in den Himmel wachsen, wenn man es der Sozialdemokratie nur in vorurteilsfreier Weise ermöglicht, zu zeigen, was sie kann. Das hat sich neuerdings auch in der elsässischen Fabrikstadt Mülhausen erwiesen. Dort war auf Grund des allgemeinen

Wahlrechts die Stadtverwaltung in die Hände der Sozialdemokraten gekommen. Es war also jener fürchterliche Zustand eingetreten, vor dem unsere Ordnungsphilister bei jeder Diskussion einer Demokratisierung des Kommunalwahlrechts als vor dem schrecklichsten der Schrecken zu erschaudern pflegen. Die Sozialdemokratie hatte Gelegenheit, ihr Können zu erweisen. Sie hat die Probe so ungenügend bestanden, daß schließlich alle übrigen Parteien mit Einschluß der entschiedensten bürgerlichen Demokraten revoltierten, eine Neuwahl der Gemeindevertretung erzwangen, bei der angeordneten Neuwahl die Sozialdemokratie aufs Haupt schlugen und damit der sozialdemokratischen Stadtherrschaft einstweilen ein Ende bereiteten. Der Vorgang ist lehrreich für die Sozialdemokratie. Er zeigt ihr, daß, selbst unter den äußerlich günstigsten Verhältnissen, sie eine einseitige Klassenherrschaft nicht durchsetzen kann. Der klassenkämpferische Uebermut wird immer wieder zur politischen Ohnmacht führen. Es ist zweckmäßig, wenn ihr das von Zeit zu Zeit drastisch vor Augen gebracht wird. Die bürgerlichen Demokraten aber mögen daraus ersehen, wie töricht es ist, sich durch die klassenkämpferischen Rodomontaden der Sozialdemokratie bestimmen zu lassen, an den Ungerechtigkeiten des bestehenden Klassenregiments festzuhalten.

Die freikonservative Partei hatte in der vorigen Woche — zum erstenmal während ihres vierzigjährigen Bestehens — nach Breslau einen Parteitag zusammenberufen. Die auf dem Parteitag gehaltenen Reden haben aufs neue das eine unzweideutig bestätigt, daß diese Scharfmacher die erste beste Gelegenheit gern ergreifen würden, um das allgemeine Wahlrecht im Reich zu beseitigen: Das Dreiklassenwahlsystem in Preußen genügt dem Freiheitsdurst dieser Freikonservativen, obgleich auch diese hartgesottenen Interessenpolitiker von Zeit zu Zeit eine Ahnung überkommt, daß das Dreiklassenwahlsystem von dem Strom der öffentlichen Meinung mehr und mehr unterspült wird.

Noch deutlicher scheint das dem Zentrum zu werden, das ja von jeher die Reformbedürftigkeit des Dreiklassenwahlsystems wenigstens theoretisch anerkannt hat. Auf der jüngst abgehaltenen Delegiertenversammlung der rheinischen Zentrumspartei ist sogar auf Antrag des Abgeordneten Trimborn eine Resolution angenommen worden, aus der naive Seelen herauslesen können, daß die Zentrumspartei in der nächsten Session des preußischen Abgeordnetenhauses die Initiative für eine Reform des elendesten aller Wahlsysteme ergreifen werde. Wenn man sich erinnert, daß der Zentrumsführer Porsch im preußischen Abgeordnetenhause noch am 23. März d. J. das schöne Dogma vertreten hat, bei solchen Wahlreformfragen dürfe keine Partei, sondern könne nur die Regierung die Initiative ergreifen, so wird man aus dem Trimbornschen Antrage zwar nicht die Hoffnung schöpfen können, daß die Zentrumspartei die Reformwünsche eines Teils ihrer Gefolgschaft erfüllt, wohl aber die Ueberzeugung, daß in Zentrumskreisen einstweilen noch latente Reformbestrebungen vorhanden sind, die durch eine kräftige populäre Agitation geweckt werden können. Besonders in Wahlkreisen mit starker katholischer Arbeiterbevölkerung bietet sich für eine solche Agitation ein gutes Feld.

Wir hatten bereits in der vorigen Nummer darauf hingewiesen, daß auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" gegenüber der Lohnbewegung der Bergarbeiter im Ruhrrevier eine verständige Haltung eingenommen hat. Noch deutlicher markierte sie ihren Standpunkt in einem am vorigen Sonnabend erschienenen längeren Artikel, der von einer sozialpolitischen Einsicht zeugte, wie man sie auf jener Seite leider nur zu selten zu finden gewohnt ist. Die Haltung der Grubenbesitzer, die sich geweigert haben, mit der Siebenerkommission der Bergarbeiter in Unterhandlungen einzutreten, bezeichnete die „Nordd. Allg. Ztg." „nun einmal als ziemlich allgemein überwunden" und „nur zu geeignet, böses Blut zu machen und die Unternehmer in der Oeffentlichkeit von vornherein ins Unrecht zu setzen". Der Artikel fuhr dann fort:

„Dieses Verhalten bildet auch einen Kontrast zu der straffen Organisation und Konzentration, die sich gerade die Bergwerksindustrie in ihren Syndikaten gegeben hat. Wie fühlbar diese Organisation auch den Arbeitern sein kann, haben die Klagen über die Arbeitersperre soeben erst bewiesen. Solchen mächtigen Ringen gegenüber ist natürlich der einzelne Arbeiter noch hilfloser und ohnmächtiger, als er es bereits dem einzelnen Betriebe gegenüber ist. Ein Gewicht in die Wagschale zu werfen, hat hier nur der Arbeiter als Masse. Nichts begreiflicher, als daß der Unternehmer die Arbeiterorganisation mit ihrer fortgesetzten Agitation und Schürung von Unzufriedenheit als ein Uebel betrachtet. Allein die Anerkennung einer gewissen Notwendigkeit dieses Uebels erscheint doch umso unvermeidbarer, je mehr das patriarchalische Industriesystem, das noch ein Vertrauensverhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer repräsentierte, ausstirbt."

Ueber Sonntag aber hatte sich der Wind gedreht, und schon am Montag Abend hieß es in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung":

„In einzelnen Blättern werden unsere in den letzten Rückblicken enthaltenen Ausführungen über die Streikgefahr im Ruhrrevier als Regierungskundgebung bezeichnet und behandelt. Demgegenüber stellen wir fest, daß diese Auslassung redaktionellen, nicht amtlichen Ursprungs ist."

Diese Redewendung ist natürlich nur für die naiven Leser berechnet. Jeder Kundige weiß, daß so prononzierte Aeußerungen, wie sie in der Sonnabend-Ausgabe vorgetragen wurden, nicht auf ein lucidum intervallum der Redaktion, sondern auf eine sozialpolitische Erleuchtung in gewissen Regierungskreisen zurückzuführen sind. Der ballon d'essai ist aber rasch wieder heruntergeholt worden, sobald die Regierungsdiplomaten ihn erblickten. Die sozialpolitische Luftschifferabteilung in der preußischen Regierung wird jetzt wohl eine Zeit lang wieder inaktiv werden.

Graf Goluchowski, der zwölf Jahre hindurch die auswärtige Politik der Donaumonarchie geleitet hat, ist von seinem Amte zurückgetreten. Seine Demission kommt nicht überraschend. In Oesterreich war man mit der Erfolglosigkeit seiner auswärtigen Politik bereits geraume Zeit unzufrieden, und von den ungarischen Delegationen hatte er ein Mißtrauensvotum zu erwarten, das der ungarische Ministerpräsident Wekerle nicht abwenden zu können glaubte. Der Rücktritt Goluchowskis ruft die Erinnerung daran wach, daß ihn erst vor wenigen Monaten, nach dem Abschluß der Marokkokonferenz, ein Telegramm des deutschen Kaisers als „brillanten Sekundanten auf Mensur" bezeichnet hatte. Das Verschwinden dieses „brillanten Sekundanten" von der politischen Bühne dürfte für die Gruppierung der Mächte ohne Bedeutung sein. Zum Nachfolger Goluchowskis ist Baron Aehrenthal ernannt worden.

Der französische Ministerpräsident Sarrien und mit ihm das ganze französische Kabinett hat demissioniert. Präsident Fallières beauftragte daraufhin den bisherigen Minister des Innern Georges Clemenceau mit der Neubildung des Ministeriums. Schon in dem vorigen Kabinett spielte Clemenceau die hervorstechendste Rolle, und es galt seit langem als sicher, daß er der Nachfolger des unscheinbaren Sarrien sein würde. In der Zusammensetzung des neuen Kabinetts tritt ein nicht unwesentlicher Ruck nach links in die Erscheinung. Die zum rechten Flügel der Blockmajorität gehörigen Minister Leygues, Etienne und Poincaré sowie der vorsichtige Minister des Auswärtigen Leon Bourgeois sind nicht in das Ministerium Clemenceau eingetreten. Der politischen Lage und der Zusammensetzung der gegenwärtigen Deputiertenkammer entsprechend, bildete Clemenceau ein radikal-sozialistisches Ministerium. Die Radikalen und die Radikalsozialisten verfügen in der Kammer zusammen über 265 Sitze, zu denen weitere 20 der unabhängigen Sozialisten hinzutreten.

Unter den neuen Ministern befinden sich zwei Sozialisten: Briand, der das Kultusministerium behält, und Viviani, dem das neugebildete Ministerium für Arbeit und Hygiene überlassen ist. Viviani wird vor dem Parlament speziell die geplante Arbeiterversicherungsgesetzgebung zu vertreten haben. Noch mehr als die Aufnahme von zwei Sozialisten in sein Kabinett zeugt die Ernennung des Generals Picquart zum Kriegsminister davon, daß Clemenceau mit ungewöhnlichem Mut an die Lösung der ihm übertragenen Aufgabe herangetreten ist. Picquart ist neben Zola die sympathischste Figur

in der Dreyfusaffäre. Er hat jenen moralischen Mut im höchsten Grade gezeigt, den die großen Federbüsche der französischen Armee so kläglich vermissen ließen. Die union des cloches et des tambours haßt ihn, weil sie ihre moralische Minderwertigkeit ihm gegenüber fühlt. Daß Clemenceau es gewagt hat, einem solchen tadellosen Ehrenmanne das Portefeuille des Krieges anzuvertrauen, ist eine Demütigung der betreßten Reaktion, die diese nur mit Zähneknirschen erträgt. Aber Respekt vor einem Staatsmann, der so wie Clemenceau einer moralischen Größe durch Neid und Intrige hindurch die Bahn freimacht!

Das Portefeuille eines Ministers des Auswärtigen, für das auch Millerand ernsthaft in Betracht kam, übertrug Clemenceau einem seiner intimsten Freunde, Pichon. Daß der Chef einer Regierung den wichtigen Posten eines auswärtigen Ministers einem politischen Vertrauten übergibt, erscheint sehr begreiflich. Speziell Deutschland hat nicht die geringste Ursache, sich deswegen beunruhigt zu fühlen. Clemenceau hegt gewiß keine Schwärmerei für Preußen; aber er ist ein matter of fact-Staatsmann, der das Gefährliche einer Delcasséschen Politik vollauf zu würdigen weiß.

Der Fortbestand der „Humanité" dürfte nun doch noch einmal gesichert werden. Zu diesem günstigen Resultat der Anstrengungen Jean Jaurès, seine Zeitung vor dem Eingehen zu bewahren, trägt nicht zum wenigsten die Summe von 25000 Francs bei, die die deutsche Sozialdemokratie in Betätigung einer höchst anerkennenswerten praktischen Solidarität aus freien Stücken zur Verfügung gestellt hat. Derartige reale Beweise eines internationalen Zusammengehörigkeitsgefühls sind weit mehr geeignet, die Völker einander näherzubringen als viele diplomatische Akte, von denen die Welt ein erheblich größeres Aufsehen macht.

* * *

Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung!

Der Gärungsprozeß im deutschen Liberalismus, der schon so manches Jahr anhält, nähert sich, wie es scheint, seinem Ende. Wird ein guter, kräftiger Wein entstehen oder ein schales Gesöff, das nur dazu taugt, in den nächsten Rinnstein gegossen zu werden? Wir glauben an die Zukunft des Liberalismus so sicher wie an die Zukunft des deutschen Volkes. Ein moderner Großstaat von mehr als 60 Millionen Einwohnern, dessen industrielle Entwicklung sich mit Siebenmeilenstiefeln vollzieht, eine Großmacht, die ihre wirtschaftliche Weltstellung nur in stetem Fortschritt behaupten kann, läßt sich auf die Dauer nicht nach rückständigen feudalistischen Rezepten behandeln und auch nicht am klerikalen Gängelbande führen. Deutschland ist nicht Paraguay. Ebensowenig ist ernsthaft daran zu denken, daß die Marxsche Dogmatik jemals die Grundlage für einen modernen Großstaat bilden könnte.

Der Liberalismus kann aus der deutschen Politik nicht ausgeschaltet werden, ohne den Zerfall des Reiches herbeizuführen. Die Macht des Liberalismus beruht in seiner historisch-politischen Notwendigkeit. Er repräsentiert das unentbehrlichste politische Kulturelement. Von der Ohnmacht oder Ueberlebtheit der liberalen Idee zu reden, ist schlechthin lächerlich. Nicht der liberalen Idee fehlt es an Kraft, sondern den Parteigebilden, welche sich die Verwirklichung des liberalen Gedankens zu ihrer politischen Lebensaufgabe gemacht haben. Der Liberalismus erscheint in unserm Staatswesen so unerläßlich, daß sich selbst Konservative und Klerikale genötigt sehen, vor ihm von Zeit zu Zeit wenigstens einige heuchlerische Verbeugungen zu machen, während andererseits die Sozialdemokratie ihren gesamten praktisch-politischen Geschäftsbetrieb recht eigentlich mit liberalen Ideen bestreitet. Immer wieder lenkt deshalb auch der politische Instinkt der Bevölkerung zu der Forderung zurück, daß die liberale Sektenbildung einer großen liberalen Partei Platz zu machen habe, die dem Liberalismus auch jene äußere Macht verleihe, die seiner kulturellen Bedeutung für das Deutsche Reich entspricht. Diese Einigung ist gut, wenn ein Zusammenschluß zur Tat erfolgt; sie ist schlimmer als der gegenwärtige Zustand, wenn die Einigungsidee im äußern Formalismus ihr Genüge findet. Geredet ist nun von der Notwendigkeit einer Einigung des Liberalismus genug. Die für den 10. und 11. November nach Frankfurt zusammenberufene Tagung von Vertretern des Gesamtliberalismus wird hoffentlich den Beweis liefern, daß endlich auch der Wille zum Handeln so stark ist, um alle fraktionellen Widerstände zu überwinden. Die liberale Kleinstaaterei ist allmählich zum politischen Kinderspott geworden. Die Süddeutsche Volkspartei verdient Dank und Anerkennung dafür, daß sie die Initiative zu dem Versuch ergriffen hat, den Liberalismus wieder zu einem ernsthaften Faktor im politischen Leben zu machen.

Gerade zur rechten Zeit kommt aus Süddeutschland ein höchst eindrucksvoll formulierter Weckruf, um den Gesamtliberalismus Deutschlands an seine Pflichten und an seine nationale Aufgabe zu erinnern. Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung! — so lautet der Titel einer kleinen, in J. Bielefelds Verlag zu Freiburg erschienenen Broschüre von 23 Seiten, die den Beweis liefert, wie rasch die badische Blockpolitik den badischen Liberalismus gereift hat. Die Broschüre ist anonym erschienen; in einer Nebenbemerkung erklärt aber der Verfasser, daß er „ein einfacher Liberaler, ohne Bedürfnis nach Eingliederung in einen der Sprengteile des Bürgertums, der nationalliberalen Partei am nächsten stehe". Sollten die Ideen dieser Broschüre Gemeingut der nationalliberalen Partei werden, so fiele jedes Hindernis einer politischen Zusammenarbeit, ja sogar einer völligen Verschmelzung des Freisinns mit der nationalliberalen Partei hinweg. Die politischen Aufgaben einer deutschen bürgerlichen Demokratie sind in dieser kleinen Schrift mit glänzender Beredtsamkeit vorgetragen. Die Kleinlichkeit und Engherzigkeit der liberalen Kleinstaaterei wird mit größter Offenheit kritisiert, das Verhältnis zu den sozialdemokratischen Arbeitern ohne Vorurteile erörtert und schließlich die Notwendigkeit einer Konzentrierung der gesamtliberalen Politik zur Erreichung einiger großer demokratischer Ziele auf das überzeugendste nachgewiesen.

Den Ausgangspunkt seiner Argumentation bildet folgender Passus:

„Alles drängt darauf hin, daß gegenüber der starken konservativen Rechten sich der notwendige Ausgleich einer einigen liberalen Linken bilde, die alle brauchbaren Kräfte von den Sozialdemokraten bis zu den Nationalliberalen umfaßt. An dieser Notwendigkeit dürfen Bürgertum und Arbeiterschaft nicht zweifeln, wenn auch ihre Wortführer zum großen Teil sich unfähig erweisen, vor lauter Taktik, Prinzipienreiterei und Kleinlichkeit zu sehen, wie die Dinge liegen. Glücklicherweise fängt das Volk auch sichtlich an, mit Macht auf diese Entwicklung hinzuwirken, Rechenschaft von seinen seitherigen Vertretern zu fordern und sich über die Rückgratschwäche der Fraktionen hinwegzusetzen. Aber noch drohen der Bildung einer starken Linken schwere Gefahren, deren größte in der mangelhaften politischen Bildung unseres Volkes liegt. Es gibt recht viele Spießbürger von Bebel bis Bassermann."

„Wenn man genau zusieht," heißt es an einer anderen Stelle, „so sind weite Kreise einig in dem Gedanken, daß man die parlamentarische Mehrheit gemeinsam erringen, das Reichstagswahlrecht im Sinne der Verfassung durch Abänderung der Wahlkreiseinteilung verwirklichen und auf wirtschaftlichem Gebiete zunächst eine billigere Ernährung erobern muß. Aber daß hinter diesen Aufgaben alle anderen politischen Fragen zurücktreten müssen, daß man sich zu dieser großzügigen Politik vereinigen kann, auch wenn man in allen übrigen Punkten verschiedener Meinung wäre, daß man seine spätere Parteistellung gegen den jetzigen Verbündeten durch Niederzwingung der gemeinschaftlichen Gegner nicht schwächt, dies scheinen leider die wenigsten zu begreifen. Da balgen sich die Menschen über alle die trennenden Einzelheiten, über Angelegenheiten zweiten, ja sechsten Ranges, über Dinge, die in zwanzig Jahren zur Entscheidung kommen oder längst entschieden sind, über ihre kleinlichen und pedantischen Spezialitäten: und vergessen die brennenden Hauptfragen."

Die faulen Ausreden, mit denen sich Bürgertum und Arbeiterschaft gegenseitig die Schuld an der Kläglichkeit unserer

politischen Zustände zuschieben, werden von dem Verfasser rücksichtslos beiseite geschoben. Wenn ihr machtlos seid, tragt ihr selbst die Schuld, kein anderer! Auch das bloße Schimpfen auf die Regierung ist nur ein Zeichen eurer eigenen Kraftlosigkeit! Wie kann die Regierung liberal sein, wenn der Liberalismus selbst schwach, zerklüftet und armselig ist, wenn die liberalen Ordnungsphilister aus Angst vor dem roten Gespenst zu keiner resoluten Aktion gegen Junker und Klerikale zu bewegen sind!

Der Verfasser denkt selbstverständlich nicht daran, etwa die Sozialdemokratie von dem Vorwurf freizusprechen, daß auch sie ein gerüttelt Maß von Schuld an dieser Ohnmacht der Demokratie trage. Daß ihr provozierender Radikalismus nur allzuviel Philistrosität in sich birgt, ist ihm nicht verborgen; aber er erkennt unumwunden an, daß sich die Sozialdemokratie in Baden aus der dogmatischen Enge mehr und mehr zu einer freieren politischen Auffassung herausarbeite. Für die politische Haltung der nationalliberalen Fraktionen im Reichstag und im preußischen Landtag läßt er dagegen keine Entschuldigung gelten. Seine Hoffnung geht nur dahin, daß nach Ausscheiden jener Parlamentarier, die durch ihre Anteilnahme an der jetzigen Wirtschaftsgesetzgebung und an dem preußischen Schulgesetz kompromittiert sind, sowie nach Eliminierung einer gewissen großindustriellen Gruppe die Partei der vereinigten Linken beitrete. Die Aufgaben, die den Jungliberalen bei diesem Klärungsprozeß zufallen, charakterisiert er so:

„In der nationalliberalen Partei ist es Ehrensache der Jungliberalen, zu zeigen, daß sie nicht eine Art Minderjähriger unter Vormundschaft derer sind, die das Schwabenalter erreicht haben; sondern daß der entwicklungsfähigen, warmherzigen und tatkräftigen Jugend die Zukunft gehört, daß sie in der Gegenwart lebt, in der ihre besten Jahre enteilen, und nicht zwischen Lorbeeren und Unkraut aus einer vergangenen Periode schlafen will. Es darf kein Zweifel herrschen, daß die heutigen Parteiverbände nicht Selbstzweck sind, und daß man sie sprengen wird, wenn sie sich als Fesseln der notwendigen Entwicklung erweisen."

Als Parole für den Kampf der gesamten bürgerlichen Demokratie schlägt der Verfasser vor: „Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung!" „Der Ruf muß dem Bürgertum und der Arbeiterschaft so lange und so oft in die Ohren gellen, bis der Gedanke für jedermann selbstverständlich geworden ist." Die Parole ist gut gewählt. Sie bezeichnet die beiden Angelpunkte der neudeutschen Demokratie. Die Reaktion lebt von der schreienden Ungerechtigkeit, auf der ihr parlamentarischer Einfluß beruht, und von der schreienden Ungerechtigkeit, die unsere gesamte Wirtschaftspolitik dem einseitigsten Grundrenteninteresse dienstbar macht. Das Dreiklassenwahlsystem und die skandalöse Wahlkreiseinteilung in Preußen wie im Reich bilden den Hemmschuh einer demokratischen Weiterentwicklung in den Parlamenten. Hier müssen alle Kräfte einer demokratischen Linken zur gemeinsamen agitatorischen Arbeit ansetzen, um den Boden für eine fruchtbare demokratische Gesetzgebung zu bereiten. Erst dann wird es ihr auch gelingen, eine Wirtschaftspolitik zur Umkehr zu zwingen, die, unbekümmert um die wichtigsten Lebensinteressen der breiten Massen der Bevölkerung, auch die notwendigste Nahrung nicht verschont, um den Interessenten der Grundrente höhere Erträge zu verschaffen. Diese steuer- und zollpolitische Ausbeutung der Arbeit zugunsten der Rente, wie sie das Wesen unserer heutigen agrarischen Interessenpolitik ausmacht, ist unerträglich.

Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung, vielleicht könnte man noch konkreter sagen: Gleiches Wahlrecht und billiges Brot! Jetzt in den Zeiten einer ungewöhnlichen Fleischteuerung hat man es ein wenig aus den Augen verloren, daß das odiöseste Stück unserer agrarischen Interessenpolitik die Brotgetreidezölle darstellen. Auch wenn es gelingen sollte, den agrarischen Widerstand gegen die Oeffnung der Grenzen für die Vieheinfuhr zu brechen, so ist es kaum wahrscheinlich, daß die Fleischpreise alsbald sinken werden. Die hohen Vieh- und Fleischzölle blieben ja. Diese Zölle aber stehen wieder im Zusammenhang mit der unsinnigen künstlichen Verteuerung der Viehfuttermittel. Man kann ohne eine Schädigung der Viehzüchter die Vieh- und Fleischzölle nicht beseitigen, wenn man nicht auch die Futtermittelzölle abschafft. An eine Ermäßigung der Fleischpreise, die auch den Viehzüchter nicht schädigt, ist erst zu denken, wenn die Getreidezölle niedergeworfen sind. Die künstliche Verteuerung des täglichen Brotes für jede Arbeiterfamilie um jährlich 50 Mark, — das ist das bei weitem schlimmste wirtschaftspolitische Verbrechen unserer Gesetzgebung. Die Getreidezölle umschließen die Zentralposition der Agrarier. Gegen sie muß der Hauptstoß geführt werden.

Der Kampf um ein gleiches Wahlrecht und um billiges Brot wird nicht von heute zu morgen entschieden werden. Durch Jahre hindurch wird die Demokratie agitieren müssen, ehe sie diese Ziele erreicht. Die Frage ist: wollen die heutigen liberalen Parteien überhaupt noch etwas ernstlich? :

Theodor Barth.

Die preußische Polenpolitik.

II.

Die Deutschen haben in früheren Jahrhunderten polnisches Gebiet mit großem Erfolg kolonisiert; alles Land östlich der Elbe, ja vielfach noch auf das linke Elbufer übergreifend, war slawisch, und die heute dort wohnende Bevölkerung ist keine rein germanische, sie ist eine Mischrasse, bei der das slawische Blut sogar überwiegt. Warum gelang denn damals die Germanisierung, warum mißlingt sie heute? Unsere Hakatisten sind mit der Erklärung schnell fertig: „Damals gab es keine polnische Agitation." Das ist bis zu einem gewissen Grade richtig, aber doch nur eine Antwort, welche die weitere Frage notwendig macht: Warum gab es eine solche nicht? Und da kann die Antwort nur lauten, weil damals für die polnische Landbevölkerung — eine städtische gab es ja kaum — deutsch werden „frei werden" bedeutete; zu deutschem Besitzrecht eingesetzt werden, hieß für den polnischen Bauer: in seinem Besitz vor Willkür gesichert sein; und selbst wo das polnische Dorf nicht dieselben Rechte erhielt wie das deutsch besiedelte, wirkte doch mittelbar das deutsche Recht verbessernd auf das im benachbarten polnischen Dorf. In der Stadt wurde auch der polnische Leibeigene frei. Dazu kam die Verbesserung der Technik, der tief gehende deutsche Scharpflug, der den polnischen Hakenpflug verdrängte und eine reichere und sichere Ernte verbürgte, den Anbau der schwereren Böden erst ermöglichte. Und ebenso schaffte die bessere Technik des deutschen Handwerkers dem sie sich aneignenden polnischen Handwerker nicht nur ein höheres Einkommen, sondern auch eine angesehenere soziale Stellung als bisher.

Wo die Grundherrschaft das Land aber nicht an deutsche Bauern ausgab, wo es bei dem alten, schlechten Besitzrecht des polnischen Bauern verblieb wie auf dem rechten Oderufer Oberschlesiens, da trat trotz der starken Besiedlung mit deutschen Bergleuten durch die Jägerndorfer Markgrafen keine dauernde Germanisierung ein; im Gegenteil, nach dem Verfall des Bergbaues wurden die Deutschen polonisiert.

Die Germanisierung des Ostens bedeutete also damals für die Polen größere Freiheit, besseres Besitzrecht, soziales Aufsteigen; und die Freiheit wurde ihnen auch nicht durch eine engherzige Bureaukratie verkümmert; niemand zwang sie, deutsch zu lernen, ihre religiösen Bedürfnisse nur in deutscher Sprache zu befriedigen; der Zwang hätte zum Widerstand angereizt, die Freiheit dagegen lockte, die deutsche Sprache zu lernen; wer die Stadtfreiheit genießen wollte, mußte deutsch können; ohne das vermochte er kein Handwerk zu lernen; deutsch können hieß gebildeter, vornehmer, freier sein, besser sein Fortkommen finden. Das führte schließlich zur Vermischung der Alteingesessenen mit den Zugewanderten und ihren Nachkommen, zur völligen Germanisierung. Und als dann nach dem dreißigjährigen Krieg, besonders aber mit dem Eintritt hoher Getreidepreise in den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts, das Bauernlegen in Ostelbien erfolgte, durch das der besitzende freie Bauer zum besitzlosen Leibeigenen hinabgedrückt wurde,

da war die Germanisierung in Mittel- und Niederschlesien, in der Mark, in Pommern und Mecklenburg bereits so durchgedrungen, daß selbst dieses gewaltsame Zurückschrauben auf eine Lage, die sogar schlechter war als die vor der deutschen Besiedlung, eine Polonisierung nicht mehr herbeizuführen vermochte. Anders lag es in Oberschlesien und in den zu Polen gehörigen Landesteilen Posen und Westpreußen; in letzterem wie in Ostpreußen hatte das Deutschtum, da es durch die Ritterorden im Kampf gegen die Eingeborenen mit Morden und Brennen eingeführt war — abgesehen von den Städten, die deutsche Gründungen waren — nicht so festen Fuß gefaßt, wie in den andern später preußischen Provinzen. Namentlich in Westpreußen war unter der polnischen Herrschaft das platte Land wieder großenteils polonisiert worden, und in dem Jahrhundert, seitdem diese Gebiete nunmehr zu Preußen gehören, hat die Germanisierung kaum Fortschritte, in den beiden letzten Jahrzehnten sogar ausgesprochene Rückschritte gemacht.

Als ich Mitte der siebziger Jahre meine praktische Lehrzeit in den oberschlesischen Bergwerken absolvierte, war von einer polnischen Bewegung dort nichts zu spüren; im Gegenteil, die Arbeiter legten Wert darauf, deutsch zu lernen, um nicht an den oberschlesischen Bergwerksbezirk gebunden zu sein, wo die Löhne wesentlich niedriger als im Westen waren. Ich habe in dieser Zeitschrift bereits früher auseinandergesetzt, wie die polnische Bewegung dort in dem Maße Boden gewinnen mußte, wie die Zentrumspartei Arbeitgeberpartei, Regierungspartei und Agrarierpartei wurde; wie mit der maßlosen Verteuerung der Lebensmittel durch die deutschen Zölle und Grenzsperren in den Arbeitern die Empfindung rege wurde, es schlechter zu haben als die Bevölkerung im benachbarten Galizien und Russisch-Polen. Damit war dort der Boden für die nationalpolnische Agitation geschaffen, die bisher in Oberschlesien nie hatte Fuß fassen können, und sie gefördert wurde durch die Ungeschicklichkeiten der deutschen Bureaukratie und der katholischen Geistlichkeit, die nunmehr den Zentrumsturm mit ebensoviel rücksichtslosem Eifer gegen die Polen verteidigten wie früher gegen Liberale und Freikonservative.

In Posen und Westpreußen, wo die nationalpolnische Bewegung von vornherein auf einer historischen Grundlage — der früheren Zugehörigkeit zum Königreich Polen — beruht, hat sie ihre Intensität und Schärfe einmal durch den konfessionellen Gegensatz, sodann durch die Germanisationsbestrebungen der Deutschen in Gesetzgebung, Verwaltung, Rechtsprechung und im sozialen Verkehr erhalten.

Die katholischen Priester der deutschen, vormals polnischen Landesteile, insbesondere des Erzbistums Gnesen, entstammten zum größeren Teil dem polnischen Adel, der — als der eigentliche frühere Beherrscher Polens — die nationalpolnische Idee begreiflicherweise am zähesten festhielt. Wohl fehlte es auch nicht an deutschen Katholiken in Posen, aber sie wurden durch die polnisch gesinnte Geistlichkeit — und welchen Einfluß hat diese namentlich auf die Gemüter der Frauen! — zum überwiegenden Teil polonisiert. Nur in den Städten und in Dörfern mit geschlossener deutscher Bevölkerung vermochten die deutschen Katholiken ihre Nationalität und ihre Muttersprache zu bewahren. Wo sie aber gemischt wohnten und sich selbst mit den Polen durch Heirat vermischten, wurden sie polnisch, ja vielfach geradezu Vorkämpfer der polnischen Bewegung, wie so viele deutsche oder polonisierte deutsche Namen unter ihnen beweisen.

Wäre für Posen neben dem zuständigen Gnesener Erzbischof nach Art des Armeebischofs ein besonderer deutscher Bischof bestellt worden, so hätten die Katholiken deutscher Abstammung wohl ihre Nationalität zu bewahren vermocht. Dazu will sich aber die katholische Kirche nicht verstehen, da sie an dem Grundsatz des einheitlichen territorialen Bistums nicht rütteln lassen und weitere Abweichungen als die des Armeebischofs nicht dulden will.

So hat denn die Polonisierung der deutschen Katholiken noch die Nebenwirkung gehabt, daß sich in jenen Gegenden heut die Begriffe polnisch und katholisch einerseits, deutsch und protestantisch andererseits großenteils decken, daß zu dem sprachlichen Gegensatz auch noch der der Religion tritt. Und die Beamten, die die Germanisierungspolitik der Regierung ausführen, die hakatistischen Großgrundbesitzer und Domänenpächter, die deutschen Ansiedler, die von der Ansiedlungskommission auf den Rentengütern angesetzt werden, sind, von wenigen Ausnahmen abgesehen,*) Protestanten. Wo aber religiöse Gegensätze zu den nationalen treten, da erfahren diese eine außerordentliche Verstärkung; das Beispiel Irlands beweist dies auf das schlagendste.

War deshalb auf deutscher Seite die größte Diskretion in der Behandlung aller die Religion berührenden Fragen doppelt geboten, so war die Ungeschicklichkeit der deutschen Bureaukratie und nicht minder die der ausschlaggebenden Mehrheitsparteien in den preußischen Parlamenten auf diesem Gebiet besonders groß. Es war ein Verhängnis, daß nach der preußischen Schulgesetzgebung der Religionsunterricht in der Schule erteilt wird, die zwar von der politischen Gemeinde unterhalten, die aber tatsächlich in allem und jedem eine Veranstaltung des Staates ist; daß der vom Staat berufene und völlig abhängige Lehrer den Religionsunterricht in der vom Staat dekretierten Weise erteilen muß, was ihn gegenüber dem polnischen Geistlichen von vornherein in eine unhaltbare Stellung bringt, was seine Arbeit unsagbar erschwert und das Gegenteil der Germanisierung bewirkt, da natürlich der polnische Geistliche die Sympathie der polnisch sprechenden Gemeindeglieder hat, die ebenso naturgemäß dem deutschen Lehrer fehlt.

Wenn der Religionsunterricht seiner ganzen Natur nach Sache der Religionsgemeinschaft ist und daher nicht in die Staatsschule gehört, wenn der Staat selbst das größte Interesse haben müßte, um die ewigen Konflikte mit der Kirche zu vermeiden, auf den Religionsunterricht in der Schule zu verzichten, ihn, ohne selbst irgend einen Zwang auszuüben, ihr zu überlassen, so machen es die Verhältnisse in den polnischen Sprachgebieten geradezu unumgänglich notwendig, daß die Staatsschule davon frei bleibt. Es wäre eine kluge, eine versöhnlich wirkende Politik gewesen, wenn man sich dazu entschlossen hätte. Statt dessen beging man die denkbar größte Torheit: man zwang die Eltern, nicht nur ihre Kinder in den staatlichen Religionsunterricht zu schicken, man erteilte ihn auch noch in deutscher Sprache. Wenn man einen Preis dafür ausgesetzt hätte, wie der polnischen Bewegung das zugkräftigste Mittel in die Hand zu geben sei, man hätte kein besseres ausfindig machen können als den zwangsweisen deutschen Religionsunterricht in der Staatsschule. Selbst die Russen üben solchen Zwang den Polen gegenüber nicht aus. Die Schule, die ein Element der Versöhnung, der Annäherung durch die Bildung sein sollte und sehr wohl sein könnte, wird dadurch ein solches der Verbitterung, der Verschärfung der Gegensätze.

Man hat wohl eingewendet, daß, wenn man erfolgreich germanisieren wolle, es gerade notwendig sei, den Polen den polnischen Gottesdienst und Religionsunterricht zu nehmen. Da, wo die Geistlichkeit wie in Oberschlesien den deutschen Gottesdienst bevorzugte, wo sie sich in Gegensatz zu den Polen stellte, hat sie eine ihr höchst gefährliche Gegnerschaft in der Bevölkerung wachgerufen, vor der sie vorsichtig wieder einzulenken sucht. Und was man mit dem deutschen Religionsunterricht in Posen erreicht hat, ist doch gerade das Gegenteil dessen, was man erstrebte.

Dieselben Leute aber, denen mit gewaltsamer Germanisierung nicht genug getan werden kann, bei denen der Zweck jedes Mittel dazu heiligt, entrüsten sich am stärksten, wenn Russen, Magyaren, Tschechen usw. gegen Deutschsprechende Nationalisierungsversuche unternehmen. Mit Recht bäumte sich das deutsche Nationalbewußtsein dagegen auf, als die Dänen die Deutschen in den Elbherzogtümern danisierten; aber was jene damals sündigten, war sicher nicht schlimmer als das, was unsererseits heut unseren polnisch oder dänisch sprechenden Landsleuten gegenüber getan wird. Die Magyaren und Tschechen bekämpfen das Deutsche noch brutaler; raffinierter und zugleich ungeschickter suchen wir zu nationalisieren. Unsere Hakatisten, Alldeutschen und sonstigen Gewaltpatrioten möchten sich doch aber einmal des deutschen Sprichworts erinnern:

„Was du nicht willst, daß dir geschicht,
Das tu auch einem andern nicht."

*) Einige wenige Dörfer sind auch mit katholischen Ansiedlern besetzt.

Vom Standpunkt einer geläuterten Moral aus ist es unsittlich, jemandem seine Muttersprache nehmen zu wollen, seiner Individualität, seinen religiösen Empfindungen zu nahe zu treten. Politisch aber ist es noch schlimmer; es ist eine Dummheit, denn es reizt nur zum Widerstand.

Das ist überhaupt der einzige Erfolg, den unsere Polen- und Dänenpolitik erzielt hat. Charakterisiert wird diese Politik der Nadelstiche am treffendsten durch jenen Ukas, wodurch den deutschen Beamten und Offizieren der Besuch des Posener Zoologischen Gartens verboten wurde, weil die Konzertprogramme in deutscher und polnischer Sprache gedruckt waren. Man verbietet den Lehrern und Beamten, in ihren Familien polnisch zu sprechen, einen Polen zum Stadtverordneten oder Gemeindevertreter zu wählen; man scheut sich also nicht, in die verfassungsmäßig garantierten Freiheiten der Beamten einzugreifen, nur um zu germanisieren.

Man mag über das Kindische solcher bureaukratischen Maßnahmen lachen; aber in ihrer Gesamtheit wirken sie nicht auf die Lachmuskeln, sondern rufen Erbitterung hervor; sie kennzeichnen die Kampfesstimmung der deutschen Verwaltung, die nun von der polnisch sprechenden Bevölkerung naturgemäß als ihr Feind betrachtet wird. Mit strenger Unparteilichkeit vermöchte man Vertrauen zu erringen, mit der Bekämpfung erntet man nur Feindseligkeit; die polnisch sprechende Bevölkerung empfindet es doch schließlich als Ehrensache, dem Druck den entsprechenden Gegendruck entgegenzusetzen.

Man machte es jedem deutschen Beamten zur Pflicht, seine Bedürfnisse bei deutschen Kaufleuten und Handwerkern zu decken, nur in deutschen Wirtshäusern zu verkehren, und bewirkt damit den Boykott der deutschen Geschäftsleute durch die Polen; der Vorteil schlägt ausschließlich zugunsten der polnischen Gewerbtreibenden aus, und man verschärft dadurch die Gegensätze, ruft sie auch in den Kreisen wach, in denen sie bisher kaum vorhanden gewesen waren.

Und als alles nichts half, schritt man zur Ansiedlung mit Staatsmitteln; man wollte die Polen auskaufen und das Land deutsch besiedeln.

Der Grundgedanke eines derartigen Planes ist verkehrt; er muß, wenn er glückt, einmal die polnische Bevölkerung vom Lande in die Städte treiben und diese, die bis dahin die stärkste Stütze des Deutschtums waren, polonisieren, was denn auch zum großen Teil bewirkt worden ist. Er müßte sodann aber dazu führen, die polnische Landbevölkerung zu proletarisieren, was ja stets eintritt, wenn einer ländlichen Bevölkerung der Grundbesitz, sei es durch Kauf oder auf andere Weise, entzogen wird. Eine ansässige, besitzende Bevölkerung ist aber jedenfalls ein weit ruhigeres, staatserhaltendes und viel weniger zu Revolutionen oder Konspirationen mit dem Ausland aufgelegtes Element als ein besitzloses, proletarisches, das natürlich für die Agitation ganz anders empfänglich ist als ein wohlsituierter Kleinbauernstand. Will man eine wirkliche polnische Gefahr für uns schaffen, so muß man unsere polnisch sprechende Bevölkerung proletarisieren, muß man in ihr das Gefühl wachrufen: einst gehörte das Land uns, jetzt hat uns dieser Staat, der uns in unserem Besitz schützen sollte, zu Proletariern gemacht, dieses Staatswesen ist wohl der Freund der Deutschen, aber unser Feind. Dann haben wir diese Bevölkerung dazu gemacht, was die Engländer aus den Iren gemacht hatten: zu ihren vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Todfeinden.

Durch die Umwandlung polnischer Rittergüter in preußische Domänen oder ihren Uebergang in deutsche Hände wird für die Germanisierung verzweifelt wenig erreicht; die Arbeiterbevölkerung bleibt polnisch und der nationale Gegensatz wird noch durch den zwischen Arbeitern und Arbeitgebern verschärft. Wohin das in unruhigen Zeiten führt, das haben 1848 die Bluttaten der ruthenischen Arbeiterbevölkerung gegen den polnischen Adel in Galizien, das haben jüngst erst wieder die Greueltaten der lettischen Arbeiter gegen die deutschen Grundbesitzer Kurlands und Livlands gezeigt, und diese waren doch humane, wohlwollende Arbeitgeber gewesen.

Aber selbst die Besiedlung mit deutschen Bauern — auch wo sie technisch noch so gut durchgeführt ist — bedeutet in ihren bisherigen Ergebnissen für die Germanisierung einen totalen Mißerfolg; sie brachte den verschuldeten polnischen Rittergutsbesitzern große Geldmittel, machte sie kaufkräftig und gestattete ihnen, mehr Grundbesitz aus deutscher Hand zu erwerben, als sie an diese verkauften. Die Bilanz dieser Politik ergibt einen stattlichen Gewinn an Grundbesitz für die polnische Hand, und zwar nicht nur in Posen, sondern auch in den angrenzenden Provinzen, selbst den bisher rein deutschen.

Die bäuerliche Besiedelung mit Rentengütern durch die Ansiedlungskommission fand ihre erfolgreiche Gegenaktion durch die polnischen Parzellierungsbanken, sodaß also auch der polnische Kleingrundbesitz eine weit stärkere Zunahme als der deutsche aufweist. Allerdings ist dem jetzt durch die nach meiner Auffassung verfassungswidrige Novelle zum Ansiedlungsgesetz, die in allen Ortschaften mit nicht geschlossener Bebauung die Ansiedlungsgenehmigung erfordert, ein Riegel vorgeschoben worden. Daß damit die Erbitterung nur gesteigert werden kann, wird jeder begreifen, der weiß, wie der Landrat den polnischen Bauern zwingt, seine Hütte niederzureißen, weil sie baufällig ist, und ihm für den Neubau die Konzession verweigert; der den Fall kennt, daß auf einer einseitig bereits geschlossen bebauten Straße einem polnischen Bauherrn der auf mündliche Erlaubnis hin auf der anderen Straßenseite angefangene Bau inhibiert wird, weil die Ansiedlungsgenehmigung nicht erteilt wurde usw.

Diese Gesetzgebung nnd ihre Handhabung konnten nur verbittern, und sie führen weiter dazu, in den anderen Provinzen, wo diese Ausnahmegesetze nicht existieren, polnische Ansiedlungen zu schaffen.

Das Fiasko der preußischen Ansiedlungspolitik ist bei der letzten Beratung im Abgeordnetenhause von allen Parteien unverblümt oder verblümt zugegeben worden. Statt aber eine so verfehlte Politik aufzugeben, verlangt man ihre Verschärfung, forderte der Ostmarkenverein auf seiner letzten Tagung die Zwangsenteignung des polnischen Grundbesitzes, d. h. da die preußische Verfassung nur Preußen kennt, das Expropriationsrecht gegenüber allen Grundbesitzern, die das Polnische als ihre Muttersprache angeben. Darüber, ob ein solches Verlangen mit der preußischen Verfassung in Einklang steht oder nicht, sind seine Vertreter verschiedener Meinung; die einen sind bereit, der Verfassung etwas unterzulegen, statt sie auszulegen, den anderen kommt es auf eine Aenderung der die Grundrechte des Volkes sichernden Verfassungsbestimmungen nicht an: Macht geht vor Recht. Daß damit auch die Bestimmung der Reichsverfassung: „Jeder Deutsche kann sich niederlassen, wo er will", verletzt würde, wollen diese Zwangsgermanisatoren nicht zugeben, hauptsächlich wohl deshalb, weil sie wissen, daß für eine Aenderung dieses Paragraphen der Verfassung im Reichstag keine Mehrheit zu haben wäre.

Daß eine solche Ausnahmebestimmung für alle Provinzen Preußens beschlossen würde, ist kaum anzunehmen; geschieht dies aber nicht, so werden die enteigneten Polen in anderen Landesteilen Güter kaufen und polnische bäuerliche Ansiedlungen gründen, dann ist der Zweck verfehlt; oder aber man proletarisiert die ganze polnische Landbevölkerung und macht sie dadurch erst wirklich gefährlich.

Denn entbehren können wir die Polen nicht, am wenigsten können es die Hakatisten, die ostelbischen Großgrundbesitzer; ja nicht einmal die deutschen Rentengutsansiedler in Posen und Westpreußen können den polnischen Landarbeiter missen; die Kohlennot nicht nur in Oberschlesien, nein, selbst im Ruhrrevier, wo heut bereits Hunderttausende von Polen leben, würde ohne die Polen unerträgliche Dimensionen annehmen, und je mehr wir durch Zölle und Viehsperren die Lebenshaltung herunterdrücken und den deutschen Arbeiter zur Auswanderung drängen, umsomehr tritt an seine Stelle der genügsamere Slawe, — auch eine nationale Seite unserer Wirtschaftspolitik.

„Staatsmännische" Politiker wie die Abgeordneten Dr. Friedberg und Bassermann erklären alle jene für bar des vaterländischen Empfindens, die in diesen Fragen nicht unbesehen in all und jedem die von deutscher Seite getroffenen Maßnahmen vertreten; sie verlangen, daß man des stolzen englischen Spruches: „Right or wrong, my country" eingedenk sei. Der Spruch mag für den Soldaten angebracht sein, der in der Schlacht sein Verhalten nicht von kritischen Erwägungen über

die Güte der von ihm verfochtenen Sache abhängig machen darf, aber in der Politik ist er nur ein Deckmantel für Dummheiten oder Verbrechen.

Und eins wie das andere ist eine Politik, die das Gegenteil von dem erreicht, was sie bezweckt, die nicht der Versöhnung, sondern der Verbitterung, die nicht der Ausgleichung, sondern der Verschärfung der Gegensätze dient, die, statt die Stellung des Vaterlandes für den Fall auswärtiger Schwierigkeiten zu stärken, sie schwächt. Es ist eine Torheit, zu glauben, daß man einer Bevölkerung mit Gewalt ihre Muttersprache nehmen, daß man sie durch Härte zur Liebe zwingen, daß man durch Ungerechtigkeit ihre Zuneigung gewinnen könne.

Sympathien lassen sich nur durch Freiheit, Gerechtigkeit und Beförderung der Wohlfahrt erringen; nur auf diesem Boden kann die Liebe zum Staat erwachsen, kann sich ein Vaterlandsgefühl unabhängig von der Muttersprache entwickeln.

Die Engländer haben die Einsicht gehabt, mit der verfehlten Gewaltpolitik gegenüber den Iren zu brechen, niederzureißen, was man durch sieben Jahrhunderte aufgebaut, und was sich nur als ein Riesenherd der Verbitterung erwiesen hatte. Trotz des patriotischen Geschreis der in Irland ansässigen Landlords hat man sich entschlossen, Reformen großen Stils durchzuführen, die mit der Zeit nicht verfehlen werden, die Iren zu versöhnen. Und ein Zeichen tiefer politischer Einsicht ist es, daß man sich selbst auf seiten der Torys zu dieser Politik durchgerungen hat.

Das Streben, anderssprachige Volksteile durch Druck ihrer Nationalität zu entkleiden, die Bekämpfung des anderen Volksstammes im selben Staatsgebiet ist nicht patriotisch, ist vielmehr das Zeichen politischer und kultureller Rückständigkeit. Patriotisch sein, heißt gerecht sein, auch dem anderen Volksstamm gegenüber.

Georg Gothein.

Fünfzig Jahre deutscher Demokratie.

Die Geschichte der letzten beiden Menschenalter ist noch nicht unter dem Gesichtspunkt des demokratischen Liberalismus geschrieben worden. Die offizielle Geschichtswissenschaft unserer Universitäten steht nicht im Lager der Besiegten. Nicht als ob sie bewußt den Geist einseitiger Parteilichkeit in die Darstellung der Kämpfe um Deutschlands Einigung und Ausbau hineintrüge. Aber: eventus tyrannus. Diejenige Macht, die aus all diesen Kämpfen als Sieger mit unvergleichlich gesteigerten Kräften hervorging, die Krone der Hohenzollern, scheint allzuoft dem Historiker nicht nur die stärkere, sondern auch die bessere Sache verfochten zu haben; und die ihr widerstanden, werden vorgeführt als die Kurzsichtigen oder gar als die, denen die Partei höher stand als das Vaterland. Von dem überwundenen Manne spricht auch der Geschichtschreiber selten in den Tönen der freudigen Zustimmung, und so haben wir uns denn gewöhnt, den Entwicklungsgang auch als den Weg des Fortschritts anzusehen. Für jeden aber, welcher Anschauung er auch sei, muß es bei dieser Lage von Wert sein, die Stimmen zu vernehmen, die die Sache der Besiegten vertreten haben.

Die Geschichte der „Frankfurter Zeitung"*) — die auf diesen Blättern schon erwähnt wurde — muß deshalb überall als ein willkommenes Gegenstück zu den Werken der preußischen Geschichtschreibung begrüßt werden. Die „Frankfurter Zeitung" ist bei den Kämpfen der letzten fünfzig Jahre bald in die vorderste Reihe getreten, und sie hatte, wie auch die Gegner zugeben, immer etwas zu sagen. Das umfangreiche, wertvolle Material das in ihren fünfzig Jahrgängen aufgespeichert liegt, zu kondensieren und erneut ans Licht zu fördern, war eine lockende, verdienstliche Aufgabe, für deren Lösung man dem Verlag und den Mitarbeitern großen Dank schuldet.

Am zweifellosesten ist der Wert, den das Buch als Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte hat. Es gehört zur Eigenart der „Frankfurter Zeitung", daß sie dem Handelsteil von ihren Anfängen als „Frankfurter Geschäftsbericht" an jederzeit eine besonders intensive Arbeit widmete. Sie hat nicht nur die Berichterstattung auf eine Höhe gebracht, daß nur sehr wenige Organe deutscher Zunge mit ihr wetteifern können, sie hat vor allem das ihr zufließende riesige Material stets so mustergültig bearbeitet und so zutreffend beurteilt, daß sie mehr als einmal entscheidend in das Wirtschaftsleben eingreifen und auf die Beseitigung schädlicher Auswüchse hinwirken konnte. Ihre Haltung in der letzten Krise ist noch in jedermanns Erinnerung. Hier aber findet man die wichtigen Ereignisse der Wirtschaftsgeschichte seit 1856 und den Kommentar, den das „Frankfurter Handelsblatt" dazu geliefert hat, in einer außerordentlich belehrenden Darstellung wieder.

Die übrigen Partien des umfangreichen Buches sind verschieden ausgefallen. Was aber die Hauptsache, die politische Geschichte, anlangt, so steht auch ihre Darstellung zweifellos über allen, die uns bisher bei Zeitungsjubiläen geboten wurden. Allein, ich möchte die Frage aufwerfen, ob hier nicht noch ein Anderes — und wie mir scheint: mehr — zu erreichen gewesen wäre. Es haben eine Reihe von Mitarbeitern zusammengewirkt, deren jeder ein sachlich begrenztes Gebiet zur Darstellung brachte, und zwar ist der größte und bedeutsamste Teil von Gottlob Anhäuser bearbeitet worden. Jeder Einzelne hat in seinem Arbeitsfeld in getrennter Erzählung die Entwicklung der verschiedenen Probleme innerhalb des betreffenden Zeitabschnittes vorgeführt. Ein großes, wertvolles Material ist so zusammengedrängt. Aber es war dabei doch nicht zu vermeiden, daß das Wichtigste und das weniger Wichtige manchmal mit gleichem Nachdruck vorgetragen wird. Auch steht die Darstellung meist auf dem Standpunkt der Zeit, mit welcher sie sich beschäftigt. Dafür läßt sich freilich manches sagen. Mir scheint aber, es wäre noch wertvoller gewesen, wenn die Darstellung unter dem Gesichtspunkt der gesamten Erfahrung des letzten halben Jahrhunderts vor allem auf eine kräftige Betonung der entscheidenden Entwicklungslinien hingewirkt und die Einzelfragen zu einem Gesamtbild verschmolzen hätte, ihre gegenseitige Bedingtheit und Beeinflussung aufweisend. Am meisten trägt diesem Gesichtspunkt noch die Geschichte der Arbeiterbewegung Rechnung, die aus der Feder Dr. Gustav Mayers geflossen ist. Weniger kann es von der Geschichte der inneren Politik, im besonderen der Parteigeschichte, gesagt werden, der wir uns mit einigen Worten zuwenden wollen.

1856 und 1906! Welch gewaltiger Unterschied in dem Bilde Deutschlands an diesen beiden Zeitpunkten! Welche Zunahme an materieller Kultur, an Volkszahl, an technischer Leistung, an äußerer Machtentfaltung! Aber auch welch ein Wandel in der geistigen Atmosphäre, welche Verminderung des Idealismus, der Spannkraft des politischen Kampfes. Freilich, seine Aufgaben sind ganz andere geworden. Als die „Frankfurter Zeitung" ins Leben trat, beherrschte das Problem der Neugestaltung Deutschlands die Situation. Sie verfocht vor allen Dingen die Rechte des Volkes, und da die Krone Preußens sich in der Konfliktszeit rücksichtslos über diese hinwegsetzte, so steigerte sich die Abneigung der Zeitung gegen Preußen zur erbitterten Feindschaft. Mit aller Energie bekämpfte sie die „Annexionsgelüste Preußens", sah vielmehr Deutschlands Heil im Siege Oesterreichs. Auch mit dem Nationalverein, dem Sonnemann ursprünglich angehört hatte, kam es deshalb zum Bruch. Die Zeitung muß ihre Sache nicht ohne Geschick vertreten haben. Das beweist der starke Haß, den Bismarck schon damals auf sie warf, und den sie bei der Einnahme Frankfurts recht empfindlich zu spüren bekam.

*) Die Geschichte der „Frankfurter Zeitung" 1856 bis 1906. Herausgegeben vom Verlag der „Frankfurter Zeitung". (Frankfurter Sozietätsdruckerei G. m. b. H.) Mit einem Bildnis Leopold Sonnemanns. — Die hauptsächlichsten Mitarbeiter sind Gottlob Anhäuser, Gustav Mayer, Dr. Kollmann und für den Handelsteil Cohnstaedt. Der Umfang beträgt 976 Seiten Lexikonformat.

Es kann uns heute kaum verwunderlich erscheinen, daß das Blatt sich mit dem durch die Ereignisse von 1866 und 1870 geschaffenen Zustand lange nicht auszusöhnen vermochte. Sie fürchtete für die demokratischen Ideale, die sie auf ihr Banner geschrieben hatte, und deren Anhänger unter ihrer und Sonnemanns tätiger Mitwirkung in der deutschen Volkspartei organisiert wurden. „Dazu kam dann noch der Gram über den Verlust der staatlichen Selbständigkeit Frankfurts," und schließlich die traditionelle Abneigung der an behaglichere und freiere Entfaltung gewähnten Süddeutschen gegen das stramme, karge Preußentum.

„Preußen hat viel gearbeitet — gewiß; aber geschah denn diese Arbeit im Dienste des deutschen Volkes? —" schrieb die „Frankfurter Zeitung" 1871. „Das deutsche Volk hat Preußen einmal im Laufe der Geschichte, im Jahre 1848, zu seinem Dienste aufgerufen, und damals versagte Preußen. Die übrige Arbeit der Vergangenheit ist im Dienste der Könige geschehen, die sich den deutschen Staat zum großen Teil aus deutschem Material zusammenerobert haben."

Zwischen dieser Auffassung und der nationalliberalen, aber schließlich auch der fortschrittlichen, klaffte natürlich eine unüberbrückbare Kluft, und die Zeitung stand denn auch in schroffer Fehde namentlich zur nationalliberalen Partei, der im ersten Jahrzehnt die Führung und die Hauptlast bei der parlamentarischen Arbeit zufiel. Hart kritisierte sie jedes Nachgeben gegenüber dem festen Bismarckschen Willen, mit Recht betonend, daß die konstitutionell-parlamentarische Entwicklung unmöglich auf diesem Wege gefördert werden könne. Bismarck hat auf die unbequeme Opposition des vielverbreiteten und gut redigierten Blattes mit dem einfachsten Mittel, der prozessualen Verfolgung, geantwortet.

Die Preßprozesse bilden besondere, und zwar sehr reichhaltige Abschnitte der Jubiläumsschrift. Leider kann man nicht sagen, daß sie ein Ruhmesblatt in der Geschichte der deutschen Justiz darstellen. Durch geradezu drakonische Urteile und alle Schikanemittel, die die Strafprozeßordnung in die Hand gab, ging man der Redaktion zu Leibe. Es erscheint heut schlechterdings unglaublich, wegen welcher Lappalien Gefängnisstrafen von sechs Monaten ausgesprochen wurden. Das Schlimmste war, daß Bismarck selbst in offener Reichstagssitzung der Zeitung den ehrenrührigen Vorwurf machte, in Beziehungen zur französischen Regierung zu stehen, und daß er gegen die sich wehrenden Redakteure den Strafrichter — zum Teil leider mit Erfolg — in Bewegung setzte. Skandalös war auch der Gebrauch der Zeugniszwangshaft, der zweifellos darauf abzielte, das Erscheinen des Blattes zu verhindeen. „Rund vierzig Monate Freiheitsentziehung hatten in dem Zeitraum von 1871 bis 1879 Redakteure und Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung" erdulden müssen." Das geschah in der sogenannten liberalen Periode des Deutschen Reiches; die Sphäre der Verwaltung hat der Liberalismus eben leider nie zu beeinflussen vermocht.

Nach zwei Richtungen knüpfte das Blatt während dieser Zeit bemerkenswerte Beziehungen an: zur Zentrumspartei und zur Sozialdemokratie. Für die klerikalen Grundsätze hatte die Zeitung natürlich niemals auch nur die geringsten Sympathien. Wohl aber sah sie das Zentrum, insbesondere auch seiner föderalistischen Neigungen wegen, als willkommenen Verbündeten in der Opposition gegen die „neureichsdeutsche Herrlichkeit" an, und mit sicherem politischen Urteil lehnte sie den Kulturkampf im Bismarckschen Sinne ab. Diese im ganzen doch sympathische Stellungnahme hat auch die erste grundlegende politische Differenz, die Haltung gegenüber dem wirtschaftspolitischen Umschwung von 1879, überdauert. Man fand sich doch wieder zusammen im Kampfe gegen Bismarck, namentlich auf dem Gebiete der Heerespolitik.

Der Sozialdemokratie gegenüber nahm die „Frankfurter Zeitung" eher als irgend ein anderes bürgerliches Blatt eine verständige Haltung ein, weil sie am frühesten zu einer modernen sozialpolitischen Auffassung durchdrang. Das ist in erster Linie Sonnemanns persönliches Verdienst gewesen. Es zeugt von einer ungewöhnlichen politischen Einsicht, daß er von vornherein die eminente Bedeutung der Arbeiterbewegung erkannte und seine Tätigkeit in ihre Dienste stellte. War die Stellungnahme der Zeitung zu den sozialpolitischen Fragen auch anfänglich eine vorwiegend eklektische, so rang sie sich doch bald unter der Führung hervorragender Redakteure wie Gustav Cohn und Karl Bücher zu einer prinzipiellen Auffassung durch und gelangte an die Spitze der bürgerlichen Sozialreformer. Uebereinstimmend mit dieser Tendenz und im festen Glauben an ihre demokratischen Ideale hat sie keinen Augenblick geschwankt, welche Stellung sie zum Sozialistengesetz einzunehmen habe, zu einer Zeit, als selbst ein Mann wie Ludwig Bamberger glaubte, ohne dieses Zwangsmittel nicht auskommen zu können. Die „Frankfurter Zeitung" kann auf ihren Kampf gegen das Ausnahmegesetz stolz sein; sie braucht von dem, was sie damals in der Hitze des Gefechts und zur Charakterisierung der Schäden, die das Gesetz verursacht hat, nichts zurückzunehmen, weil sie sich stets von unverlierbaren Grundsätzen leiten ließ. Darum hat sie in dieser Schicksalsstunde auch die rechte Stellung zu finden gewußt. Sicher stände der deutsche Liberalismus heute besser da, wäre diese Einsicht allgemein gewesen.

Im Wandel der Zeit aber verschob sich das Schlachtbild. Das letzte Jahrzehnt des Bismarckschen Regiments sah die Zeitung nach wie vor als scharfe Opponentin auf dem Platz. Nur die Bundesgenossen waren andere; der linke Flügel der Nationalliberalen, die Sezessionisten, waren zur Opposition gestoßen, in der sie durch geistige Bedeutung ohne Zweifel hervorragten. Die „Frankfurter Zeitung" aber stand ihnen ziemlich kühl gegenüber, da sie sich sozialpolitisch allzusehr von ihnen getrennt fühlte und diese Differenz mit einer gewissen Beflissenheit hervorhob. Der ganzen deutschfreisinnigen Partei machte sie ihre mangelnde Entschiedenheit im Kampfe gegen das Sozialistengesetz zum Vorwurf. Auch bekannte sie sich im Gegensatz zu ihr offen zu der Parole, daß die Opposition Bismarck aus dem Amte drängen müsse. Nun, es war eine andere Macht, die der Herrschaft des Gewaltigen schließlich ein Ziel setzte. Die Zeitung konnte seinen Sturz natürlich nur mit Befriedigung konstatieren:

„Das System Bismarck fällt, es stirbt ab an dem jugendkräftigen Wesen einer neuen Zeit, das sich aus dem Volke heraus offenbart und auch auf der Höhe die Geister beherrscht. Keiner Intrige, keiner Rivalität weicht der Mann, der länger als ein Vierteljahrhundert die Geschicke Preußens und Deutschlands geleitet hat, er weicht der Erkenntnis, daß seine Zeit vorüber ist, daß er den Anforderungen, die eine neue Zeit stellt, nicht zu genügen vermag."

Und in einer Aufwallung von Optimismus spricht die Zeitung ihre feste Ueberzeugung aus:

„daß des Kanzlers Rücktritt auch für unsere Parteiverhältnisse eine fruchtbare Klärung zur Folge haben wird". „Die Zuspitzung auf das Persönliche, die unseren politischen Kämpfen ein so schlimmes Gepräge gab, die vorhandenen Gegensätze nicht nur verschärfte, sondern oft auch vergiftete, wird aufhören und sachlichen Auseinandersetzungen Platz machen, die von der Anerkennung des Rechts jeder Meinung, sich geltend zu machen, als einer Grundbedingung des politischen Lebens getragen sein werden."

All diese Hoffnungen, die der 17. März 1890 erweckte, wie sind sie getäuscht worden in den sechzehn Jahren, die seitdem verflossen sind! Was hat die jugendkräftige neue Zeit gebracht? Freilich die Gewaltsamkeit, die in den Augen der Zeitung für das System Bismarcks charakteristisch war, ist nach dem unrühmlichen Ende der Umsturzvorlage zurückgetreten. Aber was hat sie ersetzt? Dem System der Gewalt folgte die Systemlosigkeit, der bewußten, mit allen Mitteln der Staatskunst durchgeführten Niederzwingung der unbequemen Opposition, ein fortgesetztes Hin und Her zwischen verschiedenen Parteien, ein lautes Ankündigen großer Pläne und mutloses Zurückweichen vor entschlossenem Widerstand. Konservative, Liberale, Zentrum und Arbeiterschaft, sie alle erfahren den Wechsel der Gunst, die von oben kommt. Die Minister kommen und gehen, und niemand fragt: warum? Am letzten Ende aber triumphieren immer wieder diejenigen, denen die Tradition des preußischen Staates und die Rücksichtslosigkeit ihres Vorgehens den ersten Platz anweist: die preußischen Junker. Den Höhepunkt erreicht diese Entwicklung gerade in unseren Tagen, im Falle Podbielski, da der offiziell leitende Staatsmann sich unfähig erweist, den Protektor und Protegé einer kleinen Clique

aus dem Amt zu entfernen, das er nach der angeblich so hoch gehaltenen, guten Ueberlieferung des preußischen Beamtentums längst verwirkt hat.

Wie unerfreulich sich die politischen Zustände trotz zweifelloser Fortschritte und tüchtiger Leistungen im einzelnen nach dem Sturze Bismarcks entwickelten, empfindet man bei der Lektüre dieses Buches mit erneuter Schärfe. Welche Dekadenz in der Reihe der Kanzler! Von dem mühsam, aber erfolgreich zu staatsmännischer Auffassung sich durcharbeitenden Caprivi über den doch wenigstens im entscheidenden Augenblick seiner großen Aufgabe bewußten Hohenlohe zu dem gefälligen, nichtssagenden, im Innern wie im Aeußern gleich erfolglosen Bülow, der nichts verhindert und nichts zuwege bringt! Und demgegenüber ein Reichstag, dessen Linke teils zersplittert, teils jeder politischen Einsicht bar, im inneren Hader machtlos und mutlos ist.

Da ist es denn nun wahrhaft tragisch, daß die „Frankfurter Zeitung", die so Bedeutsames für die Vertiefung und Verbreitung der demokratischen Ideale in Deutschland getan hat, in jener Schicksalsstunde den rechten Weg nicht zu finden vermochte, die in Wahrheit das Los der deutschen Demokratie für Jahrzehnte entschieden hat. Als der Liberalismus der Militärvorlage Caprivis gegenübergestellt war, da vermochte die „Frankfurter Zeitung" nur, sich wieder auf denselben oppositionellen Standpunkt zu stellen, den sie bei allen früheren Gelegenheiten eingenommen hatte. Zwar hatte sie beim Kampf um das Septennat von 1887 in dem Vorgehen Bismarcks „einen wohlausgedachten Plan, die Opposition niederzuzwingen," erkannt und gesehen, wie glänzend er glückte. Zwar hatte sie Caprivi „durchaus sympathisch" begrüßt. Aber das alles konnte sie zu keiner freundlicheren Haltung gegenüber seinen Militärforderungen bewegen. Im Gegenteil, sie eiferte, als ein Teil der Freisinnigen diesen Standpunkt verlassen wollte, gegen „die Opportunitätsgelüste der Sezessionisten" und ging mit den „Umfallpatrioten" scharf ins Gericht. Und doch hatte die ganze Opposition gegen die Heeresvergrößerungen nur dann einen praktischen Sinn, wenn man der Bundestreue des Zentrums, das ja erfahrungsgemäß der weniger leidende Teil war, in diesem Punkte einigermaßen sicher war. Wie wenig ahnte man, daß es binnen kurzem über die Leiche des einstigen Waffengefährten hin dem bisherigen Gegner die Hand reichen würde. Zu dem Untergang der deutschfreisinnigen Partei, der sie sich ja nicht zurechnete, hat die Zeitung damals nicht die richtige Stellung zu finden gewußt, und auch die Jubiläumsschrift ist, wie mir scheint, noch nicht ganz davon durchdrungen, daß die Spaltung von 1893 der Anfang vom Ende der bürgerlichen Demokratie war.

Was ihr seitdem zufiel, war im Grunde nur ein Verteidigen der letzten Stellung, ja häufig nur ein Rückzugsgefecht. Die „Frankfurter Zeitung" kann sich rühmen, in diesem Kampfe stets dort, wo es am heißesten herging, gestanden und denen, die auf sie hörten, die Ueberzeugung erhalten zu haben, daß es sich lohnt, für ein freies, das Recht der Persönlichkeit achtendes, vorwärtsstrebendes Deutschland zu kämpfen — trotzalledem! Nie auch hat sie vergessen, daß der Liberalismus heute eine dringende Aufgabe hat: den Kampf gegen die Reaktion. So ist sie in Wahrheit eine der wenigen positiven Größen, die der deutsche Liberalismus in die Rechnung für seine Zukunft einstellen kann.

Freilich: es ist ein bitteres, wehmütiges Gefühl, mit dem man den stattlichen Band aus der Hand legt. Wie viel Arbeit, wie viel geistige Energie ist von tüchtigen, ja zum Teil bedeutenden Männern in fünfzig Jahren hier geleistet worden! Und wie traurig ist das politische Ergebnis! Wie peinlich das Mißverhältnis zwischen Anstrengung und Erfolg! Aber zum Schluß gewinnt doch wieder jene andere Auffassung die Oberhand: eine Idee, deren Verfechter auf eine so glänzende Leistung hinweisen können, wie sie das Gesamtwerk der „Frankfurter Zeitung" darstellt, sie kann nicht tot sein. Und darum muß weiter für sie gestritten werden, wie fern auch der Erfolg scheint!

Erich Eyck.

Napoleon I. in englischer Beleuchtung

Das unauslöschliche Interesse, das die mächtige Persönlichkeit des genialen Korsen seit mehr als einem Jahrhundert allen denkenden Menschen einflößt, hat sich in unserer psychologischen Problemen zugewandten Gegenwart noch wesentlich verstärkt. Denn trotz, oder vielmehr wegen, des unabsehbar gewaltigen Quellenmaterials sowie der zahllosen Biographien und Einzelschriften, die über all sein öffentliches und privates Handeln und Tun herausgegeben worden sind, bleibt der tiefste Kern seines Wesens ein Problem, um dessen Lösung sich immer wieder Schriftsteller und Historiker abmühen, um zu verschiedenartigen Schlüssen zu gelangen. Und stets finden sie ein zahlreiches und aufmerksames Publikum.

Vor wenigen Monaten hatten wir hier eines Deutsch-Oesterreichers — Professors Fournier — Lebensbeschreibung Napoleons zu besprechen (Nr. 42 vom 21. Juli 1906). Jetzt kommt ein Engländer zu Worte: John Holland Rose, dessen in vielen Auflagen erschienenes Werk nunmehr in deutscher Uebersetzung vorliegt.*) Die beiden trefflichen Schriften ergänzen einander auf das beste. Der deutsche Gelehrte hat die umfassende historische Betrachtungsweise, die größere Konsequenz in Anschauung und Urteil voraus, er ist kühler in seiner Darstellung, abstrakter. Der Engländer vertieft sich liebevoller in die einzelnen Gestalten, er nimmt an ihnen einen persönlichen Anteil, er läßt sich mehr von den Eindrücken der wechselnden Ereignisse und Phasen bestimmen; obwohl stets klar und durchsichtig, befleißigt er sich doch eines blühenden, in gutem Sinne belletristischen Stiles.

Im Grunde stimmt Rose mit der Auffassung Napoleons durch Fournier überein: er sieht in ihm den unersättlich Ehrgeizigen und Herrschbegierigen. Allein er tilgt doch möglichst die Schatten, um nur das Licht dieses unvergleichlichen Genius scheinen zu lassen. Er macht mit Recht auf die mystische Stimmung aufmerksam, die sich bei dem Kaiser in so merkwürdiger Weise mit dem Sinn für das Praktische und der Freude an Erledigung der Einzelheiten vermischte. Er weist auf die großartigen und fruchtbaren Gesichtspunkte hin, mit denen Napoleon an jede Aufgabe, an jede Unternehmung herantrat. Er zeigt „den ungestümen Geist, der Großes wagt, Gewaltiges vollbringt und die Herzen von Millionen, selbst noch wenn er fällt und sie in seinem eigenen Falle mit sich niederreißt, an sich fesselt". Darin ist viel Wahres; nur übersieht Rose in seinem fast dichterischen Heldenkultus, daß sein Heros zugleich mit schlauer Berechnung, mit absoluter Gleichgültigkeit gegen die Wahrheit und mit Verachtung jedes sittlichen Gesetzes seine riesigen Pläne faßte und betrieb. Eine solche Perversität, die in ihrer Art ja auch gigantisch war, fesselt die Menschen nicht minder mit dämonischer Kraft als seine positive Größe.

Rose tritt an seine Aufgabe mit vollem wissenschaftlichen Rüstzeug heran. Er hat sich zu ihr durch mannigfache Spezialuntersuchungen über die napoleonische Aera vorbereitet. Er besitzt eine vollkommene Kenntnis der ungeheuren Literatur über seinen Gegenstand — auch der deutschen, was bei Engländern seltener ist als bei den heutigen Franzosen. Besonders an Clausewitz schließt er sich in seinen militärischen Darstellungen und Urteilen an. Er hat, fast als erster, die Schätze der Archive des britischen Auswärtigen Amtes, Kriegs- und Marineministeriums erforscht und verwendet und ist so imstande, auf viele diplomatische und kriegerische Ereignisse ein neues und schärferes Licht zu werfen, vorzüglich die Absichten, Entwürfe und Maßnahmen Englands in jener Zeit endlich auf richtigere Weise darzustellen. Unser Autor tritt an die Dinge mit gesunder Auffassung und treffender, stets wachsamer Kritik, indem er sich ebensowohl gegen die napoleonische Legende wie gegen die systematische Verunglimpfung des Kaisers kehrt, wie solche seit Lanfrey von fanatischen Liberalen und Republikanern geübt worden ist. Endlich schildert er Napoleon in der einzigen der Geschichtschreibung würdigen Weise, als

*) Napoleon I. Autorisierte deutsche Uebersetzung von Professor Dr. K. W. Schmidt. 2 Bde. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1906.

Staatslenker und Krieger, und läßt all den persönlichen und Familienklatsch beiseite, dem in jüngster Zeit Masson und Turquan zahllose Bände gewidmet haben.

Einen Punkt gibt es indes, in dem bei Rose die Bewunderung für den großen Kaiser und die gewissenhafte Kritik versagen: nämlich, wo das Interesse und der Ruhm Englands in Frage kommen. Das ist die schwächste Seite des ganzen Werkes. Die willkürliche Aufrechterhaltung des Besitzes von Malta wird ebenso verteidigt wie die gewaltsame Mißhandlung und Unterdrückung der neutralen Schiffahrt, ja selbst die Vernichtung der dänischen Flotte und das Bombardement Kopenhagens mitten im Frieden gutgeheißen. Es wird gebilligt, daß 1813 England, um die hannoversche Eifersucht gegen Preußen zu schonen, diesem Staate ganz unzureichende Hilfsgelder bewilligte und damit den Erfolg seiner kriegerischen Rüstungen gefährdete. England, das doch im Frieden von 1814 drei große französische Kolonien erhielt, wird als „edelmütig und staatsklug" gepriesen, weil es Deutschland hinderte, sich damals von Frankreich einen Teil der ihm früher von diesem entrissenen Gebiete zurückerstatten zu lassen. Kurz, Rose mißt mit zweierlei Maß, wenn er auf England zu sprechen kommt. Am schlimmsten verunstaltet er die Erzählung der Schlacht von Waterloo, die er als ausschließlichen Sieg Wellingtons darstellt; die Preußen hätten kein anderes Verdienst, als die ohnehin schon eingetretene Niederlage der Franzosen zu einer vernichtenden gestaltet zu haben. Als ob die Engländer und ihre deutsch-niederländischen Bundes- und Soldtruppen nicht zweifellos den wiederholten, furchtbaren Angriffen Napoleons erlegen wären, wenn nicht die Preußen bei Plancenoit das ganze Lobausche Armeekorps und sogar einen Teil der Garde auf sich gezogen und durch ihr kräftiges Eingreifen auf dem linken englischen Flügel diesen vor Vernichtung gerettet hätten!

Hier wäre es Pflicht des deutschen Uebersetzers gewesen, durch sachkundige kritische Bemerkungen die Wahrheit der Dinge dem deutschen Leser vorzuführen. Und überhaupt die Uebersetzung! Memoiren werden durch „Denkschriften" anstatt „Denkwürdigkeiten" wiedergegeben, anstatt „scheinbar" „augenscheinlich" gesetzt, die furchtbarsten Wortzusammenstellungen verbrochen. Aber am tollsten sind doch Fehler, die man bei einem „Professor Doktor" nicht als möglich voraussetzen sollte: wenn Ste. Beuve zu einem Stephan Beuve wird (I. 290), Vlissingen unter der englischen Form Flushing verborgen bleibt (II 204), der Uebersetzer in „Carinthia" nicht Kärnten, in „Carniola" nicht Krain wieder erkennt (II 206). Die ohnehin mangelhaften Karten sind in zwei Fällen (I 165 und II 137) geradezu vertauscht und müssen den Laienleser durchaus irreführen.

Doch kehren wir zu dem Verfasser zurück. Einige kleinere Irrtümer und Unvollständigkeiten wollen wir als menschlich, allzumenschlich übergehen; bedauerlicher ist seine gänzliche Ignorierung der ökonomischen Wirkungen der napoleonischen Herrschaft, die doch von Fournier in vollstem Maße entwickelt waren. Diese Uebergehung hängt wohl mit Roses etwas einseitigem Heroenkultus zusammen.

Allein solche notgedrungene Bedenken sollen uns die Freude an dem schönen Werke nicht trüben. Rose bemüht sich, einem jeden nach Möglichkeit gerecht zu werden. Selbst bei dem vielgeschmähten Talleyrand findet er einen rühmlichen Grund für dessen berüchtigte Unzuverlässigkeit und Veränderlichkeit: „Er liebte Frankreich mit tiefer, glühender Liebe. Für sein Land entwarf er Pläne, für sein Land wechselte er Freunde oder Gegner mit machiavellistischer Leichtigkeit." Diese Anschauung von dem Charakter Talleyrands ist, obwohl kaum erschöpfend, originell und vielleicht richtig. Und über jede hervorragende Persönlichkeit der Zeit weiß unser Verfasser ein kräftiges und bezeichnendes Wörtlein zu sagen.

Es kann hier nicht der Ort sein, all die mannigfaltigen Aufklärungen zu erwähnen, die uns Roses Forschungen über das Verhalten Englands in der napoleonischen Zeit verschaffen. Auch sie bestätigen, daß dieser Staat damals nach Pitts Tod keinen hervorragenden Staatsmann und, außer Wellington, keinen befähigten General besessen, daß er endlose Fehler und Torheiten begangen hat. Wenn er dennoch am Ende den Sieg über den gehaßten Gegner „Boney" davontrug, so liegen die Gründe dafür einmal in dem Umstand, daß furchtlose, feste und opferfreudige Entschlossenheit immer ein überaus wichtiges Element des Erfolges ist, andererseits und hauptsächlich aber in der Notwendigkeit, mit der die maßlosen und schließlich geradezu phantastischen und über alle realen Bedingungen sich hinwegsetzenden Pläne und Unternehmungen Napoleons dessen Sturz herbeiführen mußten. Seitdem der Kaiser absichtlich das Auge der Wirklichkeit verschloß, um mit imaginären Größen und Voraussetzungen zu rechnen, seitdem seine beispiellosen Erfolge ihm die Grenze zwischen Möglichem und Unmöglichem verwischten, war ihm — wie Talleyrand und Fouché es ihm längst vorhergesagt — der Untergang gewiß. Der Sieg Englands in dem furchtbaren, mehr als zwei Jahrzehnte umfassenden Zweikampf mit Frankreich ist weniger sein Verdienst, als Napoleons Schuld.

Das Genie ist die Quelle großartiger Wirkungen, aber auch schlimmer Gefahren. Das Talent wird durchschnittlich ein sichereres Gelingen in der Welt der Tatsachen verbürgen, als das Genie. Wellington und Gneisenau siegten über Napoleon.

Sehr interessant ist die nach den offiziellen englischen Quellen durchgeführte eingehende Schilderung der Gefangenschaft Napoleons in St. Helena. Gegenüber dem Versuch Lord Roseberrys in seinem Buche „Napoleon; die letzte Phase," die alten Anklagen gegen Sir Hudson Lowe und die englische Toryregierung wegen unnötiger Mißhandlung des glorreichen Gefangenen zu erneuern, hat Rose nachgewiesen, daß Lowe wohl ein etwas pedantischer, aber pflichttreuer und sogar wohlwollender Mann war, dem aber die Bewohner von Longword das Leben möglichst schwer machten. Diese Darlegungen haben durch Seaton in seiner trefflichen Schrift „Napoleons Gefangenschaft" (1903) vollkommene Bestätigung erfahren. Napoleon und sein Gefolge suchten den Konflikt, um den Gouverneur und die Toryregierung, die ihn instruierte, verhaßt zu machen, der Opposition scharfe Waffen zu liefern und den Triumph der Whigs herbeizuführen, von denen sie die Befreiung des gefangenen Kaisers sicher erhofften.

Die Kenntnis solcher Absichten seitens der Gefangenen und die Entdeckung von Umtrieben, die auf deren Flucht abzielten, mußten die Stimmung Lowes trüben und verbittern. Das Bewußtsein seiner schweren Verantwortung, nicht allein seiner Regierung und seinem Lande, sondern auch der Mit- und Nachwelt gegenüber, hat den Gouverneur mit Angst und Kummer erfüllt und ihn unglücklicher gemacht, als es seine widerspenstigen Pflegebefohlenen waren.

Ein Gefangener, der sich seiner beispiellosen persönlichen Größe und seiner früheren Weltherrschaft stolz bewußt war, und ein peinlich pflichttreuer Kerkermeister, der strengen Befehl hatte, jenen nicht als Souverän zu behandeln und mit allen Mitteln am Entkommen zu verhindern, konnten nicht mit einander in freundschaftlichen Beziehungen stehen. Napoleons Martyrium war leichter als das Schicksal, das er so vielen seiner wirklichen oder vermeintlichen Gegner bereitet hatte, und nicht größer als das Hudson Lowes.

M. Philippson.

Grillparzer und Feuerbach.

Das Zusammenführen dieser Namen ist wahrlich nicht so absonderlich und willkürlich, wie es auf den ersten Blick scheinen möchte. Sie waren Zeitgenossen, wenn auch nicht Altersgenossen. Grillparzer, geboren den 15. Januar 1791, also um dreizehn Jahre älter als Feuerbach, geboren 28 Juli 1804, starb im nämlichen Jahre wie dieser: 1872, der Aeltere zu Anfang des Jahres, der Jüngere im September. Beide waren sie an der nämlichen Kulturentwicklung beteiligt, beide griffen sie förderlich und bei verwandter Geistesrichtung in das gleiche Bildungsstreben ein. Friedr. Jodl hat in einem Aufsatz des Grillparzerjahrbuchs gezeigt, daß sie sich auf dem Gebiete der Philosophie begegnen, und zwar ohne

daß ein Zusammenhang zwischen ihnen, ein Einwirken des einen auf den anderen nachweisbar wäre. Beiden gemeinsam ist die unbedingte Abkehr von Hegel. Darin freilich fänden sie auch Beipflichtung bei Herbart, Benecke und Schopenhauer, von denen keiner jene beiden irgend beeinflußt hat. Grillparzers Verhalten hier ist durchaus spontan, wie bei Feuerbach, sodaß ihre Aeußerungen, wenn auch nicht dem Wortlaute, so doch dem Sinne nach sich nähern. Daß die k. k. Zensur und andere für Grillparzer bestehende Kulturschädigungen derlei nicht verschuldet, kann getrost behauptet werden. Unablässig in seinem Denken nur von redlichem Wahrheitseifer erfüllt, gelangt Grillparzer auch betreffs der *Religion* zu Einsichten, die von Feuerbach herrühren könnten. Diese unwillkürliche Uebereinstimmung hat für eine spätere Denktätigkeit unschätzbare Bedeutung. Was an Niedergeschriebenem diesbezüglich bei Grillparzer vorhanden, ist ziemlich bemessen, aber von einer Unbefangenheit und Geistesfülle, die nicht zu übersehen sind. Es sei gestattet, die gedachten Aussprüche übersichtlich und den Hauptzügen nach, von erforderlichen Aufklärnngen begleitet, hier anzuführen.

Obenan steht Grillparzers durchweg kritisches Verhalten zur Religion. Der landläufigen Kirchlichkeit bringt er einen köstlichen Humor entgegen. Eine der Hauptstützen dieser Erscheinung sind ihm die Weiber, namentlich die vornehmen, deren Frömmelei ihm aus der nämlichen Quelle fließt wie die Koketterie der übrigen: Müßiggang und Langeweile. „Sie vertrödeln den Tag an der geistlichen Toilette," meint er, „wie die anderen an der leiblichen. Der Beichtvater ist ihr marchand de modes, die Beichte ihr Ankleidespiegel, Kirchgänge ihr Rendezvous, Haß und Verfalgung Andersdenkender ihre Eifersüchteleien und dépits amoureux." Als Kulturerscheinung und im Zusammenhang mit ernsten Lebensmächten, findet das religiöse Element bei Grillparzer eine gewisse Iranik, und es heißt auch, der Verstand gelange vor einen Abgrund des Unlöslichen, der durch ein Ehrfurchtgebietendes auszufüllen sei, seinem eigenen Wesen jedoch nicht widersprechen dürfe; ein Uebergreifen dieses Traditionellen in die vom Verstande erkannten Gesetze der Natur und in die Grundlagen der maralischen Wertbestimmungen ließe er sich nun und nimmermehr gefallen. „Von einer Schöpfung aus Nichts, von einer Gestaltverwandlung, einer Erbsünde und Erlösung durch fremdes Verdienst wird wohl ernsthaft nicht mehr die Rede sein . . , Die konfessionellen Unterschiede wieder zu beleben, dazu reicht keine Macht der Erde hin. Dazu müßte man sie erst lebhaft ins Bewußtsein rufen, wo sie sich in Nichts auflösten." Klingt dies vielleicht nicht entschieden genug, sa möge es durch einen anderen Ausspruch verdeutlicht werden. „Aus dem Gefasel der Theologen," sa lesen wir, „sollte man schließen, daß nach der Genugtuung Christi und der Tilgung der Erbsünde die Menschen natwendig hätten besser werden müssen; sie sind aber so schlecht, wie sie früher woren." Bedeutsam heißt es ferner: „Die übertriebene Religiosität kann in ihrer Wurzel ganz verschieden sein . . . Personen von heißem Gefühl und glühender Einbildungskraft übertragen die Ueberspannung dieser Grundkräfte, wie auf alles, sa auch auf die Religion . . . Sie findet sich auch bei Personen von dürftigem Gefühl und ahne Einbildungskraft, welche, da es ein Mensch in einer solchen Wüste nicht aushalten kann, gerade die bereits fertigen Gestalten der Religion mit hartnäckigem Eifer ergreifen. Dieser Enthusiasmus ist bei all seiner anscheinenden Erhitzung seinem Wesen nach kalt, weil er nicht aus Wärme entsteht, sondern nach Wärme trachtet."

Die Nähe zu Feuerbach bekundet sich unabweisbar in der Entschiedenheit, womit das *reinmenschliche* Element der Religion von Grillparzer betont wird. Seine Beurteilung der Mythen der verschiedenen Religionsformen bei völliger Wesensgleichheit liegen in der Richtung von Feuerbachs Denken. Völlig belanglos ist, daß für Grillparzer Johannes als Urheber des nach ihm benannten Evangeliums gilt, so wenig er von Gestalt und Beschaffenheit dieser Urkunde bestochen wird. Dahin gehört auch, wenn Grillparzer meint: „Der Ausspruch jenes Kirchenvaters, credo quia absurdum, hat eine richtige Bedeutung. Der letzte Zusammenhang der Dinge mußte allerdings dem Menschen, als weit über seine Vernunft reichend, absurd vorkommen. Warum man aber van den vielen möglichen Absurditäten gerade die eine, mehr als eine andere glauben soll, wird dadurch freilich nicht entschieden." Er sagt auch: „Religiosität ist die Weingärung des sich bildenden und die faule Gärung des sich zersetzenden Geistes."

Dicht an Feuerbach tritt Grillparzer heran, wenn er erklärt, daß der Kern des Christentums kein theoretischer, sondern ein *praktischer* sei. Bis zu Feuerbachs genialer Wunschtheorie, worin für ihn das Reinpraktische der Religion wurzelt, dringt Grillparzer allerdings nicht vor. Er bestimmt dieses Praktische, im Unterschied von der Aufklärung, nicht als in dem Moralischen bestehend, wie diese meinte, vielmehr dahin, es handle sich „um die Heiligung, die Rehabilitierung des Menschengeschlechts, die Austilgung der bösen Anlage, die durch die Erbsünde in unser Tun und Wollen gekommen sein soll." Immerhin führt dies zu der von Feuerbach gewonnenen Einsicht. Ganz in dessen Sinn behauptet Grillparzer: „Es ist nicht wahr, daß den uralten Religionen pantheistische, kosmologische, astronomisch-physikalische Andeutungen zugrunde liegen. Sie sind von vornherein roher Unsinn von und für Barbaren; erst die vorgeschrittene Bildung der Nachkommen hat in das ererbt Heilige bildlichen Zusammenhang hineinzudeuten gesucht." Diese richtige Aeußerung ergänzt Feuerbach durch die überzeugende Darlegung, daß den Religionen nicht die Natur als solche in ihren Aeußerungen, sondern die durch diese veranlaßten Vorstellungen vermenschlicht gedachter Vorgänge zugrunde liege. Von hier bis zur Wunschtheorie ist kaum mehr als ein Schritt.

Am auffallendsten ist die merkliche Auffassung der *Unsterblichkeitsfrage*. Einzelne Stellen zeigen Grillparzer geneigt, sich der Ansicht Goethes anzuschließen, welche bekanntlich eine auch nach dem Erdenleben statthabende Entwicklung für hervorragende Geister beansprucht, während die gewöhnlichen Menschen einer Vernichtung anheimfallen, wie sie der übrigen Lebewelt überhaupt zukommt. Grillparzer äußert auch in dieser Frage ein gewichtiges Wort: „Nehmt ihr einen früheren Zustand der Seele an vor ihrer Vereinigung mit dem Körper? — *Nein?* — Also ist sie bei der Geburt des Menschen entstanden; warum soll sie nicht vergehen können, wenn sie entstanden ist? — *Ja?* — Von diesem früheren Zustande hat sie keine Erinnerung. Es ist also folgerecht zu schließen, daß sie auch nach dem Tode von ihrem dermaligen keine haben werde. Ist das aber noch *meine* Seele, was keine Erinnerung, mithin kein Bewußtsein der Identität, keine Persönlichkeit hat?" Diese Auffassung entspricht durchaus derjenigen, die schon Feuerbachs Erstlingswerk kennzeichnet und die er späterhin durch anthropologische Auseinandersetzungen tiefer begründet hat.

Nicht minder überraschend ist die Gleichartigkeit, in der das *Gewissen* betreffenden Bestimmung der beiden Denker. „Man hat von dem Gewissen auf die wunderlichste Art gesprochen," bemerkt Grillparzer, „ja es geradezu für eine göttliche Stimme erklärt. Nun hat aber z. B. das point d'honneur, die lächerlichste Empfindung, die je in eines Menschen Brust Ploß genommen, ein ebensa lebhaftes Gewissen, wie das Moralgesetz, und der Offiziee, der in einem Streithandel eine Ohrfeige bekommen, bietet alle inneren Erscheinungen des Totschlägers oder Betrügers u. dergl. Das Gewissen," erklärt er weiter, „ist eine angebildete Empfindung, heißt das: im besten Sinne des Wortes, und steht in genauer Verbindung mit dem Grade der Einsicht in die Natur der Handlung und ihrer Folgen. Wo es nicht zusammenfällt mit der Furcht voe Entdeckung und Strafe und halb tierisch erscheint, ist es die Mißbilligung der Tat, verbunden mit dem entsetzlichen Gefühl der verlorenen Selbstachtung." Genau das weist Feuerbach in seiner Theogonie nach, wa sich das Gewissen als das Bewußtsein von der Zusammengehörigkeit im Menschenleben herausstellt. „Das Gewissen ist keine besondere ‚Anlage', überhaupt nichts Angeborenes," lesen wir, „sondern etwas *Angebildetes*, oft selbst mit vieler Mühe Eingebläutes." Man sehe das weitere in dem Abschnitt „Das Gewissen und das Recht" nach. Man wird gestehen müssen, daß der Aeltere dem Jüngeren hier gleichsam vorgedacht hat.

Was die beiden besonders auszeichnet, ist die Ueberzeugung von der entschiedenen Diesseitigkeit des Wirklichen, namentlich was das Verstehen und Gestalten in unserer geistigen Tätigkeit betrifft. Feuerbach als Denker verwirft das Wahngebilde einer zweiten Wirklichkeit; genau wie er denkt Grillparzer, wenn er auch bisweilen als Dichter von gewissen der Religion gehörenden Vorstellungen Gebrauch macht. Daher singt er auch:

> Das Reich der Kunst ist eine zweite Welt,
> Doch wesenhaft und wirklich, wie die erste . . .

Ferner:

> Wer Leben schafft, das seiner Zeit gehört,
> Wär's auch im Raum und in der Zeit begrenzter,
> Tat mehr, als wer zum Sabbath aufbeschwört
> Die Schatten von Gespenstern für Gespenster.

So heißt es auch weiterhin:

> Die Poesie und die Theologie
> Sind eben beide Phantasie,
> Nur die eine erfindet ihre Gestalten,
> Die andere spielt mit den vorhandenen alten.

Ganz übereinstimmend hiermit sagt ein kurzer Spruch: „Religion ist die Poesie der unpoetischen Menschen." Man sieht, Grillparzer war durchaus nicht der Ansicht Goethes, der bekanntlich in offenbarer Bezugnahme auf die phantastischen Religionsgebilde erklärt hatte, ein gewisser Teil Aberglaube stünde dem Poeten gut an.

Beide großen Männer haben hinsichtlich der Anerkennung und Fruchtbarkeit ihres Wirkens ein ziemlich gleiches Schicksal gehabt. Zu Beginn ihrer Tätigkeit von einer überschwänglichen Bewunderung ausgezeichnet, haben sie das zeitweilige Schwinden ihres Ruhmes selbst erlebt. Für beide ist inzwischen ein Umschwung zugunsten ihrer eminenten Bedeutung im Kulturleben eingetreten: der ältere gilt längst unbestritten als der nächste nach Schiller und Goethe; für den jüngeren naht auch die Zeit, da man allgemeiner und nachhaltiger das von ihm lernen wird, worin er innerhalb der deutschen Geistesentwicklung ohne gleichen steht.

Helsingfors. **Wilhelm Bolin.**

Zwei neue dänische Bücher.

Wir sind es gewöhnt, von skandinavischer Literatur zu sprechen und machen uns nur selten klar, daß aus den einsamen Bergdörfern, von den wildzerrissenen Küsten Norwegens andere Töne zu uns herüberkommen müssen, als aus dem weiteren, helleren Schweden mit seinen Seen und Ebenen zwischen den Bergen, oder aus dem weichen, meerzerfurchten, inselhaften Dänemark. Noch vermögen wir nicht recht zu unterscheiden, aber interessant ist es, sich klar zu werden über die Eigenart dieser drei Literaturen. Männer wie Ibsen darf man nicht heranziehen bei solchen Untersuchungen. Er, der (wie er an Georg Brandes schreibt) damit anfing, sich als Norweger zu fühlen, dann sich zum Skandinavischen entwickelte und zuletzt am allgemein Germanischen landete, er überflutet alle ethnographischen Grenzen und gräbt sich sein eigenes Bett. Aber auch sonst hält es schwer, den Grundton jedes der drei Länder in seiner Literatur herauszuhören. Am schwersten vielleicht in Dänemark. Dieses kleine Ländchen steht allen Einflüssen offen, holt sich vom Auslande, besonders aus Paris Anregung oder Technik, und man wird versucht, ihm jedes einheitliche Gepräge in seiner literarischen Produktion abzusprechen, wenn man an die so sehr verschiedenen Schriftsteller denkt, die seinem Boden entstammen und sich als Dänen betrachten. Da ist der tiefe, leidenschaftliche und doch messerscharfe Kierkegaard, der aus seinem Leben ein schweres, mystisches Gedicht macht; neben ihm Andersen, der Zarte, voll feiner Träumerei und Anmut; in neuerer Zeit der perverse, zerrissene Strindberg, und zu gleicher Zeit sind da die graziösen Plaudertalente der Larsen, Henningsen, die anklagenden, krassen Romane von Karin Michaelis und ihresgleichen. Und stand nicht in Ibsens dänischer Zeit, da er seine großen Werke schuf, der feine Rezeptive und Wegebahner Georg Brandes ihm zur Seite?

Es lockt, die verborgene Einheit aufzuspüren, die all dieser Verschiedenheit zugrunde liegt.

Ein paar dänische Bücher liegen vor mir*), die zwei verschiedenen dänischen Welten entstammen, sie in grundverschiedener Art behandeln. Bei beiden aber fällt wohltuend die feste Form auf, die das Detail abmißt und dem großen Zuge der Komposition unterordnet. Man muß das betonen gegenüber der Langatmigkeit so vieler skandinavischer Schriftsteller, die jede Beobachtung gleichgeordnet und gleichbetont vor uns hinlegen. Sollte diese bessere Handhabung der Form etwa speziell dänisch sein? Vielleicht den Franzosen abgefühlt, den Idolen aller Dänen? Jedes der beiden Werke zeigt je ein Stück dänischen Lebens. Jakob Knudsen beschäftigt sich mit dem Bauernstande, Otto Rung schildert den Adel und die große Finanz. In beiden Büchern bildet den Inhalt das verhängnisvolle Erbteil im Blut und in der Tradition der Väter, das die Söhne abseits stellt und von den nur materiell Lebenden, nur Augenblicksbehagen Erstrebenden.

Jakob Knudsen kennt die Menschen, die er schildert, von Grund aus. Er selber hat unter ihnen gehaust, sie beobachtet sowohl, wie erlebt mit ihnen. Er war eine Zeitlang Pfarrer, ward, wie Sven Lange uns in dem Geleitworte erzählt, das er dem Buche mitgibt, zum Freidenker, der in den Städten williges Gehör fand, und kehrte, von Heimatsliebe getrieben, nach Seeland zurück. So sieht er deutlicher als der, der nie entfernt war vom Boden seiner Kindheit; hat nicht mehr das dumpfe, kleinhäusliche Wichtigtun, das Klatschbasentum der nur Bodenständigen.

Fest und stark setzt der Roman ein und rührt gleich an das Bedeutsame, an das, was den Faden abgibt, dem die äußeren Ereignisse sich aufreihen.

Anders Hjarmsted, ein Knabe, läuft in fieberhafter Angst und aus Leibeskräften nach Haus, immer die Vorstellung von Vaters Zorn über sich. Denn dieser Zorn hat in seinem majestätischen Gerechtigkeitsbewußtsein so etwas Schicksalmäßiges. Man fühlt sich einfach verdammt unter diesem, übrigens schmerzhaft gewalttätigen Zorne. Flüchtig kommt dem armen Jungen die Vision einer Hilfe: „Denk einer an, wenn er sich gegen seinen Vater empörte. Dann würde da nichts anderes übrig bleiben, als Gott im Himmel, — denn der bliebe doch wohl übrig?"

Besser kann man uns die eiserne Zange der Pietät nicht deutlich machen. Und zu Hause dann — geschieht ihm nichts. Der Vater hat andere Gedanken. Eine dünne Eisenstange nimmt er, ruft seinen Sohn als Zeugen herbei und geht mit ihm auf die Laner ins Feld hinein, um Nachbar Kren Thomsen abzustrafen, der heimlich seine Pferde in Per Hjarmstedts Klee weiden ließ. Die Exekution findet statt und macht dem Knaben einen unauslöschlichen Eindruck in ihrer seltsam unabwendbaren, fast feierlichen Art. Und noch eins bedrückt ihm: Wenn der freundliche, immer gemütliche Kren, „dessen Beine und Hosen so rechtschaffen aussahen" ein Schuft war, ja, dann war wirklich sein Vater der einzige rechtschaffene Mann im Lande! Ueberzeugend ist die eigentümlich schwere Luft geschildert, in der die Familie Per Hjarmstedts lebt. Die saubere, feine Frau, die sich, etwas erstaunt, aber fraglos ihrem Ehemanne unterwirft, die junge Kirstine, die stundenlang frierend in der kalten Kammer sitzt, wo sie die Haustür beobachten kann, nur damit der Vater nicht auf Hilfe zu warten hat, wenn er von irgend einer Marktreise mit dem Wagen heimkommt. Anders

*) Jakob Knudsen „Anders Hjarmsted", Roman, übersetzt von Hermann Kiy. (Johannes von Schalscha-Ehrenfeld). Otto Rung „Der letzte Kampf", Roman, übersetzt von Emilie Stein. (S. Fischer.)

selbst, der Sohn, erlebt Schwereres als die anderen. Ihm birgt die harte Zucht ein tödliches Gift, den wachsenden Zweifel an der unbedingten Gerechtigkeit dieses Hausgottes. Immer wieder kommt das und macht ihn ganz verzweifelt. Auch des Vaters Religiosität ist so sonderbar. Er handelt nach Träumen, läßt säen und ernten nach seinen Träumen, um die die Nachbarn ihn verlachen. Der nachdenkliche Anders beginnt bald selbst an Gott zu zweifeln, an dem Gotte des Christentums vor allem. Und eines Tages kommt so gewaltig die Angst über ihn, seinen Gott verloren zu haben, daß er unwillkürlich das Unerhörte tut, zu seinem Vater läuft und den schweren Mann aus seinem geheiligten Mittagsschlafe aufstört. Aber das Unglaubliche geschieht, der Vater steht ihm Rede, er bezeichnet sich selbst als unwürdig und niedrig dem großen göttlichen Geiste gegenüber, und es geht eine große Gewißheit von diesem nun so unbehilflich demütigen Tyrannen auf den Sohn över und bringt ihn dem Vater nahe.

Nun aber kommt in ihm selbst das störrische Blut des Vaters fühlbar in die Höhe, und als der Vater ihn einmal bei einer Wagenfahrt deutlich ungerecht tadelt, läßt der Bursche die Pferde durchgehen. Er ist in Verzückung. Zum erstenmal fühlt er sich frei, jetzt, da sie beide wahrscheinlich dem Tode nahe sind. Frei von des Vaters Zwang und damit unabhängig von aller Welt. Das Abenteuer geht ohne Schaden zu Ende, aber der Trotz des Alten ist dem Sohne gegenüber gebrochen. Er willigt ein, daß Anders aus dem Hause gehe und sich selbständig mache. Sehr fein ist nun geschildert, wie allmählich des Vaters tyrannisches Rechtsbewußtsein beim Sohne wach und wirksam wird, und wir erleben mit ihm die Tragödie, wie er sich durch diese eigensinnige Tugend um Wohlbehagen, Freundschaft, Ehre, Glück und Frieden bringt, wie er zuletzt mit unwiderstehlichem Zwange zum Mörder wird, zum Rächer des mißhandelten Rechtes.

Die Darstellung verzichtet auf große Effekte, das Sensationellste sogar wird bedächtig, oder mit lapidarer Kürze vorgetragen. Anders' alter Vater ist eingesperrt worden, weil Knechte, die den Hof angesteckt haben, ihn verdächtigen und, als Anhänger der herrschenden „kolossalen Familie" Glauben finden. Anders steht wortlos dabei, wie man ihn abführt. In den nächsten Tagen aber hört er, daß man dem Alten im Gefängnis den Schlaf entzieht, um ihn zum Geständnis zu zwingen. Da beschließt Anders ganz einfach den Adjunkten, der an allem schuld ist, totzuschlagen und den Gefangenwärter gleichfalls. Im Hause des Adjunkten sitzt das Mädchen, das er liebt, für das er den Trauschein schon in der Tasche trägt, Gjartrid aber wird vor ihm versteckt, weil Anders mit ihrem Vater einen bösen Prozeß hat. Anders natürlich ist im Rechte, und es kommt ihm weniger auf den kleinen Vorteil an, den er erreichen könnte, als auf die Feststellung des Unrechts bei diesem geriebenen, unerreichbaren Eigentümer Faurhold, Gjartrids Vater. Ruhig geht Anders an ihrem erleuchteten Fenster vorbei. Erst das eine, dann das andere!

„Was hat das zu bedeuten, daß Sie meinem Vater in der Nacht keinen Schlaf lassen?" fragt er den Adjunkten, seinen schweren Hammer in der Hand. „Hat man ihm auch in der letzten Nacht den Schlaf geraubt?" „Wahrscheinlich doch wohl," antwortete der Adjunkt, und unmittelbar darauf liegt er blutend am Boden. Anders tritt auf die Seite, „um es nicht auf die Füße zu bekommen". Er denkt daran, auf das Papier, in dem der Adjunkt gerade las, das da auf dem Tische liegt, zu schreiben, er habe ihn erschlagen, weil der Adjunkt ein ungetreuer Beamter gewesen, aber er findet, er könnte es ja ebensogut selbst sagen. Im übrigen würden sie schon den Sinn verstehen, wenn er morgen dem Gefangenwärter dieselbe Behandlung zuteil werden ließ. Er trocknet sein Beil am Sophabezug, dann geht er an das Fenster seiner Gjartrid und sagt ihr, was geschehen. In der Erwartung seiner Gefangennahme, dringen sie beim Pfarrer ein, der sie trauen muß, damit sie diese letzte Nacht gemeinsam verbringen können, sodaß auf Gjartrid später keine Schande dadurch kommt. Am nächsten Morgen erschlägt er dann auch den Gefangenwärter. „Ja, nun habe ich soviel ausgerichtet, wie notwendig war, nun könnt ihr mich gut ergreifen."

Wir selber, die wir seinem Leben folgen, fühlen, es mußte so sein. Dieser fatalistische Zug seines Wesens, dieses Horchen auf die inneren Gewißheiten, nach denen sich das äußere Leben regeln muß — sei es auch noch so weltlich unvernünftig und sogar tragisch dadurch gewendet — dies ist vielleicht doch ein spezifisch dänischer Zug, der Hamletzug, der sich bei allen Dänen wiederfindet. Und was in Shakespeares Drama das nur Hamlet sichtbare Gespenst ihm aufträgt, das wird unserem Anders Hjarmsted ebenso unabweisbar von dem Gespenst in seiner eigenen Brust befohlen, von dem grausam mächtigen Gerechtigkeitsgefühl, unter dem er als Kind gelitten und gerungen hat, als sein Vater es repräsentierte, und das nun ihn selber umtreibt, ihn zu fanatischen Entzückungen aufpeitscht, ihn zum Halleluja singenden Märtyrer macht.

Die Geschichte von Anders Hjarmstedt ist — in bäuerliche Formen verhüllt — die Geschichte von dem großen Monomanen Sören Kierkegaard, die Geschichte vom Autor des „Brand" und „Peer Gynt" des „Volksfeindes" und der „Stützen der Gesellschaft". Daneben blüht, zart und fein, eine märchenhafte Innigkeit, ein zartes, träumerisches Gefühl für die Natur, das wohl an Andersen erinnern kann, und eine lichte, oft schalkhafte Heiterkeit, die all dem Leichten und Vergnüglichen ähnelt, das die heutigen Plaudertalente Dänemarks hervorbringen. An Strindberg aber gemahnen die seltsamen religiösen Verzückungen von Vater und Sohn, die in Anders Hjarmstedt eine so große Rolle spielen.

Von alledem anscheinend keine Spur im „Letzten Kampf" von Otto Rung. In einer kühlen, weltmännischen Art werden uns die Erlebnisse der Geschwister Ida und Leo Clermont, Sprößlinge einer französischen Emigrantenfamilie, geschildert. Dazwischen grelle Akzente, Beleuchtungen wie bei flackerndem Fackelschein. Es ist ein merkwürdiges, ein bis zur Atemlosigkeit fesselndes Buch. Jede Beobachtung ist treu bis ins Detail hinein gemacht und wiedergegeben, ein Scharfäugiger, Unerbittlicher hat da gesehen und so, wie er uns sein Gesehenes übermittelt, bedürfen wir keiner ausdrücklichen Fingerzeige, keines aufdringlichen Hervortretens des Autors, um die großen Zusammenhänge zu begreifen, die aus diesem Sonderleben hinausweisen in den großen, sozialen Kampf. Oft schon sind die aristokratischen Morituri geschildert, die ohnmächtig und grollend das Eindringen der mächtigen Plebejer erdulden; hier aber in Rungs Buch klingt eine neue Note, die mit ihrem leidenschaftlichen Aufschrei gerade in unserer Zeit des sanktionierten sozialen Gewissens etwas seltsam Erregendes hat. Keine resignierte Duldung, ein glühender, schon rein körperlicher Haß gegen die Untenstehenden, Andrängenden. „Sie sind fröhlich," sagt Leo Clermont einmal von einer Rotte johlender und trinkender Proletarier, „Sie sind fröhlich — wir nicht. Ich glaube wohl, daß unser gesammeltes Maß an Leiden ihres aufwiegen kann. Unser Haß ist weit schwerer wiegend als der ihre, denn uns drückt er in Furcht hinab, ihnen gibt er Kraft, Erfolg, Befreiung."

Um dieses vulkanische Haßgefühl herum spielt sich der allgemeine Lebenskampf für das tägliche Brot, für Stellung, oft für die bloße Existenz ab. Ida und Leo lassen sich umtreiben, wie die übrigen auf dem großen Rade Welt. Ich habe selten einen Roman gelesen, der mit soviel Schärfe und dabei Zurückhaltung die einzelnen Typen der Gesellschaft zu zeichnen versteht. Jedes Kapitel ist ein kleines Kunstwerk für sich. Da sehen wir die Müßigen Vergnügen arbeiten. Sport aller Art: Tennis, Fußball, Taubenmord. Namentlich dieser letztere Sport ist mit einer perversen Kühle geschildert, die aufregend wirkt. Beß Nelson, die ewig Frierende, hockt in ihrem raffiniert gebauten und geschmückten Zimmer, läßt sich von ihren Freundinnen die blutlosen Füße wärmen, und streicht im Katalog die Offiziere an, „die viel Blut zu haben scheinen". Ida Clermont sitzt in all der Pracht dieses Palastes zu Gaste und denkt an Beß Nelsons kostbares Elfenbeinschränkchen, in dem das reiche Mädchen ihr Nadelgeld bewahrt, große goldene Rollen, die zwischen weißen Atlaspölsterchen liegen. Und sie, Ida, hat heute die Nachricht von ihrer Bank bekommen, daß ihr Konto weit überschritten ist. Die verärgerte Beß Nelson und ihre Freundinnen klettern auf den Boden, der muffig und schmutzig, bald voll Blut der erlegten Tauben ist. Einer der Knaben,

der die Tauben drüben beim Magazinverwalter loslassen soll, weint. „Die Tauben heißen ‚seine Tauben‘, sagt die reiche Kaufmannstochter, „aber ich habe sie seinem Vater abgekauft". Das blasse, frierende Mädchen atmet mit Wonne den Blutgeruch ein, erwärmt sich am Anblick der kleinen, hilflosen Verängstigten. „Dann läßt sie sich einen Catcher geben, um aus dem Hof die Taubenleichen aufzufischen. Sie will sich einen Hut machen lassen ganz aus diesen Federn, „und meine Brüder können die Tauben als Pastete bei ihrem nächsten Lhombre verspeisen."

Mit Widerwillen sieht Ida die plebejische Sybaritin. Sie selber treibt den Sport als etwas Scharmantes, in dem man seine Kraft hingibt und nichts gewinnt als Points. „Aber es ist vornehm, in solcher Art zu vergeuden." Viel mehr als mit der knauserigen, reichen Parvenüstochter hat sie mit dem jüdischen Bankier Jakob gemein. „Wir sind beide von sehr alter Rasse. Wir schrecken vor gewagten Einsätzen nicht zurück, nicht wahr?" Und zu ihrem Bruder Leo sagt sie: „Du bist ein Don Quixote. Don Quixote war der letzte Ritter." Sie selber versucht vernünftig zu sein. Der Bankier Jakob liebt sie, aber er mißbraucht ihre Notlage niemals. Unbeschränkten Kredit gibt er ihr und zerreißt selbst den Schein, den sie unterzeichnete, und der ihm Anspruch auf ihren Besitz gäbe. Zuletzt heiratet sie den amerikanischen Millionärssohn Gordon Marsham, der sie von Chicagoer Schlachthäusern unterhält, tadellos gekleidet ist und Manieren hat wie ein Kavalier; mit dem sie die fashionable Welt durchjagt. Und ebensowenig wie sie, hat ihr Bruder die Kraft, sich oben zu halten. In ihm aber vollzieht sich gewaltsam dieselbe Tragödie, die sich in Anders Hjarmstedt vollzog. Das Blut seiner Väter treibt ihn aus Behagen und Frieden hinaus in den Kampf.

„Proletarier und Sklaven ruhen in Frieden," sagt er, da er die zerborstene Heimstätte seiner Eltern besucht. „Sie sind müde ihrer Fron, vergessen von Sage und Annalen, tot ohne Spur. Aber die Mächtigen der Länder liegen nicht friedlich in ihren Grüften. Sie erheben sich, überfallen ihren Stamm und jagen ihn empor aus Betäubung und sattem Wohlbehagen.... Ihr Vermächtnis ist ein versteckter Trieb im Blute der Nachkommen, der sie hetzend zur Jagd nach neuer Macht anspornt, ein Wahn in ihrem Hirn, der sie zwingt, festzustehen, auszuhalten, der Zeit Widerstand zu leisten, der rollenden Zeitwoge sich entgegenzuwerfen."

Leo Clermont ist Franzose, die Art aber, wie sich sein aristokratisches Gefühl dokumentiert, ist dänisch, weil sein Schöpfer Däne ist. Ein Franzose würde mehr die Sentimentalität des Verbannten betonen, wie Chamisso das tat. Der dänische Dichter weist auf die mystische Sprache des Blutes, den hamletartigen, anfreizenden Geist der Ahnen, der dem Nachkömmling keinen Frieden gönnt.

Ein bunter Reichtum an Gestalten gruppiert sich um den psychologischen Mittelpunkt herum. Die Schilderung des Volkes grenzt oft an Karikatur. Wir sehen mit Leo Clermonts haßerhitzten Augen. Unvergeßlich sind die Bilder, die er uns aufrollt. Das Exerzieren der Soldaten, die er einfach wie totes Material behandelt, das bis zum Zerreißen angespannt werden darf. Zwei Kreise drehen sich gegeneinander, drehen sich ohne Unterlaß nach seinem Befehl, bis der gemaßregelte Flügelmann zu Boden stürzt, auf dem Rücken liegend laufen seine Beine noch immer ohne Erdwiderstand weiter und über ihn straucheln und stolpern die willenlosen Körper der Kameraden, immer noch dem Kommando nach. Dieser „Soldatenmißhandlung" folgt eine weitere Ueberschreitung der Grenzen, die in unserer demokratischen Zeit dem Individuum gezogen sind. Ida und Leo reiten heim nach ihren, von Erinnerungshausrat vollgepfropften kleinen Mietslöchern in der Stadt, weg von der halbverfallenen Stätte, wo ihre Familie einst Zuflucht gesucht hat. Und wie sie so in tollem Jagen daherstieben, kommt die lange, sechs Mann tiefe Kolonne eines Bürgervereins an ihnen vorbeigewälzt. Höhnisch starren sie auf die Ungeduldigen da am Wegrande. Und alle diese unendlich scheinende Masse einzelner, all diese Groben und Primitiven waren unterwegs, verlangten ihr Teil! Immer mehr wächst in Leo das Gefühl, daß er physisch und moralisch zerdrückt, zu Tode gedrängt werde von diesem Koloß voll tausend kleiner, verwünschter Instinkte, der sich in Haufen einem gemeinsamen Ziele entgegendrängt, er fühlt sich von diesem höhnischen Widerstande bis zur Sinnlosigkeit erbittert, glaubt bereits den Zug über sich her, über sich hinweggehen zu spüren und mit seiner Reitpeitsche sich einen Weg bahnend, setzt er, gefolgt von der Schwester, quer durch den Haufen.

Diese Sache setzt böses Blut, die Presse beschäftigt sich damit, Leo kommt in die Festung. Vorher aber entlädt sich die Rachsucht seiner Untergebenen in allerlei Attentaten. Man steckt seine Wohnung in Brand; beim Manöver werden vier scharfe Schüsse auf ihn abgegeben; auf seinem dunkeln Inspizierungswege lauert der Flügelmann ihm auf und wird durch Leos Hund entdeckt. Er flieht, Leo setzt ihm nach, aber nicht aus Sucht, ihn zu bestrafen. Er empfindet mit einemmal etwas Verwandtes zwischen diesem Desperaten und sich selbst, er will eine Aussprache versuchen, er beginnt zu verstehen, daß dieser Haß von unten nach oben, dieser hilflose, verzweifelte Haß etwas Einsames hat, wie sein eigenes Leid. Als er die Kaserne erreicht, findet er den Mann als entstellte Leiche. Zerschossen.

All dies wird ihm in der nachdenklichen Einsamkeit der Festungshaft zum Wendepunkt. Er scheidet aus dem Offiziersstande und begibt sich nach dem Kongo „dem Sportslande" und dem Lande der tödlichen Fieber. Auch er gibt den Kampf auf.

In beiden Büchern einsame Streiter, die nur auf die Stimme ihrer Väter hören, nur nach dem Rechte leben können, das mit ihnen gebaren ist.

Und so schließt sich auch Leo Clermont den weichen, träumerischen, von dem Gespenste seiner Ahnen zu unersehnten Taten aufgepeitschten und nun rücksichtslos unerbittlichen Helden der dänischen Literatur an.

Anselm Heine.

Hexen, Zauberspuk und Kirche.

„Was viele glauben, kann nicht schlechterdings fälschlich sein."

Es häufen sich gerade in unseren Tagen die Bemühungen der frei Gesinnten, all die Dokumente — in Worten und Taten — des Aberglaubens, der Heuchelei und Unnatur, die Lehren und Leben der Kirche und ihrer Diener in Fülle bieten, auch jener Menge zugänglich zu machen, die teils gleichgültig, teils befangen in Vorurteilen, der klaren Einsicht in die kulturfeindliche Macht des Dogmas ermangelt. Das Leben der Weltgeistlichen und das Treiben „hinter geweihten Mauern" haben Kundige dargestellt, und scharfe Lichter sind auf die Sünden und Gewissensnöte gefallen, in die das Zölibat und die Ohrenbeichte vor allem Priester und Laien verstrickt. Neuestens hat unsere Gegenwart, die auch auf diesem Gebiet ihr starkes kulturgeschichtliches Interesse betätigt, ein altberüchtigtes Werk wieder erstehen sehen, das ein wahres Kompendium krassen Aberglaubens und schändlichen Gewissenszwanges in sich begreift: zum erstenmal ist der „Malteus Maleficarum" ins Deutsche übersetzt worden*).

Gewiß wäre es verkehrt, diesen Ketzerjäger und Professor Henricus Institoris, der als Hauptverfasser des „Hexenhammers" anzusehen ist, mitsamt seinem Werk in Grund und Boden zu verdammen, etwa, als seien sie verderbte Erzeugnisse einer besseren Zeit. Wer diesen einseitigen Standpunkt vertrat, bedachte nicht, daß zahllose Generationen an der Ausgestaltung

*) Malleus Maleficarum, Der Hexenhammer, verfaßt von den beiden Inquisitoren Jakob Sprenger und Heinrich Institoris. Zum erstenmal ins Deutsche übertragen und eingeleitet von J. W. R. Schmidt. 3 Bde. Gr. 8°. 600 Seiten. Verlag von H. Barsdorf in Berlin.

der Hexenidee geschaffen haben, daß die Dämonologie eine der ältesten Wissenschaften der Menschheit ist. Man wird den Vorwurf der Dummheit, Boshaftigkeit und Unreinheit der Anschauungen gegen alle jene Baumeister richten müssen, die seit Jahrhunderten an dem düstern Gebäude gearbeitet haben, dem jene Sprenger und Institoris mit ihrem Werke nur den Schlußstein aufsetzten. Mag aber immerhin einer geneigt sein, aus solchen Erwägungen heraus sie als Kinder ihrer Zeit zu entschuldigen: wir werden uns an diese Männer halten, wenn wir den Geist ihrer Zeit zu erfassen suchen, als deren typische Vertreter und gleichsam greifbare Zeugen; und da sie borniert genug gewesen sind, diese umfängliche Begründung und Anleitung zur Hexenjagd zu kompilieren, werden sie zu Sündenböcken einer Weltanschauung, deren Wahnvorstellungen auch heute noch keineswegs abgestorben, noch in ihrer verabscheuenswürdigen Sinnlosigkeit und Bosheit genügend durchschaut sind.

* * *

In der Tat ist auch die Gegenwart von Aberglauben mit nichten frei; aber wenn er sich in unsere Zeit mit (mehr oder weniger) feinen Fäden hinüberspinnt, so umschlang er vor Jahrhunderten — der „Hexenhammer" entstand, da Luther geboren wurde — die Menschen gewichtig und zäh mit unzerreißlichen Banden der Verdummung und Einschüchterung.

Der Hexenglaube war damals ein Dogma, an dem zu zweifeln unter Umständen lebensgefährlich sein konnte. . . . Ketzer ist, „wer eine andere Ansicht über das hat, was den Glauben angeht, als die Kirche gelten läßt". Und mit größter Entschiedenheit wird gleich zu Anfang des „Hexenhammers" auseinandergesetzt, daß es ketzerisch sei, die Existenz von Hexen zu leugnen. Daß aber gegen die „Seuche des ketzerischen Unwesens" mit der nötigen Eindringlichkeit verfahren werde, dafür sorgten die Beamten der Inquisition, deren wüstes Wirken in Deutschland kurz zuvor die grimme Bulle Innozenz' VIII. vom 5. Dezember 1484 inauguriert hatte: „Summis desiderantes affectibus". Zu ihnen gehörte auch Heinrich Institoris, bestallt für die Erzbistümer Mainz, Cöln, Trier, Salzburg und Bremen, dessen Grundsatz war: in Glaubenssachen muß summarisch, einfach und ohne Formalitäten vorgegangen werden. Wenn alsa drakonische Maßregeln schon derer harrten, die nur das Vorhandensein von Hexern bezweifelten, wie mußte es erst den armen Verdächtigten ergehen, die auf „peinliches Befragen gestanden" hatten, Teufelswerk getrieben zu haben! Mit besonderem Rühmen und triumphierender Genugtuung wird öfter des Inquisitors von Como gedacht, der im Jahre der Menschwerdung des HErrn tausend vierhundert und fünfundachtzig nicht weniger denn einundvierzig Hexen einäschern ließ. . . . Welch ein furchtbarer Druck muß damals über dem ganzen Volke gelagert haben!

Die Hexen, so werden wir belehrt, haben zur Stärkung ihres mit den Dämonen geschlossenen Paktes viererlei zu tun: den katholischen Glauben ganz oder teilweise mit gotteslästerlichem Munde abzuleugnen und sich selbst mit Leib und Seele zu verkaufen; die noch ungetauften Kinder dem Bösen selbst zu überliefern und teuflische Unflätereien durch fleischlichen Umgang mit den Incubi (die das männliche Element) und Succubi (die das weibliche Element vertreten) zu treiben. — Nach der Art ihrer Wirksamkeit werden künstlich drei Klassen von Hexen unterschieden: solche, die schädigen, aber nicht heilen können; solche, die heilen, aber auf Grund eines besonderen Paktes mit dem Teufel nicht schädigen; und solche, die schädigen und heilen. Unter den Schädigenden gibt es wieder eine oberste Abteilung, der all die Hexen angehören, welche alle übrigen Hexereien auszuführen vermögen, die die anderen nur zum Teil vollbringen. Diese Obersten pflegen die Kinder der eigenen Art zu verschlingen; so wurden im Berner Lande nach des Institoris Bericht dreizehn Kinder von Hexen verzehrt; eine der gefangenen Hexen habe dann gestanden, daß sie besonders Ungetauften nachstellten: diese hätten sie, wenn sie in der Wiege oder an der Seite der Eltern lagen, durch ihre Zeremonien getötet. „Und während man glaubt, daß sie erdrückt oder sonst aus einem Grunde gestorben sind, stehlen wir sie heimlich aus der Gruft und kochen sie in einem Kessel, bis nach Ausscheidung der Knochen das ganze Fleisch fast trinkbar flüssig wird. Aus der festen Masse machen wir Salben, um unsere Wünsche, Künste und Fahrten bequem ausführen zu können, die flüssige Masse aber füllen wir in eine bauchige Flasche; wer hiervon unter Hinzufügung etlicher Zeremonien trinkt, wird sofort Mitwisser und Meister unserer Sekte." Welch orgiastische Phantasie auf seiten der Verfolgten wie der fanatischen Verfolger! Die Zeit ist blindem Wunderglauben nur zu geneigt, und die Kirche schürt den Teufelswahn: um so festere Zügel vermag sie dem verdumpften Volke anzulegen. . . .

Diese schriftstellernden Inquisitoren nun gar erweisen sich nicht nur als befangene Zeloten, sie sind als Kompilatoren ebenso stumpfsinnig wie brutal, von einer ebenso gemeinen wie pedantischen Gesinnung. Sie werden nicht müde, aus der Fülle ihrer Vorgänger und Gewährsmänner zu zitieren. Unaufhörlich führen sie durcheinander als Autoritäten Bibel, Kirchenväter, Apokryphen und scholastische Philosophen an; die Borniertheit ihres Gallimathias wird durch den gelehrten Aufputz nur noch greller. Ihr selbständiger Anteil am „Malleus Maleficarum" schrumpft zusammen auf die Berichte und ihre amtlichen Erfahrungen und Ratschläge, die sie zum besten geben. Sonst ist nicht einmal der Titel des dreibändigen Handbuches ihr Eigentum; er geht auf den Beinamen zurück, den schon der heilige Hieronymus um 400 erhalten hatte.

Was aber ihr unbestrittenes Eigentum ist, das ist die Gemeinheit ihrer Gesinnung, die überall durch den Mantel der Heuchelei grinst. Nach allen Richtungen wird das Thema durchgeführt, den Hexen sei gemeinsam, daß sie mit den Dämonen fleischliche Unflätereien treiben. Mit spitzfindigem Vergnügen verweilt der Verfasser bei ihrer Ausmalung; ihre logische Aufteilung wird mit einer Kniffligkeit betrieben, die schließlich zu den lebhaftesten Widersprüchen führt. Die Arten und Abarten der Unzucht werden paragraphenweise dargestellt, es wird erwogen, ob mit Hilfe der Incubi und Succubi eine Vermehrung des Hexengeschlechts erfalgen könne, u. s. f. — Und diese Männer, die mit zynischer Heuchelei von der Ehe sprechen, als sei ihr einziger Zweck die Befriedigung der „niedrigsten" und „unflätigsten" Triebe, die mit frommem Schauder der „Scheußlichkeit" des Liebesaktes gedenken — weil durch ihn die erste Sünde verbreitet worden —, vertiefen sich lüstern in die Erwägung, ob bei Hexen, die sich Dämonen hingeben, „der Liebesgenuß gering sei", gehen die verschiedenen Möglichkeiten, die Zeugungskraft zu „behexen", mit kennerhafter Sorgfalt durch . . . Pervers, gemein, boeniert, brutal: so heißen die vier Eigenschaften, die das Parallelogramm der Seelenkräfte all dieser Inquisitoren bilden, als deren typische Vertreter die Sprenger und Institoris betrachtet werden müssen.

Die Krone aber wird ihrer Heuchelei aufgesetzt durch das systematische Raffinement, mit dem diese ganze wüste Mischung von fanatischem Aberglauben, frömmelndem Zynismus und pedantischer Orgiastik in ein höchst künstliches Verhältnis zu Gott gesetzt wird. Allerdings ist dieses heuchlerische Verfahren weniger persönlich bezeichnend als charakteristisch für die religiösen Anschauungen der Zeit, deren gedankenlose Vertreter die beiden Männer hier sind. Die Handhabe bietet ein Sophisma des heiligen Thomas: „Deus neque vult mala fieri neque mala non fieri; sed vult permittere mala fieri." Ein vorsichtiger und der Erfahrung mit Feinheit angepaßter Satz! Will Gott das Schlechte? Keineswegs. Also will er es nicht? und da es auf Erden unleugbar vorhanden ist, so wirkt es gegen seinen Willen? Blasphemie! Gottes Gnade gestattet, daß Schlechtes geschieht. „Mit Zulassung Gottes" schaden die Hexen und zaubern die Hexer; mit Gottes Erlaubnis treiben die Dämonen ihre Unflätereien; mit Zulassung Gottes geschehen alle Ruchlosigkeiten der Hexen, — so wird an mehr als vierzig Stellen des Buches auseinandergesetzt. Am Springstab dieser Formel setzen die Verfasser über alles, was den Lesern unbegreiflich aber unverständlich scheinen könnte, hinweg . . . Gewiß ist es schwierig, zum Widerspruch zwischen der Güte Gottes und dem Vorhandensein des Schlechten Stellung zu nehmen; aber unter den plumpen Händen dieser Inquisitaren werden die Dämonen zu einer Art von Folterknechten Gottes, durch die er den Menschen das Uebel rechtens

verhängt; „durch die vermittelnde Kraft der Dämonen" setzt er seinen Willen durch.

Sie gleichen dem Geist, den sie begreifen: Folterknechte der streng gläubigen Kirche sind sie selbst. Durch ihre peinlichen Fragen machen sie die „Verstockten" mürbe und entlocken den gequälten — wie oft unschuldigen! — Seelen die erwünschten „Geständnisse". Wie mag das „ungestüme" Befragen ausgefallen sein, wenn schon die „ganz gelinde Frage" bedeutete: ein am Finger vom Erdboden Aufgehobenwerden. — Den Formen und Abstufungen des Verhörs und der Verurteilung ist der ganze dritte Band des „Hexenhammers" gewidmet. Oft klingt eine abgefeimte Grausamkeit durch; an den gesteigerten Qualen der armen Opfer weidet sich das Martergelüst der Inquisitoren. So bestimmen sie, daß die Hexen, die bei der Folter keine Tränen vergießen könnten, schuldig seien.

Es ist eine ausgemachte Sache, daß sie vielseitige Paraphiletiker waren.

* * *

Bildet die Darstellung des Verfahrens gegen Hexen und Zauberer den Hauptabschnitt des praktischen Teils dieses Kompendiums, nachdem zuvor der Theorie ihr Recht geworden, so wird doch nicht vergessen, neben der Verfolgung durch die Tat die durch das Wort zu lehren: auch durch die Predigt muß gegen die Schar der Ketzer vorgegangen werden. Gelegentliche Bemerkungen weisen darauf hin, daß der „Hexenhammer" auch für diesen Zweck Anleitung und mehr noch Anregung zu bieten bestimmt sei. Bei jenem schwierigen Thema von der „Zulassung Gottes" wird u. a. die Frage aufgeworfen und beantwortet, „wie dieser Stoff dem Volke vorzupredigen sei". An einer anderen Stelle bemerkt der Verfasser: „Bezüglich des ersten Punktes, warum in dem so gebrechlichen Geschlecht der Weiber eine größere Menge Hexen sich findet als unter den Männern, . . . ist dieser Stoff zur Ermahnung der Weiber wohl zu Predigten geeignet; und sie sind begierig zu hören, wie die Erfahrung oft lehrt, wenn man solches nur diskret vorbringt." Eine Kapitelüberschrift lautet: „Die Erschrecklichkeit der Hexenwerke wird betrachtet. Der ganze Stoff verdient gepredigt zu werden."

Eine Dämonologie, ein Kompendium für Hexenjäger, ein Handbuch für Ketzerprediger in einem Werke vereint, — man mag daraus seine kulturhistorische Bedeutung ermessen; menschlich betrachtet, wird es uns immer — um Joseph Hansens Worte zu gebrauchen — als ein „unglaubliches Monstrum voll geistiger Sumpfluft" erscheinen, und seine Verfasser werden bei dem Leser „immer wieder den Grimm und die äußerste Erbitterung über die Väter dieser ekeln Ausgeburt religiösen Wahns wachrufen".

Strausberg. Raimund Pissin.

Die Signora Chiara.

Autorisierte Uebersetzung von Gertrud Savic.

Der Professor Giacomo Tedeschi von Neapel ist in seiner Vaterstadt ein renommierter Praktikus. Sein wohlriechendes Haus wird von allen möglichen Leuten frequentiert und insbesondere von den schönen Mädchen, die in Santa Lucia die Erzeugnisse des Meeres verkaufen. Er hat Drogen für jede Krankheit, hält es nicht für unter seiner Würde einen hohlen Zahn auszuziehen, exzelliert vor allen Dingen darin, am Tage nach den Festen, den tapferen Leuten die aufgespaltenen Schädel zu flicken, und versteht es, den Küstendialekt mit dem Latein der Schule zu vermengen, um sich das Vertrauen seiner Patienten zu sichern, die sich auf der mächtigen Chaiselongue ausstrecken, einer Chaiselongue, die so wacklig ist, so schmierig, die so in allen Fugen kreischt, daß man schwerlich in irgend einer Küstenstadt der ganzen Welt ihres gleichen mehr findet. Er ist ein Mann von dürftiger Statur, mit einem vollen Gesicht, kleinen grünen Augen und einer langen Nase, die bis zu dem breit geschwungenen Munde herabhängt, seine runden Schultern, sein Spitzbauch und die hageren Beine erinnern lebhaft an die antiken Atelanen.

Giacomo vermählte sich auf seine alten Tage mit der jungen Chiara Mammi, der Tochter eines sehr angesehenen alten Sträflings in Neapel, der sich auf dem Borgo di Santo als Bäcker niedergelassen hatte und dem die ganze Stadt nachweinte bei seinem Tode.

Unter den Strahlen der Sonne, die die Trauben von Torre und die Orangen von Sorrent vergoldet, hatte sich die Schönheit der Signora Chiara auch zu vollster Pracht entfaltet.

Der Professor Giacomo Tedeschi ist in dem guten Glauben, daß seine Frau ebenso tugendhaft als schön sei. Er weiß überdies, wie strenge man über Frauenehre in den Banditenfamilien denkt. Aber er ist Arzt, und die Unruhen und Anfechtungen, denen die Natur der Frau ausgesetzt ist, sind ihm nicht fremd. Daher beunruhigte es ihn etwas, daß Ascanio Ranieri aus Mailand, der sich auf dem Platz dei Martiri als Schneider etabliert hatte, sein Haus mit immer häufigeren Besuchen beehrte.

Ascanio war jung und schön und hatte stets ein Lächeln auf den Lippen. Sicherlich war die Tochter des heroischen Mammi, des patriotischen Bäckers, eine viel zu gute Neapolitanerin, um ihre Pflichten über einen Mailänder zu vergessen. Dennoch pflegte Ascanio mit Vorliebe seine Besuche während der Abwesenheit des Doktors zu machen, und die Signora liebte es, ihn ohne Zeugen zu empfangen.

Als der Professor eines Tages früher, als man ihn erwartet hatte, nach Hause zurückkehrte, überraschte er Ascanio zu den Füßen der schönen Chiara. Während die Signora sich mit jenem ruhigen Schritt entfernte, in dem die Göttin sich offenbart, hatte Ascanio sich erhoben. Giacomo Tedeschi näherte sich ihm mit allen Anzeichen der größten Teilnahme.

„Mein Freund," sagte er, „ich sehe, Sie sind leidend. Sie taten recht daran, mich aufzusuchen. Ich bin Arzt und lasse es mir angelegen sein, das menschliche Elend zu mildern. Sie leiden, leugnen Sie es nicht! Sie leiden schwer, sehr schwer! Ihr Gesicht brennt wie Feuer! . . . Kopfschmerz, ja zweifellos, heftiger Kopfschmerz. Wie vernünftig, daß Sie zu mir gekommen sind! Sie erwarteten mich gewiß mit Ungeduld!"

Und damit schob der Alte, der stark war wie ein sabinischer Ochse, Ascanio vor sich her in sein Konsultationszimmer und zwang ihn, sich auf der berüchtigten Chaiselongue niederzulassen, die vierzig Jahre lang alle neapolitanischen Krankheiten mit angesehen hatte.

Er drückte ihn in die Kissen und rief:

„Aha, jetzt sehe ich, was es ist! Sie haben Zahnschmerzen! Jawohl, Sie haben fürchterliche Zahnschmerzen!" . . .

Und damit zog er aus der Tasche eine enorme Zange, öffnete Ascanio mit Gewalt den Mund und mit einem Griff riß er ihm einen Zahn aus.

Ascanio lief spuckend und fluchend davon, und der Professor schrie voll grimmiger Freude:

„Ein Mordszahn, ein Prachtzahn!"

Paris. Anatole France.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von F. G. Hermann in Berlin.

Nr. 5. Berlin, den 3. November 1906. 24. Jahrgang

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die liberale Einigungsbewegung hätte — beinahe! — einen ernsthaften Schritt vorwärts getan. Der engere Ausschuß der süddeutschen Volkspartei hatte zum 10. und 11. November eine Zusammenkunft von Vertretern des Gesamtliberalismus geplant, um auf demokratischer Grundlage und nach demokratischen Methoden den entschiedenen Liberalismus aus dem fraktionellen Kleinkram herauszubringen und ihn zu bestimmen, mit vereinten Kräften an große politische Aufgaben heranzutreten. Der Zentralausschuß der freisinnigen Volkspartei hat die Gefahr aber noch glücklich abgewandt. Er hat in einem formellen Beschluß ausgesprochen, daß „die Berufung einer größeren Versammlung unter Zuziehung von Personen, die keiner der drei (freisinnigen) Parteien angehören, für einen Erfolg der auf ein Zusammengehen gerichteten Bestrebungen keine Gewähr biete", und hat statt dessen anheimgegeben, „die zur Führung der Geschäfte berufenen Vertretungen der Parteien oder Delegierte der Fraktionen zu einer vertraulichen Beratung zusammenzuberufen wegen Herbeiführung eines gemeinsamen Vorgehens der drei linksliberalen Parteien bei den nächsten Wahlen". Die Stettiner „Ostsee-zeitung" schreibt angesichts dieser Haltung:

> „Die Leitung der freisinnigen Volkspartei darf sich darüber nicht im Unklaeen sein, daß das Sehnen der liberalen Männer im Lande erheblich weiter geht! Im Lande wünscht man, daß der Liberalismus über den Fraktionsgrist endlich hinauskomme, man verlangt nicht nur ein friedfertiges Zusammenwirken bei den Wahlen, sondern auch ein einträchtiges Zusammenarbeiten im Parlament, eine unausgesetzte Verständigung über die praktischen Aufgaben der Politik, und man erhofft, daß auf dieser Basis allmählich die einheitliche liberale Partei erstehe. Man hat im Lande allen Fraktionshader, alle kleinliche Eiferſüchtelei, alle persönliche Anrempelung gründlich satt, wünscht die Betätigung, womöglich die praktische Durchsetzung liberaler Grundsätze, damit der inneren Zerfahrenheit ein Ende werde. Von diesem Standpunkt aus hätten wir gewünscht, daß der Zentralausschuß der freisinnigen Volkspartei einen weniger kühl reservierten Beschluß gefaßt, daß er die Einladung des engeren Ausschusses der deutschen Volkspartei angenommen und das praktische Ergebnis der Beratungen der Frankfurter Konferenz abgewartet hätte, statt von vornherein ihr die ‚Gewähr für einen Erfolg' abzusprechen. — Wir fürchten, dieser allzu sehr vom engen Fraktionsstandpunkt eingegebene Beschluß des Zentralausschusses der freisinnigen Volkspartei bedeutet keine Stärkung, sondern eine Schwächung der liberalen Einigungsbestrebungen, und deshalb bedauern wir ihn."

Wir sind nicht immer derselben Meinung wie die „Ostsee-zeitung", aber diese Bemerkungen unterschreiben wir Wort für Wort. Der engere Ausschuß der süddeutschen Volkspartei in Frankfurt hat gute Miene zum bösen Spiel gemacht, die geplante demokratische Versammlung abgesagt und jetzt zum 10. und 11. November die gewünschte Parteidiplomatenkonferenz nach Frankfurt berufen. Unsere besten Wünsche begleiten sie!

In der „Weserzeitung" lesen wir den schönen Satz: „Der Protest gegen die Sozialdemokratie ist wichtiger als der gegen die Agrarzölle." Das ist der Standpunkt des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie. Die Konsequenz dieses Standpunktes geht dahin, daß man bei einer Stichwahl, die zwischen einem Sozialdemokraten und dem abgefeimtesten Agrarier stattfindet, für den letzteren einzutreten habe. Vor ein paar Wochen hatte die „Weserzeitung" in einem lichten Augenblick angesichts der Kandidatur des Professors Hasse in Döbeln geschrieben: „Ein Sozialdemokrat kann entfernt nicht so schädlich im Reichstag wirken." Wenn es nun bei der Ersatzwahl in Döbeln-Roßwein zu einer Stichwahl zwischen Hasse und dem Sozialdemokraten gekommen wäre, bei der die 3500 Freisinnigen den Ausschlag gegeben hätten, — was hätte die „Weserzeitung" geraten?

Wenn sie mit einer gewissen Befriedigung konstatiert, daß wir darauf verzichtet hätten, die Freisinnigen aufzufordern, bei der Stichwahl im 18. hannoverschen Reichstagswahlkreise für den Sozialdemokraten einzutreten, so kann es ihr unmöglich schwer geworden sein, den Grund dafür zu entdecken. Wir haben ihn deutlich genug bezeichnet: Auch wenn alle freisinnigen Stimmen auf den Sozialdemokraten übergingen, würde die durch Welfen und Bündler verstärkte Stimmenzahl der Nationalliberalen um etwa zweitausend größer sein. Es entfiel somit jedes praktische Interesse zur Abgabe einer Parole. Wie wir in einem praktischen Falle zu handeln pflegen, haben wir wohl deutlich genug bei der Darmstädter Stichwahl gezeigt, und wir haben die Befriedigung erlebt, daß der damals von uns eingenommene Standpunkt auch von allen entschieden Liberalen Südwestdeutschlands ausdrücklich gebilligt worden ist.

Das Schönste ist aber, daß eine Reihe von Zeitungen, die sich zu den sichersten Informationsquellen rechnen, darunter sogar das „Berliner Tageblatt", jene Aeußerungen der „Weserzeitung", die man uns nicht auf der Folter abpressen würde, allen Ernstes der „Nation" in den Mund legen. Es sollte uns garnicht wundern, wenn nunmehr durch die ganze „befreundete" Presse auf Grund einer solchen Quellenverwechslung gefühlvolle Artikel erscheinen werden, in denen die Konversion des Dr. Barth zu den Grundsätzen des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie der staunenden Welt mitgeteilt wird. Der Betroffene hat geglaubt, durch sein politisches Verhalten und Dutzende von Artikeln, in denen er seine Stellung zur Sozialdemokratie klargelegt hat, vor einem solchen schnurrigen Verdacht einigermaßen geschützt zu sein. Aber wo ist in der Politik die Grenze des Absurden?

In der Lohnbewegung der **Bergarbeiter des Ruhrreviers** ist noch immer keine Entscheidung erfolgt. Man verhandelt hin und her, ohne bisher zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Es ist nicht ohne Humor, daß die Zechenbesitzer, die es ablehnen, die Siebener-Kommission als Vertretung der gesamten Bergarbeiterschaft anzuerkennen, lediglich Verhandlungen mit den Arbeiterausschüssen der einzelnen Gruben führen wollen, d. h. mit denselben Arbeiterausschüssen, deren Kompetenz zu Verhandlungen bei Lohnstreitigkeiten sie im preußischen Abgeordnetenhause auf das nachdrücklichste bekämpft haben. Der Abgeordnete Gothein machte kürzlich darauf aufmerksam, daß nach der Fassung der Berggesetznovelle den Arbeiterausschüssen nur das Recht zusteht, „Anträge, Wünsche und Beschwerden der Belegschaft zur Kenntnis der Bergwerksbesitzer zu bringen, und sich darüber gutachtlich zu äußern".

Den Ausgangspunkt dieser Lohnbewegung bildet bekanntlich die Tatsache, daß trotz der Steigerung der Löhne die Lebenshaltung der Bergarbeiter infolge der Verteuerung aller Nahrungsmittel noch bedeutend hinter dem Stand von 1900 zurückbleibt. Um welchen erheblichen Betrag der einzelne Haushalt durch die **Lebensmittelteuerung** mehr belastet wird, läßt ein neuerdings dem **württembergischen Landtag** vorgelegter Bericht der Finanzkommission erkennen. Schon früher war für 39 württembergische Gemeinden ermittelt worden, daß sich bei einer Gegenüberstellung der Preise vom Dezember 1905 und dem Durchschnitt der Preise von 1901—1904 der Aufwand einer fünfköpfigen Familie für Fleisch, Brot und Milch um durchschnittlich 39,40 Mark = 10,4 Proz. gesteigert hatte, wovon weitaus der größte Teil, 30,20 Mark, auf die Steigerung der Fleischpreise zurückzuführen war. Der jetzigen Vergleichung wurden dieselben 39 Gemeinden zugrunde gelegt, und es ergab sich bei Gegenüberstellung der Preise vom September 1906 und der Durchschnittspreise der Jahre 1901 bis 1904, daß die Verteuerung der Lebenshaltung, hauptsächlich unter der Wirkung der erhöhten Fleischpreise, seit dem Vorjahr noch wesentlich größer geworden ist. Die amtliche Untersuchung berechnet die durchschnittliche Steigerung in den 39 Gemeinden auf 88 Mark = 15,4 Prozent, wovon 73,90 Mark aus den gesteigerten Fleischpreisen und 14,10 Mark aus den erhöhten Brot- und Milchpreisen resultierten.

Auch die **Landesversicherungsanstalt Rheinprovinz** hat kürzlich auf ihrer in Düsseldorf abgehaltenen Jahresversammlung feststellen müssen, daß die Fleischteuerung notwendig zu einer Unterernährung der arbeitenden Klassen führe und damit die vorzeitige Invalidität begünstige. Es wurde die Befürchtung ausgesprochen, daß sich ein längeres Anhalten der Fleischnot bei den Versicherungsanstalten nachteilig bemerkbar machen werde.

Die städtischen Körperschaften befassen sich jetzt ebenfalls ernstlich mit der **Fleischnotfrage**. In der **Berliner Stadtverordnetenversammlung** ist ein von allen Parteien unterzeichneter Antrag einmütig angenommen worden, der den Magistrat auffordert,

„bei den Reichs- und Staatsbehörden mit allem Nachdruck erneut dahin vorstellig zu werden, daß mit Rücksicht auf die sich immer mehr steigernde Teuerung des Fleisches und die sich hieraus ergebende Schädigung und Verschlechterung der Volksernährung, sowie die hierdurch herbeigeführte bedrohliche Notlage weiter Volkskreise die erforderlichen Maßnahmen zur Abhilfe schleunigst getroffen, daß insbesondere die Grenzen für die Einfuhr von Vieh und Fleisch sofort geöffnet und die hemmenden Zollschranken beseitigt werden".

Aehnliche Beschlüsse sind u. a. auch in **Stettin, Ludwigshafen, Chemnitz, Ulm** gefaßt worden. Die **Cölner** Zentrumsmänner stimmten unter Führung des Abgeordneten Trimborn in der dortigen Stadtverordnetenversammlung einem Antrag auf Oeffnung der Landesgrenzen zur Einführung von Schlachtvieh einstimmig zu, wobei sich der Abgeordnete Trimborn sogar zu der Aeußerung veranlaßt fühlte:

„Der Schutz der Landwirtschaft hat auch eine Grenze, der Arbeiter darf nicht ausgepowert werden zum Nutzen der Landwirtschaft."

Man wird aus der Haltung des Abgeordneten Trimborn bei der Erörterung der Fleischnot-Interpellation, die gleich nach dem Wiederzusammentritt des Reichstags am 13. November eingebracht werden soll, ersehen können, inwieweit dieses Zentrumsmitglied gewillt ist, seinen Anschauungen über die Auspowerung der Arbeiter zugunsten der Landwirtschaft auch im Reichsparlament Nachdruck zu verschaffen. Selbst in konservativen Kreisen scheint die Einsicht zu dämmern, daß man eine wirkliche Fleischnot nicht länger ableugnen kann. So wurde in dem konservativen Verein zu Groß-Lichterfelde kürzlich ausgesprochen: „auch in Sachen der Fleischnot müsse die Partei eine andere Haltung einnehmen als bisher, sollen nicht die Konservativen im Mittelstand ihre Anhänger verlieren".

Außer dem **Deutschen Städtetage**, dessen Einberufung eine ganze Reihe von Kommunen und Handelskammern verlangt, wird der **Deutsche Handelstag** zu einem Vorgehen aufgefordert. Frühere Petitionen großer Städte wegen Abhilfe der Fleischnot würdigte die Regierung nicht einmal einer Antwort. Bei den Wahlen finden Reaktionäre, denen die Mitschuld an der Verteuerung aller notwendigen Lebensmittel zuzumessen ist, in den Kreisen der Großindustrie und unter den Städtern noch immer ausgedehnte Unterstützung. Es wäre wahrlich an der Zeit, daß die Städte und speziell die Industriellen aufhörten, den Reaktionären, selbst wenn sie sich in nationalliberalem Gewande präsentieren, Gefolgschaft zu leisten. Mit bloßen Protesten gegen eine einzelne Folgeerscheinung unserer gesamten reaktionären Wirtschaftspolitik ist nichts getan!

Charakteristisch ist übrigens auch, daß in der immer lebhafter werdenden Bewegung gegen die künstliche Lebensmittelverteuerung die Konservativen den Glauben zu erwecken suchen, als ob eine **Ermäßigung der Lebensmittelzölle** für die Dauer der Bülowschen Handelsverträge ausgeschlossen sei. So schreibt z. B. die „Kreuzzeitung" am 29. Oktober in einem Leitartikel „Demagogische Wahlparolen", in dem sie sich mit Dr. Barths letztwöchentlichem Artikel „Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung!" befaßt, Dr. Barths Taktik sei jetzt ganz deplaziert:

„Die Getreidezölle sind noch für ein Jahrzehnt festgelegt."

Wir treten der „Kreuzzeitung" wohl nicht zu nahe, wenn wir annehmen, daß sie weiß, wie falsch sie ihre Leser informiert. Die Handelsverträge legen die Getreidezölle wie alle anderen Zölle **nur nach oben**, aber nicht nach unten hin fest. Es steht vertragsmäßig nicht das geringste im Wege, Fleisch- und Getreidezölle, überhaupt jeden Zoll unter die Vertragssätze zu ermäßigen oder ganz abzuschaffen. Im übrigen empfehlen wir unseren Lesern jenen Leitartikel der „Kreuzzeitung" dringend zur Lektüre. Sie werden daraus ersehen, wie unbequem den Agrariern die Wahlparole „Gleiches Wahlrecht und billige Nahrung!" sein würde.

In einem gegenwärtig zu **Petersburg** geführten **Prozeß gegen den Arbeiterdeputiertenrat**, der noch unter dem Ministerium Witte wegen revolutionärer Umtriebe in den Anklagezustand versetzt wurde, ist der Bericht eines russischen Beamten **Lopuchin** bekannt geworden, der im Auftrage des Grafen Witte eine Untersuchung gegen die Organisierung von Pogromen geführt hatte. Der dem jetzigen Ministerpräsidenten Stolypin erstattete Bericht, dessen Inhalt durch die „Russische Korrespondenz" verbreitet wurde, stellt unzweideutig die schmachvolle Rolle fest, die hohe russische Behörden bei der Inszenierung der Judenmetzeleien gespielt haben. Aufreizende Flugblätter gegen die Juden wurden zu Tausenden im Polizeidepartement selbst unter Aufsicht eines Gendarmeriewachtmeisters auf einer aus den Mitteln des Polizeidepartements angeschafften Maschine gedruckt und unter Oberleitung des Chefs der politischen Abteilung Ratschkoffskij und mit Wissen des Direktors des Polizeidepartements Wuntsch, „um die reaktionären Strömungen in der Gesellschaft zu unterstützen", in verschiedenen Gouvernements durch Agenten der Polizei und durch Gendarme verbreitet. Bei der bestehenden Organisation der Geheimpolizei, führt Lopuchin weiter aus,

„befänden sich die Minister und die Zentralbehörden vollständig in den Händen von Polizisten, Gendarmen und Geheimagenten, die damit unkontrollierbare Herren über das Schicksal des ganzen Landes werden und offen ihre eigene Politik treiben, gegen die das Ministerium machtlos ist. Diese Lage sei diesmal dadurch verschlimmert, daß das Vorhandensein zweier Regierungsgewalten keinem Zweifel unterliege. Trepow, zum Palastkommandanten erhoben, bekam spezielle Mittel zur Unterhaltung einer besonderen Spitzelagentur; er erhielt aus dem Polizeidepartement alle wichtigen nicht nur einlaufenden, sondern auch auslaufenden Dokumente bei vollständiger Ignorierung des Ministeriums des Innern. . . .

Welche Mittel das Ministerium gegen die Pogrome auch ins Werk setzen mag, sie werden sich so lange wiederholen, wie die lokale Polizei die Ueberzeugung hat von der Machtlosigkeit des Ministeriums und von der Machtfülle anderer Gewalten."

Die unheilvolle Macht der geheimen Nebenregierung hat die „Nation" bereits früher mehrfach geschildert. Durch Trepows Tod ist die Situation nicht geändert worden. Stolypin hat sich bisher als durchaus unfähig erwiesen, den Einfluß jener Kamarilla zu brechen, deren fluchwürdiges Treiben noch nie so klar vor den Augen der zivilisierten Welt enthüllt worden ist wie durch den Bericht Lopuchins. Der in dem Prozeß gegen den Arbeiterdeputiertenrat fungierende Gerichtshof hat sich charakteristischerweise geweigert, diesen Bericht den Prozeßakten beizufügen.

Wie wenig die ausgedehntesten Vorsichtsmaßregeln der russischen Polizei revolutionäre Anschläge zu hindern vermögen, bewies ein in dieser Woche am hellen Tage in St. Petersburg mit Erfolg ausgeführter Ueberfall auf einen geschlossenen Wagen der Gouvernementsrentei, bei dem den Attentätern Geldbeträge in Höhe von zirka einer Million Mark in die Hände fielen.

Bei den inzwischen eingeleiteten Vorbereitungen zur bevorstehenden Neuwahl der Duma tritt deutlich das Bestreben der russischen Regierung hervor, das Wahlrecht der breiten Massen der Bevölkerung zu beschneiden. Die reaktionäre „Nowoje Wremja" jubelt schon jetzt darüber, daß infolge der Beschränkungen den „Aladjins und Anikins" der Weg zur Duma verlegt wird.

In Marokko, wo bald dieser, bald jener Bandenführer kleinere Unruhen hervorruft, ist einmal wieder eine erhebliche Störung der Ordnung erfolgt. Es kam dabei zu mehreren kriegerischen Zusammenstößen zwischen den Aufrührern und dem Häuptling Raisuli, der diesmal anscheinend die Rolle eines Pacificators spielen will. Zur Wahrnehmung ihrer Interessen haben Spanien und Frankreich einige Panzerkreuzer nach Marokko entsandt.

Die französische Regierung hat bereits darauf hingewiesen, daß diese beiden Mächte zu ihrem energischen Vorgehen durch die Beschlüsse der Marokkokonferenz autorisiert sind, nach denen ihnen die Pflicht zufällt, in den marokkanischen Küstenstädten für Ruhe und Sicherheit zu sorgen.

Daß Frankreich unter dem Ministerium Clemenceau nicht im entferntesten daran denkt, den marokkanischen Zwischenfall zum Ausgangspunkt einer abenteuerlichen Politik zu machen, hat der neue Minister des Auswärtigen, Pichon, noch ausdrücklich hervorgehoben. Gegenüber den lächerlichen Unterstellungen französischer Nationalisten erklärte er in einem Interview, Frankreich wolle niemanden bedrohen oder belästigen; es wünsche vielmehr mit allen Nationen sympathische oder höfliche Beziehungen zu unterhalten. Diese Erklärungen sind zwar von der üblichen Inhaltlosigkeit, aber die gesamte politische Lage Frankreichs erscheint nicht dazu angetan, an irgendwelche Abenteuerlust der gegenwärtigen Regierung zu glauben.

* * *

Das Gespenst der Rechtsgleichheit.

Neben den Memoiren des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe und dem Satyrspiel von Cöpenick hat auf die politischen Zustände des heutigen Deutschlands nichts ein helleres Licht geworfen als die Kritik einer Regierungshandlung des Großherzogs von Hessen durch die Organe der „staatserhaltenden" Parteien. Der Großherzog hat die unerhörte Verwegenheit besessen, die Landesverfassung selbst einem Sozialdemokraten gegenüber nicht zu verletzen. Das ist in den Augen unserer Konservativen und auch in den Augen der hessischen Nationalliberalen ein geradezu revolutionärer Akt. Die hessischen Nationalliberalen sollen sogar beabsichtigen, deswegen in der nächsten Landtagssession die Regierung zu interpellieren.

Der Fall ist äußerst lehrreich. Ein Sozialdemokrat, namens Eißnert, wird zum unbesoldeten Beigeordneten der Stadt Offenbach gewählt und vom Großherzog auf Empfehlung des Ministeriums bestätigt. Die Bestätigung erfolgt, weil „jede rechtliche Handhabe zu ihrer Verweigerung fehlt". Es ist nicht behauptet worden, daß das hessische Ministerium bei der Empfehlung der Bestätigung von einer besonderen politischen Einsicht geleitet gewesen sei. Für eine aufgeklärte Regierung lag es ja an sich nahe, sich zu sagen, daß man gar keine größere Dummheit begehen könne, als die Sozialdemokratie von der Betätigung an den positiven Aufgaben der Kommune und des Staates fernzuhalten, daß deshalb jede Gelegenheit willkommen geheißen werden müsse, die die Sozialdemokratie nötige, aus der bequemen Position der bloßen Kritik herauszutreten und sich an den Verwaltungsgeschäften einer Kommune zu beteiligen. Die hessischen Chronisten geben uns keinen Anhalt dafür, daß solche staatsmännischen Erwägungen bei der Bestätigung des Herrn Eißnert eine Rolle gespielt hätten. Nur das einfache Rechtsgefühl, der altfränkische Respekt vor dem Sinn einer beschworenen Landesverfassung hat den Ausschlag gegeben.

So etwas aber macht Aufsehen. Speziell in Preußen schlägt man die Hände über den Kopf zusammen, daß in einem Nachbarstaat die geheiligten Grundsätze der Rechtsungleichheit umgestoßen werden und dem demokratischen Prinzip der Rechtsgleichheit eine so skandalöse Konzession gemacht wird. In Preußen kann bekanntlich kein Sozialdemokrat auch nur Turnlehrer werden. Es fehlen ihm dazu nach einer Entscheidung des Kultusministers von Studt die „sittlichen Qualitäten", und zwar nicht etwa bloß einem Sozialdemokraten oder einer Gruppe von solchen, sondern allen Sozialdemokraten ohne jeden Unterschied. In Preußen könnte kein Philister ruhig schlafen, wenn man einen Sozialdemokraten auch nur mit der Würde eines Nachtwächters bekleiden wollte. Was würde man aber erst für ein Gesicht machen, wenn eine Stadtverordnetenversammlung, sagen wir die von Berlin, auf den gescheiten Einfall käme, ein paar Sozialdemokraten in den Magistrat zu wählen! Man könnte erleben, daß eine Rote Adlerorden-Sperre über ganz Berlin verhängt würde.

Die politische Reife eines Volkes gelangt durch nichts so deutlich zum Ausdruck wie durch die Energie, mit der es auf Verletzungen der Rechtsgleichheit reagiert. Die schlimmste Folge des Sozialistengesetzes war, daß es dies Gefühl in den bürgerlichen Kreisen abgestumpft hat. Die Nachwirkungen sehen wir noch heute in der Unempfindlichkeit der herrschenden Klassen gegen jede Rechtsverletzung und jede Willkür, bei der ein Sozialdemokrat das Opfer ist. Es gab eine Zeit, da die nationalliberale Partei als die eigentliche Vertreterin des Rechtsstaates, der Idee der Rechtsgleichheit, angesehen wurde. Heute aber revoltiert der hessische Zweig des Nationalliberalismus gegen einen Großherzog, der es wagt, sich von dem Gedanken der Rechtsgleichheit leiten zu lassen.

Daß diese Nationalliberalen so von Gott verlassen sein sollten, um wirklich eine Interpellation im hessischen Abgeordnetenhause einzubringen, ist wohl nur ein Cöpenicker Scherz. Man male sich die Situation aus, wie die Sozialdemokratie bei einer solchen Interpellation an der Seite der Regierung für

das Rechtsgefühl des Großherzogs Partei ergreift, um die ganze Tiefe einer politischen Weisheit zu ermessen, die dem politischen Gegner eine so wundervolle Gelegenheit gibt, über einen täppischen Interpellanten zu triumphieren!

„Muß man nicht besorgt sein um die Zukunft unserer Nation, wenn man sieht, wie weit urteilslose Leidenschaft reicht?" — mit diesen Worten hat sich jüngst Prinz Alexander zu Hohenlohe gegen jene gewandt, die ihn aus den unzulänglichsten Gründen anläßlich der Veröffentlichung der Memoiren seines Vaters mit Vorwürfen überhäuft haben. Das, was er „urteilslose Leidenschaft" nennt, ist ein milder Ausdruck für jenen Mangel an entschlossenem Rechtsgefühl, der bei keinem anderen großen Kulturvolk so schmerzlich in die Erscheinung tritt wie dem deutschen. Liebedienerei, die Demut vor der Uniform, blinde Heldenanbetung, die Unterwürfigkeit vor jeder beamteten Autorität, — das alles sind in letzter Linie nur spezifische Erscheinungsformen einer Erweichung jener Bürgertugend des Rechtsgefühls, die neben der Entschlossenheit, das eigene Recht zu behaupten, auch die Rechte jedes anderen Staatsbürgers respektiert. Die Rechtsgleichheit ist in deutschen Landen heute ein so rarer Artikel geworden, daß seine Anwendung in dem Offenbacher Fall wie eine Sensation gewirkt hat. Verletzungen der Rechtsgleichheit dagegen sind längst nicht mehr sensationell, nicht einmal auffallend, sondern gang und gäbe.

Theodor Barth.

Eine Enquete über gewerbliche Frauenarbeit in der Großstadt.

Die Frauenbewegung hat mit allen im Rationalismus begründeten sozialen Bestrebungen das eine gemeinsam, daß sie geneigt ist, den logischen Zusammenhang ihrer Theorien als Kriterium der praktischen Brauchbarkeit anzusehen · · jener alte Fehlschluß, auf den schon Burke Mary Wolstonecraft aufmerksam machte, als er ihr entgegenhielt, daß soziale Ordnungen sich nicht allein auf die Vernunft zu gründen hätten, sondern auf die menschliche Natur, von der die Vernunft nur ein sehr kleiner Teil sei.

Man hat die Bedeutung dieses guten und weisen Rates erst eingesehen, als man anfing, die Frauenfrage nicht mehr nur mit ethischen Postulaten, sondern mit den Mitteln sozialwissenschaftlicher Forschung zu durchleuchten, sich statt der zufälligen Erfahrungen, von denen aus im ersten Stadium jeder „leicht und selig" ins allgemeine hinausbaute, zuverlässige Kenntnisse systematisch zu schaffen. Manches Dogma, das zum ursprünglichen Bestand des Programms gehörte, ist durch diese neue Einsicht gestürzt oder doch verschoben, manches Problem in ein ganz anderes Licht gerückt. Man hat gesehen, daß die vollklingenden Programmforderungen der Zähigkeit tausendfach verfestigter Sitten und der Wucht wirtschaftlicher Mächte oft nicht anders gegenüberstanden als etwa das Bild des Heiligen, das von dem frommen Volk von Neapel dem Lavastrome entgegengestellt wurde.

Die Vertiefung dieser Einsicht, und sehr wertvolle Richtlinien für alle, die in der Frauenbewegung nicht nur die Höhe wollen, sondern auch die Stufen, bietet eine Studie der badischen Fabrikinspektorin Dr. Marie Baum: „Drei Klassen von Lohnarbeiterinnen in Industrie und Handel der Stadt Karlsruhe".[*] Das zusammenfassende Prinzip der Studie, in der die drei auch in sozialer Hinsicht verschiedenen Gruppen der Fabrikarbeiterinnen, der Konfektionsarbeiterinnen und der Handelsangestellten besprochen werden, liegt darin, daß der großstädtische Arbeiterinnentypus gekennzeichnet werden soll; die Teilung nach Erwerbsgruppen ist hier der Einheit der großstädtischen Lebensgemeinschaft untergeordnet. Für die Methode, nach der die Verfasserin ihre Erhebungen angestellt und deren Resultate verwertet hat, sind die Arbeiten von Woerishoffer über „die soziale Lage der Fabrikarbeiter in Mannheim" und von Fuchs über „die Verhältnisse der Industriearbeiter in siebzehn Landgemeinden bei Karlsruhe" vorbildlich gewesen. Doch hat die Verfasserin die von ihren Vorgängern geschaffenen Methoden der besonderen Natur ihres eigenen Untersuchungsgebietes in durchaus selbständiger Weise angepaßt, und sie ist dadurch zu Ergebnissen gekommen, die für die Beurteilung der Probleme der Frauenarbeit außerordentlich wertvoll sind. So streng sich die Studie auf das Gebiet der eigentlich volkswirtschaftlichen Fragen beschränkt, so eröffnet sie doch allerlei Ausblicke, die sich von hier, von der wirtschaftlichen Oberfläche aus, in das menschlich persönliche Leben der einzelnen gewinnen lassen.

Und da zeigt Marie Baum besonders in der ersten Studie ihres Buches, der Untersuchung über die Fabrikarbeiterinnen, eine Reihe bisher wenig beachteter Züge, sowohl von rein volkswirtschaftlicher, wie von psychologischer Bedeutung. Aus dieser ersten Studie, deren Resultate vielleicht von noch größerer soziologischer Tragweite sind als die der beiden anderen Untersuchungen, sollen deshalb ein paar mir besonders wichtig erscheinende Ergebnisse hervorgehoben werden.

Zunächst die eine sehr bedeutsame und folgenreiche Tatsache, daß die unverheiratete Arbeiterin, trotzdem ihr Verdienst die Grundlage ökonomischer Selbständigkeit sein könnte, diese ökonomische Selbständigkeit nicht besitzt, daß sie sich wirtschaftlich in keiner Weise von der Familie abgelöst hat, sondern in ganz patriarchalischem Sinne ihren Lohn im Familieneinkommen aufgehen läßt und ihre Bedürfnisse aus dem Familieneinkommen deckt. Sie ist in wirtschaftlicher Hinsicht noch gar keine Persönlichkeit für sich. Die unverheirateten Arbeiterinnen geben allen Lohn zu Hause ab; die Stadtmädchen — von den in der Karlsruher Fabrikindustrie beschäftigten Arbeiterinnen wohnen etwa $^2/_5$ in Karlsruhe, $^3/_5$ wandern aus fünfundfünfzig verschiedenen umliegenden Ortschaften zur Arbeit in die Stadt — bekommen häufig nicht einen Pfennig ihres Lohnes zu eigener Verfügung, die Landmädchen nur soviel, wie zum Einkauf der Mahlzeiten, soweit diese nicht von zu Hause mitgebracht werden, notwendig ist. Darüber hinaus verfügt die Arbeiterin über ein kleines Taschengeld für die Sonntagsvergnügungen, das sich auf etwa 50 bis 70 Pfennig beläuft. Aus diesem Zustande patriarchalischer Abhängigkeit macht sich auch die ältere Arbeiterin nur selten frei.

Die Gepflogenheiten des unverheirateten Arbeiters in diesem Punkte sind charakteristischerweise erheblich andere. Fuchs, der die Verhältnisse der männlichen Arbeiter des gleichen Untersuchungsgebiets erforscht hat, stellt fest, daß „die Söhne ihren Verdienst zumeist nur solange den Eltern abgeben, wie derselbe die von den Eltern zu bestreitenden Unterstützungskosten nicht überschreitet"; später geben sie nur ein Kostgeld und „stellen dafür nicht selten hohe Ansprüche". Beleuchtet wird diese letzte Tatsache unter anderem durch das Budget eines jungen Arbeiters, der allerdings wöchentlich 10 Mark Kostgeld zahlt, dafür aber täglich ein halbes Pfund Fleisch bekommt, während die ganze Familie nur Sonntags Fleisch ißt. Wer seinen Eltern mehr gibt als das Kostgeld, sucht das als ein Zeichen unmännlicher Schwäche vor den Kameraden zu verbergen. Woerishoffer stellt für die Mannheimer Arbeiterschaft zwar fest, daß die in der Familie lebenden ledigen Arbeiter bis zu zwanzig Jahren ihren Verdienst den Eltern abzugeben pflegen; in seinen Listen aber findet sich ein verhältnismäßig großer Prozentsatz im fremden Haushalt lebender Arbeiter, die garnichts oder nur sehr wenig von ihrem Gelde nach Haus schicken, und es ist charakteristisch, in wie vielen Fällen der befragte Arbeiter diese zur Unterstützung der Eltern verwandte Summe dem Fabrikinspektor viel höher angegeben hat, als sie sich bei genaueren Recherchen nachher tatsächlich herausstellte. Fuchs bezeichnet geradezu die Einnahmen aus der industriellen Arbeit der Töchter als zuverlässigsten Posten im Einkommen der Arbeiterfamilie.

Welche Perspektive eröffnen diese Tatsachen für die Haltung der Arbeiterin im wirtschaftlichen Kampf! Sie

*) Herausgegeben von der großherzoglich badischen Fabrikinspektion; Verlag der G. Braunschen Hofbuchdruckerei, Karlsruhe 1906.

lernt den wirtschaftlichen Wert ihres Verdienstes, seine Zulänglichkeit oder Unzulänglichkeit als Lebensunterhalt überhaupt nicht kennen; das Geld, das sie erwirbt, verschwindet im Familienverbrauch, an dem sie teilnimmt ohne ein Urteil darüber, ob das, was sie beisteuert, dem entspricht, was sie empfängt. Darin mögen allerlei ethisch wertvolle Momente liegen, obgleich man sich auch fragt, ob einem solchen gewohnheitsmäßigen und in gewissem Sinne willen- und gedankenlos geübten Familiensinn noch ein hoher sittlicher Wert zukommt — jedenfalls aber ist dieser Zustand undifferenzierten wirtschaftlichen Verwachsenseins mit der Familie eins der wesentlichsten Hindernisse einer gesunden ökonomischen Selbsteinschätzung und damit, wie auch Marie Baum betont, eine sehr wichtige Ursache für die niedrige Bemessung der Frauenlöhne. Dieses zurückgebliebene wirtschaftliche Persönlichkeitsbewußtsein lähmt natürlich auch das Selbstvertrauen, die geistige Regsamkeit, den Mut zu selbständiger Lebensgestaltung, die Fähigkeit und den Willen zur Kritik der eigenen Lage. Der junge Arbeiter ist der bewunderte und beneidete Krösus der Proletarierfamilie; er wird gut genährt, hat an den Werktagabenden seine Klubs „Fidelitas“ oder „Bruderherz“ und verbraucht Sonntags mit seiner Braut 6—7 Mark: er hat's dazu. Und diese Macht, sich mit eigenen Mitteln ein gutes Leben zu gestalten, durchdringt ihn mit einem Gefühl von der Wichtigkeit seiner Person, das zwar, wie Woerishoffer sehr eingehend ausführt, alles andere als sittlich fruchtbar ist, aber für seine wirtschaftliche Position doch das Wort wahr macht: wer da hat, dem wird gegeben.

Für die Arbeiterin heißt es: wer da nicht hat, dem wird genommen. Denn von dem kleinen Lohn zehrt die Familie mit, und je mehr davon zehren, um so bedrückter, kampfunfähiger, kleinmütiger und abhängiger wird die Frau auf dem Wirtschaftsmarkt. Das Moment der ökonomischen Selbständigkeit, von dessen Bedeutung für die Persönlichkeitsentfaltung der Frau soviel erwartet wird, erweist sich hier als nahezu machtlos. Als Aequivalent für die Einbuße an persönlicher, menschlich-weiblicher Betätigung, die eine von früh bis spät an die Fabrik gefesselte junge Arbeiterin erleidet, spielt diese Selbständigkeit noch keine Rolle; sie ist eben noch kein Mittel zu eigener Lebensgestaltung.

Und diese Einbuße ist unendlich groß; das geht auch aus dieser Studie wieder hervor, wenn man an sie herantritt mit der Frage im Herzen, die schließlich doch auch in volkswirtschaftlichen Dingen die entscheidende ist: was für Menschen entstehen in der Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Verhältnissen? Das Kapitel: „die Arbeiterin bei der Arbeit“, in dem das persönliche Verhältnis der Arbeiterinnen zu der Tätigkeit, die doch nun einmal ihr Leben ausfüllt, behandelt wird, scheint mir das Interessanteste in dem Buch. Diese Beziehungen aber sind sehr arm und äußerlich. Die industrielle Frauenarbeit in Karlsruhe ist ungelernte Arbeit, eine Beschäftigung, die man wählt, weil sie einen Preis hat, nicht weil sie irgend welchen Neigungen oder Fähigkeiten entgegenkommt. Der Fluch dieser Arbeit ist ihre Unproduktivität für den Arbeiter; sie fesselt ihn nicht an sich dadurch, daß sie ihm Aufgaben stellt; sie bildet nicht an ihm, auch im primitivsten Sinne nicht. Die Folge ist die außerordentliche Unstätigkeit der weiblichen Arbeiterschaft. Marie Baum bringt eine interessante Statistik des Stellenwechsels. Die Fabrikanten klagen über die Unzuverlässigkeit ihrer Arbeiterinnen. Aber man fragt sich doch, was sollte die Arbeiterin an die zufällig ergriffene Beschäftigung fesseln, wenn sie irgend ein kleiner Reiz, eine verlockendere Kameradschaft oder auch nur die Anregung des Wechsels selbst zu einer anderen zieht? Ob sie Düten klebt, Geschützhülsen auszieht oder Papier sortiert, für sich selbst gibt ihr das eine so viel oder so wenig wie das andere: den kärglichen Wochenlohn. Die Arbeit selbst bietet schlechterdings nichts für die persönliche Anteilnahme oder die eigene Befriedigung. Auch keine Zukunft. Die einzige Möglichkeit zu einer Karriere, die zur Anspannung reizen oder an die Arbeitsstätte fesseln könnte, der Posten der Aufseherin, ist als Institution im Betriebe noch nicht so befestigt, daß er den Arbeiterinnen als Ziel gelten könnte. Die Tätigkeit, an die diese ungelernten Arbeiterinnen doch durchschnittlich zehn Jugendjahre lang geschmiedet bleiben, ist van dem nicht sehr verschieden, was den Alten als Höllenqual erschien: von dem Schöpfen in das nie zu füllende Faß der Danaiden.

Es ist auch interessant, in den Lebensläufen der jungen Arbeiterinnen zu sehen, wie sie immer wieder zwischen Fabrik und häuslichem Dienst wechseln. Oft haben sie sogar eine, wenn auch nur kurze und unzulängliche hauswirtschaftliche Ausbildung erhalten, einen Kochkursus durchgemacht, ein halbes Jahr Nähen gelernt oder dergl. Aber die Fabrik hat etwas Dämonisches für den, der ihr einmal verfallen ist. Die mechanische Beschäftigung stumpft die geistige Beweglichkeit, die Lust am selbständigen Disponieren ab und lähmt den Willen; sie ist eben bei allen Anforderungen, die sie an die Körperkraft stellt, doch in gewissem Sinne bequem, bequemer jedenfalls als das vielseitige Hin und Her der häuslichen Aufgaben. Dazu lockt die unbedingte Freiheit nach der Arbeit, obgleich dieses Moment bei den Karlsruher Arbeiterinnen, insbesondere auch den vom Lande stammenden, nicht so stark ins Gewicht zu fallen scheint, da die Familiengebundenheit doch immerhin groß ist. Ist es nicht z. B. charakteristisch, daß ein Mädchen, das ein Jahr Hauswirtschaft und zwei Jahre Nähen gelernt hat, schließlich doch als Einlegerin in einer Druckerei endigt?

Die Studie zeigt, wie gesagt, mit trauriger Deutlichkeit, wie wenige auch nur in bescheidenstem Sinne lebensteigernde Momente diese jungen Mädchen aus der Arbeit ihrer besten, entwicklungsfähigsten Jahre ziehen können. Auch das Gefühl, durch seine Leistungen das nützliche Glied eines großen Ganzen zu sein, das einzige vielleicht, das über das Monotone dieser Leistungen hinwegzutragen vermöchte, ist kaum vorhanden. Marie Baum berichtet von gewissen Ansätzen dazu, die sich da herausgestaltet haben, wo gewohnheitsmäßig die Dörfer eines Bezirkes ihre Mädchen in eine bestimmte, günstig gelegene städtische Fabrik schicken. Dort hat sich eine Art von modernem Patriarchalismus herausgebildet, eine Art Korpsgefühl, das sich fast geringschätzig gegen die wendet, die sich eine andere als die hergebrachte Arbeitsstätte gesucht haben. Aber es dürfte schwer sein, festzustellen, wie weit in dieses Zusammengehörigkeitsgefühl die Schwerfälligkeit der ländlichen Arbeiterinnen hineinspielt, und wieweit darin wirklich etwas Fruchtbares, ein Keim für zukünftige bescheidene Lebensideale, ein Keim zur Entstehung eines Berufsbewußtseins bei der arbeitenden Frau zu suchen ist. Auf die Entstehung aber eines solchen mit der Arbeit verknüpften Selbstbewußtseins und Heimatsgefühles kommt alles an, wenn nicht die neue Zeit nach dem Prinzip, daß der Mensch das Maß aller Dinge ist, für die Frau einen Abstieg, Verarmung statt Höherentwicklung bedeuten soll.

Marie Baum zeigt in den Schlußbetrachtungen ihres Buches die Wege zu dieser notwendigen, persönlichen Bereicherung des Berufslebens der Arbeiterinnen, Wege, die schließlich für alle weiblichen Berufe gleich sind. Die Hauptsache ist, Gelegenheit zu einer fachmäßigen, beruflichen Ausbildung für die Mädchen in immer erweitertem Maße zu schaffen und durch eine während der Arbeit fortgesetzte obligatorische Fortbildung eine dauernde Vertiefung des beruflichen Lebens zu erreichen. Die notwendige Vorbedingung dafür ist aber selbstverständlich Verkürzung der Arbeitszeit. Diese ist auch die Vorbedingung für die unerläßliche Kulturaufgabe, der Frau außerhalb ihrer Arbeit wieder Quellen persönlichen Lebens zu erschließen, die ihr die mechanische Erwerbstätigkeit nicht mehr geben kann. Alle diese Forderungen sind schon sehr oft gestellt; es ist indes das große Verdienst der vorliegenden Studie, daß sie ihnen verstärkten Nachdruck gegeben hat, indem sie ihre soziale Tragweite wieder nach neuen Richtungen hin greifbar macht.

Gertrud Bäumer.

Rassen und Kulturkreise.

In unerschöpflicher Mannigfaltigkeit hat sich das Menschengeschlecht, von einem Punkte ausgehend, entwickelt, und in altgewohnter Ungerechtigkeit hat das Schicksal die Kinder, die aus einem Schoße hervorgegangen sind, zu Starken und zu Schwachen werden lassen, zu Herren und Knechten, zu Hochbefähigten und Unbegabten. Nach allen Seiten hat das Menschengeschlecht sich ausgebreitet, und so klein die Entfernungen auf unserer Erde uns heute erscheinen, so riesengroß waren sie einst, sodaß die sich Zerstreuenden zum größten Teil jegliche Kenntnis voneinander verloren. Allmählich hat man sich wieder getroffen, als verschiedenen Rassen, verschiedenen Völkern angehörig, so unähnlich einander, daß man sich gegenseitig kaum als verwandt erkannte. Das Wiederfinden war — schon in der Schule gibt es, wenn auf die Entdeckungen die Rede kommt, genug davon zu erzählen — kein freundliches. Hat man doch auch unter Nachbarn mehr im Krieg als im Frieden gelebt, und die europäischen Staatengebäude selbst erheben sich auf den Trümmern versunkener, zerstörter oder unterworfener Völker.

Jetzt geht ein neuer Zug durch die Welt. Nicht nur, daß alle Völkersplitter in Europa nach Selbständigkeit und nach Geltung ihrer nationalen Persönlichkeit verlangen. Das „turanische" Asien, das sich auf seine alte Kultur beruft, beginnt sich die neue anzueignen und hat im letzten Kriege seinen „arischen" Gegner blutig zurückgewiesen. Die Inder tragen mißmutig die englische Herrschaft, in den Mohamedanern Asiens und Afrikas regt sich der ganze ererbte Stolz, und sogar unter den Schwarzen rührt es sich heftiger als je. In Europa aber ist noch eine Woge im Rauschen, die den dieser Bewegung entgegengesetzten Weg genommen hat; das alte Problem der Stellung der Juden ist als Rassenfrage ausgerufen worden — ja, die Rassenfrage ist an ihm praktisch zuerst entdeckt worden

Ein entwickeltes Volk ist eine Individualität, ist der wahre Uebermensch. Denn was es tut und spricht und bildet, ist der Ausdruck der Kräfte von Millionen, ihrer Tugenden und Laster, ihrer Stärke und ihrer Schwäche. Als Individuum sehen wir die Gesamtheit der Millionen, und die volkstümliche Auffassung neigt seit jeher dahin, andererseits den einzelnen als Auszug des Ganzen zu sehen, in ihm eine Musterprobe alles Guten und Schlechten des Ganzen vorauszusetzen. Ueberdies, weil so oft vom Volkscharakter gesprochen wird, schiebt sie dem Wort „Charakter" auch in dieser Zusammensetzung gern die Bedeutung unter, die man ihm beilegt, wenn von einem Individuum die Rede ist. Und doch wissen wir, daß selbst jene Gemeinschaften, die sich am meisten dem Individuum nähern, weil sie die kleinsten selbständigen Organismen, aber immer noch groß genug sind, um eine Individualität zu repräsentieren, die alten, schrittweise gediehenen Städte und die durch Tradition und Interesse zusammengehaltenen Landschaften, innerlich bei weitem nicht so gleichmäßig sind, wie es den Anschein hat Freilich zeigen gerade sie uns, wie gemeinsames Leben auf den einzelnen wirkt. Jedermann kennt das Bild, das sich vom „echten Wiener", „echten Berliner", „echten Schweizer" eingebürgert hat. Es sind Bilder von Menschen mit ganz bestimmten, Lebens- und Denkgewohnheiten, Ergebnissen einer langen Reihe von Taten, Leiden und Sinneseindrücken, die auf bestimmte vorgefundene Temperamente eingewirkt haben, von Gewohnheiten, die das Verhalten der Bewohner entweder unmittelbar leiten oder als guter Ton überwachen oder, weil sie dies tun, mittelbar auch die Widerstrebenden durch den Druck der Masse beeinflussen, kurz, Begabungen und Charakteren eine eigentümliche Färbung verleihen. So übt die jeweilig engste noch selbständiges Volleben führende Gemeinschaft den stärksten Einfluß auf den einzelnen. Aber auch die weiteste Gemeinschaft, die längst kein besonderer Organismus ist, die nur noch eine oft kaum erkennbare Mahnung an gemeinsamen Ursprung ist, die Rasse, ist bis zu einem gewissen Grade eine Macht.

Daß es tiefgehende Unterschiede zwischen den Rassen, den Völkern gibt, bestreitet heute niemand. Die Frage ist nur, wie weit sie untilgbar, und wie weit die zurückbleibenden Unterschiede nur Verschiedenheit an Qualitäten oder auch Verschiedenheit des Gesamtwertes sind.

Die Rassen sind selbstverständlich etwas historisch Gewordenes. Wie sie entstanden sind, wer könnte es sagen? Wir können nur als sicher annehmen, daß sie alle gemeinsame Abstammung haben, daß also die Vorfahren aller einst gemeinsamen Wohnplatz innehatten. Es ist wahrscheinlich, daß die Menschheit in ihrer Jugendzeit, als die äußere Erscheinung noch nicht durch vieltausendjährige Reproduktion so festgelegt war, wie sie es heute ungefähr ist, bei weitem bildsamer war als jetzt. Launen der Natur im Mutterschoße — „Launen", weil wir die Ursachen nicht kennen — waren damals gewiß häufiger als in unserer geglätteteren Periode menschlicher Naturgeschichte, in der es übrigens an Exzessen auch noch immer nicht fehlt, wie das Auftauchen von Genies und von Mißgeburten zeigt. Es können also noch in der Urheimat, in einer Zeit, in der die Sprache noch nicht über die dürftigsten Ausdrucksmittel hinausgekommen war, Verschiedenheiten aufgetreten sein, die, vielleicht auch durch Geschwisterehe, festgehalten wurden. Besonderheiten, zumal solche der kräftigsten und rücksichtslosesten Männer, die die Weiber für sich in Anspruch nahmen, mögen sich fortgepflanzt und einen Familientypus hervorgerufen haben, und später mag, was zusammengehörte, zusammen ausgewandert sein und sich in der Isolierung der neuen Heimat noch schärfer entwickelt haben. Oder die Auswanderung kam zuerst, und die klimatischen und sonstigen wichtigen Bedingungen wirkten dann auf die bildsamen Urzeitmenschen rassenbildend ein. Feinere Differenzierungen in Wuchs und Gesichtsformation kamen allmählich hinzu, je nach der Lebensweise, zu der die Verhältnisse veranlaßten, und die zwischen Zweigen derselben Rasse, sogar zwischen den Klassen desselben Volkes, unterschieden. Es mögen nicht nur fünf Rassen, es mögen ihrer viel mehr entstanden sein, und die anthropologische Wissenschaft hat vermutlich recht, wenn sie von der alten Fünfzahl abzugehen beginnt.

Körperlich erhält ein Volk seinen Charakter von der Rasse oder von den Rassen, woraus es sich gebildet hat. Erhält es ihn auch seelisch und geistig?

Ich glaube, daß es eine starke Metapher ist, wenn man von einem Rassencharakter in dem Sinne spricht, in dem wir das Wort Charakter in der Anwendung auf den einzelnen verstehen. In diesem Sinne genommen, ist Charakter etwas ungemein Zusammengesetztes, das sich überhaupt nur selten vollständig vererbt. Der Charakter ist auch dem einzelnen nicht angeboren. Angeboren sind gewisse Grundzüge, durch deren Aufeinanderwirken unter den Einflüssen und Eindrücken der Außenwelt der Charakter in der Jugend langsamer oder rascher entsteht. Willenskraft, Körperkraft, Gewandtheit und Schönheit, sinnliche Reizbarkeit, Feinheit des inneren Ohres und Auges, Lebhaftigkeit, Gleichmäßigkeit oder Leidenschaftlichkeit des Temperaments, Sicherheit und Ausdauer des Denkens, Stärke der Phantasie und des Gedächtnisses, das sind die Gaben, deren Mehr oder Minder im Verein mit den Verhältnissen, unter denen das Individuum aufwächst und die selbst wieder etwas ungeheuer Zusammengesetztes sind, sein geistiges und moralisches Gesamtwesen erst erschafft. Was wir als charakteristisch betrachten: Treue oder Unzuverlässigkeit, Wahrheitsliebe oder Verlogenheit, Mut oder Aengstlichkeit usw. ist das Ergebnis gar vieler und bei verschiedenen Individuen und in verschiedenen Gesellschaftsklassen oft auch verschiedener Grundbedingungen. Nicht den Charakter als Ganzes haben wir von der Natur mitbekommen — und darauf beruht die Möglichkeit der Erziehung —, sondern die Voraussetzungen des Charakters. Diese Voraussetzungen nun können in einem sehr engen Kreise zum Teil sehr ähnlich sein. Wie aber sollte sich ein Charakter durch die Jahrhunderte hindurch bei den vielen Millionen, aus denen eine Rasse besteht, und die in weit auseinanderliegenden Ländern leben, erhalten? Wie wäre es möglich, daß die Bewohner von Peking dem ihnen entfernt stammverwandten Volke ähneln, das im üppigen, weinreichen Ungarn über andere Völker herrscht? Oder die Bewohner von Benares den gleichfalls „arischen" Norwegern? Wenn eine Gruppe, die zur Wurzel einer Rasse wurde, außergewöhnlich tapfer war, müssen darum auch solche Nachkommen

es geblieben sein, die sich an eine friedliche Existenz gewöhnten? Der Wandel von Volkseigenschaften gehört zu den gewöhnlichsten Erscheinungen in der Geschichte. Was sich in einem sehr zahlreichen Kreise, vielleicht sogar im größeren Teil einer Rasse vererben kann, sind Anlagen, die unmittelbar mit physiologischen Bedingungen zusammenhängen, Begabung und Sinn für Musik, für Farben und Formen, für Schauspielerei und Redekunst; und da das Körperliche überdies insofern mitspielt, als der Mensch Objekt der Kunst ist, so ist das Verhältnis zur Kunst in gewissen Völkern, freilich nicht in ganzen Rassen, erblich. Die Körperschönheit der Griechen hat auf die hellenische und weiterhin auf die europäische Kunst, die Dürftigkeit der Formen des japanischen Weibes, dessen Reiz ausschließlich in der Grazie der Bewegung liegt, und des feineren Japaners überhaupt, auf die japanische Kunst Einfluß geübt. Insbesondere aber können sich einzelne für die Volksbegabung charakteristische gemeinsame Mängel erhalten. Die Turanier sind völlig unmusikalisch, und wenn ihr westlichster, uns als turanisch bekannter Zweig, der magyarische, die Musik lieben gelernt hat, so ist dies doch eine ganz bestimmte Musik, und es ist bei der Liebe geblieben, ohne Produktivität. Wissenschaftlich ist die Lokalisierung rein geistiger Fähigkeiten in bestimmten Gehirnpartien noch nicht festgestellt. Aber die Unzulänglichkeit auch solcher Fähigkeiten vererbt sich, wie wir wiederum an den turanischen Völkern sehen, die weit phantasieärmer sind als die meisten zivilisierten und als viele unzivilisierte und in auffallender Weise des philosophischen Sinnes ermangeln. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er nach Erkennen des Ewigen im Vergänglichen strebt; irgendwo, irgendwann muß dieses Streben unter denkenden Wesen auftauchen; nicht in jedem einzelnen, aber in jeder Volksgruppe. Es handelt sich nur darum, wie sie beantwortet wird und mit welcher Antwort sich ein Volk, seine Mehrzahl und seine Elite, zufrieden gibt. Ein geistig voll veranlagtes Volk wird die Frage auf jeder neuen Bildungsstufe, ja, in jeder neuen Generation neu aufnehmen, und wenn es sie nicht aufnimmt, so beweist es damit entweder, daß es in seiner Bildung stehen geblieben ist, oder daß es ein tieferes Interesse für das Außersinnliche nicht besitzt. Die alten turanischen Summerier scheinen es noch besessen zu haben. In China hat es sich in nachchristlicher Zeit geregt und die Lehre vom Tao erzeugt. Seit bald dritthalbtausend Jahren aber beschäftigt sich das chinesische Denken mit Vorliebe nur mit den Regeln der Lebensklugheit. Der Mangel an philosophischem Sinn ist evident.

Den gleichen Mangel wirft man den Semiten vor, und jedenfalls sind die, weit vorwiegend semitischen Juden im Altertum über den moralischen Monotheismus nicht hinausgekommen; er war neben ihrer Lyrik und ihrer Geschichtschreibung ihre höchste Schöpfung, über die hinaus nur einzelne Anläufe schriftlich aufbewahrt sind. Der positive Zug, den man den Semiten zuspricht, ist ein unerbittlich zäher Lebenswille, der dem einzelnen selbst oder der Familie oder (eventuell als Aufopferungsfähigkeit) dem ganzen Volke gilt, und der angeblich arischen Fähigkeit der Lebensverachtung gegenübergestellt wird. Nun ist der Pessimismus freilich wieder stark aus der Mode gekommen, und man hält Verachtung des Lebens, d. h. doch des Seins und des Wirkenkönnens, nicht mehr für ein Zeichen der Zugehörigkeit zur geistigen Auslese. Auch mag davon abgesehen sein, daß die Inder, an die man bei solchen Dingen in erster Reihe denkt, das Leben eigentlich mehr fürchteten als verachteten, und daß es unter anderen arischen Völkern an ziemlich materiellen (bei den Germanen freilich kriegerischen) Trostvorstellungen über die Zeit nach dem Tode nicht fehlte. Richtig ist gewiß, daß die Juden im großen und ganzen stets das Volk der Hoffnung aufs Besserwerden auf dieser Erde, sozusagen die Vorläufer des Liberalismus, gewesen sind, wie sogar die ersten christlichen Vorstellungen in dem Gedanken eines irdischen messianischen Reichs gipfelten, während sich andererseits freilich der Fatalismus auch in den semitischen Orient eingeschlichen hat. Jedenfalls aber müßte in Betracht gezogen werden, daß die semitische Rasse, selbst eine Unterabteilung der Rasse, zu der auch die Arier gehören, wenig zahlreich ist, und daß sich ihre Zweige wenig differenzierten. Wenn also tatsächlich alle Semiten eine ausgeprägtere Zähigkeit des Willens zum Leben geerbt hätten, so würde dies noch nicht beweisen, daß sich positive Charakterzüge in allen Rassen vererben. Wird aber etwa die außerordentliche Kraft der Selbstbeherrschung bei den Turaniern, insbesondere den Ostasiaten, herangezogen, eine Kraft, die auch die Indianer Nordamerikas besitzen, von denen man glaubt, daß sie mit ihnen verwandt seien, so ist dabei nicht nur darauf zu verweisen, daß sie zum Teil auf physiologischen Voraussetzungen beruht, deren Vererblichkeit in der Tat sehr wichtig ist, sondern auch darauf, daß sie zum anderen Teil ein Ergebnis einer Kultur ist, für die wir im allgemeinen den Orient als repräsentativ betrachten, einer Kultur, die die äußerste Vollkommenheit in der Wahrung der Würde erblickt. Es ist die Kulturstufe, auf welcher der Ehrgeiz, die Instinkte zu bändigen, und wohl auch der andere Ehrgeiz, dem unnahbar thronenden Monarchen ähnlich zu werden, am einflußreichsten ist. Die Bemerkung sei übrigens gestattet, daß es auch ein europäisches Volk gibt, in dem sich die Zähigkeit des Lebenswillens und, zunächst als Merkmal der mächtigen Aristokratie, die Schätzung der Selbstbeherrschung sehr hoch entwickelt haben: die Engländer. Daß nun diese beiden Züge für die ganze Gestaltung des Lebens sehr wichtig sind, kann nicht bestritten werden. Die Zähigkeit im Lebenwollen hat die Juden und in großartigster Weise die Engländer in die Welt hinausgeführt, und die Schätzung und die Ueberschätzung der Selbstbeherrschung hat lange Zeit sogar im hochbegabten England die Entwicklung der Individualitäten eingedämmt, insbesondere aber menschliche Mannigfaltigkeit in China und Japan gehindert, wo infolge davon auch die Kunst der Menschenschilderung nur beschränktes Material fand. Wir sehen also, daß ein entscheidender Zug bald als Rassenmerkmal angesehen werden kann, bald als Merkmal einer Erdteilskultur (des Orientalismus), bald als Merkmal einer Nationalkultur, die vollständig außerhalb jener Rasse und außerhalb jenes Erdteils entstanden ist und im übrigen so abendländisch wie möglich ist.

Der Zeitraum, während dessen eine Rasse zusammengelebt hat, mag sehr lang gewesen sein; aber der nachfolgende Zeitraum des Einzellebens der Völker und der vorangegangene des Zusammenlebens der noch nicht zerstreuten Menschen muß doch eine nicht minder tiefe Wirkung hinterlassen haben. Und selbst das Erbteil der ersten Menschen haben nicht alle mitbekommen; denn diese ersten müssen ein kühnes, schlaues, erfinderisches Geschlecht gewesen sein, um die Herrschaft über die physisch stärkere Tierwelt erringen und sich in der Natur für die Anfänge eines behaglicheren Daseins Platz schaffen zu können. Man kann annehmen, daß diejenigen Menschen, die das gemeinsame Wohngebiet, in dem die Art gediehen war, zuerst, also mit ganz geringen Hilfsmitteln verließen, und in Gegenden mit ungewohnten und vielleicht extremen klimatischen und Ernährungsverhältnissen gerieten, diesen Verhältnissen weniger gewachsen waren und sich ungünstiger entwickelten als Menschen, die mittlerweile noch die Vorteile des Zusammenlebens mit den anderen genossen, Zeit hatten, eine höhere Stufe zu erreichen und schon einige Kultur in die neue Heimat mitbrachten. Bis zu einem gewissen Stadium haben denn die späteren Einwanderer tatsächlich fast immer eine tiefstehende sogenannte Urbevölkerung vorgefunden, und da sich, wenn diese Urbevölkerung nicht überhaupt verschwand, sondern imstande war, sich den Ankömmlingen zu widersetzen oder auch nur in ihrem Bereiche zu verbleiben, Zusammenstöße ergaben, so hat sich sofort eine Differenzierung in Sieger und Besiegte, hochmütig und frei Gesinnte und demütig oder trotzig Gesinnte, Sicherlebende und Gejagte vollzogen. Der Unterschied nahm im Laufe der Zeit in wachsendem Maße zu und wurde unüberbrückbar. Dabei mochte es immerhin geschehen, daß die Sieger auch von den Besiegten lernten. Gewisse Früchte reiften gewiß eher im unterworfenen Volke oder doch in der niedrigeren Klasse, die mit Unterworfenen gemischt war. Die ersten Märchen und Fabeln müssen in der Tiefe entstanden sein, bei denen, die nicht handeln durften und träumten und in der Phantasie große Dinge geschehen ließen; bei denen, die Schweres erlitten und ihre Gefühle lang mit sich herumtrugen, sich oft ängstigten und sich übermäßig freuten. In den Schichten, in denen man sich

auf Würde nicht verlegte, lange kindisch blieb und sich nicht scheute, es zu zeigen, muß der Nachahmungstrieb zuerst gepflegt worden sein. Von unten mögen auch die ersten religiösen Vorstellungen gekommen sein. Der Adel hat unzweifelhaft die Religion ebensowenig in die Welt gebracht wie die Poesie und die Musik. Die Arier Indiens haben vielleicht die Seelenwanderungslehre von den vorgefundenen Eingeborenen übernommen.

Die Völker, die in der Urheimat am längsten zusammengeblieben sind, haben sich notwendig von dem Grundtypus am wenigsten entfernt. Das wären diejenigen Völker, die mit dem, etwas aus der Mode gekommenen Namen Kaukasier bezeichnet werden. Allmählich lösten sich Gruppen auch von ihnen ab und bevölkerten unter anderem den Umkreis des Mittelmeeres, dessen Zauberkraft in den glücklich begabten Ankömmlingen alle schlummernden Gaben weckte. Jahrtausendelang behielten die Mittelmeervölker einen weiten Vorsprung denen gegenüber, die entweder in der alten Heimat geblieben waren oder sich nordwärts gewendet hatten. Wieviele Stationen diese Nordwanderer gemacht und wie lange sie auf jeder verweilten, wird wahrscheinlich für immer mit Dunkel umhüllt bleiben; zur Zeit, als über den Germanen der Vorhang aufgeht, besitzen sie schon eine nicht unbedeutende kriegerisch-aristokratisch-bäuerliche Kultur. Ihre Sprache hat sich von der gemeinsam indogermanischen weiter entfernt als etwa das Griechische, aber ihr Typus und der nordslawische dürfte sich vom ursprünglichen weniger weit geschieden haben, wie nach der Einfachheit der Gesichtsbildung zu vermuten ist. Wahrscheinlich ist soviel: am längsten sind die Völker beisammengeblieben, die wir als arische bezeichnen. Vor ihnen hatten sich die semitischen und hamitischen vom Grundstock getrennt; noch früher und in sehr verschiedenen Abständen müssen die anderen gegangen sein. Und jene, die wahrscheinlich am längsten beisammen waren, sind die höchstgestiegenen, die am vielseitigsten begabten. Freilich haben sie schon eine große Erbschaft angetreten, die von Turanieen (in Altbabylon) Semiten und Hamiten angesammelt war; aber sie haben das Geerbte mächtig vermehrt und vertieft und ausgestaltet. Den bündigsten Beweis der Vielseitigkeit haben die Griechen erbracht. Die semitischen Babylonier und die hamitischen Aegypter („die weisesten der Menschen“) sind den arischen Völkeen an Vielseitigkeit nahegekommen; in ihren fruchtbaren und einförmigen Stromländern herrscht der König und der Priester und bleibt die Lehre ein Geheimnis. Wie die turanische Kultur nicht vollsinnig erscheint neben der europäischen, so erscheint die vorderasiatisch-ägyptische gebunden. Erst die europäische Kultur in ihren zwei großen Entfaltungen: der griechischen und der germanisch-romanischen, hat den Menschen und alle seine Kräfte befreit. Die stärkste Lebenskraft der germanisch-romanischen liegt in der Naturforschung, ihr Adel in ihrem philosophischen Sinn, dem fortdauernden Streben nach Erkennen des Ewigen im Vergänglichen. In den europäischen Völkern hat übrigens neben dem unausrottbaren Denktrieb die hier nie ganz erstorbene heidnische Keckheit gewirkt, die sich weigerte, unbesehen zu glauben. Diese heidnische Keckheit hat vorwiegend in Italien und Frankreich, der kritische Sinn vorwiegend in Deutschland und England die Schale durchbrochen, die sich um die abendländische Kultur zu legen drohte. Denn jede Kultur erzeugt mit der Zeit aus sich selbst eine solche Schneckenschale, die die Bewegungen des Volkes erschwert und sein Wachstum hindert und die gebrochen werden muß, wenn es nicht vergreisen soll, wie es am schlimmsten China erlebt hat.

Wie sehr durch widrige Verhältnisse die Entwicklung auch einer vollbegabten Rasse zurückgehalten werden kann, zeigt Rußland; aber es zeigt auch, wie schnell eine solche, selbst gemischte Rasse nachholen kann. So sehr man den praktischen Verstand und die Lernbegier und Lernfähigkeit der Japaner bewundern muß, so ist doch viel bewundernswürdiger der rasch entfaltete Reichtum der russischen Literatur. Mag sie auch eine kranke Volksseele schildern und mag darin ihr größter Reiz für uns liegen, so schildert sie doch eine tiefe Volksseele. Ein armes Volk kann so krank nicht werden.

Man hat die Bedeutung der Rassenzugehörigkeit der Völker überschätzt und unterschätzt; beides aus Parteigründen, denn die Diskussion über die Rassenfrage ist zum Streit über die Stellung der Juden geworden, die übrigens mit dieser Frage nur dort eng zusammenhängt, wo die Juden, wie in Rußland oder Ostgalizien, in sehr dichten Massen unter einer von ihnen grundverschiedenen, arischen Bevölkerung ohne Kontakt mit der europäischen Geistesarbeit leben. Die Bedeutung der Rassenanlage im allgemeinen darf man am allerwenigsten geringschätzen, wo es sich um ein ganzes organisiertes Volk, einen ganzen Staat handelt. Nur sollten wir offen gestehen, daß es uns an Erfahrung fehlt, um sie einigermaßen genau abzuschätzen. Wir können zwar mit Zuversicht behaupten, daß die Kluft zwischen Weißen und Negern niemals verschwinden wird, weil in der Nähe der Weißen den Neger das Bewußtsein der mit seiner Farbe verbundenen Zurücksetzung immer in einem innerlich unfreien Zustand, Trotz oder Mangel an Selbstachtung erhalten wird und weil außerhalb des Bereiches der Weißen die klimatischen Verhältnisse eine günstige Entwicklung nicht gestatten. Wir können auch die Vermutung aussprechen, daß die Inder, trotz ihres Ariertums und trotz aller Huldigungen für den Tiefsinn ihrer alten Denker, schwerlich als Ganzes jemals eine Stufe erreichen werden, auf der Europa sie als ebenbürtig anerkennen wird. Bis zu welchem Grade sich aber Chinesen und Japaner den Europäern werden näheen können, ist noch sehr unsicher. Ueber die Entwicklungsfähigkeit einer so ehrgeizigen Nation wie die japanische ist, einer so ungeheuer zahlreichen Menge, wie die Chinesen sind, die überdies den Japanern gegenüber den Vorteil voraushaben, zum großen Teil, mindestens im Inneen des Reiches, noch nicht so durchzivilisiert zu sein und mehr den noch weniger berührten Völkeen früherer Zeitalter zu gleichen, läßt sich ein endgültiges Urteil nicht fällen. Ein Volk ist etwas Unerschöpfliches und in gewissem Sinne Geheimnisvolles. Weder steckt die ganze Rasse in jedem einzelnen Individuum, noch sind alle im Volke lebenden Möglichkeiten in seiner Kultur verwertet worden. Es gibt immer eine Fülle von Kräften und Talenten, die Jahrhunderte oder Jahrtausende lang nicht oder nur unvollkommen zur Geltung gelangt sind und die, wenn sie durch neue, ihnen günstige Verhältnisse hervorgelockt werden, der Gesamtheit selbst allmählich neue Züge verleihen können. Dazu kommt, daß die geringe Tiefe der religiösen Anschauungen Ostasiens seine Anpassung an Europa, das gerade in dieser Hinsicht in allen seinen Schichten in sich gespalten ist, erleichtert. Trotz alledem ist es mehr als wahrscheinlich, daß stets ein Abstand bleiben wird zwischen den Völkern des Westens und den Völkern des Ostens, daß der Unterschied zwischen westlicher und östlicher Kultur sich zu keiner Zeit verwischen lassen wird. Hat ja selbst das Leben jedes der höchstgestiegenen europäischen Völker und jedes der ostasiatischen Völker seinen besonderen Rhythmus und Charakter. Nicht nur die Eindrücke, die ihre geschichtliche Vergangenheit in ihnen zurückgelassen hat, ihre Temperamente und ihre Talente sind verschieden, vor allem ist es ihre Sprache, die Form ihrer Gedanken. Die keltische und die germanische Eigentümlichkeit wirkt innerhalb des arischen Völkerkreises fort, wie die mongolische und die finische innerhalb des turanischen.

So nahe Kelten und Germanen miteinander verwandt sind, ihre Individualität ist jederzeit gründlich verschieden gewesen. Der Zufall vielleicht hat die erste Wandlung herbeigeführt. In der einen Horde mögen, als man sich trennte, die Leichtblütigen, Lebhaften, in der anderen die mehr wuchtig Angelegten in der Mehrheit gewesen sein, oder es waren da die einen, dort die anderen an Kraft überlegen und daher Schöpfer der Volksart. Auch die Stammverwandtschaft selbst mag gelitten haben. Die ganz andersrassige Bevölkerung, die die Kelten in den Ländern vorfanden, in denen sie sich niederließen, war unzweifelhaft zahlreicher, kräftiger und vorgeschrittener als die vorgefundene Bevölkerung des von der Natur ungünstiger bedachten Deutschlands, hatte wohl auch wärmere, verführerischere Frauen und hat daher der Mischung mehr von ihrer Art — und wir wissen ja, wie wichtig das Körperliche für das Tempo des Geistigen ist — mitgegeben. Die endgültige Prägung erhielten dann die Kelten Frankreichs durch die Uebernahme des Lateinischen, während die Kelten Irlands und Britanniens sich in dem lockeren englischen Gewande bewegten und formloser und zuchtloser aufwuchsen. Und welche Differenz besteht zwischen deutscher und russischer, deutscher und süd-

slawischer Art! Schon auf dem engen Raume Europas und selbst unter Völkern, die miteinander von alters her in Verkehr sind, leben tiefe Unterschiede fort, und es trägt nicht nur die körperliche Erscheinung, sondern es tragen auch gerade die feinsten geistigen Tätigkeiten in den verschiedenen Ländern unter der Einwirkung der verschiedenartigen Einflüsse, unter denen die Rasse unbedingt mitspielt, verschiedenen Charakter, sodaß eigentlich nur das überall gleich gemacht wird, was nicht das Eigenste im Menschen in Bewegung setzt.

Nun kann man freilich sagen, daß, wie jeder Erdteil seine Gebirge, seine Hügel und seine Ebenen hat, so auch jede große Rasse sozusagen ihre Kelten, ihre Germanen, ihre Slawen hat und was als ältere Schicht darunter liegt, kurz, daß sich die Variationen ungefähr wiederholen müssen. Aber abgesehen davon, daß sie sich eben nur ungefähr wiederholen, bleibt doch immer eine Verschiedenartigkeit der Färbung übrig, und es wird der asiatische Kelte, also etwa der Japaner, stets ein anderer sein als der europäische, und seine Kultur stets eine andere als die des europäischen. Daß die europäisch-amerikanische Kultur allezeit die reichere sein wird, scheint unzweifelhaft; ob darum auch die überlegene, ist eine andere Frage. Im Grunde wird der Kampf zwischen Europa-Amerika und dem Osten von jetzt an so geführt, daß der Osten die technischen Hilfsmittel nachzuahmen sucht, die unser rastloses, wissenschaftliches oder praktisch zielbewußtes Denken erzeugt hat, während wir, mehr unbewußt, das zu zerstören suchen, was die Hauptkraft des Ostens bildet, seine Weisheit in Lumpen, seine Kunst zu leben und zu sterben. Denn diese Kunst, die der einfachste Mann in Japan, China, Indien und im mohamedanischen Orient versteht, die der russische Bauer versteht, der ein Ostländer ist wie sie (finischer Bluteinschlag, byzantinische Kirche, tausendjähriger Despotismus), diese Kunst üben wir nicht, und wir tun unser möglichstes, sie durch Bücher, Verfassungen, Fabriken, vor allem durch Erweckung neuer Bedürfnisse auch in diesen bisher größtenteils bedürfnislosen Völkern zu verderben. Der Osten will uns unser Schwert absehen, und wir zersetzen das Metall seines Schildes. Wer wird der Sieger bleiben? Schwerlich wird einer der beiden Teile allen Vorteil erringen, der andere ganz unterliegen. Schwerlich wird Europa die Protektorrolle, zum Teil Herrscherrolle, die es jetzt in Asien spielt, beibehalten; und schwerlich wird andererseits Rußland halbasiatisch bleiben, wird, was jetzt türkisches Reich heißt, bleiben wie es ist; und gewiß nicht wird Europa sich orientalisieren lassen.

Nicht die Rassen an sich stehen einander in letzter Reihe gegenüber, sondern die großen Kulturkreise, die sich keineswegs ganz mit den Rassengebieten decken. Den vorwiegend turanischen Völkern haben wahrscheinlich Malayen die besten Kunstanregungen gegeben, und von den Indern, also Ariern, ist der Buddhismus gekommen. Freilich hat Indien selbst ihn ausgestoßen, wie Judäa das Christentum; das buddhistisch bestellte Feld ist vom indischen Tropenwuchs allmählich wieder überwuchert worden. Und China und Japan haben den Buddhismus umgebildet, wie Europa das Christentum; denn keine Rasse und keine Nation duldet unverändert, was ihr fremd ist. Aber doch haben sich allmählich aus den verschiedenen Elementen, die auf bestimmtem Boden zusammentrafen, bestimmte Gebilde entwickelt, die ihren Gesamtcharakter haben, große Kulturkreise, die minder große in sich fassen, die aus noch kleineren, aus denen der einzelnen Völker, bestehen. Der europäische hat den indischen, einen Teil des mohamedanischen, den afrikanischen unterwerfen können, weil man dort von ihm nicht lernen konnte; der ostasiatische lernt von ihm und wiegelt durch seine Erfolge die Welt gegen ihn auf. Ein kriegerischer Zusammenstoß zwischen ihm und Europa-Amerika ist keine innere Notwendigkeit; aber mit seiner Möglichkeit muß man rechnen. Gerade die engere Annäherung ruft eine immer stärkere Interessenkollision hervor und, wenn sie den Haß an der einen Stelle mildert, verstärkt sie ihn an der anderen. Es ist nun einmal so — die Menschen lernen einander nur selten lieben, wenn sie sich gegenseitig genauer kennen lernen.

Wien. B. Molden.

Paul Cézanne.

Die Nachricht vom Tode Cézannes hat uns so berührt wie bei einem alten Maler, von dem man nichts als nur eine Zahl weiß. Geboren?, steht in den Katalogen gelegentlich manchen alten Künstlers, blühte um die Zeit von . . . bis . . ., starb am . . . dann folgt ein Datum. So war es mit Cézanne, dessen Leben uns dunkel geblieben ist. In dieses Leben hat niemand hineingeleuchtet, obwohl der Freund seiner Jugend Zola hieß. Wir wissen kaum mehr über ihn, als daß er im Jahre 1839 zu Aix in Südfrankreich geboren wurde. Wo und wie er inzwischen lebte, ist so gut wie unbekannt. Bekannt wurde er sechzig Jahre nach seiner Geburt: im Jahre 1899, aber auch nicht persönlich bekannt, nur durch einige seiner Bilder, die in einer Auktion versteigert wurden, welche im Sommer zu Paris, während alle Welt verreist war, stattfand. Erst jetzt hat man ein genaues Datum über ihn erfahren, seinen Todestag: er starb am 23. Oktober, in Aix.

Zola war mit ihm im Jahre 1866 in Paris. Beweis dafür sind die Salonberichte des Romanschriftstellers, die im „Evénement" erschienen, das später der „Figaro" wurde. Diese Salonberichte wurden unterbrochen, weil das Publikum sie empörend fand, und Zola veröffentlichte die Fragmente in Buchform. Er schrieb damals von sich: „Ich war trunken von Jugend, von Wahrheit und Intensität in der Kunst — trunken von dem Verlangen, meine Glaubenssätze mit Keulenschlägen zu verkünden." Wir dürfen annehmen, denn wir müssen bei solcher Seltenheit der Nachrichten gläubig sein, daß auch Paul Cézanne damals trunken von Jugend, von Wahrheit und Intensität in der Kunst war: denn er und Zola haben, wie Zola berichtet, damals häufig zusammen gewohnt, und sie würden, da beide Südfranzosen waren, sich schwerlich vertragen haben, wenn sie nicht in solchen Glaubenssätzen übereingestimmt hätten; die Keulenschläge wären dann nicht so sehr der Welt zuteil geworden als dem Zimmernachbarn; es scheint aber, daß die beiden sich vertragen haben, denn Zola widmete ihm das Buch, das aus den Salonberichten entstand.

„Ich empfinde eine tiefe Freude, mein Freund," redete er ihn in der Vorrede an, „eine tiefe Freude, indem ich mich mit dir allein unterhalte. Du kannst dir nicht denken, wieviel ich während des Streites gelitten habe, den ich mit der Menge, mit Unbekannten ausfocht. Ich fühlte mich so wenig begriffen, ich erriet so viel Haß um mich her, daß mich oft die Entmutigung die Feder aus der Hand verlieren ließ."

Das ist eine Phrase; aber wir dürfen Zola cum grano salis doch ungefähr glauben, wenn er fortfährt:

„Denke, wir sind allein irgendwo fern vom Kampfe und sprechen als alte Freunde, die sich bis ins tiefste Herz kennen und sich mit einem Blick verständigen können. Wir unterhalten uns seit zehn Jahren von Kunst und Literatur. Oft haben wir zusammen gewohnt, und oft ist der Morgen gekommen, weißt du es noch? und fand uns wach, während wir die Vergangenheit durchstöberten, die Gegenwart befragten und den Versuch anstellten, uns eine unfehlbare und vollständige Religion der Wahrheit zu schaffen. Schrecklich viel Ideen haben wir umgewälzt. Wir haben alle Systeme studiert und verworfen und, nachdem wir hart gearbeitet hatten, uns gesagt, daß außerhalb des mächtigen persönlichen Lebensgefühls alles Lüge und Dummheit ist."

Zola ergeht sich dann in der Vorrede in dem Gedanken, wie er und Cézanne „in ihrem Schatten" lebten; wie sie verloren inmitten der Menge lebten und Menschen suchten. „Wir verlangten in jedem Werke, ob es ein Bild oder ein Gedicht war, den persönlichen Akzent. Wir sagten, daß die Genies Schöpfer sind, daß jeder Meister eine Welt geschaffen hat — und wir negierten die Schüler, die Unfähigen, alle, deren Gewerbe es ist, einige Brocken zu stehlen und sie für Selbständigkeit auszugeben."

So viel ist sicher, Cézanne hat in dieser Zeit nicht auf Selbständigkeit posiert. Er ist wie jeder rechtschaffene Maler in dem ein Kunstfreund steckt, in dieser Zeit seiner Jugend

von der Zola spricht, in das Museum gegangen, wo die alten Meister hingen, und fand in ihnen Kraft und Trost, die Wahrheit und das Lebensgefühl. Zehn Jahre seines Lebens soll er — aber mir fällt die Zahl zehn auf, die sowohl hier wie in Zolas Philosophiebericht Anwendung findet; sie hat wohl nur symbolische Bedeutung und soll die Vielheit der Jahre angeben, wie die Zahl vierzig bei den alten Israeliten — zehn Jahre seines Lebens soll Cézanne im Louvre zugebracht haben, im Umgang mit den alten Meistern.

Von denen die Italiener und Spanier eine große Wirkung auf ihn ausgeübt haben! In manchen seiner Werke, wenn seltsame Figuren in der Landschaft auf ihnen dargestellt sind, finden wir den Beleg, daß der merkwürdige Maler aus Creta, Domenico Theotocopuli, il Greco genannt, ein Tizianschüler, der nach Spanien ging und in Toledo starb, stark auf ihn gewirkt hat. Cézanne hat auf diesen Bildern Menschen dargestellt, die außerhalb der Welt leben, Phantasten, Heilige, Träumer, Narren, man weiß nicht was, verzauberte Menschen, die von irgend einer Passion, einem Wirbelwind der Leidenschaft getragen werden (selbst wenn sie ganz ruhig in der Geste sind). Es ist immer ein Sturm und Aufruhr in ihnen; heftige Gefühle bewegen sie; und die Landschaft, in der sie sich befinden, ist von einer unheimlichen Stimmung erfüllt. Manchmal ist ein großartiges Pathos in diesen Bildern: Urweltstimmung, sie sind auf der Messerscheide; es sind ungelenke Arbeiten; sie haben ein außerordentlich starkes Kolorit, sie gehören zu den Arbeiten, von denen mancher meint, daß ihr Autor verrückt ist, bis er eines schönen Tages dazu kommt, zu meinen, daß er vielleicht selbst verrückt geworden ist, da er sie plötzlich schön findet. Bei keinem von den modernen Malern, auch nicht bei van Gogh, ist eine solche Kluft zwischen den Liebenden und den Hassenden wie gegenüber jenen Bildern von Cézanne, die wie unfreiwillige Variationen über den griechischen Maler in Spanien sind. Es ist mir bei manchem dieser Bilder zu Mute gewesen, als wäre eine Poesie in ihnen wie in gewissen Sätzen, die im König Lear vorkommen; ganz außerweltlichen Phantastereien, deren Stimmung uns behext.

Cézanne hatte ein zauberisches Ausdrucksvermögen im Kolorit, obwohl er tastete. Man hat von ihm — und gewiß mit Recht — gesagt, daß jedes Bild für ihn ein neues Problem, einen neuen Versuch bedeutete, und daß er Zeit seines Lebens nicht sicherer wurde. Niemand war weiter von irgendwelchem „Chic", das heißt tändeln wollen, in der Malerei entfernt, sein Arbeiten war ein bitter ehrliches Versuchen, die sonoren Harmonien auszudrücken, die in ihm lebten, Zola hat ihn in diesem Zusammenhang der Dinge denn auch einen großen gescheiterten Maler genannt. „Gescheitert" war er, indem er nie Herr über sein Handwerk wurde. Was ihn bewegte, was er an Tönen in der Natur sah, ging über die Kräfte, die er im Besitz hatte, und in diesem Kampfe zwischen seiner Palette und seinem Sehen geriet die Außenseite seiner Bilder in einen Zustand, der manchem Schiffbruch dünkte; und den wir und manche mit uns mit verklärten Augen sehen lernten, denn wir lernten die Harmonien sehen, die Cézanne fand.

Der Weg zu Cézanne wird durch seine Stilleben gehen. Er versuchte sich z. B. an einigen Aepfeln, auf einer Serviette liegend oder irgendwie placiert, wenn man diese Bilder erfaßt hatte, so blieb das nicht eine „nature morte", sondern es wurde ganz gleichgültig, daß man hier Aepfel sah, man sah ein wunderbares Kolorit, das der Maler auf Aepfel angewandt hatte, und man empfand darüber hinaus — denn dies würde immer nur bedeutet haben, daß er ein Kolorist, also etwas von einem Farbentechniker oder Virtuosen war (und niemand war es weniger) — man empfand weit darüber hinaus das Tasten eines Poeten, den Akkorde überfluteten, an denen er sich brach. Ein Maler ohne Hände, wird vor manchem Werk Cézannes mancher von uns gedacht haben. Haben wir ihn hierdurch geschmäht? Das würde weniger interessieren als die Frage, was uns so anziehen konnte, ihn kämpfen zu sehen. Wir liebten an den Bildern Cézannes, in denen so viel Mühsal, Feuer, Energie, Anstrengung, Kampf und Krampf lag, in denen eine Pracht steckte, die sich nicht schildern läßt — denn könnte etwa von einer seiner schönsten Arbeiten, die eine Pflanze in einem Topf mit Gartenerde zeigte, das einen Begriff geben, daß man sagen würde, sie wirkte, als hörte man in einem mit Gobelins wohlausgefüllten Saale, der trotzdem eine himmlische Akustik hat, die sanft pathetischen Klänge eines alten Cello? — im Grunde liebten wir an den Bildern Cézannes' die tiefe Ernsthaftigkeit, mit der der Künstler, ohne daß er wußte, wie ihn Harmonien umrauschten, nur einfach die Natur wiedergeben wollte. Er war ein Phänomen, ein Sonderling. Er soll seine Landschaften auf den einsamen Wegen, auf den Feldern, an den Hecken der Provence liegen gelassen haben, achtlos, wenn er fertig war, vielmehr nachdem er sie nicht hatte bezwingen können. Dort sammelten sie seine Kinder auf, als der einfache Träumer berühmt geworden war und es sich, für sie und die Nachwelt, lohnte, sie zu sammeln. Wir dürfen es als ein Glück betrachten, nicht wahr? daß Cézanne nicht im feuchten England geboren wurde. Die Veränderungen, welche mit seinen auf der Erde ruhenden Bildern vorgegangen sein würden, hätten ihr Kolorit in einer traurigen Weise vernichtet. Berührt sie nicht eigen, diese Geschichte, wie Cézanne seine Bilder liegen ließ? Wenn ich nicht dächte, daß die, die sie erzählt haben, sehr respektable Leute wären, so würde, um so mehr als es sich um Südfrankreich handelt, um das Land von Tartarin de Tarascon, sich in mir der schreckliche Verdacht regen, daß es eine erfundene Geschichte sei, bestimmt, um die Neugier zu reizen. Aber es ist vermutlich eine wahre Geschichte, ebenso wie ja auch wirklich nicht die Schweiz eine Erfindung von Industrierittern ist, wie von dem Südfranzosen bei Daudet angenommen wurde, sondern ein reales Land mit natürlich gewachsenen, nicht hineinverlegten Bergen und Gletschern. Cézanne ist eine Wirklichkeit, und seine Bilder sind etwas wirklich Schönes, auch wenn wir von seinem Leben nicht das Geringste wissen und die Phantasie dieses von dunklen Mächten beherrschte Dasein ausschmücken wird in Ermangelung von Dokumenten.

Emil Heilbut.

Auf südwestafrikanischem Kriegspfade.

Arg sei ferne dem Sänger, der Danaer-Leiden berichtet:
Solchem Liede ja geben den Preis vor andern die Menschen,
Welches der lauschenden Schar das jüngst Geschehene kündet.

Odyssee I, 350 f.

Das Schwanken der Urteile über Frenssens „Hilligenlei" ist noch lange nicht zur Ruhe gekommen; es wird seine Zeit dauern, bis man zu scheiden gelernt hat und einsieht, daß zwar das „Heilandsleben" schön und begeisternd geschrieben ist und die verdienstliche Arbeit eines Berufenen — volkstümlich, weil aus der Tiefe des Herzens quellend —; daß es aber eingeschlossen ist in eine buntscheckige Masse von sehr ungleichartiger Epik: novellistischen Motiven, feinfühligen Seelengemälden, umständlichen Genreszenen, — verstaut in einen weitschweifigen Romanballast, der das erhoffte Fortschreiten des „Jörn Uhl"-Dichters in formaler Hinsicht leider noch nicht bedeutete. — Während aber die 120 000 Exemplare seines letzten Romans noch immer neue Kontroversen für und wider diesen Pfarrer erregen, dessen Wort mit unerhörter Macht in Deutschland widerhallt — denn sein gesamtes Werk zirkuliert jetzt in mehr als einer halben Million von Bänden im Land und über seine Grenzen hinaus —: da tritt Frenssen mit einem Werke auf den Plan, innerlich und äußerlich so anders geartet, daß die Physiognomie des Dichters ein neues Ansehen gewinnt.*)

*) Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht von Gustav Frenssen. Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 210 S.

War der Kern seines vierten Romans — und zweifellos sein Konzeptionspunkt — einem **aktuellen** (und von verschiedenen Seiten jetzt gleichzeitig angegriffenen) Thema zugewandt: die Persönlichkeit Jesu menschlich und geschichtlich der Gegenwart wieder nahe zu bringen, — so bildet den Inhalt des neuesten Werkes die Geschichte, oder richtiger, der Augenzeugenbericht einer mit nichten populären, aber für Deutschlands Entwicklung höchst bedeutungsvollen Episode seines kolonisatorischen Kampflebens: „**Peter Moors Fahrt nach Südwest**“ ist nicht bloß ein zeitgemäßes, sondern ein Buch von geradezu brennender Aktualität — Daß Frenssen ein Buch von Schlachten, Kampfesnot und Kriegsgetümmel schreibt, ist für den Kenner seiner früheren Schriften nicht so überraschend, so anders geartet Stil, Gehalt und Form des neuen Werkes sind: vom Inhalt führen unschwer kenntliche Fäden in seine dichterische Vergangenheit. Es ist bemerkenswert und aufschlußreich für die seelische Entwicklung des reifenden Frenssen, wie der Krieg von 1870/71 immer stärkerer und ernsthafterer Würdigung des Dichters teilhaftig, immer aktueller für seine Epik wird — vielfältig und oft grell über die Gestalten seiner Werke hinleuchtend —, wie dieser Krieg in seinen fundamentalen Wirkungen ihm immer gegenwärtiger wird, je weiter er scheinbar zurücksinkt in die Vergangenheit. Als ob ein gewaltiges Orgelwerk durch den hallenden Dom die brausenden Töne sandte, und noch lange hernach beben die Körper der Lauschenden leise, so wirkte dieses Völker erregende, wandelnde Ereignis.

Ich erinnere an eine Stelle in den „drei Getreuen“:

„Sie sagen, es ist so und so lange her, daß wir nach Frankreich zogen! Es gibt viele tausend Häuser im ganzen Vaterland, kleine und große, an Bergabhängen, an Strömen und am Meeresstrand, in denen noch heute gegen Frankreich gekämpft wird. In der Erinnerung, in Wachen und Schlafen, kämpfen die einen, die anderen haben in nassen Lagern auf kalten Vorposten, in Hunger und Kälte, durch Wunden und Krankheit den Keim des Todes mitgebracht, fallen noch immer fürs Vaterland; andere, die den Gefallenen, den nachher Gestorbenen nahe standen, tragen an Seele und Leben, an Nahrung und Kleidung, an Erziehung und Lebensführung die Narben von Verneville. Wie lange kämpfen wir noch? Dies ganze Geschlecht wird vergehen, ehe wir Frieden haben.“

Die Tage dieses Krieges waren uns seit einem Menschenalter das größte und furchtbarste Symbol für den Ernst des Lebens, Schicksalsmacht und irdische Vergänglichkeit. Das bedeutete er für Frenssen, der, lebendig nachfühlend, selten mehr ergreift, nirgends stärker packt, als wenn er die Gewalt des Krieges schildert — er, der Nachgeborene! Jetzt bietet die Gegenwart in diesem opfervollen Kolonialkriege ein neues Symbol, dessen Furchtbarkeit die fremdartig-exotische Umgebung noch steigert. Begreiflich, daß Frenssen nicht zögert, sich seiner zu bemächtigen!

Die Volkstümlichkeit gerade dieses letzten Werkes — alle Schriften Frenssens zeigen ein im guten Sinn volkstümliches Gepräge — kennzeichnet auch sein Schluß. Es klingt aus wie eins der alten deutschen Volkslieder:

Und der dies neue Lied gemacht,
Das war . . .

So berichtet hier Peter Moor, der Held des Buches, was ihm am ersten Tage nach seiner Rückkehr aus Südwestafrika in Hamburg begegnete:

„Als ich so in meiner abgetragenen, schmutzfarbenen Korduniform, mit dem sonnenverbrannten, dunklen Gesicht den Jungfernstieg entlang schlenderte, gesellte sich ein Mann in mittleren Jahren zu mir, der mich im Weitergehen dies und das fragte. Im Laufe des Gesprächs kam es heraus, daß ich schon oft im Elternhaus von ihm gehört hatte, denn er war von Kind an mit meinem Vater bekannt gewesen. Ihm habe ich alles, was ich gesehen und erlebt und was ich mir dabei gedacht habe, erzählt. Er hat dies Buch daraus gemacht.“

Es war eine glückliche Begegnung: für Frenssen, dem sie die erwünschte Gelegenheit gab, aus den einfachsten Elementen seines reichen Wesens heraus — ohne alle literarischen Zutaten, Schmuck und Schnörkel — Wirklichkeit zu gestalten, wie für uns, die wir die reife Frucht dieser Zusammenarbeit genießen dürfen.

In der Tat stellt dieses kleinste der Werke Frenssens seinen größten formalen Fortschritt dar: straffer in der Anordnung, reifer in der gedrängten Zusammenfassung, prägnanter im Stil der Erzählung. Einheitlich gelangt hier **eine** Stimmung, ein sachlich ernsthaftes, nachdenkliches Erfassen des Wirklichen, zu voll ausschwingender Wirkung. — Eine gewisse künstlerische Unwahrscheinlichkeit (dieser Ausdruck ist vielleicht am gerechtesten) haftete den früheren Schöpfungen Frenssens bis zum „Jörn Uhl“ an: daß er gleichsam am unabänderlichen Schicksal seiner Gestalten modelte, die noch nicht in allen Stücken **ihr** Leben lebten, nach den Gesetzen **ihrer** Seelen, sondern nach dem eigenmächtigen Willen und Wünschen des Dichters, dem es noch nicht gelungen war, des verwirrenden eigenen Selbst sich zu entledigen, zur Stunde, da er nichts als Diener der offenbarenden Natur sein sollte (denn auch das größte Selbst ist vor ihr klein). Er war nicht der Begleiter, er schob den Schicksalswagen: Furchtbares tönte er ab, naturgewollte Ecken und Härten rundete er. All dies beruhte zwar auf den liebenswertesten Zügen des **Menschen**: auf einer Heiterkeit der Weltanschauung, die als ein voller Strom wegsicher und unbedenklich aus einem freudigen und sonnigen Herzen kommt und mit prächtigem Schwung einen fortreißt, auf einer weichen, schwärmenden Sehnsucht; aber sie blendete die klaren Augen der Erfahrung ein wenig, die Weichheit artete zu einer Sentimentalität aus, die sich gehen ließ, und so entstanden Risse im **künstlerischen** Bau und erzeugten ein Unbefriedigtsein, das in manchem Leser bis zu ungerechtfertigter Verwerfung des Ganzen anschwoll. — Doch auch in den zwei späteren Büchern, da er die Wucht des vernichtenden Schicksals und die Härte der Lebenswege erkannt hat und nicht mehr die Augen davor verschließt, hat er noch nicht gelernt, sich ein Maß aufzulegen, und im Drang, allem und allen gerecht zu werden, überfüllt er oft die Gefäße und erstickt den Kern in wuchernden Schönheiten.

(In dieser ungestalten Ueberfülle litt auch „Hilligenlei“ und entfremdete sich so die Besten, deren Formsinn durch die zuchtlosen Ausschweifungen des Stoffes verletzt ward.)

All diesen menschlichen Schwächen und künstlerischen Mängeln ist in dem „Feldzugsbericht“ ein natürliches Ziel gesetzt: hier zwangen Stoff und Umstände, die Ereignisse einer schrecklichen Wirklichkeit mit den Sinnen eines naiven Augen- und Ohrenzeugen aufzunehmen, in ihrer Darstellung die eigene Art mit der Schlichtheit des Gewährsmannes zu amalgamieren. Und diese Doppelnotwendigkeit wirkte, daß Frenssen den Stoff auf die einfachste Form brachte, die sich auch hier als die beste erweist.

Vereinzelte Stellen, die Frenssens Gepräge unverkennbar tragen, lassen sich herausheben, besonders bei Naturschilderungen verrät er sich durch jene sympathische Begeisterung, die ihm eigentümlich ist und als Prediger wohl ansteht. (Es ist schade, daß gerade die Tadler der Frenssenschen Epik seine schönen und kurzen „Dorfpredigten“ so wenig kennen, die vor einigen Jahren bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschienen: sie könnten das echt volkstümliche seiner Sprache, die Aufrichtigkeit seines Pathos und seine phantasievolle Naturanschauung gut daran studieren.) Man höre z. B. die folgende Schilderung Peter Moors von einem Sonnenaufgang: „Rasch wurden die Farben tiefer, fröhlicher und stärker. Es jauchzte das Rot in seiner Fülle, und es freute sich das Blau seiner reinen Schönheit. Es kam herauf und dehnte sich und stieg auf wie eine neue Welt, die war wohl tausendmal schöner als die alte. Und dann kam groß und klar die Sonne, wie ein großes, ruhiges, weitoffnes Auge anzusehen.“ — Ferner ist zweifellos einige Sentimentalität auf Rechnung des Bearbeiters zu setzen, denn wenn auch der Erzähler weichen Regungen wohl zugänglich ist, so entspricht es doch wohl nicht seiner Art, jene Geschichten mit spezifisch gutem Ausgang zu schaffen, die einen kleinen, rührseligen Beigeschmack nicht verleugnen können. Da ist z. B. die Figur des „Gebannten“, eines ehemaligen Offiziers, der aus übergroßer Freude über die Geburt eines Leibeserben sich schwer betrunken hatte und in

eine unglückliche Straßenprügelei verwickelt worden war; er wird als Gemeiner in die Schutztruppe gesteckt; nur wenn er zur Dekorierung vorgeschlagen wird, kann er seinen Degen wiedergewinnen; er wird schließlich dekoriert: die Gestalt könnte echt sein, die Ausschmückung der kleinen Episode ist Frenssens Eigentum. Gerade diese, wie hervorgehoben, vereinzelten und keineswegs auffälligen Stellen, an denen das wärmere Kolorit und die weichere Linienführung vorherrschen, die in den Romanen nicht selten den Eindruck des Verschwommenen hervorrufen, machen die herbe Männlichkeit dieses lapidaren Stils umso fühlbarer, die unter dem Einfluß des Erzählers, der eines Itzehoer Schmiedemeisters Sohn ist, sich bis zur Trockenheit steigert — namentlich zu Beginn des Berichts.

* * *

All die jungen Soldaten, die in Hamburg eingeschifft wurden, um in das „Affenland“ mit seinen traditionellen Palmenhainen, Schlangen und Löwen zu fahren, dachten, „es ginge gegen Flitzbogen und Holzkeule“; sie nahmen den Feind nicht eher ernst, als bis sie seinen Kugeln zahlreich erlagen. Als sie aber erkannt hatten, daß sie „in einen wirklichen, harten Krieg“ hineingekommen waren, da „haben sie sich alle gut gemacht“. Es war keine Kleinigkeit, in diesem wunderlich-fremden Lande einem so gefährlichen, tapferen Gegner standzuhalten, der sie fast immer unsichtbar aus dem Hinterhalt niederknallte. Mit langen Gliedern, merkwürdig glatten und gewundenen Bewegungen, schlangengleich schlichen und glitten sie durch die Büsche und sprangen plötzlich heran . . . Peter Moor hat ein sehr richtiges Gefühl, als er von diesen Menschen sagt, auch die Leute von Madeira seien zwar Fremde für uns, aber doch wie Vettern, die man selten sieht, diese Schwarzen aber seien ganz, ganz anders als wir. „Mir schien, als wenn zwischen uns und ihnen gar kein Verständnis und Verhältnis des Herzens möglich wäre. Es müßte lauter Mißverständnisse geben.“ Ein alter Afrikaner trifft den Nagel auf den Kopf, der ausführt, entweder sei kolonisieren recht und richtig, das heiße entrechten, rauben und zu Knechten machen, oder christianisieren, das heiße Bruderliebe verkünden und vorleben. Die Missionare aber hätten den Eingeborenen mit dem ewigen: Ihr seid unsere Brüder, die Köpfe verwirrt. „Brüder“ mögen es einmal werden, nach hundert oder zweihundert Jahren. Erst mögen sie lernen: Brunnen machen, Mais pflanzen, Häuser bauen, Kleider weben usw. „Man nimmt niemanden in eine Genossenschaft auf, der nicht vorher seinen Einsatz bezahlt hat.“ Mit diesen wenigen Sätzen, welche die tiefe Diskrepanz von christlicher Lehre und kolonisatorischem Tun aufdecken, sind die Gründe des wilden und langwierigen Aufstandes der Schwarzen erschöpfend angegeben.

Aber nicht die Erbitterung der Feinde, die um ihre Existenz kämpften, war das Gefährlichste für unsere jungen Soldaten, sondern die Schwierigkeiten des Vorwärtskommens in diesem wüsten Lande: „Zu beiden Seiten des Weges war, dichter oder lichter, graugrüner Dornbusch mit knochenhartem Holz und fingerlang gebogenen Dornen, mannshoch, zuweilen zwei Mann hoch. In solcher Weise und durch solches Gelände sind wir Tag für Tag, Woche für Woche gezogen.“ Es war ein Riesenzug von fünf Kilometern Länge: allein von den fünfzig Ochsenwagen, mit je zwölf Paar Ochsen bespannt, ward ein Raum von 2500 m beansprucht! Und dieser Troß gehörte zu einem einzigen Bataillon!

Wenn dann die Sonne höher und höher stieg, der Sand unter den Füßen glühend ward, Augen und Kehle brannten, dann war in den spärlichen Wasserlöchern oft kaum Wasser zu finden, oft mußten neue Löcher gegraben werden, und dann sickerte ein wenig hervor, — fast immer salzig oder milchig von Kalk oder stinkend! Manchmal versagte selbst dieses widerliche Getränk: mit brennendem Gaumen ging es dann weiter bis in die Nacht . . . Dies schlechte Wasser ward im Kochgeschirr mit ein wenig Fleisch, ein wenig Mehl oder Reis verrührt und aufs Feuer gesetzt. Die Kochgeschirre durften nur mit Sand gereinigt werden. Dazu waren die Nächte oft bitterkalt. Kein Wunder, daß die Leute allmählich saft- und kraftlos, müde und stumpf wurden. So ging es immer weiter ins Land; noch war kein Feind zu sehen, und schon waren die Stiefel der Mannschaften zerrissen, ihre Beinkleider Fetzen, die Jacken schmierig, die Hände von den Dornen entzündet. Noch wanderten sie „mühselig, aber nicht mutlos“ dahin: „Ich kann nicht sagen, daß wir immer niedergeschlagen waren. Auch murrten wir nicht. Wir sahen ein daß es nicht anders gehen konnte, und daß die Offiziere alles wie wir ertrugen. Wir waren aber still und sehr ernst.“

Doch als sie dem Feind dann etwas näher kamen, den sie in einem großen Bogen nach Nordost umgehen sollten, daß er nicht nach Osten und ins englische Gebiet entliefe, ward der Wassermangel immer entsetzlicher; die wenigen Wasserlöcher waren mit Blut und den Kadavern gefallener Tiere gefüllt, — ein jedes die Brutstätte für Typhuskeime. Da lag in einem Standquartier nach kaum vierzehn Tagen jeder v i e r t e Mann krank! Da taten viele nur noch wie Maschinen ihre Pflicht, „und waren inwendig schon krank und voll von wirren Gesichten.“ Da kehrte das Bataillon zurück, unverrichteter Sache, denn es hatte keine Unterstützung, und glich mehr einem Lazarett als einer Kriegerschar. — So verlief der erste Teil der Kampagne. — Dann aber kamen große Verstärkungen aus Deutschland nach, und nun begann das Kesseltreiben der sechs Abteilungen gegen das große Volk der Aufständischen, die wie verzweifelt kämpften; aber sie vermochten nicht durchzubrechen und wurden bis an den Rand der Wüste gejagt, — dem Durstlode entgegen . . . So schien der Feldzug beendet, — da kam die Nachricht vom Aufstand der Hottentotten im Süden der Kolonie, und die Qual dieses Krieges, mehr mit dem Lande als den Leuten, stand von neuem bevor. Doch Peter Moor sollte nicht mehr an ihr teilnehmen: ein Herzfehler machte ihn dienstuntauglich . . .

* * *

In diesen dürftig angedeuteten Rahmen hat der Bericht eine Fülle von Erlebnissen, Abenteuern und Mühsal vereinigt und geschildert. Langsam und mit einer unbarmherzigen Deutlichkeit entrollt sich uns ein Bild der fürchterlichen Opfer an Gesundheit und Leben, Geld und Gut, die Deutschlands Jugend hier pflichttreu und klaglos, zäh und tapfer gebracht hat. Um so tiefer aber gräbt dieses Bild sich ein, je mehr der düsterbunte Stoff unter Frenssens Hand die adäquate Form gewonnen hat: der Idee dieses Themas entspricht die gedrängte Fülle, die gelassene Kürze des Ausdrucks, die edle Sachlichkeit ohne alles persönliche Geklatsch oder kritisch-strategische Getrātsch, indem nur immer das Typische mit überzeugendem Ernst und Wahrhaftigkeit geschildert wird. — Darum hat dies Büchlein Frenssens, wie aus einem Guß geformt, als sein einziges, Stil; und es hat Aussicht zu dauern im Gedächtnis des Volkes und noch lebendig fort zu wirken, wenn die Blätter der Romane schon modern. — Was er einst Maria Sandt in den „Drei Getreuen“ zu Heim Heiderieter sagen ließ, das hat er nun selbst schön und schlicht zur Wahrheit gemacht: „Wenn einer es kann und hat von Gott die Gabe, so muß er dem Volk erzählen von dem starken, frischen Wind, der nah ist, dessen Sausen wir schon hören . . . Er muß aus dem Volk fürs Volk reden, von ihrer Not und Last, von ihrem Streben und Irren, ihrem Mut und ihrem Weinen. Davon muß er erzählen, und seine Augen müssen glänzen von Liebe und Freude. Wie aufgerichtete Feuerzeichen muß dastehen, was er schreibt, daß die Leute es weit sehen . . .“

Strausberg. Raimund Pissin.

Beowulf.

Professor Gering in Kiel, dem wir vortreffliche Beiträge zur Erforschung des altskandinavischen Schrifttums verdanken, hat den Versuch gemacht, das altengliche Epos den großen Leserkreisen zugänglich und mundgerecht zu machen. Das ist unter allen Umständen ein Verdienst, denn seit Grein und Simrock ihre große Liebe

und tiefe Kenntnis in den Dienst des „Beowulf" *) stellten, haben Hunderte von hellen Köpfen daran gearbeitet, ein richtigeres Verständnis des alten, für die Urgeschichte der germanischen Völker unschätzbaren Gedichtes anzubahnen und wie die neueste Ausgabe von Holthausen zeigt,**) nicht ohne Erfolg; eine Verwertung der neuesten Forschungsergebnisse von kundiger Uebersetzerhand war also an sich eine Leistung, die den Dank aller Literaturfreunde verdient. Hat Gering auch nach der künstlerischen Seite hin seine Vorgänger übertroffen? Ich stehe nicht an, der nicht ganz genauen, gelegentlich etwas zu burschikos ungezwungenen, aber im Wesen durchaus dichterischen, im ganzen sehr flotten, glatten Uebersetzung vor allen mir bekannt gewordenen den Vorzug zu geben. Eine Dame, der ein etwaiges Gelehrteninteresse an Beowulf leider nicht zuzutrauen ist, las bei mir in dem zufällig aufgeschlagenen Buch Gerings ein Dutzend Verse und war dann ganz begeistert von Sprache und Stil; es waren die Verse, in denen der Dänenkönig den Aufenthaltsort der männermordenden Ungeheuer beschreibt.

> Die beiden bewohnen verborgene Winkel,
> Wo die Wölfe hausen, windige Klippen,
> Das gräuliche Moor, wo des Gießbachs Strom
> Unter finster umnebelten Felsen verschwindet,
> In der Erde Schlund. Nur einige Meilen
> Entfernt von hier ist der furchtbare Sumpf:
> Darüber hangen bereifte Haine,
> Die wurzelgefestet das Wasser beschatten.
> Dort sieht man allnächtlich ein seltsames Wunder,
> In der Flut ein Feuer; erforscht hat nie
> Ein Menschenkind dieses Moores Tiefe.
> Selbst der hornbewehrte Haidebewohner,
> Der Hirsch, der gehetzt vor den Hunden sich flüchtet
> Ins belaubte Gehölz, gibt sein Leben eher
> Dahin am Gestad', eh' sein Haupt er berge
> Im See, denn dort ist's selten geheuer.
> In Wirbeln steigt zu den Wolken oft
> Das Wasser empor, wenn der Wind heraustreibt
> Die leid'gen Gewitter, die Luft sich verdunkelt
> Und der Himmel weint. Helfen wieder
> Kannst du allein! Die verdammte Stätte
> Erfuhrst du jetzt, wo du finden kannst
> Denn sündigen Unhold: versuche das Wagnis!
> Ich vergelte den Kampf dir mit köstlichem Gut,
> Mit altem Erbschatz, wie's eben geschehen,
> Mit leuchtendem Gold, wenn du lebend zurückkommst.

Und trotz alledem ist zu fürchten, daß dem Beowulf nach wie vor das Bürgerrecht unter den deutschen Volksbüchern, wie es etwa Nibelungenlied und Gudrun längst genießen, versagt bleiben wird. Wir sind viel zu weit, weltenweit von dem Stoffe, den mythischen wie den geschichtlichen Elementen, entfernt; was den Zuhörern des siebenten Jahrhunderts wohlbekannte, durch „Liebes oder Leides" wohlvertraute Persönlichkeiten und Völker waren, das ist uns jetzt ein Durcheinander von lästigen Namen ohne Bedeutung, jedenfalls ohne rechtes Interesse. Der Dänenkönig Hrothgar hat eine prächtige Halle erbaut, in der er mit seinen Rittern frohe Methfeste feiert. Das erfährt der höllische Unhold Grendel, der einen Palast auf dem Meeresgrunde bewohnt, dringt in die Halle ein und schleppt ganze Scharen von Kriegern zum Fraße davon. Da wagt es keiner mehr, die Halle zu betreten, und Trauer herrscht am Hofe Hrothgars. Die Kunde von der verödeten Halle dringt auch zu dem Geaten Beowulf, der die mächtigste Faust unter allen Männern besitzt und sich als junger Mensch fünf Tage und Nächte schwimmend in der stürmischen Wintersee erhielt. Dieser Gewaltige kommt dem Dänenkönig zu Hilfe, ringt mit dem Ungeheuer in der Halle und reißt ihm einen Arm aus, taucht dann auch ins Meer, wo er unter höchsten Gefahren die Mutter des Ungetüms erlegt. Ruhmgekrönt, mit Schätzen beladen, kehrt Beowulf in die Heimat zurück, wo er nach dem Tode des Königs und seines Erben den Thron besteigt. Fünfzig Jahre lang herrscht er über ein glückliches Volk. Da kommt ein geflügelter Drache sengend und brennend ins Land. Diesen sucht der greise Herrscher, ein wahrer Volkskönig, in seinem Versteck auf. Er erlegt den Drachen, wird aber seinerseits vom Untier zu Tode getroffen.

Wer ist dieser Hrothgar, für dessen Leid das Gedicht unser Mitgefühl erregen soll? Wir wissen nur eins von ihm — er ist ein sehr vornehmer, freigebiger Mann. Meth und Bier fließen an seinem Hofe in Strömen, der Sänger darf beim Feste nicht fehlen, seine Königin teilt reichlich Gold unter die zechenden Ritter. Aber diese „Milde", von der wir (allerdings nicht im „Beowulf" allein) bis zum Ueberdruß hören, ist doch zu wenig, um uns für den alten Herrn zu erwärmen, sicherlich aber zu wenig, um den Gegensatz zwischen seiner Hilflosigkeit und den ihm beigelegten, vielleicht in der uns leider ganz unbekannten Jugend erworbenen Heldenattributen zu überbrücken. Schröer (Grundzüge und Haupttypen der englischen Literaturgeschichte. Göschen. I, S. 40) hebt mit Recht hervor, daß die Schilderung, wie der König sich vor Einbruch der Nacht wohlweislich zurückzieht und Beowulf den Saal, d. h. den Kampf mit dem entsetzlichen Grendel überläßt, geradezu grotesk wirkt, wenn man sich den Gegensatz zwischen der feigen Handlungsweise des Königs und den ihm beigelegten Titeln vor Augen hält.

> Hrothgar schritt mit der Schar seiner *Helden*,
> Der *Schirm der Schildinge* zur Halle hinaus;
> Bei Wealhtheow wollte der *Wehrhafte* ruhen,
> In der Gattin Arm, usw.*)

Ich glaube nicht, daß die unterstrichenen Epitheta, wie vielfach angenommen wird, z. B. von Schröer, als verblaßte, abgedroschene Phrasen vom Dichter des Beowulf gebraucht werden, etwa so, wie auch die Sarazenen des Rolandsliedes la douce France im Munde führen. Nein, dem Dichter des altenglischen Epos war die Vergangenheit des Dänenkönigs bekannt, seinen Zuhörern ebenso, da waren solche Ehrennamen vollkommen verständlich. Wenn ein Fürst in der Jugend und im Mannesalter sich als Held gezeigt hat, wird man ihm im Alter die rühmlich erworbenen Attribute nicht undankbar entziehen. Aber uns, die wir von Hrothgar so garnichts Großes gesehen haben, müssen solche Beiwörter in solchem Zusammenhang komisch erscheinen.

Das ist vielleicht die Hauptschwäche des Gedichtes. Außer Beowulf, dem Mittelpunkte des Ganzen, wird uns keine einzige Gestalt recht eigentlich vertraut; Könige, Königinnen, Halbgötter und Helden huschen wie Schatten durch das Epos, ungreifbar und ohne die Kraft zu ergreifen. Beowulf selbst ist eigentlich nur in zwei Beziehungen ausführlich geschildert, in seiner Stärke und in seiner Ritterlichkeit — in beiden Eigenschaften dem deutschen Siegfried verwandt. Sonst ist auch er ein Schemen geblieben.

Neben diesem Kardinalgebrechen kommen kleinere Fehler kaum in Betracht. Es geschehen allerlei Dinge, die uns unbegreiflich erscheinen; auch wenn wir Grendel und alle sonstigen märchenhaften Voraussetzungen mit fraglosem Kindergeiste gelten lassen. Warum z. B. legt sich Beowulf so weit von der Tür der Halle nieder, daß Grendel Zeit hat einen seiner Begleiter zu zerreißen? Warum lassen sich die Recken vom Unhold im Schlaf überraschen? Ein einziges Mal, nämlich im Grundmotiv, begeben wir uns des selbständigen Urteils und liefern uns auf Gnade und Ungnade dem Dichter aus; später aber muß alles, in der Märchenwelt mehr noch als im Abbild des täglichen Geschehens, den Gesetzen der Erfahrung entsprechen; die wiederholten Vergehen gegen die Folgerichtigkeit und den gesunden Verstand kann der moderne Leser dem Dichter des „Beowulf" nicht verzeihen.

Wie unendlich fern die Welt des „Beowulf" von der unseren absteht, zeigt die vollständige Abwesenheit der Liebe zur Frau. Wir haben eine ganze Anzahl von Frauen in dem

*) Uebersetzt und erläutert von Hugo Gering. Heidelberg, Winter 1906.

**) Daselbst im selben Verlag. 1905.

*) Die Bemerkung stimmt, auch wenn man nicht mit Schröer „es hatte *das Wunder der Könige* einen Saalwächter bestellt", sondern „der herrliche König", d. h. Gott (cyning-wuldor) übersetzt.

Gedicht — von Erotik keine Spur. Und dabei ist das Ritterideal in Beowulf sonst so vollkommen entwickelt, daß man förmlich darauf wartet ihn im Benehmen gegen seine Herzensdame zu sehen; wir werden furchtbar enttäuscht Der Held ist verheiratet, aber wir wissen nicht das Geringste von dem Verhältnis der Gatten. Sterbend bedauert er's, daß ihm ein Erbe versagt blieb; der Frau gedenkt er mit keiner Silbe. Die Trauer der Witwe wird in einigen trockenen Worten abgetan.

Die Witwe auch
Beklagte den Gatten, die kummervolle:
Ihr schwan' es, sprach sie, von schweren Zeiten,
Von Gemetzel und Mord, von mächtiger Feinde
Schrecklichem Wüten, von Schmach und Gefängnis. —

Haben wir das Werk *eines* Dichters vor uns oder hat ein geistlicher „Redakteur" mit mehr oder weniger Geschick so und so viele Lieder zu einem scheinbaren Ganzen zusammengeschweißt? Gar so gründlich, wie es nach Gering scheinen könnte, ist die Liedertheorie noch immer nicht abgetan und der ironische Ton einem Müllenhof, einem Ten Brink gegenüber verletzt; aber die Frage gehört in das Gebiet der philologischen Metaphysik; für die ist das menschliche Leben zu kurz.

Czernowitz. Leon Kellner.

Eindrücke vom Händelfest.

Auf eine Anregung des Grafen Hochberg, der für die Musikpflege in deutschen Landen schon so vielfach sich als Förderer erwiesen hat, versammelten zu Anfang dieses Jahres sich Künstler und Kunstfreunde der Reichshauptstadt um darüber Rates zu pflegen, wie die durch Zeitströmung und Geschmackswandel dem allgemeinen Verständnis und der großen Vorliebe etwas entrückte Künstlererscheinung *Georg Friedrich Händels* wieder zu vollen Ehren und lebendiger Wirkung gebracht werden möchte. Dank der Bereitwilligkeit, mit der die führenden Männer des Berliner Musiklebens sich in den Dienst der schönen und interessanten Aufgabe stellten, konnte das Unternehmen auf breitester und bester künstlerischer Grundlage vorbereitet werden und in der letzten Oktoberwoche nahm nunmehr das Fest in einer Reihe ausgezeichneter, stark besuchter Aufführungen einen glänzenden Verlauf. Noch nie ist wohl, wenigstens in Deutschland, das Lebenswerk des größten Musikers des Barroco in so umfassender Weise durch die Wiedergabe charakteristischer Proben der Empfänglichkeit eines Hörerkreises dargelegt worden wie in den vier großen Konzerten dieses Berliner Händelfestes. Wenn trotzdem, wie die Historiker wissen und unersättliche Konzertläufer es wehleidig beklagen, der riesige Umkreis des Händelschen Schaffens dabei nicht durchmessen wurde, so mag daraus zu ahnen sein, daß in den hundert Bänden, die *Friedrich Chrysanders* Begeisterung und Sorgfalt aus der Hinterlassenschaft Händels zusammengebracht hat, eine ganze Welt der Tonkunst beschlossen liegt.

Mitten in den Bannkreis der Händelschen Lebensgedanken und Kunstformen versetzte die Festbesucher gleich die Aufführung des ersten Abends, der uns eine glänzende Wiedergabe des gewaltigen Chororatoriums „Israël in Aegypten" durch den *philharmonischen Chor* unter *Siegfried Ochs* brachte. Wie kein zweites seiner Werke offenbart uns dieses das innerste Wesen Händels: Größe und sein stärkstes Streben: Monumentalität oder Uebergröße. Daneben gewahrt der geschulte Sinn gerade hier auch all die kennzeichnenden Züge meisterlicher Barockkunst: die ausgiebige Verwertung elementarer Kontraste, das Behagen an lebhaftesten und kühnsten Bewegungsmotiven, der Trieb vom Lyrischen ins Malerische und damit verbunden der Hang zum Dekorativen, in dessen üppig ausschweifendem Schnörkelwerk aber des Lebens Ueberdrang stärker waltet als artistische Reizungen. Es ist von Bedeutung diese Grundzüge der oratorischen und opernmäßigen Musik Händels klar zu erkennen, da sich daraus auch der zuverlässigste Maßstab für die Bestimmung und Beurteilung des Vortragsstiles ergibt. Da viele Jahrzehnte lang die Händelschen Oratorien als Kirchenmusik aufgefaßt und demgemäß aufgeführt wurden, gilt es vielen heute noch als ein Sakrilegium gegen die Würde dieser Kunst, wenn sie ihrem Grundwesen entsprechend, d. h. lebhaft bewegt, mannigfaltig abgetönt und durchaus frei und natürlich vorgetragen wird und auch Siegfried Ochs hat für seine dynamischen und agogischen Vorzeichnungen mancherlei Tadel zu befahren gehabt. Mit Unrecht, wie mir scheint, im wesentlichen wenigstens, denn Händels Oratorienmusik ist vielfach auf die rhetorische Antithese zugeschnitten und seine biblischen Gemälde gemahnen nicht an Raffael sondern an Rubens.

Das Gegenstück zu diesem Bilde des machtvollen, Chorscharen und Instrumentalmassen entfesselnden Händel bot der zweite Festabend, der den Hörern unter *Joseph Joachims* feinfühliger Leitung eine wunderschöne Aufführung der Caecilienode bescherte. In diesem entzückenden, wie mit Pastellfarben zart hingewischten Werke betritt Händel, von dem Textdichter Dryden geleitet, jene anmutig sich hinschlängelnden Pfade, auf denen ein Guarini, Albani u. a. die Kunst vom Ueberschwang des heroischen Barroco ins Idyllische und Bukolische geführt hatten. Händel hatte diese süße Weise sich schon angeeignet, als er während seiner italienischen Wanderjahre das Schäferspiel von „Acis und Galathea" zum erstenmal musikalisch zu illustrieren unternahm, hier wendet er sie auf ein Gedicht von kühler, allegorischer Gedankenhaftigkeit an und erreicht dadurch eine ganz eigenartige Gesamtwirkung. Sehr gehoben wurde der Eindruck dieser „delikaten" Meisterarbeit durch die Feinheit, mit der sie vorgetragen wurde, und durch die vorsorgliche Mühe, die *Friedrich Chrysander* es sich hat kosten lassen, die Partitur so herzustellen, daß sie dem Vortragsstil und der Musikübung des Händelschen Zeitalters entspricht, ohne unseren heutigen Geschmack allzu sehr zu befremden.

Wie wertvoll diese aus gründlicher Sachkenntnis entstammenden Chrysanderschen Bearbeitungen Händels für das Fortwirken des Meisters in unserer Zeit sind, lehrte sehr deutlich der dritte Abend, an dem durch die um Händel hochverdiente *Singakademie* unter *Georg Schumann* das umfangreiche, wenig bekannte Oratorium „Belsezar" aufgeführt wurde. Auf die Einreihung dieses Werkes in das Festprogramm war von den Händelkennern und Musikgelehrten besonderes Gewicht gelegt worden, da aus seiner Eigenart für die Hörer am sichersten die Erkenntnis von der dramatischen Artung des Händelschen Oratoriums zu gewinnen sei. Und zweifellos ist aus dieser Erkenntnis nicht nur für die erwartete „Händelbewegung" im allgemeinen, sondern auch für jeden Hörer, dem dadurch die günstigste Stellung zur genußvollen Erfassung dieser Kunst angewiesen wird, bedeutende Förderung zu gewärtigen. Zu diesem Behufe aber müßte vor allem durch die Aufführung alles geleistet werden, um eben diesen dramatischen Charakter aufs schärfste hervortreten zu lassen.

Mit großem Geschick hat Chrysander in seiner Bearbeitung, z. B. des Herakles, den dramatischen Kern aus allen Nebensächlichkeiten und musikalischen Füllseln herausgeschält. Dies war dem Professor Schuman, obwohl er eine ganze Anzahl von Musikstücken beseitigt oder gekürzt hatte, nicht geglückt, und so wurde die anderthalbstündige, umständliche und verworrene Exposition des Dramas dem Eindruck des Werkes verderblich. Die Langeweile schwang ihr ehernes Szepter über der Hörerschaft. Und dem wäre auch so gewesen, selbst wenn die Ausführung der meisten Solopartien den Anforderungen des Stoffes und Stiles besser entsprochen hätte. Für staatsphilosophische Monologe einer Heldenmutter oder gar für die rezitativisch vorgetragene topographische Schilderung der Euphratgegend sind die gesunden Sinne heutiger Musikhörer nicht mehr zu begeistern, und es braucht nicht viel, um uns einen Alt singenden Cyrus und Daniel unerträglich erscheinen zu lassen. Die Schwächung des Eindrucks bleibt aber trotzdem zu bedauern, denn der Mittelakt des Oratoriums, die nächtliche Bankettscene in Belsazars Palast und die geheimnisvolle Schrifterscheinung, gehört zum Packendsten, was Händel geschrieben

hat und zeigt, daß er in der Kraft des Ausdrucks, in der Schärfe der Charakteristik, ja sogar in der Kunst stimmungsvoller Färbung den großen Tonmeistern der Bühne oft genug ebenbürtig ist.

Merkwürdig wirkte es, als man Tags darauf unter dem vollen Eindruck dieser schlagfertigen und unumwundenen Tonsprache an die Kammermusik Händels herantrat, der mit gutem Fug ein eigenes Morgenkonzert gewidmet war. Empfand man dort, wie des Tonsetzers Kunst durchaus auf freie, volle, unmittelbare Aussprache hindrängte, so mußte die strenge Zurückhaltung, die züchtige Mäßigung, die er sich in diesen Stücken lyrischen oder wenigstens subjektiven Schlages auferlegte, den zeitläufigen Kunstgeschmack in einiges Erstaunen versetzen. Wir sind es ja gewohnt, daß unsere Musiker aus ihren kleinen Schmerzen die größten und geräuschvollsten symphonischen Dichtungen machen. Händel aber war der Sprößling einer anderen, vornehmeren Kultur, die das Vordrängen und Bloßstellen alles Persönlichen als unziemlich empfand und daher für ihre innerlichsten Bekenntnisse gerade in der Gebundenheit strenger Form sich am wohlsten fühlte. So hat auch dieser geistig freie, hochgemute Weltmann Händel sich in Sonaten und Suiten Genüge getan, darin manch einer heute nur Formen und Formeln hören mag. Wer aber mit Liebe und Andacht hinlauscht, der gewahrt es, wie diese Largos und selbst diese Fugen erlebt sind und in persönlichen Stimmungen weben, die uns nur zu oft künden, daß auch dies große, starke, deutsche Herz in Leid und Schmerzen gerungen hat. Der Künstler Händel, den viele kennen, zwingt zur Bewunderung, der Mensch Händel aber, dem man nur in gemächlich stiller Einfühlung nahekommt, wie sie dies Kammermusikkonzert ermöglichte, verdient unsere Liebe.

Heinrich Welti.

In der Sezession.

Der Rauch der Ringbahnzüge und der Staub der Straßenbahn hing wie glitzernder, schillernder Nebel über der Halenseer Brücke, in den Strahlen der untergehenden Sonne, und von den Terrassen tönte leise, gedämpft, Musik herüber. Hinter den hohen, zerstreut liegenden Mietshäusern zog sich der Grunewald am Horizonte hin, und von ihrem Balkon sah sie sehnsüchtig zu den dunklen Schatten der Kiefern.

In welchem Teil des Grunewalds befand er sich wohl jetzt? Ein stilles, abgelegenes Fleckchen, wo sich das große Publikum nicht hingetraute, war es gewiß, denn er liebte eine Menschenmenge so wenig wie sie, aber wo, wo? Der Gedanke, daß die Sonne noch mehrere Male untergehen würde, ehe sie ihn wiedersah, war ihr unerträglich. Warum war sie auch so feig gewesen? Sie war ja sonst selbständig im Denken und Handeln, sie kümmerte sich sonst wenig um die herrschenden Sitten und Ideen von Moral, welche die Welt beherrschten.

Als er ihr sagte, er ginge in den Wald, auf einen langen Spaziergang, da schrie es in ihrem Innern „Nimm mich mit! Nimm mich mit!", und nur mit aller Gewalt zwang sie sich, zu schweigen. Mit ruhigem Gesicht und zuckendem, wehem Herzen war sie von ihm gegangen, nach Hause.

Nach Hause — —. Die bitteren Linien um den Mund traten schärfer hervor. Ihre stille, leere Wohnung, in der sie schon so manches Jahr allein gehaust, war ihr fast unerträglich geworden. Die Bücher, Bilder und das Klavier, die seit langem ihre einzigen Kameraden waren, hatten ihre Anziehungskraft verloren. Die warmen, pulsierenden Sommernächte, der laue, zärtliche Wind, der durch die Fenster strömte, der schwere Duft der Bäume und Pflanzen lockte sie hinaus ins Freie. Stundenlang saß sie auf ihrem Balkon, träumend, sehnsuchtsvoll. Die Stille, die sie umgab, tat ihr weh, und ihr heftig pochendes Herz und das erhitzte Blut in den Adern machten sie unruhig, nervös.

Wie gut er es hatte! Jedes Mal, wenn sie zu ihm hinging, blieb sie einen Augenblick still an der Gartenpforte stehen, und sah scheu, ehrfürchtig auf das alte Haus in seinem großen, schattigen Garten voll Kinderstimmen und fröhlichen Jauchzens. Er hatte ihr einmal stolz lächelnd gesagt: „Ja, das alte Dach wird bald zu klein für die vielen Kinder." Das Herz hatte sich ihr in dem Augenblick zusammengezogen, und jedes Mal, wenn sie ein Kind sah, am Fenster, im Hausflur, kam sie in eine wehmutsvolle, traurige Stimmung.

Und seine Frau — . Vor einigen Tagen hatte sie ihren Namen in einer Zeitung gelesen. Bis zu dem Augenblick hatte der Gedanke an seine Frau sie nie gestört. Ihre kurzen Besuche bei ihm, die Arbeit, die sie zusammenführte, nichts erinnerte sie an die Frau, die doch eine so große Rolle in seinem Leben spielte, spielen mußte. Und nun tanzten in einem fort diese Worte vor ihren Augen, Herr und Frau Keßler — —.

Mit einer müden Bewegung lehnte sie sich gegen die harte Mauer des Hauses, und sah hinauf zu dem ersten Stern, der sich hoch über der Brücke mit leisem Aufleuchten bemerkbar machte. Wie schön es doch war, da sie als Kind glaubte, man brauche sich abends beim Erscheinen des ersten Sterns nur etwas zu wünschen, um es auch wirklich zu erhalten. Fast unwillkürlich faltete sie die Hände, und während ihre Augen sich bittend, flehend an das Sternchen festhingen, zog ein großes Sehnen, ein großes Verlangen durch die sinkende Nacht hin.

Wenn er sie nur lieb haben möchte! In alles andere würde sie sich schon hineinfinden, in den Gedanken, daß sein Leben an eine andere gebunden war, daß er ihr nur hier und da ein paar Augenblicke, ein paar Stunden schenken konnte. Sie würde sich auch damit zufrieden geben. Nur dann und wann einmal wollte sie sich in seine Arme schmiegen, ihren Kopf an seine Brust legen, und mit geschlossenen Augen auf seine Lippen warten — —.

Ein Schauder durchrieselte ihren Körper. Wie oft schon, wenn sie zusammen über ein Buch gebückt saßen, waren ihr fast die Sinne vergangen, als sie sein Gesicht so nahe dem ihrigen sah, und die geliebten Hände die ihrigen streiften. Die Zähne mußte sie zusammen beißen, um sich nicht zu verraten, um ruhig und still zu scheinen, während der Orkan in ihr brauste und toste. Und einmal, als es ihr schien, daß auch er sich zu ihr hingezogen fühlte, daß seine Augen ihr etwas sagen wollten, da hatte sie in großer Angst die ihrigen niedergeschlagen. Sie konnte ihn nicht ansehen, sie wäre sonst in die Knie vor ihm gesunken, und hätte ihn schluchzend, bebend umklammert.

Unten auf der Straße schlenderte ein Liebespärchen daher. Er hatte den Arm um ihre Taille gelegt und drückte sie alle Augenblicke fester an sich, und drüben in den Bäumen zwitscherten die Spatzen, die sich zur Nachtruhe begaben. Mit einem tiefen Seufzer schloß sie die Balkontür hinter sich und begab sich in ihr Wohnzimmer. Sie mußte arbeiten, arbeiten, und vergessen; vergessen, daß es Sommer war, daß die ganze Welt jauchzte und sich freute, daß alles um sie her keimte und sproß und zu neuem Leben trieb . . .

* * *

Am nächsten Nachmittag um zwei war sie in der Sezession. Sie hatte sich daran gewöhnt, allwöchentlich einmal hierher zu kommen. Erstens weil sie ganz in der Nähe wohnte, und dann, weil man sich hier nie langweilte und immer neue Eindrücke empfing. Die Karikaturen brachten immer und immer wieder ein ungewöhnliches Lächeln in ihr stilles, ernstes Gesicht, und die realistischen, aus dem Alltags-Leben genommenen Bilder wie „In der Bar" von George Mosson, „Die Witwe" von Heinrich Zille und „Kranke Kinder" von Max Beckmann machten denselben packenden Eindruck wie ein Drama Ibsens.

Es amüsierte sie, die Besucher der Sezession zu beobachten, die sich, wie in jeder Kunstausstellung, in zwei Klassen scheiden, diejenigen, die aus Neugierde und Langeweile gekommen waren, und diejenigen, die auf der Suche waren, nach Schönheit, Wahrheit und neuen Ideen. Einmal hatte sie

sich einen ganzen Nachmittag lang in der Nähe der Marmorgruppe „Phantasie“ von Fritz Klimsch aufgehalten. Erst kam eine Frau, allein, um das Kunstwerk zu betrachten, doch beim ersten Blick wich sie erschrocken zurück, und sah sich rasch um, ob es auch wirklich niemand aufgefallen, daß sie hingeblickt. Dann verschwand sie ins Nebenzimmer und schickte von dort ein paar scheue, ängstliche Blicke herüber. Drei Herren studierten jede Linie sorgfältig und flüsterten einander lachend etwas ins Ohr. Dann stellte sich ein Ehepaar ein, und sobald der Mann bemerkte, um was es sich handelte, zog er seine Frau schnell mit sich fort, doch von weitem betrachtete er selbst die Gruppe ganz genau, durch seinen Zwicker, und ein häßlicher Ausdruck kam in sein Gesicht. Auch junge Mädchen blieben davor stehen, und ein leises Rot stieg in ihre Wangen, als ein erstes Begreifen in ihrem Hirn dämmerte. Bald wußte Erna Ploetz ganz genau, wie sich der und der dem Kunstwerke gegenüber benehmen würde, und die „Phantasie“ wurde ihr ein Maßstab, der ihr half, die Menschen zu beurteilen. In all den Wochen waren es nur wenige gewesen, die träumend, hingerissen davorgestanden, und es war ihr wieder einmal zu Bewußtsein gekommen, wie klein die Anzahl der Auserlesenen ist.

Drückende Gewitterschwüle lag auf der Stadt, und eine angenehme Dämmerung herrschte in den fast leeren Räumen. Mit einem Seufzer der Befriedigung lehnte sie sich in den großen, bequemen Lederstuhl, der vor der „Liebesinsel“ von Walter Leistikow stand, zurück, und versank in Betrachtung des ihr so lieb gewordenen Bildes, das eine glitzernde, schillernde Sommerlandschaft darstellte. Sie konnte sich nicht satt sehen an den finnberückenden Wolkenreflexen im Wasser, an dem warmen, saftigen Grün der dicht belaubten Bäume, an dem schwülen, blauen Dunst, der über der Insel hing. Träumend sah sie sich selbst da — mit ihm — fern von Stadt und Menschen, in glücklicher Unbewußtheit der eisernen Gesetze, die sich die Menschheit so mühsam zu Ketten gemacht hat.

„Wie kommen denn Sie hierher, Fräulein Ploetz?“

Sie zuckte zusammen und erhob das verträumte Gesicht. „Herr Keßler!“

„Ich habe Sie wohl erschreckt? Was hielt Sie denn so gefangen?“ Sein Blick fiel auf die „Liebesinsel“. „Ah!“ Eine Weile blickte er auf die verzauberte Leinwand, und dann glitten seine Augen langsam zu der schlanken Gestalt mit dem feinen Köpfchen, und wie Wetterleuchten zuckte es in seinem Gesicht. „Also das hat Ihnen auch gefallen?“

Sie antwortete nicht, aber eine Sekunde lang tauchten ihre Blicke ineinander, und wie abwesend schritten sie auf das Nebenzimmer zu. Sie hatten sich in dem kurzen Augenblick viel gesagt.

„Kennen Sie die ‚Phantasie?‘“

„Aber selbstverständlich.“

Still und wortlos standen sie davor, und als sich ihre Augen begegneten, sahen sie rasch weg, als hätten sie Angst, einander zu viel zu gestehen.

Mit einem tiefen Seufzer ging er weiter. „Sind Sie auch feige, Fräulein Ploetz?“

„Sie meinen, zu feige, um wahr zu sein?“ Mit einem klaren, offenen Blick sah sie ihn an.

„Ja.“

„Ich glaube nicht.“

„Warum nur — ich g l a u b e nicht?“ Seine Stimme klang hart und streng. „Sie wissen, ich liebe keine Halbheiten.“

Tapfer hielt sie seinen durchdringenden Blick aus, der bis auf den Grund ihrer Seele zu forschen schien.

* * *

„Also wie ein Paradies kam dir mein Heim vor?“ In tiefem Nachdenken verloren, sah er von ihrem Balkon den vorüberdonnernden Zügen zu.

„Ja.“ Angstvoll schaute sie in das geliebte Gesicht mit der mächtigen Stirn und den scharfen Augen. Er durfte ihr den Glauben nicht nehmen, die Illusionen, die sie sich über seine nächste Umgebung gemacht hatte, nicht zerstören.

„Weiß der Mensch je, wann er glücklich ist? Zeigen sich ihm nicht immer und immer wieder, unter den schönsten Zuständen, neue Ausblicke? Kommt es ihm nicht immer so vor, als ob es irgendwo, in weiter Ferne, ein noch unbekanntes, unerreichtes Glück gäbe?“ Zärtlich strich er über das Gesicht, das sich so vertrauensvoll zu ihm erhob. „Aber weißt du, Erna, heute hat die unermüdliche, erbarmungslose Erdenkugel doch eine Sekunde stillgestanden, als wir uns fanden. Vor lauter Verwunderung, daß sich zwei Erdenwürmer getraut haben, so glücklich zu sein, wußte sie im Augenblick nicht, ob sie um die Sonne müßte, oder die Sonne um sie.“

Ueber seinen Unsinn lächelnd, schmiegte sie sich fest in seine Arme, und als sich ihre Lippen berührten, suchten ihre Augen mit frohem Kinderglauben den Abendstern.

C. von Ende.

Frank Puaux: Vers la Justice. Préface de Gabriel Monod, Membre de l'Institut. Paris. Librairie Fischbacher 1906.

Zeitungs- und Zeitschriftenartikel, die Tagesfragen behandeln, haben für gewöhnlich ein kurzlebiges Dasein. Gelten sie aber einem großen Gegenstande, sind sie durch einen unzerreißbaren Faden verknüpft und bezeugen sie ebensoviel Talent wie Mut ihres Verfassers, so verdienen sie gesammelt, als geschichtliche Dokumente, auf die Nachwelt zu kommen. Diese Ehre wird man den zu einem Bändchen vereinten Aufsätzen Frank Puaux' gerne zuerkennen, die in den Spalten des „Signal“ und in der „Revue Chrétienne“, zwei hervorragenden Organen der protestantischen Presse Frankreichs, die „Affäre Dreyfus“ behandelt haben. Man durchlebt, indem man sie durchblättert, wieder alle Phasen dieses nun glücklich gelösten Dramas: von seinen ersten Anfängen an, die den ehrwürdigen Namen Scheurer-Kestners, des Vizepräsidenten des Senates, ins Gedächtnis rufen, bis zum Beginn der Revision des Prozesses von Rennes. Man fühlt der kleinen Phalanx der unerschrockenen Verteidiger des Rechtes und der Wahrheit nochmals alles nach, was sie im Innersten während der langen Jahre des Ringens bis zur vollen Gewißheit des von Zola prophetisch verkündeten Sieges bewegt hat.

Ein Mann, der in der vordersten Reihe jener Phalanx gestanden hat, der Historiker Gabriel Monod, hat dem Büchlein ein mit Wärme geschriebenes Geleitwort auf den Weg gegeben. „Wenn wir,“ sagt er, „mit soviel Eifer gekämpft haben, so geschah es, weil wir nicht nur für einen Menschen kämpften, so würdig des Mitleids und der Bewunderung er auch sein mochte. Es geschah, weil wir für das Vaterland kämpften. Wir wollten die Fahne unseres Heeres von dem Flecken reinigen, der sie besudelte, Frankreich aus der Schande erheben, die diese Schurkerei ihm zugefügt hatte, es den bösen Mächten, denen es zur Beute geworden war, entreißen: dem dreifachen Fanatismus des Chauvinismus, des Antisemitismus, des Klerikalismus.“ Wohl gibt Monod mit der ihm eigenen Unparteilichkeit zu, daß „die große moralische Erbitterung, die durch die Affäre Dreyfus hervorgebracht worden, den Charakter der Nation nicht habe verändern, ihr in so kurzer Zeit nicht neue Sitten habe verleihen können.“ Aber er lebt auch der Ueberzeugung, daß die „Lehren der Affäre Dreyfus für Frankreich nicht verloren seien“, und fühlt sich mit seinen Freunden für alle Mühen und Opfer reich belohnt.

A. St.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, Rezensionsexemplare und dergleichen bitten wir zu senden an eins der Mitglieder der

Redaktion

Robert Schultze, Halensee-Berlin, Lützenstraße 11 (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 6. Berlin, den 10. November 1906. 24. Jahrgang.



Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Tagaus, tagein ergeht sich die Presse in Erörterungen über die Regierungskrisis im Reich und in Preußen. Heute wird gemeldet, daß Herr von Podbielski gerichtet, morgen, daß er gerettet sei. Fest scheint einstweilen nur zu stehen, daß er den Schwarzen Adlerorden bekommen soll. Fürst Bülow kämpft ersichtlich wie ein Verzweifelter, um die Entlassung seines verehrten Kollegen durchzusetzen. Einflußreiche agrarische Kräfte suchen Herrn von Podbielski zu halten. Auch wenn er nicht gehalten werden kann, kalkulieren sie, macht sich der Widerstand politisch bezahlt: Fürst Bülow reibt sich bei der Beseitigung dieser Widerstände auf, und selbst wenn er nicht mitfällt, wird er so geschwächt sein, daß er nicht daran denken kann, gegen den agrar-reaktionären Stachel zu löken. Von politischen Gesichtspunkten aus betrachtet, erscheint die Entlassung Podbielskis unter solchen Umständen als eine völlig unzureichende Heilung, sodaß man nicht recht versteht, wie liberale Zeitungen eine unter Hängen und Würgen erfolgte Entlassung heute noch als einen politischen Gewinn ansehen können. Dieser Kampf zwischen dem Fürsten Bülow und Herrn von Podbielski hinter den Kulissen des Hofes hatte eigentlich nur feuilletonistischen Reiz. Die Regierungspolitik selbst wird sich nicht ändern, ob nun Podbielski heute oder morgen oder überhaupt nicht geht. Für den Fürsten Bülow bedeutet Podbielskis Sturz längst keinen Sieg mehr. Seine Autorität als Chef der Regierung ist seit dem Tage, da er nach Wilhelmshöhe zum König fuhr und ohne den Skalp des Landwirtschaftsministers zurückkehrte, so erschüttert, daß sie nicht wiederhergestellt werden kann.

Das preußische Abgeordnetenhaus ist bekanntlich darauf aus, sich seine Ehrenhaftigkeit gerichtlich bescheinigen zu lassen. Der Redakteur eines sozialdemokratischen Blattes hat seine fürwitzige Kritik bereits mit zwei Monaten Gefängnis büßen müssen. Weitere Opfer werden folgen.

Wie rasch die Empfindlichkeit des preußischen Dreiklassenparlaments Schule gemacht hat, geht daraus hervor, daß am 2. November auch der Landtag des Großstaates Waldeck beschlossen hat, wegen Beleidigung eben dieses Landtages gegen den Verfasser eines Artikels in der „Waldeckischen Rundschau" vom 1. November Strafantrag zu stellen. Der Verfasser des inkriminierten Artikels ist der Reichstagsabgeordnete Dr. Potthoff. Der Artikel behandelt die im Jahre 1894 erfolgte Reform des Waldeckischen Jagd-Polizeigesetzes von 1854. Selbst auf die Gefahr hin, von der Rache Waldeckischer Gesetzgeber ereilt zu werden, würden wir die Vermutung auszusprechen wagen, daß dieser Strafantrag, der wie der Donner dem Blitze gefolgt ist (der Artikel erscheint zu Aller Heiligen, die Ermächtigung des Landtags zum Strafantrag erfolgt bereits zu Aller Seelen), ab irato gestellt sei, wenn wir nur die geringste Ursache für den Zorn entdecken könnten. Der Artikel ist von einer exemplarischen Sachlichkeit; er kommt zu dem Schluß, daß die 1894 erfolgte Aenderung des Jagd-Polizeigesetzes ausschließlich im Nutzen des Domaniums gelegen habe, und gibt der Verwunderung Ausdruck, daß der Landtag, der doch 1894 genau wie heute zum großen Teil aus Landwirten bestand, dieser Aenderung habe zustimmen können. „Oder," so heißt es zum Schluß, „sollte man in einer schwachen Stunde wirklich der Ansicht gewesen sein, ... das Interesse des Domaniums wäre wichtiger als das der benachteiligten Landwirte?" In dieser Schlußfrage soll der Landtag, wie wir vernehmen, die Beleidigung erblicken. Wie es möglich ist, daß ein friedlicher Waldeckischer Landbote durch eine solche Frage zum rasenden Ajax werden kann, wird uns Nicht-Waldeckern ewig unverständlich bleiben. Man sieht aber, wohin Klassenparlamente gelangen, sobald einmal der erste Schritt zur Einschränkung der publizistischen Kritik ihrer Handlungen getan ist. Facilis descensus Averni!

Im Großherzogtum Hessen ist die Einigung des entschiedenen Liberalismus jetzt auch organisatorisch durchgeführt. Es besteht ein freisinniger Landesverein für das ganze Großherzogtum, in dem sich alle aufrichtig liberalen Parteien zusammengefunden haben. Mitglieder der Freisinnigen Volkspartei, der Süddeutschen Volkspartei, der Freisinnigen Vereinigung, alte Nationalsoziale — alle arbeiten einträchtig zusammen. Es sind gemeinsame Lokalvereine gebildet, und für den Landesverein ist ein gemeinsamer Parteisekretär in der Person des Herrn Kahlmann angestellt worden. Am 4. November trat dieser Landesverein zu einem Parteitage in Darmstadt zusammen. Dieser Parteitag verlief äußerst befriedigend, da er zeigte, daß diese neue Gemeinschaft auf einer wirklich demokratischen Grundlage aufgebaut ist. Man protestierte gegen die Reichssteuerpolitik und forderte zur Beseitigung der Fleischteuerung die Zulassung ausländischen Viehes und daneben zur Verbilligung der inländischen Fleischproduktion die alsbaldige Beseitigung aller Zölle auf Futtermittel. Der Parteitag sprach noch einmal seine ausdrückliche Billigung der Darmstädter Wahlparole aus, durch die ein Sozialdemokrat in der Stichwahl den Sieg über einen reaktionären Nationalliberalen davongetragen hat, verlangte die Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für die Wahlen zum hessischen Landtage, erkannte die Bestätigung des sozialdemokratischen Beigeordneten Eißnert für Offenbach als eine dem Geist der Verfassung entsprechende, die Gleichheit der Staatsbürger vor dem Gesetz und das Selbstverwaltungsrecht der Gemeinden gleichmäßig achtende Maßnahme der großherzoglichen Regierung an und stellte sich endlich rund und nett auf den Boden des Frankfurter Minimalpro-

gramms. Diese unter tatkräftiger Mitwirkung des alten Führers der hessischen Freisinnigen Justizrat Gutfleisch gefaßten Beschlüsse zeigen eine höchst erfreuliche demokratische Entschiedenheit. Das Verhalten des freisinnigen Landesvereins in Hessen kann als Vorbild für alle aufrichtig liberalen Einigungsbestrebungen dienen!

In dem „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften" wird das Ergebnis des neu vereinbarten deutschen Buchdruckertarifs folgendermaßen gekennzeichnet.

„Unser Gesamturteil über die Tarifergebnisse resumieren wir dahin, daß wir in dem materiellen Teil derselben eine zwar nicht völlig ausreichende, aber immerhin recht schätzenswerte Verbesserung der Gesamtlage der Gehilfenschaft und trotz einiger in Kauf genommener Nachteile eine wesentliche Sicherstellung der gewerblichen Lage erblicken, die durch den Einfluß der als maßgebend anerkannten Gehilfenorganisation gewährleistet wird."

Der „Vorwärts" und die „Leipziger Volkszeitung", die von Anfang an die Tarifvereinbarungen zwischen den Arbeitgebern und Arbeitnehmern im Buchdruckgewerbe in gehässigster Weise kritisierten, haben ersichtlich eine schwere Niederlage erlitten. Von den Buchdruckergehilfenorganisationen im Reich hat die überwältigende Mehrheit (161) den Beschlüssen zugestimmt, nur 26 haben sie abgelehnt, 3 haben sich noch nicht endgültig entschieden. Von dem Organ der Buchdruckergehilfen müssen sich die „Parteigenossen im Sinne des ‚Vorwärts' und der ‚Leipziger Volkszeitung'" sagen lassen:

„Bis jetzt haben die Herren nur bewiesen, daß sie schimpfen, verleumden, verdächtigen und — ehrabschneiden können, weiter aber auch nichts. Hinter ihren Worten steckt die totale Unfähigkeit, nur eins ihrer großen Worte in die Tat umsetzen zu können!"

In nicht weniger deutlicher Weise äußern sich auch eine ganze Reihe angesehener Fachblätter anderer Gehilfenorganisationen, die an sich an dem Abkommen im Buchdruckgewerbe völlig unbeteiligt sind. Der „sinnlose Wortradikalismus" (um mit dem „Grundstein", dem Organ der Maurer, zu sprechen) der intransigenten Tugendwächter der sozialdemokratischen Partei ist in dieser Frage wie kaum je zuvor der vernünftigen Einsicht der Gewerkschaftsführer unterlegen.

Ein dieser Tage zu Limoges abgehaltener Kongreß der geeinigten Sozialisten Frankreichs hatte sich u. a. auch mit der Frage einer Unterstützung des Ministeriums Clemenceau durch die sozialistische Partei zu befassen. Die Radikalissimi unter den Kongreßrednern wollten von einer solchen Unterstützung des neuen Ministeriums schon um deswillen nichts wissen, weil ihm „zwei Verräter des Sozialismus", Briand und Viviani, als Mitglieder angehören. Nach sehr lebhafter Diskussion wurde diese Frage einer besonderen Kommission überwiesen, in der die gemäßigteren Anschauungen Jaurès die Oberhand gewannen. Die alsdann vom Kongreß ohne weitere Diskussion angenommene Resolution macht zwar der reinen sozialistischen Lehre das Zugeständnis, daß jedes bürgerliche Reformprogramm, selbst das fortschrittlichste, „ungenügend" sei. Die Vertretung der Partei im Parlament soll deshalb das volle sozialistische Ideal stets allen teilweisen Reformen entgegenstellen, ohne indes diese Reformen zu verschmähen, d. h. auch die geeinigten Sozialisten Frankreichs wollen an der Lösung der praktischen Aufgaben des Gegenwartsstaates mitarbeiten.

Das Programm, das der französische Ministerpräsident beim Wiederzusammentritt der Deputiertenkammer entwickelt hat, sieht eine ganze Reihe von Reformvorschlägen vor. U. a. soll die Altersversicherung der Arbeiter zum Abschluß gebracht und sollen Vorlagen betreffend die Einführung einer progressiven Einkommensteuer, die Aufhebung der Kriegsgerichte und betreffend den Arbeitsvertrag dem Parlamente unterbreitet werden.

Die Frage der Einführung des Frauenstimmrechts ist in England dadurch einen großen Schritt vorwärts gekommen, daß einige der edelsten Frauen bei der Agitation für das Frauenstimmrecht zu Märtyrerinnen geworden sind. Auf Grund einer die Ordnung des Unterhauses verletzenden Szene auf der Zuhörertribüne — sie hatten stürmisch das Frauenstimmrecht reklamiert — waren sie vor den Strafrichter gezogen und dann ins Gefängnis abgeführt worden. Infolge der technischen Unbehilflichkeit des aburteilenden Richters gerieten sie in gewöhnliche Verbrecherzellen, woselbst sie in Gefängniskleidung auf Stroh mehrere Tage zugebracht haben. Unter den Verbrecherinnen befand sich auch eine Tochter Richard Cobdens. Es ist begreiflich, daß dies Verfahren gegen politische Demonstranten weiblichen Geschlechts von großem Ruf und bestem Namen das peinlichste Aufsehen erregt. Der Vorgang hat außerordentlich viel dazu beigetragen, die Bewegung für das Frauenstimmrecht in England leidenschaftlicher zu gestalten. Die Bilder aus dem Gefängnis sind ein höchst anschauliches Agitationsmaterial. Man muß nur Märtyrer schaffen, wenn man einer Bewegung Schwung verleihen will!

Am vorigen Dienstag sind in den Vereinigten Staaten eine große Anzahl politischer Wahlen (zum Repräsentantenhause, zu Gouverneursposten usw.) erfolgt. Die republikanische Partei hat sich zumeist behauptet, wenngleich vielfach mit verminderten Majoritäten. Am heftigsten tobte der Wahlkampf im Staate Newyork, wo der bekannte Repräsentant der gelben Presse Hearst, unterstützt von Tammany Hall, den Republikanern den Gouverneurssitz sehr ernsthaft streitig gemacht hat. Ganz gegen die amerikanische Tradition hat dabei auch der Präsident der Vereinigten Staaten in den Wahlkampf eingegriffen und durch seinen Staatssekretär Root den Wählern des Staates Newyork seine Abneigung gegen Hearst nachdrücklich kund und zu wissen getan. Es scheint, als ob dies Eingreifen des Präsidenten erfolgreich gewesen ist. Ob es weise war, ist eine andere Frage.

Unter den Männern, die in das rekonstruierte Kabinett der amerikanischen Union berufen wurden, sind am interessantesten der neue Schatzsekretär Mr. Cortelyou und Oscar S. Straus, dem die Leitung des Department of Commerce and Labor übertragen ist.

Noch vor zwölf Jahren war Mr. Cortelyou Maschinenschreiber und Stenograph in dem Privatkabinett Mac Kinleys, später wurde er Roosevelts Privatsekretär. Als er dann ins Kabinett eintrat, leitete er zuerst kurze Zeit das Handelsdepartement: nach den Wahlen von 1904 wurde er Generalpostmeister. Mit den eigentlichen finanztechnischen Fragen sich zu befassen hatte er bisher keine ausgiebige Gelegenheit. Ein Teil der amerikanischen Presse steht deshalb dem Experiment etwas skeptisch gegenüber. Man weist jedoch darauf hin, daß auch unter den Vorgängern Cortelyous manche keine fachmännische Vorbildung genossen hatten. Insbesondere war dies der Fall bei Gallatin, der trotzdem einer der gewiegtesten Finanzminister der Vereinigten Staaten wurde.

Mit Oscar S. Straus ist ein ungewöhnlich tüchtiger Mann deutscher Nationalität und israelitischen Glaubens in das Kabinett der Union berufen. Er wurde im Jahre 1850 in der Rheinpfalz geboren. Seine Ernennung wird von der „Evening Post" außerordentlich beifällig begrüßt. Sie erinnert daran, daß sich Straus als Gesandter in der Türkei ungemein bewährt habe. Insbesondere wird von ihm als einem geborenen Deutschen eine mildere Praxis in der Handhabung des Einwanderungsgesetzes erwartet, das ebenfalls seinem Ressort untersteht. Am meisten rühmt man ihn als einen der wärmsten Freunde der internationalen Friedens- und Schiedsgerichtsidee. Vor mehreren Jahren wurde er bereits zum Mitglied des Haager Tribunals ernannt.

* * *

Königstreue Nörgler.

Seit einiger Zeit wird bei uns auf der politischen Bühne die Komödie der königstreuen Nörgelei aufgeführt. Nationalistische, agrarische, konservative und nationalliberale Organe stellen allerlei oppositionelle Betrachtungen über „persönliches Regiment" an, erklären ihr Mißvergnügen über den Gang der allgemeinen und insbesondere der auswärtigen Politik und variieren mehr oder weniger vorsichtig den Refrain: So kann es nicht weitergehen. Diese konstitutionellen Anwandlungen selbst bei solchen Politikern, für die der Absolutismus durchaus nichts Abschreckendes hat, wenn sich der absolute Herrscher nur dazu versteht, ihren Willen zu tun, sind etwas verdächtig. Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht immer dasselbe. Unsere demokratischen Bedenken gegen ein persönliches Regiment möchten wir nicht verwechselt sehen mit dem Mißvergnügen von momentan in ihren egoistischen Hoffnungen Enttäuschten.

Bei näherem Zusehen dürfte es sich auch herausstellen, daß das, was die königstreuen Nörgler an dem gegenwärtigen Regierungskurse auszusetzen haben, keineswegs gerade das ist, was diesen vornehmlich belastet. So hat z. B. jüngst Herr Bassermann in Wiesbaden die auswärtige Politik Deutschlands gerade an den Punkten getadelt, wo sie Lob verdient, nämlich in ihren Bemühungen, ein vernünftiges, freundschaftliches Verhältnis zu England aufrechtzuerhalten. Wenn er es bei dieser Gelegenheit dem deutschen Kaiser als ein besonderes politisches Vergehen anrechnet, daß er kürzlich einen deutschen Generaladjutanten nach England geschickt habe, „um einem englischen Herzog einen Ehrensäbel zu überreichen," so muß man wirklich sagen: wenn wir weiter keine Schmerzen hätten, — ein solcher Ehrensäbel, für den Herrn Bassermann nach seiner eigenen Aeußerung jedes Verständnis fehlt, braucht uns den Schlaf unserer Nächte nicht zu rauben! Das sind Kammerjunkererwägungen, die einen Politiker nur lächerlich machen können. Herr Bassermann und Genossen, die heute so beweglich über die Isolierung Deutschlands in der auswärtigen Politik Klage führen, sollten einmal darüber nachdenken, wieviel sie selbst dazu beigetragen haben, durch ihre Neigung zum Säbelrasseln, wie durch ihre zollpolitische Abschließungspolitik jenen Zustand herbeizuführen, den sie heute gern auf das Konto des Kaisers setzen möchten.

Die Bassermannsche Kritik der auswärtigen Politik des Reiches gleicht gar sehr der Kritik, die seine nationalliberalen Parteifreunde gegenwärtig an der Haltung des Großherzogs von Hessen anläßlich der Bestätigung des Sozialdemokraten Eißnert zum Beigeordneten von Offenbach üben. Man muß den Bericht über die in Darmstadt am 4. November abgehaltene Versammlung der nationalliberalen Landespartei Hessens lesen, um die Ursachen dieses Männerstolzes vor Königsthronen richtig würdigen zu lernen.

Einer der Führer des hessischen Nationalliberalismus, Rechtsanwalt Osann II, eröffnete die Versammlung mit der Bemerkung, „daß seine Parteifreunde durch den großherzoglichen Akt aufs tiefste erschüttert seien". Ein anderer nationaler Mann, Herr Böhm-Offenbach, setzte dann auseinander, welche ungeheure nationale Gefahr darin bestehe, daß der Sozialdemokrat Eißnert „in seiner neuen Stellung Kenntnis von Mobilmachungsplänen bekommen könne". Er forderte zum Schluß unter stürmischem Beifall die Nationalliberalen auf: „Die Reihen enger zu schließen, nicht nur gegen die Sozialdemokratie, sondern auch gegen die Regierung selbst, die die vaterlandslose Sozialdemokratie unterstützt!" Herr Steinert, vom Wormser nationalliberalen Arbeiterverein führte aus: „Man möchte fast verzweifeln und den Mut verlieren, zu kämpfen für Fürst und Vaterland. Die Bestätigung war ein Faustschlag für uns ins Gesicht. Als treue deutsche Männer müssen wir den Wurm zertreten, der droht, unser Vaterland zu zernagen!" Der bekannte Reichstagsabgeordnete Graf Oriola war ebenfalls auf das schmerzlichste bewegt. „Das Gefühl," so sagte er, „das ein Reichstagsabgeordneter aus Hessen hat, wenn er nach Berlin kommt und vom ‚roten Großherzog' reden hört, will ich hier nicht beschreiben." Daß dabei Tränen die Stimme erstickt haben, ist wohl nur versehentlich vom Berichterstatter zu erwähnen unterlassen. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Becker-Sprendlingen aber meinte: „Wenn in so schwerer Zeit der Träger der Krone nicht mehr den Weg zum Herzen des Volkes findet, dann müssen wir ihm den Weg zeigen." Der nationalliberale Attinghausen des Großherzogtums Hessen, der Geheime Justizrat Osann I, endlich faßte die aufgeregten Gefühle in die geschmackvollen Worte zusammen: „Angesichts der Bestätigung meint man, der Geist der Regierung sei umwölkt gewesen, ihr Gehirn hätte irgend ein Schlag getroffen."

Diese Behandlung der großherzoglichen Regierung durch bis in die Knochen monarchistisch gesinnte Nationalliberale spricht Bände, wenn man sich vergegenwärtigt, daß das politische Vergehen des Großherzogs darin besteht, daß er den Sinn der Verfassung nicht hat verletzen wollen, sondern sich für verpflichtet gehalten hat, das Prinzip der Rechtsgleichheit auch der Sozialdemokratie gegenüber zur Geltung zu bringen. Angesichts dieser Haltung gegenüber dem „roten" Großherzog fragt man sich unwillkürlich, ob das, was unsere Nationalliberalen, Nationalisten, Agrarier usw. gegenwärtig an dem Kaiser versteckt tadeln, nicht auch gerade das ist, was ihn mit den modernen Weltanschauungen verknüpft. Agrarier und Junker wissen aus langer Erfahrung, daß es für sie kein besseres politisches Geschäft gibt, als immer unzufrieden zu sein und auch von Zeit zu Zeit gegen den Monarchen zu frondieren. Es gehört zu ihren eingewurzelten Maximen, nie einzugestehen, daß sie satt sind. Die Krone muß immer in der Meinung erhalten bleiben, daß Thron und Altar zusammenbrechen werden, wenn man nicht die traditionellen „Stützen von Thron und Altar" wirtschaftlich und politisch bei Kräften erhält. Diese Kräftigung läßt sich aber wie die Quadratur des Zirkels immer nur annähernd erreichen.

Eine demokratische Opposition gegen absolutistische Velleitäten sollte sich deshalb stets hüten, mit der Fronde der sogenannten Königstreuen irgendetwas gemein zu haben. Bei einer gemeinsamen Jagd auf Hochwild würde die Demokratie immer die Geprellte sein und nur den reaktionären Jägern das Wild zujagen. Eine demokratische Opposition gegen das persönliche Regiment ist heute im Reich und in Preußen gewiß angezeigt, aber sie muß sich vornehmlich richten gegen jene Entourage des Thrones, die die monarchische Gewalt geschäftsmäßig für reaktionäre Interessen sowie für die Aufrechterhaltung alter Privilegien auszubeuten sucht und dabei gelegentlich auch nicht vor Drohungen zurückschreckt.

In unserem Staate sind die Reste des Absolutismus nur bei einer Einkreisung des Thrones durch die Vertreter der Privilegienwirtschaft aufrechtzuerhalten. Ein aufrichtiger Konstitutionalismus, wie ihn die bürgerliche Demokratie verlangt, muß eine Befreiung des Monarchen aus diesem Kreise zum nächsten Ziel haben.

Theodor Barth.

Ein königlicher Kaufmann.

Ein königlicher Kaufmann, nicht allein durch die Größe seiner Entwürfe und seiner Erfolge, durch die Macht seiner Stellung, durch die fürstliche Bedeutung seines Reichtums, sondern auch durch die Weite seines Blicks sowie durch sein Interesse und seine umfassende und hochherzige Betätigung für Wissenschaft und Kunst war Gustav Mevissen. Er ist in mancherlei Beziehung der hervorragendste, jedenfalls der sympathischste unter jenen zahlreichen rheinischen Großindustriellen und Großkaufleuten aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, zu denen ein Camphausen, Hansemann, Diergardt, Beckerath gehörten. Sie haben zu der glänzenden industriellen und kommerziellen Entwicklung des zeitgenössischen Preußens den Grund gelegt, sie haben auch vielfach zu der politischen Umgestaltung, zu der

Entfaltung der konstitutionellen Bestrebungen in unserem engeren Vaterlande den Anstoß gegeben. Es war die leider schon längst vergangene Zeit, da die Rheinländer die eigentlichen Vorkämpfer geistiger und politischer Freiheit in Preußen darstellten, denen sich dann, von der geographisch entgegengesetzten Provinz her, die Ostpreußen anschlossen.

Wie Ludolf Camphausen und David Hansemann hat nun auch Gustav Mevissen seinen Biographen gefunden, und zwar in dem Cölner Stadtarchivar **Joseph Hansen***): einen vortrefflichen Biographen, der mit gründlicher historischer Bildung und Methodik ein ausgezeichnetes Verständnis für die politischen und ökonomischen Fragen, genaue Kenntnis der einschlagenden geschichtlichen Verhältnisse, einen klaren und reichen Geist und packende Darstellungsgabe verbindet. Die Lebensbeschreibung Mevissens wird ihm zu einer Geschichte der preußischen Entwicklung seit 1830 — vielleicht in allzu eingehender Weise, sodaß der Leser die Persönlichkeit Mevissens bisweilen aus den Augen verliert. Aber lehrreich und anziehend ist das Buch auf jeder Seite. Hansen war für dies Werk besonders qualifiziert, da ihm auch die Gesinnung seines Helden durchaus sympathisch ist, und da er dessen echten Liberalismus und treu bürgerliches Wesen aus eigenster Ueberzeugung billigen kann. Es standen ihm in dem umfassenden handschriftlichen Nachlaß Gustav Mevissens Aufzeichnungen und Schriftstücke jeder Art von den frühen Jugendjahren bis ins hohe Alter in reicher Fülle zu Gebote: ein Material zum Teil ganz persönlichen Charakters, das es ermöglichte, die innere Entwicklung des Mannes und sein Verhältnis zum Kultur- und wirtschaftlichen Leben seiner Epoche ohne Unterbrechung zu verfolgen.

So kam eine der besten, erschöpfendsten Biographien zustande, die wir kennen. Und es lohnte sich reichlich der Mühe, sie zu schreiben.

I.

Mevissens Geist war von bewundernswerter Vielseitigkeit, die sich überall mit nachdenklicher Gründlichkeit, Klarheit und Selbständigkeit des Urteils und schöpferischer Begabung einte. Von Jugend auf betrieb er, der frühzeitig in den aufreibenden Ernst des geschäftlichen Treibens gezogen war, umfassende Studien, die auf weit ausholender Lektüre beruhten: Geschichte, Literatur, Religion, Sprachwissenschaft, Philosophie, Aesthetik durchforschte er mit heißem Bemühen, mit dem lebhaften innerlichen Anteil, den er an allem Guten, Schönen und Nützlichen stets genommen hat. Vorzüglich die Philosophie beschäftigte ihn, von Plato bis zu Hegel, dessen überzeugter Schüler er geblieben ist. „Das Vernünftige in Tat umzusetzen, die Idee zu verwirklichen, aus den Lehren der die gesamte Wissenschaft verarbeitenden Philosophie die praktischen Folgerungen für das private und öffentliche, für das soziale wie für das wirtschaftliche Leben zu ziehen, das blieb der einheitliche Brennpunkt, in dem die vielseitig ausstrahlende Tätigkeit Mevissens sich sammelte." Schließlich wurden alle diese Studien durch den kräftigen realen Sinn zusammengefaßt, der den Grund von Mevissens Wesen ausmachte.

Aber dieser reale Sinn hat sich nie in bloßes materielles Utilitätsstreben verloren. Der hohe Idealismus, der schon den Jüngling erfüllte, hat sich inmitten des ausgedehnten und aufreibenden geschäftlichen und politischen Lebens auch in dem Manne bis ins hohe Greisenalter bewahrt, bis der Vierundachtzigjährige sein reiches, von unermüdlicher Arbeits- und Tatkraft erfülltes Dasein beendete. Er war stets der Ansicht, der Gewerbtätige und Kaufmann dürfe nicht in diesen seinen Beschäftigungen aufgeben, sondern er müsse sich zugleich eine „höhere und freiere Lebensrichtung" erhalten. Diesen Idealismus hat er aber — und das ist ein neues Verdienst des seltenen Mannes — nicht nur, wie viele, in der Theorie gehegt, sondern auch praktisch ausgeübt. Er war der liberalste unter seinen rheinischen Standesgenossen. Er folgte dem „großen Grundsatz der Freiheit und Gleichheit aller", der freilich — wie er selber schreibt — „in seiner lebendigen Gestalt, in Gesetz und Besitz, auf zwei Feinde stößt, auf die Vergangenheit und die in ihr erworbenen Rechte und auf das größere und geringere Maß der körperlichen und geistigen Kraft der einzelnen Individuen". So verteidigte er im Vereinigten Landtage des Jahres 1847 auch die Gleichberechtigung der Juden, nicht um dieser selbst willen, sondern „daß wir Christen befreit werden von der Sünde, womit wir durch den fortgesetzten Druck der Ungerechtigkeit uns belasten". So schwärmte er für die Erhebung und Einigung Italiens:

> „In mir," heißt es in einem Briefe vom 17. März 1860, „steckt noch immer ungeschwächt jener jugendliche Glaube, jener feurige Enthusiasmus, der mit jedem freien Pulsschlage einer Nation sich identifiziert und nur im allgemeinen Fortschritt die eigene, innerste Befriedigung findet. Mir tut der Anblick des jungen staatlichen Lebens in dem alten und doch so neuen Italien innerlich wohl."

Waren diese Idealisten nicht glücklicher und auch besser als die öden Streber und engherzigen „Realpolitiker" der Gegenwart? An praktischer Einsicht fehlte es ihnen dabei nicht: Mevissen erblickte in der Einigung Italiens das zwingende Beispiel für die Deutschlands, wie es sich tatsächlich bald genug verwirklichen sollte.

Er hat auch auf seinem eigensten Gebiete, dem gewerblichen, niemals die Dinge einseitig vom Standpunkte der Besitzenden betrachtet. Der Freiheit des Individuums sollten hier vernünftige, sittliche und durch das Gemeinwohl bestimmte Schranken gesetzt, zwischen den Interessen der Besitzenden und der Besitzlosen ein billiger Ausgleich geschaffen werden. Er, der große Handelsherr, ließ in die Redaktion der von ihm mitbegründeten „Rheinischen Zeitung" sozialistisch gesinnte Männer treten, wie Karl Marx und M. Heß, die er auch später pekuniär unterstützt hat. Er strebte sogar eine staatliche Organisation der Arbeit an. Dieses soziale Empfinden des deutschen Bürgertums — wie es auch in Ludolf Camphausen lebte — ist diesem Bürgertum leider nach 1848 immer mehr abhanden gekommen.

II.

Im Jahre 1815 zu Dülken als Sohn eines angesehenen Industriellen geboren, verlegte Gustav Mevissen 1841 seinen Wohnsitz dauernd nach Cöln, das damals weit mehr als in der Gegenwart der Mittelpunkt der gesamten kommerziellen Tätigkeit im Rheinlande war. Hier wurde er alsbald der Vorkämpfer des Instituts der Aktiengesellschaften, die er mit Recht für ein überaus wichtiges Werkzeug wirtschaftlichen Fortschritts hielt. Bei der Kaufmannschaft wurden diese Gesellschaften noch vielfach mit Mißtrauen betrachtet, von der Regierung wurden sie geradezu bekämpft, da man sie der Entfaltung privaten Unternehmungsgeistes schädlich, dem Mißbrauch ausgesetzt und gar politisch bedenklich glaubte. Ebenso war er für eine ausgedehnte Anwendung der Dampfkraft tätig, die gleichfalls vom Volke noch als arbeiterfeindlich abgelehnt und von der Regierung gerade wegen der aus ihr sich ergebenden Anhäufung von Arbeitern in den Fabriken mit Furcht und Abneigung betrachtet wurde. Haben wir nötig, hervorzuheben, daß Mevissen mit diesen seinen Bestrebungen die Bedürfnisse der Zeit richtig erkannt hatte und eben deshalb notwendigerweise den Widerstand von oben und unten allmählich besiegte? Uebrigens war Mevissen, im Gegensatze zu fast allen rheinischen und besonders cölnischen Geschäftsleuten jener Zeit, Anhänger gemäßigter, nicht prohibitiver Schutzzölle, die er zur Hebung der jungen deutschen Industrie gegenüber dem mächtigen und erdrückenden Wettbewerbe der westeuropäischen Fabrikation für unbedingt erforderlich hielt. Hier stimmte er mit dem ihm sonst wenig genehmen Hansemann überein. Vor allem aber war er der Ansicht, daß industrielle Produktivität und Fortschritt der wirtschaftlichen Kraft des Volkes mit freien politischen Institutionen und freier geistiger Entwicklung auf das engste zusammengehören, und daß ein Volk, das zu schwach und unreif ist, um seine politische Freiheit zu erwerben und zu wahren, auch materiellen Reichtum und wissenschaftliche Bedeutung nicht zu erwerben und zu wahren befähigt sei.

*) Gustav von Mevissen. Ein rheinisches Lebensbild. 1815—1899; zwei Bände. Berlin, Georg Reimer 1906. — Ueber **Bergengrüns** Camphausen vgl. „Nation", 5. Oktober 1901; über **Casparys** Hansemann „Nation", 28. Juni 1902.

Während er neben der Dülkener Garnspinnerei in Cöln eine Großhandlung in Garnen aller Art betrieb, gewann er in der rheinischen Hauptstadt sehr bald einen bedeutenden Einfluß und beträchtliches Ansehn. Schon mit neunundzwanzig Jahren wurde er Präsident der Rheinischen Eisenbahngesellschaft, an deren Entwicklung er rastlos arbeitete, bis sie sich von Bingen bis Nimwegen und Aachen erstreckte. Auch auf diesem Gebiete ging er von bedeutenden und schöpferischen Gesichtspunkten aus. Die Eisenbahn sollte nicht nur dem Nutzen der Aktionäre, sondern vor allem der gesamten Volkswohlfahrt und ganz besonders der Industrie dienen, deren Vertretern er bestimmenden Einfluß auf die Leitung des Unternehmens einräumte. Er war von der Notwendigkeit der Existenz von Privatbahnen überzeugt, da er von der ausschließlichen Herrschaft des Staatsbahnsystems das Vorwiegen des fiskalischen Geistes, die mangelnde Rücksicht auf die wechselnden Bedürfnisse des Verkehrswesens befürchtete; Schablonenhaftigkeit und übermäßige Zentralisation würden die schlimmsten Folgen zeitigen. Hier wie auf allen anderen Gebieten erwartete er das Heil insbesondere von der freien Selbsttätigkeit der Bürger. In solchen Anschauungen hatte ihn der zähe, unvernünftige und höhnische Konservatismus bestärkt, mit dem sich während der vierziger Jahre die preußische Regierung jedem gewerblichen und kommerziellen Fortschritte, den bestausgedachten Unternehmungen, sowie allen Verbesserungsversuchen auf sozialem Gebiete widersetzte. Camphausen hat ähnliche Erfahrungen gemacht. Es ist tröstlich zu sehen, wie die geschichtliche Entwicklung dann über die bornierte Fortschrittsfeindschaft der Bureaukratie hinweggegangen ist — hoffentlich, ja ganz sicher wird dies auch das Schicksal der heutigen Beamten-, Adels- und Pfaffenreaktion sein.

Immer großartiger dehnte sich die gewerbliche Tätigkeit des hochbegabten Mannes aus, zumal nachdem das Jahr 1848 mehr Bewegungsfreiheit geschaffen hatte. Er begründete und leitete das der Zeit nach erste preußische Kreditinstitut auf Aktien, den Schaaffhausenschen Bankverein, befreite ihn von der staatlichen Einwirkung und benutzte ihn zur Schaffung einer Fülle segensreicher Unternehmungen: der Cölner Rückversicherungsgesellschaft, der Lebensversicherungsgesellschaft Concordia, der Cölner Feuerversicherungsgesellschaft, zahlreicher Spinnereien und Webereien, Berg- und Hüttengesellschaften — unter anderen des großen und blühenden Hörder Vereins —, der Cölnischen Maschinenbaugesellschaft. So begründete er den Handel Cölns auf der ihm früher fehlenden und für bleibende Größe unentbehrlichen Basis der Großindustrie. Mevissen war der richtigen Ansicht, daß bei der Beschränktheit privaten Reichtums im damaligen Deutschland umfassende industrielle Unternehmungen, die in England und Frankreich einzelne zu schaffen vermöchten, in unserem Vaterlande nur durch Aktiengesellschaften hervorgerufen und erhalten werden konnten.

Ihm ist zum großen Teil die Erstarkung des kapitalistischen Unternehmungsgeistes im Rheinlande zu danken, der von hier aus den vielfach widerstrebenden Osten Preußens überzog und eroberte. Mevissen hat ihm auch in Süddeutschland eine Stätte bereitet durch die Begründung eines großen Kreditinstituts, der Darmstädter Bank für Handel und Industrie, deren Tätigkeit Signal und Vorbild für die Aufnahme dieses Banksystems im übrigen Deutschland geworden ist. So reichten der Blick und die geistvoll schöpferische Tätigkeit Mevissens weit über die Grenzen seiner rheinischen Heimatprovinz hinaus; niemals wurde er von der Regierung gefördert, meist von ihr behindert oder gar bekämpft. Umso größer sind sein Verdienst und sein Ruhm.

Sie fanden an dem Orte seiner Wirksamkeit gebührende Anerkennung: im April 1856 wählte ihn die Cölner Handelskammer zu ihrem Vorsitzenden. Er erschien als der hervorragendste Vertreter von Rheinlands Gewerbfleiß und Handel.

III.

Entwicklung der eigenen Persönlichkeit und Schaffenskraft auf dem wirtschaftlichen Gebiete füllten diesen reichen und arbeitsdurstigen Geist noch nicht aus; auch auf das politische Feld erstreckte er seine Tätigkeit schon seit seinen Jünglingsjahren. Den rheinischen Ländern war die äußerste Anspannung aller Kräfte in dem nationalen Befreiungskampfe gegen Napoleon erspart geblieben. Deshalb verfielen sie auch nach diesem nicht der tiefen politischen Erschlaffung wie die altpreußischen Gebiete. Jene befanden sich außerdem in lebhaft empfundenem Gegensatz zu den feudalen Ueberlieferungen und der straffen Beamtenherrschaft wie zu dem protestantischen Charakter des preußischen Staates. So regten sich gerade am Rhein die fortschrittlichen, antiabsolutistischen Bestrebungen, allerdings mehr unter den Gebildeten als in der Masse der Bevölkerung. Die Führer der Bewegung waren durchgehends Großkaufleute. Mevissen nahm an ihr mit dem feurigen Eifer Anteil, der ihn in allem, was er betrieb, auszeichnete. Dabei waren er und seine Genossen überzeugte Monarchisten, weil die Erinnerung an die französische Schreckenszeit in den rheinischen Gegenden jede republikanische Neigung ertötet hatte. Mevissen und Hansemann wollten überdies von einem Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland nichts wissen, da sie ein starkes Oesterreich mit vorwaltendem deutschen Einflusse als eine Lebensfrage für die ganze Nation betrachteten, die sonst zu schwach sei inmitten von Frankreich und Rußland, und weil sie sich von den deutschen Stämmen in dem Kaiserstaate nicht trennen mochten.

Mevissen wurde ein Führer des rheinischen Liberalismus. Er wurde 1846 in den Provinziallandtag, im folgenden Jahre in den Vereinigten Landtag gewählt, in dem er zu den Vorkämpfern entschieden freisinniger Grundsätze gehörte. So gelangte er auch 1848 in das Frankfurter Parlament, wo er allerdings unter den Rednern nicht hervortrat, aber umso fleißiger und einflußreicher in den Ausschüssen wirkte. Er schloß sich dort dem rechten Zentrum, der sogenannten Kasinopartei, an, dem Kern der Erbkaiserpartei. Aber auch jetzt wollte er nichts von dem Ausschluß Oesterreichs wissen und nahm sogar unter dem Reichsverweser Erzherzog Johann im Schmerlingschen Ministerium (Juli 1848) eine Stelle als Unterstaatssekretär für den Handel an; freilich nur für zwei Monate, da er mit den geschmeidigen und grundsatzlosen Oesterreichern nicht lange auszukommen vermochte. Nachdem das ganze Werk des Parlamentes infolge der Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV. auf lange hinaus zerstört war, trat Mevissen (21. Mai 1849) mit 65 Parteifreunden aus der Versammlung aus, tief bewegt und zunächst an einer gedeihlichen Gestaltung der deutschen Verhältnisse verzweifelnd.

In der Begeisterung der Jugend hatte er die Politik für seine eigentliche Lebensaufgabe erachtet. Aber seit dem traurigen Ausgange der achtundvierziger Bewegung hat er ihr nur ein nebensächliches Interesse gewidmet. Die Aufgaben der neuen Zeit hat er jedoch immer mit ernster Gedankenarbeit überdacht. Seit 1866 Vertreter Cölns im Herrenhause, widmete er sich besonders den finanziellen und gewerblichen Fragen, bis er sich endlich als Greis mehr und mehr von der öffentlichen Tätigkeit zurückzog, um nur der Familie, den Freunden und den Studien zu leben. Er hat in Gemeinschaft mit Sybel bei Gelegenheit der fünfzigjährigen Jubelfeier der Universität Bonn (1868) den Plan der Begründung einer „Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde" gefaßt, der durch 1881 durch die Munifizenz Mevissens ins Leben trat. Freigebig unterstützte der greise Mäcen junge Historiker und ermöglichte ihnen fruchtbringende wissenschaftliche Arbeit.

So gedachte er noch für die Erweckung echt geschichtlichen Sinnes, für die Hebung des Volksgewissens und damit für den Fortschritt zu wirken. Denn solchen suchte er nicht sowohl in materieller Entwicklung als in der Kräftigung moralischer Antriebe. Von innen her sollte die Entfaltung vor sich gehen. „Sie sind," schrieb ihm Heinrich von Sybel zum achtzigsten Geburtstag, „stets der Idealist Ihrer Jugendjahre geblieben, und der Erwerb des Reichtums ist Ihnen nie der Zweck Ihrer Arbeit, sondern stets das Mittel zu höheren Zwecken gewesen. Der Lohn dafür war, daß der Reichtum Ihres inneren Lebens immer größer blieb, als der wachsende Ihres äußeren Zustandes."

Mit wahrem Genusse, mit der Empfindung eigener Förderung und Erhebung, auch mit dem Wunsche, daß unter unseren

modernen Finanz- und Industriemagnaten einem Gustav Mevissen recht zahlreiche Nacheiferer erstehen möchten, liest man dieses treffliche Werk Joseph Hansens. Es ist immer ein Gewinn, aus so reiner und erquickender Quelle die Kenntnis eines großen und edlen Menschen schöpfen zu dürfen.

M. Philippson.

Wichtige neue Eisenbahnlinien.

In den Kulturstaaten Europas ist das Eisenbahnwesen zurzeit derartig ausgebildet, daß Neueröffnungen irgend welcher Verbindungsstrecken, die der allgemeinen Aufmerksamkeit würdig sind, zu den Seltenheiten gehören. Fast nur in den Gebirgsgegenden pflegen heut noch Neuerschließungen wichtigerer Gegenden vorzukommen. In den Alpen z. B. hat neuerdings außer der hochwichtigen Eröffnung der Simplon-Bahn, welche einen neuen, vortrefflichen Verkehrsweg zwischen Frankreich und Italien schuf, die Eröffnung der Vintschgaubahn (1. Juli 1906) besonderes Interesse hervorgerufen, sowie die Eröffnung (19. Juli 1906) der wichtigen, landschaftlich wie technisch interessanten Wocheiner Bahn zwischen Aßling (Jessenitza) an der Wurzener Save, Görz und Triest, der letzten Strecke der Staatsbahn Klagenfurt—Triest (207 km), welche dem inneren Oesterreich die erste direkte Verbindung mit Triest schenkt. Unter den Tiroler Alpenbahnen, welche zurzeit geplant oder in Angriff genommen sind, verdienen das großartige Projekt der Tauernbahn und die Verlängerung der Vintschgaubahn über Nauders nach dem Engadin und durch den Finstermünzpaß bis an die Arlbergstrecke die meiste Aufmerksamkeit, ferner auch die soeben dem Betrieb übergebene Karawankenbahn und die Pyhrnbahn, die gleichfalls nahe vor der Eröffnung steht. In der Schweiz hingegen sind es in erster Linie neue Bergbahnprojekte, die von dem alljährlichen Fremdenstrom mit Teilnahme verfolgt werden dürften: so außer den Fortschritten der Jungfraubahn, die dauernd das allgemeine Interesse wach halten, und der in Angriff genommenen Schwebebahn auf das Wetterhorn, vor allem der gigantische Plan einer Montblancbahn, die, nach einem Plan Espitalliers, von Le Fayet, einer Station der Chamonixbahn, aus (580 m Höhe) über St Gervais-les-Bains zunächst 18½ km weit mit einem Kostenaufwand von 11 Millionen Francs bis zur Aiguille du Goûter (3873 m Höhe) und später noch 4 km weiter bis auf den Gipfel des Berges geführt werden soll. Diesem bereits in Angriff genommenen Projekt gesellen sich gleich noch zwei andere hinzu, die ebenfalls dem Bergriesen des Montblanc zu Leibe gehen wollen, so der kühne Plan einer Schwebebahn auf den Montblanc, die vom Glacier des Bossons bei Chamonix ausgehend zum Gipfel der Aiguille du Midi führen soll und mit einem Kostenaufwand von 4 Millionen Francs in vier Jahren vollendet werden soll, und weiterhin der bereits fest geplante Bau eines Montblanctunnels, der das Bergmassiv auf eine Länge von 13 km zwischen Chamonix und Entrèves durchbrechen würde. Doch auch weniger großartige Eisenbahnprojekte der Schweiz werden sympathisch begrüßt werden, so besonders die fest geplante Große Scheideggbahn, welche der beliebten Touristenstrecke von Meiringen nach Grindelwald durch das Rosenlauital und über die Große Scheidegg mit einem Schienenstrang, z. T. in Gestalt einer Zahnradbahn, folgen wird; von der Großen Scheidegg soll dann übrigens eine Bergbahn als Zweigstrecke noch auf das Faulhorn führen. Hier verdient auch das neue Projekt einer Bahn auf die Schneekoppe Erwähnung, dessen Verwirklichung wohl unzweifelhaft sein dürfte. — Eine sehr bemerkenswerte Bahn in gebirgigem Terrain, welche die bisher äußerst schwer zugängliche Bergwelt Bosniens erschließt, aber auch strategisch und volkswirtschaftlich wichtig ist, ist ferner am 1. Juli 1906 zwischen Sarajevo und Uvac im Limtal an der türkischen Grenze mit einer Abzweigung über Višegrad nach Vardište im Rzavatal an der serbischen Grenze eröffnet worden.

In anderen Teilen Europas sind neue, größere Bahnprojekte, die nicht nur den lokalen Verkehrsinteressen dienen, sondern dem internationalen Verkehr und Handel in der einen oder anderen Weise zugute kommen, nicht gerade mehr häufig zu finden. Skandinavien bietet für interessante, neue Eisenbahnbauten vielleicht noch den günstigsten Boden. Unter den gegenwärtig der Vollendung entgegenreifenden norwegischen Eisenbahnprojekten verdient zweifellos die meiste Aufmerksamkeit die Verbindung der beiden Hauptstädte Christiania und Bergen, die bisher — sonderbar genug für zwei Hauptstädte eines modernen Kulturlandes! — zum Verkehr miteinander ausschließlich auf den Wasserweg angewiesen waren. Der Plan, beide Städte durch einen Schienenweg zu verbinden, ist alt, aber das dazwischenliegende, stellenweise recht schwierige Gebirgsgelände ließ die Verwirklichung nur sehr langsam, in Etappen, vor sich gehen: die Teilstrecken Christiania—Hönefoß und Bergen—Vossevangen sind seit langer Zeit im Betrieb, die letztere z. B. bereits seit 1883. 1894 begann man die 108 km lange, hochromantische Strecke Bergen—Vossevangen 74 km weiter bis Taugevand unter sehr großen technischen Schwierigkeiten zu führen. Auf dieser Gebirgsstrecke liegt u. a. der 5310 m lange Gravehalstunnel, der größte Eisenbahntunnel Norwegens, der den größten Eisenbahntunnel Deutschlands, den von Cochem, noch um 1094 m an Länge übertrifft, und dessen Bau sieben Jahre (1895—1902) in Anspruch nahm. Durch das Hallingdal wird gegenwärtig die Bahn von Taugevand in der Richtung auf Hönefoß weitergeführt, und man hofft, spätestens in zwei Jahren die Verbindung zwischen Bergen und Christiania fertiggestellt zu haben. Die Bahn wird nach ihrer Vollendung eine der schönsten und interessantesten von Europa sein und dem norwegischen Lande viele neue Freunde gewinnen.

Auch Island, das neuerdings in der Touristenwelt ein immer beliebteres und immer häufiger besuchtes Reiseziel bildet und das in seiner Weltabgeschiedenheit bis zum gegenwärtigen Jahr 1906 sonderbarerweise weder Eisenbahnen noch Telegraphen besaß, wird in kurzer Zeit zu seiner am 27. August 1906 eröffneten Kabelverbindung nach Europa auch seine erste Eisenbahn erhalten: man will die Hauptstadt Reykjavik mit dem 75 km entfernten nach Osten zu gelegenen Deltatal im Gebiet der Flüsse Oelfusaa und Tjörsaa verbinden, das wegen seiner hohen Fruchtbarkeit berühmt ist und dessen landwirtschaftliche Entwicklung man durch die Bahn wesentlich fördern zu können hofft.

Das einzige Land Europas, das auch in flachen oder nur wenig gebirgigen Gegenden durch neue Eisenbahnbauten noch weite Gebiete völlig neu zu erschließen vermag, ist zurzeit Rußland. Einige russische Bahnprojekte können daher gleichfalls lebhaftes Interesse beanspruchen. Zunächst verdient hier erwähnt zu werden eine nahezu fertiggebaute Bahn, die einen der unbekanntesten und unerforschtesten Winkel Europas der Kultur zugänglich machen will, nämlich die riesigen, fast ganz unbewohnten Waldungen des nördlichen Ural. Diesen Zweck erfüllt die neue sogenannte Tawdabahn, die von dem unter dem 60 Grad belegenen Uralörtchen Bogoslowsku in die ungeheuren Waldungen am Fluß Tawda verläuft, um deren Holzmengen der Eisenhüttenindustrie des Ural dienstbar zu machen. — Eine andere russische Bahn, zu der man mit den Vorarbeiten begonnen hat, und die bereits auf asiatisches Gebiet entfällt, wird in ähnlicher Weise dazu dienen, die Naturschätze Sibiriens auf bequemerem Wege, als es bisher möglich war, nach den westrussischen Häfen an der Ostsee zu befördern. Bisher lief die Ausfuhr Sibiriens von Tscheljabinsk, dem Ausgangspunkt der sibirischen Bahn, entweder über Moskau oder über Perm, Wjätka und Wologda nach Petersburg und den anderen Ostseehäfen. Jetzt wird der bisherige Weg um etwa 1000 Werst abgekürzt, indem man eine 600 Werst (gleich etwa 640 km) lange Bahn von Omsk nach Tjumen an der Tura (im Flußgebiet des Ob) abzweigt, bis wohin der Schienenstrang Petersburg—Wologda—Perm schon gegenwärtig in fast grader Linie weitergeführt ist.

Ungleich bedeutungsvoller für das internationale Verkehrsleben und auch für die militärische Schlagfertigkeit Rußlands ist die vor etwa Jahresfrist erfolgte Fertigstellung der lange geplanten Eisenbahnstrecke Orenburg—Taschkent. Turkestan und die angrenzenden Länder Mittelasiens entbehrten bisher einer richtigen Bahnverbindung mit Europa. Der einzige große Schienenstrang, der diese Länder durchlief, endete blind am Ostufer des Kaspischen Meeres, in Kraßnowodsk. Um von hier Anschluß nach Europa zu gewinnen, bot sich nur die Möglichkeit, zunächst nach Baku am Westufer überzusetzen, wozu eine lange Seefahrt erforderlich war. Mit Hilfe der neuen Bahn, die von Orenburg über Kasalinsk am Syr-Darja, nahe am Aralsee vorbei, nach Taschkent verläuft, kann die Beförderungsdauer von Reisenden und Waren von Europa nach Innerasien und umgekehrt künftig von drei auf zwei Wochen abgekürzt werden.

Daß im heutigen großen Weltverkehr noch sehr bedeutende Wegkürzungen möglich sind, dafür ist auch die gerade neuerdings wieder so vielgenannte Bagdadbahn ein Zeugnis, von der eine 200 km lange Teilstrecke Konia—Eregli—Burgurlu am 25. Oktober 1904 schon eröffnet, und deren schwierigster Teil auch sonst fertiggebaut ist, sodaß die Vollendung und Eröffnung planmäßig in etwa zwei Jahren wird erfolgen können. Mit ihrer Hilfe kann die Reisedauer nach Indien und dem fernen Osten gegenüber der heut üblichen Suezroute wesentlich herabgesetzt werden. Aber auch das Rote Meer wird sich in einigen Jahren schneller erreichen lassen als gegenwärtig, indem ein fortlaufender Schienenstrang von Europa bis dorthin führen wird. Von Haleb nämlich, dem alten Aleppo, das an die Bagdadbahn durch eine kurze Zweiglinie angeschlossen sein wird, denken die Franzosen eine Bahn nach Dimischk (Damaskus) zu bauen; in Dimischk aber ist der Anfangspunkt der türkischen. am 1. September 1904 bis Măan eröffneten Mekka- oder Hedschasbahn, zu der übrigens am 15. Oktober 1905 noch eine weitere Bahn von Derät nach Haifa am Mittelmeer abgezweigt worden ist.*) Eine weitere von den Türken geplante Abzweigung von der nach Mekka führenden Hauptlinie, die man jetzt in Angriff zu nehmen beabsichtigte, sollte von Măan nach dem nur 125 km entfernten Akaba am Roten Meer führen. Da England aber heftig gegen den Bau dieser Linie protestiert, erscheint es einstweilen noch fraglich, ob dieses letzte Glied eines von Europa nach dem Roten Meer laufenden Schienenstranges überhaupt zur Ausführung gelangen kann, trotzdem für die Türkei die Verbindung der Mekkabahn mit dem Roten Meer eine Art von Lebensfrage bedeutet.

Während somit die Bestrebungen, das Ostufer des Roten Meeres durch Eisenbahnen zu erschließen, auf politische Schwierigkeiten stoßen, knüpfen sich an das Westufer zwei sehr aussichtsreiche Bahnprojekte, an deren Ausführung nicht zu zweifeln ist. Das eine stellt die Sudanbahn dar, welche den ägyptischen Sudan dem Verkehr zugänglicher machen und die bisher 1200 km lange Bahnlinie zum nächsten Hafen (Alexandria) für die Aus- und Emfuhr auf 300 km (nach Suakin) abkürzen wird. Sie führt vom Dorf Scheik Barud bei Port Sudan zum Atbara und findet bei Berber Anschluß an das bereits vorhandene, große Nileisenbahnnetz. Die zweite große Bahn im Westen des Roten Meeres hat auch politisch von sich reden gemacht. Es ist die „äthiopische Bahn“, die von Djibuti über Harrar nach Addis-Abeba, der Hauptstadt Meneliks, führen soll. Die erste 309 km lange Strecke von Djibuti bis Dire Dauah bei Harrar ist bereits seit Januar 1903 im Betrieb; die Weiterführung nach dem noch 450 km entfernten Addis-Abeba stieß aber auf bedeutende Schwierigkeiten infolge politischer Eifersüchteleien zwischen England und Frankreich. Erst in jüngster Zeit ist durch den zwischen England, Frankreich und Italien abgeschlossenen abessinischen Vertrag die Streitfrage erledigt worden, nachdem der Negus Menelik bereits erklärt hatte, er werde die Weiterführung der Bahn von Harrar nach Addis-Abeba selbst in die Hand nehmen, wenn die europäischen Mächte sich über die Art der Verwaltung der Bahn nicht einigen könnten. Für spätere Zeit ist übrigens eine Verlängerung der Bahn über Addis-Abeba hinaus bis an den Weißen Nil und ein Anschuß an die Kap-Kairo-Bahn geplant. Auch wird Italien von Massaua aus seiner Kolonie Erythräa einen Anschluß an die äthiopische Bahn verschaffen; andere Bahnprojekte im östlichen Abessinien sollen jedoch, laut vertraglicher Abmachung der Mächte, nicht in Aussicht genommen werden, um der äthiopischen Bahn keine unerwünschte Konkurrenz zu schaffen.

Von den sonstigen afrikanischen Projekten nahm von jeher die berühmte englische Kap-Kairobahn das allgemeine Interesse in hervorragendem Maße in Anspruch, zu welcher die erste Idee dem genialen Gehirn eines Cecil Rhodes entsprungen war. Man weiß, daß die Eröffnung der südlichen Strecke, die jetzt in einer Länge von 3248 km von Kapstadt über Kimberley und Buluwayo bis zu den Viktoriafällen des Sambesi und noch 601 km nördlich darüber hinaus bis zur Grube von Broken Hill reicht, bereits erfolgt und daß im Norden der Schienenstrang bis nach Chartum herabgeführt ist. Die Vereinigung der beiden Aeste, über welche so viel Verhandlungen gepflogen sind, dürfte aber noch geraume Zeit auf sich warten lassen, wenn sie überhaupt jemals zustande kommen wird. Einstweilen ist der Bau, ebenso wie der des gleichfalls von Cecil Rhodes geplanten und noch weiter fortgeschrittenen Kap-Kairo-Telegraphen, stark ins Stocken geraten, und es wird offen eingestanden, daß man eine Fortführung des Projektes aus finanziellen Gründen nicht für ratsam hält. Der südliche Zweig wird dereinst vielleicht noch zum Tanganyikasee weitergeführt werden und Anschluß an die Bahnen des Kongostaates suchen, aber der ursprüngliche Plan darf als aufgegeben gelten — es sei denn, daß ein mächtiger, dem Cecil Rhodes kongenialer Geist sich seiner aufs neue annimmt.

Unter den mannigfachen anderen afrikanischen Bahnprojekten verdient besondere Erwähnung eine von Portugal geplante Bahn, welche in Angola die reichen Ruwe-Minen am Sualahastrom der Ausbeutung erschließen soll und demgemäß von Benguella an der Westküste über das Hochplateau von Kakonda zum Sualaha in den Minendistrikt führen wird.

Die Angelegenheit der transsaharischen Bahn, welche Frankreich bereits seit geraumer Zeit plant, hat neuerdings eine seltsame Wendung genommen. Bisher wurde als voraussichtlicher Endpunkt der Bahn, die von Oran ausgeht und von den Franzosen bisher 710 km landeinwärts, über die Oase Figig bis Beschar, fertiggestellt ist, zumeist Timbuktu, vereinzelt sogar der Tsadsee genannt. Jetzt nun wird dies Projekt plötzlich als unrentabel bezeichnet, und es sieht fast so aus, als ob der so lange erörterte Plan einer transsaharischen Bahn für die Franzosen nur ein Vorwand war, um unversehens in Marokko festeren Fuß zu fassen; denn neuerdings schickt man sich an, die Bahn von Beschar aus westwärts durch das fruchtbare südliche Marokko hindurch zum Kap Juby weiterzuführen. Angeblich würde ein solcher Schienenstrang vom Mittelmeer zum Ozean sich besser rentieren als die Bahn nach Timbuktu; tatsächlich aber scheint damit nur eine Umklammerung Marokkos beabsichtigt zu sein, die politisch von nicht geringer Bedeutung werden kann. Bestätigt sich diese neuere Meldung, so wird man die Bezeichnung „transsaharische Bahn“ fallen lassen müssen, da der geplante Schienenweg zum Kap Juby die Sahara nur in ihrem nordwestlichen Teil streifen würde.

Daneben dürften uns besonders die Fortschritte der Bahnen in den deutschen Kolonien interessieren, auf die sich infolge der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 26. Mai das Interesse weiter Kreise wieder lebhaft gelenkt hat. In Deutsch-Ostafrika ist die Usambarabahn, die dereinst zum Kilimandscharo und zum Viktoria Nyanza führen soll, bis Mombo vollendet. Von der südlicher gelegenen Bahn, welche eine Verbindung von Daressalaam mit dem Tanganyika und Viktoria Nyanzasee schaffen soll, ist das erste Stück Daressalaam-Mrogoro vor Jahresfrist in Angriff genommen. Für eine neue, wirtschaftlich unter Umständen sehr wertvolle Bahn, die von Kilwa-Kisiwani über Liwale zur Mbongobucht bei Wiedhafen am Nyassasee laufen würde und einen großen Teil von Innerafrika erschließen könnte, ist die Trasse

*) Vergl. meinen Aufsatz über die arabischen Eisenbahnen in der „Nation“ vom 5. Mai d. Js.

erforscht und festgelegt worden; doch sind die Mittel zum Bau noch nicht bewilligt. Nach den vorzüglichen Ergebnissen der Britisch-Ostafrika durchlaufenden, seit 1903 in Betrieb befindlichen, englischen Ugandabahn, die u. a. den Verkehr zwischen den deutschen Häfen am Viktoria Nyanza mit der Heimat über den englischen Hafen Mombassa vermittelt, darf man den deutsch-ostafrikanischen Bahnprojekten eine günstige Zukunft prophezeien.

In ähnlicher Lage wie die deutschen Gebiete am Viktoria Nyanza befindet sich das reiche Land Adamaua in Kamerun und die deutschen Teile im Süden des Tsadsees. Diese können bisher nur unter Benutzung der Flußläufe des Benuë und Niger durch Britisch-Guinea hindurch Handelsverkehr treiben, der daher im wesentlichen den englischen Zwischenhändlern und Verkehrsmitteln zugute kommt. Ein deutscher Plan, eine Eisenbahn von der Küste Kameruns durch das Land Adamaua und später, wenn möglich, bis an den Tsadsee heranzuführen, verdient daher in mehr als einer Hinsicht Beachtung.

In Togo ist die Strecke Lome—Anecho am 18. Juli 1905 eröffnet und von der Linie Lome—Palime eine 27 km lange Strecke bis Noepe am 27. August 1905 dem Betrieb übergeben worden. — In Deutsch-Südwest-Afrika hat speziell das private Unternehmen der Otavibahn bedeutende Fortschritte gemacht: diese von Swakopmund nach Tsumeb strebende Linie hat am 18. Mai 1905 über Onguati die Regierungsbahn in Karibib erreicht und konnte am 24. August 1905 bis Omaruru eröffnet werden. Die ganze Strecke bis Tsumeb wird voraussichtlich Anfang 1907 vollendet sein. Während von kolonialfreundlicher Seite schon neue Projekte dringend empfohlen werden, welche von Windhuk, dem gegenwärtigen Endpunkt der Regierungsbahn Swakopmund—Windhuk, eine Verlängerung über Rehoboth nach Keetmanshoop in den Süden des Schutzgebietes anraten, hat der deutsche Reichstag durch die Abstimmung vom 26. Mai der von Lüderitzbucht ausgehenden Südbahn bis auf weiteres die Fortführung über Kubub hinaus verwehrt, sodaß Keetmanshoop einstweilen noch ohne Verbindung bleibt.

Die letzte größere Kolonialbahn Deutschlands, die am 16. März 1904 bis Tsinan am Hoangho eröffnete Schantungbahn, ein privates Unternehmen, erzielt inzwischen recht befriedigende Erfolge. — Auch sonst regt sich in China neuerdings ein moderner Verkehrstrieb in sehr intensiver Weise, um das Land aus dem Hintertreffen herauszuführen, in das es durch seine jahrhundertelange Abneigung gegen europäische Kultur geraten ist. Außer der mandschurischen Eisenbahn von Mandschuria nach Dalni (1875 km), die zwar auf chinesischem Gebiet, jedoch auf russische Initiative gebaut ist, und die im jüngsten ostasiatischen Kriege bereits eine bedeutende Rolle gespielt hat, verdienen besondere Erwähnung die Bahn von Peking nach Hankou am Yangtsekiang, die am 15. November 1905 durch ein großes Fest an der Hoanghobrücke eingeweiht wurde, sowie eine kleinere Strecke Canton—Fatschan—Samshui, die für den Verkehr des bisher von Eisenbahnen noch ziemlich unberührten Südchina von Bedeutung ist und deren erster Teil mit großem Erfolg bereits dem Betrieb übergeben wurde. Am 16. Juli 1906 ist auch eine 79 Meilen lange Teilstrecke der sogenannten Nankingbahn Schanghai—Sutschon—Wusih eröffnet worden. — Bemerkenswert unter den asiatischen Eisenbahnprojekten erscheint ferner ein Plan der britisch-indischen Regierung, der sogenannten indischen Nordwestbahn eine neue Verlängerung nach Kaschmir zu schenken, welches Land bislang nur in Jammu Anschluß an das Eisenbahnnetz hat. Von der Station der Hauptlinie Sarai Kala im Nordwesten von Rawalpindi soll eine insgesamt etwa 200 miles lange, im letzten Teil elektrisch betriebene Bahn zum Khaiberpaß und weiter durch schwieriges Gebirgsland nach Abbottabad und bis nach Srinagar mit einem Aufwand von zwei Millionen Pfund Sterling gebaut werden. Die elektrische Kraft für den letzten Teil der Bahn will man aus dem Jhelumfluß gewinnen. Man hofft, mit Hilfe dieser Bahn die reichen Mineralschätze Kaschmirs in wesentlich erhöhtem Maße ausbeuten zu können. — Auf den Philippinen machen die Amerikaner neuerdings große Anstrengungen zur Erweiterung des bisher noch recht mäßig entwickelten Eisenbahnnetzes. Der neugegründeten „Philippine Railway Company" ist am 28. Mai 1906 die Konzession zum alleinigen Bau von Bahnen auf den Inseln Panay, Negros und Cebu erteilt worden, und für die Hauptinsel Luzon hat die neue „Manila Railroad Company" am 2. Juli 1906 eine gleiche Konzession erhalten, wonach sie die bisher von einer englischen Gesellschaft betriebene Bahn Manila-Dagupan übernimmt, die in Angriff genommenen Bahnlinien fertigstellen und 421 englische Meilen neue Bahnen bauen wird, wodurch die Hauptlinie Manila-Dagupan mit den Haupthandelsplätzen der Provinzen Rizal, Pampagna, Tarlac, Pangasinan und Union verbunden wird und mehrere andere der fruchtbarsten Provinzen Schienenstränge beschert erhalten werden, deren sie bisher entbehrten.

Die weitaus großartigsten Eisenbahnprojekte neuerer Zeit entstammen aber wieder dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten, Amerika. Nur kurz erwähnt werde der einstweilen noch allzu hypothetische, gigantische Plan, eine fortlaufende Eisenbahnlinie von Paris bis nach Newyork via Sibirien und Alaska zu schaffen, welche das Beringsmeer in einem 60 km langen, unterseeischen Tunnel überwinden soll. Kaum minder großartig, aber der Verwirklichung ungleich näher ist das Riesenprojekt der panamerikanischen Bahn, zu dessen Durchführung sich bereits eine Aktiengesellschaft mit 250 Millionen Dollars Kapital gegründet hat. Die Bahn soll alle amerikanischen Kulturstaaten miteinander verbinden, von Kanada bis nach Argentinien hinab. In Port Nelson in Kanada an der Hudsonbay beginnend, soll sie über Winnipeg und durch beide Dakota, Nebraska, Kansas und das Indianer-Territorium zunächst nach Guthris im Oklahomagebiet und weiter durch Texas nach Galveston am Mexikanischen Golf führen, um alsdann durch Mexiko, die mittelamerikanischen Kleinstaaten, Columbien, Ecuador und Bolivien hindurch in die argentinischen Provinzen Juju, Salta und Cardoba einzudringen und schließlich in Buenos Aires zu enden. Von Peru oder Ecuador sollen noch Zweiglinien nach Brasilien (Rio) und Chile (Valparaiso) führen. Die gesamte Länge der projektierten Riesenbahn beträgt 18 000 km.

Diesem ungeheuren Plan gegenüber, der, wie gesagt, gute Aussichten auf allmähliche Verwirklichung hat, verschwinden beinahe einige andere amerikanische Bahnprojekte, die, jedes für sich betrachtet, noch kühn genug sind. In Kanada soll eine neue transkontinentale Bahn gebaut werden als Konkurrenzunternehmen zu der im Besitz der „Canadian Pacific Railway" befindlichen bisher einzigen transkanadischen Bahn von Halifax nach Vancouver. Die neue Linie, die bis 1909 fertiggestellt werden soll, wird einer neugegründeten „Grand Trunk Pacific Railway" gehören und von Moncton in Neubraunschweig über Winnipeg und den Peace Riverpaß nach Fort Simpson verlaufen. -- In ähnlicher Weise sind neuerdings für Südamerika zwei transkontinentale Bahnen, die hier bisher noch ganz fehlten, sichergestellt worden, die „Uspatallabahn" und die „Antucobahn". Die erstere wird von Los Andes in Chile zum Uspatallapaß führen, wo Anschluß an die bereits von Buenos Aires nach Puente del Inca führende Linie erreicht wird; die zweite hingegen, die weit mehr Aussicht auf Rentabilität hat, soll vom chilenischen Hafen Concepcion über Antuco nach Buenos Aires und Bahia Blanca verlaufen

Als ein Unikum verdient die Bahn erwähnt zu werden, welche gegenwärtig mitten durch den Großen Salzsee gebaut wird und bestimmt ist, die Entfernung zwischen Newyork und San Francisco künftig um mehr als 70 km zu verkürzen. Der Große Salzsee, das Tote Meer Nordamerikas, ist nur wenige Meter tief und überzieht alles Holz, das in ihn hineingebracht wird, alsbald mit einer dicken Salzschicht, wodurch es vor Zersetzung geschützt und sehr fest wird. Man kann es daher wagen, eine Eisenbahn quer über den See zu bauen, die nicht weniger als 37 km lang sein soll, wovon 19 km auf einem Damm und die übrigen 18 km über eine Holzbrücke auf Pfahlwerk verlaufen. Die neue Linie wird 20 Millionen Mark kosten, in Ogden beginnen und in Lucin enden; die Fahrtdauer auf der Pacificbahn, welche jetzt den Großen Salzsee auf schwierigem Terrain im Bogen umgehen muß, kann durch die neue Strecke um mehrere Stunden abgekürzt werden.

Unter den zahlreichen anderen amerikanischen Eisenbahnbauten und -projekten kleineren Umfangs verdient die neue „Alaska Central Railway“ besondere Aufmerksamkeit, die nördlichste der amerikanischen Eisenbahnen, die sich nach ihrer Fertigstellung etwa bis zum 65. Grad nördl. Br. hinauf erstrecken wird. Die Bahn, die das schwierigste Terrain des Alaskagebirges durchbrechen muß und unter sehr ungünstigen Verhältnissen mit ungewöhnlich hohen Kosten gebaut wird, verdankt natürlich den Goldfunden in Alaska ihr Entstehen und wird einigen der neu aus der Erde emporgeschossenen Goldgräberstädten leichtere Verkehrsverbindungen schaffen, sowie der bequemeren Ausbeutung mehrerer Mineral- und Kohlenlager dienen. Von der funkelnagelneuen Stadt Seward an der Resurrection-Bay wird sie über Knik und durch das Tal des Sushitnaflusses vorläufig bis zur Stadt Fairbanks im Gebiet des Tanana, eines Nebenflusses des Yukon, verlaufen. Der Bau der insgesamt 720 km langen Strecke begann im Sommer 1904 von Seward aus. Eine kleine Teilstrecke von 80 km ist bereits in Betrieb genommen worden.

Einen guten Ueberblick über die neuere Entwicklung des Eisenbahnwesens in den verschiedenen Ländern gewährt eine kürzlich nach amtlichen Quellen im „Archiv für Eisenbahnwesen“ publizierte Gesamtstatistik über die Eisenbahnen der Erde am Schluß des Jahres 1904. Danach betrug damals die Länge aller vorhandenen Eisenbahnlinien 886313 km, die Vermehrung im Berichtsjahr allein 26958 km = etwa 3 Prozent (1903: 21139 km, 1902: 21458 km). In Europa betrug die Vermehrung nicht ganz 5000 km (in Preußen 616), in Amerika hingegen 9538 km, davon allein in Mexico 2769 km, in Argentinien 2594 km, in Brasilien 1671 km; in Asien hatten nur Britisch-Indien, China und Japan Fortschritte gemacht, während das sonst stark beteiligte Rußland 1904 infolge des Krieges mit Japan völlig versagte; Afrika wies nur in Aegypten und den deutschen Kolonien nennenswerte Förderungen des Eisenbahnbaus auf, Australien hingegen so gut wie überhaupt keine. — Zwei Fünftel der Eisenbahngesamtlänge, nämlich 344172 km, entfallen allein auf die Vereinigten Staaten, während das ganze übrige Amerika nur 106402 km und ganz Europa nur 303407 km aufweist. Nächst dem Eisenbahnnetz der Union hat übrigens Deutschland noch immer das größte unter den Ländern, mit 55364 km. Ihm folgen Rußland (54708), Frankreich (45773), Vorderindien (44352), Oesterreich-Ungarn (39168), Großbritannien mit Irland (36297), Canada (31554). Preußens Eisenbahnnetz allein umfaßte 1904 33310 km — eine im Verhältnis zur Größe des Landes sehr stattliche Zahl.

Die gesamten Einnahmen Deutschlands aus seinen vollspurigen Bahnen betrugen 1904 volle 642 Millionen Mark. Es wurden 23,8 Milliarden Personenkilometer zurückgelegt. Vergleicht man diese Zahlen mit der Bevölkerungsziffer Deutschlands, so stellt sich die überraschende Tatsache heraus, mit der wir diese Betrachtungen schließen wollen, daß jedermann im Deutschen Reich im Durchschnitt pro Jahr volle 400 km auf der Eisenbahn zurückgelegt und dafür die relativ hohe Summe von 10,6 Mark ausgibt!

R. Hennig.

Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut.

Als Dichter wie als Politiker gehört Georg Herwegh zu den unerquicklichen Gestalten einer unerquicklichen Zeit. Schwankend und verschwommen in seinen Zielen wie sie, nahm auch er hochtönende Worte für Taten und blieb endlich nicht einmal von dem Fluche der Lächerlichkeit verschont.

So wird die Literaturgeschichte und mehr noch die politische, wenn sie von ihm berichtet, sich eines leisen Spottes nie erwehren können; er wird ihnen ein Schulbeispiel jener Generation bleiben, die in dem Jahrzehnt von 1838—1848 das öffentliche Leben mit ihrer Unruhe und ihrem Sehnen erfüllte, die reich an unbestimmtem Hassen, Lieben und Hoffen, reich an guten und besten Absichten und kläglich arm an fördernden nationalen Taten gewesen ist.

Anders der Mensch. Von dem kreiselnden Strome der Zeit getragen, seiner fortreißenden Gewalt gegenüber nicht stärker, sondern durch seine dichterische Beanlagung schwächer als andere, war doch auch er von dem Bedürfnis beherrscht, sein Wesen zu behaupten, sich seinem inneren Gesetze gemäß zu entwickeln, sich in der großen, friedlosen Welt seine kleinere, friedvolle auszubauen, ruhte über ihm der verklärende Schimmer einer großen und unglücklichen Liebe: der Liebe zu seinem Vaterlande.

So kann denn eine Veröffentlichung auf allgemeines Interesse rechnen, die in diesen Tagen in dem Verlage von Robert Lutz, Stuttgart, als 10. Band der II. Serie der dort erscheinenden Memoirenbibliothek herausgekommen ist: „Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut“. Die Herausgeber, an deren Spitze Marcel Herwegh, des Dichters Sohn, steht, schicken eine Einleitung voraus, die in kurzen Zügen Herweghs Lebenslauf wieder in Erinnerung bringt. Das rein menschlich Bedeutsame daran ist zunächst, daß der begabte und frühreife Knabe, der einzige Sohn eines Stuttgarter Gastwirtes, in Kindheit und Jugend unter mancherlei Druck gestanden hat, von dem er sich unter inneren und äußeren Kämpfen befreien mußte: die Eltern lebten in Unfrieden, der endlich zur Trennung führte; der Vater bestimmte ihn zum Theologen und brachte ihn auf das evangelische Stift zu Tübingen, wo weder Studium noch Lebensgewohnheiten dem jungen Studenten zusagten. Als er sich gewaltsam von diesem Zwange befreit hatte, reihte ihn der Zufall der Losung in ein Infanteriebataillon der Stuttgarter Garnison ein: das hieß eine Unfreiheit mit einer schlimmeren vertauschen. Eine Desertion in optima Forma befreite Herwegh. Ihre äußeren Umstände mögen vielleicht, wie die Herausgeber versichern, ebenso romantisch wie die der Schillerschen gewesen sein. Vergleicht man aber die beiden Begebenheiten innerlich, so ergibt sich der wesentliche Unterschied, daß Schiller das positive Resultat, die Schaffensmöglichkeit in der Freiheit, die Hauptsache war, Herwegh es jedoch vor allem auf den negativen Erfolg, die Befreiung von dem lästigen militärischen Drill, ankam, während der Wunsch, seine innere dichterische Welt aus sich herauszustellen, nicht ins Gewicht fiel. Er floh nach der Schweiz und beteiligte sich mit kritischen Aufsätzen und einzelnen Liedern an dem literarischen Leben seiner neuen Heimat. Das unbestimmte Stürmen und Drängen seiner Generation nach Freiheit bemächtigte sich seiner ganz. Wenn er selber die Kinder seiner Muse achtlos verstreute, so sorgten die zahlreichen Freunde, die ihm sein liebenswürdiges Wesen rasch gewonnen hatte, dafür daß sie nicht verloren gingen, und 1841 erschien sein Gedichtband „Gedichte eines Lebendigen“, der seinen Namen in kürzester Zeit in aller Mund brachte.

Sie sprachen aus, was die Zeit empfand, und wie diese Empfindungen vergangen und vergessen sind, so sind auch diese Gedichte nicht mehr lebendig, sind nicht in den goldenen Schatz eingespeichert worden, aus dem unser Volk Erquickung, Trost oder Anfeuerung schöpft. Sie teilen darin das Schicksal vieler und sogar besserer politischen Dichtungen.

Aber hier sollen uns ja nicht die Schicksale des Dichters und Politikers, sondern die des Menschen Herwegh beschäftigen; sie sind erfreulicher. Unter den Herzen, die er mit seinen Liedern gewann, befand sich auch das einer jungen Berlinerin, die, ehe sie noch seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, in ihr Tagebuch schrieb:

„Mein erster Gruß gilt meinem Gott . . . . . . Der zweite Gruß gilt dir, edler deutscher Sänger, der du durch deine ehernen Lieder wie feierlicher Orgelklang mir den Sonntag heute ins Gemüt gesungen, obschon ich in keiner Kirche war. Wie groß ist der, o Gott, der dich so erfassen kann, wie unendlich der begabt, der, was er gleich Goldadern in der Tiefe des Herzens birgt, frei und unversehrt an die Tageshelle bringen kann, daß sein innerer Glanz zur großen gewaltigen Lebenssonne, dessen Mut in seiner Hand zum flammenden Schwerte für jeden Despoten wird.“

Die dies schrieb, war Emma Sigmund, nach der ausdrücklichen Versicherung der Einleitung die jüngste Tochter des Berliner Kaufmanns und Hoflieferanten Johann Gottfried Sigmund. „Kein Bankier, wie fälschlich behauptet wurde, und protestantischer Konfession, wie gegenüber einigen Angaben hervorgehoben sein mag." Als Herwegh nach Berlin kam, bedurfte es nur einer achttägigen Bekanntschaft, um aus den beiden jungen Leuten ein Brautpaar zu machen. Emma Sigmund war mit Herwegh gleichaltrig. Sie besaß hervorragende geistige und gemütliche Gaben und hatte eine vortreffliche Bildung genossen. Aus dem Bilde, das dem Briefwechsel beigegeben ist, blicken uns große, ruhige, klare Augen an, und um den feingebildeten Mund scheint Lebensheiterkeit und Ueberlegenheit zu spielen. Sie macht den Eindruck eines Mädchens, das entschlossen ist, mit dem Manne ihrer Wahl nicht nur die Freuden, sondern auch die Leiden und Kämpfe des Daseins zu teilen, und die wohl imstande ist, wenn i h m einmal der Lebensmut versagen sollte, mit dem ihren auszuhelfen. So ist sie auch gewesen. Nach dem mißglückten Einfall, den Herwegh April 1848 an der Spitze republikanischer Gesinnungsgenossen in Baden versucht hatte, rettete allein ihre Entschlossenheit den Gatten vor Gefangenschaft oder Schlimmerem.

Ist sie ihm also auch viel gewesen, e i n Wunsch hat sich ihr nicht erfüllt, den sie in ihren Brautbriefen mehrfach ausspricht: das Talent des Gatten zur Reife zu bringen. Herwegh ist einer jener zahlreichen Dichter, denen nur ein einziger, zumeist der erste, Wurf gelingt, und die sich damit verausgabt haben. Der zweite Band seiner „Gedichte eines Lebendigen", der im Jahre nach seiner Verheiratung erschien, stand nicht auf der Höhe des ersten und erreichte nicht entfernt dessen Wirkung. Was Herwegh fernerhin schrieb, waren feuilletonistische Arbeiten und Uebersetzungen: Lamartine und Shakespeare.

An ihr hat es sicherlich nicht gelegen, wenn ihre geistige Ehe kinderlos blieb oder nur Durchschnittsgeschöpfe hervorbrachte. Sie erscheint in dem Briefwechsel durchaus als die Bedeutendere. In i h r e n Briefen stehen die Stellen, in denen der Liebe jene Macht, das Wesen des Menschen zu seiner höchsten Entfaltung zu bringen, zugeschrieben und abverlangt wird:

„Unsere Liebe . . . soll unsere Kräfte verdoppeln und ich baue auf das Gelingen fest, wie auf unsere Liebe. Das Volk soll es erfahren, was es bedeutet, wenn ein Mann und ein Weib in der echten Bedeutung zusammentreten, denn was mir heute noch fehlt, so viel es auch ist, ich werde es durch Dich erlangen. Was die Leute Liebe nennen ist ein mir lächerlicher Sinnenkitzel. Man sieht ja, was daraus wird — Kinder höchstens — für die Menschheit aber nichts als eitle Selbstwiderspiegelung des jämmerlichen Subjektes, was man nicht gering genug anschlagen kann, wenn es gilt Opfer zu bringen in rechtem Sinne des Wortes . . . So, schreib' immerzu, das sind die Klänge, die bis ins Mark des Volkes dringen; daß ich imstande sein möchte, zu solchen Liedern Dich zu begeistern!"

Seine Freunde freilich machten sich Sorge über diese reiche Verlobung; sie fürchteten, Mammon möchte ihm die Kissen zu müßigem Ergötzen zurechtlegen. Sie aber schreibt:

„Die Menschen sind zu erbärmlich, zu arm, um zu begreifen, daß zwei Menschen sich wahrhaft lieben, man sollte sie beklagen. Mir scheint's wirklich, als seien wir beide die zur Seligkeit Bevorzugten. Du siehst ja überall, wohin Du blickst, diese jämmerlichen Gefühlsfetzen, die einer dem anderen aufsucht und sich krampfhaft daran hält. Unsere Liebe ist wie das stolze, hehre Freiheitsbanner, unbefleckt von dem Schmutze der gemeinen Menge und unverletzt mitten im Zwiste und Kampfe der Völker, über ihnen wie ein ewiges Gebot fortrauschend."

Die Briefe beginnen mit dem 16. November 1842 und enden am 22. Februar des nächsten Jahres. Sie enthalten natürlich vieles, was in jedem Briefwechsel eines verliebten Paares zu finden ist. Auch Georg und seine Emma sind überzeugt, daß auf der ganzen Erde seit dem Beginne der Weltgeschichte nie so wahr und tief geliebt worden sei, wie von ihnen; aber da sie ja nicht wußten, daß einmal fremde Augen auf diesen Gefühlsäußerungen ruhen würden, so darf man ihnen daraus keinen Vorwurf machen. Junge Leser wird diese Ueberschwenglichkeit nicht stören, älteren ein wehmütiges Lächeln ablocken, das auch seinen Reiz hat.

Aber abgesehen davon bringen die Briefe auch manches, was allgemeineren Wert hat. So ist es interessant, an der Hand von Herweghs Briefen den Fortgang seiner Triumphreise zu verfolgen, die er nach dem großen Erfolge seiner „Gedichte eines Lebendigen" durch Deutschland antrat. Diese Reise führte ihn bekanntlich auch in das Berliner Schloß zu Friedrich Wilhelm IV. In den Briefen findet sich freilich keine Beschreibung der Audienz, bei der die berühmten Worte fielen: „Ich liebe eine gesinnungstüchtige Opposition," und man muß darüber die Einleitung der Herausgeber nachlesen. Aber es stehen einige darauf bezügliche Bemerkungen in Herweghs Briefen, in denen sich der Geist dieser Zeit recht deutlich wiederspiegelt. So schreibt er:

„Seit dem Besuche beim König bin ich viel stolzer geworden, das heißt viel freier. Das Königtum ist tot, mausetot für mich und wird gar keine Zauberkraft auf die Welt mehr ausüben können. Wie klein, wie unendlich klein und ordinär (in dem Sinne von: Durchschnittsmensch) ist mir der Mann erschienen! Ich fange an, Mitleid mit den gekrönten Häuptern zu bekommen. Sie spielen eine mehr als armselige Rolle."

Diese Tirade quittiert seine Emma mit den Worten: „Tust recht, die Könige zu bemitleiden, es sind wandelnde Mumien, deren Kronen von den entmarkten Häuptern der Völkersturm schon treiben wird." Das liegt im Zuge jener Zeit: mancher hoffte es noch zu erleben, „wie der letzte König an den Gedärmen des letzten Pfaffen aufgehängt werden würde." Auch Georg und Emma hoffen, daß binnen zehn Jahren der Austritt aus „dem Christentum und dem Judentum" allgemein werden wird und daß es dann eine Menge kleiner Gemeinden geben werde, die „da sie nicht länger Heuchler sein wollen, Taufe, Abendmahl und kirchliche Ehe abschwören. Ich kenne hier schon die Menschen, die das in kürzester Frist zu tun entschlossen sind," setzt Herwegh aus Königsberg, der Stadt „der reinen Vernunft" schreibend hinzu. Emma antwortet auf eine ähnliche Aeußerung leidenschaftlicher noch, aber mit einer schönen Ergänzung:

„Glauben! Den brauch' ich immer, wenn auch nicht den, den er meint (der Redakteur der Leipziger Zeitung, der Herweghs Brief an den König wider dessen Willen veröffentlicht hatte) so doch den, daß ein Tag kommen muß, wo all dies Pfaffentum und Lügenwerk, diese elenden Gespinste des Egoismus weichen müssen und die Menschen einsehen werden, daß Gott nicht in den vier Kirchenmauern absonderlich zu finden ist, sondern nirgends anders als in uns wie überall, und daß die Freiheit kein leeres Phantom einiger Hitzköpfe, sondern die echte Religion des Menschen ist."

Das Brautpaar hatte aber seinen besonderen Grund auf die „Pfaffen" ärgerlich zu sein, denn sie machten — was man ihnen in Anbetracht der Umständlichkeit der Behörden überhaupt nicht übel nehmen kann — sehr viel Umstände, den in die Schweiz geflüchteten Revolutionär zu trauen, und verlangten einen Haufen Papiere, die zu beschaffen natürlich nicht immer leicht und stets zeitraubend war.

Der größte Genuß, den die Lesung dieses Briefwechsels gewähren kann, besteht darin, daß er einen tiefen Einblick in eine weibliche Seele gewährt, die zu den Edelsten ihres Geschlechtes gerechnet werden muß. In ihren Briefen steht manches schöne und wahre Wort, dem sie dank einer außergewöhnlichen Herrschaft über die Sprache eine gefällige und epigrammatisch zugespitzte Form zu geben weiß.

„Lieber ein kurzes Leben als ein langes behagliches. Die Behaglichkeit, das ist die Schmarotzerpflanze unserer Zeit. Alles muß abgewartet werden — die Freiheit auch." „Lieber ein kurzes funkelndes Leben mit Schatten und Licht, als ein langes, gleichförmiges, zufriedenes. Nur wer die Untiefen kennt, wird die Höhen des Gefühles begreifen können." — „Nur wo Streit ist, ist Leben, nur wo Leben, Fortschritt, und vor dem Rückschritt wie vor dem Frieden wird uns schon die Zukunft bewahren." „Ich liebe das Meer am meisten, wenn es aufgeregt ist. Bewegung ist sein Element, Ruhe seine Krankheit. Gleicht's nicht auch Dir? Wenn Du Dich ganz vergißt über der Idee, wenn Dein Herz ein weitgeöffnet Feld für die leidende Menschheit, jeder Atemzug

einer Träne gleicht um Dein geknechtet Volk, jedes Wort einem flammenden Befreiungsschwerte —, dann, dann bist Du meine Welt, mein Schatz, dann möchte ich vor Dir knien, weil Du mir wie die sichtbare Freiheit erscheinst."

So kann „Georg Herweghs Briefwechsel mit seiner Braut" der allgemeinen Aufmerksamkeit wohl empfohlen werden. Zum Schlusse verdient hervorgehoben zu werden, daß das Buch nicht nur in vortrefflicher Ausstattung erschienen ist, sondern daß die Herausgeber es sich auch in anerkennenswerter Weise haben angelegen sein lassen, seine Benutzung zu erleichtern. Mit seiner Einleitung und seinem reichlichen Anhange, der viele zum Verständnis der Briefe dienende Beilagen enthält, bildet es ein abgeschlossenes Ganze; zuletzt steht ein ausführliches Namensverzeichnis, vorausgeschickt aber ist eine für die Benutzung sehr willkommene Tafel, die leicht zu jedem Briefe die zugehörige Antwort auffinden läßt.

Weimar. Erich Meyer.

Neuere Theorien und Forschungen über den Chemismus der lebenden Materie.

Etwa bis zum ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts herrschte in den Naturwissenschaften die sogenannte vitalistische Anschauung. Für die Entstehung aller Stoffe, welche der Tier- oder Pflanzenkörper hervorbringt, wurde eine besondere Lebenskraft als unbedingt erforderlich vorausgesetzt. Da kam, den damaligen Chemikern freilich nicht ganz unerwartet, im Jahre 1828 Wöhlers einschneidende Entdeckung: die künstliche Herstellung des Harnstoffes. Aus einem anorganischen Stoff — dem Cyansauren Ammonium — war in der chemischen Retorte eine Substanz entstanden, die bis dahin nur als Produkt des tierischen Organismus beobachtet worden war. Damit fiel mit einem Schlage die alte vitalistische Theorie in sich zusammen.

Seit Wöhlers Entdeckung ist es der chemischen Forschung gelungen, zahlreiche Substanzen, welche im tierischen und pflanzlichen Körper vorkommen, künstlich herzustellen. Von allgemein bekannten Stoffen seien hier nur das Vanillin, das Alizarin, die Harnsäure, und verschiedene Zuckerarten erwähnt.

Emil Fischer, dem die Synthese des Zuckers zu verdanken ist, hat sich seit einigen Jahren sogar an das interessante aber wohl auch schwierigste Problem der biologischen Chemie, an die Synthese des Eiweiß herangewagt. Er erzielte Produkte, die, genau wie das natürliche Eiweiß, durch Behandlung mit Pepsin und Pankreas in Peptone verwandelt werden. Seinen bisherigen Resultaten kann man die größte Bewunderung nicht versagen, wenn auch das Problem der Eiweißsynthese noch seiner definitiven Lösung harrt. Aber selbst wenn es auch über kurz oder lang gelingen sollte, Eiweiß auf synthetischem Wege darzustellen, es wäre damit zunächst doch immer nur eine leblose Substanz mit den Eigenschaften des toten Eiweiß, aber noch lange kein lebendes, organisiertes Eiweiß gewonnen. Denn das Wesen des organisierten Eiweiß liegt nicht in seiner chemischen Zusammensetzung allein, sondern auch in der Form, in der die Substanz zu eigenartigen organisierten Gebilden, den Zellen, angeordnet ist. Die Zelle ist die fundamentale Einheit, aus der sich alle lebenden Organismen aufbauen. An sie knüpfen sich alle Vorgänge der lebenden Natur.

Moderne biologische Forschungen gehen nun von der Theorie aus, daß dieselben Kräfte, welche in der anorganischen Natur regieren, auch die Lebensäußerungen der Zelle und der Zellaggregate beherrschen.

Eine Aehnlichkeit mit gewissen Lebensäußerungen der Zelle — ihrer Fähigkeit zu wachsen, ihrem Regenerationsvermögen — ist auch bereits bei Kristallen zu beobachten. Doch bleibt ein fundamentaler Unterschied zwischen organisierter Zelle und Kristall. Die Zelle wächst von innen heraus durch Aufnahme von Nährsubstanz, der Kristall dagegen durch Anlagerung von Stoffen, welche er der ihn umgebenden Mutterlauge entnimmt. Die rein äußerliche Uebereinstimmung — so weit sie also wahrscheinlich durch die physikalischen Gesetze der Anziehung, der Oberflächenspannung und der chemischen Affinität bedingt ist — hat man bereits experimentell nachweisen können. Lehmann, Karlsruhe, beobachtete bei einer kristallisierbaren Substanz dem Paraazoxyzimtsäureäthylester, eigentümliche Gebilde, die nicht nur in Form von Stäbchen und Schlangen ähnliche Gestalten zeigen wie Bakterien und andere mikroskopische Lebewesen, sondern die sich auch ähnlich wie wirkliche Lebewesen bewegen.*) Sie kriechen vorwärts und rückwärts und führen schlängelnde Bewegungen aus. Aber die merkwürdigste Erscheinung ist, daß diese Pseudolebewesen sich ähnlich wie Bakterien auch teilen, und daß die einzelnen Teile wieder wachsen können. Dennoch liegt hier kein wirkliches, sondern nur ein Scheinleben von toter Materie vor, lediglich durch physikalische und chemische Kräfte bedingt, derselben Kräfte wahrscheinlich, denen auch die wirklichen Lebewesen unterliegen.

Jedenfalls lassen diese Beobachtungen den Schluß durch Analogie zu, daß auch einige Lebensäußerungen des tierischen und pflanzlichen Organismus die Folge rein chemischer und physikalischer Wirkungen sind.

Daß auch gewisse physiologisch-chemische Wirkungen z. B. die Tätigkeit der Hefepilze bei der Gährung, nicht an das Leben der Pilze gebunden sind, wurde bereits von Liebig angenommen, aber erst in unseren Tagen von Buchner bewiesen, der durch mechanische Trennung des Zellinhaltes von den Hefezellen einen zellfreien Saft gewann, der — ebenso wie lebende Hefe — Zucker in Kohlensäure und Alkohol spaltet.

Sehr bemerkenswert sind die Versuche des bekannten Physiologen Loeb, Californien, über künstliche Befruchtung. Es ist ihm eine künstliche Parthenogenese mit chemischen Mitteln gelungen, „durch die es möglich ist, die Vorgänge, welche durch das Eindringen des Spermatozoons ins Ei ausgelöst werden, in allen wesentlichen Einzelheiten nachzuahmen." Seine Experimente wurden hauptsächlich mit Seeigeleiern ausgeführt. Er legte dieselben in Seewasser, dem geringe Mengen Ameisensäure, Essigsäure oder einer anderen Fettsäure zugesetzt waren. Brachte er diese Eier dann nach einer Minute in normales Seewasser zurück, so begannen sich die Erscheinungen zu zeigen, die sonst nur durch das Eindringen von Spermatozoen herbeigeführt werden. Legte er darauf diese Eier, welche sodann bereits Membranbildung — das erste Zeichen der Befruchtung — zeigten, in ein künstlich besonders salzreich gemachtes Seewasser von bestimmter Temperatur, so entwickelten sich die Eier zu normalen Larven.

Loeb führt auch die natürlichen Befruchtungsvorgänge im Ei auf die Wirkung einer chemischen Substanz im Spermatozoon zurück, und nimmt an, daß dieses selbst nur als Transportmittel der chemischen Reizsubstanz fungiert.

Bei der natürlichen Parthenogenese — sie kommt z. B. vor bei der Seidenraupe, dem Seestern, der Biene — ist nach Loebs Ansicht die chemisch wirksame Substanz bereits latent im Ei vorhanden und veranlaßt spontan seine Reifung, während bei der künstlichen Parthenogenese die Befruchtung sich durch äußere chemische Einwirkung vollzieht.

Man sieht, wie in diesem geheimnisvollsten Vorgange des Werdens chemische Kräfte und Stoffe den komplizierten Gang der Entwicklung auszulösen vermögen, gleichwie ein kleiner Stoß an das Pendel genügt, um ein kunstvolles Uhrwerk in Gang zu setzen.

Solche Auslösungen spielen bei chemischen Vorgängen eine ungemein wichtige Rolle. Oft wird eine Reaktion zwischen zwei Körpern erst durch die Gegenwart eines dritten Körpers, der selbst anscheinend an der Reaktion garnicht beteiligt ist, herbeigeführt. Derartige Körper werden Katalysatoren genannt. Sie haben die Fähigkeit, allein durch ihre Gegenwart be-

*) „Flüssige und scheinbar lebende Kristalle." Vortrag, gehalten auf der Naturforscherversammlung 1906.

schleunigend (in manchen Fällen auch verlangsamend) auf den Reaktionsverlauf zu wirken, und Reaktionen, die sonst nur bei hoher Temperatur stattfinden, bereits bei niedriger Temperatur zustande zu bringen. Ein typisches Beispiel solcher Katalyse bietet die bekannte Gaszündpille, in welcher Platin in der Form von Platinmohr als Katalysator die Vereinigung von Leuchtgas und dem Sauerstoff der Luft, d. h. die Zündung bewirkt. Ueber die Natur der „Vermittlerrolle", welche der Katalysator (in diesem Falle Platin) spielt, ist man bis zum heutigen Tage noch nicht völlig im Klaren. Man deutete den Vorgang kurz gefaßt folgendermaßen: Das Platinmohr, das ein mikroskopisch feines, schwammartiges Gebilde von enormer Oberfläche darstellt, verbindet sich transitorisch mit dem Sauerstoff der Luft, gibt ihn aber im nächsten Moment wieder ab, und verwandelt sich in Platinmohr zurück. Diese Anschauung ist allerdings durch neueste Experimentaluntersuchungen wieder in Frage gestellt. Von Bedeutung ist wahrscheinlich die Gasverdichtung auf der ausgedehnten Oberfläche.

Nicht nur die reine Wissenschaft, sondern auch die Technik, hat großes Interesse an der Klärung des katalytischen Problems, seitdem eine bedeutende Industrie, die Schwefelsäurefabrikation, sich der katalytischen Kontaktmethode bedient.

Auch in der Biologie spielen Katalysatoren eine äußerst wichtige Rolle. Sie leiten die Reaktionen ein, die sich im tierischen und pflanzlichen Organismus abwickeln, und beeinflussen die Geschwindigkeit ihres Verlaufes. Hier treten die Katalysatoren in Form von Fermenten beziehungsweise sogenannten Enzymen auf; durch ihre Gegenwart beeinflussen und regeln sie den gesamten Mechanismus der Lebensäußerungen. Sind doch die lebenden Organismen im wesentlichen chemische Maschinen, in denen die mannigfaltigen Reaktionen unter dem Einfluß von Katalysatoren vor sich gehen. So findet z. B. einer der wichtigsten Prozesse, die Wärmeentwicklung, unter dem Einfluß von spezifischen Katalysatoren, die man als Oxydasen bezeichnet, statt. Es wäre kaum zu verstehen, wie die Verbrennung von Kohlehydraten — außerhalb des Körpers nur bei hoher Temperatur möglich — im Organismus bei relativ niedriger Temperatur vor sich geht, wenn nicht die lebenden Zellen katalytisch wirkende Oxydationsfermente besäßen.

Wie die Oxydasen für die Wärmebildung, so wirken andere spezifische Enzyme wieder für andere Funktionen im Organismus, so die Lipase bei der Fettspaltung und Fettumlagerung, die Zymase bei der Zuckerspaltung usw. Die Enzyme sind wahrscheinlich kompliziert zusammengesetzte Eiweißverbindungen, indessen ist ihre Struktur noch nicht völlig aufgeklärt. Auffallend ist es, daß ihre katalytische Wirkung im Reagenzglase viel geringer ist als im lebenden Körper. Es spielen offenbar im Organismus noch andere, zum Teil bisher unbekannte Stoffe, welche auf die Beschleunigung der Reaktion günstig einwirken, eine Rolle. Daß aber überhaupt chemische Reaktionen sehr verschieden verlaufen müssen, je nachdem sich die betreffenden Substanzen im Reagenzglase oder im Organismus befinden, ist sicher anzunehmen, denn im Körper handelt es sich um Kapillargefäße, deren Einfluß auf chemische Reaktionen experimentell nachgewiesen ist. Bereits vor zwanzig Jahren hat O. Liebreich in einer Arbeit „Ueber den toten Raum bei chemischen Reaktionen" nachgewiesen, wie der Verlauf einer Reaktion in ihrer Zeitdauer durch die Form des Gefäßes bezw. die Einwirkung der Gefäßwandung auf das Reaktionsgemisch, beeinflußt wird. Und zwar ist unter gewissen Verhältnissen dieser Einfluß so bedeutend, daß die Reaktion bis zu einem, im voraus genau bestimmbaren Zeitpunkt verzögert wird, oder auch unter gewissen Verhältnissen in einem Teil des Gefäßes wie auch in Kapillarröhrchen überhaupt nicht zustande kommt. Daher die Bezeichnung „Toter Raum". Hier spielt also die Wandung die Rolle eines umgekehrten Katalysators, denn sie wirkt verzögernd auf den Verlauf der Reaktion.

Man sieht, daß nicht nur Faktoren, die in der chemischen Natur des Katalysators liegen, sondern auch gewisse von Wandungen ausgehende Kräfte, katalytisch wirksam sind. Die Annahme liegt nahe, daß wie beim Platinmohr auch die katalytische Wirkung der Enzyme auf ihre außerordentlich große Oberfläche zurückzuführen ist. Viele Analogien zwischen den Kontaktwirkungen in der anorganischen Welt und den Fermentwirkungen der organischen Welt machen dies wahrscheinlich. So hat Bredig vor mehreren Jahren bereits „anorganische Fermente" herstellen können, deren Wirksamkeit in vieler Beziehung mit derjenigen organischer Fermente übereinstimmt. Es gelang ihm, Gold, Platin, Silber und andere Körper mittels elektrischer Entladung unter Wasser in außerordentlich fein verteilter, sogenannter kolloidaler Form zu gewinnen.*)

Tatsächlich liegen in diesen kolloidalen Flüssigkeiten keine wirklichen Lösungen vor. Unter dem Ultramikroskop erweisen sie sich als außerordentlich feine, suspensionsartige Verteilungen.

Bredigs kolloidale Lösungen verhalten sich nicht nur wie wirkliche organische Fermente, sondern es kann auch ihre katalytische Wirksamkeit durch dieselben Mittel, die auch auf organische Fermente wirken, geschwächt oder gänzlich aufgehoben werden. So werden sie z. B. durch eine Spur Blausäure oder Arsenwasserstoff in ihrer Wirksamkeit beschränkt.

Seit einiger Zeit hat sich die physiologische Chemie mehr und mehr der Kolloidchemie, diesem noch wenig aufgeschlossenen Gebiete zugewandt; besteht doch alle lebende Materie im wesentlichen aus Kolloiden!

Während die chemische Forschung des vorigen Jahrhunderts eigentlich eine Kristalloidchemie war, scheint die nächste Zukunft der Kolloidchemie gehören zu sollen. Früher ging das Streben der Chemiker bei Darstellung neuer Substanzen ausschließlich darauf aus, gut kristallisierte Körper zu erhalten; die restierenden „Schmieren" ließ man als chemisch nicht gut definierbar, unbeachtet. Aber seitdem man erkannt hat, daß gerade mit der nicht kristallisierbaren, amorphen Substanz alle Lebensreaktionen verknüpft sind, hat sich die physiologische Chemie den Kolloiden mit besonderem Eifer zugewandt. Mit der tieferen Erforschung der Kolloide wird man zweifellos auch dem Chemismus des Lebens ein gut Stück näher kommen. Dafür liegt schon jetzt begründete Aussicht vor. „But that is another story", wie Kipling sagt, und vielleicht kann hier ein andermal davon die Rede sein.

H. Michaelis.

Schwankglosse.

Im Holzschnittstil, in der saftigen Type von Schwabach gedruckt und von Ignatius Taschner, dem freudevollen Nachfühler altdeutscher kernhafter Flächenkünste derbfroh gerahmt, bietet sich eine ergötzliche Schwanksammlung „allen guten Schluckern zu hohem Gefallen dar.**)" Eine recht kuriose Nase, eine Nase, die den starken Tobak liebt, eine Trüffelnase hat diese „Fatzbossen" und die „newen Mucken, seltsamen Grillen und visierliche Zotten" mit schnüffelndem Behagen aus den Drucken des sechzehnten Jahrhunderts aufgespürt.

Und was sich die guten Gesellen „in Schiffen und auff den Rollwägen, in Scherhäusern und Badstuben, in schönen Gärten bey den külen Brunnen und auff den grünen Wysen" erzählten, die „schweren melancholischen Gemüter zu ermuntern", das kommt hier dreist, strotzend und lebig wieder hervor zu kannibalischem Vergnügen.

---

*) Die Begriffe Kristalloide und Kolloide für verschiedene Körperklassen sind zuerst von Graham in die Wissenschaft eingeführt worden. Für erstere sind Kochsalz und Kupfervitriol Beispiele, für letztere Eiweiß und Leimsubstanz. Beide Klassen von Körpern unterscheiden sich durch ihre verschiedene Fähigkeit, durch dünne tierische Membranen zu diffundieren. Die Kristalloide gehen leicht, die Kolloide garnicht oder nur sehr schwer durch die Membranen.

**) Deutsche Schwänke, gesammelt von Leonhart Frischlin. 1906. Verlegt bei Julius Zeitler.

Grobkörnige, stark gepfefferte Kirmeßspeise ist es, und das Getränk dazu schmeckt nach dem Bocksfellschlauch. Pferdefuß- und Blocksbergdrallheiten tummeln sich ungeniert und hochgeschürzt und bieten ihren besten Gruß. Das Sauglöcklein tönt, und je wüster, je holdseliger däucht es den Gestalten dieses Buches, den Gäuchen, Schwartenhälsen, den frumben Landsknechten, den ungeschlachten Bauernrüpeln, den verschmitzten Strauchdieben und Beutelschneidern.

Deutsche contes drolatiques sind hier „mit allem Fleiß zusammengeklaubt." Sie haben nicht den funkelnd facettierten Schliff des esprit gaulois, sie prahlen mehr mit ihrer hahnebüchenen Leiblichkeit, sie sind breitgestrichen mit dickem Pinsel aus einem mächtigen Farbentrog, Verwandte der tollen und vollen Lustbarkeiten des Bauern-Breughel mit handfesten Griffen, Dudelsackgebrumm, strotzendem Hosenlatz und lüftenden Wirbelröcken.

Was den Geschmacksmenschen daran gefallen mag? — man trinkt eben nicht immer Grand Marnier und Chartreuse aus geschliffener dünnwandiger Schale, auch schwarzwälder Kirschwasser im klobig-stöpsligen Bauernbecher ist nicht zu verachten und ein kurzweilig Wälzen in animalischem Behagen. Ein herzhafter Mut und sinnenfrohe Erdfestigkeit geht von dem Büchlein aus, und wie Mörike den ruppigen, schwarzen Rettig mit Haut und Haar bis auf den Schwanz als Gegengift gegen süße Modelyrik vertilgte, so können auch wir uns den Inhalt dieser altdeutschen Solzmetze als ein gleiches Probatum und Recipe zu Gemüte führen.

* * *

Bildhaft ist die Form, — stark voll Leben, anschauungshaft und voll kräftigem Wesensgeruch.

Die „doigts libertins" französischer Griffelkunst formten die graziöse Umschreibung der „Bijoux indiscrets": die griffiger packende, vierschrötige deutsche Tatze knetet sich für die Bezeichnungen leiblicher Topographie und ihrer für den Witz und das Vergnügen dankbarsten Stationen weit ungefügigere erdklößige Vergleiche: gegen das französische karessante Filigran sind sie plump und knollig, aber stupend in der drastischen Erfindung und der Unerschöpflichkeit der Einfallsvariation.

Eine gesegnete Freßlust, mit vollen Backen kauend, ohne Kostverachtung, haut hier grunzend-behaglich ein; breitmäulig und in seiner Zwanglosigkeit aller Gefühle vielleicht nicht immer ganz appetitlich, aber auch ohne die kitzlich-züngelnde Lüsternheit der Muschelgrotten- und taufeuchten Venusgärten-Lyrik des achtzehnten Jahrhunderts.

Keine Schwüle zittert, und keine Flöre schweben in diesen Darstellungen. Sie sind eher manchmal grobianisch und klotzig, und die Streiche gehen bis zur Roheit und Unflätigkeit, so vor allen in den Geschichten, die das biblische Motiv von dem „Aergernisglied, das man ausreißen und fortwerfen solle," variieren und dabei natürlich ein anderes Objekt als Auge und Hand wählen, oder in den Erzählungen, die das Motiv des gekochten und verspeisten Herzens unbedenklich in eine tiefere Lage transponieren. Aber im allgemeinen sind diese Schwänke in der ruhevollen Selbstverständlichkeit und regen Triebhaftigkeit gar munterfreundlich und erquicksam, und gewißlich aus einem fröhlichen und frohmachenden Geist sind solche Worte geschrieben: „sie wollt' mit dem Edelmann ein paar Leinlaken zerreißen" und jene anderen: „die zwei danzten die Nacht den Dannhäuser".

* * *

Neben solchen Belustigungen des Witzes finden sich auch Belustigungen des Verstandes zu schöpfen. Kulturelles Klima und Zeitphysiognomie empfängt man hier. Geschichten für die lutherischen Leute sind das alles zusammen, und die Pfaffen, Nonnen und die Klosterbuhlschaft muß wie in den italienischen Fazetien hier die Zeche bezahlen.

Das Motiv vom verkleideten Mann im Nonnenkloster fehlt dabei nicht; Pyramus und Thisbes platonische Wandliebe spielt sehr unplatonisch und über die technischen Schwierigkeiten sehr erhaben zwischen Mönch und Nonne durch ein Gitter sich ab; die Beichte mit ihrer peinlichen Frage und der erotischen Kasuistik, die Liguori später so kennerhaft in der Moraltheologie systematisierte, bekommt boshafte Glossierung und die neugierigen aufgeregten Pfaffen werden auf den Mund geschlagen.

Alle Prellerei und Schelmerei, skrupellose Vorteilsjagd, List- und Verschmitztheits-Freibeuterei, spielt eine große Rolle, und alle Trümpfe gelten. Es wird unterschieden zwischen den „Dummen" und denen mit „nassen Laugen"; auf die Schadenfreude und die Spottlust spekulieren die Erzähler. Satiren der Stände und der Handwerke begegnet man in ihren typischen Grundformen. Vor allem müssen die Bauern, die groben, plumpen und dummen Dorfteufel herhalten.

Und in einer dieser Bauerngrotesken steckt ein Stoff, der in einer Maupassant-Novelle wiederkehrt, in der Geschichte von dem Bauern, der die Eier ausbrüten will.

* * *

Hier öffnet sich wohl ein weites Feld für betriebsame und fährtenscharfe Motivjäger. Man sollte mit beschränkterem Wissen ihnen, vor allen dem schlichen-kundigsten Bolte nicht ins Gehege kommen. Trotzdem mögen einige Anmerkungen gewagt werden zur Metamorphose von Motiven und zur der Wiederkehr des Gleichen.

Typisch erscheint bei allen Geschichten, die in das große Revier der Schwaben- und Schildbürgerstreiche fallen, die Gewinnung des witzigen Effektes aus der mißverstandenen wörtlichen Befolgung einer Mahnung, häufig wächst sich dann solch Mißverständnis zu einer Rattenkönigsverstrickung aus. Solche Wucherungen sind überhaupt beliebt, in dem Schwank vom ungeschickten Studenten begibt sich eine folgerichtige Malheurserie der Tücken des Objekts. Tragisch gefügt erscheint solch fortzeugende Reihe der Begebnisse übrigens viel später in Hebbels Nachtstück „Die Kuh".

Als dankbar werden weiter die Effekte erkannt, die sich aus der naiven Unbewußtheit reiner, in geschlechtliche Rapporte versetzter Törinnen ergeben. Im Decameron stehen solche Geschichten von den Jungfern, die in aller Unschuld ihre Unschuld loswerden, ja auch. Die Pointe solcher Erzählungen ist die unbewußte Empfängnis. Doch werden diese Stoffe nicht auf auf das Psychologische angesehen, sondern nur als merkwürdige Begebnisse überliefert. Nur die Silhouetten und Konturen, ohne Gedankenfracht beschwert, stellen sich dar. Und manchmal erkennt man das Rohmaterial, in das später Dichter den seelischen Inhalt eingefüllt haben. So findet man, als primitive Urform, hier das Thema von der im Schlaf Geschwängerten, das als irdische Variante der unbefleckten Empfängnis dann oft literarisch behandelt wurde, von Kleist in der Marquise von O., von Barbey d'Aurévilly in der „Histoire sans nom", von Otto Ludwig in der Maria.

Und Otto Ludwig formulierte selbst das Motiv: „Die Unschuld wird selbst an den Weibern zur Verräterin, und sie müssen sie schon verloren haben, um zu wissen, daß man sie verlieren und wie man sie schützen kann."

Ein Wandermotiv, das immer wieder auftaucht, ist auch das Motiv von dem Vorstellungsgenuß und dem Einbildungsbesitz einer Frau im Arm einer andern, jenes Adultère Imaginäre, von dem der alte Spruch sagt:

> Wann einer bey sein ehweib schlafft,
> als ob er mit der fremden schafft,
> das wird ein ehebrecher für Gott
> Unds weib darin unschuldig stoht.

Shakespeares „Ende gut, alles gut" und die Wahlverwandtschaften brauchen hier kaum genannt zu werden. Aber aus jüngster Literatur ist es interessant, neue Triebe dieses Motivs aufzuzeigen. In Schnitzlers Zwischenspiel führt in einem gesteigert essentiellen Klima eine Vereinigung, die unter dem Schatten fremder Gedanken sich fügt, zur Trennung. Und in einem Spiel von Hermann Bahr „Der Faun" glauben zwei Männer ihre Frauen zu betrügen und jeder die Frau des anderen zu umarmen, und es sind betrogene Betrüger, denn die klugen Weiber haben die Zimmer getauscht, und das illegitime Glück ist nun nur ein Spiel der Einbildung, freilich

für das sensibelere, schwerblütigere Paar des Quartetts darum nicht weniger bedeutsam und gefühlsverwirrend.

* * *

Während der elende Skribent dies schreibt, erkennt er mit Verdruß, daß er, so behaglich rustikal er anfangs auf der Ackerkrume dieses Schwankgeländes in dickgesohlten Stiefeln einhergestampft, nun doch wieder von den derben Leiblichkeiten fort in das Gezweig der „heimlichen Nerven" geraten.

Gehe hin, freundlicher Leser, und tue nicht desgleichen.

Felix Poppenberg.

Aus der Gesellschaft Jesu.

Wir befinden uns in einer religiösen Zeit, deren stärkste Religiosität darin besteht, daß sie individualistisch, also antikirchlich ist. Und nirgends hat sich das moderne Selbsterlebenwollen stärker in Gegensatz zur Tradition gesetzt, als gerade bei den Glaubensbedürftigen, Glaubensuchenden. Der Kampf der Dogmenwächter gegen ihre Abtrünnigen und umgekehrt der Abfall der religiös Erlebenden von den Religion Verschachernden bilden Problem und Inhalt des neuen Buches von Oestéren.*) Und gerade um dieses Inhaltes willen ist es gewiß, heute Interesse zu erwecken.

Der Verfasser ist kein Unbekannter mehr. Besonders sein Epos „Merlin", in dem er uralte Sagen mit neuen Bekenntnissen füllt, hat Beachtung und Bewunderung gefunden. Religiöse Mystik mischt sich darin mit kräftiger Naturanschauung, und neben tiefen philosophischen Problemen kam ein großes dichterisches Können zur Geltung. Diesem großzügigen Epos ließ er, gleichsam zur Erholung, einen Band Satiren folgen, dann erschien eine Tragödie „Domitian" und, nach dem Intermezzo eines Gedichtes „Schatten im Walde", eine Novelle, die in ihrer kräftigen Realität und gedrängten Anschaulichkeit ein kleines Kunstwerk ist. „Die Wallfahrt" ist sie betitelt. Auch hier schon wird das Menschliche, Allzumenschliche der mechanischen und stieren Fetischverehrung gegeißelt. Ein gesunder Humor schwebt über dem Ganzen mit all seinen wohlbeachteten, scharf wiedergegebenen Einzelzügen, und das Leben dieser polnischen Bauern und Bäuerinnen, die geschickte Art der polnischen Geistlichen (Kaplan und Pfarrer) ist in sparsamen markanten Zügen lebendig vor uns hingestellt.

Jetzt nun veröffentlicht Oestéren einen zweibändigen Roman. Und wieder ist er ein anderer mit seiner neuen Aufgabe. Er verzichtet in diesem Buch beinahe ganz auf künstlerische Darstellung. Die großzügige Art seines Epos hat er verlassen, auf besondere dichterische Schönheiten, wie dort, achtet er nicht, und auch von der knappen, überlegenen Darstellungsweise seiner „Wallfahrt" ist er abgewichen. Breit und verschwommen in der Komposition, unscharf, oft traditionell in der Schilderung, zuweilen fast süßlich in seinem Bestreben den Gegensatz seiner Guten zu den Schwarzen im Buche recht auffällig zu machen, legt er einzig und allein Gewicht darauf, uns das Leben der Jesuiten, ihre krumme und doch machtvolle Art, ihre materialistischen Beweggründe, ihre Schlauheit und ihr, im tiefsten Grunde unchristliches Wesen klarzumachen. Das ist ihm denn auch völlig gelungen. Und besonders der erste Band fesselt durch die Beschreibung des Milieus, der einzelnen Personen und durch das Durchsichtigmachen all der verschnörkelten Pläne und Machenschaften der Gesellschaft Jesu, die nahe der Residenz ein stattliches Schloß mit Park bewohnt. Sie, die, nach den Worten des Autors, den Namen Jesu befleckt, sodaß den wahrhaft Frommen nur noch der Name Christus zur Verehrung bleibt.

Der Anfang des Buches ist bewunderungswürdig geschickt, gleich die erste Szene gut geeignet, alle Kräfte dieses mächtigen Ordens in Bewegung und so in Sichtbarkeit für uns zu setzen. Hauptmann Sellborn macht dem Pater Huber, derzeitigem Rektor des Jesuitenkollegiums in Steinfurt, einen Besuch, um wegen der Aufnahme seines Söhnchens Albert zu unterhandeln. Dieser Albert aber ist in Wahrheit nur der Sohn der Frau von Sellborn, einer ebenso reizvollen wie edlen Schauspielerin und des bejahrten Prinzen Albert, der seinerseits von seiner frömmelnden, unausstehlichen Frau getrennt lebt. Das Verhältnis zwischen der Königlichen Hoheit und Regine ist, nach einer kurzen Episode der Leidenschaft ein ideales Freundschaftsbündnis geworden. Nun ist aber Prinz Albert, der Freigeist, ein Vetter des Höchstregierenden im Lande und deshalb eine äußerst wichtige Person für die Jesuiten. Der kleine Sellborn würde also eine willkommene Handhabe bieten durch seine Mutter den Prinzen Albert und durch diesen seinen Vetter, (den Herrn über die Geschicke des Landes) zu beeinflussen. Andererseits ist zu befürchten, daß die übrigen Pensionäre des äußerst aristokratischen Stiftes den Halbsohn einer Schauspielerin nicht in ihrer Mitte dulden werden und daß dieser Umstand den Einnahmen wie dem Rufe der Gesellschaft nachteilig werden könnte. Meisterhaft versteht es der Autor, all dies Für und Wider in das Verhalten des Paters Huber, dem Hauptmann Sellborn gegenüber, schon in diese Szene hineinzulegen. Die Szene würde, ganz so wie sie ist, sich auf der Bühne gut ausnehmen, wie denn überhaupt aus dem Roman sehr wohl ein wirksames Intrigenstück herausgeschält werden könnte.

Gleich die nächste Szene, die Unterredung des beständig milde lächelnden und vermittelnden Pater Huber mit dem Generalpräfekten, der bäuerisch und frisch, mit schlechten Manieren und poltriger Redeweise einen wirksamen Gegensatz zu ihm bildet, ist vollständig auf den Effekt gearbeitet. In der folgenden dann enthüllt der Verfasser mit großer Geschicklichkeit durch die, zu geheimer Versammlung entbotenen Brüder, alle Fäden, alle Verhältnisse, ja zeigt deutlich jede der anwesenden Persönlichkeiten in der Beleuchtung, in der wir sie nun fortan im Romane sehen sollen. Da ist der weißhaarige Klassenpräfekt der Oktava, Pater Sanden mit seiner rosigen, vertrauenerweckenden Glatze, der schwarz zu weiß und weiß zu schwarz zu reden versteht, dann der edle Pole Kasimir Bronowski, einer der wenigen Sympathischen unter den Brüdern, der einst in geheimer Mission an einen Fürstenhof entsendet wurde, um dort die Fürstin in sich verliebt zu machen, damit sie keine neue Heirat eingehen und so ihr Vermögen der Kirche entziehen solle. Der allzugehorsame junge Jesuit lernte dabei die wahre Liebe kennen und ist seitdem ein halb Abtrünniger, bei dem es nur weniger Tropfen noch bedarf, um überzufließen in offene Empörung.

Der kleine Albert wird in die Jesuitenschule aufgenommen. Mit ihm nun zusammen lernen wir alle Einrichtungen des Institutes kennen, die Art der Knaben, den Unterricht, die Freistunden, die Theateraufführung und das hierauf folgende Fest zum Geburtstag Sr. Majestät, die Intrigen der Knaben gegen den Ankömmling, ihre hämischen Bosheiten, den jungen Pater Viktor, der als Schutzgeist über Albert wacht und so seiner Mutter nahe tritt, während er selber bald mit einer Liebe an die schöne, sanfte Frau denkt, die ihn selber das größte Verbrechen dünkt. Diese Liebe aber, sie kommt den Patres gelegen, als der Hauptmann Sellborn nach einem Exzesse plötzlich stirbt. Jetzt brauchen sie, da der kleine Albert durch die Intrigen seiner Mitschüler im Stift unmöglich geworden ist, einen neuen Anknüpfungspunkt im Hause Sellborn, eine neue Gewißheit, daß der Prinz seine Freundin Regine Sellborn nicht etwa noch heiratet und sich so gänzlich der Kirche entzieht, denn inzwischen ist auch seine fromme Gattin gestorben.

Bei diesem Anlaß verläßt der Pole in offener Empörung das Haus und schließlich überhaupt den Orden. Pater Victor aber, der von seiner perfiden Mission nichts ahnt, geht als Erzieher in die Residenz. Dort nun legt man inzwischen unterirdische, heimtückische Fallen, in denen sich alle Machthaber, die Vornehmen und die Reichen fangen sollen, um den Jesuiten weiter zu Reichtum, Ansehen und Macht zu verhelfen. Man

*) Christus nicht Jesus. Roman von Friedrich Werner von Oestéren. (Egon Fleischel & Co.)

müßte ein so guter Schachspieler sein, wie der Autor es zu sein scheint, um all die Intrigen der Jesuiten, von denen wir im Buche nach und nach erfahren, nacherzählen zu können. Ihr Hauptwerkzeug und Spion ist der Kammerherr des Prinzen Graf Rhoneck, weiter die Kammerzofe der Regine Sellborn, außerdem die Bedienstete des Armenvorstehers und Heiligenbilderverkäufers Zellmeyer. Im Verlaufe des Romans nimmt die Geschichte der Bankierstochter Maja Karmetter den breitesten Raum ein. Und hier hat der Autor einer Neigung zum Weichen und Süßen allzusehr nachgegeben. Dieses schöne Mädchen, deren ganze Aufgabe im Leben es ist, des Vaters Sonnenschein zu sein, und die zugleich leidenschaftlich und edel ist, wird von dem legitimen Sohne des Prinzen Albert, einem gewissenlosen Wüstling, verführt und verlassen und nimmt sich schließlich das Leben. An ihr verlieren die Jesuiten, die überhaupt auf der ganzen Linie geschlagen werden, eine getreue Geldspenderin; denn in der Hoffnung, die Jesuiten würden ihr zu einer Verbindung mit dem Prinzen nützen, stiftet sie Kirchen und unterstützt den Orden. Dann aber wandelt die Liebe ihren Ehrgeiz in bedingungslose Hingebung an den geliebten Unwürdigen. Vor allem aber scheitern die Hoffnungen, die der Orden auf Pater Victor setzte. Wohl schlägt in seinem und Reginens Herzen die Liebe hoch empor, aber sie wird geläutert und gebändigt durch die reine Freundschaft, die diese beiden mit dem edlen Prinzen Albert verbindet. Er aber macht sich zum Schützer der beiden. Am Schlusse des Romans legt Pater Victor sein geistliches Gewand ab; denn nun will er nicht mehr Jesuit sein, ein Anhänger Christi will er werden und ihm, nicht seinen eigennützigen Stellvertretern auf Erden in seinem Herzen einen Altar bauen. Und frei wird er an diesem Altar bekennen können, daß er Regine Sellborn liebt und sie zu seinem Weibe begehrt.

Es ist unmöglich, auch nur andeutungsweise die Fülle des Inhalts hier vorzuführen. Eine große Anzahl verschiedener Typen werden lebendig vor uns hingestellt, alle Helfer oder Opfer der Jesuiten, die meisten aber beides. Da ist der originelle Literat Auermann, ein skrupelloser Mensch mit einer Ueberfülle an verkäuflichem Geiste; sein Vetter, der Streber Egan Bleifurter, der von Gräfinnen träumt und in die Falle der, von den Jesuiten betreuten Kammerjungfer fällt; der Schriftsteller Rüttinger, den die Liebe zu der Bankierstochter Maja Karmetter beseligt und vernichtet, der, ein ehemaliger Schüler der Jesuiten, eine Weile ihr fügsames Werkzeug, dann ihr erbitterter Gegner wird; die beiden Fräulein Lußenheim, adlige Klatschbasen, denen die kirchliche Devotion Mittel gegen die Langeweile und Mittel zur Befriedigung allerhand altjüngferlicher Eitelkeiten ist; die Verbündeten des Grafen Rhoneck, der biegsame Justizrat, die Exzellenz Degeling, ein ehrgeiziger Streber und überzeugungstreuer Ultramontaner, Sektionschef im Unterrichtsministerium.

Jeder von ihnen hat ein Fädchen in der Hand, das er weiter spinnt, bis er endlich selber sich darin verstrickt und zu Fall kommt, oder bis irgend ein frischer Wind, komme er nun von außen, oder aus dem eigenen Herzen, hineinbläst in das Netz und es zerreißt. Ein tiefer Groll bildet den Unterton des ganzen Romans, der Groll gegen Falschheit und Unnatur, gegen Lüste, Ränke und Kaltherzigkeit. Und dieser Groll vor allem, der aus einer aufrichtigen Seele kommt, macht das Buch sympathisch, erhebt es über das Romanhafte, das ihm hie und da anklebt.

Anselm Heine.

Der „beinerne Tod".

Der Meßner-Hartl hatte eine lange blaue Schürze vorgebunden und schlich auf leisen Sohlen durch den kühlen, weihrauchduftigen Kirchenraum. Einen Wedel hielt er in der Hand und ein Staubtuch, womit er säubernd über alle Geräte fuhr. Als er dem Hochaltar vorbeischritt, beugte er seine Knie vor dem Allerheiligsten und machte mit flinken Fingern das Kreuz; dann wandte er sich einem Nebenaltar zu. Hier standen vor dem renovierten Oelbilde des heiligen Sebastian zwei seltsame Figuren: halb lebensgroß, zwei Gerippe, ein männliches und ein weibliches. Sie waren aus Holz geschnitzt, aber so kunstreich, daß man jedes Knöchlein an ihnen zählen konnte. Das männliche hielt eine Sense in der Hand, das weibliche ein Ding wie einen Rechen. Sie hießen „Tod" und „Tödin" — der erstere führte zudem noch den Beinamen „beinerner Tod".

Der Meßner staubte die beiden sorgsam ab, wie es seines Amtes war; aber dabei gruselte es ihn ein wenig, und er wünschte, wie schon oft, die zwei grauslichen Dinger möchten lieber nicht dastehen. Wenn er des morgens wohlgemut sich an seine amtlichen Verrichtungen begab, so traf ihn jedesmal der unholde Anblick wie ein kalter Anhauch. Wie eine Mahnung an bitteres Ende und der Meßner mochte nicht gern an das Ende erinnert sein.

Währenddessen hallte ein schlürfender Tritt auf den Fliesen des Bodens; und wie der Meßner sich umschaute, kam da einer winkend durch den Mittelgang auf ihn zu. „Grüß Gott!"

„Grüß Gott, Moser. Laßt dich auch wieder amal anschaugn?" Der andere, ein stämmiger Mann, dem ein Sack über den Rücken hing, bejahte und spähte dabei wie suchend überall umher. Das war so seine umsichtige Geschäftsgewohnheit; denn der Moser betrieb eine Tandlerei in einem ziemlich entfernten Städtchen und kam von seinen Streifzügen nie leer nach Hause. An den Gerippen auf dem Altar blieb sein Blick haften. „Schau, da sein s' ja noch, die Kameraden!"

„Schon", gab der Meßner zurück.

„Was is's, Hartl — hast dir's überlegt, was wir letzthin geredt ham wegen die zwei?"

„I mag net! Laß mir mein Ruh!"

„Die reinste Dummheit is dös von dir. Es fressen s' dir eh bloß die Würm' — san ja schon lauter Löcher drin."

„Sie heben noch gut. Bittschön, reden wir nimmer davon, ich trau mir net. Letzt war ein Herr da, der hat schrecklich getan damit: eine große Merkwürdigkeit wär' das, hat er gesagt."

„Geh zu, das sein so Sprüch von die Herrischen, wo s' einen grad derblecken damit. Weiß man's, ob der sich überhaupt auskennt in dem alten Geraffel?"

„Alt sein sie schon, die Töderln; sind ja zum Andenken an die große Sterb' vor dreihundert Jahren gestiftet. Du tatst sie ja aa net mögen, wenn nix dran war."

„Mich gefreut halt so was. Schau, zehn Kronen tat ich geben fürs Stück — gerad so viel wie für'n heiligen Nikolaus."

„Ob's d' stad bist!" machte der Meßner erschrocken und legte den Finger auf den Mund.

„Ah was, es hört's niemand. Ja, und was will ich noch sagen: ein Lotterielos hätt' ich auch dabei." Er kramte in seinem Sack und brachte ein großes Briefkouvert zum Vorschein. „Da schau, da könnt' einer sein Glück machen. Fufzigtausend Kronen is der Haupttreffer — und jedes dritte Los gewinnt."

Des Meßners Züge belebten sich — aber sogleich senkte er den Kopf. „Ja mein, ich hab' jetzund kein Kreuzerle übrig — g'wiß is's wahr."

„Ah ab, is dös schad! No, nachher nimm ich's wieder mit." Er schob den Zettel wieder in den Umschlag; der Hartl hielt ihn zurück. „Du, was soll's kosten, das Los?" — „Drei Kronen." Der Meßner schüttelte seufzend den Kopf. Der Moser aber lugte nochmals die zwei Gerippe an, die aus leeren Augenhöhlen böse herunterglotzten. „Hartl, geh, sei g'scheid. I gib dir zehn Kronen für jedes, und's Lotterielos gib ich dir drein."

„Nein, nein. I han nimmer der Weil — pfüt dich Gott!" Der Händler schritt davon und schmunzelte. „Du kommst mir schon noch," dachte er. Er kannte den Meßner allzugut seit langem.

Der Gott, vor dem der Meßner-Hartl offiziell sein Knie beugte, stand goldglänzend auf dem Hochaltar. Der Gott, dem er insgeheim mit Leib und Seele diente, glänzte gleichfalls; aber er war in viele Stücke zerteilt und rollte klingend in der

Welt umher. Während der Hartl mechanisch die Hände rührte, hörte er im Geiste das verführerische Klingen, und er malte sich aus, wie das wäre, wenn er einen großen Gewinn machte, endlich! — Seine Schulden könnt' er zahlen und einen noblen Herrn abgeben und — unwillkürlich schielte er seitwärts hinüber zum Tod und der Tödin. Sie waren schräg beleuchtet von der hereinfallenden Mittagssonne; in dem flimmernden Strahl hatten sie etwas sonderbar Belebtes. Der beinerne Tod schien den augenlosen Schädel herwärts zu wenden auf den Meßner, — es däuchte diesem, als starre das Gerippe ihn drohend an. „Laß dir's nicht beikommen, mich zu verhandeln! Untersteh' dich nicht! Ich räche mich!" —

Nein doch, nein! — dem Meßner rieselte es kalt über den Rücken. Er wollte sich die Sache aus dem Sinn schlagen; es reute ihn schon, was er früher getan. Er sputete sich, die Kirche zu verlassen und heimzukommen. Aber das Lotterielos wehte beständig wie ein Fähnchen vor ihm her; und sein Ohr vernahm ganz deutlich das Klingeln von Metall. — Wenn er doch noch einmal redete mit dem Moser!? —

Am Abend sagte der Hartl nach dem Rosenkranz zum Herrn Pfarrer: „Hochwürden, mit die zwei Tödeln is's aber schon ein Gefrett. Die fallen schier auseinand vor lauter Wurmfraß — 's Wurmmehl liegt grad so am Altar da; ich mein', Verhacken wär's Gescheidteste."

Der Pfarrer war alt und halbblind, zudem selbst ein Bauernsohn; über den Wert von Altertümern besaß er etwas unzureichende Vorstellungen. Und die zwei Gerippe in ihrer dürren Nacktheit hatten stets sein Mißfallen erregt. Solche Hüllenlosigkeit gehört sich nicht, wenn man auch zehnmal nur aus Beindln besteht! —

Deshalb fehlten beim nächsten Gottesdienst die zwei Furchtgestalten auf ihrem angestammten Platze. Die Leute wunderten sich darob und befragten den Meßner, der die geringschätzige Antwort gab: „Ja mein, a so waren s' nix mehr wert; und verkaufen derf ma so was net, weil alles geweihtes Sach is — da gibt's nachher nix wie Verhacken und in'n Ofen einischieb'n." — Das sahen die Leute ein und warens zufrieden, bis auf etliche Nörgler, die da meinten, der gewohnte Anblick der zwei Tödlein ginge ihnen ab.

Nach einiger Zeit jedoch lief beim Bürgermeister ein Schreiben ein, worin zu lesen stand, daß der Unterfertigte, als ein großer Freund einheimischer alter Kunst, die Leitung des hauptstädtischen Museums auf die beiden in der Dorfkirche befindlichen, seltenen Schnitzwerke aufmerksam gemacht habe. Das Museum wünsche wegen Ankaufs des Todes und der Tödin in Verhandlung zu treten usw. — Der Bürgermeister beschaute das Schriftstück von allen Seiten und sagte: „Ja, die Stadtfräck!" — Dann begab er sich zum Pfarrer, und als er vernahm, die beiden Tödlein seien den Weg alles Holzes gegangen, meinte er: „Muß ich ihm's halt schreiben, daß er z'spat kimmt. — Grad um die unnütze Schreiberei is mir's, die fade!"

Dem kunstfreundlichen Herrn war es von Herzen leid, als er den betrübsamen Bescheid empfing. Er murmelte etwas von unverständigem Bauernpack und suchte sich dann mit der Tatsache abzufinden. — Im Dorfe aber vergaßen sie ihn und die ganze Geschichte.

Bis daß nach etlichen Monaten wieder ein Brief von ihm an den Bürgermeister anlangte, mit der nachdrücklichen Anfrage, wie denn das zugehe? Der angeblich nicht mehr vorhandene Tod samt der Tödin stünden in der Hauptstadt selbst vor dem Laden eines Altertumshändlers zur Schau. Ein Irrtum sei ausgeschlossen — die beiden Figuren seien zu selten.

„Ah, da schau her!" sagte der Bürgermeister. Der Zusammenhang wollte ihm garnicht aufgehen; er studierte darüber, während er sich zu den Knechten hinaus aufs Feld begab. Zufällig sah er im Vorbeigehen den Meßner mit Mähen beschäftigt auf seinem kleinen Grasfleck stehen und teilte ihm die Neuigkeit mit.

„Aber so was," sagte auch der Meßner. „Wird halt leicht doch eine Irrung sein," setzte er hinzu; und der Bürgermeister bemerkte, daß er so blaß geworden war mit einemmal. Und in des Bürgermeisters schwerfälligem Bauernkopfe regte sich etwas wie Verdacht. Aber der Verdacht ist wie ein schwelender Funke; eine Weile glimmt er so fort, bis er zur hellen Flamme ausbricht.

Bald munkelte und raunte es im Dorfe, da und dort, mit dem Meßner habe es allerhand auf sich, das sei ein Spielhansl, der in alle Lotterien setze, und verschuldet sei er obendrein. In manchen Leuten erwachte urplötzlich das Gedächtnis; sie entsannen sich dieses und jenes Gegenstandes, der ehemals zum Kirchengut gehört, und den dann niemand mehr gesehen habe. Aber freilich: wo kein Kläger, da sei auch kein Richter! — Und der Hartl spürte, wie das Ungreifbare ihn von allen Seiten umkreiste, er fühlte den Argwohn heraus aus den Blicken und scheinbar zufälligen Worten. Der Bürgermeister war verändert gegen ihn, der Pfarrer streng und gemessen, im Bewußtsein einer Art von Mitschuld. Des Nachts hatte der Hartl beängstigende Träume, in denen er nicht das Klingen seines metallenen Götzen vernahm, sondern ein Klappern wie von dürrem Holz. „Er will mirs heimzahlen; hab' mir's eh denkt. Ich hab's ihm angekannt dazumal! Jesus, daß ich auch so dumm hab' sein müssen, so vernagelt und verrannt!" Rückkaufen hätte er die verschacherten Todesbilder mögen um jeden Preis, wenn er nur gekonnt hätte. Doch der ersehnte Treffer war ausgeblieben und der Meßner ärmer denn zuvor.

In der Stadt drin gingen sie der Sache emsig nach. Alle, denen es oblag, dem gedankenlosen Verschleudern heimischer Kunstwerke entgegenzutreten, nahmen Anteil. Der Tod und die Tödin kamen zu ungeahnten Ehren; sie waren aber auch beinahe Unika in ihrer Art, wie ein Fachgelehrter alsbald bewies. So etwas konnte nicht spurlos verschwinden wie irgend ein geschnitzter Heiliger oder hübscher alter Fetzen Stoff.

Der Meßner-Hartl stand vor seinem Hause und hielt einen Brief in der Hand, einen umfangreichen, den der Gerichtsbote soeben gebracht. Es war eine Vorladung zum Bezirksgericht. Des Meßners Hand zitterte; und die Buchstaben der steilen Schreiberhandschrift tanzten vor seinen Augen. Nun kam es auf! — Wie im Fluge kreuzten sich die Vermutungen über das, was ihm bevorstand. Vom Amt absetzen würden sie ihn, und einen Prozeß würden sie ihm anhängen wegen Unterschlagung, wegen Veruntreuung des Kirchengutes. Er war ein verspielter Mensch! —

Ein sinnloser Zorn überfiel ihn. „Du, du Malefizteufel, du boshafter! Beiniges Luder, du heimtückisches!" schrie er und ballte die Fäuste. Aber der, dem das galt, war weit entfernt.

Zuletzt ging der Meßner still in sein Haus und holte ein Ding aus der Kammer, das er mit sich hinausnahm in den Wald. Unter den Fichtenstämmen suchte er sich einen besonders starken aus mit weit vorspringendem Ast; an den knüpfte er den mitgebrachten Strick. Als er die Schlinge um seinen Hals legte, meinte er zwischen den Bäumen einen höhnisch grinsenden Schädel zu sehen, und seine Zähne schlugen auseinander bei der Vorstellung, wie bald er selbst dem Beinernen gleichen würde, um dessen willen er fort mußte.

Des anderen Tages erst fanden ein paar Holzknechte den Selbstmörder, schnitten ihn ab und brachten ihn ins Dorf.

„Er war sonst kein unrechter Mensch g'wen — halt, daß er ein bißl auf der leichten Seiten war!" sagten die Leute, bekreuzten sich und sprachen höchstenfalls ein Gebet für die arme Seele.

Der beinerne Tod hatte sich gerächt. —

München. Helene Raff.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 7. Berlin, den 17. November 1906 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag ist am 13. November wieder zusammengetreten und hat bereits am folgenden Tage eine nationalliberale Interpellation über die auswärtige Politik verhandelt. Molto fumo e poco arrosto — viel Rauch und wenig Braten: dies italienische Sprichwort genügt als Kommentar für jene Verhandlungen. Der langerwartete Gesetzentwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine ist mit dem Wiederbeginn der Reichstagsverhandlungen erschienen, — eine bedeutsame Arbeit, die eine eingehende kritische Betrachtung verdient.

„Wenn tun so leicht wäre wie wissen, was gut zu tun ist, so wären aus Kapellen Kirchen geworden," — dies Wort der klugen Porzia in Shakespeares „Kaufmann von Venedig" sollte man sich vor Augen halten, wenn es gilt, den schleppenden Gang der Entwicklung unserer liberalen Einigungsbestrebungen gerecht zu würdigen. Am vorigen Sonntag ist in Frankfurt am Main eine Konferenz von Delegierten der drei freisinnigen Parteigruppen abgehalten worden. Das Resultat der Besprechung ist ein Beschluß, der auf die Niedersetzung eines Einigungsausschusses gerichtet ist, um ein Zusammenwirken bei den nächsten Reichstagswahlen zu sichern. Der Einigungsausschuß wird sehr wenig sein, wenn er nicht der Anfang zu mehr ist. Einstweilen ist nur ein Sprungbrett geschaffen, von dem aus der Liberalismus einen größeren Sprung machen kann, vorausgesetzt, daß er springen will. Bisher ist es ja meist bei Anläufen geblieben. Von entscheidender Bedeutung wird auch hier wieder die Haltung der liberalen Wählerschaften selbst sein. Die liberale Einigungsbewegung kann nur dann einen größeren Zug bekommen, wenn sie sich demokratisch betätigt, und aus den kleinen liberalen Kapellen wird nur eine große liberale Kirche werden, wenn die Gemeinde der Gläubigen sie erzwingt. Unseres Erachtens muß das Endziel einer gesunden liberalen Einigungsaktion die Bildung eines gesamtliberalen Verbandes sein, der gegenüber den bestehenden liberalen Parteigruppen die Rolle zu übernehmen hätte, die das Reich den Einzelstaaten gegenüber spielt.

Am vorigen Sonntag haben in Berlin und Schöneberg die Neuwahlen der kirchlichen Gemeindekörperschaften stattgefunden und zu einem weiteren Erfolge der Liberalen geführt. Die im Laufe des vorigen Jahres mehrfach kraß in die Erscheinung getretene Intoleranz der kirchlichen Behörden hatte diesmal den Wahlkampf lebhafter werden lassen und auch stärker als früher das liberale Bürgertum aufgerüttelt, das sich leider im allgemeinen den kirchlichen Wahlen noch immer ohne regere Teilnahme gegenüberstellen zu können glaubt. Die Liberalen siegten sowohl in Schöneberg wie in 28 Berliner Gemeinden; in 26 Gemeinden erzielten die Positiven Erfolge, und in 6 wurden Kompromißkandidaten gewählt. Am heißesten wogte der Kampf in der St. Markus-Gemeinde. Hierbei spielte der „Fall Fischer" und die erst kürzlich wegen angeblich unzulässiger Wahlagitation erfolgte Zurechtweisung der liberalen Geistlichen jener Kirche eine hervorragende Rolle. Die Antwort der Gemeindemitglieder auf die Herausforderung der Orthodoxen war deutlich genug: Während noch bei den letzten Wahlen die Positiven von St. Markus 392 Stimmen mehr als die Liberalen erzielt hatten, siegte dismal die Liste der Liberalen mit einer Majorität von 469 Stimmen.

Während der Großherzog von Hessen durch die Bestätigung des Sozialdemokraten Eißnert zum Beigeordneten der Stadt Offenbach den korrekten Standpunkt der Verfassung wahrte, die keine Benachteiligung irgend einer politischen Partei kennt, hat die Mehrheit der hessischen Landessynode, die sich dieser Tage sehr ausgiebig mit dem Pfarrer Korell und dessen Haltung bei der Darmstädter Stichwahl befaßte, in einer Resolution ausdrücklich den Standpunkt des hessischen Oberkonsistoriums gebilligt, welches „durch seine Stellungnahme unzweideutig kundgab, daß irgend welche politische Förderung oder Begünstigung der heutigen Sozialdemokratie mit den Amtspflichten eines evangelischen Geistlichen unvereinbar ist". Diese Resolution wurde mit 46 gegen 8 Stimmen angenommen. Entscheidend ist, daß die reaktionäre Mehrheit der Synode in dem ersten Teile dieser Resolution nicht wagte, die gegen den Pfarrer Korell getroffene disziplinarische Entscheidung des Oberkonsistoriums ohne weiteres zu billigen; man sprach vielmehr aus, daß sie „vom rein rechtlichen Gesichtspunkte aus verschiedenartige Beurteilung zulasse", und begnügte sich damit, der Kirchenbehörde das Vertrauen auszudrücken, „daß sie auf Grund gewissenhafter Berücksichtigung aller Umstände ihre Entscheidung getroffen habe". Unter den Synodalen, die gegen Pfarrer Korell zu Felde zogen, befand sich auch Freiherr Heyl zu Herrnsheim. Es wird für ihn speziell sehr lehrreich gewesen sein, auf der Synode aus dem Munde verschiedener Geistlichen und Theologen — wie der Pfarrer Schlosser-Gießen, Dingeldey-Darmstadt, Köhler, Dekan Jaudt-Planig und des Professors D. Drews-Gießen — eine vorurteilsfreie Beurteilung der Sozialdemokratie und ihrer Bestrebungen sowie eine energische Zurückweisung des Versuchs gehört zu haben, die Pfarrer immer mehr zu kirchlichen Beamten herabzudrücken. Ein wie wichtiges Problem die Stellung der Geistlichen zu den sozialdemokratisch organisierten Arbeitern bildet, legte insbesondere Pfarrer Schlosser-Gießen dar, dessen Ausführungen in folgenden Sätzen gipfelten:

„Ein Pfarrer habe die Aufgabe, auch mit seinen Arbeitern zu fühlen und sich in ihre Auffassungen vom Klassenkampf zu versenken. Es sei ein Fehler, wenn man die ganze Sozialdemokratie für etwas halte, was man wie den Aussatz meiden müsse. Die Arbeiter, die sich der

führung der Sozialdemokratie anvertrauten, werden dadurch zurückgestoßen, und sie verlieren das Vertrauen zu den Pfarrern. Diese müssen Verständnis haben für das Aufwärtsstreben der arbeitenden Klasse, Verständnis für ihre Forderungen nach Freiheit und Recht. Auch in ihren Bestrebungen steckt viel Idealismus; die Arbeiter mögen es nicht verstehen, daß die Pfarrer gegen sie sind. . . . . Seine Auffassung vom „Fall Korell" sei die, daß Pfarrer Korell durch seine Tätigkeit während des Wahlkampfes nicht halb so viel Schaden angerichtet habe wie die bekannte Entscheidung des Oberkonsistoriums, die er daher nicht billigen könne."

Zwei Ministerien stürzten während der sieben Monate, die der zur Beratung der österreichischen Wahlreform niedergesetzte Ausschuß, einschließlich der Vertagungen, zu seinen sehr gründlichen Arbeiten brauchte. Dem gegenwärtigen Ministerium **Beck** scheint es beschieden zu sein, den so lange ersehnten Abschluß zu erzielen. Die Schwierigkeiten, die namentlich eine befriedigende Lösung des Nationalitätenproblems bot, waren ungeheuer, und mehr als einmal schien das Schiff zu scheitern. Nur durch eine Vermehrung der Abgeordnetenzahl auf 516 konnten schließlich die Rivalitäten bei der Einteilung der Wahlkreise überwunden werden. Im Gegensatze zu der in Deutschland noch immer, der historischen Entwicklung zum Trotz, in Geltung befindlichen Wahlkreiseinteilung sieht diejenige in Oesterreich eine besondere Begünstigung der städtischen Bevölkerung vor. Es sollen entfallen auf:

Wien	mit	1 527 000 Einwohnern	33	Abgeordnete
Prag (m. Vorort.) .	„	402 000	„ 13	„
Lemberg	„	156 000	„ 7	„
Krakau	„	80 000	„ 5	„
Graz	„	141 000	„ 4	„
Brünn	„	110 000	„ 3	„
Triest	„	151 000	„ 5	„

Die verschiedenen Nationalitäten werden in folgender Weise mit Mandaten bedacht:

Deutsche	233
Tschechen	108
Polen	81
Ruthenen	33
Slovenen	24
Serbokroaten . . .	13
Italiener	19
Rumänen	5

Bei der zweiten Lesung im Plenum, das inzwischen den im Ausschuß gefaßten Beschlüssen über die Verteilung der Mandate zustimmte, hat der österreichische Ministerpräsident **Beck** die wahrhaft staatserhaltende Wirkung des allgemeinen Wahlrechts noch einmal nachdrücklich hervorgehoben. Indem er die bisherige unzureichende Form der österreichischen Volksvertretung dafür verantwortlich machte, daß die breiten Massen der Bevölkerung den organischen Zusammenhang mit dem Staate verloren haben, erklärte er:

„Wer wirklich konservativ denke, versuche, die weitesten Schichten der Bevölkerung mit den wirklichen Interessen des Staates zu verknüpfen. Das allgemeine Wahlrecht sei das Mittel, den Radikalismus, der außerhalb des Parlaments gefährlich werden kann, seines Stachels zu entkleiden und ihn womöglich für das Ganze nutzbar zu machen."

Die österreichischen Großgrundbesitzer wollen ebensowenig wie die preußischen Junker von dem allgemeinen Wahlrecht etwas wissen. Ihr Wortführer Graf Stürgkh hat bereits angekündigt, seine Partei werde in dritter Lesung aus „staatlichen und nationalen Bedenken" gegen die ganze Vorlage stimmen, falls man nicht noch an die Stelle des gleichen ein „billig abgestuftes Wahlrecht" setzen sollte.

Das Ministerium Clemenceau hat bei seinem ersten Auftreten in der **französischen Deputiertenkammer** nach verschiedenen Richtungen hin vollen Erfolg errungen. Die Antrittsrede des neuen Arbeitsministers, des Sozialisten **Viviani**, fand eine so lebhafte Zustimmung, daß ihr öffentlicher Anschlag mit 368 gegen 129 Stimmen beschlossen wurde. Von den „geeinigten" Sozialisten stimmten 35 für, 19 gegen den öffentlichen Anschlag der Rede Vivianis. Unter den Befürwortern des Antrags befand sich Jaurès, unter den Gegnern Guesde. Jaurès betont in der „Humanité", niemand habe die Wucht voraussehen können, mit der Viviani vor dem Parlament seine ministerielle Wirksamkeit beginnen werde. Er glaubt deshalb auch die Meinung seiner politischen Freunde, die gegen die Plakatierung der Rede stimmten, dahin interpretieren zu dürfen, daß sie sich nur der Abstimmung enthalten wollten, um nicht etwa mitverantwortlich gemacht zu werden, wenn Viviani trotz seines guten Willens keine Resultate erzielt. Den deutschen intransigenten Sozialdemokraten paßt es natürlich sehr wenig, daß der Erfolg Vivianis ein gedeihliches Zusammenarbeiten der französischen Radikalen und Sozialisten auf dem Gebiete sozialer Reformen erwarten läßt, und der „Vorwärts" veröffentlicht einen ziemlich mißvergnügten Bericht über jene Vorgänge, der namentlich die gleich bei der ersten Abstimmung wieder hervorgetretene Uneinmütigkeit der „geeinigten" Sozialisten als „ärgerlich" bezeichnet, „zumal da erst kürzlich in Limoges ein einheitliches Vorgehen bei allen prinzipiellen Fragen gefordert worden ist."

Eine dreistündige Rede des zweiten dem Ministerium Clemenceau angehörenden Sozialisten, des Kultusministers **Briand**, wurde (mit 376 gegen 98 Stimmen) ebenfalls des öffentlichen Anschlags in allen französischen Gemeinden für würdig befunden. Auch hierbei trennten sich die „geeinigten" Sozialisten. Briand ließ keinen Zweifel darüber, daß die französische Regierung entschlossen ist, das große Problem der Trennung von Kirche und Staat ohne Zaudern zu lösen, daß sie dabei aber vorsichtig genug verfahren will, um der auf eine Aufreizung der Massen gerichteten Politik des Klerikalismus auszuweichen. Der Kirche soll noch ein weiteres Jahr als Frist zur Unterwerfung unter das Trennungsgesetz gegeben werden, und man hofft, daß inzwischen auch der Widerstand des Papstes gegen die Bildung der Kultusvereine behoben werden wird. Diese Politik des Ministeriums Clemenceau wurde von der Kammer durch ein ausdrückliches Vertrauensvotum (mit 391 gegen 143 Stimmen) gebilligt. Diesmal befanden sich in der Mehrheit 18 „geeinigte" Sozialisten, während 27 dagegen stimmten und sich der Führer Jaurès der Abstimmung enthielt.

Auch in **Rußland** hat man sich bei den Vorbereitungen zu den bevorstehenden Dumawahlen mit der Frage eines Zusammenwirkens zwischen Sozialisten und linksstehenden bürgerlichen Parteien beschäftigt. Da die relative Mehrheit bei den Wahlen zur Duma entscheidet, so wäre eine Verständigung gleich im ersten Wahlgange erforderlich. Das Zentralorgan der russischen Sozialdemokratie erkennt daher an, daß es verfehlt wäre, wenn die Sozialdemokraten die Konstitutionell-Demokraten, „die sich auf bedeutende Schichten der Bevölkerung stützen und ihre Anhänger speziell im Kleinbürgertum haben", bei den wahltaktischen Abmachungen ignorieren wollte.

Die reaktionären Parteien, die sich weiterhin der nachdrücklichsten Unterstützung der russischen Regierung erfreuen, haben sich bereits zu einem Block zusammengeschlossen. Das behördliche Eintreten zugunsten der Reaktionäre geht soweit, daß in Odessa erscheinende Zeitungen einer militärischen Zensur unterworfen werden, und daß hohe Strafen für die Redakteure vorgesehen sind, die es dort wagen sollten, „die Gesellschaft gegen die Regierung zu erregen" und die Dumawahlen zu diskreditieren.

Es würde der bisherigen Haltung der russischen Machthaber durchaus entsprechen, wenn sich die Meldung der „Russischen Korrespondenz" bestätigen sollte, nach der der Zar die Wiederbeseitigung der Duma wünsche und froh wäre, wenn demnächst eine so große Zahl von Mitgliedern des reaktionären „Verbandes echt russischer Leute" gewählt würden, daß diese die Initiative zur Wiederabschaffung der Volksvertretung ergreifen könnten.

* * *

Eine Politik in Brillanten.

Man mochte gegen die politischen Stücke, die auf der deutschen Reichsbühne seit achtzehn Jahren aufgeführt sind, noch so viel einwenden, eines ließ sich nicht bestreiten: die Regie war gut; der Szenen- und Rollenwechsel pflegte prompt und sicher vor sich zu gehen, und die Zuschauer hatten das Gefühl, daß die Regie auch da, wo sie Fehler beging, mit Entschlossenheit und ohne Zaudern ihres Amtes waltete. Bei dem Sturze des Herrn Viktor von Podbielski ist zum ersten Male auch ein Versagen der Regiekräfte erkennbar geworden.

Offenbar ist man bis zum letzten Augenblick unsicher gewesen, was man eigentlich tun wolle, denn erst unmittelbar vor dem Aufziehen des parlamentarischen Vorhangs ist der offiziöse Theaterdiener vor die Rampen getreten, um die verlegene Mitteilung zu machen: Wegen plötzlicher Erkrankung unseres allbeliebten ersten Komikers kann das Stück in der bisherigen Rollenbesetzung nicht aufgeführt werden; der Kollege X. hat sich aber in dankenswerter Weise bereit erklärt, neben seiner eigenen auch die Rolle des Erkrankten zu spielen; das verehrliche Publikum wird um freundliche Nachsicht gebeten.

Es ist das erste Mal seit achtzehn Jahren, daß man bei einem Ministerwechsel zu dem Verlegenheitsmittel des Provisoriums greift. Selbst die Wage der königlichen Huld bei der Entlassung des „besten“ aller Landwirtschaftsminister hat ersichtlich hin- und hergeschwankt. Die höfischen Haruspices, die aus dem Flug der Adler zu weissagen wissen, hatten ganz deutlich einen schwarzen Adler nach Dalmin flattern sehen. Und nun stellt sich heraus, daß es nur ein roter war, wenngleich er in Brillanten funkelt. Ob diese heraldische Enttäuschung dem auf das Positive gerichteten Geist des Herrn von Podbielski nahegegangen ist, das zu ergründen, bleibe dem gewissenhaften Geschichtsforscher späterer Geschlechter vorbehalten. Bei uns pietätlosen Demokraten kann das ganze Intrigenspiel dieser letzten Wochen und Monate nur den Eindruck verstärken, daß die Regierungsmethode, die als persönliches Regiment bezeichnet zu werden pflegt, nicht bloß innerlich längst unhaltbar geworden ist, sondern jetzt auch anfängt ihr äußerliches Prestige mehr und mehr einzubüßen. Selbst der genügsamste Staatsbürger muß allmählich stutzig werden, wenn er beim besten Willen nicht zu erkennen vermag, welche Momente eigentlich bei der Entlassung und bei der Berufung von Ministern bei uns ausschlaggebend sind.

Niemand kann heute auch nur mit einiger Sicherheit angeben, weshalb Herr von Podbielski geht. Sachliche Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und dem Herrn Reichskanzler, so versichert man, existieren nicht: Der eine ist genau so agrarisch wie der andere. Aus den Tippelskirch-Untersuchungen ist nach den Versicherungen der „Deutschen Tages-Zeitung“ der von der schnöden Presse so hart Angegriffene fleckenlos hervorgegangen. Die Huld des Monarchen ist ihm verblieben. Der Kurs der agrarischen Politik soll nicht geändert werden. Weshalb also verschwindet Herr von Podbielski von der Ministerbank? An die Gesundheitsrücksichten zu glauben, übersteigt selbst die Kraft des beschränktesten Untertanenverstandes.

Wenn das ganze gegenwärtige Regierungssystem nicht bis zur Verächtlichkeit diskreditiert werden soll, so ist es unbedingt erforderlich, daß Fürst Bülow im Parlament klipp und klar die politischen Gründe für den Ministerwechsel darlegt. Ein großes Reich darf nicht unter Ausflüchten regiert werden. Nur durch eine wirklich ernsthafte parlamentarische Behandlung des Falles läßt sich der miserable Eindruck, den das Hin- und Hergezerre der letzten Monate hervorgerufen hat, wenigstens einigermaßen wieder verwischen und der Vorfall aus der Stickluft des höfischen Klatsches in die reinere Atmosphäre staatlicher Notwendigkeits-Erwägungen hinüberführen. Selbst Herr von Podbielski muß, wenn er als Politiker ernst genommen werden will, den Wunsch haben, daß seine Tätigkeit als Minister dem Dämmerlicht höfischer Hintertreppen entzogen und unter eine staatsmännische Beleuchtung gerückt werde.

Das Natürliche wäre ja gewesen, daß man ihm selbst Gelegenheit gegeben hätte, sich vor dem Parlament zu verteidigen. Indem man ihm unmittelbar vor dem Wiederzusammentritt des Reichstages den „Brillanten“-Abgang verschaffte, hat man den Reichskanzler genötigt, vor dem Parlament die Verteidigung seines Freundes von Podbielski zu übernehmen, und damit eine Situation von seltener Zweideutigkeit geschaffen. Die Lage, die für den Fürsten Bülow schon an sich unbequem genug ist, hat dadurch einen Stich ins Groteske bekommen.

Der Reichskanzler könnte sich aus dieser Situation, in die er durch seine Diplomatie geraten ist, nur durch staatsmännische Offenheit befreien. Aber das würde seinen eigenen Sturz bedeuten, und deshalb wird alles schief und zweideutig bleiben.

Es wird fortgewurstelt werden. Fürst Bülow wird den Agrariern jetzt, da seine staatsmännische Reputation so außerordentlich gelitten hat, noch viel weniger etwas abschlagen, sondern sicherlich versuchen, sie bei Laune zu erhalten, damit sie den Verlust ihres Lieblingsministers nicht ihn, den Reichskanzler, entgelten lassen. Dies Spiel kann eine Reihe von Monaten gewiß noch weiter getrieben werden, bis sich Fürst Bülow so diskreditiert hat, daß niemand mehr da ist, der ihn mit Bedauern scheiden sieht.

Seine immerhin vorhandene diplomatische Gewandtheit in der Behandlung der auswärtigen Politik wird dies Schicksal nicht aufhalten. Die kleinen Geschicklichkeiten genügen nicht mehr; unsere demokratische Zeit läßt auch in der auswärtigen Politik die Nichtigkeit des höfisch-diplomatischen Getues erkennen und verlangt statt des diplomatischen Barocks klare und einfache Stilformen, welche die entscheidenden Volksinteressen scharf hervortreten lassen. Die sogenannte große Rede, die Fürst Bülow in Beantwortung der Bassermannschen Interpellation am vorigen Mittwoch im Reichstage gehalten hat, zeigte uns aufs neue den Mann der höfisch-diplomatischen Routine, wie er sich mit Erfolg bemüht, die Staatskarosse im alten Trott vorwärtszubringen, schon zufrieden, wenn hier ein Sumpf und dort ein Prellstein vermieden wird. Wie unsere innere Politik, so beherrscht auch die äußere die Abneigung, sich neuen, demokratischen Lebensbedingungen anzupassen.

Kein Wunder, daß sich unter solchen Umständen die erste große parlamentarische Aktion, als welche die Bassermannsche Interpellation urbi et orbi angekündigt wurde, zu einer seichten Debatte entwickelte. Es war überhaupt eine merkwürdige Verkennung der politischen Gesamtlage, daß man die auswärtige Politik losgelöst von der Betrachtung unserer verfahrenen innerpolitischen Verhältnisse zur Diskussion brachte. Die Schwäche unserer äußeren Politik hängt auf das engste mit der innerpolitischen Verfahrenheit zusammen. Das, was man heute als persönliches Regiment kritisiert, erweist sich gerade auf dem Gebiet der auswärtigen Politik als relativ unschädlich. Wenn das deutsche Volk zwischen der auswärtigen Politik Kaiser Wilhelms II. und der des Herrn Bassermann zu wählen hätte, so würde es sehr unklug handeln, wenn es nicht die erstere vorziehen wollte. Die allgemeinen Richtlinien der kaiserlichen auswärtigen Politik sind im großen und ganzen auch von unserem demokratischen Standpunkt aus kaum zu beanstanden. Nur die Mittel zur Durchführung sind oftmals zu beanstanden, und das Drum und Dran fällt auf die Nerven. „With silence, nephew, be thou politic!“ (Mit Schweigen, Neffe, treibe Politik!), rät in Shakespeares „König Heinrich VI.“ ein kluger englischer Onkel dem Richard Plantagenet. Ein solcher Rat wäre auch heute nicht unzeitgemäß.

Unsere Gesamtpolitik ist zu äußerlich geworden. Mehr Inhalt, weniger Requisiten, nicht soviel Nichtigkeiten in Brillanten!

Theodor Barth.

Hohenlohe.

Unter welchen Umständen ist es erlaubt, Aufzeichnungen über die jüngste politische Vergangenheit vor die Augen der Welt zu bringen, und unter welchen Umständen ist die Drucklegung ein Mißgriff, eine Taktlosigkeit, oder Schlimmeres — nämlich ein politisches Verbrechen? — Auch zur Erörterung dieser prinzipiellen Frage haben die Hohenloheschen Memoiren*) angeregt.

Daß diese Denkwürdigkeiten nichts enthielten, was wissenswert wäre, oder allzuwenig Wissenswertes brächten, und daß die Veröffentlichung darum sich nicht gelohnt habe, — derartiges ist nicht behauptet worden. Sie sollen vielmehr Enthüllungen bergen, die unserer politischen Gesundheit unzuträglich sind.

Die auf der äußersten Linken sagten: Seht, in solchem verpesteten Sumpfe leben wir; und Wohlmeinende wiederum ließen sich so vernehmen: Es verdient getadelt zu werden, wenn die Vergangenheit so schnell in ihrer Blöße, mit all ihren Schönheitsfehlern enthüllt wird; nach Jahrzehnten: Ja; — dann, wenn die Historiker die Ereignisse unter ihre Lupe nehmen, und wenn die Ereignisse das lebendige unmittelbarste Interesse bereits verloren haben, aber jetzt, da die Vergangenheit fast Gegenwart ist, da alle Welt an den Ereignissen noch Anteil nimmt, da alle Welt aus den Ereignissen lernen kann? — Nein, das ist ungesund. Für alle Welt ist die politische Wahrheit oder das Material, das ein vorurteilsloser Mann zur Ergründung dieser Wahrheit zusammenbringt, erst unschädlich, wenn durch ein jahrzehntelanges Ablagern das Gebotene für die Herbarien der Historiker reif ist, für jene meist dickleibigen Herbarien, die sehr wertvoll sein können, und die erklärlicherweise nur von wenigen zur Bildung ihres politischen Urteils herangezogen werden.

Enthielten die Hohenloheschen Denkwürdigkeiten widerwärtigen Klatsch oder enthielten sie sogenannte Staatsgeheimnisse, die es, bei Lichte besehen, heute kaum noch gibt, so könnte man die Drucklegung mißbilligen; aber so, wie die Denkwürdigkeiten beschaffen sind, ist es Pharisäertum, wenn die einen sagen: Seht diesen Pfuhl; und es ist ein Ueberbleibsel überkommener Aengstlichkeit, wenn die andern sagen: Solche Einblicke gewährt man dem Volke erst nach Jahrzehnten.

Was diese Memoiren sagen, ist nur besser beglaubigt, als was die Tagespresse immerfort berichtet; es ist nur zu erinnern in diesen Wochen an die gedruckten Debatten über die Bülow-Krisis mit den sie umgebenden Intrigen, oder über die Podbielskische Agrarpolitik nebst ihrem Anhängsel von Schweinezüchterei und Tippelskirchlicher Kolonialversorgung. Warum soll in Denkwürdigkeiten nicht geschrieben werden können, was Monat für Monat die Tagesblätter erörtern?

Man hat einmal gemeint, um dem Volke den Glauben zu erhalten, dürften theologische Fragen nicht öffentlich behandelt werden, und jene wissenschaftlichen Fragen auch nicht, durch welche die Fundamente des Glaubens etwa erschüttert werden könnten. Der religiöse Glaube, der nur mit diesen Mitteln erhalten werden kann, wäre zurzeit der Rotationsmaschinen rettungslos verloren, und um die politische Gläubigkeit, die auf diese Weise konserviert werden soll, wäre es nicht besser bestellt.

Ohne Aengstlichkeit müssen wir lernen die Dinge zu sehen, wie sie sind. Diese Methode bringt uns eine gesunde Abhärtung, und diese gesunde Abhärtung schützt ein Volk zugleich vor den Legenden der Byzantiner, die alles rosig erscheinen lassen, wie vor den Legenden jenes Radikalismus, der alles pechschwarz erscheinen läßt.

Da das Märchen nicht aufrecht zu erhalten ist, daß wir von Halbgöttern regiert werden, so ist es gut, wenn eine Nation nüchtern erkennt, daß die Leidenschaften und die Schwächen des bürgerlichen Lebens dort oben ebenso ihre Rolle spielen wie bei aller Welt. Um einen Reichskanzlerposten wird intrigiert, wie um den Posten als Parteiführer, wie um den Posten als Vorsitzender im Gesangverein Sanfte Flöte. Wir sind alle Menschen; nicht alle gleich gutartig; nicht alle gleich begabt; nicht alle fähig für dieselben Aufgaben. Aber aufgewachsen in derselben Zivilisation, sind wir selten von Grund aus verschieden; nur verschieden durch die Mischung der Eigenschaften; verschieden durch das Ausmaß, in dem die Entwicklung unserer Eigenschaften möglich ist; verschieden in der Kraft, mit der wir sie zur Geltung zu bringen vermögen. Das Genie wird freilich damit nicht der Duzbruder von jedermann; aber jedermann mit gesunden Sinnen kann lernen, selbst den Wegen des Genies, der wahrhaft Großen dieser Erde und erst recht der sogenannten Großen dieser Erde auf weite und immer weitere Strecken hin mit Verständnis zu folgen, und so wird die Erkenntnis wachsen, daß, was Menschen betreiben, ob mit Mittelmäßigkeit, ob mit Gewandtheit, ob mit Genialität und gleichgültig, in welcher Sphäre, immer Mischungen von Erhabenheit und Niedrigkeit aufweist, die unzertrennlich von allem Menschengetriebe zu sein scheinen.

Mit dieser Erkenntnis — es ist richtig — verschwinden die regierenden Götter; — und das Beklagen der Byzantiner; aber mit dieser Erkenntnis verschwinden auch die regierenden Teufelsfratzen, und das müssen alsdann die Ultraradikalen beklagen.

Ein demokratisches Volk, das zum politischen Mitraten und bei den Wahlen zum Mithandeln berufen ist, muß fähig sein, selbst zu urteilen; und ein begründetes Urteil fällen, kann man nur auf Grund von Tatsachen. Jeder, der also die Kenntnis der Tatsachen vermehrt; jeder, der unparteiisch zu sagen sucht, was ist, der muß willkommen sein.

Wer an den Segen der Freiheit der Forschung glaubt; wer an den Segen der Freiheit der Tagespresse glaubt, deren Aufgabe vor allem das politische Forschen ist, der kann unmöglich sich mißbilligend abwenden, wenn neue Tatsachen zur Feststellung und Beurteilung der Wahrheiten, die uns alle interessieren, geliefert werden, nämlich der politischen Wahrheiten.

Nach meiner Ansicht ist die Veröffentlichung der Hohenloheschen Memoiren durchaus zu billigen, weil diese Bände Wissenswertes enthalten, und dem Sohn des Fürsten, der den Willen des Vaters mit jener unabhängigen Vorurteilslosigkeit ausführte, die auch dem Toten eigen war, ist Dank zu wissen. Dem Herausgeber Friedrich Curtius desgleichen.

* * *

Durch seine soziale Stellung schien Fürst Hohenlohe dazu bestimmt, das übliche Leben des deutschen Grand Seigneur zu führen: Höfischer Statist in Uniform und Orden, gut ausstaffierter Konsument, im besten Falle mit einigen Liebhabereien, als da sind Dosensammlungen, Waffensammlungen und Jagd und Gesellschaft und Gesellschaft und Jagd nebst etwas Reisen. Vor diesem „Schmutz einer mediatisierten Langeweile" graute Chlodwig Hohenlohe; diese Wendung mit so starkem Accent gebrauchte er. In ihm steckte zu viel Lebenskraft, um sich mit einer Existenz zu begnügen, die hohl, nichtig und standesgemäß gewesen wäre. Dieser Fürst empfand wie jeder gebildete, angeregte Bürger seiner Zeit, und das zeichnete ihn aus in einem Lande, in dem es hergebrachtermaßen einen hohen Adel von Qualitäten, wie in England, nicht gibt. Ihn berührten die geistigen und die politischen Bestrebungen; an diesen Bestrebungen nahm er nicht gönnerhaft Anteil, sondern er wollte mitwirken, er wollte mitarbeiten, seine Ideale waren nicht andere als die aller Welt, aber daß ein Fürst diese Ideale hatte und daß ein Fürst die Vorurteilslosigkeit, die Unabhängigkeit, die Tatkraft besaß, um sich frisch in das Leben des Tages hineinzustürzen und mit Hand anzulegen, das war auch damals, als der beginnende Sturm vor 1848 manche Schranken niederlegte, eine ungewöhnliche Erscheinung.

Chlodwig Hohenlohe war von Jugend auf ein gebildeter, aufgeklärter Mann; obgleich Katholik, ohne religiöse Vorurteile; obgleich Fürst, ohne politische Vorurteile; und so waren die Zielpunkte seines Strebens auch die Zielpunkte, denen damals das gesamte deutsche Bürgertum sich entgegenwandte. Befreiung von geistigen Fesseln und Befreiung von politischen Fesseln, und für dieses, neue freiere Leben mit seinem kräftigen Wellenschlag,

*) Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürst. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1906.

das den deutschen Namen wieder einmal zu Ehren bringen sollte, mußten neue staatliche Formen geschaffen werden; heraus aus der Enge. Die Krönung des Werkes sollte die Wiedererrichtung des mächtigen deutschen Reiches bringen, in dem ein großes Volk in Kultur und Freiheit seine Entfaltung fände.

Das Charakteristische jener Zeit ist die Durchsetzung der politischen Bewegung mit humanistisch-intellektuellen Bestrebungen. Politik und humanistisch-intellektuelle Aspirationen sind ganz untrennbar. Die *Politik* bekommt damit ihren idealistischen Schwung, der so wohltuend anmutet, und sie entbehrt jener realistischen Nüchternheit, die zum Ziele hätte führen können; die nicht dem Erstrebenswerten, sondern dem Erreichbaren nachgeht. Und hinwiederum Kunst und *Wissenschaft* erhielten, und zwar so scharf ausgeprägt zum ersten Male seit dem Reformationszeitalter, jene streitbare, sich an den Tag wendende, lebendige Unmittelbarkeit wieder, deren erste Anfänge sich im Jugendzeitalter der klassischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zeigten, um dann in den Freiheitskriegen ganz vorübergehend wiederum aufzutauchen und um schließlich nochmals für kurze Zeit in einer weltfremderen Wissenschaftlichkeit und einer weltfremderen Kunst unterzutauchen. Jener Generation, in der die Professoren und die Künstler Politik trieben, in der auch sie die staatliche Wirklichkeit gestalten wollten und sich doch im engsten Zusammenhange mit Kant und Goethe und Schiller und allen Geistesheroen fühlten — ihr gehörte auch Hohenlohe an. Der junge Fürst ist gewiß keine von den originellsten Gestalten, aber typisch ist seine Erscheinung.

Dieser junge Fürst, im Herzen die Liebe zu Deutschland und zu einer Freiheit, die die Entfaltung der Kultur gestattet, — „im Herzen aller Deutschen lebt der begeisterte Glaube an ein einiges, freies, kräftiges deutsches Vaterland" — er setzt sich alsdann mit seiner jungen Frau auf ein Schiff und zieht mit ihr über das blaue Wasser des Mittelmeers um nach Italien und Griechenland als Abgesandter der Frankfurter Reichsherrlichkeit die Botschaft vom neuerstandenen Deutschland zu bringen. Am 1. November 1848 erhielt Hohenlohe ein amtliches Schreiben des Ministers Schmerling, daß er erwählt sei, um den Antritt des Reichsverwesers „an den Höfen zu Athen, Rom und Florenz zu notifizieren". Natürlich hatte ein Universitätsfreund der „Heidelberger Zeit" diese Mission vermittelt; man konnte damals noch, je nach der Stellung, mit einiger Leichtigkeit außerordentlicher Gesandter oder Mitglied einer provisorischen Regierung werden. Hohenlohe fertigt jetzt seine Berichte „an den Reichsminister der auswärtigen Angelegenheiten" ab; er hält hübsche und stolze patriotische Ansprachen inmitten der athenischen Erinnerungen an seine Landsleute; er überlegt in Palästina, wie die Zentralgewalt dieses Deutschen Reiches sich zur orientalischen Frage stellen soll; ganz gewiß nicht: de se joindre aux intrigues absurdes dont s'amusent les diplomates à Constantinople, und während der junge Ehemann, Diplomat und begeisterte Deutsche freilich auch mit einiger skeptischen Besorgnis im Herzen so durch die Welt zieht, ist der lustige Bau daheim zusammengestürzt, zugrunde gegangen an den Fehlern der Nation und an der politischen, unfähigen Verzagtheit Friedrichs Wilhelms IV.

„Ich hoffte auf den Sieg der preußisch-deutschen Idee"; und sehr hübsch fügt Hohenlohe entschuldigend hinzu: „Ich war jung und hatte eine mutige, reiselustige Frau". Es ist gewiß kein Verbrechen jung zu sein und eine unternehmende Frau zu haben.

So war denn diese politisch-romantische Reise — mehr romantisch freilich als politisch — eine schöne Erinnerung; aber sie war doch auch mehr, sie blieb in ihren Stimmungen das Fundament, auf dem sich das geistige Leben Hohenlohes aufbaute.

Hier im bayerischen Süden dieser Fürst, dem seine Feinde den Namen der „Preußenfreund" gaben, und der für Parlamentarismus, für das Reich mit preußischer Spitze schwärmte und arbeitete, und droben im Norden der preußische Junker Otto v. Bismarck, der auch jung, in jenen Tagen überlegte, ob er nicht seine jerichower Bauern bewaffnen sollte, um nach Potsdam zu ziehen, um den König zu „befreien", und um den ganzen Schwindel von Reichseinheit und Parlamentarismus in Scherben zu schlagen. Der eine blieb im innersten Innern, was er gewesen: auch als Politiker vor allem vornehmer Kulturmensch — wie der andere, der, obgleich er mit seiner gewaltigen Individualität das Reich gegründet hatte, doch auch im Reich nur einen realen Machtfaktor erblickte, wie es deren noch andere gibt, und wie man den einen dem anderen ohne Sentimentalität im gegebenen Falle substituieren kann, — beide alsdann Kanzler des Deutschen Reiches: Kultur, der die gewaltige, rücksichtslose, gestaltende Kraft, der Wille zur Herrschaft fehlt, und der unbeugsame, geniale Wille zum Herrschen, dem die Kultur vornehmen Menschentums mangelt. In dieser Antithese liegt zugleich das politische Schicksal Deutschlands eingeschlossen, und diese Antithese hat die Lösung in höherer Einheit nicht gefunden. —

Mit den Jahren wurde alsdann aus dem wagemutigen, idealistischen jungen Fürsten ein kluger Beobachter deutscher Eigenart. Er sah den Gegensatz zwischen Preußen und Oesterreich, er erkannte, daß ohne Opfer der einzelnen Fürsten an souveränen Rechten eine Gründung des Deutschen Reiches unmöglich sei; es war ihm klar, daß während für Preußen und Oesterreich, soweit die Regierungen in Betracht kamen, die Frage der Einheit eine Machtfrage war, sie für die Nation — namentlich in den Kleinstaaten — eine Existenzfrage bildete, die darum unter allen Umständen gelöst werden mußte; Kleinstaaterei bedeutete zugleich die politische, intellektuelle und die wirtschaftliche Verkümmerung der fortgeschrittensten Teile Deutschlands, der südwestlichen Staaten.

Mit solchen Anschauungen wurde Hohenlohe gerade in den entscheidenden Jahren des deutschen Werdens bayerischer Ministerpräsident, 1866 bis 1870; dann Mitglied des Reichstages; Botschafter in Paris; Statthalter in Elsaß-Lothringen; Reichskanzler; — nie ein Gestalter nach großen Ideen; nie wahrhaft schöpferisch; aber klug, ehrlich; human; gut beobachtend das Große und das Kleine; taktvoll; menschenkundig und so als politisches Werkzeug von hohem Wert und als selbständige Gestalt auch im Greisenalter noch überaus respektabel durch die Bereitwilligkeit, dem Reiche mit den letzten Kräften zu dienen, und durch seine vorsichtige, den eigenen Kräften angepaßte Beharrlichkeit, die immer geneigt war, das Staatsschiff jenen humanen Zielen zuzuwenden, auf die schon der Jüngling geblickt hatte.

Ein liberaler *Deutscher* bis auf die Knochen war Fürst Hohenlohe, und das bedeutete als bayerischer Großwürdenträger etwas zu jener Zeit, da Geibel die Münchener Ehrenprofessur und die bayerische Hofpension entzogen wurde, weil er König Wilhelm angesungen hatte:

Und sei's als letzter Wunsch gesprochen,
Daß noch dereinst dein Aug' es sieht,
Wie übers Reich ununterbrochen
Vom Fels zum Meer dein Adler zieht.

Und ein unerbittlicher Gegner der Ultramontanen war er, und das bedeutete nicht wenig in dem katholischen Bayern, als Katholizismus und Partikularismus zusammenarbeiteten in jenen Tagen, da die Unfehlbarkeit des Papstes proklamiert wurde und da das *protestantische* Kaisertum emporstieg.

Diesem vornehmen Herrn, der den Pressungen des Lebens und den Gegensätzen und Antipathien der Stände entrückt blieb, der mit wohltuender Selbstironie als Statthalter der Reichslande von sich sagte: „Ich fange an, mich an das Souveränspielen zu gewöhnen, wenn es mir auch ein etwas mühsames Handwerk zu sein scheint," — ihm war die Politik immer nur eines der vornehmsten Mittel zur Hebung der Kultur. Das gibt seinem Wirken die besondere Färbung, und noch eine eigenartige, gewiß nicht überraschende Nuance weist seine politische Individualität auf. Die Menschenbeobachtung und die Menschenbehandlung, die an den Höfen gedeiht, brachte er mit in die Politik, und er gehörte zu den nicht sehr zahlreichen deutschen Politikern, deren Haltung zwar von prinzipiellen Gründen bedingt, aber auf das stärkste durch psychologische Erwägungen modifiziert ward.

Ein Opportunist — gewiß nicht aus Strebertum, obgleich ein ernst Strebender — aber aus psychologischer Menschenkenntnis.

* * *

Es ist nicht möglich, auf Grund der Denkwürdigkeiten ein Urteil über den Fürsten Hohenlohe als **Kanzler** des Deutschen Reiches zu fällen; wohl aber bringen die Aufzeichnungen neues Material über jene Zeit, da Hohenlohe Ministerpräsident in Bayern war. Und nur zweimal in seinem Leben, im hohen Alter als Kanzler und als Ministerpräsident in Bayern, befand er sich in Stellungen, in denen er nicht ausführendes Organ war, sondern in denen er vermocht hat, der Politik den Stempel seiner Eigenart aufzudrücken.

Die bayrische Politik des Fürsten ist bekannt und hochgeschätzt, weil sie — in jener entscheidenden Zeit — von deutschem Patriotismus diktiert war. Eine Reihe von Details aber bringen die jetzigen Aufzeichnungen, gleich wichtig zur Charakteristik Hohenlohes wie seines Kollegen in Preußen — Bismarcks.

Der Krieg des Jahres 1866 war zu Ende. Jene Politik, die im Bunde mit Oesterreich das preußische Aufstreben hatte knicken wollen, war gescheitert; der Norden Deutschlands hatte sich organisiert; Oesterreich war aus Deutschland ausgeschieden; Süddeutschland war an Norddeutschland durch militärische Verträge geknüpft, aber darüber hinaus blieb das Schicksal des Südens im Dunkel.

Hohenlohe schrieb damals die folgenden Worte, die gleichzeitig von Unparteilichkeit und klarer politischer Einsicht zeugen:

> „Die Katastrophe ist heilsam, weil sie viele verrottete Zustände in Deutschland aufräumt und namentlich den Mittel- und Kleinstaaten ihre Nichtigkeit und Erbärmlichkeit recht klar ad hominem demonstriert. Daß dies für die Dynastien ein Unglück ist, gebe ich zu; **für die Völker ist es ein Glück.**"

Es gab für den Süden eine ganze Reihe von politischen Kombinationen, und sie wurden immer erneut erwogen, denn daß die Südstaaten einzelstehend europäischen Verwicklungen nicht gewachsen seien, wurde von den einsichtigen Politikern aller dieser Staaten zugegeben.

So konnte denn in Frage kommen für die Skrupellosesten eine Anlehnung an Frankreich; oder eine Anlehnung an Oesterreich, oder ein näheres Zusammenrücken von Baden, Hessen, Württemberg, Bayern, um alsdann geeint Norddeutschland gewisse Bedingungen für einen lockeren oder festeren Anschluß zu präsentieren; oder um in dieser Vereinigung den Anschluß an Oesterreich zu suchen oder auch an Oesterreich und Norddeutschland zugleich.

Im Spiele von Bismarck befanden sich zwei Trümpfe. Er war des Großherzogs von Baden absolut sicher; es war ganz unzweifelhaft, daß der Großherzog von Baden nicht einen Schritt tun werde, um die Wiederaufrichtung Deutschlands zu verhindern, aber stets selbst zu großen Opfern bereit sein würde, um für die deutsche Einheit zu wirken. Die Verdienste des Großherzogs von Baden und dann auch Roggenbachs im Süden um Deutschland sind nicht hoch genug zu veranschlagen; und nicht nur mit dem Herzen gehörte der Großherzog der deutschen Sache, sondern auch mit dem Verstand. Der Schriftwechsel zwischen dem Großherzog und Hohenlohe bestätigt von neuem die hohe politische Einsicht des Badensers. Der zweite, auf den Bismarck rechnen konnte, war Hohenlohe; freilich bestand zwischen dem Großherzog und ihm ein großer Unterschied. Der eine war souveräner Fürst — und der Großherzog setzte diesen Unterschied selbst einmal mit der seinen Schriftstücken eigenen klaren Prägnanz auseinander — der andere war Minister des Königs von Bayern; und dem König war zwar die Politik gleichgültig, aber er wollte von seiner Souveränetät nichts missen, auf die er als Dekoration wie auf andere Dekorationen den allerhöchsten Wert legte. Und hinter dem König stand das katholische Bayernvolk, die „Patrioten", aufgehetzt gegen das protestantische Preußen; religiös vom Norden geschieden, politisch durch partikularistisches Empfinden gegen den Norden mißtrauisch bis zur Feindschaft; und daneben nur ein Bruchteil der Bevölkerung gut deutsch empfindend

Für seine deutsche Politik waren Hohenlohe damit feste Grenzen gezogen. Seine Person sowie seine Vergangenheit bürgten zwar dafür, daß er nie an einer Deutschland feindlichen politischen Intrige sich beteiligen werde. Das konnte Bismarck genügen. Dagegen war Hohenlohe gezwungen, als Minister des Königs von Bayern und bei der Stimmung des bayerischen Volkes ängstlich über das, was man bayerische Selbständigkeit nannte, zu wachen, und Kombinationen zu ersinnen, um diese Selbständigkeit, für die man fürchtete, zu sichern. Dagegen hatte Bismarck nichts einzuwenden.

Die bekannten Versuche zur Zurückdrängung des Ultramontanismus und die weniger bekannten Versuche, die süddeutsche Selbständigkeit unbeschadet das Festhalten an dem deutschen Reichsgedanken zu retten, füllen die Ministerpräsidentschaft von Hohenlohe in Bayern aus.

Hohenlohe arbeitete an den verschiedensten Kombinationen, bis sich schließlich seine Ideen zu dem Entwurf eines Staatenvereins mit dem Namen „Vereinigte Süddeutsche Staaten" verdichteten.

Bei der Stellung Badens waren diese Versuche ganz ungefährlich, und sie wurden um so ungefährlicher, da es bei der württembergisch-bayerischen Rivalität im höchsten Grade unwahrscheinlich bleiben mußte, daß auch nur diese beiden mächtigsten süddeutschen Staaten zu einer Einigung über die praktische Machtverteilung im Süden gelangen würden.

So war denn die Zeit von 1866 bis 1870 eine Periode des ergebnislosen Schwankens für die partikularistisch gesinnten Staaten Süddeutschlands. Bismarck begnügte sich damit, zu beobachten. Er ließ Süddeutschland von der Furcht beschattet, daß man sich von Berlin aus mit Frankreich auf Kosten Süddeutschlands einigen könne; oder daß man mit Oesterreich eine Einigung auf dieser Basis herbeiführen könne. Er war Badens gewiß; er kannte die württembergisch-bayerischen Gegensätze, und er wußte, daß, solange Hohenlohe in München war, das bayerische Königreich für eine Deutschland feindliche Politik unzugänglich war. Dafür tat er nicht das Geringste, um die partikularistischen Beklemmungen der Süddeutschen zu erhöhen; er war wohlmeinend, sachlich, rücksichtsvoll gegen Süddeutschland; niemals auf die deutsche Einheit hindrängend, von genialer, meisterhafter Passivität, die damit rechnete, daß diese Frucht um so sicherer reifen werde, je ungehinderter man den politischen Wind und das politische Wetter aus Ost und West, aus Oesterreich und Frankreich, und den Glanz der deutschen Sonne allein wirken lassen würde, und daran hielt er auch fest, als die besten Deutschen immer ungeduldiger vorwärtsdrängten.

Nicht was Fürst Hohenlohe damals politisch selbständig anstrebte, bedeutet ein unvergängliches Verdienst um Deutschland; was er anstrebte und nach Lage der Verhältnisse anstreben konnte, blieb Aktenstaub und wurde nicht Realität. Aber was er in jenen Tagen in Bayern verhinderte, das macht seinen Ruhm aus. Er räumte die verhängnisvolle Gefahr endgültig aus dem Wege, daß in neuen deutschen Wirren möglicherweise nochmals Deutsche gegen Deutsche wie 1866 feuern mußten. Seine Politik und die badische Politik waren die Voraussetzungen, um ein Deutsches Reich, das die Eigenart der einzelnen Volksstämme, das historisch Vorhandene nach Möglichkeit schonte, begründen zu können.

* * *

Man kann die Hohenloheschen Aufzeichnungen nicht aus der Hand legen, ohne der „hanebüchenen Zeit" zu gedenken. Hohenlohe war damals nicht Mithandelnder, er war Beobachter; er notierte, was er aus den besten Quellen erfahren hatte.

Der Großherzog von Baden hatte zweifellos recht, wenn er sagte, bei dem Bruche zwischen dem Kaiser und Bismarck handelte es sich um eine „Machtfrage"; es stand zur Entscheidung: „Die Dynastie Hohenzollern oder die Dynastie Bismarck". Die Einzelheiten, auf denen das Zerwürfnis beruhte, waren an sich ernst, aber über jeden einzelnen Punkt — selbst über die wichtigsten und über alle zusammen — wäre voraussichtlich zu einer Einigung zu kommen gewesen, ohne jenen großen Gegensatz im Hintergrunde. Und die höchste Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß für Bismarck die wichtigsten Streitpunkte an und für sich nicht von der letzten ausschlaggebenden Bedeutung gewesen sind, sondern daß er sie nur als Mittel benutzen wollte, um den Kernpunkt der Frage: Bismarck oder Hohenzollern, in seinem Sinne zu lösen.

Bismarck gedachte den Kampf wegen Behandlung der Sozialisten so zuzuspitzen, daß es zum Blutvergießen kommen sollte. Wie Professor Delbrück behauptet, wollte er gleichzeitig den inneren Konflikt auf das äußerste treiben durch Beseitigung des Reichstagswahlrechts; wir standen am Beginn einer furchtbar schweren inneren Krisis. In bezug auf die auswärtige Politik hatte Bismarck durch ein Sonderabkommen mit Rußland die Gefahren der orientalischen Frage in nicht geringem Grade erhöht. Bismarck hatte Rußland freie Hand in Bulgarien und Konstantinopel „garantiert" — das ist der Ausdruck, den Caprivi gebrauchte; und diese Garantie mußte ein Anreiz für Rußland sein im Gegensatz zu Oesterreich-Ungarn und unter Umständen zu England und Frankreich — von der Türkei zu schweigen — im Orient aggressiv vorzugehen. Damit ergab sich die Möglichkeit gefahrvollster Entwicklungen in der auswärtigen Politik.

Es bedarf keiner theoretischen Erörterungen, um darzutun, daß keine Notwendigkeit vorlag, diese gefährlichen Bahnen zu betreten. Den Beweis liefern die letzten anderthalb Jahrzehnte. Die Sozialdemokraten haben Deutschland unangetastet lassen müssen, ohne daß ihnen ein Aderlaß hätte appliziert werden müssen, und ohne daß eine Erschütterung des Reiches in seinen Grundvesten durch eine Beseitigung des Wahlrechtes versucht worden wäre. Und auch in der internationalen Politik blieb Deutschland unangetastet, obgleich Caprivi nach russischer Ansicht „trop honnête" auf das kompromittierende waghalsige Doppelspiel mit Petersburg verzichtete.

Die Geschichte hat gegen Bismarck und für Wilhelm II. und Caprivi entschieden.

Bismarck war kein Geist, für den es immer nur eine Möglichkeit gab. Bei seiner genialen Beweglichkeit, wäre es ihm möglich gewesen, seine innere und äußere Politik auf andere Zielpunkte einzustellen; nicht um ihrer selbst willen erschienen ihm diese Zielpunkte unabänderlich; dann wäre seine Berechnung, wie die Zeit erwiesen hat, grundfalsch gewesen; aber als Mittel zum Zweck waren sie freilich unentbehrlich.

Bismarck mußte eine schwere innere Krisis haben mit völligem, voraussichtlich blutigem Bruch zwischen dem Kaiser und dem Volke; Bismarck mußte eine heraufziehende auswärtige schwere Krisis haben, und standen diese Wetterwolken erst einmal am Himmel, so war er als Steuermann nicht mehr zu beseitigen und die Frage: Hohenzollern oder Bismarck war gelöst, zum wenigsten in dem Sinne, wie Mommsen gemeint hatte — als Hausmeiertum.

Der noch junge Bismarck hatte Wilhelm I. an sich gefesselt durch den Militärkonflikt, der Preußen an den Rand des Abgrundes gebracht hat, der Bismarckschen Genialität gelang es auf verschlungenen Pfaden festen Boden wieder zu gewinnen. Der alternde Bismarck kopierte die Zeit seines Werdens und wollte Wilhelm II. durch verwandten Konflikt unlöslich an sich ketten; aber ob die Bismarcksche Genialität den Rückweg von dem Abgrunde nochmals gefunden hätte?

Die Politik Wilhelms II. hat in ihrer Unberechenbarkeit bei den Freisinnigen nur zu oft eine starke Gegnerschaft finden müssen. Einer der großen Aktivposten in der Bilanz des Kaisers ist hingegen seine zuverlässige Friedensliebe. Und ein zweiter vollwertiger Aktivposten ist jetzt einzutragen. Es war zweifelhaft, ob selbstherrliche Empfindungen des Kaisers die Entlassung von Bismarck herbeigeführt hatten. Zu allem, was wir schon wußten, bringen die Aufzeichnungen Hohenlohes jetzt die endgiltige Lösung; es war ein gesundes politisches Empfinden und ein gesundes Verantwortlichkeitsgefühl dem eigenen Volke gegenüber, das den Kaiser veranlaßte, sich von Bismarck loszureißen und Halt zu machen, bevor es auf der halsbrecherischen Bahn eine Bewegungsfreiheit für den Monarchen nicht mehr gab.

* * *

Denkwürdigkeiten, die Licht auf die Schicksalsstunden eines großen Volkes werfen, tragen die Rechtfertigung in sich selbst. Und diesen Denkwürdigkeiten ist noch eines nachzurühmen: sie bereichern Deutschland um die intime Kenntnis einer Achtung gebietenden, sympatischen politischen Gestalt.

P. Nathan.

Hinter Kerkermauern.

Die Welt der Verbrecher, ihr geistiges und seelisches Leben hat unserer Zeit, die auf die Erforschung der Psyche in ihrer subtilsten Offenbarung wachsende Sorgfalt wendet, manchen Stoff zum Nachdenken und zu allerlei Veröffentlichungen gegeben. (Hans Leuß: „Im Zuchthause", Adolf Goetz: „Sträfling 1788" und viele andere.) Es liegt auf der Hand, daß mit ihnen eine Kritik über unsere sozialen Verhältnisse, über den Wert der Polizeiaufsicht und das ganze Haft-, Gefängnis- und Zuchthaussystem verbunden ist, die oft vernichtend ausgefallen ist. Von allen, die uns einen Einblick in das seelische Leben der Verbrecher gegeben, steht für mich heute noch Maxim Gorki am höchsten. Sein „Nachtasyl" ist nicht eine psychisch überwältigende Tragödie nur, sondern eine Predigt zugleich, die in der vornehmen Diskretion ihrer künstlerischen Zurückhaltung Steinen Ohre leiht.

Aber nicht der Künstler allein und der Psychologe, die Wissenschaft insbesondere hat der Spezies der Verbrecher ihre besondere Aufmerksamkeit zugewandt. Indem sie die Frage aufwarf: Ist der Verbrecher ein unter freier Verantwortung handelndes oder ein seiner inneren Anlage nach krankes Wesen, eine gewissermaßen pathologische Erscheinung, die durch angeborene physische oder psychische Eigenart mit Naturnotwendigkeit zum Verbrechen prädisponiert ist? eröffnete sie der kriminellen Psychologie und Anthropologie neue Bahnen.

Mit fast wissenschaftlicher Leidenschaft trat Cesare Lombroso in Turin als Vertreter jener Richtung in seinem Werke: „Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung" auf: Das Verbrechen und die ihr zugrunde liegende körperliche Organisation des Verbrechers ist nur atavistisch begreiflich. Es ist als Rückschlag auf den wilden Urmenschen zu fassen. Die deutsche Wissenschaft stellte sich, insbesonders in dem Geheimen Medizinalrat Dr. Bär und von juristischer Seite in dem Geheimen Justizrat von Liszt der Hypothese Lombrosos entgegen: das eigentlich menschlich Verantwortungsvolle, d. i. das Sittliche kann aus der Spezies der Verbrecher nicht gestrichen werden. Es gibt keinen homo delinquens, d. h. der Verbrecher bildet keinen einheitlichen Typus.

Diese These hat in neuester Zeit ihre Bestätigung durch ein eigenartiges Buch empfangen, dessen Verdienst für die Psychologie des Verbrechers und die wissenschaftliche Forschung, zugleich aber auch für eine Reform unseres Strafgesetzes, Strafvollzuges und des Schutzfürsorgewesens nicht hoch genug gewertet werden kann. Was macht das Besondere dieses Werkes aus?

Daß es die Beteiligten selber reden läßt, daß es Autobiographien und Selbstbekenntnisse von Verbrechern bringt, die ihre Psyche ursprünglicher und klarer vor uns enthüllen als die geistreichsten Betrachtungen über sie. Ein Mann, der fünfzehn Jahre lang Anstaltspfarrer in einem großen bayerischen Zuchthause und einem noch größeren Gefängnisse gewesen, hat diese Autobiographien mit ebenso viel Fleiß wie Verständnis gesammelt. („Hinter Kerkermauern". Ein Beitrag zur Kriminalpsychologie. Von Dr. phil. Johannes Jäger. Berlin, Konrad W. Mecklenburg, vormals Richterscher Verlag.)

Wie er zu ihnen gekommen ist? Es besteht, so erzählt er uns, in bayerischen Strafanstalten die Gepflogenheit, solchen Gefangenen, die einen bestimmten Lohnsatz erreichen, bei guter Führung auf ihren Wunsch ein Schreibheft zu überlassen, in das sie, ohne daß dabei eine sie einengende Kontrolle geübt würde, ihre Gedanken und Gefühle schriftlich niederlegen können. Aus solchen Heften ist ein großer Teil des Materials genommen.

Der wissenschaftlichen Theorie Lombrosos müssen, so bemerkt der Verfasser in einer mit Klarheit und Schärfe geschriebenen Einführung (S. 2 ff.), auch die psychischen Merkmale des Verbrechers entsprechen. So fand Lombroso in erster Linie als Defekte seines Gefühlslebens: Stumpfheit, Reuelosigkeit, moralische Unempfindlichkeit, tiefen Haß, Durst nach verbotenen Vergnügungen, fürchterliche Gleichgültigkeit, keine herzzerreißende Verzweiflung, keine unseeligen Träume, kein Heimweh der Verbrecher. Entweder leugnen sie ihre Tat, oder sie recht-

fertigen sie als ihre Pflicht, mindestens als bloße Kleinigkeit. Sie machen das Schicksal, das Fatum für ihre Vergehen verantwortlich und gründen gewöhnlich die Rechtfertigung ihrer eigenen Existenz auf die Laster der bürgerlichen Gesellschaft, denn die Ueberzeugung von der Korruption, ja Kriminalität der ehrlichen Leute ist tief in der Verbrecherseele eingewurzelt, und oft hört man das Bekenntnis: „Stehlen ist ein ehrenvolles Gewerbe". Kennzeichnend ist ferner die Sitte der Verbrecher, sich zu tätowieren. Der Ausdruck der Eitelkeit und Gefühllosigkeit, der sich darin ausspricht, erinnert lebhaft an den Charakter und die Sitten wilder Völker (S. 5).

Jäger erkennt Lombrosos Verdienst insofern willig an, als dieser, indem er die anthropologische Untersuchung des Verbrechers auf die breitesten Grundlagen stellte und sie auf den ganzen Menschen in somatischer und physischer Beziehung ausdehnte, die Kriminalanthropologie und -Psychologie ins Leben gerufen hat. Aber mit seinen Resultaten ist er ganz und gar nicht einverstanden. Er nennt diese einseitig und falsch. Was er in fast fünfzehn Jahren in so unbefangener Weise beobachtet, hat ihm die felsenfeste Ueberzeugung gebracht, daß der Verbrecher psychologisch genau dieselben Eigentümlichkeiten in morphologischer und geistiger Beziehung und unter genau denselben Abstufungen aufweist wie der normale, d. h. unvorbestrafte Mensch auf gleicher Gesellschafts- und Bildungsstufe. In keiner Weise stellt der Verbrecher eine typische Varietät des genus humanum dar; ihm spezifisch eigentümliche Charakteristika fehlen völlig. Um diese Ansicht zu beweisen und zu stützen öffnet er uns nun in den Autobiographien und Meditationen von zweiunddreißig Verbrechern die Quellen, die authentisch das Seelen- und Geistesleben der Sträflinge bloßlegen, ihre Schuld und ihr Schicksal enthüllen. Diese Proben etwa als opera operata anzusehen liege, so meint der Verfasser, gar kein Grund vor. Gerade daß sie völlig unbefangen und rein privater Natur seien, mache ihren Wert aus (S. 8) . . . .

Mit welchen Zungen predigen diese Autobiographien, diese Selbstbekenntnisse, diese Briefe und Gedichte! Sie hier auch nur im Auszuge wiederzugeben, verbietet der Raum. Man muß sie selber lesen . . eindringend, andächtig, mit Empfindungen des Mitleids und der Buße. Sie verdienen solche Lektüre. Ich habe selten etwas Ergreifenderes gelesen.

Den roten Faden nur, der sich durch sie alle hindurchzieht, will ich verfolgen oder wenigstens andeuten: Wie kam es zu einem so tiefen Sinken oft aus stillen, gesichert scheinenden Höhen? Gibt es nun eine Rettung noch — und welche?

Ja, wie kam's? Die verschiedenen Biographien geben verschiedenen Aufschluß.

* * *

Zuerst sind es die traurigen häuslichen Verhältnisse, das Milieu mit dem Jammer der ganzen Menschheit, die den lieblos, oft in qualvoller Kindheit emporwachsenden Jüngling auf die abschüssige Bahn treiben. Welch eine Sprache redet da gleich der erste Brief!

Ein Kind armer Eltern, vom zartesten Alter an den brutalsten Mißhandlungen eines unmenschlichen Vaters ausgesetzt, der schließlich mit einem Beile nach ihm wirft, als es für die roh behandelte Mutter Partei nimmt. Denn täglich muß es mit ansehen, wie die Mutter, krank, ja am Morgen ihrer Entbindung noch, vom eigenen Mann aus dem Bette geschleift, in einer nicht wiederzugebenden Grausamkeit geschlagen und gepeinigt wird. Infolge des Trunkes wird der entartete Vater schließlich nervenleidend, die Mutter erkrankt gleichfalls infolge von Ueberanstrengung und zu geringer Nahrung. Blutenden Herzens sieht der Sohn das Elend zu Hause um sich greifen, es wird ihm zur Versuchung. Die erste Unehrlichkeit, um Brot zu schaffen. Fünfzehn Monate Gefängnis. Der Anfang ist getan. Der aus dem Gefängnis Entlassene findet kein Vertrauen mehr. Rastlos geht es auf der abschüssigen Bahn weiter. So erzählt uns E. G. Er ist jetzt ein alter Mann von sechzig Jahren. Er führt sich sehr gut, findet aber nirgends dauernde Arbeit und Unterstützung. Bald wird die Tragödie enden.

Bei anderen, und deren sind nach den vorliegenden Bekenntnissen sehr viele, ist es die unverantwortlich törichte Erziehung: lax in der innerlich-moralischen Auffassung und im Beispiel, um so sittlich entrüsteter und großtuerischer vor der Außenwelt. Vergehungen, die nutzbringend sind, erhalten, sofern sie unbemerkt verlaufen, daheim einen Lobstrich wegen Schlauheit. Werden sie aber offenbar und bringen sie (natürlich nur durch das Offenbarwerden!) „Schande" über das Haus, dann setzt es die härtesten Prügelstrafen. Ein typisches Beispiel ist K. F. Sein Vater, ein Subalternbeamter, in angenehmer und reputabler Stellung bei Hofe, die Mutter oberflächliche, vergnügungssüchtige „Ausfrau", welche die Erziehung ihres Kindes einer alten, abergläubischen, gespensterseherischen Wärterin, später furchtsamen, dummen Dienstboten überläßt. Höflichkeits- und Gesellschaftslügen werden dem aufwachsenden Kinde als „Bildung" eingeimpft, aber wegen einer kompromittierenden Wahrhaftigkeit gibt es eines Tages eine schallende Ohrfeige. „Daraus entnahm ich denn die Lehre: Lügen ist erlaubt, wie mir auch meine Mutter schon damals oder auch später sagte, daß ‚Notlügen' erlaubt seien." (S. 21) . . . Und zu der verkehrten häuslichen kommt die verkehrtere Erziehung der Schule. Erst ist man ein tüchtiger Schüler, dann ein geringes Vergehen, im knabenhaften Mutwillen begangen! Eintragung ins Klassenbuch, strenge Vorhaltungen und Strafen. Man hilft aus übertrieben kameradschaftlichem Pflichtgefühl einem schwächeren Nachbarn bei einer arithmetischen Aufgabe — „grober Täuschungsversuch" steht auf der Weihnachtszensur. Es gibt Wochen ja Tageszeugnisse, bei denen die geringste Uebertretung gebucht und nach Hause berichtet wird. Hier aufs neue Entsetzen, Freiheits- und Nahrungsentziehung. Da fälscht man schließlich aus Furcht die Unterschrift des Vaters. Schläge „mit dem Rohrstock über die Hand" ist die Folge, die halbe Freistelle, die einem so oft vor allen Mitschülern vorgehalten wurde, wird genommen. Mit dem guten Schüler ist es längst zu Ende, ein dickfälliger Taugenichts ist an seine Stelle getreten.

Aber nun weiter: die Berufswahl! Immer wieder kehrt in diesen Briefen und Bekenntnissen das Verhängnis des aufgezwungenen Berufes wieder. „Mein Vater war Schuhmacher," schreibt Nr. 22, J. A. „Infolgedessen sollte ich auch Schuhmacher werden, obwohl ich einen wahren Abscheu gegen die Schusterei hatte und Maler werden wollte. Wäre mein Vater nicht so darauf versessen gewesen, daß ich Schuhmacher würde, ich wäre vielleicht ein ordentlicher Mensch geworden. So bin ich immer wieder als Schuhmacherlehrling dem Meister entlaufen. An Prügeln hat es nicht gefehlt. Ich habe auch meinen Vater immer wieder gebeten, mich doch Maler werden zu lassen. Aber es half alles nichts: Schuster mußte ich werden! Und so bin ich nach und nach ein schlechter Mensch geworden." (S. 321). — — — K. F. hat für alles andere Neigung. Nur Lehrer werden, um keinen Preis! Aber just Lehrer soll er werden! So väterliches Dekret. Vergeblich alles Flehen. Die Antwort: Präparandenanstalt. Ein Lehrer, dessen Methode „Auswendiglernen" heißt, für den Charakterentwicklung der jungen Leute in erzwungener Unterwürfigkeit und absoluter Verleugnung der freien Individualität gipfelt. Die an sich leichtsinnige Anlage bäumt sich trotzig und die Ehrfurcht vergessend gegen das „System" auf. Was freiwillig nicht gewährt ward, wird erzwungen. Mit dem Lehrer werden ist es aus. Man tritt in ein Kontor ein. Aber es ist zu spät. Die so lange eingedämmte Freiheit soll nun mit vollen Zügen genossen werden. Nächtlich-heimlicher Besuch verrufener Lokale und Vergnügungen. Schlechter Umgang. Geldverlegenheit. Raffinierte Manipulationen von Wucherern, in deren Hände der Unerfahrene fällt. Unterschlagung. Verlust der Stelle. Drei Monate Gefängnis. Man ist gekennzeichnet und hat nicht mehr die moralische Kraft, sich emporzuarbeiten. Die alte Geschichte: der erste Schritt ist getan. Charakternotwendig folgen die weiteren.

Ein anderer Grund: ein dämonischer Dreibund: Alkohol — Gold — Weib. Der Alkohol, als Reizmittel genossen, wird zum Zerstörungswerk. „Was der Mensch an ‚Gift und Galle' in sich aufgenommen, im nüchternen Zustand aus Gründen der Religion oder der Moral zur Ruhe verwiesen, das fordert nun sein inhaltliches Recht." schreibt K. G., ein einunddreißigmal bestrafter Verbrecher (S. 208).

Innig verbunden mit den alkoholischen sind die sexuellen Vergehungen. Das unreine Motiv, im nüchteenen Zustande aufgenommen, aber vor der „Aeußerlichkeit" möglichst geheim gehalten, drängt im Rausche als tierisch-natürliches Moment sich vor und folgt jetzt rückhaltslos seinem verderbenden Triebe.

Und in diesem Zustande wissen die „Damen" gerade den jungen, unerfahrenen Menschen („Affen") mit nie verfehlendem Raffinement zu Geldausgaben zu verführen, die später nur durch Betrug, Unterschlagung oder Diebstahl zu decken sind. „Denn gerade bei jungen Menschen geht es, wenn erst einmal moralisch abwärts, gleich rapid abwärts" (Nr. 11 K. G. S. 203). Und fragt man nachher, wie es gekommen, dann ist immer der Kern der verworrenen Erklärung: Systematische Verführung (S. 218).

Kleine Anfänge, große Folgen.

Als einen weiteren Grund für die ständige Zunahme der Verbrechen erklärt K. F. den immer größer werdenden Mangel an Religiosität. „Laut genug tönt der Ruf: dem Volke muß die Religion erhalten bleiben aus dem Munde der ‚höheren Stände'. Nur frage man sie nicht nach ihrer Religion. Sie bedürfen ihrer nicht, sie haben ja Geist, Erziehung und Geld. Aber das ‚Volk', diese Menschen niederer Ordnung, die bedürfen der Religion . . . Dabei wird nur immer eins vergessen, und nicht oft genug, nicht laut genug kann es gefordert werden: ‚Gutes Vorbild'" (S. 240).

Und schließlich eine der trogischsten Veranlassungen: die Schattenseiten unseres wirtschaftlichen Systems: die materielle Bedrängnis infolge Krankheit und Arbeitslosigkeit, die oft genügen, „um aus bisher ordentlichen Menschen alsbald Betrüger, Diebe, öffentliche Dirnen und ähnliche Verbrecher zu machen . . . . Die allmählich sich überfüllenden Asyle für Obdachlose, die tagsüber stark frequentierten ‚Wärmestuben' der Großstädte im Winter sprechen eine ernste Sprache" (Nr. 11 R. G. S 204).

* * *

Fast durch alle diese Bekenntnisse geht die Klage über die Unmenschlichkeit der Strafe hindurch, die der zu leiden hat, der sich wohl gegen das Gesetz verfehlt, aber noch nicht ganz tief gesunken ist. Nicht die Gefängnis-, nicht einmal die Zuchthausstrafe als solche wird so furchtbar empfunden, sondern das monate-, jahrelange Zusammensein mit gemeinen und brutalen Menschen, die das Gefängnis und das Zuchthaus für jeden noch nicht ganz verkommenen, sich wieder emporheben wollenden Menschen zur Hölle machen. „Ich kann darin keine Humanität erblicken," schreibt Nr. 22 J. A., „wenn man einen jungen Burschen von 18 bis 20 Jahren, der vielleicht bei einer Rauferei einen Menschen erstochen hat, zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt und denselben dann unter moralisch ganz verkommene Verbrecher steckt . . . Ich halte das geradezu für ein Verbrechen, denn der Bursche wird in dieser Umgebung für alle Zeiten vernichtet" (S. 320). „Ich habe gefunden," sagt Nr. 23 B. M., „daß die Frechheit und Brutalität der gemeinen Menschen in dieser Anstalt von Tag zu Tag zunimmt" (S. 362). Und dann rät er, man solle die verkommenen Subjekte zusammensperren, damit sie sich gegenseitig Teufel seien, wenn sie es nicht anders wollen. Aber alle anders gesinnten Gefangenen solle man in Einzelhaft nehmen oder wenigstens in ihre gemeinschaftlichen Arbeitsräume keine rohen und niederträchtigen Menschen aufnehmen (S. 362).

* * *

Ergreifend geradezu wirken die Bekenntnisse eines zum Tode Verurteilten (Nr. 12. V. A.). Er wurde, erst zweiundzwanzig Jahre alt, des Mordes überführt und vom Schwurgericht schuldig gesprochen. „Können Sie sich einen Begriff davon machen, was das heißt, in der Zwangsjacke stecken, keinerlei geistige oder körperliche Beschäftigung haben, stets das Schaffot vor sich sehen, bei jedem Schließen der Tür zitternd auffahren und jeden Schlag der Anstaltsuhr wochenlang bei Tag und Nacht einzeln vernehmen?"

„Wahrlich, der Staat ist viel grausamer gegen die Mörder als dieser gegen sein Opfer." V. A. hatte in wahnsinniger Eifersucht seinem Nebenbuhler aufgelauert und ihn kalten Bluts niedergeschossen. „Und doch hatte ich das Gefühl, daß ich kein Mörder sei, daß ich nicht verdiene, auf den Richtblock geschnallt und mit dem Beile vom Leben zum Tode gebracht zu werden." Und nun der immer in diesen Meditationen wiederkehrende Unwille gegen unsere gesellschaftlichen Institutionen: „Mit Ueberlegung hatte ich gehandelt. Gewiß. Warum hatte ich meinen Nebenbuhler nicht auf Pistolen gefordert, ihn niedergeknallt? Ich wäre dann nicht zum Tode verurteilt, zu einigen Jahren Festung kondemniert und in die Reihe der ‚Kavaliere' aufgenommen worden" (S. 198). — In dem Gefängnis ist er kein Mensch mehr, nur noch ein Stück Angst und Unglück. Das Essen berührt er nicht, so wird er zum Skelett, das sich kaum aufrecht halten kann. Da wird ihm eines Abends, als er entsetzt aus dem ersten Dämmern des Schlafens auffährt, weil er meint, der eintretende Gefängnisdirektor künde ihm seine morgen stattfindende Hinrichtung an, die Mitteilung von seiner Begnadigung — zu lebenslänglichem Zuchthause. „Ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ich mir wie neugeboren vorkam." Ja, diese Kunde wirkt tiefer und freudvoller auf ihn, als später seine völlige Befreiung aus dem Zuchthause wegen vorzüglicher Führung.

* * *

Was kann geschehen, um das Verbrechen, und vor allem die Rückfälle zu verhindeen?

Auch diese Frage wird fast mit Einstimmigkeit erörtert.

Da wird zuerst auf das Mangelhafte alles Vereinswesens und jeder Armenpflege hingewiesen, die beide ihre grauen Theorien in die Praxis hineinbringen und verlangen, daß die Not sich ihren Maximen anpasse statt umgekehrt. B. G kommt, als Mutter und Vater schwerkrank darniederliegen, zum Vorsitzenden des evangelischen Hilfsvereins. „Als ich bei ihm eintrat, fertigte er mich mit barschen Worten ab. Ich sollte mich in vierzehn Tagen melden, weil erst am vorhergehenden Tage Sitzung gewesen wäre. Auf meine Entgegnung, daß die Hilfe sofort nötig sei, wenn meine Eltern nicht verhungern sollten, sagte er: Nun, so will ich mich morgen erkundigen, kommen Sie übermorgen wieder." . . .

Und die entlassenen Sträflinge? Gewiß arbeiten auch für sie mit Ernst und gutem Willen innere Mission und Vereine. Und doch . . . aus dem Gefängnis und Zuchthause kommt so mancher in die Welt zurück mit dem festen Vorsatze, fortan jeden Zusammenstoß mit der gesellschaftlichen Ordnung zu vermeiden. Aber wie blutsauer wird ihm das gemacht! Ueberall ist er gemieden und gefürchtet. Er sucht Arbeit, eine feste Stellung. Aber wer gibt sie ihm? Eine gute wenigstens? Denn eine schlechte ist „Gift für einen sittlichen Rekonvaleszenten" (K. H. S. 420). Und wie wird er fortan von seinen Mitarbeitern betrachtet? „An wieviel Rückfällen mag wohl die unverständige, rohe oder boshafte Umgebung des entlassenen Sträflings die eigentliche Schuld tragen?" (S. 419).

Heiße Empörung aber spricht bei allen, die von der besten Absicht erfüllt sind, sich wieder aus ihrem Elend emporzuarbeiten, gegen die Polizei-Aufsicht, die nie nütze, sondern nur schade. Denn sei der entlassene Sträfling gewillt, sich den Beschränkungen dieser Art Aufsicht zu fügen, d. h. ordentlich zu werden, dann bedürfe er ihrer überhaupt nicht. Sei er aber entschlossen, sein Verbrecherleben fortzusetzen, dann werde ihn auch die Polizeiaufsicht nicht hindern (S. 232). In der Tat gibt die Erfahrung diesem Gedanken recht.

Vollends aber dem nach Wiederaufnahme in die Gesellschaft Ringenden mache die Polizeiaufsicht das unmöglich. Denn „wer beschäftigt einen durch diesen Akt als offenbar äußerst gemeingefährlich qualifizierten Menschen?" (K. G. S. 232). Und E. G. erzählt, wie die Polizei in seinem heißesten Ringen um Wiederherstellung in der Welt ihm das unmöglich gemacht habe, indem sie die Leute, bei denen er noch Arbeit fand, vor ihm waente (S. 17). Es mag eine schwer zu lösende Frage sein, wie die aus dem Zuchthause Entlassenen zu kontrollieren sind. Aber daß die heutige Polizeiaufsicht antiquiert und reformbedürftig ist, das geht nicht nur aus diesen Bekenntnissen hervor, das haben auch die Vorgänge der letzten Zeit bewiesen, da Leute aus einer Stadt, in der sie Arbeit gefunden, infolge der Polizeiaufsicht ausgewiesen und dem Verbrechen aufs neue in den Arm getrieben wurden.

Warum folgt auf berechtigte Hoffnungen oft ein so trauriges Ende? Weil, so meint K. G., die gesetzliche Strafe, statt zu entsühnen, gesellschaftlich vernichtet, indem sich das Gespenst der Ehre hartnäckig zwischen die Gesellschaft und den entlassenen Züchtling stellt und so eine organische Verbindung zwischen ihnen verhindere.

Es folgt eine Reihe von Gedichten. Ist es sonst Tatsache, daß die meisten der Bestraften ihre völlige Unschuld versichern, so geht durch diese Gedichte ein Gefühl der Schuld und eine religiöse Sehnsucht nach himmlischer Gnade hindurch.

„Vom Unglück erst zieh ab die Schuld
Was übrig bleibt, trag mit Geduld."

Dieses Wort Theodor Storms könnte als ihr gemeinsames Motto gelten.

* * *

Ich glaube dem ethischen und sozialen Wert dieses Bekenntnisbuchs gerecht geworden zu sein. Ich darf aber die Bemerkung nicht unterdrücken, daß man andererseits keine sentimentalen Empfindungen in diese Autobiographien hineintragen darf. Der Herausgeber verwahrt sich von vornherein dagegen, daß man diese Selbstbekenntnisse als opera operata ansehen könnte, d. h., soweit ich diese Benennung verstehe, als zum Zwecke der Veröffentlichung geschriebene Werke. Als solche sehe ich sie keinesfalls an. Ob ihnen aber eine reale, auf Tatsachen beruhende Wahrheit in allen Fällen zugrunde liegt und nicht sehr oft eine subjektiv-dichterische oder ideale, das ist eine andere Frage. Aber das berührt im letzten Grund den authentischen Wert dieser Bekenntnisse nicht. Selbst wenn diese Selbstbekenntnisse, und das ist auch die Ansicht von Professor Hans Groß, der das Buch mit einem Vor- und Nachwort versehen, nicht immer wahr, die Autobiographien erdichtet, ja erlogen sind, selbst wenn die Aufsätze nur nachempfunden und manche der Gedichte abgeschrieben sind, sie zeigen uns ohne Zweifel, wie ein Verbrecher fühlt, wofür er sich interessiert, was und wie er schreibt. Wir sehen, was ihm des Niederschreibens wert war, wie er das getan hat, was er als gut und schön, was er als schlecht und häßlich hinstellen wollte, und lernen so die Psyche dieser Menschenart besser kennen als durch lange Protokolle oder durch die Aufsätze Fernerstehender (cfr. S. 435 ff.).

So bleibt das Buch als reale oder subjektive Wahrheit eine psychologische Studie, deren Wert diese Zeilen so wenig erschöpfen können, wie alle diese Meditationen selber die Tiefe einer Menschenseele, ihres Falles, ihres Schicksals, ihrer Sehnsucht und ihres Untergangs.

Danzig. Arthur Sewett.

Schwind.

Wie kein Held ein Held vor seinem Kammerdiener ist, so bleibt auch kein großer Künstler immer derselbe große Künstler in einer Kollektivausstellung oder in einer graphischen Zusammenfassung seiner sämtlichen Werke. Vielleicht die einzige Ausnahme dieses allgemeinen Satzes macht Rafael, der nichts geschaffen hat, was man ganz ohne Freude ansähe; aber an seinen Mitheroen, an Michelangelo, an Rubens, — wie oft muß man mit bedenklichem Kopfschütteln vorübergehen. Dieses vorausgeschickt, wird es niemand befremden, wenn wir in dem Lebenswerk unseres vielgeliebten Moriz von Schwind, das uns die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart als Band IX ihrer Klassiker der Kunst in einem prächtigen Buche darbietet, zwischen der reichen Fülle von Blumen und Früchten auch manch entbehrliches Unkraut wuchern sehen. Zwölfhundertfünfundsechzig Abbildungen — es versteht sich von selbst, daß sie nicht alle Meisterwerke sein können. Nachdem wir aber hiermit der unerläßlichen Pflicht des Murrens, ohne welches ja nun einmal ein Kunstbericht nicht für voll gilt, genügt haben, wollen wir uns mit so ungestörterem Genuß in das reiche Buch vertiefen.*)

Ein Künstlerleben von wahrhaft herzerquickender Schönheit entrollt sich vor uns, unendlich vielseitig und doch durchaus einheitlich. Alles unsichere Tasten und qualvolle Suchen auf Irrwegen scheint dem Jüngling erspart gewesen zu sein; sein guter Genius hat ihm mit der Fackel vorangeleuchtet, und, sich nur des einen Triebes bewußt, brauchte er nichts zu tun als Schritt vor Schritt weiter zu gehen, in treuem Fleiß zu arbeiten, zu studieren, sich die Kenntnis des menschlichen Körpers genau anzueignen, dem Gewande seinen eigentümlich Schwindschen Stil heranzubilden, Landschaft, Architektur so zu behandeln, wie er sie als sein Rüstzeug gebrauchte — alles immer in harmonischer Stufenfolge — und Deutschland gewann einen seiner größten Künstler in einem anscheinend mühelosen Wachstum. Der Meister spricht sich selbst einmal (ich glaube in einem Vorwort zur Holzschnittausgabe seines Aschenbrödel) über die Gefahren aus, die dem werdenden Künstler in der überwältigenden Masse des bereits vorhandenen Trefflichen drohen. Von allen Seiten, sagt er, rufe und locke es: die Antike, das Mittelalter, die Renaissance, die großen Holländer und Spanier — bald müsse der Strebende allen Mut verlieren, überhaupt noch irgend etwas leisten zu können, bald raffe er sich auf und glaube, von einem Großen geführt, den richtigen Weg gefunden zu haben und sehe dann doch, daß er fehl gegangen sei. So sei der Anfang der künstlerischen Laufbahn eine unausgesetzte Kette von Prüfungen und Plagen. Mir selbst sagte er, als ich es wagte, ihm einige bescheidene Erstlingskompositionen vorzulegen, daß in der unablässigen Arbeit das einzige Heil zu suchen sei; Phantasie sei ein ganz gutes Ding, allein um sie festzuhalten, bedürfe es eines Könnens, das nur durch unerbittliches Studium zu erreichen sei. Er selbst, der so verschwenderisch mit Phantasie Begabte, hat sich nicht einen Augenblick von formlosem Symbolismus und unkünstlerischem Tiefsinn aus dem klaren Reiche der Erscheinung in die Phrasenwelt des Rebus und der Hieroglyphe verlocken lassen. Selbst seine luftigsten Nebelgeister sind konkrete Gestalten und wollen nichts bedeuten, was sie nicht sind. Dagegen hielt er sich eben so hoch über der platten Trivialität des sklavischen Nachpinselns irgend eines beliebigen sogenannten Ausschnittes aus der Natur. Sein Geist war Form, und seine Form war Geist, und eben das machte ihn zu dem großen Künstler, als welchen die Geschichte ihn immerdar nennen wird.

Eigentliche Feinde hat der goldechte und stets liebenswürdige Mann wohl niemals gehabt, und auch eine hohe Wertschätzung ist ihm schon bei Lebzeiten entgegen gebracht. Ueberdies gab es zu seiner Zeit noch keinen so feindseligen Antagonismus entgegengesetzter Strömungen; Prinzipienstreit und Brotneid trugen ein blasseres Kolorit. Die Künstlerwelt war damals noch familienhaft eng, wie anders sieht sie jetzt aus, seitdem Männlein und Weiblein sich haufenweise zur Kunst drängen! Natürlich war seine Gemeinde klein; wie denn alle wahre Kunst, als durchaus aristokratischer Natur, den Beifall des Pöbels stets ausschließt. Daß diese Gemeinde seit kurzem unheimliche Dimensionen annimmt, ist eine Tatsache, die vielleicht im ersten Augenblick etwas befremdlich wirkt und unserer Meinung zu widersprechen scheint, die sich aber doch analysieren und erklären läßt. Die vortrefflichen Vervielfältigungen Schwindscher Werke — und unser Band IX der Klassiker ist eine abermalige, höchst willkommene Bereicherung derselben — sind in Kreise gedrungen, deren finanzielle Beschränktheit, die einen beklagenswerten Gegensatz zu der Höhe und Feinheit ihrer Bildung bedeutet, eine Anschauung der Originalwerke unmöglich machte, und die nun aus dritter Hand mit den Gaben des teueren Meisters beschert werden. Was Wunder, wenn sie in heller Freude aufjubeln! Ferner hat unsere Kunst nach französischem Vorbilde, so sehr sich der Trivialität des Alltages zugewendet und diese durch allerlei technische Mätzchen interessant zu machen gesucht, daß sie jener findigen Hausfrau gleicht, die Suppe aus Kieselsteinen zu kochen verstand, indem sie

*) Schwind. Des Meisters Werke in 1265 Abbildungen. Klassiker der Kunst. IX. Band. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.

Sellerie und Petersilie und Schmalz und Salz und Pfeffer und Gott weiß was sonst in den Topf tat und so bei den Gästen die Vorstellung zu erwecken wußte, daß sie eine wirkliche Bouillon genössen. Cum grano salis gilt das von manchen zwar weltberühmten aber meines Erachtens überschätzten Werken Millets, und ganz buchstäblich gilt es von zahllosen anderen Bildern, die alles, was an Millet langweilig ist, mit ihm teilen, ohne dessen interessante Züge aufzuweisen. Diese Apotheose des Gewöhnlichen hat die Geister ausgedörrt, und, wie der Hirsch nach frischem Wasser, schreien sie nach Phantasie, nach Schönheit, nach Stil. Je seltener aber die Mitwelt diese Schätze bietet, desto dankbarer, ja desto fanatischer empfangen sie sie von der Vergangenheit. Natürlich, daß sie sich auf die Herrlichkeit Schwinds stürzen, wie die Wüstenwanderer auf den Quell, den der geweihte Stab ihres Führers aus dem Felsen hervorschlug. Der gute, bescheidene Schwind würde gewiß lächeln, wenn er sähe, welch exorbitante Preise jetzt unter der Parole: „Unsere Sammlung muß doch einen Schwind haben" für Bagatellen gezahlt werden, die er gelegentlich aus dem Aermel geschüttelt hatte. Das eigentliche Gros aber der heutigen Schwind-Gemeinde bildet die gedankenlose Herde, die unbesehens auf der Spur ihres „kunstverständigen" Leithammels nachtrappelt. Mode! Mode! Mode! Danken wir Gott, daß die Mode dieses Mal so gut ausgefallen ist; aber hüten wir uns, daraus den Schluß zu ziehen, daß der allgemeine Geschmack wirklich um einen Schritt vorwärts gekommen sei.

Wie sehr dieser eben jetzt im Argen liegt, sehen wir mit betrübender Deutlichkeit, wenn wir die zahlreichen Initialen, Zierleisten, Vignetten usw. in unserem Bande mit dem Zeuge vergleichen, das heute unter dem Namen „Buchschmuck" so viele Bücher verunziert, diese Maccaronilinien, diese bratapfelartigen Rosen, diese langhaarigen, kleppermageren Emilien mit ihren Lilien und diese aus der Spielschachtel genommenen Bäume. Wahre Orgien der Albernheit! Und dagegen die exakte graziöse Formenfülle unseres Meisters! Mit solchem reizenden Kleinkram berühren sich nahe die Kompositionen, die er für die Münchener Bilderbogen geschaffen hat. Sie sind eine herrliche Bereicherung der deutschen Kunst, ein Kapital, das seit Albrecht Dürer brach gelegen hatte, fängt plötzlich an, sich reich zu verzinsen und zur Freude von jung und alt zu wachsen und immer zu wachsen. „Der gestiefelte Kater, der Einsiedel, der Herr Winter, die Tiermärchen, die genialen akrobatischen Kunstleistungen, die Gerechtigkeit Gottes." Es hat uns neulich nicht wenig amüsiert, auf den tiefsinnigen Stoff dieser wundervollen Komposition zu stoßen, als wir in einem der symbolischen Romane Voltaires, Zadig, blätterten. Hier wird das Schwindsche Märchen tale, quale mit liebenswürdiger Naivetät erzählt; aber ein Voltaire lesender Schwind ist doch eine gar zu paradoxe Vorstellung! Gibt es doch kaum entgegengesetztere Pole! Durch welchen Kanal mag dem frommen (fromm im edelsten Sinne) Maler die moralische Phantasie des großen Ketzers zugekommen sein?

Nein! Voltaire konnte unmöglich Schwinds Mann sein; um so mehr waren es dessen Antipoden, unsere deutschen Romantiker Tieck, Fouqué, Eichendorff, unsere Volkslieder, unsere Volksmärchen und vor allem unsere deutsche Musik. Schubert war Schwinds nächster Freund, sie beide dioskurenhaft gleichwertige Meister, jeder in seiner Kunst klar und befriedigt, ohne Gelüste, über den Zaun in des Bruders Garten zu klettern. Schubert malte keine musikalischen Bilder und der durch und durch musikalische Schwind verlor sich niemals in chaotisches Farbengetöse; seine Harmonie war stets Harmonie fürs Auge. Neben Schubert war der treffliche und leider jetzt so verdrängte und vergessene Franz Lachner sein Freund. An Mozart hat er sich mehrmals versucht, aber gerade diesem hat er sich verhältnismäßig wenig gewachsen gezeigt, sowie auch seine Bemühungen um Goethe nicht sonderlich geglückt sind. Beim Ritter Kurt, einer seiner Glanzleistungen, hat er mit dem Goetheschen Gedicht kaum mehr als den Namen gemein. Auch die Antike war nicht recht sein Feld; hier überragt ihn Genelli, wie er den Genelli überragen würde, wenn sich dieser einmal in die Romantik des Mittelalters verirrt hätte.

Was uns aber an unserem Werke wahrhaft überrascht und mit erneutem Respekt durchdrungen hat, ist die Porträtkunst Schwinds. Die Herren von Blittersdorf, von Ringseis, Lachner und auch manche nur leicht mit dem Stift hingeworfene Bildnisse dürfen uns beinahe an Holbein erinnern, so scharf sind sie beobachtet, so schlicht und selbstverständlich sind sie gemacht. Das Porträt ist in tausend Fällen der Prüfstein malerischer Veranlagung. Mit Ausnahme Michelangelos waren alle großen Maler große Porträtisten; und daß Cornelius und die Cornelianer das Porträt so sehr vernachlässigten, ja, wohl gar verschmähten, ist ein nicht unwichtiges Item in dem Register ihrer Mängel.

Wir wollen uns nicht verlocken lassen, hier das ganze Buch kursorisch durchzugehen oder wohl gar den vor nicht langer Zeit an dieser Stelle gewagten Versuch einer Charakteristik des Meisters zu wiederholen.*) Natürlich nehmen die großen, allbekannten Werke, Aschenbrödel, Sieben Raben, Melusine, Wartburgfresken den ersten Rang ein; einen ganz besonderen Reiz sehen wir aber darin, daß neben dem Großen auch das Kleine, sogar das Kleinste sich uns darstellt, und wir den Meister nicht nur in seiner Glorie, sondern auch in der Hausjoppe und wohl gar in Hemdsärmeln erblicken dürfen. Ist er dann auch nicht mehr ein Held — ein liebenswürdiger, herzerquickender Mensch bleibt er immer noch.

Es sind noch ein paar Worte des Dankes an den Herausgeber Dr. Otto Weigmann auszusprechen. Die Aufgabe, so viele lose Blätter zu sammeln und unter einer Decke dem guten Leser in die Hand zu geben, war sehr schwer, und sie ist vorzüglich geleistet. Namentlich erkennen wir einen großen Vorzug vor manchen anderen kunsthistorischen Aufsätzen, darin, daß der Verfasser des Textes sich vorwiegend an das Sachliche hält, biographische Daten und sonstige Facta berichtet und die Interpretation auf sich beruhen läßt. Daß der furor biographicus auch bei ihm einige Opfer fordert und ihn zu begeistertem Lobe einiger doch nur recht mäßiger Sachen hinreißt, (z. B. des Kinderfrieses in der Münchener Residenz) dürfen wir ihm nicht verargen; im Gegenteil: wir wollen anerkennen, daß der Opfer nur wenige sind. Das Pathos eines, hinter jedem Strich tiefe Bedeutung witternden Kunstschreibers hätte niemanden mehr als den schlichten Schwind selber zum Lachen gebracht.

Horn b. Bremen. A. Fitger.

„Helene Laasen".

Hoffensthals erstes Buch „Maria Himmelfahrt" war dermaßen schönheitgefüllt, daß sein zweites einen schweren Stand hat dagegen. Es gibt uns nicht, wie dieses erste, ein großes, starkes, ursprüngliches Gefühl, sondern ein einzelnes zufälliges Menschenschicksal. Die Maße schrumpfen zusammen an der neuen Aufgabe.

So betrachtet ist Helene Laasen ein gutes, ein bemerkenswertes Buch.**) Vor allem, der Autor kennt jeden Winkel, den er schildert, sowohl die äußeren Ortsverhältnisse und Stimmungen wie die Seelenbestandteile seiner Menschen und ihre Regungen.

Helene Laasen ist das Enkelkind der Freiin von Wangen, die kirchenfromm und wohlgeachtet in ganz Bozen ein gleichmäßiges Leben dahinlebt. Ihre einzige Tochter hatte, zum Entsetzen der Eltern, des Stadtorganisten Sohn, den Musiker Laasen geheiratet und war mit ihm in Liebesglück und Tagesnot hineingeraten, sodaß nach ihrem Tode der gebrochene Mann sich von seinem geliebten Töchterchen, der jungen Helene, trennt und sie der Großmutter übergibt, die ihm ihr Lebtag hart begegnete, ihm ihr Haus verbot. Helene wächst nun sorgenlos auf, findet Wege, ihren Vater verstohlen zu sehen, versöhnt ihn

*) „Nation", Jahrgang 21, Nr. 16.

**) Berlin 1906. Egon Fleischel & Co.

äußerlich mit der Großmutter, und auf dem Sterbelager ändert die Alte ihr Testament, das den Schwiegersohn — und wenn sie zu ihm halte, auch die Enkelin — fast enterbte. Eine intrigante Schwester der Verstorbenen aber hintertreibt die gute Handlung der Hinscheidenden. Gut Rosen, der einzige Besitz von Helene zerfällt, der Vater trinkt sich die Sorgen weg und zugleich seine Gesundheit, und Helene rettet ihn und sich, indem sie einem reichen Nachbarn, den sie nicht liebt, die Hand reicht. Ihre Jugendliebe, der Sohn des Gartenmeisters, kehrt zurück, da sie schon verheiratet ist, und beide erkennen, welchen Irrtum sie begingen mit ihrem Verzicht. Helene wählt eine seltsame Art, sich zu vernichten. Sie weiß, daß sie nie ein zweites Kind haben darf nach dem ersten, das ihr beinahe den Tod brachte, und mit diesem Wissen im Herzen geht sie eines Abends in das Zimmer ihres Mannes, legt beide Arme um seinen Hals und besiegt seinen Widerstand. Das Ende ist der Tod.

Dies die äußeren Geschehnisse. Der Wert des Buches liegt in der Schilderung der inneren. Da fällt eine ganz besondere Fähigkeit, das Sterben zu schildern, auch in diesem Buch wieder auf. Der Autor malt uns die Empfindungen der Ueberlebenden, er führt uns aber auch in die Phantasien und Erlösungen der Vergehenden hinein. Die Freiin von Wangen hat sich zum Sterben niedergelegt im Vertrauen auf sich, denn sie kann jederzeit vor Gott hintreten und ihm sagen, daß sie immer fromm und gut war. Aber da erlebt sie im Traumeswirren, daß sich, auf dem Wege zu einer seltsam fernen Kirche hin ein alter Mann zu ihr gesellt, sie bittet ihn, ihr zu helfen, denn ihre Kräfte versagen, aber die Erscheinung weicht vor ihr zurück. Und jetzt erkennt sie, wer der alte Mann ist. Gott hat sie von sich gewiesen, sie besinnt sich, daß sie Unrecht getan, und sie ändert die Klausel ihres Testamentes, diktiert ihrer Schwester diese Aenderung. Der Schwiegersohn soll ebenfalls ein Drittel des Vermögens haben. Die Schwester schreibt mit uneingetauchter Feder über die Buchstaben hin und läßt ungesühnt bestehen, was der Zorn ehemals angerichtet hat. Die Alte tritt in ihrem Wahn beruhigt den schweren Weg nach ihrer seltsam fernen Kirche an, und der alte Mann neben ihr trägt einen wunderschönen weißen Bart, seine Augen leuchten, er lächelt sie an aus Augen, die segnen.

Helene, die Enkelin, leidet tief unter dem Gedanken, daß die Großmutter haßerfüllt davonging, ihre letzten Worte klangen doch so friedlich, so versöhnt! In der Kirche hofft sie Ruhe zu finden, aber die Bitterkeit überwältigt sie, und heftig, mit festen, leisen Worten sagt sie zu dem nun leeren Platze neben sich die Anklage hin: „Du hast gelogen, Fluch deinem Andenken." Sie hat das kaum gesagt, als von dem leeren Platze neben ihr ein Weinen erklingt, wie von endloser Trauer ausgepreßt. Und so lange weint die sonderbare Stimme auf dem leeren Platze, die niemand hört als nur Helene allein, bis Helene, überwältigt von dem Erlebnis, sanft sagen muß: „Laß nur gut sein, Großmutter, ich glaube dir." Für Helene ist damit die Gewißheit gegeben, daß die Großmutter unschuldig war.

Und zuletzt, da Helene selber stirbt, ist es ihr, als ob ein guter Vater käme: „Gehst du mit mir?" und sie antwortet: „Ja, die Sonne ist schlafen gegangen und kommt wohl nun nie wieder, da ist es gut, daß du mich holst." Es ist so gar keine Trennung zwischen Lebenserlebnis und Todeserlebnis bei Hoffensthal, so gar kein Klein und Groß des Geschehens, nur ein Stark und Schwach, Bestehen und Erliegen. Er selber leitet Helene Laasens Geschichte mit einem schönen, aber etwas preziösen Vorwort ein, das in seiner volkstümelnden Sprache nicht ganz zum Inhalt des Buches paßt, das ohne besondere Stilfärbung geschrieben ist; wenn man nicht einzelne gewollte Wiederholungen dazu rechnet. Sie sollen abrunden, das Gefühl eines Kreises, einer unabwendbaren Notwendigkeit geben. Im übrigen sind die Mittel schlicht und lassen Raum für die große Innigkeit, die überall durchschimmert.

Anselm Heine.

Theater.

Lessing Theater „Ritter Blaubart". Ein Märchenstück in 5 Aufzügen von Herbert Eulenberg.

Was ist es doch, was das Publikum bei der Erstaufführung von Herbert Eulenbergs Märchendrama „Ritter Blaubart"*) in so heftige Erregung versetzte, daß es aller Geduld und aller Höflichkeit vergaß? Ist es ein Verbrechen, schlechte Stücke zu schreiben?

Wir sind auf der Suche nach neuen Talenten. Nicht aus Liebhaberei, wie damals, als die „Freie Bühne" den frischen Morgenwind brachte, der, als die Sonne höher gestiegen, soviel Staub aufwirbelte und schließlich nur noch Staub herauffegte, — diesmal steht die bittere Not hinter den Suchenden. Die Zahl der Theater mehrt sich dauernd, zwei Bühnen führen täglich Shakespeare auf, eine dritte, das Königl. Schauspielhaus hat den „Hamlet" in tüchtiger Neueinstudierung auf das Repertoire gestellt — freilich einen „Hamlet" ohne Hamlet —, was also soll man bringen? Manches sprach für Herbert Eulenberg. Er hat schon einmal die Feuerprobe bestanden, denn ein „Münchhausen" seiner Feder fiel bereits vor Jahren auf einer anderen Bühne durch, und er schreibt Märchenstücke, die heute an der Mode sind.

Herbert Eulenberg hat das Märchen vom Blaubart, das Tieck zu einer phantastisch-humoristischen Dichtung den Stoff gegeben hat, auf den tragischen Kothurn erhoben. Der Frauenmörder wird zum Helden. Er darf sich etwas darauf zugute tun, daß seine erste Frau ihn mit seinem Freunde betrogen hat, denn seither sind seine Verbrechen „motiviert". Er muß die Frauen alle, die er sich beilegt, auf die Probe stellen, kann nicht umhin, ihnen den goldenen Schlüssel zu der Kammer einzuhändigen, in der er seine Andachten hält und in der die wohlfrisierten Köpfe der Dahingemordeten auf Schüsseln serviert stehen. Ein logischer Held nun ist er nicht. Er wüßte sonst, daß Neugierde, die in die verbotene Kammer führt, mit Untreue so wenig gemein hat, wie etwa Herbert Eulenberg mit einem dramatischen Dichter. Aber sein Weg führt durch die schönsten Greuel. Man schaut mit ihm zu den abgehauenen Häuptern auf, man feiert eine Schreckenshochzeit, man erlebt den Mord der eben Vermählten, es folgen Beerdigung, Grabrede, Selbstmord eines unbeteiligten Dritten, Verführung der jüngeren Schwester der Ermordeten, ihr Tod, sein Tod, Leichenfledderung: Anlaß genug für Herbert Eulenberg, — wäre er nur sonst dazu in der Lage —, ein himmelstürmendes, grandioses Talent zu bewähren.

Er hat nach den Sternen gegriffen, herabgeholt hat er ihrer keinen. Vielleicht war die Leiter, die er ansetzte, allzu kurz, jedenfalls haben ihn die vielen Bücher, die er hinten in seiner Rocktasche mit sich führte, am rechten Klettern behindert. Er trug aber — und das ist für seinen späteren Biographen wichtig — auf seiner waghalsigen Tour die folgenden Bände bei sich: Shakespeares Hamlet in Duodez (die Totengräberszene; „Sein oder Nichtsein"), Shakespeares Richard III. in Folio (die Werbeszene beim Leichenbegängnis), Hebbels „Judith" und „Genoveva" (allgemeine Charakteristik), Lord Byrons sämtliche Werke in irgend welcher schlechten Uebersetzung und die deutschen Dichter aus der Sturm- und Drangzeit, edidit Kürschner (Titanismus und „Stimmung"). Er wechselte des ferneren, sehr zu seinem Nachteil, halbwegs auf der halsbrecherischen Tour die Fußbekleidung, streifte die derben Märchenstiefel ab und zwängte modern realistisch-psychologische Gesellschaftsschuhe auf seine ermüdeten Füßchen: er wechselte nicht sowohl den Stil als die Art der Stillosigkeit.

Ich kann den Glauben an Herbert Eulenberg bei bestem Willen nicht meiner confessio literaria einverleiben. Ganz abgesehen davon, daß er ein allzu andächtiger Nachempfinder ist, ganz ungerechnet, daß ihm zu seinen großen Vorsätzen jedwede gestaltende Kraft gebricht — er fleddert Leichen ohne Humor, er führt an Greuelstätten (anstatt sie ahnen zu lassen!) ohne

*) Das Buch erschien im Verlag von Egon Fleischel & Co. Berlin 1905.

Schauer zu wecken: sein Stil steht wider ihn auf und legt das entscheidende Zeugnis ab. Im Märchendrama gibt er eine ganz modern gehaltene, trivial realistische Leichenrede. Alle Töne und Tonarten wirren durcheinander. Es ist aber auch jeder Satz, den er schreibt, ein Greuel für einen Mann von Geschmack. Diese bombastischen Perioden wackeln mit geschwollenen Bäuchen einher.

Herbert Eulenberg ist der Typus des Dilettanten, der sein Wollen in keinerlei Einklang zu irgend welchem Können zu bringen weiß, und dieser Typus ist gewiß recht harmlos. Was also, fragt man sich, nachdem der Sturm verrauscht ist, brachte das Publikum so sehr gegen den mit Talentlosigkeit hart genug Bestraften auf?

Nur Mutmaßungen aus dem eigenen Empfinden heraus seien geäußert. Eulenbergs Blaubart ist durchaus der Ritter und Titanide vom Weltschmerz. Wie bei Eulenberg alles, ist der Fall geradezu typisch, und ich nannte bereits die fleißig und sorgsam benutzte Literatur. Nun aber liegt unserer Zeit mit ihrer Goethesehnsucht und Fontanestimmung wohl nichts so fern wie melancholische Himmelstürmerei. Unsere Gärten tragen sehr irdische, bescheidene Blumen. So hatte man die Empfindung, auf ein überwundenes Niveau gewaltsam und ohne alle Berechtigung hinabgedrückt zu werden. Die Aufführung hatte etwas von einem Entmündigungsverfahren. Oder es kam einem vor, als träte der Arzt an das Bett des Erwachsenen, untersuchte, lächelte und sagte: die Masern.

Es ist aber auch dank mancher und guter Bestrebungen wieder ein Sinn für die dramatische Kunstform erwacht. Man hat es nun endlich eingesehen, daß das Drama der in seinem künstlerischen Organismus beschlossenen Regeln nicht ungestraft spotten läßt, daß die Bühnenwirkung auf bestimmten, schwer zu lernenden, schwerer zu meisternden Gesetzen der Stoffgestaltung beruht. Die Ehrfurcht vor der mißachteten, gewaltsam zerrissenen Tradition ist wieder wachgeworden. Hier aber spielte sich ein Drama in Monologen und Szenenfetzen vor dem Zuschauer ab, und wieder stellte sich die Empfindung des gewaltsam um Errungenschaften Betrogenwerdens ein. Man lieh ihr derben und ungestümen Ausdruck: das Gefühl war aber wohl doch das rechte.

In der dramatischen Schreckenskammer steht nun, vom Rumpf getrennt, blutlos ein neues Haupt.

Ernst Heilborn.

Ein Gedenkblatt.

Autorisierte Uebersetzung von Max Meyerfeld.

In dem ungeheuren Raum der Westminster-Hall sah ich sie zum erstenmal — ihr spitzes Gesicht, ihr rotes Haar, ihre glänzenden Zähne. Das nächste Mal in ihrem eigenen Heim — einem Landhaus, das nach seinem Umbau eine halbe Villa war. Dahinter standen Heuschober, eine geräuschvolle Dreschmaschine, ein Taubenschlag und die Ställe, zwischen denen und der Küste die schweren Ackerpferde, mit dem Geschirr rasselnd und von den Zurufen der Fuhrleute angetrieben, beständig unterwegs schienen. In dem mit buntblättrigen Föhren bepflanzten Garten pflegte sie den ganzen Tag ihre Blumen. Wenn wir uns abends im Empfangzimmer versammelten, rauchte ihr Mann schweigend seine Pfeife; die jungen Damen, denen das blonde Haar bis in den Rücken hing, spielten Walzer. Sie war die einzige, die plauderte; ihre Unterhaltung war überschwenglich, ihr Lachen reich und herzlich. Ich war gerade erst achtzehn Jahre geworden und beschäftigte mich ernstlich mit religiösen Fragen. Eines Tages verriet ich ihr, das Buch, das ich in der Tasche habe und manchmal zu studieren vorgebe, sei Kants „Kritik der reinen Vernunft". Meine Auseinandersetzung über den Wert des Werkes machte scheinbar keinen Eindruck auf sie; es überraschte mich, daß sie für die Erörterung religiöser Probleme offenbar gar kein Interesse hatte, denn sie galt als gottesfürchtige Frau, und ich vermochte durchaus nicht zu begreifen, wie sich jemand mit dem bloßen Glauben zufrieden geben könne. Eines Tages im Gewächshaus, wohin ich ihr nachgeschlendert war, platzte sie bei einer Anspielung auf das Kapitel von der „Deduktion der Kategorien" heraus und erklärte, mich fortan „Kant" nennen zu wollen. Die übrigen Familienmitglieder machten von dem Spitznamen keinen Gebrauch — sie erfanden einen anderen, der ihrer Phantasie besser zusagte —, aber sie blieb bei dem Namen, den sie mir gegeben, und hat mich im Verlauf unserer langen Freundschaft nie anders angeredet.

Eigentlich hatte ich keinen Grund, mit diesen Leuten befreundet zu werden. Wir waren von entgegengesetztem Charakter und Temperament, schienen aber irgendwie zueinander zu passen. Beide Teile dachten wenig darüber nach — ich gewiß nicht; damals war ich nicht dazu fähig: meine Jugend war ein unbestimmter Traum, und meine Freunde gingen wie Schatten hindurch. Ich sah und verstand sie nur, wie die Wolken im Sommer, wenn man sich der Länge nach ins hohe Gras streckt und den Zug der Federwölkchen beobachtet. In solcher Stimmung folgte Besuch auf Besuch, und eh' ich es recht gewahr wurde, starb der alte Gutsherr, der im Zylinder an den Dünen zu spazieren pflegte, und meine Freunde bezogen den etwa einen Kilometer entfernten Familiensitz — ein Haus im holländischen Stil, hinter Ulmen versteckt, die längs der Küste wuchsen. Und in ihrem neuen Heim wurden sie mir wesenhafter als Schatten: dort glichen sie Gestalten auf der Bühne, und der Anbau eines weiteren Flügels und die Anlage des Gartens interessierten mich wie ein Vorgang in einem Theaterstück; und ich verließ sie, wie ich in einem Schauspiel fortgehe, nahm einen anderen Faden im Leben auf und dachte sehr wenig, wenn überhaupt, an sie. Jahre verstrichen, und nach langer Abwesenheit im Ausland traf ich sie zufällig in London.

Abermals folgte ein Besuch dem anderen. Meine Freunde waren noch ganz ebenso wie früher: ihr Haus war dasselbe, ihre Lebensführung die gleiche. Ich glaube, eine Veränderung kam mir nicht zum Bewußtsein, bis eines Tages, als ich mit einer der Töchter im Garten promenierte, mich ein Gefühl beschlich, als sei ich hier zu Hause. Mir war, als hätte ich diese Menschen von jeher gekannt, als wären sie mit meinem Leben verwachsen. Es war ein plötzliches, bezauberndes Erwachen der Liebe. Das Leben schien sich in die Länge zu dehnen, wie die Felder bei Tagesanbruch, und in mancher vorher ungeahnten Beziehung klar und wirklich zu werden. Vor allem fand ich zu meiner Ueberraschung, daß ich sie, die mir vor fünfzehn Jahren recht spießbürgerlich vorgekommen war, mit einemmal bewunderte. Sie zählte jetzt fünfundfünfzig Jahre, aber ein so hohes Alter schien bei ihrer mädchenhaften Figur und ihrem jugendlichen, überströmenden Lachen undenkbar. Ich wußte jedoch bestimmt, daß sie fünfzehn Jahre älter war als damals, da ich sie zuerst gesehen, aber diese fünfzehn Jahre hatten uns gegenseitig näher gebracht und verstehen gelehrt. Wir wurden Kameraden. Ich achtete auf ihre Kleider und sagte ihr, in welchen sie mir am besten gefiele. Sie war nur böse auf mich, wenn ich sie im Treibhaus in einem alten Hut überraschte, an dem eine verblichene Mohnblume herabhing. Dann rief sie: „Nicht ansehen, Kant! Ich weiß, ich sehe wie ein altes Zigeunerweib aus."

„Sie sehen reizend aus in dem alten Hut," erwiderte ich. Sie stellte die Gießkanne hin und nahm ihn lachend vom Kopfe. „Er ist die reine Vogelscheuche."

„Ganz und gar nicht. Ich finde Sie entzückend bei der Arbeit im Gewächshaus. . . So gefallen Sie mir besser, als wenn Sie sich für Brighton in Staat werfen."

„Wirklich? . . . Ich dachte, ich gefiele Ihnen in meinem neuen schwarzseidenen am besten."

„Sie gefallen mir zu allen Zeiten gleich gut."

Unsere Blicke begegneten sich. Ein Ton von Liebe schwang in unserer Freundschaft mit. „Merkwürdig," sagte ich, „ich habe Sie nicht halb so bewundert, als ich Sie kennen lernte."

„Wie kam das? Ich war damals doch eine ganz junge Frau."

„Ja," sagte ich, und meine Worte taten mir leid, „aber, sehen Sie, zu der Zeit war ich ein blutjunger Dachs — ich lebte in einem Traum und hatte kaum Augen für das, was um mich herum vorging."

„Selbstverständlich," sagte sie heiter, „Sie waren ja noch so jung damals. Sie sahen in mir nur die Mutter eines erwachsenen Sohnes."

Ihr Kleid war aufgesteckt, in der Hand hielt sie den Hut, der sie ihrer Meinung nach wie ein altes Zigeunerweib erscheinen ließ, und die Sonnenstrahlen fielen auf das rote Haar, das sich schon ein wenig gelichtet hatte; aber jeder der untadligen Zähne war eine elegante Skulptur, und kein Fältchen trat auf dem hübschen, an eine Füchsin gemahnenden Gesicht zutage. Ihre Figur besonders verriet keine Altersspuren, und wenn sie mit ihren Töchtern in einem Zimmer war, galt ihr meine Bewunderung.

Eines Tages, als ich in der Vorratskammer einen Bogen Packpapier suchte, um ein Buch einzuschlagen, entdeckte ich einen Stoß alter Zeitschriften. Es war das „Athenäum". Hätte ich eine Reihe Zeichnungen von Raphael aufgestöbert, mein Erstaunen hätte nicht größer sein können. Nicht etwa eine Nummer, sondern zwanzig Hefte des „Athenäums" in einem Hause, wo sonst nie ein Buch gelesen wurde. Ich sah nach dem Datum — dreiundzwanzig Jahre waren sie alt. Sie hob gerade einige angefaulte Aepfel vom Boden auf.

„Wer in aller Welt," rief ich, „kann denn die ‚Athenäums' hier gelassen haben?"

„Oh, die gehören mir," antwortete sie. „Ich habe das ‚Athenäum' ständig gelesen, als ich mit Mr. Bartlett verlobt war. Sie haben doch gewiß von ihm gehört — er hat das berühmte Buch über den Euphrat geschrieben. Zu der Zeit war Lesen meine Schwärmerei, und er und ich haben uns in dem alten Garten in Wandsworth immer von Büchern unterhalten. Jetzt ist er ganz verbaut."

Diese plötzliche Entdeckung einer ehemaligen Geschmacksrichtung und erstorbener Sympathien schien uns noch enger zusammenzuschließen, und in der stillen, vom Geruch der Aepfel erfüllten Vorratskammer erglühte ihr Gesicht und spiegelte den Geist ihrer Mädchenzeit. Ich begriff sie, als ob ich jene Tage mit ihr durchlebt hätte.

„Sie müssen ein entzückendes Mädchen gewesen sein. Ich glaube, wenn ich Sie gekannt hätte, hätte ich Sie geheiratet."

„Kann schon sein, Kant . . . Also Sie dachten, weil ich jetzt keine Bücher mehr lese, ich hätte nie welche gelesen? Sie haben keine Idee, wie erpicht ich früher auf Bücher war, und wenn ich Mr. Bartlett geheiratet hätte, wär ich wohl ein rechter Blaustrumpf geworden. Aber dann kam Dick — mein Vater hielt ihn für eine passendere Partie, und ich hatte für die Kleinen zu sorgen. Wir waren damals sehr arm; der alte Gutsherr hat nie eine Hand gerührt, uns zu helfen."

Um diese Zeit schien ich immer bei meinen Freunden zu sein. Ich kam zu Besuch, wann es mir beliebte, und blieb bisweilen acht Tage, manchmal ein halbes Jahr; aber so lang ich auch meine Besuche ausdehnte, es war ihnen nicht lang genug. Der Fünfuhrzug brachte mich von London zur rechten Zeit zum Essen hin, und dann eilte ich auf mein Zimmer, ganz als wäre ich ein Mitglied der Familie. Wenn ich diesen Zug verfehlte und mit dem nächsten um sechs Uhr fuhr, fand ich sie bei Tische; der Schein der Lampe ließ die Innigkeit unserer Beziehungen noch stärker hervortreten, und es war an sich schon ein besonderes Vergnügen, herumzugehen und jedem einzelnen die Hand zu drücken. Als ich sie bei einer dieser Gelegenheiten an ihrem Platze vermißte, fragte ich: „Ihr habt sie doch gewiß nicht so lange im Garten bleiben lassen?"

Ich erfuhr, daß sie krank und schon seit zwei Wochen ans Zimmer gefesselt sei. Mehrere Tage gingen dahin, die Anspielungen auf ihren Zustand wurden immer häufiger, und schließlich hörte ich, der Hausarzt wolle die Verantwortung nicht länger übernehmen und hätte verlangt, daß man einen Londoner Professor zuziehe. Aber sie wollte nichts davon wissen, daß man ihretwegen so viel Geld ausgebe, und behauptete, wohl genug zu sein, um nach London zu fahren.

Der kleine Ponywagen brachte sie zum Bahnhof, und ich sah sie, in Tücher eingepackt, im Wartesaal. Sie schämte sich, gesehen zu werden, aber tatsächlich hatte das Leiden sie nicht verändert, wie sie annahm. Es gibt Menschen, die so schön sind, daß Krankheit sie nicht entstellen kann, und sie besaß eine so köstliche Lebenszuversicht, daß sie sich noch am Rande des Grabes umdrehte und einem zulächelte.

Wir dachten, der Zug werde sie uns auf ewig entführen, aber sie kam hoffnungsvoll zurück. Eine Operation hatte sich als unnötig erwiesen, doch blieb sie noch geraume Zeit auf ihrem Zimmer, bis die Medizin sie wieder so weit hergestellt hatte, daß sie herunterkommen durfte. Ungefähr nach einem Monat sah sie auffallend wohl aus, und mit jedem Tag ging es ihr besser, bis sie wieder im Besitz ihrer mädchenhaften Figur war und der tänzergleichen Beweglichkeit, die in dem stillen Frieden des alten Hauses eine wahre Wohltat und ein Labsal waren. Ihre Anmut und Leichtigkeit setzten uns in Erstaunen. Eines Tages kam sie, zum Ausfahren gekleidet, herunter, lief durch das Bibliothekzimmer, öffnete ihren Schreibtisch und suchte seine ungezählten Schubladen nach einer Summe ab, die sie, in Papier gewickelt, dort aufbewahrte.

„Wie schön Sie aussehen! Es geht Ihnen wieder ganz gut, und Sie haben eine Figur wie ein fünfzehnjähriges Mädchen."

Sie kehrte sich um und sah mich an mit einem Ausdruck der Liebe, wie sie eine alte Frau für einen jungen Mann empfindet, der ihr etwas weniger und etwas mehr ist als ein Sohn. Wie ein Abglanz des Sommers auf dem Antlitz des Herbstes verweilt, so zieht eine sexuelle Empfindung durch eine solche Zuneigung. Es liegt etwas seltsam Zärtliches in der Art, wie sich ein junger Mann zu den verblühenden Reizen einer Frau hingezogen fühlt, die er als die Mutter seiner Wahl betrachtet und die ihm zugleich das Mädchen versinnlicht, das er geliebt hätte, hätte ihn die Zeit nicht um ihre Jugend gebracht. Von der Wunderlichkeit eines solchen Verhältnisses weiß der Durchschnittsmensch nichts.

Der Tag ist mir noch gegenwärtig, denn es war das letzte Mal, daß ich sie schön sah. Bald danach bemerkten wir, daß sie nicht völlig genas, und wir glaubten, die Schuld darauf schieben zu müssen, daß sie ihre Medizin nicht regelmäßig nehme. Sie brachte lange Stunden allein in ihrem Gewächshaus zu, wo ihr die heiße Sonne grimmig auf den Rücken brannte, und wir beschworen sie — ich an erster Stelle —, sie möge die schweren Blumentöpfe nicht mehr hin und herschleppen und die Gießkannen nicht mehr in dem Wasserbehälter am anderen Ende des Gartens füllen. Um ihr das zu ersparen, erbot ich mich, ihre Blumen zu sprengen. Aber sie gehörte zu den Frauen, die alles selbst tun wollen, die da meinen, wenn sie die Tür nicht selbst zumachen, sei sie nicht richtig geschlossen. Ihr zweites Wort war ihre Arbeit. „Wenn ich meine Arbeit im Stich lasse," pflegte sie zu sagen, „auch nur eine Woche, dann kommt alles so hoffnungslos zurück, daß ich das Versäumte nie wieder einholen kann. Das Schlimmste ist, daß keiner da fortfahren kann, wo ich aufhöre." Und da sich ihr Zustand verschlechterte, nahm dieser Gedanke überhand, bis er zu einer Art fixen Idee wurde. Schließlich sagte ich ihr, im Vertrauen auf unsere innige Freundschaft, ihr Leben gehöre ihrem Mann und ihren Kindern, und sie habe kein Recht, es so zu vergeuden. Wenn sie sich genügend schone, könne sie noch zwanzig Jahre leben, aber bei diesem Kraftaufwand dürfe sie nicht hoffen, ihr Leben noch lange zu erhalten. Ich sprach ganz brutal zu ihr, aber sie lächelte, denn sie wußte, wie sehr ich sie liebte. Und wenn ich jetzt zurückschaue, will es mir vorkommen, als sei sie davon durchdrungen gewesen, daß sie nicht zu retten war, und habe es deshalb vorgezogen, den letzten Sommer ihres Lebens ganz ihren Blumen zu widmen. Es war rührend, sie, die arme Sterbenskranke, an den langen Nachmittagen, während die Sonnenstrahlen durch das glühende Glas auf sie prallten, dasitzen und ihre Blumen pflegen zu sehen. Ich entsinne mich, wie sie abends erschöpft hereinkam und sich auf das kleine Sofa legte. Ihr Mann mit einem besorgten, stillen, gütigen Blick in den Augen zog ihr den Rock über die Füße und setzte sich zu ihr, voll zärtlicher Liebe, indem er das Recht beanspruchte, ihre Hand zu halten, als wären sie nicht schon dreißig Jahre verheiratet gewesen, sondern eben erst verlobt. Damals redeten wir ihr alle zu, sie möge

doch den Professor aus London kommen lassen, und ich weiß noch, wie stolz ich war, als sie aufblickte und sagte: „Nun gut, Kant, es sei, wie Sie es wünschen." Ich weiß auch noch, wie ich am Ende der Schneise am Saum des Wäldchens wartete, wo ich den Arzt auf dem Wege vom Bahnhof unbedingt treffen mußte. Die alten Ulmen waren wundervoll grün, der Himmel wundervoll blau, und wir blieben stehen mit dem Blick auf die saftigen Wiesen, wo sich die Schafe so friedlich bewegten, und, von der köstlichen Sommerwärme durchflatet, sprachen wir von ihr, die dem Tode geweiht.

„Ist denn das Leiden unheilbar?"

„Es gibt keine Heilung... Wir können nicht neu schaffen, wir können nur vorhandene Kräfte anreizen, und jeder Reiz schwächt, und so weiter bis zur Erschöpfung. Unsere Arzneien beschleunigen bloß das Ende."

„Also es ist keine Hoffnung?"

„Leider nein."

„Kann sie noch fünf Jahre leben?"

„Ich halte es für sehr unwahrscheinlich."

„Wie lange geben Sie ihr noch?"

„Da fragen Sie zu viel... Sagen wir: ungefähr ein Jahr."

Der Arzt schritt durch die laubreiche Allee. Ich blieb zurück und blickte nach den dummen Schafen, vermochte aber in all dem Grün der Landschaft nur einen dunkeln, engen Fleck zu sehen. An diesem Tage sah ich sie zum letzten Mal. Sie saß auf einem Taburett, sehr krank fürwahr, und die schwache, aber immer noch junge und reine Stimme sagte: „Sind Sie es, Kant? Kommen Sie einmal zu mir und lassen Sie sich anschauen."

Während ich in London in der Arbeit steckte, trafen häufig Briefe von meinen Freunden ein, Briefe, die mir von dem Fortschreiten der Krankheit Kunde gaben, und mit jedem Brief wurde das Ende greifbarer, bis ihr Tod in Person vor mir zu stehen schien. Er konnte nicht mehr lang auf sich warten lassen, und der Brief kam mit der Nachricht: „Mama wird den Winter nicht überleben." Bald darauf ein Brief: „Mama wird keinen Monat mehr leben"; und diesem folgte ein Telegramm: „Mama liegt im Sterben. Kommen Sie sofort."

Es war ein rauher, stürmischer Nachmittag wie im tiefen Winter. Der Sonntagszug hielt an jeder Station, und die ermüdende Fahrt von vier Stunden schüttelte einen gehörig durch und zog sich endlos hin. Der kleine Bahnhof am eisigen Meer zitterte vor Kälte, und als ich den Feldweg hinaufging, klirrte der Wind und schlug mir ins Gesicht wie Eisen. Ich eilte weiter, durch die Bäume nach den Lichtern ausschauend, deren Schein durch den Park dringen mußte, wenn sie noch am Leben war, und wie wohl taten meinen Augen die schimmernden gelben Pünktchen! Ich schlüpfte durch die hintere Tür ins Haus und fragte den Diener, den ich auf dem Gange traf: „Wie geht's ihr?"

„Sehr schlecht, gnädiger Herr."

Sie starb in dieser Nacht nicht, auch nicht in der nächsten und nicht in der übernächsten, und während wir auf den Tod warteten, der langsam, aber sicheren Fußes kam und uns raubte, was von ihr noch übrig war, dachte ich oft, welche Entwürdigung diese säumigen Todesfälle doch für die Zuschauer bedeuten, und wie sie alles, was tierisch in uns ist, schmachvoll zum Durchbruch kommen lassen. Denn mag unser Kummer noch so groß sein, wir müssen essen und trinken und können uns nicht einmal ausschließlich von dem geliebten Wesen unterhalten, dessen Verlust uns bevorsteht. Denn es gibt kein Entrinnen vor unserer schmählichen Natur. Bei Tische, während wir aßen und tranken, besprachen wir die Nachrichten, die stündlich aus dem Krankenzimmer eintrafen: „Mama wird die Woche nicht überstehn." Ein paar Tage später: „Mama wird kaum noch den Sonntag überleben," und in der folgenden Woche: „Mama wird nicht mehr über die Nacht kommen." Am meisten empörte mich das Mittagsmahl, und ich dachte oft: „Sie liegt oben im Sterben, während wir Fruchttörtchen essen."

Eines Tages mußte ich über die Felder reiten, um einige Briefe zu holen, und als ich bei meiner Rückkehr von den Ställen ins Haus trat, kam ihr Sohn auf mich zu. Er war in Tränen und sagte schluchzend: „Mein lieber, alter Freund, es ist aus — sie ist hinüber." Ich ergriff seine Hand und brach in Tränen aus. Da kam eine der Töchter die Treppe herunter und erzählte mir, wie sie verschieden sei. Ein paar Stunden vor ihrem Tode hätte sie um einen seidenen Faden gebeten; dreißig Jahre lang habe sie stets einen vor dem Schlafengehen durch ihre schönen Zähne gezogen. Ihre Aermchen seien bis auf den Knochen abgemagert und nicht dicker gewesen als die eines kleinen Kindes. Man habe sie, die so hager und entkräftet, aufgerichtet, habe ihr den Seidenfaden gegeben und den Spiegel vorgehalten, aber ihre Augen seien schon glasig gewesen, und sie sei erschöpft in die Kissen zurückgesunken. Dann sei ihr Atem schneller geworden, und zuletzt, und zwar ganz plötzlich, habe sie geahnt, daß es mit ihr zu Ende gehe; da habe sie wild um sich geblickt, ohne die an ihrem Bette Versammelten zu erkennen, und gesagt: „Ach, daß man sterben muß, wenn einem noch so viel zu tun übrig bleibt. Was werden sie nur ohne mich anfangen!"

Ich war beim Schreiben der Trauerbriefe behilflich, die so förmlich gehalten waren und unseren Schmerz so wenig ausdrückten. Derweil saßen die Töchter da und banden Kränze für die Tote, und stündlich trafen Kranzspenden und Beileidsbriefe ein. Die Töchter gingen hinauf, wo die Tote lag, und als sie wiederkamen, sagten sie mir, wie schön ihre Mutter aussehe. Wie oft habe ich es im Verlauf dieser schrecklichen Tage abgelehnt, die Tote zu sehen! Mein Gedächtnis bewahrte die Erinnerung an ein Wesen voll Lebenslust, und ich konnte mich nicht dazu entschließen, sie zu opfern. Wir dachten, der Beerdigungstag werde nie anbrechen, aber er kam. Es gab ein reichhaltiges Frühstück, Zigarren wurden geraucht, es fielen heimliche Anspielungen auf die Ernte, den Preis der Schafe, die Jagd, die unter dem Frost stark gelitten, und gelegentlich wurden Bemerkungen über die hervorragenden Eigenschaften der Verstorbenen in die Unterhaltung eingeflochten. Ich weiß noch, es war herrliches Wetter, heller Sonnenschein, und der nahende Frühling prägte sich in der Farbe des Himmels aus. Der Leichenzug schlängelte sich den kahlen Weg am Meer entlang; der mit Lilien bedeckte Sarg ruhte auf einer Karre, die von den Arbeitern des Gutes gezogen wurde. An diesem Tage gruben sich jede noch so kleine Krümmung, jede Farbe der rauhen, öden Küste meinem Gedächtnis ein, und ich sah deutlicher als je zuvor die alte Kirche mit dem rotbraunen Dach und dem viereckigen, glaubensstrengen Turm, das verlassene Dorf, die grauen Wellenlinien der düsteren Hügel, deren ringförmige Baumstreifen wie eine Feder emporstanden. In der Kirche waren die Mädchen fassungslos, ihre Gesichter schmerzverzerrt, und sie weinten hysterisch, wobei sie sich in den Armen lagen. Die wimmernde Stimme der Orgel, der gräßliche Choral, die schnarrende Stimme des bejahrten Pfarrers, der im weißen Chorhemd auf den Altarstufen stand: ich höre sie noch! Liebes Herz, ich sah dich in deinem Garten, während die andern in das sonnenlose Loch starrten, während alte, wacklige Männer im weißen Haar, von greisenhafter Neugier getrieben, sich nach vorn drängten und in die trostlose Grube hinunterblickten.

Die Menge verlief sich rasch; die Verwandten und Freunde der Verstorbenen suchten sich auf dem Rückweg die angenehmsten und teilnahmvollsten Menschen aus und besprachen mit ihnen Angelegenheiten von privatem Interesse. Wer weit her gekommen war, sah nach der Uhr, und in ihrem Blick lag stillschweigend eine Entschuldigung gegenüber dem Leben: die Zeit, die sie auf etwas außerhalb des Lebens verwandt, dünkte sie offenbar in einem seltsamen Mißverhältnis dazu stehend. Längs dem Meere lachte die Sonne, das junge Korn stand dicht auf den Feldern; die Blätter sproßen an den Zweigen, die Lerchen stiegen immer höher, bis sie in der blassen Luft verschwanden, und da wir uns den Pflanzschulen näherten, tönte das verliebte Krächzen der Krähen wohlgefällig ans Ohr. Ein Todesfall im Lenz, in dem Augenblick, da die Welt zu neuem Leben erwacht, ergriff meine Seele mit jenem Schmerz, den uns das vertraute Schauspiel stets verursacht hat und immer verursachen wird, solange ein Menschenherz unter der Sonne schlägt. Und indem ich hinter der schwatzen-

den Menge, die in Trauergewandung durch die schwermütige Frühlingslandschaft dahinschritt, absichtlich zurückblieb, dachte ich an sie, die ich so lange geliebt hatte und nie wiedersehen sollte. Ich stellte mir das Gedächtnis als einen Schrein vor, wo wir, ohne uns zu schämen, verehren dürfen, dachte an die Freundschaft und an die Möglichkeit eines reinen Entrinnens vor unseren natürlichen Trieben, die sie uns gewährt; ich sann darüber nach, daß es noch eine andere Liebe gibt als die, welche der junge Mann seiner Erwählten bietet, und ich wußte: meine Liebe war stärker und seltsam persönlicher als die Liebe, welche ich an diesem Tag die Welt ihren Lebewesen darbringen sah.

Dublin. George Moore.

Eduard Engel: „Geschichte der deutschen Literatur.“ 2 Bände. Verlag von G. Freytag, Leipzig und F. Tempsky Wien. 1189 Seiten. Großquart.

Ich bewundere oder bedauere jeden, der irgend eine Literaturgeschichte von den Uranfängen bis auf die gestrige neueste Buchhändlerbescherung zu würdigen in der Lage oder Zwangslage ist. Nur eine seltene Genialität oder eine weniger seltene Leicht- und Schnellfertigkeit kann sich ein derartiges Unternehmen zumuten. Wer nun gar, seiner Neigung und Natur nach, die einzelne Persönlichkeit zum Gegenstand seiner Lieblingsbetrachtungen wählt, ist der am wenigsten berufene Richter über solche räsonnierende Sachkataloge einer kaum noch als Ganzes übersehbaren Nationalliteratur. Herr Eduard Engel hat zuvor die englische und französische Literatur vollständig in schlankeren, übrigens mehrfach neu aufgelegten Bändchen behandelt. Die jüngste massigste Probe seines literarischen Eifers und Uebereifers von Anfang bis zu Ende zu beurteilen, wäre ich, selbst wenn ich die beiden Riesenbände von A—Z hätte lesen können — eine Leistung, die meine Kraft übersteigt — außer stande. Unter uns: lebt in ganz Deutschland zur Stunde ein Dutzend Kenner und Forscher, die sich getrauen dürfen, über jedes schreibende Männlein von Ulfilas bis auf Peter Hille, über jedes dichtende Weiblein von Hrosvitha bis auf Maria Janitschek ein abschließendes, auf eigener Kenntnis ihrer Arbeiten beruhendes Wort zu sagen? Ich wiederhole: es steht mir, der Engels Riesenbände nur in einzelnen, zumal den dem 18., 19. und 20. Jahrhundert gewidmeten Abschnitten durchgesehen hat, nicht zu, seine Legitimation zu einem so außerordentlichen Wagestück zu prüfen. Was ich über die Klassiker, die Romantiker, die Dialektdichter, die Naturalisten und Symbolisten von Engel zu hören bekam, ist nichts anderes, als der Ausdruck seiner mitunter einleuchtenden, bisweilen auch recht fragwürdigen, jederzeit aber höchst apodiktisch abgegebenen Geschmacksurteile. Sein auf Massenabsatz berechnetes Unternehmen will nun aber nach der Erklärung des Vorwortes eine Literaturgeschichte für die Nichtwissenden sein, die sie zum eigenen Genuß der Literaturwerke anregen soll. Ob der Weg, den Herr Engel einschlägt, zu diesem Ziel führt, ob er vor allem der einzig richtige ist, scheint mir recht zweifelhaft. Die „Ueber“-Literatur, wie Hieronymus Lorm einmal munter alle vorwitzige Kommentar- und Winkelschulweisheit genannt hat, ist eine kaum heilbare Plage unserer Lesewelt geworden. Der reißende Absatz, den augenblicklich goethesierende und judenfresserische, rebellisch und rückschrittlich gestimmte, in Zehntausenden von Exemplaren aufgelegte Literaturgeschichten des 19. Jahrhunderts beim wahllosen Publikum finden, zeigt allerdings, daß die Deutschen unserer Tage, die durch die allgemeine Schulpflicht ins Ungemessene gewachsene Zahl der Lesefähigen ratlos nach Führern im wüsten Wirrwarr ausschaut. Blindlings suchen sie ihren geistigen Bedarf in solchen Massenquartieren der Bibliographie zu decken, wie die Großstädter aller Vermögensstufen in den Riesenwarenhäusern Wertheim, Tietz, Printemps, Louvre für ihren Hausbedarf vom Schwenkkübel bis zum Prunkstück versorgen. Viel Heil wird aus solchen Gängen nicht erblühen. Gediegenste geistige Nahrung ist heutzutage in unseren Pfennigheften, in Freilesehallen und Volksbüchereien den Aermsten zugänglich. Was fehlt, ist ein Schatzgräber, der die Weisheit unserer Kenner in wohlgewählten Proben auslegen würde in einem Handbuch, das ein kritischer Gradus ad Parnassum werden könnte. Eine freie Schule, die zum Selbstdenken, auch zum Mißtrauen gegen die Wandelbarkeit des Tagesgeschmackes erziehen sollte. Eine Chrestomathie aus den Kunstschriften unserer schöpferischen Geister etwa von Lessing, Herder, Winckelmann, Goethe, Schiller, den Schlegels, Jean Paul, Grillparzer bis auf Tieck, Vischer, Strauß, Jacob und Herman Grimm, Otto Ludwig, Richard Wagner. Ueberdies: eine schon von Paul Heyse in seiner Verdeutschung italienischer Dichter und bei der Begründung des Neuen Novellenschatzes vorbildlich geübte Verbindung von sparsamer Auslese und künstlerischer Einbegleitung mustergültigen Lesestoffes.

Wien. A. Bettelheim.

Dr. Otto Mayer, Professor der Rechte in Leipzig: **Schiffahrtsabgaben.** Tübingen 1907, J. C. B. Mohr.

Die Gefahr, daß die deutsche Flußschiffahrt mit Abgaben belastet wird, ist bekanntlich durch § 19 des preußischen Kanalgesetzes vom 1. April 1905 nahegerückt. Für Anfang Dezember ist eine Konferenz von Regierungsvertretern zusammenberufen, um der Abgabenfreiheit ein Grab zu bereiten. Dem Wirklichen Geheimen Oberregierungsrat M. Peters, Vortragenden Rat im preußischen Ministerium der öffentlichen Arbeiten, war die publizistische Aufgabe zugefallen, nachzuweisen, daß die geplanten Schiffahrtsabgaben mit Artikel 54 der Reichsverfassung nicht im Widerspruch ständen. Die vorliegende Schrift stellt sich dar als eine bündige Wiederlegung der Petersschen Rechtsauffassung. Professor Mayer weist mit unbarmherziger Logik die Unhaltbarkeit der Petersschen Auslegung des Artikels 54 nach. In dieser Rechtsdarstellung spielt eine große Rolle das Reichsgesetz vom 5. April 1886, das Bremen das Recht zur Erhebung einer Korrektionsabgabe auf der natürlichen Wasserstraße der Weser eingeräumt hat. Peters sucht die Sache so darzustellen, als ob darin eine authentische Interpretation des Artikels 54 in seinem Sinne gegeben sei, während Mayer einen zwingenden Gegenbeweis aus den Reichstagsverhandlungen liefert. Der Verfasser stützt sich dabei besonders auf Erklärungen, die ich damals im Reichstage teils selbst abgegeben, teils von dem damaligen Staatssekretär von Bötticher, der im Namen des Bundesrats sprach, extrahiert habe. Ich kann bestätigen, daß nicht nur im Plenum, sondern auch in der Reichstagskommission, die das betreffende Reichsgesetz zu beraten hatte, das Verhältnis dieses Gesetzes zum Artikel 54 der Reichsverfassung eingehend diskutiert ist, und daß niemand ernstlich daran zweifelte, daß mit diesem Gesetz das Prinzip der im Artikel 54 gewährleisteten Abgabenfreiheit durchbrochen werde. Es kann ferner auch nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, daß die große Mehrheit des Reichstages dieser Auffassung zustimmte. Die Erklärungen des Staatssekretärs von Bötticher, daß die für Verfassungsänderungen notwendige Mehrheit im Bundesrat dem vorgelegten Gesetze seine Zustimmung gegeben habe, wurde von mir provoziert, weil mir als einem Freunde des Gesetzentwurfs daran lag, jener Rechtsauffassung Genüge zu leisten, die in dem Gesetz über die Weserkorrektionsabgabe eine Durchbrechung der Verfassungsregel für den Einzelfall erblickte und weil ich vermeiden wollte, daß dieses Gesetz später einmal gegen die in Artikel 54 gewährleistete Abgabenfreiheit ausgenutzt werde.

Theodor Barth.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, Rezensionsexemplare und dergleichen bitten wir zu senden an eins der Mitglieder der

Redaktion

Robert Schultze, Halensee-Berlin, Lützenstraße 11 (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 8. Berlin, den 24. November 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag hat sich drei Tage lang mit Wahlprüfungen befaßt. Die reaktionäre Mehrheit (Konservative, Zentrum, Nationalliberale, Antisemiten) hat dabei eine Elastizität des Gewissens bewiesen, die zeigt, daß der Rechtsbruch des Antrags Kardorff in den Dezembertagen 1902 eine gute Schule der Rechtsverachtung gewesen ist. Die Fixigkeit, mit der diese reaktionäre Mehrheit heute einen Grundsatz aufstellt, um die Wahl eines Mitgliedes der Linken zu kassieren, und morgen diesen Grundsatz wieder wegwischt, wenn es gilt, eine unter skandalöser Wahlbeeinflussung erfolgte Wahl eines Mitgliedes der Rechten oder des Zentrums zu bestätigen, erinnerte an die Szene in den „Mottenburgern", in der der Bürgermeister eine Bestimmung der Geschäftsordnung im Verlauf einer halben Stunde mehrere Male außer Kraft und wieder in Kraft setzt. Als das Abstimmungsresultat, das die Wahl des Herrn Malkewitz in Kolberg-Köslin für gültig erklärte, verkündet wurde, ertönten von der Linken lebhafte Pfuirufe. Selbst ein nationalliberales Blatt, das „Leipziger Tageblatt", schreibt zu dieser Szene:

„Wenn auf der linken Seite des Hauses nach der Abstimmung über die Malkewitzsche Wahl ‚Pfui' gerufen worden ist, so können wir das verstehen. Und wenn nach der Wiltbergerschen Kooption abermals ‚Pfui' gerufen worden wäre, so könnten wir das erst recht verstehen — trotz der präsidialen Rüge des Grafen Ballestrem, dem vielleicht heute noch ein anderes ‚Pfui' in der Seele brennt."

Es ist nicht uninteressant, zu konstatieren, daß in dem typischen Fall Malkewitz Freisinnige und Sozialdemokraten geschlossen stimmten, während vom Zentrum, der Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht, nur fünf, und von den Nationalliberalen nur acht Mitglieder disziplinlos genug waren, ihrem Rechtsgefühl zu folgen.

„Diese Vorgänge sind insofern ganz lehrreich, als sie wiederum die Erfahrung illustrieren, daß bei Wahlprüfungen im Reichstage nicht ausschließlich Rücksichten des Rechts, sondern auch die politischen Interessen ins Gewicht fallen."

Mit diesen Worten rührender Selbsterkenntnis kommentiert die freikonservative „Post" das erbauliche Schauspiel, das die Mehrheit des Reichstages bei diesen Wahlprüfungen bot.

Wie eigentlich stets bei den Abstimmungen des Reichstages gingen auch hier die Sozialdemokraten mit den Freisinnigen zusammen. So wird immer wieder praktisch demonstriert, daß der Freisinn seine Gegner auf der Rechten und auf der Linken nur seine politischen Konkurrenten zu suchen hat. Es ist die reine Idiosyncrasie, in den Nationalliberalen des Reichstages politische Blutsverwandte des Freisinns zu sehen und demgemäß bei Stichwahlen die Freisinnigen aufzufordern, gegen einen Sozialdemokraten für den Nationalliberalen dieses Kalibers zu stimmen. In der Theorie ist der Sozialdemokrat gewiß ein Gegner des Freisinns. Aber in der Praxis ist er der demokratische Konkurrent. Einen Konkurrenten aber kann man nicht dadurch überwinden, daß man ihn schlecht macht, sondern nur dadurch, daß man bessere Ware liefert, d. h. in diesem Falle die demokratischen Grundsätze mit größerem Nachdruck vertritt.

Die Fleischnotinterpellation, mit der der Reichstag die neue Woche beginnen sollte, ist nicht zur Verhandlung gekommen. Die Regierung „hofft", in vierzehn Tagen antworten zu können. Vielleicht „hofft" sie, daß in diesen vierzehn Tagen der neue preußische Landwirtschaftsminister, ein Herr v. Arnim-Criewen, einige Gründe ausfindig gemacht hat, um den Forderungen der Bevölkerung nach einer Ermäßigung der Fleischnot auszuweichen. Sollte er, was wahrscheinlich ist, bis dahin noch keinen Einfall gehabt haben, so kann man ja die Antwort noch weiter hinausschieben.

Je mehr politische Aeußerungen von dem französischen Ministerpräsidenten Clemenceau bekannt werden, umsomehr muß man vor dem Mut Respekt haben, mit dem er sich zu den Grundsätzen der Demokratie und des gesunden Menschenverstandes bekennt. Bei einem Fest, das ihm die Parlamentsjournalisten gaben, sagte er:

„Ich bin Journalist und will Journalist bleiben, d. h. ein Mensch, der mit dem Tage lebt und den Mitbürgern aufrichtig und auf anständige Art die Meinung sagt."

Man kann die Aufgaben des Journalismus kaum knapper charakterisieren. Clemenceau hat sich dann ferner gegenüber einem deutschen Journalisten, dem bisherigen Pariser Vertreter des „Berliner Tageblatts", Theodor Wolff, zu den Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland geäußert und sich auch dabei zu dem scheinbar Selbstverständlichen mit überzeugender Aufrichtigkeit bekannt.

„Es wäre uns," so erklärte er, „ganz unmöglich, eine Kriegspolitik zu treiben, denn das Parlament würde uns sofort wegjagen, wie man es mit Delcassé gemacht hat, und das ganze Land wäre gegen uns."

Glücklich das Land, das in der Lage ist, seine Regierung schleunigst wegzujagen, wenn sie von einem chauvinistischen Rappel erfaßt wird!

Herr Theodor Wolff wird das „Berliner Tageblatt" in Paris nicht länger vertreten. Er wird die Chefredaktion des Blattes übernehmen. Wenn er sich als politischer Leiter einer Zeitung ebenso bewährt, wie er ein ausgezeichneter ausländischer Korrespondent war und ein geistreicher Journalist ist, so darf man dem „Berliner Tageblatt" gratulieren.

Bekanntlich gelang es bei den letzten Wahlen zur belgischen Abgeordnetenkammer nicht, die klerikale Herrschaft zu stürzen. Allein es ging aus ihnen ein Liberalismus gestärkt hervor, der vorurteilsfrei genug ist, auch mit den Sozialisten zu kooperieren, um gegen die Reaktion anzukämpfen. Am vorigen Sonntag haben nun die belgischen Liberalen und Sozialisten einen erneuten Beweis für ihr Zusammenhalten im Kampfe gegen die Reaktion geliefert. Sie veranstalteten gemeinsam in Brüssel einen Demonstrationszug, der schon durch die Zahl seiner Teilnehmer (etwa 60000) imposant wirkte. Man wollte durch diesen Zug gegen die noch immer anhaltende Weigerung der klerikalen Regierung protestieren, den bisher fehlenden Schulzwang einzuführen. Alle Stände und alle Teile Belgiens waren in dem Zuge vertreten. Bekannte liberale und sozialistische Deputierte, der einzige liberale Staatsminister de Graux, Vertreterinnen der belgischen Frauenliga, Studenten und Schüler sowie Militärvereine mit drei Generälen an der Spitze beteiligten sich an dieser Kundgebung, die nicht verfehlen kann, der auf Einführung des obligatorischen Schulunterrichts abzielenden Bewegung Nachdruck zu verschaffen.

Durch zwei gesetzgeberische Akte der letzten Wochen hat das Ministerium Campbell-Bannerman wiederum dargetan, daß es das Ministerium der sozialen Reform sein will, als das es von den englischen Wählern zu Beginn dieses Jahres in die Macht gesetzt worden ist. Der Gesetzentwurf über die gewerblichen Rechtsstreitigkeiten (Trades Disputes Bill) hat eine ganz eigenartige Geschichte. Er regelt zwei wichtige Fragen. Die erste ist die des Streikpostenstehens. Sie wurde dahin entschieden, daß ein „Ueberreden in friedlicher und vernünftiger Weise" für zulässig erklärt wird, gleichgültig wie viele Personen sich daran beteiligen. Weit schwieriger erwies sich die Frage der Haftung der Gewerkvereine für ungesetzliche Handlungen ihrer berufenen Organe, eine Frage, die durch die berühmte Taff-Vale-Entscheidung brennend geworden war. Die Regierung wollte ursprünglich nicht den radikalen Schritt tun, die Haftpflicht glatt zu verneinen, sondern suchte einen vermittelnden Weg, indem sie nur die Vertretungsbefugnis genauer umgrenzte. Sie konnte sich bei dieser Haltung auf den Bericht einer königlichen Kommission stützen, der von einem Manne wie Sidney Webb, dem berühmten Geschichtsschreiber der englischen Gewerkvereine, mitunterzeichnet, und in dem die Verneinung der Haftpflicht der Gewerkvereine als Verletzung eines der elementarsten, allgemeinsten und zwingendsten Rechtsgrundsätze verworfen worden war. Jedoch dieser Regierungsvorschlag fand nicht nur bei der Arbeiterpartei, sondern auch im liberalen Lager fast einstimmigen Widerspruch. Darauf tat Campbell-Bannermann kurz entschlossen den letzten Schritt und stellte sich ohne Einschränkung auf den Gewerkvereinsstandpunkt. Natürlich wurde er nun von den Konservativen heftig wegen dieser „Wandlungsfähigkeit" angegriffen und verspottet. Doch ihnen erging es schließlich selbst nicht besser. Nach erregten parlamentarischen Kämpfen erklärte Balfour bei der dritten Lesung, von weiterer Opposition absehen zu wollen, mit der charakteristischen Motivierung: nachdem sich die, welche es zunächst angeht, die Unternehmer, bei dem Gesetzentwurf beruhigt hätten, verspüre seine Partei keine Lust, sich die Zähne daran auszubeißen. Das will heißen, daß auch das Oberhaus das Gesetz annehmen wird, und so dürfte es kommen, daß infolge der eigentümlichen politischen Situation diese auf den ersten Blick so revolutionäre Maßregel mit allgemeiner Zustimmung ihren Platz in der Gesetzsammlung findet.

Keineswegs ebenso sicher ist das Schicksal des Gesetzentwurfes zur Regelung des ländlichen Pachtrechts (Land Tenure Bill). Es ist ein Vorstoß gegen das „Landlordsystem", das nach den Worten einer liberalen Zeitschrift „das Volk vom Lande treibt, um in den Slums zu vegetieren, und die Rasse physisch, geistig und moralisch zerstört". Es ist gewiß bemerkenswert, daß es ein Angehöriger der reichsten Grundaristokratie, Mr. Agar-Robartes war, der diese Bill eingebracht und so radikal gestaltet hat, daß die Regierung, als sie sie aufnahm, eine Reihe mildernder Zusätze machen mußte. Ihr Grundprinzip ist das Recht des Pächters auf Vergütung für alle Verbesserungen, die er dem Gute zugefügt hat, und auf Entschädigung, wenn ihm „ohne gute Gründe" von dem Gutsbesitzer gekündigt wird. Sie regelt außerdem die Frage des Wildschadens in einer den Pächtern günstigen Weise, bauernfreundlicher jedenfalls als es die deutschen Konservativen getan haben, die an der Entschädigung für Hasenschaden das Bürgerliche Gesetzbuch scheitern lassen wollten.

Von bemerkenswerter politischer Einsicht zeugt der Wahlaufruf, den der russische Sozialist Plechanoff angesichts der bevorstehenden Dumawahlen an die organisierte Arbeiterschaft Rußlands richtet. In diesem, von dem Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, dem „Vorwärts", ohne Kommentar zum Abdruck gebrachten Aufruf wird mit Nachdruck betont, daß die russische Sozialdemokratie bei den Wahlen in ihrem eigensten Interesse die Kandidaten anderer fortschrittlich gesinnter Parteien zu unterstützen habe:

„Wenn wir uns sämtlichen nichtproletarischen Parteien gegenüber so verhielten, als ob der Sieg irgend einer von ihnen für das Proletariat gleich schädlich wäre, so würden wir dadurch einen nicht wieder gut zu machenden taktischen Fehler begehen. Wir würden damit der Niederlage solcher Parteien, die uns beizustehen vermöchten, und dem Siege solcher, von denen wir nichts als Stock und Peitsche erwarten können, Vorschub leisten. So handeln hieße uns selbst schädigen, unsere eigene Sache verraten."

Plechanoff fordert deshalb, dort, wo der Sieg der sozialistischen Kandidaten nicht sicher sei, „mit anderen Parteien, die gewillt sind, gegen die alte Staatsordnung zu kämpfen, Vereinbarungen zu treffen", und er weist darauf hin, daß die Sozialdemokraten dem bestehenden Regime keinen größeren Dienst leisten könnten, als wenn sie in ihrer Isolierung verharren wollten:

„Die politische Weisheit fordert von uns, daß wir Uebereinkünfte mit nichtproletarischen Parteien in allen jenen Fällen schließen, wo es notwendig ist, um über die Reaktion zu siegen.

Wir haben kein Recht anders vorzugehen. Wer im Namen der falsch verstandenen „Unversöhnlichkeit" in den erwähnten Fällen eine Uebereinkunft mit den oppositionellen, nichtproletarischen Parteien nicht eingehen wollte, der würde tatsächlich die Regierung unterstützen, d. h. er würde so vorgehen, wie es die Feinde der Freiheit tun."

* * *

Das persönliche Regiment.

In dem Stimmengewirr der öffentlichen Meinung macht sich seit einiger Zeit immer lebhafter eine scharfe Kritik der Regierungsmethode Kaiser Wilhelms II. bemerkbar. An versteckten Angriffen, kleinen Bosheiten, ironischen Betrachtungen hat es ja nie gefehlt. Jetzt aber mischen sich in den Chor der Spötter schwere patriotische Akzente. Man hat das Gefühl, daß eine Fülle von bisher unterdrücktem Mißmut nach Ausdruck ringt. Mit Pritschenschlägen und Serenissimuswitzen hat man sich lange genug begnügt. Wer zu hören versteht, kann sich nicht mehr darüber täuschen, daß tiefer Groll gegen das persönliche Regiment ein ernsthafter politischer Entwicklungsfaktor zu werden beginnt.

Die Sache wird um so bedeutsamer, als das Gebiet der theoretischen Betrachtungen über absolutistische und konstitutionelle Staatsformen mehr und mehr verlassen wird und die Persönlichkeit des gegenwärtigen Kaisers, seine Maximen, seine Regierungsgewohnheiten, seine Behandlung der Menschen und Dinge unmittelbar zum Stichblatt kritischer Erörterung gemacht werden. Diese kritische Bewegung tritt auch auf dem Büchermarkt hervor. Immer häufiger werden die Broschüren gegen den Byzantinismus. Zumeist handelt es sich dabei um literarische Spreu, die von dem Zuge der öffentlichen Meinung auf den Markt geweht wird. Der Geist der Bevölkerung ist für derartige Erörterungen heute empfänglicher als seit langer Zeit.

Rasch fertige Bücherfabrikanten suchen diese Konjunktur auszunutzen. Diesem leichten literarischen Vortrapp folgen aber jetzt — und das ist ein besonders beachtenswertes Zeichen! — literarische Scharfschützen, die mit sicherer Hand ins Zentrum treffen.

Dieser Tage ist ein kleines Buch von 180 Seiten herausgekommen, betitelt: „Unser Kaiser und sein Volk".*) Das Buch ist anonym veröffentlicht. Als ich es einsah, nahm ich an, es werde, wie so viele andere Bücher der jüngsten Zeit, z. B. das Werk des Grafen Reventlow, nur symptomatisches Interesse bieten. Aber die Arbeit ragt weit aus der Menge der konkurrierenden Werke hervor. Schon stilistisch eine Leistung ersten Ranges, werden in diesem Buch mit einem Ernst und einer Wucht Anklagen gegen das persönliche Regiment des Kaisers formuliert, die alles übertreffen, was bisher zusammenfassend über dasselbe Thema gesagt wurde. Es ist ein Pamphlet im Stil Paul Louis Couriers, von rücksichtsloser Offenheit, wie sie nur bei vollendeter Sicherheit im Ausdruck literarisch und politisch gerechtfertigt erscheint. Der Verfasser schildert die Dekomposition des alten preußischen Beamten- und Militärstaats unter dem Einfluß des persönlichen kaiserlichen Regiments mit einem Nachdruck und einer solchen Fülle von tatsächlichen Belegen, daß sich kein nachdenklicher Leser dem Eindruck dieser wuchtigen Anklagen entziehen kann.

Es ist nichts eigentlich Neues, was der Verfasser gibt; er stellt nur alles zusammen, was im Laufe der Jahre als Einzelerscheinung uns frappiert hat. Er summiert die Passivposten dieses kaiserlichen Regiments in der inneren wie in der äußeren Politik, und der Leser steht überrascht vor der riesigen Gesamtsumme, die schließlich zusammengetragen wird. In dem Buche ist nichts Hämisches und nichts Kleinliches. Die guten Absichten des Kaisers und seine mannigfache Begabung werden nicht in Zweifel gezogen. Auch dem Natuell und dem Temperament des Kaisers läßt der Verfasser Gerechtigkeit widerfahren. Die Schatten fallen viel weniger auf den, der das persönliche Regiment ausübt, als auf jene, deren Schwäche und Eigennutz es fortwuchern lassen. Aufrichtige patriotische Sorge hat ersichtlich die Feder geführt.

Dabei ist das Sündenregister noch nicht einmal vollständig. Die Einflüsse dieses persönlichen Regiments auf Beamtentum und Armee, auf Presse und Kunst und auf das religiöse Leben der Nation werden kritisch untersucht. Aber z. B. das wichtige Kapitel des Einflusses auf Unterricht und Jugenderziehung fehlt, und doch geht kein Fürstenbesuch, keine Parade, kein größeres Hoffest vorüber, ohne daß uns die auf der Straße der Hauptstadt umherschwärmenden Schulkinder von den absolutistischen Eingriffen in den Schulbetrieb Zeugnis geben, von kaiserlichen Einwirkungen auf die Lehrpläne ganz zu schweigen. Die Ferienmunifizenz des Monarchen und die demütige Unterwerfung der Schulverwaltungen unter persönliche Anordnungen des Königs gehören sicher ebenfalls zu den charakteristischen Zügen des heute herrschenden persönlichen Regiments. Nicht minder die unwürdige Rolle, die unsere städtischen Behörden bei höfischen Anlässen spielen. Wie der Portier eines Hotels erscheint bei jedem Fürstenbesuch auf Befehl des Oberhofmarschalls der verdienstvolle Oberbürgermeister der Weltstadt Berlin mit dem greisen Stadtverordnetenvorsteher am Tor der Stadt, um einer loyalen Gesinnung Worte zu leihen, die, sie mögen lauten, wie sie wollen, auf dem Straßenpflaster mit abgezogenem Hut vorgetragen, jeder Würde und jedes bürgerlichen Selbstgefühls entbehren.

Mit Recht stellt der Verfasser der Schrift: „Unser Kaiser und sein Volk!" in den Mittelpunkt seiner Betrachtungen die Verwandlung aller Staatsgeschäfte in H o f geschäfte. Der Reichskanzler, anstatt Staatsmann zu sein, statt eine innerlich starke Politik als etwas eigenes seinem kaiserlichen Herrn gegenüber zu vertreten, sieht sich genötigt, mit den Kammerjunkern, den Zeremonienmeistern, den Jagd- und Skatgästen des Kaisers um die Wette den Hofmann zu spielen. Alles kommt darauf an, dem kaiserlichen Herrn zu gefallen. Kann man sich über die Wirkungen dieser Degradierung des ersten Dieners des Staates zu einem ersten Diener des Hofes wundern? Unser Autor formuliert diese Wirkungen folgendermaßen:

„Längst hat die Eigenart unseres Kaisers das hohe Beamtentum korrumpiert. Seit der Schwerpunkt der Regierung ins Kabinett verlegt wurde, scheint die Intrigenlust des Hofes in der Wilhelmstraße eine gutgehende Filiale zu haben. Da bilden sich Cliquen und Parteien, da ziehen Subalterne ihre Drähte nach dem Schloß, da verbinden sich Geheimräte mit der oppositionellen Presse, da wird ‚redigiert' und inspiriert, da werden Parlamentarier zu Mitwissern geheimer Akten und Financiers zu Mitschuldigen seltsamer Schiebungen. Da werden Gesandte und Botschafter verleumdet und andere protegiert, da ist der eine ‚Anglophile' und der andere hält es mit den Russen. Der will den Frieden, und jener hält einen ‚frischen fröhlichen Krieg' für eine nationale Notwendigkeit. Nichts mehr von altpreußischer Ehrbarkeit, von Beamtenwürde, von Unterordnung unter ein großes Ganze. Lauter Individualitäten, die Anspruch auf individuelle Behandlung erheben. Lauter Sonderinteressen, die sich ganz offen breitmachen . . .

Hofgunst! Alles läßt sich heute von ihr faszinieren. Wertet sie doch auch anders als in früheren Tagen. Was kümmert den Rat das Urteil seines Chefs, wenn er Aussicht hat, das Auge des Monarchen auf sich zu ziehen. Der fragt den Vorgesetzten nicht lange, wenn er einen für ein Portefeuille in Aussicht genommen. Dessen Wohlwollen allein birgt unbegrenzte Möglichkeiten. Mit der Kamarilla gilt sich's drum zu halten, in deren Mitte ja auch Fürst Bülow seine Lorbeeren pflückt.

Redliche Arbeit? Damit kommt man heute nicht mehr weit bei uns. Damit kann man verschimmeln auf dem Lederkissen. Broschürenschreiben hilft schon eher. Und dann: auf Protektion laufen, sich Gönner erringen durch kleine Gefälligkeiten, gingen sie gleich auf Kosten der Allgemeinheit, für eine ‚gute Presse' vorsorgen.

Wilde Streberei ist eingerissen in unseren Ministerien und Reichsämtern. Da buhlt man um Parteiengunst und Abgeordnetenmandate, um sich dem kaiserlichen Herrn leichter bemerkbar machen zu können. Wenig geschieht mehr um der Sache willen. Wie der Monarch seine Persönlichkeit unablässig in den Vordergrund stellt, so heute schon der jüngste Hilfsarbeiter. Und manchem ist's geglückt! . . .

Der persönliche Wille des Herrschers als Anfang und Ende!' — Der Kanzler als Konkurrent der höfischen Kamarilla, um nur die gefährlichsten Extravaganzen verhindern zu können! — Das Beamtentum über ihn hinweg unablässig nach der höchsten Instanz schielend! — Die Bureaukratie korrumpiert und zum Teil verlottert! — Das Parlament charakterlos bis zur Selbstvernichtung! — Nirgends ein Gegengewicht gegen Kamarilla und Kabinettsregime! — So wird in Deutschland regiert im ersten Lustrum des zwanzigsten Jahrhunderts."

Daß das persönliche Regiment, indem es in einem Kulturlande wie Deutschland bestrebt ist, absolutistische Regierungsformen aufrechtzuerhalten, zugleich Deutschland in den Augen der Kulturwelt diskreditiert und damit auch isoliert, ist noch jüngst im Reichstage hervorgehoben worden. Unser Verfasser gibt diese schädigende Wirkung in einigen prägnanten Sätzen wieder:

„Die Zukunft gehört — es mag das für einen überzeugten Monarchisten nicht leicht auszusprechen sein! — der Demokratie. Im demokratischen Boden wurzeln die mächtigen Koalitionen, die sich gegen Deutschland zusammengefunden haben, zusammenfinden konnten, weil unser Kaiser die Welt zu überzeugen gewußt hat, daß er und nur er die deutsche Politik mache, weil man das Volk, das sich im Rate der Nationen durch einen Monarchen mit den patriarchalisch-absolutistischen Neigungen Wilhelms II. vertreten ließ, nicht reif erfand, mit den aufgeklärteren Mächten des Westens in einem Bunde zu leben. Dem demokratischen Europa verkörpern derzeit der Zarismus, der Papismus und das Deutsche Reich den Hort der Reaktion. Für die Kräfte, die heute in Wahrheit im deutschen Volke mächtig sind, trifft dieses Urteil sicherlich nicht zu. Das würde auch unsern Nachbarn im Westen und Süden längst klar sein, wenn nicht Wilhelm II. sich als die Verkörperung des modernen Deutschtums breit in die Oeffentlichkeit stellte und für seine Person einen Raum in Anspruch nähme, der ihr in Wirklichkeit nicht zukommt, in einem konstitutionellen Staatswesen nimmer zukommen kann. Die Ausstrahlungen unseres öffentlichen Lebens vermögen an dieser Persönlichkeit vorbei offenbar nur schwer ihren Weg nach dem Auslande zu finden.

Hier aber muß unbedingt Wandel geschaffen werden. Die Grenze zwischen Ost- und Westeuropa darf nicht länger der Rhein sein, weil sie die Persönlichkeit Wilhelms II. dahin verweist. Das nationale Deutsch-

*) Freiburg i. B. und Leipzig 1906, Verlag von Paul Waetzel.

tum muß sich von dieser bedrohlichen Bevormundung freimachen, muß es doppelt in einer Zeit, da es an dem Zarismus eine Stütze nicht mehr finden kann, und die Stütze, die der Papismus ihm zu leihen bereit ist, in seinen kulturell fortgeschrittensten Elementen nicht akzeptieren mag.

Die öffentliche Meinung hat deshalb heute Funktionen auszuüben, wie sie wichtiger niemals von der deutschen Welt verlangt worden sind, — im nationalen Interesse. Setzt sich der Kaiser zu diesen Funktionen in Gegensatz, dann hat er den Kampf durchzukämpfen, in dem er auf einem verlorenen Posten ficht."

Nur schwer widerstehe ich der Versuchung, noch weitere Proben aus der Anklageschrift wiederzugeben. Der Verfasser trifft den innersten Kern der Sache, indem er schließlich feststellt, daß

„sich auf der ganzen Linie des deutschen Lebens ein Hang zum Aeußerlichen geltend macht, dem das Streben nach Erkenntnis und Erfüllung fehlt, daß wir wohl Fortschritte gemacht haben auf dem Gebiete der Industrie, des Verkehrs, des materiellen Lebens überhaupt, aber dafür die alte deutsche Eigenschaft des Strebens zum Wesentlichen, zum verborgenen Kern der Erscheinungen und die Freude an diesem von Nebenabsichten freien Streben mehr und mehr einbüßen, daß wir den alten Idealismus verloren und an seine Stelle Phrase und Schwulst und tönende Worte eingesetzt haben".

So die patriotische Anklage. Die Diagnose ist meisterhaft. Aber hat der Verfasser kein Heilmittel za bieten? Gewiß. Es ist durchaus nicht revolutionärer Natur. Er glaubt, es in der Reichsverfassung gefunden zu haben, in der Stellung des Bundesrats, vor allem in der des Reichstags. Der Reichstag muß nur wollen, dann kann er die Dinge ändern. Man braucht in der Reichsverfassung auch nicht e i n e n Paragraphen umzugestalten und könnte ein parlamentarisches Regiment herstellen wie in England, wie in Frankreich, wie in Italien. Aber unsere gegenwärtigen Parteien taugen nichts. Unsere preußischen Konservativen murren wohl gelegentlich einmal, wenn die unberechenbare kaiserliche Huld ihnen vorübergehend nicht in vollem Umfange lächelt; aber politisch finden die preußischen Junker, aus deren Milieu ja die Kamarilla hervorgeht, bei diesem Zustand der Dinge durchaus ihre Rechnung. Und das Zentrum, die geborene Minoritätspartei, das bei einem ehrlichen parlamentarischen Regiment nie daran denken könnte jenen politischen Einfluß auszuüben, den es heute tatsächlich ausübt? Wie kann man erwarten, daß das heute ausschlaggebende Zentrum, dem alles den Hof macht, was mit der höfischen Regierung in Beziehung steht, für einen ehrlichen Konstitutionalismus gewonnen werden könnte?

Es gibt nur einen einzigen Weg, um Deutschland aus seiner verlogenen politischen Lage herauszuführen und zu einem wirklich konstitutionellen Reich zu machen: Man muß mit Konsequenz eine D e m o k r a t i e anstreben. Zu diesem Zweck muß man alle demokratischen Elemente zusammenschließen. Wenn der Liberalismus überhaupt noch eine historische Mission hat, so ist es die, einer Demokratie vorzuarbeiten, die kraftvoll genug ist, das persönliche Regiment zu zwingen, seine absolutistische Regierungsmethode aufzugeben und sich modernen, konstitutionellen Lebensformen anzubequemen. Daß sich der lendenlahme Liberalismus, wie er heute in der nationalliberalen Partei zu finden ist, einer solchen Aufgabe nicht gewachsen zeigt, braucht nicht besonders erwiesen zu werden. Aber es gibt auch in dieser Partei Revisionisten, die es satt haben, die Politik des „Wasch' mir den Pelz, aber mach mich nicht naß!" fortzuführen. Unser gesamtes Parteiwesen ist in der Umwandlung begriffen. Revisionisten in der nationalliberalen Partei, in den freisinnigen Parteien, in der Sozialdemokratie — alle diese Revisionisten marschieren bewußt oder unbewußt dem einen großen Ziele eines Blocks der Linken zu, der ganz allein imstande ist, dem persönlichen Regiment ein Ende zu machen und der demokratischen Entwicklung Deutschlands den Weg zu ebnen.

Solange dieser Block nicht gebildet ist, und zwar in jenen Formen, die in Baden vorbildlich geworden sind, wird das persönliche Regiment in Deutschland weiter bestehen. Die Eigenart des gegenwärtigen Kaisers hat gewiß viel dazu beigetragen, daß es so außerordentlich bedenkliche Früchte zeitigen konnte; aber wie Cassius in Shakespeares „Julius Cäsar" sagt:

„Warum denn wäre Cäsar ein Tyrann?
.... Ich weiß, er wär' kein Wolf,
Wenn nicht die Römer fromme Schafe wären!"

Es ist ein Zeichen von Kraftlosigkeit, einen Monarchen deshalb zu schelten, weil er nicht anders ist, als er ist, wenn man nicht die nötige Entschlossenheit besitzt, ihn zu zwingen, daß er anders werde. Die Reichsverfassung bietet dazu Mittel genug, — man muß sie nur benutzen wollen.

Theodor Barth.

Die Rechtsfähigkeit der gewerblichen Berufsvereine.

Als das Bürgerliche Gesetzbuch geschaffen wurde, rechneten Optimisten mit einer Rückkehr der Gesetzgebung zu dem deutschrechtlichen Zustande voller Vereinsfreiheit, aber die Verfasser des ersten Entwurfes unterbrachen die in den Einzelstaaten hervorgetretene Tendenz zar Anerkennung des Grundsatzes freier Körperschaftsbildung und proklamierten das System der staatlichen Verleihung, das sie durch den Verzicht auf eine reichsgesetzliche Regelung des privaten Vereinsrechtes am einfachsten und sichersten glaubten durchführen zu können. Auch die im Sinne jener Anhänger der deutschen Rechtsanschauung in der zweiten Kommission gestellten Anträge fielen unter den Tisch, und die Opposition gegen den Entwurf hatte nur den Erfolg, daß ein mißgestaltetes Kompromiß zutage gefördert wurde. Vereine — ja man hatte von Reichswegen nichts gegen ihre Existenz einzuwenden und überließ ihre Kontrollierung und Unschädlichmachung der Landesgesetzgebung, wollten sie aber die Eigenschaft der juristischen Person, d. h. die Fähigkeit erwerben, Träger von Rechten zu sein und die volle Parteifähigkeit im Zivilprozesse zu haben, so mußten sie besondere Vorbedingungen erfüllen. Es wurde unterschieden. Vereine, deren Absicht auf einen wirtschaftlichen Geschäftsbetrieb gerichtet ist, erhalten die Rechtsfähigkeit, wenn sie ihnen durch besondere reichsgesetzliche Vorschriften oder durch die zuständigen Ministerien verliehen wird, für die anderen, die sogenannten „idealen" sind gewisse Normativbestimmungen festgesetzt. Aber auch die Erfüllung dieser Bestimmungen gibt noch nicht allen Vereinen der zweiten Kategorie einen Anspruch auf die Verleihung der Rechtsfähigkeit. Korporationen mit so „idealen" Zwecken wie Vertilgung von Alkohol, Veranstaltung fideler Herrenabende, Kegel-, Rauch- und ähnlichen Klubs ist die Eintragung in das Vereinsregister und damit das Recht der juristischen Person unbedingt sicher. Hindernisse werden jedoch den Vereinen mit politischen, sozialpolitischen und religiösen Zwecken in den Weg gelegt. Das Amtsgericht trägt sie auf Ansuchen zwar ein, aber der Herr Landrat und die Ortspolizeibehörde kann Einspruch gegen die Eintragung erheben, und dieser Einspruch ist auch im Wege der Klage nicht zu entkräften, wenn nicht das Fehlen religiöser, politischer oder sozialpolitischer Zwecke nachgewiesen wird.

Damit ist die Gewährung der Rechtsfähigkeit an die gewerblichen Berufsvereine, speziell die Gewerkschaften, deren sozialpolitischer Charakter nicht zu leugnen ist, dem Belieben der Verwaltungsbehörden anheimgestellt worden, aber die betreffenden Instanzen sind seit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs kaum in die Lage gekommen, die schwierige Frage, ob eine so bedenkliche Vereinigung der Wohltaten der juristischen Person teilhaftig werden solle, zu entscheiden. Ebensowenig wie außer dem Bunde der Landwirte, dem Kyffhäuserbund deutscher Landeskriegerverbände und verwandten Gebilden Vereine mit politischem Charakter oder politischer Nebenabsicht ein behördliches Urteil über ihre Unbedenklichkeit herausgefordert haben, sind die gewerblichen Berufsvereine um die Ver-

leihung der Rechtsfähigkeit eingekommen. In diesem Punkte herrscht Einigkeit zwischen freien Gewerkschaften, christlichen Gewerkschaften und Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinen. Allerdings war die Gefahr der Ablehnung nicht der einzige Grund des Verzichts. Hinzu kamen die Verpflichtungen, die das Bürgerliche Gesetzbuch einem eingetragenen Verein auferlegt. Die Kontrolle der Aufsichtsbehörde, die Notwendigkeit, dem Amtsgericht auf Verlangen jederzeit ein Verzeichnis der Mitglieder einzureichen, das noch dazu jedem zur Einsicht offensteht, und anderes mehr ließen es den Gewerkschaften geraten erscheinen, auf ein Privileg zu verzichten, dessen Verlust sie außerdem bei jedem Schritt vom Wege des Wohlverhaltens hätten besorgen müssen. Sie erachteten mit Recht die Schwierigkeiten, die ihrer freien Entfaltung bei mangelnder Rechtsfähigkeit im Wege standen, für geringer als die, die sie als juristische Personen erwarteten. Trotzdem, daß sie juristisch sozusagen in der Luft schwebten, nahm ihre Mitgliederziffer so gut wie ihr Kassenbestand gewaltig zu, und wenn ihre wirtschaftliche und sozialpolitische Bedeutung vielleicht nicht ganz in demselben Tempo wuchs, so hatte das andere Gründe.

Immerhin war dieser Zustand natürlich nicht der erstrebenswerteste, und die Notwendigkeit, den Gewerkschaften den Weg zu den Rechten zu öffnen, die die jeden Ideals baren idealen Vereine genießen, wurde umso dringender, je weiter sich die Entwicklung vom individualen zum kollektiven Arbeitsvertrag vollzog; und so haben denn nun auch die verbündeten Regierungen in diesen Tagen ihr schon vor einigen Jahren feierlich abgegebenes Versprechen erfüllt und dem Reichstag den Entwurf eines Gesetzes betreffend gewerbliche Berufsvereine vorgelegt.

Hoc erat in votis. Seit einem Menschenalter ist man bemüht gewesen, ein derartiges Gesetz zu erhalten, zahllose Anträge wurden im Reichstag gestellt, Beschlüsse wurden gefaßt und Resolutionen angenommen. Allerdings war der Eifer bei denen, die es eigentlich anging, weit weniger groß als bei den außerhalb der Reihen der Gewerkschaften stehenden Sozialpolitikern, und wenn wir uns den jetzigen Entwurf und seine umfangreiche Begründung ansehen, lernen wir diese Reserve begreifen, sofern wir ihre Wurzeln nicht schon früher kannten.

Von einem besonderen Gesetz über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine ist zu fordern, daß es ihnen die Erlangung der Eigenschaft einer juristischen Person erleichtert und ferner bei der Festsetzung ihrer Existenzbedingungen von Normen Abstand nimmt, die sie bei der gesetzmäßigen Arbeit an der Erreichung ihrer Ziele behindern und belästigen. Diese Bedingungen sind in dem Entwurf der verbündeten Regierungen leider nur in durchaus unzureichendem Maße erfüllt. Gewiß, es werden die Tore zu den Freuden der Rechtsfähigkeit erweitert, aber über ihnen steht die Mahnung an den Eintretenden geschrieben, wenigstens nur eine leichte Fracht von Hoffnungen mit hineinzubringen. „Ein Verein . . . . . kann in das Vereinsregister als ‚Berufsverein' eingetragen werden, wenn sein Zweck nur auf die Wahrung und Förderung der mit dem Berufe seiner Mitglieder unmittelbar in Beziehung stehenden gemeinsamen Interessen oder daneben auf die Unterstützung seiner Mitglieder gerichtet ist, ohne daß ihnen ein Rechtsanspruch darauf eingeräumt wird", und dem Verein kann die Rechtsfähigkeit entzogen werden, wenn er einen Zweck verfolgt oder Mittel des Vereins für einen Zweck verwendet, der der Satzung fremd ist und, falls er in der Satzung enthalten wäre, die Verwaltungsbehörde zum Einspruch gegen die Eintragung des Vereins berechtigt haben würde. Damit ist der Standpunkt aufgegeben, von dem aus man Berufsvereine mit der Motivierung zurückwies, daß ihre Zwecke als politische oder sozialpolitische anzusehen seien, aber das Tätigkeitsfeld der in Gnaden Aufgenommenen ist doch eng begrenzt, und wenn auch die Begründung eine liberale Interpretation der Bedingungen verspricht, so ist doch die Beschränkung auf die Vertretung der mit dem Berufe der Mitglieder unmittelbar in Beziehung stehenden gemeinsamen gewerblichen Interessen in hohem Grade bedenklich. In der Begründung wird ausdrücklich vor einem unberechtigten Uebergreifen auf das Gebiet der allgemeinen Politik gewarnt, aber auch der Wortlaut des § 1 gibt den Behörden schon eine Handhabe zum Vorgehen, wenn beispielsweise eine Maschinenbauervereinigung gegen die allgemeine Teuerung der Lebensmitte Stellung nimmt, gar nicht zu reden von der Gefahr, die sie laufen würde, wenn es ihr in den Sinn käme, etwaige Zusammenhänge zwischen der sozialen Lage ihrer Berufsgenossen und dem preußischen Wahlrecht zu besprechen. Wahrlich kein großer Fortschritt von dem § 152 der Gewerbeordnung bis zu dem § 1 des Entwurfes! Aber es kommt noch eine direkte Benachteiligung der Arbeiterbewegung aus dem § 1 hinzu. Wenn heute etwa die Dachdecker in einen Streik eintreten, so können die Buchdrucker sie aus ihren Fonds unterstützen. Das wäre unter dem neuen Gesetz unmöglich, denn eine solche Subvention steht in den Augen der Aufsichtsbehörde sicher nicht mit den gemeinsamen Interessen der Buchdrucker unmittelbar in Beziehung. Die Verheimlichung einer Unterstützungsaktion würde sich aber kaum durchführen lassen, da jedes einzelne Mitglied zur Anfechtung eines Versammlungs- oder Ausschußbeschlusses im Wege der Klage berechtigt ist, und außerdem nach § 13 dem Vorstand die Pflicht erwächst, für jedes Geschäftsjahr eine Uebersicht über die Einnahmen und Ausgaben des Vereins getrennt nach ihren Zwecken im Reichsanzeiger zu veröffentlichen.

Die Entziehung der Rechtsfähigkeit droht aber nicht nur dann, wenn sich die Gewerkschaften auf das Glatteis der Erörterung jener Fragen begeben, die sie nicht als Berufsgenossen auf das unmittelbarste berühren, in gewissen Fällen ist ihnen auch bei der Vertretung ihrer ureigensten Interessen die Ausstoßung sicher, dann nämlich, wenn der Verein einen Ausstand herbeiführt oder fördert, „der mit Rücksicht auf Natur oder Bestimmung des Betriebes geeignet ist, die Sicherheit des Reiches oder eines Bundesstaates zu gefährden, eine Störung in der Versorgung der Bevölkerung mit Wasser oder Beleuchtung herbeizuführen oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben zu verursachen". Ward je ein Kautschukparagraph ersonnen, so ist es dieser. Welcher Streik kann hiernach nicht mit Entziehung der Rechtsfähigkeit bestraft und so, wenn nicht vereitelt, doch ungeheuer erschwert werden? Die Kohle dient der Beleuchtung, ein Ausstand der Bergarbeiter ist also Grund zum Einspruch, und auch ohne der merkwürdigen Judikatur unserer Gerichte in allen Koalitionsfragen zu gedenken, — wieviel Möglichkeiten sind nicht vorhanden, in denen die für die Entziehung der Rechtsfähigkeit zuständige Behörde durch einen Ausstand die Sicherheit des Staates als gefährdet oder Menschenleben für bedroht erachten kann? Allerdings gibt es gegen ihre Entscheidung eine Beschwerde, aber sie kann durch einstweilige Anordnung diejenigen Maßnahmen gegenüber dem Vereine treffen, die ihr zur Abwendung der Gefährdung im öffentlichen Interesse geboten erscheinen, und das ist das Wesentliche.

Diese Einschränkung der Streikmöglichkeit (§ 15,3) ist charakteristisch für den Geist, aus dem der ganze Entwurf geboren ist; die Vorteile der Rechtsfähigkeit sollen mit Opfern erkauft werden, die das Gesetz vor allem auch den Unternehmern der schweren Industrie annehmbar machen und der Behörde die Möglichkeit geben, durch Entziehung zugestandener Rechte die Stoßkraft einer gewerkschaftlichen Aktion zu verringern. Was bedeuten solchen Bestimmungen gegenüber die Bevorzugungen, die die gewerblichen Berufsvereine vor den eingetragenen Vereinen des Bürgerlichen Gesetzbuches genießen sollen? Diese Vorteile sind wirklich nicht so besonders wertvoll. Einer, von dem sehr viel Wesens gemacht wird, bezieht sich auf die Behandlung der Mitgliederlisten. Nach dem § 72 des B. G. B. hat der Vorstand dem Amtsgericht auf dessen Verlangen jederzeit ein Verzeichnis der Mitglieder einzureichen, nach dem Entwurf ist er nur gehalten, es der Verwaltungsbehörde vorzulegen. Das ist eine Erleichterung für die großen Verbände und die Beseitigung einer Handhabe zur Chikanierung, aber da Mitgliedern des Vereins jederzeit Einsicht in das Verzeichnis zu gewähren und auf Wunsch eine Abschrift zu erteilen ist, so sind die Bedenken, die die Gewerkschaften gegen § 72 hegen, insofern kaum verringert als auch jetzt Leute, deren Neugierde sie zu fürchten Anlaß haben, mit Hilfe eines vorgeschobenen Mitgliedes ihren Wissensdurst befriedigen können. So gibt es noch eine Reihe von anderen Paragraphen, die ebenfalls wenig danach angetan sind, den Arbeiterberufs-

vereinen die Erwerbung der Rechtsfähigkeit besonders verlockend erscheinen zu lassen. Die Vorschriften über die Kontrolle, die Androhung von Strafen usw. deuten ihnen, so notwendig sie auch sein mögen, an, daß sie für nicht ganz sicheren Gewinn zum mindesten ein großes Stück der Freiheiten, die sie trotz aller Polizeimaßregeln bislang genossen, aufgeben sollen. Zu diesen Freiheiten gehört vor allem auch die Tatsache, daß die Gewerkschaftskasse nicht für irgend welche durch den Vorstand oder die Vereinsmitglieder verursachten Schaden ersatzpflichtig gemacht werden kann. Die Gewerkschaft muß darauf verzichten, gegen einen, der ihre Gelder veruntreut, im Klagewege vorzugehen, sie kann Mitgliedsbeiträge ebensowenig gerichtlich einfordern wie sich Spielschulden eintreiben lassen, aber die Verluste, die ihr aus diesen Beschränkungen erwachsen, drücken sie weniger als die Sorgen einer Schadenersatzpflicht.

Der auf Grund des Spezialgesetzes eingetragene Berufsverein unterliegt dem § 31 B. G. B. und ist für den Schaden verantwortlich, den der Vorstand, ein Mitglied des Vorstandes oder ein anderer verfassungsmäßiger Vertreter durch eine in Ausführung der ihm zustehenden Verrichtungen begangene, zum Schadenersatze verpflichtende Handlung einem Dritten zufügt. Damit ist zunächst die Haftpflicht der Kasse im Falle eines Kontraktbruches festgelegt, und wenn man sich auch auf den Standpunkt stellen mag, daß ein Streik, bei dem die Kündigungsfrist eingehalten wird, unter Umständen von vornherein als verloren angesehen werden muß, so läßt sich natürlich gegen eine Schadenersatzpflicht in diesem Falle nichts einwenden. Ein anderes ist es, ob den Berufsvereinen der gegenwärtige Zustand, in dem der einzelne kontraktbrüchige Arbeiter — ohne Erfolg natürlich — haftbar gemacht wird, nicht vorteilhafter erscheint. Auf keinen Fall aber darf die Schadenersatzpflicht weiter ausgedehnt werden, und das ist nach dem Wortlaut des angezogenen § 31 B. G. B. sowohl wie nach der Rechtsprechung zu befürchten. Wenn man sich vergegenwärtigt, welche Rolle in der Bekämpfung der Koalitionsfreiheit beispielsweise der Erpressungsparagraph spielt, wie in Lohnkämpfen absolut unvermeidliche Handlungen als Drohungen oder Verstöße gegen die guten Sitten ausgelegt werden, so eröffnen sich wenig erfreuliche Perspektiven für die Vermögensbestände der Berufsvereine. Die englischen Spuren, der Taffvaleprozeß, in dem die betreffende Organisation für die aus dem Streikpostenstehen erwachsenen Schäden ersatzpflichtig gemacht wurde, die Heranziehung einer Buchdruckerkasse, weil einzelne Buchdrucker während eines Lohnkampfes Maschinen vorübergehend gebrauchsunfähig gemacht hatten, schrecken. Der Schadenersatzparagraph kann die Arbeiterorganisationen vollständig lahmlegen, und eine Gewerkschaft, die nicht von vornherein auf das Mittel des Streiks verzichten will, würde Selbstmord üben, wenn sie auf die Gefahr hin, ihm unterworfen zu werden, die Rechtsfähigkeit erwürbe.

So ist dieser Gesetzentwurf nach allem für die, die ohne Hintergedanken die Regelung der privatrechtlichen Stellung der Arbeiterberufsvereine anstrebten, eine schwere Enttäuschung, und dabei braucht nicht einmal davon geredet zu werden, daß er ausdrücklich wiederum das Koalitionsrecht der Arbeiter in Staatsbetrieben, der Landarbeiter, Schifferknechte und des Gesindes ausschließt. Nur naive Leute konnten erwarten, daß die Regierung auf die Anführung der fadenscheinigen Gründe verzichten werde, mit denen sie schon so lange weiten Kreisen unserer Arbeiter eins der elementarsten Menschenrechte vorenthält.

Aber man könnte nun einwenden, daß das Gesetz ja keinen Zwang ausüben wolle; die Gewerkschaften brauchten ja nicht unter das Joch zu kriechen, wenn ihnen die Sache bedenklich erscheine. Ganz recht — doch die Befürchtung ist nicht von der Hand zu weisen, daß mit Hilfe des Gesetzes zwei Sorten von Berufsvereinen geschaffen werden sollen, und die Einheitlichkeit der Gewerkschaftsbewegung, der wir uns langsam nähern, auf lange Zeit hinaus in Frage gestellt werden kann. Drinnen befinden sich die artigen Kinder, die unter der liebenden und väterlichen Obhut der Aufsichtsbehörde ihre Interessen vertreten, und draußen die Wildlinge, die auf das schützende Dach verzichten, weil sie auf sich selbst gestellt ihrem Vorteil besser dienen zu können glauben. Die Gefahr besteht, daß gegen diese Widerspenstigen nun alle die Mittel, mit denen man schon heute den Organisationen das Leben schwer macht, in verschärfter Weise angewandt werden, daß man sie mit den Peitschen und Skorpionen unserer „Koalitionsfreiheit" züchtigen wird. Deshalb handelt es sich hier nicht um ein gleichgültiges Gesetz, das man gehen lassen kann, wie es geht. Sind ihm seine Krallen nicht zu beschneiden, dann ist es weit besser, es gelangt zu Falle.

Rudolf Breitscheid.

Wahlprüfungspraxis und Wahlprüfungspraktiken.

Lange Jahre hindurch hat die Wahlprüfungskommission des Reichstages als eine Herberge der Gerechtigkeit und der Abgeordnete Spahn als das Muster eines unparteiischen Vorsitzenden gegolten. Auch die Linke, gegen die sich ja bekanntlich fast ausschließlich die Wahlbeeinflussungen richten, hat sich nicht ernstlich zu beklagen gehabt.

Das ist jetzt alles anders geworden. Nicht mehr Herr Spahn, sondern sein Fraktionsgenosse Wellstein führt den Vorsitz. Im Zentrum sind die Kulturkampferinnerungen verblaßt. Es fühlt sich als Regierungspartei und hat, etwa vom Saarrevier abgesehen, auch nirgends mehr unter der Ungunst der Behörden zu leiden. Seine einst so geschärfte Sensibilität gegenüber dem amtlichen Wahldruck hat sich stark abgestumpft. Es hat sich zwar noch nicht ganz zu dem Standpunkt der Konservativen durchgerungen, für die es unzulässigen Wahldruck eigentlich überhaupt nicht gibt; aber viel fehlt nicht mehr daran. Mit den Nationalliberalen steht es ähnlich. Sie fühlen sich gar nicht mehr als Liberale, als Teil der Linken, sondern lediglich als linken Flügel der Rechten.

Es ist, als wenn sich der böse Geist der Zollkämpfe von 1902 auf die Wahlprüfungskommission übertragen hätte. Wer einmal das Recht bricht, wie es beim Antrag Kardorff geschah, dessen Rechtsbewußtsein bleibt eben dauernd getrübt. Nichts kettet außerdem fester zusammen als das Bewußtsein einer gemeinsamen Schuld. Der Bund, der unter dem Zeichen der Brotverteuerung zustandekam, hat sich zum soliden Block des Rückschritts entwickelt. Weder die Reichsfinanzreform noch die Wahlprüfungen versteht man, wenn man nicht dieses Blocks gedenkt.

Das Verfahren der Wahlprüfungskommission, das ja fast ausnahmlos vom Plenum ratifiziert zu werden pflegt, bietet schon seit 1903 zu den ernstesten Bedenken Anlaß. Aber erst die Wahlprüfungen, die vom 15. bis 17. November verhandelt wurden, haben die Größe der Gefahr in ihrem ganzen Umfange erkennen lassen. Es hat sich da gezeigt, in wie schneidendem Gegensatz die Praktiken von heute zu der bewährten Praxis von früher stehen. Mit einem sans gêne ohnegleichen wird das in dem Kommissionsbericht über die Wahl des Elsässers Wiltberger zugegeben. Der Referent führt da nämlich unter Zustimmung der Mehrheit aus:

„Er sei der Ansicht, daß, nachdem durch die neueren gesetzlichen Bestimmungen der Schutz des Wahlgeheimnisses in viel höherem Maße gesichert worden sei, die Anschauungen und Grundsätze, welche der Reichstag über behördliche Wahlbeeinflussungen in seinen früheren Beschlüssen niedergelegt hatte, nicht mehr in ihrem vollen Umfange aufrecht erhalten werden könnten. Denn einmal könne die Wirkung eventuell stattgefundener Wahlbeeinflussungen, auch der behördlichen, bei den Bestimmungen über Wahlkuverts, Isolierräume usw. nicht mehr, wie es früher vielleicht geschehen sei, kontrolliert werden; eine Wahlbeeinflussung habe daher in dieser Beziehung keinerlei Bedeutung mehr. Sodann aber würden die Beeinflussungen, welche von anderen Seiten auf die Wähler geübt würden, eine viel größere und schwerer wiegende Wirkung ausüben als die der staatlichen Behörden. Der Ein-

fluß der staatlichen Behörden, wenn überhaupt ein solcher stattfände, entspränge aus dem Vertrauen, welches die Wähler zu dem Inhaber der betreffenden Behörden hätten, nicht aber aus der Furcht vor etwaigen Nachteilen, welche ihnen erwüchsen, wenn sie nicht so wählten, wie die Behörde es wünsche. .... Die Frage der unzulässigen amtlichen Wahlbeeinflussung dürfe nicht wie bisher grundsätzlich, sondern je nach Lage der einzelnen Verhältnisse beurteilt werden."

Mit einer Offenherzigkeit, die hart an Zynismus grenzt, wird also hier der Grundsatz der Grundsatzlosigkeit proklamiert. Wunderschön drückte es einer der Redner der Mehrheit so aus: man müsse natürlich Grundsätze haben, aber sie müßten „flüssig" sein. Dehnbarer Granit! Flüssige Grundsätze! Die Wahlbeeinflussungs-Entschuldungskommission, wie Gothein sie getauft hat, konnte sich selbst nicht besser charakterisieren, als indem sie sich die Worte „flüssige Grundsätze!" zur Devise erkor.

Dabei ist die Voraussetzung völlig haltlos, auf der sich der Gesinnungswechsel der Kommission aufbaut. Sie geht nämlich davon aus, daß nach der Sicherung des Wahlgeheimnisses durch die Kuverts und Isolierräume eine Kontrolle der Abstimmung nicht mehr möglich sei. Und das, obwohl in fast jedem der Dutzende von Protesten, mit denen die Kommission sich zu beschäftigen hatte, darauf hingewiesen wird, daß das Wahlgeheimnis jetzt vielleicht noch schlechter behütet sei als vorher. Denn die Stimmgefäße sind dieselben geblieben: Terrinen, Töpfe, Zigarrenkisten usw. Früher verteilten sich die kleinen Stimmzettel nach verschiedenen Seiten des Gefäßes. Jetzt kommen die großen Kuverts meist infolge der Kleinheit des Gefäßes genau in der Reihenfolge aufeinander zu liegen, in der sie abgegeben werden. Die Kontrolle ist bei Führung einer Gegenliste daher spielend leicht und wird auch häufig genug vorgenommen. Das weiß die Kommission oder müßte es wenigstens wissen. Ihre Behauptung ist mindestens objektiv unrichtig.

Von einer Sicherung des Wahlgeheimnisses wird erst dann die Rede sein können, wenn wir amtliche Vorschriften über die Beschaffenheit der Wahlurnen haben. Professor Siegfried, der Spezialist für diese Frage, hat erst kürzlich in einem Aufsatz in den Annalen des Deutschen Reiches (1906, Nr. 10) über „die verschwiegene Wahlurne" überzeugend auseinandergesetzt, wie unbefriedigend der bisherige Zustand ist. Auf Grund einer Fülle praktischer Versuche kommt er dann zu Vorschlägen über die zweckmäßigste Konstruktion von verschließbaren Urnen, die nicht entleert werden können, ohne daß die Wahlkuverts durcheinander fallen. Hat die Regierung sich die Siegfriedschen Vorschläge zu eigen gemacht, dann wird die Wahlprüfungskommission von einer Sicherung des Wahlgeheimnisses zu sprechen befugt sein.

Aber selbst dann dürfte sie den Begriff der amtlichen Wahlbeeinflussung nicht ausmerzen. Für die Behörden kommt nämlich nicht bloß die Abstimmung bestimmter Personen, sondern auch die ganzer Ortschaften in Betracht. Der Glaube ist sehr weit verbreitet, daß die Orte von den Verwaltungsbehörden besser bedacht werden, die regierungsfreundlich stimmen, als solche, die eine Mehrheit oppositioneller Stimmen aufbringen. Ich entsinne mich aus meiner kurzen Verwaltungstätigkeit her, wie mir konservative Beamte erzählten, die Bevorzugung der Stadt Ratzeburg gegenüber der Stadt Mölln in Fragen der Garnison, des Bahnbaues usw. rühre daher, daß Ratzeburg überwiegend konservativ, Mölln überwiegend freisinnig stimme. Jedenfalls nimmt man auf dem Lande vielfach an, die Dörfer hätten am meisten Aussicht, bei Chausseebauten, Brückenanlagen, Wasserleitungen und ähnlichen Dingen berücksichtigt zu werden, mit deren Abstimmung der Landrat zufrieden sei. Darum muß, mag das Wahlgeheimnis noch so sehr gesichert sein, aufs peinlichste darauf geachtet werden, daß die Verwaltungsbeamten wenigstens in ihrer amtlichen Eigenschaft sich nicht in die Wahl einmischen. Bricht man mit diesem Grundsatz, wie es die Wahlprüfungskommission getan hat, will man bloß noch „von Fall zu Fall" entscheiden, so reizt man namentlich die ostelbischen Landräte, die wahrhaftig schon jetzt nicht schüchtern in amtlicher Wahlmache sind, direkt zu zügelloser Wahlbeeinflussung auf.

Das ist das Verhängnisvollste an dem neuerlichen Vorgehen der Wahlprüfungskommission.

Sie hat mancherlei auf ihrer Debetseite. Einzelne Wahlprüfungen sind in geradezu unverantwortlicher Weise verschleppt worden. Man vergegenwärtige sich nur, daß das Referat in Sachen Malkewitz nicht in der sonst üblichen alphabetischen Reihenfolge, sondern erst verspätet vergeben, daß die Entscheidung in Sachen Wiltberger grundlos Monate hindurch nicht auf die Tagesordnung gesetzt wurde. Inkonsequenzen schwerster Art sind festzustellen. Genau dieselbe amtliche Beeinflussung ist im Fall Pauli wie im Fall Dietrich vorgekommen. Die Wahl Paulis-Oberbarnim wurde seinerzeit kassiert, die Wahl Dietrichs ist jetzt für gültig erklärt. Warum? Darum! Nicht die Praxis ist eben mehr maßgebend, sondern man entscheidet „von Fall zu Fall". Mit äußerster Beschleunigung und äußerster Rigorosität wurde der Demokrat Blumenthal aus dem Reichstag spediert. Spät kam man an den freikonservativen Elsässer Hoeffel heran, und mit denkbar größter Milde wurde sein Fall angesehen. Denn die Kommission mißbilligt zwar „an sich" — z. B. im Fall Blumenthal — die amtliche Wahleinmischung; aber in besonderen Fällen — z. B. bei Hoeffel — drückt sie ein Auge zu. Sie ging so weit in der Berücksichtigung der amtlichen Wahlbeeinflussung, wie man nur irgend gehen kann, als es sich darum handelte, die Sozialdemokraten Braun und Buchwaldt aus dem Reichstag zu entfernen. Aber sie schwört darauf, daß der Landrat und der Regierungspräsident im Falle Malkewitz absolut korrekt verfahren sind.

Und das alles machen, von dem einzigen Falle Wiltberger abgesehen, die braven Nationalliberalen mit. Nicht alle. Herr Günther z. B., der einen ostpreußischen Kreis vertritt, hat immer mit der Linken gestimmt. Wie mir einer seiner Wähler, der mich im Sommer besuchte, mitteilte, hat nämlich gegen ihn auch der ganze amtliche Apparat gearbeitet. Aber nur wenige seiner Parteigenossen folgten Herrn Günther auf diesem Weg politischer Sauberkeit. Das Gros erwies sich wieder als getreues Gefolge der Reaktion. Und Herr Bassermann, dem ja leichtsinnigerweise auch etliche Tausend freisinniger Wähler zu seinem Reichstagssitz verholfen haben, rechnete es sich gar wieder einmal zur Ehre an, als Scharfmacher seiner Fraktion zu fungieren. Wie in der Presse unwidersprochen mitgeteilt worden ist, hat er im Augenblick der Abstimmung über die Wahl Malkewitz noch eindringlichst die Parteimitglieder, die rote Neinzettel vor sich liegen hatten, dahin bearbeitet, sie mit weißen Jazetteln zu vertauschen Seine Bemühungen sollen auch in einzelnen Fällen von Erfolg begleitet gewesen sein. Wenn man bedenkt, daß er nur deshalb im Reichstag sitzt, weil das Mandat Brauns zu Unrecht — nach Ansicht der Linken! — für ungültig und sein eigenes zu Unrecht — nach Ansicht der Linken! — trotz der Wahlbeeinflussung durch den Reichskanzler für gültig erklärt wurde, so wird man sich nicht wundern können, wenn gerade er den neuen Kurs der Wahlprüfungskommission aus vollem Herzen gutheißt. Aber vielleicht nehmen die Jungliberalen, unter denen es viele wirkliche Liberale gibt, die neuesten Wahlprüfungsergebnisse zum Anlaß, um auch diesen Teil der parlamentarischen Tätigkeit der Fraktion und ihres Vorsitzenden einer kritischen Betrachtung zu unterziehen.

Die Linke weiß jetzt jedenfalls, woran sie ist. Von dieser Wahlprüfungskommission hat sie nichts zu erhoffen. An der ist Hopfen und Malz verloren. Aber falsch wäre es meines Erachtens, deshalb etwa die Forderung aufzustellen, nach ungarischem Muster die Wahlprüfungen einem Gerichtshof zu übertragen. Nein, wir wollen auf dieses Recht des Parlaments nicht verzichten, selbst wenn uns augenblicklich seine Ausübung noch so wenig gefällt. Wir wollen auf eine bessere Zusammensetzung des Reichstages hinarbeiten. Dann bekommen wir ganz von selbst eine bessere Wahlprüfungskommission.

H. v. Gerlach.

Davids künstlerische Lebensbeichte.

Das Buch heißt „Vom Schaffen",*) und J. J. David ist sein Verfasser.

Es ist dies ein Buch, das ein seit Jahren schwer siecher Mann in Gestaltung innerer Erlebnisse den flüchtenden Tagen abgerungen hat; einer, von dem die Vielen nichts wissen, und auf den sie erst verlangende Blicke richten werden, wenn es für ihn selber zu spät sein wird; einer, in dem ein Bestes unserer künstlerischen Bestrebungen zum Ausdruck kommt.

Denkt man an David und sieht man ihn im Kreise derer, die mit und neben ihm um die dichterische Erfassung modernen Lebens ringen, so ist das erste unterscheidende Wort, das sich einem auf die Lippen drängt, zu sagen: er hat eigenen Stil. Er ist ein Werkeltagskind, und das Leben ist ihm hart begegnet und noch härter — weil sie ihn lieb hat — die Kunst. Er hat mit ihr, wie Jakob mit seinem Gott gerungen, und ist mit gebrochenen Kräften aus diesem rastlosen Kampfe heimgeschickt worden. Sein Stil ist der des Ringenden. Wer Davidsche Bücher liest, der erlebt Kunst, aber auch zugleich die schwere Arbeit um die Kunst. Es ist nichts Leichtes, nichts Einschmeichelndes in seiner Darstellungsweise, nichts, was sich dem halb abgewandten Ohr einprägte und zerstreute Sinne fesselte. David ruft den Mitarbeiter im Leser. Und mehr vielleicht noch in diesem letzten Buch, als früher wohl. Es ist Glanz in diesem Stil, aber es blitzt gleichsam nur unter der Oberfläche auf; es ist Bilderreichtum — diese getrübten Augen sehen mehr vom Naturgeschehen als viele gesunde — aber diese Bilder wollen kein lockender Schmuck sein und sind es nicht, auch werden sie nur da verwandt, wo es notwendig scheint. Der Stil des um die Kunst ringenden Mannes, dieser sehr heimliche, dann wieder sehr gewaltsame, wortschöpferische, oft biblisch anmutende, immer ganz originale Davidsche Stil ist in seinem neuen Buche.

Denkt man Davids unter den Mitstrebenden und vergegenwärtigt man sich die realistische Bewegung, die auch ihn getragen, so erscheint er nach innen gewandt. Die Beobachtung war ihm niemals das Letzte. Hinter den Erscheinungen steht ihm, undeutbar, das Sein. Es raunt und handelt aus seinen Menschen, ohne daß sie Zunge oder Arm immer eigenmächtig meisterten. Es ist ein Gott in seiner Welt. Jede Enge — und er liebte es, dahinein zu führen — tut sich unversehens zu dunklen Tiefen auf. Es ist ein Mystiker in ihm, nicht von jener spekulierenden, abgetanen Art, die aus Dämpfen orakelt, wohl aber ein fromm sich Versenkender, der sein Ahnen heilig hält, weil es aufwärts führt und weiter reicht als das Auge. Dieses nach innen Blickende ist auch in dem neuen Buch, und es ist vielleicht das Eindrucksvollste darin, was er über allerlei Geheimnisdunkles: die drei Stufen dieser Welt und die Trilogie der Kunst, die sexuelle Doppelnatur im Künstler und die Mysterien der Befruchtung aus den Tiefen erschürft und ans Tageslicht stellt.

Dies Buch „Vom Schaffen" ist kein Versuch zu irgendwelcher Poetik. Es ist eine Autobiographie, wie wir deren noch keine besaßen. Von sich spricht David. Freilich steht nichts darin, wie ihm die Kinderstube ausgeschaut hat, wie er den Weg zur Schule und ins Leben hinein fand, wie ihm die Liebe begegnete, wie er ein Weib freite und seinen Hausstand richtete. Nur von dem spricht David, was ihm die Seele zu innerst erfüllt, von seiner Kunst. Auch redet er mit geschlossenen Lippen. Es werden manche dies Buch lesen und nicht einmal ahnen, wie sehr es von Selbsterlebnis durchflammt, wie sehr es nur Beichte ist. Alles scheint hier ganz objektiv gesagt zu sein: „Von der Zeitung" handelt ein Kapitel, ein anderes „von den Büchern", das dritte „von den großen Philistern", das letzte vom „Schaffen und seinen Bedingungen" — und sind doch alle zusammen Geständnisse aus diesem harten Ringen um die Kunst, das deshalb so schwer lastet, weil es alles glänzenden Pathos ermangelt, weil es ein Werkeltagskämpfen ist. Hier setzt sich David mit der „Zeitung" auseinander, der er die besten, triebkräftigsten Jahre seines Lebens — waren sie verloren? — widmen mußte; hier mit den „Büchern", die der Schaffende anders liest, als der Laie, die ihn zu gefährden vermögen und seinen Sinn verwirren; hier gibt er aus ehrfurchtsvollem Versenken in die Geheimnisse der eigenen, arbeitenden Seele Einblick in die künstlerische Konzeption und das Insichaustragen des Werkes. Was aber David „von den großen Philistern" zu sagen hat, das führt noch tiefer in die Kämpfe seines Lebens, zeigt erhellender, wie er sich Frieden fand.

Wird in jedem Werk, das einen breiteren Erfolg davonträgt, der Philister durch eine kleinere oder größere Dosis Philistrosität gefangen genommen, so ist Davids gesamte künstlerische Laufbahn eine Kette von Niederlagen wider den Philister gewesen. Er hat sich niemals dazu bequemt, Konzessionen zu machen, es ist auch wenig oder nichts in seinem Wesen, was dem Geschmack der Vielen entgegenkäme. Die Bitternisse der Vereinsamung hat er erfahren. Und trotzdem — ich wüßte keinen, der billiger über die siegreichen Philister geurteilt hätte, als es eben David hier in seinem neuen Buche „Vom Schaffen" tut.

Es ist ein Unterschied zwischen dem rüstigen Vorwärtsschreiten des Fußgängers und dem langsamen Vorrücken eines troßbeschwerten Armeekorps: letzterem vergleicht David die breite Masse eines Volkes, die schwerfällige. Der einzelne hat ein leichtes Spotten; es ist aber genug, und wir müssen es zufrieden sein, wenn unter den vielen überhaupt eine Bewegung in Gang kommt. Mit Studentenweisheit, aber auch mit dem hellen Uebermut siegesgewisser Jugend, ist der Philister nicht abzutun.

Wohl nie ist der Gegensatz zwischen Künstlertum und Philisterium lebhafter empfunden und ausposaunt worden als zur Zeit der Romantik. Wo aber sind die großen Werke, die solche Stimmung zeitigte? Und David sieht tiefer. Liegt die Bedeutung moderner Kunst vornehmlich in der Schilderung des Milieus, so heißt das: die Feinde in ihren eigenen Lagerstätten dienend suchen. Denn der Philister ist es eben, der sich ganz in seinen Hausrat einspinnt, den eigenen Dunstkreis sich behaglich verdichtet, durch Andenken und Gerät aus Väterzeit sein Dasein mitbestimmen läßt, — „Milieu" sich schafft. Die Gestalt Gretchens taucht auf. Ist sie nicht eine rechte Philistermaid? David vergleicht sie Ophelia und dann der Bajadere des Goetheschen Gedichtes: Es ist das mütterliche Empfinden, aber auch dies blumenhafte Festgewurzeltsein in einem Eckchen eines mauergeschützten Gartens, davon der unvergleichliche Liebreiz, dies Sich-ans-Herz-Anklammern ausgeht.

„Es läßt sich getrost behaupten," so spinnt David seine Gedanken fort, „daß mindestens in deutschen Landen und für unser Geistesleben noch niemand etwas Dauerndes vollbracht hat, der nicht ein Philister war oder der das Organ für das Philistertum nicht mindestens unverkümmert in sich gewahrt hätte." Da ist Bach, der sein Tiefstes niederschreibt, während die Kinder ihn umlärmen; Dürer, der auf die freie und reiche Lebensführung italienischer Maler befremdet blickt; Martin Luther, der sich vor den rebellischen Bauern geängstigt zurückzieht; Bismarck, der seine eheliche Treue einem eifernden Pastor gegenüber zu rechtfertigen für gut befindet und in den Buchholz-Bänden schwelgt. Da ist — das wissen wir längst — auch Goethe.

Man soll sich nicht feige an dem Spiegel vorüberdrücken! David tut es gewiß nicht. Er weist darauf hin, daß Philisterblut in unser aller Adern kreist; er spricht von der Gicht von Urväterzeit her, der Gicht der Seele, die auch den Stärksten mit dem Philister verbindet. „Der Philister ist ewig." Es heißt aber auch schon, sich zu dessen Anschauungen bekennen, ja, an deren Fundament selbsttätig mitbauen, geht man nur eine rechtsgiltige Ehe ein: Man unterwirft sich und seine Nachkommenschaft der bestehenden Gesellschaftsordnung.

Das alles sind Gedanken wertvoll in sich, wertvoller als Bekenntnis dessen, der sie ausspricht. Sie zeigen David in dem stillen, das eigene Selbst wertenden und richtenden Mühen, das jeder daran setzen muß, den Persönlichkeitswillen mit der Welt in Einklang zu bringen. Sie zeigen im Besiegten den Sieger.

Das alte Bild gewinnt Farbe: es geht laut und lärmend zu im Tempel der Kunst, die Fürsten der Philister feiern ihre

*) Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1906.

Feste. Drunten aber stehl der Gebundene und Gefangene, der die Laute vor ihnen spielen muß. Und seine Hände greifen nach den Säulen . . . .

Diese Zeilen waren bestimmt, dem schwer darniederliegenden Dichter einen letzten Gruß zu bringen. Sie fallen nun wie ein welkes Blatt auf sein Grab. Der Tod hat ihre Veröffentlichung überholt. J. J. David ist am 20. d. M. verschieden.

Wir glauben an die Auferstehung dieses Toten! Eine Ausgabe seiner sämtlichen oder doch gesammelten Schriften wird von einem engeren Freundeskreise vorbereitet. Sie wird bekunden, was er bedeutete.

Es soll hier nicht in der dumpfen Hast der Todesstunde über seine künstlerische Persönlichkeit geurteilt werden. Die Leser der „Nation“ wissen, was sie an ihm besaßen und verloren haben. Ich selbst aber hoffe zu späterer Frist, aus erneuter Versenkung in sein dichterisches Schaffen, sein Bild zu zeichnen, wie ich es begreife.

Ernst Heilborn.

Dostojewskis „Dämonen“.

Der Ruhm von Feodor Michaelowitsch Dostojewski ruht im wesentlichen auf einem einzigen Buch. Es ist dies „Raskolnikow“, der schon längst in die deutsche Literatur übertragen worden ist, die reichste und keineswegs übertriebene Anerkennung gefunden hat, in einer ganzen Anzahl von Uebersetzungen zirkuliert und schwerlich jemals vergessen werden kann. Wenn man behaupten mag, ein Roman sei aus dem Geiste Shakespeares empfangen warden, so ist es wohl der. Es hat noch kaum ein Dichter mit so tiefem, wissendem, warmem Blick die letzten Gründe seines Volkes gesehen, dieses Volkes, das sich noch niemals darüber klar werden konnte, was es will und was es erstrebt, wohin seine Sehnsucht geht, von wannen es seine Erlösung erwartet, das heimgesucht ist von Fieberträumen, die kein Machtwort des Popen, kein Segensspruch der heiligen Bücher zu bannen vermag. Und worin die ganze Bedeutsamkeit Dostojewskis ruht: er selber ist niemals mott geworden, zu sinnen, und zu deuten. Er stand vor den Wundern dieses wunderreichen, heiligen Rußlands, ein Wundergläubiger und ein Zerrissener, ein Bekennender und erfüllt von allen Zweifeln, die aus dem bösen Westen hinüberwehten in den frommen Osten.

Es hat die Welt vielleicht, seitdem sie steht, gewiß seitdem wir ihren Verlauf überblicken, noch keinen ähnlichen Zersetzungsprozeß mit angesehen. Die Gärungen innerhalb des Judentums könnte man heranziehen, und sie sind verwandt genug, wie sie denn auch aus ähnlichen Wurzeln aufwuchsen. Hier aber wünscht eine kleine Nationalität aufs leidenschaftlichste, sich an das Große, Künstlerische, Menschliche gänzlich verlieren zu können, mit der geheimsten Sehnsucht, sich dabei dennoch wiederum zu behaupten. Ganz anders steht es im Reiche des Tschin und des Zar. Ist es die „aura borealis“, das Nordlicht, das dort am Horizont sich erhebt, mit kämpfenden Schwertern ankündigt, unmeßbar über uns werde eine Geisterschlacht geschlagen, die alle unsere Instrumente in Verwirrung bringt; sind es belanglose Spiele und Spiegelungen der Wolken, die wir bestaunen, hinter denen wir Vordeutungen suchen? Genug, auch der jüngste Roman Dostojewskis, den in verwunderlicher Weise der Verlag von R. Piper & Co. in München jetzt erst einem deutschen Publiko darbietet, dem sonst nach Russischem fast übermäßig begierigen, regt zu solchen Fragen mächtig auf und an, denn mit Turgenjew begann eine Art Ahnung dessen zu dämmern, was der Nordosten vielleicht an ganz eigentümlichem Leben in sich hege und berge. „Sebastopol“, überhaupt Tolstoj hat uns den ganz fremdartigen Heroismus des Slawen offenbart. Dostojewski aber schlug die Tür ein, die einzig ins Innerste führt. Alle Reformation beginnt vom alten Testament. Ueber Luthers unzureichendes Wissen hinaus mußte man greifen können, ehe ein eigentlich protestantisches, ehe das elisabethinische Geistesleben auf stramme Waden gestellt werden konnte. Die seidenen Strümpfe dazu, die mußte sich die alte fröhliche Königin Betti freilich noch bei einer besser bemittelten Nachbarin ausborgen, wenn sie, ihrer Würde entsprechend, recht stattlich einen Ball anführen wollte.

Man erinnert sich wohl noch, wie einmal Gottfried Keller, dem der Aristokrat Meyer innerlich niemals sehr gemäß sein konnte, den Gegensatz zwischen ibren beiden tiefsten Naturen ausschöpfte und definierte. Der Wortlaut ist mir nicht gewärtig. Des Sinnes aber glaube ich Meister zu sein und der hieß: „Ja der Meyer, der hat's gut, der ist ein großer Herr. Ich aber, ich habe für nichts Herz als für mein arms kleins Völklin.“ Aehnlich steht es mit den Werken der beiden großen Russen. Immer hört man bei Tolstoj die Lindensohle des Bauernschuhes, der aber absichtlich und, um das Gräßliche des künstlerischen Eindruckes zu mildern, über den harten Juchtenstiefel gezogen ist, immer bei Dostojewski den unbarmherzigen Tritt eines in seiner Verderbtheit ganz beispiellosen Beamtenregimentes, dem Millionen von Menschen zu Füßen, damit über sie hinweggeschritten werde, geworfen sind. So geht es hier ganz besonders mit „Dämonen“, die nicht viel verstanden werden dürften, so einfach sie in ihrer Handlung erscheinen. Wieder erkennt man, es ist ein Kastenkampf, der ausgetragen wird, dessen Beginn wir noch nicht bestimmen können, dessen Ende sicherlich keiner von uns sehen wird. Dreimal, immer mit sehr geändertem, immer mit sehr geschärftem Blick in und für das Werk bin ich nun daran herangetreten, das erstemal in diesem Sommer, der so zaghaft heraufkam, so rasch seine Höhe erreichte und verschwand, das anderemal dem vorzeitigen und traurigem Herbste zu und nun endlich jetzt, selber Blicke im Kopf, die eigentlich lieber nach anderen Fragen sorgten und frügen, als nach dem Leben von Stepan Trophimowitsch Werchowensk1 und seiner Freundin und Geliebten Warwara Petrowna auf Skworeschnikı. Dieser Stepan Trophimowitsch Werchowenski stellt nun von „Dämonen“ den Helden dar, soweit es etwas dem ähnliches in einem Dostojewskichen Roman geben darf. Erzieher im Hause einer sehr reichen Generalswitwe, war er verpflichtet, seine Sorgfalt ihrem einzigen Sohne zuzuwenden. Es ist nur noch nachzutragen, daß ein Dostojewskischer Erzieher selbstverständlich nicht von der Art ist, die alle Tage aufwächst und geboren wird, um über Nacht abgemäht zu werden und zu welken wie das Gras. Werchowenski hat Passionen. Er war einmal ein Genie, und es ist nur Laune des Dichters, daß wir nichts näheres über seine Leistungen erfahren können. Gewiß ist, daß sie einmal in Jahren, die vor der Geschichte liegen, eine Rolle gespielt, und es ist durchaus nicht die Schuld seiner sehr freigebigen Freundin, wenn ihm nicht die Gelegenheit wiedergegeben wird, an die Stelle jenes Mannes zu treten und sich jene Beachtung zu erstreiten, die ungünstige Sterne ihm vorenthalten haben. Natürlich ist er immer noch, so musterhaft und einwandfrei er sich die ganze Zeit benommen hat, von damals her oben sehr verdächtig. Wann wäre man das in Rußland nicht, oder wann hörte man auf das zu sein, ist man einmal erst in verhängnisvollen Geruch gekommen, an dem Polizeihunde schnüffeln

---

Anmerkung der Redaktion. Dieser Aufsatz ist unmittelbar vor Davids Tod geschrieben. Der Verfasser wußte, daß es mit ihm zu Ende ging. Dem Brief an den Redakteur der „Nation“, mit dem er das Manuskript begleitete, entnehmen wir die nachstehenden Zeilen:

„Also, es wird ernst. Ich denke, der mitfolgende Beitrag ist der letzte, mit dem ich die ‚Nation‘ ‚schmücken konnte‘. Er ist der Würde und Gemessenheit des Momentes gemäß, erst dem Stenographen, dann der Maschinenschreiberin diktiert worden, ich hab' ihn revidiert, und wenn man merken sollte, daß, wie wir in Wien sagen, ein recht fataler Kiebitz im Zimmer gewesen ist, dann bitt' ich Sie, tilgen Sie doch solche Spuren allzugroßer Subjektivitäten und Launenhaftigkeiten . . .

„Es ist ja am Ende nichts gar so Ueberwältigendes, was der Welt verloren geht. Ich war ein guter Kerl und — soweit mir ein Urteil zusteht — ein leidlich anständiger Mensch. Ich möchte, daß mein Angedenken nicht ganz und spurlos verwehe.“

zu dürfen glauben? Natürlich kommt er in eine Zeit der Gärung hinein, denn wann würde sich, seitdem die ersten modernen Gedanken und Schlagwarte über die Grenze gedrungen sind und sich als lebendig erwiesen haben, Rußland nicht, nach welcher Richtung immer, in Bewegung gefunden haben?! Es ist nun merkwürdig, wie unklar diese Gärung ist, wie sie, bei der man wohl an die Zeit nach der Niederwerfung des Nihilismus denken muß, der Gegenwart ähnelt. Kein Mensch hat auch nur eine Ahnung von einem Programm. Man kann nicht einmal behaupten, sie hoffen auf einen Führer oder sie werden verführt. Es soll kommen, wie alles Wunderbare kommt, als ein Geheimnis soll es aus den Dunkelheiten treten und sie zerreißen. Es ist in allem russischen Wesen eine große Freude an Geheimkram und an Verschwörertum, und es ist wiederum eine vollkommene Unmöglichkeit, sich zu fügen, große Lichtlinien zu empfangen. Vielleicht erhalten wir hier psychologisch einen der allertiefsten und wichtigsten Fingerzeige für die Genesis, für die Möglichkeit einer Wirksamkeit großer und weitreichender Volkserhebungen überhaupt. Denn bei jedem Blick, den wir in dieses Rätselwerk Dostojewskis tun, bei jedem ohne Ausnahme, fühlen wir uns zu den sonderbarsten Betrachtungen angeregt, ja gezwungen. Nun: Werchowenski ist gewiß nicht der Mensch, der lenken und leiten kann. Sein Sohn — denn dieser merkwürdige Kauz war verheiratet, ja er war, was sich als verwunderlicher herausstellen wird, sogar Vater geworden — taugt noch minder an die Spitze einer Aktion. Es findet nun in der Leitung des Gouvernements ein Wechsel statt. Der neue Gouverneur ist des besten Willens voll und möchte zunächst etwas zur Verbesserung der sozialen Lage einer gerade in Rußland furchtbar mißbrauchten und höllisch beanspruchten Kaste, der Gouvernanten, tun. Man denke, es wird doch allgemein ein sehr vollkommenes Französisch und ein ziemlich ansehnliches Maß der Durchschnittsbildung begehrt, bei einer Bezahlung, die knapp vor dem Hunger steht.

Alles im Gouvernement fällt unter die Patronanz der höchsten Regierungspersönlichkeiten des betreffenden Kreises, soll eine soziale Tat unter den Augen der einflußreichsten Großen und unter dem Segen der Angesehensten sich vollziehen In wessen Nutzen, zu wessen Ziel aber die folgende Verwirrung geschieht und sich bereitet, bleibt unklar. Gewiß ist, es kommt zu den häßlichsten Szenen, aus denen sich hernach die letzten, allerletzten Katastrophen notwendig entwickeln müssen. Der sehr reichen Generalin, der knapp vorher ein Versuch mißraten war, noch einmal die Gabe des Dichters, an den sie so lange und so verhohlen geglaubt hatte, zur Geltung zu bringen, mißlingt ein letztes, kostspieliges Experiment schmählich. Die Stimmung ist im Vorhinein gegen ihn, der sich produzieren soll. Es kommt zu einer recht unangenehmen Opposition, während er Wahrheiten zu verkündigen glaubt, die längst abgestanden und wiederholt sind. Sein alter Gegner, dem das Leben so ziemlich alles gewährt hatte, was sich Stepan Trophimowitsch geweigert, stellt sich gleichfalls bloß. Dazu aber geschieht noch etwas vollkommen Unerwartetes und in seinen Folgen Unabsehbares, Symbolisches. Auch die Generalin hat aus ihrer Ehe ein einzig Kind. Dieser Junge nun gilt, man weiß nicht warum, allen diesen Verschworenen und Verschwörenden, für den, der kommen muß, für den, der über ihnen ist. Er übt einen unbegreiflichen, aber einen unentrinnlichen Einfluß. Auf seinen Wink gibt sich ihm das schönste, reichste, innerlich freieste Mädchen dieser ganzen Gesellschaft in freier und unbedingter Neigung hin. Er steht über allem, was andere verbindet, mit ihm, so glaubt man, ist einer jener Ausgangspunkte gefunden, die zu höchst geheimnisvollen Verknotungen führen, zu Verknotungen, die man nicht entbehren kann, die als für sich selbst bestehend und höchst wichtig angenommen werden müssen. Ihm beugt sich in einer mehr als hündischen Ergebenheit, die wir eben als echt russisch annehmen und glauben müssen, der sonst sehr hochfahrende Sohn von Werchowenskis Erzieher, der vor der Katastrophe eingetroffen ist. Denn diese glaubt alles nun nahe und im Heraufdämmern durch Pjotr Stepanowitsch Werchowenski begriffen, durch einen jungen Mann, ganz dunkel nach Beruf und Gesinnung, gleichfalls aber von großem Einfluß auf menschliche Gemüter, ganz besonders auf das jener Julia Lempka, welche die Frau des Gouverneurs ist und ihn dominiert.

Der Gatte des Weibes, das Werchowenski verführt hat und das vor den Augen des eigenen Mannes als eine Schwangere elendiglich stirbt, erkennt dies schrecklich als eine höhere Fügung, der man sich unterwirft, ohne viel zu fragen, so sie über einen hereinbrach. Wieder einer setzt über Wunsch derer, die er für die höheren Gewalten halten muß, gehorsam den Revolver an seine Schläfe, und geht schweigsam aus dieser verworrenen Welt, nur damit die Fiktion nicht zerstört werde, es bestünde eine gefährliche, deutungsreiche Verschwörung, gegen die man Vorkehrungen zu treffen hätte; nur damit der in Sicherheit bleiben und weiter wirken könne, an dem mehr gelegen sei, als an ihm selbst.

Stepan selber entschließt sich zu einer Tat. Welcher Art kann nach seinem ganzen Naturell, nach allem, was wir bisher von ihm wissen, nach seinen kleinen Sektgelagen und Whistverlusten im Klub diese Tat sein? Er brennt eben durch. Der nicht mehr ganz junge Mensch flüchtet in den rinnenden Herbstnebel eines sinkenden Winters der russischen Ebene, ziel- und zwecklos, wenige Rubel in der Tasche, wie er denn dank der Güte seiner Freundin niemals den Begriff von Geld oder seinem Wert empfangen hat. Er kommt an das Ufer irgend eines der Seen, mit denen Rußland so gesegnet ist, an denen sich ein Dampferverkehr etabliert hat, der einmal aufrecht erhalten wird, um dann dem Ende zu, wenn der Frost seine Einstellung erzwingt, nur noch sehr unregelmäßig und zum Zwecke einer möglichst ausgiebigen Ausräuberung der unsicheren und wartenden Reisenden aufrechterhalten zu werden. Ganze Dörfer fristen so ihre recht auskömmliche Existenz, wenn der Fischfang nachzulassen beginnt und die Menschenfischerei ihr besseres Erträgnis zeigt. Also, wir sind im Spätherbst, die Eberesche flammt, die Sonne geht traurig im blaugrauen Gewässer unter, die kahlen Zweige sind mit einem letzten, traurigen Schmuck, sind mit den Schnüren der Netze behangen, die den Hauptreichtum dieser Bauern bilden und bis zu tausend Rubeln Kapital, unfaßbare Summen für dieses arme, fiskalisch ausgesogene Volk, darstellen. In einem Bauernhause am Ufer dieses melancholischen Weihers finden sich Stawrogina und Stepan Werchowenski zum letztenmal. Sie haben nebeneinander, vielleicht wirklich in der Hoffnung aufeinander, ein langes zweckloses und ganz verfehltes Leben verbracht, ohne daß der Mann in diesem oder jenem Sinne in sich den Entschluß zu einer Tat gefunden hätte. Nun wirft sie ihm ins Gesicht, was sie ihm vielleicht früher hätte sagen können, mit einiger Hoffnung auf Erfolg, geschähe im heiligen Rußland nicht alles zu spät, zwecklos und so, daß es allen Beteiligten am fatalsten werden muß. Es ist schon in ihm zum Durchbruch gekommen, was seinen schwachen Leib zerstören muß. Das Fieber wütet, und mit den niederstiebenden Blättern verweht Trümmerchen nach Trümmerchen seiner Kraft und seiner Gaben. Es handelt sich nur darum, ihn nach Hause zu bringen. Er hat auf seiner Flucht, — denn auch er ist auf der Flucht vor dem Weibe, das bei ähnlichen Nationalitäten immer das stärkere Element darstellen wird, — die Bekanntschaft einer jungen Frauensperson, einer Bibelverkäuferin gemacht, mit der man einmal, als im Gouvernement unter der Wirksamkeit des letzten Gouverneurs und seiner Frau, eben Julia Lempkes, eine reformatorische Tätigkeit entfaltet werden sollte, recht unsäuberlich Schindluder getrieben, über die nun die Stawrogina natürlich zunächst spottet. Er hat vor den Augen der Geliebten mit ihr angebandelt, ihr womöglich die Ehe und der Teufel weiß was noch alles versprochen, ohne doch etwas zu sein, zu bedeuten, vorzustellen, ja nur sein zu wollen. Davon wird ihm nichts geschenkt. Dennoch ist sein Ende ein friedliches. Er scheidet wie die Gesegneten, während die Stawrogina mit der Ueberzeugung zurückbleiben muß, sie werde alles und alle überleben, die ihr nahe gestanden sind, und von hinnen gehen, ungesegnet, unbedankt durch seine Schuld, die Egoistin, und was dem Weibe das Schlimmste ist, die Unfruchtbare. Ihr Sohn lebt ja wohl noch, ja unter allen, die ihn kennen, ist sogar die Meinung, er werde, er könne, er dürfe nicht sterben. Dennoch ist mit dem Tode jener armen Beamtenwitwe, die ihm nach der Pariser Glückszeit ein Kind geboren und heimgefolgt, auch sein Los entschieden. Er hat auf dem Dachboden des elterlichen Hauses alles zu seinem Selbstgericht vorbereitet. Er selber hat das trockene und kalte

Abschiedsbillet geschrieben, das jede Möglichkeit einer Legende zerstört und zerstreut, die sich, etwa heroisch ihn verklärend, um seinen Tod bilden könnte. Den Strick, an dem er sich aufhängt, hat er mit eigensten, hochadligen Händen eingeseift. Es stirbt Nikolai Stawrogin, ein russischer Edelmann, der rechtzeitig und für alle Fälle das Bürgerrecht des Kantons Uri samt einem Häuschen erworben hatte, in dem Menschen von bescheidenen Ansprüchen endlich ihr Leben verbringen können.

Es fällt mir nicht ein, die „Dämonen" mit dem „Raskolnikow" auch nur entfernt auf eine Stufe zu stellen. Es ist nicht die unermeßliche Klarheit in diesem Roman wie im erstgenannten Werke Dostojewskis. Nicht einmal hat man das Gefühl, als sprängen die Riegel der tiefsten Tiefe schütternd auf, und die gestauten Wässer wühlen gurgelnd und es will vordrängen, was in ihnen verborgen war, verhohlen vor dem Eindringen des Lichtes, dem sie feindlich sein mußten, weil es ihnen den Tod bedeutet. Aber es ist eine höchst würdige Einführung in das Lebenswerk eines reichen Geistes, wie ihn selbst russischer Boden so unberührt und triebkräftig selten gezeitigt hat. Etwas Besinnen, ja etwas Kopfweh muß man eventuell in den Kauf nehmen und sich daraufhin einrichten. Schließlich offenbart sich kein fremder Geist so leicht und so ganz ohne Beschwörungsformel. Man muß rufen, und wenn der Rufende selber seiner Formel nicht ganz sicher ist, so mag man meinethalben über ihn lächeln, über ihn spötteln, aber er hat ja selber Zeit und Mühe daran wenden müssen, sich Schritt für Schritt qualmend und stoßweise zu entfernen. Es schadet nicht, wenn er unmittelbar nach dem Einflusse dieses stärksten Aromas einen etwas trunkenen Eindruck macht, wenn er stottert, ja wird man es vielleicht gar einer gewissen Verzücktheit zurechnen, die an dem nicht wunder zu nehmen hat, der aus der Höhle der Geister taumelt.

Wer sich mit der Gegenwart vertraut machen will, wer eine Ahnung dessen in sich aufnehmen möchte, was da brauend, qualmend in Schwaden und in Dämpfen sich vorbereitet, der sollte immer und immer wieder gerade nach „Dämonen" greifen und sich mit ihnen zu erfüllen suchen. Sie könnten an sich und in ihren Nachwirkungen recht besamend wirken. An eine Nachahmung ist ja bei aller deutschen Begehrlichkeit gerade zu dieser Form von Kunstübung nicht gut zu denken. Es läßt sich keine Brücke schlagen zu jenem Dorf der baltischen Höhenplatte, wenn ich nicht irre, an dem Werchowenskis Dampfer landen soll, und auch der verzopftesten und rückständigsten Ortschaft auf deutschem Boden, für die ja bis auf weiteres wohl Köpenick in Hauptmannsstiefeln den Vormarsch an sich gerissen hat. Beide sind Dinge für sich und sollen für sich genossen und gewürdigt werden, wie sie es denn auch können. Es sei nur wieder einmal betont, wie geringfügig der russische Sinn für Humor ist. Mehr als einmal möchte man ein herzhaftes, ein fröhliches Lachen, wieder einmal ein Schmunzeln hinter der vorgehaltenen Hand über diese mehr als drollige Komödie erwarten, die sich auf der Bühne und ihrem Weltwirrwesen abhebt und abspielt. Dostojewski bewahrt seinen steinernen Ernst. Es bricht wohl einmal ein skuriller Ton durch, aber das ist nicht anders, als züngelten Höllenflammen aus dem tiefsten Rachen und sie verkündigten einen Brand, der nicht mehr zu tilgen und nicht mehr zu löschen sein wird, einen Brand, der unsühnbar ist, und wie es im Eddasange heißt, selbst das Ende der Tage überwähren soll. Was nicht geradezu Karikatur ist, das hat den Anspruch, hat sogar die überzeugendste Probe für die Größe und die Macht des Dichters, die Geberde einer gemeißelten Selbständigkeit, die trotzig ihre eigene Unsterblichkeit behauptet und in Anspruch und in Rechnung stellt. In der Beziehung sind die „Dämonen" ganz direkt einzig, und es kann nicht mit Nachdruck genug auf ein Buch hingewiesen werden, an dem sich manche, hoffen wir es auch, aus dem Gefühle ihrer eigenen Unzuverlässigkeit vorüberdrücken werden, denn warum soll man nicht einmal auch ehrlich sein? Es wird ja auch in dieser Hinsicht versehen, daß man sich's zu allgemein, zu sicher seiner selbst und des Gottes, der im Busen thronet, zutraut, daß man dahingeht und seine Weisheit von sich gibt, der fröhlichen Hoffnung voll, es werde ein geneigter Leser aus seinem inneren Vorrat heraus ergänzen, was dem Rezensenten vielleicht doch noch auf das Rekrutenmaß des zu rezensierenden Werkes gefehlt hat. Reicht aber beides zusammen noch nicht, dann mag ja der Kuchen etwas untergeschmalzen und etwas unterwürzig schmecken. Was diesmal doch gerade betont werden soll: die Eigentümlichkeit des Gerichtes, das aus russischer Pirogenbäckerei einem deutschen Philister zum Nachtisch hiermit geziemend serviert wird.

Es ist von Grausamkeiten gesprochen worden, ohne die es nun einmal weder bei der Verwurstung noch bei der Pastetenfabrikation abzugehen pflegt. Das war von ihrem ersten Auftreten in der Weltgeschichte ab nun einmal die Art von Mongolen. Man kann ja nicht behaupten, daß ihre architektonische Phantasie nie und nirgends sehr erheblich über die Schädelpyramiden des lahmen Timur von Taschkend oder von Samarkand sich erhoben hat. Im Gegenteil, gerade hier haben sie doch ganz Ansehnliches vollbracht und geleistet, und Fratze und Monumentalwerk haben sich berührt und die Hände gegeben. Vielleicht, es gehört da wie dort eine starke Dosis fragloser Servilität zum Dienst vor dem Herrn. So begeben sich denn auch im Rußland Alexanders III., scheinbar also unter der Kontrolle einer bereits ziemlich hoch entfalteten öffentlichen Meinung, einer mächtigen Presse, ja unter dem Frühschimmer ganz westlicher Einrichtungen Begebenheiten, die man sich eher am schweigenden Götterteiche des fernsten Ostens möglich dächte. Ein armer Teufel, der Gatte jener Beamtin, die ein kurzes Liebesglück an der Seite Nikolai Stawrogins so entsetzlich bezahlen mußte, wird unter Beobachtung eines Rituales hingeschlachtet, das entsetzlich wäre, wenn's nur nicht zu gleicher Zeit so viel possenhafte Elemente enthielte. Ihr eigenes Ende läßt sich garnicht schildern, weil sich jenes sittliche Gefühl eines Abendländers dagegen empört, wie eine Frau am vollkommensten Mangel aller Mittel, die ihr das Leben retten könnten, hinsiecht, nur damit dem Götzen der Verschwörung kein Schimmerchen des Heiligenscheines genommen oder verworren werde.

Wird doch sogar jenes Weib, das Werchowenskis Sohn zu Nikolai Stawrogin gelockt hat und das sich ihm ergibt, am Morgen nach dieser merkwürdigen Brautnacht an der Seite ihres Bräutigams ein Opfer des entfachten Pöbelaufstandes. Das sind doch Greuel, die sich, natürlich mit einem gewissen Wandel der Gesinnungen und auch Gesittungen, in einem Eintritt der goldenen Horde hätten sehen lassen können. Also an Echtfärbigkeit fehlt es nicht. Vielleicht war es Dostojewski gerade darum zu tun, wieder einmal die schwere Slawenfaust dahin und dorthin zu legen, da und dort zu deuten, daß soviel Jahrhunderte Christentum einer konzentrierten Staatsform, die geistliche und weltliche Macht in eine fast überspitzte Spitze zusammengeschmiedet haben, wenig im innersten Kern dieser Grenzwacht Asiens gegenüber Europa verschoben hat, daß wir keinen Augenblick gewiß sein können, ob sich auf ein aufflammendes Zeichen von den Höhen der Grenzgebirge die Mengen gegen Ost oder gegen West in Bewegung setzen werden, daß der Vormarsch gegen Westen sogar besser mit den letzten Instinkten der Volksseele zusammenfallen müsse als der Zug der Avaren gegen das Morgenland. Man müßte unter allen Umständen die Meinung von Feodor Michaelowitsch hören, wie nun erst jetzt, da jeder, der seine Nase eben zwischen die russischen Grenzpfähle gesteckt und sich den russischen Wind einigermaßen um die Nüstern hat schnuppern lassen, sich nicht wichtig genug machen kann, und mit seiner Gelehrsamkeit mächtigen Staat, ja wohl gar Verblüffung zu erwecken weiß. Es wäre, hätte man dem Worte des Dichters rechtzeitig etwas mehr Gehör geschenkt, vor dem des Mathematikers, der nach sehr ungenügenden Zahlen Materialien und Gruppierungen operieren wollte, manche recht peinliche Ueberraschung der letzten Dezennien vermieden worden. Nun haben wir allerdings den Schaden, und zwar einen Schaden, den wir in gar keiner Hinsicht noch zu übersehen vermögen, und wir möchten gar so gerne ihn versteuern und nachweisen, er sei nicht zu vermeiden gewesen, er sei eingebrochen wie ein Dieb in der Nacht, gegen den gar keine Vorsicht schützen könnte. Und es ist nicht so, und es mußte nicht so kommen, hätten nur die anderen rechtzeitig ihre Pflicht erkannt und, die es abermals anging, einmütig und mit dem gebührenden Nachdruck ihre Stimme erhoben. Daran lag das böse Versäumnis, das nun

der Westen, der diesmal zu gläubige, dem Orient mit schweren Milliarden Nationalvermögen bezahlen muß.

Es ist die Plastik von „Dämonen" viel geringer als die von „Raskolnikow". Das scheint eine lächerliche Zumutung, weil ein großer Nome einmal ein großes Werk geeicht hat, allenthalben, wo man diesem Namen begegnet, die gleiche Proskynesis, das gleiche Ersterben in Demut und in Ehrfurcht zu begehren. Kann einer ohne solche Scherze bestehen, dann ist es doch gerade und in meinen Augen, „Sebastopol" ausgenommen, ohne jede Einschränkung Dostojewski. Wir haben uns mit dem Besitz von „Dämonen" beinahe unter allen Umständen zu freuen. Es ist doch in mancher Hinsicht Neuland, das wir damit betreten. Wir erkennen, wenn auch nicht neue Seiten, so doch im wesentlichen neue Fassetten des russischen Geistes, zu dessen vollkommener Besitznahme noch weit, weit zu gehen und zu wandeen ist. Aber, und dies ist das Sonderbare, je mehr wir seiner Meister zu werden meinen, desto minder läßt sich vorher bestimmen, ob er uns, in welcher Hinsicht immer, einmal ein Segen, ein Besitz und ein Gewinnst sein wird. Da kommt man nun in den klarsten Gegensatz zum Positivismus Tolstois, der ja die Meinung hegt und nicht müde wird, sie in einer mehr bewunderungswürdigen als künstlerischen Konsequenz zu verkündigen, es könnte aus einer Neubelebung dieses Volksgeistes einzig und allein die Rettung, das Heil und die Auferstehung dieses betrübten und verkommenen Westens uns beschieden sein. Es ist ja wahr: „ex oriente lux". Aus dem Osten für den Osten über das schöne und von allen Märchen umwobene Morgenland kommt das Licht. Aber nicht nur die heitere Märchenwelt der „Tausend und eine Nacht" haben wir von da empfangen, nicht nur der andringenden Scharen der Heunen und Tataren haben wir uns zu erwehren gehabt, wie sie von den Ufern des Dschiun gegen uns losgelassen wurden, auch die Cholera begann von da ab ihren Siegeszug, den einzudämmen wir nun schon Jahrhunderte von Mühen, von Opfeen und von ähnlichem aufwenden müssen. Wir sehen, wie alle größten und schmerzlichsten Fragen seit der Pestzeit, gegen die gerade unser Heimatland Oesterreich seine Besten ins Feld stellen mußte, die wichtigsten Fragen hier zuerst aus dem Nebel und den Verworrenheiten ins Klare und ins Betrachtungsfähige sich heben. Es ist also ein unablässiges Augenmerk in jener Richtung unbedingt notwendig, und man kann da nicht gleich in den Vorwurf verfallen, als hätte man übertrieben, als hätte man irgend eine beliebige Belanglosigkeit gebläht, nur weil der Name Dostojewski unter einem Produkt stand, das als Werk eines Deutschen ziemlich unbeachtet verpufft und vorübergegangen wäre.

Es ist bald ein Vierteljahrhundert her, daß dieses Blatt erscheint; beinahe eben so lang ist es mir vergönnt, von dieser Stelle zu einem Publikum, das sich um die „Nation" zu versammeln gewöhnt hat, zu sprechen. Von einer Feierlichkeit ist ja wohl noch lange keine Rede. Sie würde gerade mir nicht eben gut anstehen, aber es freut mich herzlich, daß ich mich abermals mit einem, meiner Meinung nach bedeutendem Buche beschäftigen konnte. Es wäre mir lieber gewesen, wenn ich diese Mühe dem Werke eines Deutschen hätte zueignen können. So nehme man denn vorlieb, rechne es vielleicht dem Zutrauen zu gute, das sich der Referent in manchem ehrlichen Jahr erworben hat, wenn ich für einen Russen plädieren muß, und, was sich schon garnicht hübsch macht, ohne auch nur der Landessprache und der Landessitte gebührend mächtig zu sein. Ich glaube, stilistisch braucht Dostojewski von keinem von uns, er sei noch so hoch gefürstet, seine Note zu empfangen oder seine Beglaubigung hinzunehmen. Nur dem Verlag, der ein großes und weitaussehendes Wagnis auf sich nimmt, der gleich mit zehn Abteilungen, — jede einzelne natürlich, wie dies bei russischen Unternehmungen nicht anders denkbar ist, gleich von über 500 bis 600 Seiten —, auftritt, möchte man seinen Weg etwas erleichtert haben. Diese Ausgabe fällt wahrhaftig ins Gewicht. Man bedenke, was alles noch nachkommen soll. Daß beispielsweise „Brüder Karamasow" eben auch kein loser oder lockerer Bissen sind, und daß „die Memoiren aus dem Totenhause" und ähnliche „Schwänke" nachfolgen sollen, die nur Anklang finden können, wenn das Präludium, gleichwie unpassend jenes harmonische Wort hier scheint, gebührend eingeführt und begriffen wird. Als „Präludium" hat man eben das Unbekannte, die „Dämonen" ausgesucht. Dadurch haben wir ihnen hier vielleicht mehr Raum gegeben, als ihnen zugestanden wäre, könnte man die ganze Serie besser überblicken. Zu bemängeln ist ja doch einzelnes, trotzdem zwei Herausgeber Dimitri Mereschkowski und Möller van den Bruck zum das Werk tätig gewesen sind. Trotzdem auch Rahsin, der Uebersetzer, sicherlich seine beste Kraft an die Sache gewendet hat, mangelt es nicht an Härten. Das Deutsche ist nicht immer, gewiß nicht in dem Grade wie in der nahezu vollkommenen Uebertragung des „Raskolnikow" durch Wilhelm Henkel, behandelt worden oder zu seiner Würde gelangt. Und derlei wird man wohl auch in Zukunft konstatieren müssen. Aber es sei dem Werke der allerschönste Fortschritt gewünscht. Es gehört ganz entschieden in das Bild einer Weltliteratur, wie sie vor nun mehr als hundert Jahren zuerst gerade am nordöstlichen Horizonte, allerdings vielleicht mehr noch den Donausteppen zu, aufzudämmeen begann, ohne seither jemals ganz zu verzittern oder zu verblassen. Andere haben sich ja nun schon vielleicht zu viel nach jenen Regionen gerichtet. Es hat ja Jahre gegeben, welche, älterer Ideen vergessend, sich vor neuen Idolen demütigen zu müssen glaubten. Derlei heraufgeführt, möchte niemand wieder wünschen, es ist auch wenig Aussicht dazu, daß sie sich wiederholen können. Aber gedeutet werden muß nach jener Himmels- und Sternenrichtung; wer es unterließe, der hielte schlecht Wacht auf seiner einsamen Warte und der verstünde sich schlecht auf das, was sich bereiten will, wer nicht auch auf diese „Dämonen" hindeuten wollte, die sich aufrecken, wie gewisse Gestalten der Sage von Iran und von Turan, sie sich hier gleichfalls und unablässig bekämpfen, in einer Fehde, die nach dem lichtfrohen Glauben des Sonnenlandes mit dem Siege des Tagesgestirnes endigen soll. Noch einmal überwältigen sie jeden mit der bloßen Berührung selbst auch nur ihres fernen Schattens, wenn er auf sie trifft. Einmal kann man die durchstreifen, und man merkt ihre Berührung und Körperlichkeit gar nicht. Daß sie aber in den Lüften sind und ihr Wesen treiben, das muß gesagt werden. Das soll hiermit geschehen sein, und darin liegt allein und ausschließend und vielleicht für ewige Zeit die Bedeutung von „Dämonen" neben „Raskolnikow", und darum verdient dieses Buch neben dem Haupt- und Lebenswerke Dostojewskis eine ganz besonders ausnehmende und eindringende Betrachtung, die ihm denn hiermit nach besten Kräften zuteil geworden sein soll.

Wien. J. J. David.

Julie de Lespinasse.

Julie de Lespinasse, die soviele der berümtesten Zeitgenossen im Banne ihres Geistes hielt, hatte eine höchst eigentümliche Lebensgeschichte, deren Betrachtung immer wieder fesseln muß. Der Marquis de Ségur hat dieser Freundin der Philosophen neuerdings einen sehr ausführlichen, mit reichem, ungedrucktem Material versehenen Band gewidmet.*) Merkwürdig ist schon die Art, wie die Geschichte ihrer Liebe mit allen herzzerreißenden Einzelheiten auf uns kam. Keine andere übermittelte der Nachwelt die Seelenergüsse der leidenschaftlichen Julie als ihre glückliche Nebenbuhlerin, die Gräfin Guibert, die Witwe ihres Geliebten. Es ist ein psychologisches Rätsel, was die Gräfin dazu vermochte, die Liebesbriefe, die von Julie an ihren Gatten gerichtet waren, herauszugeben. War es Triumph, daß gerade sie diesen glänzenden Geist, diese beredte Leidenschaft hatte besiegen dürfen, daß die Gattin dauernd das Herz des Gatten gefesselt und nicht die Geliebte? War es Mitleid und Rührung mit so viel Leid, an dem sie selbst als glückliche junge Frau unschuldig Schuld trug? Oder ein Gefühl der Schwesterlichkeit für sie, die

*) Marquis de Ségur: „Julie de Lespinasse." Paris, Calmann-Levy

denselben Mann geliebt, so demütig und doch so edelstolz? Genug, die Tat der Gräfin Guibert hat ihrem Gatten Unsterblichkeit gegeben. Nicht seine Kriegstaten, nicht seine Schriftstellerei, von der er so zuversichtlich Ruhm erhoffte, einzig und allein die Liebe und das bittere Sterben der von ihm verratenen Frau haben seinem Namen ein Andenken erhalten.

Julie steht an der Schwelle der empfindsamen Zeit. Als Genossin dee Philosophen konnte sie sich nicht mit Frömmigkeit über Liebesweh hinwegtäuschen, nicht, wie vor ihr eine Lavallière und andere zärtliche Frauen, im Kloster Zuflucht finden. Keine Hoffnung auf überirdische Seligkeit vermochte sie über den Verlust des irdischen Glückes zu trösten. Darum das verzweifelte Anklammern an flüchtige Wonnen und nachher die nachtschwarze Verzweiflung. Was durch lange Jahrhunderte den Frauen Trost gewährte, mußte sie als eine der ersten entbehren. Ihre Freunde, die so geistreich in ihrem Salon den christlichen Himmel weggespottet hatten, beraubten die Freundin, „die philosophische Schwester" sehr schwer. Sie war vermutlich eine mystisch angelegte Natur, die in früheren Jahrhunderten ihre schwärmerische Inbrunst keinem Sterblichen gewidmet hätte. Man kann sagen, sie war erblich belastet mit der Anlage zu überschwänglicher Zärtlichkeit, denn auch ihre Mutter, die schöne Gräfin d'Albon, starb jung an Herzensgram. Diese Generation hatte die Aufklärung noch nicht erreicht. Madame d'Albon war in ihrer Pein eingelullt von mystischer Frömmigkeit.

Auf dem Sterbebett erhielt auch Julie die Tröstungen der Kirche, auf Wunsch ihres Halbbruders, eines Edelmannes aus der Provinz, der noch an den alten Ideen festhielt. Sie tat dies zu seinem Trost aus Liebenswürdigkeit, nicht zur eigenen Stärkung. Denn sie war sehr liebenswürdig und blieb es buchstäblich bis zum letzten Atemzug, sodaß die Kranke noch mit ganz entstellten Zügen bezaubern konnte. Diesen „charme" hatte sie wohl von der Mutter geerbt, denn ihr mutmaßlicher Vater wae ein Egoist ohne Liebenswürdigkeit. Die Ehe der Gräfin d'Albon war seit Jahren geschieden, als die schöne dreißigjährige Frau ein kleines Mädchen zur Welt brachte. Sie nannte es nach einem Familiengut L'Espinasse und erzog es mit den Kindern aus der Ehe Albon. Als ihr Geliebter, Gaspard de Vichy, einige Jahre später ihre Tochter heiratete, brach ihr das Herz. Zuvor hatte sie außer einer kleinen Rente dem Kinde der Liebe ein Kapital heimlich sichern wollen. Das achtzehnjährige Mädchen zeigte sich stolz diesem mütterlichen Geschenk gegenüber. Nicht ahnend, wer sie eigentlich sei, wollte Julie nichts von einer Bevorzugung wissen und legte das Geld in die Hände der Erben. Nun stand sie diesen gegenüber hilflos da und wurde aus Gnade im Haus ihres eigentlichen Vaters und Schwagers aufgenommen. Ihre demütigende Stellung in dem finsteren, noch mittelalterlichen Schloß der Familie Vichy wurde so unerträglich, daß sie ins Kloster gehen wollte. De Vichys Schwester, die Marquise du Deffand, war damals als Gast bei ihrem Bruder. Ein furchtbares Unglück drohte dieser kühlen, glänzenden Weltdame, die kinderlos, von einem törichten Gatten geschieden, jeder Liebe beraubt, einer ewigen Nacht entgegensah. Da fanden sich die beiden Verlassenen und wollten einander gegenseitig zum Trost gereichen, das arme verwaiste Mädchen und die erblindende, blasierte Frau.

Madame du Deffand nahm ihre natürliche Nichte als Freundin mit sich nach Paris. Das anfangs rührende Verhältnis nahm bald ein tragisches Ende. Die beiden stolz und leidenschaftlich angelegten Naturen gerieten in eine Fehde, die ganz Paris in verschiedene Lager riß. Der Haß der älteren Dame gegen die Jüngere, die sie einst großmütig in ihr Herz geschlossen, wor so stark und heiß, daß er auch den Tod Julies überdauern sollte. Grund des Zwistes war die bittere Eifersucht der Madame du Deffand ihren Freunden gegenüber und ein ausgeprägtes Unabhängigkeitsgefühl ihrer Nichte. Das Fräulein aus der Provinz hatte sich schnell zue gewandten Pariserin entwickelt und entzückte die Habitués im Salon ihrer Gönnerin mit dem Reiz eines originellen, schmiegsamen und doch selbständigen Wesens. Der Salon der Marquise, dieser Bienenkorb der Geselligkeit, der das junge Mädchen anfangs verwirrte, wurde ihm bald untertan. Madame du Deffand ertrug es geduldig, daß die vornehmsten und einflußreichsten Damen für Julie schwärmten, die nur ihre Begleiterin sein sollte, daß der alternde Chevalier d'Aydie die Manen Ayssés vergaß, daß der Präsident Hénault, dessen Maitresse sie selbst jahrelang gewesen, Madrigal auf Madrigal an Julie dichtete und schließlich deren Hand erbat, sie ertrug es, daß ihre Nichte zuerst leise und dann immer lauter „la magicienne" genannt wurde. Diese Kränkungen der Eitelkeit erschütterten in keiner Weise ihre Freundschaft für das junge Mädchen. Aber Julie tat Schlimmeres. Sie kränkte nicht nur die Eitelkeit, sie kränkte das Herz ihrer mütterlichen Freundin. Ihr liebedurftiges Herz hatte die alternde Marquise dem jungen Mathematiker d'Alembert geschenkt, dem erklärten Liebling ihres Salons, den sie mit heißer Mühe zum Mitglied der Akademie ernennen ließ, der ihr zu tausend Dank verpflichtet wae, so zartfühlend hatte sich die große Dame des armen, genialen Jünglings angenommen. D'Alembert war wie Julie das natürliche Kind einer Dame aus der vornehmen Welt. Die Marquise de Tencin hatte das kränkliche, unscheinbare Kind an einer Kirchentür ausgesetzt. Eine gute Frau nahm sich seiner an, wurde seine Amme und Ziehmutter. D'Alembert wohnte noch als gefeierter, berühmter Mann in ihrem Hause und, als er es endlich verließ, scherzten die Freunde, daß es sich spät von seiner Amme entwöhne.

Der Philosoph war ein kühner Mathematiker, aber den Frauen gegenüber sehr schüchtern. Julies bezaubernd natürliches Wesen schmeichelte seine Schüchternheit hinweg. Er gab ihr seine Seele zu eigen, vom ersten Augenblick an auf ewig.

Das war es, was Madame du Deffand mit Schrecken erriet; mit kleinlicher Quälerei suchte sie diese „Treulosigkeit" zu vergelten. Wie sie es vorher verstanden, ihrer Nichte über den Makel der Geburt taktvoll hinwegzuhelfen, legte sie es nun daeauf an, die Ueberempfindliche an dieser empfindlichen Stelle zu treffen. D'Alembert tröstete die Leidensgenossin. Zu ihm gesellten sich noch andere Freunde. So entstanden die zwanglosen Zusammenkünfte im kleinen Stübchen der Lespinasse, ehe der offizielle Empfang der Marquise um 6 Uhr abends begann.

So harmlos und platonisch diese Besuche auch waren, Julies Vorgehen galt in den Augen ihrer Gönnerin für Verrat und Mangel an Takt. Wir können uns nicht wundern, daß die Marquise bei Entdeckung des falschen Spiels in sinnlose Wut geriet, das undankbare Mädchen verwünschte und verstieß. Julies Benehmen muß jedoch viele Entschuldigungsgeünde zugelassen haben, denn die meisten Freunde und Verwandten der Marquise ergriffen die Partei der Ausgestoßenen. Alle boten ihr Dienste an, machten Geschenke, die ehrbare Madame Geoffrin (die berühmte Freundin der Philosophen) stellte sie unter ihren Schutz und gab ihr die Einrichtung des Salons. Glänzende Triumphe kostete sie, die als einsame Waise in Paris eingezogen war; voe die Wahl gestellt, sich zwischen ihr und der einflußreichen großen Dame zu entscheiden, die ihn zum Akademiker gemacht hatte, wählte d'Alembert den Verkehr im Salon Julies de Lespinasse. Madame du Deffand durfte es nicht wagen, ihre anderen Freunde auf die gleiche Probe zu stellen. Knirschend vor Wut mußte sie es geschehen lassen, daß ihr unterdrücktes Nichtchen einen ebenbürtigen Salon eröffnete. Sie schloß ihre Tage in trauriger Herzensvereinsamung, trotz aller Geselligkeit, die sie noch aufrecht erhielt.

Julie hatte, wie zum Trotz, in der Nachbarschaft der Marquise ihr einfaches Heim gegründet. So sehr sie aber äußerlich triumphierte, der Fluch der betrogenen, blinden Frau sollte sich furchtbar an ihr erfüllen, oder vielmehr der Fluch, der in ihrem eigenen, widerspruchsvollen Charakter lag. Nichts ist peinvoller für ein Geschöpf mit edlen Gefühlen, mit Wahrheitsliebe und Drang nach Ehrlichkeit als Verstellung zu üben, sich als Verräterin zu fühlen, zeitlebens in einer falschen Lage zu bleiben. Eine psychische Qual ähnlich jener physischen, die darin bestand, Gefangenen eine so niedrige Zelle zu geben, daß sie niemals ganz aufrecht stehen konnten. Nur kurze Zeit war es Julie vergönnt, eine Geselligkeit des Herzens ohne Falsch und Arg zu pflegen, in vollstem Vertrauen schöner Kameradschaftlichkeit mit einem edlen Gefährten des Weges zu gehen. Der Freundschaftsbund mit d'Alembert wurde auf rührende Art besiegelt. Kaum hatte Julie die neue Wohnung bezogen, die auf das behaglichste für sie von ihren Bekannten eingerichtet war, kaum hatte sie, froh der endlich erreichten Selbständigkeit, die letzten harten Wochen bei der einstigen Wohltäterin ver-

schmerzt, da wurde sie von jener boshaften Krankheit befallen, die in früheren Jahrhunderten soviel Schönheit vernichtete. Aufopfernd pflegte sie d'Alembert, dessen Zärtlichkeit auch nicht verblaßte, als sie mit Blatternarben im Gesicht sich langsam erholte. Was kümmerte es ihn, daß der Jugendschmelz roh verwischt war, es blieben die schönen, sprechend ausdrucksvollen Augen, der bewegliche Mund, die leichte, anmutige Art, das Köpfchen zurückzuwerfen, der zierliche Gang, die zarten Hände, es blieb die Sirenenstimme! Bald konnte sie ihm die treue Pflege danken, er selbst erkrankte schwer, sie sorgte für ihn und nahm ihn aus seiner armseligen Wohnung, um ihm zwei Zimmer in ihrem eigenen Hause einzuräumen. Vielleicht glaubte sie, daß die Wirkung der Blattern, die sie des jugendlichen Reizes beraubt hatten, nunmehr ihren Leumund schützen solle. Es wurde auch von allen gemeinsamen Freunden gebilligt, daß d'Alembert zwei Zimmer in der Wohnung Julies bezog, nur Fremde, die nicht in die Eigentümlichkeiten des kameradschaftlichen Verhältnisses eingeweiht waren, hielten sie für die Maitresse des Philosophen oder für seine heimlich angetraute Gattin.

D'Alembert bewährte sich allerdings wie der treueste und besorgteste Gatte. Wie ein braver Ehemann stand er nichtsahnend den Herzensabenteuern der Geliebten gegenüber, hegte zärtliche Freundschaftsgefühle für deren Ritter und würde uns ganz komisch anmuten in dieser Rolle des Genarrten, wenn die Sache nicht einen so wehmütig pathetischen Hintergrund hätte, wenn beide, die so geschwisterlich zusammenlebten, nicht so tief hätten leiden müssen. Julie war nicht undankbar. Sie blieb immer, was sie auch heimlich erdulden mochte, eine entzückende Gefährtin, die dem Einsamen alle Reize eines geselligen Heims zu schaffen wußte. Liebenswürdig, wenn Herz und Sinn noch so weit abschweiften, ging sie auf seine Interessen ein, kämpfte Schulter an Schulter mit ihm in allen literarischen Fehden, vertiefte sich in seine Studien und blieb der selbstloseste, hingebendste Mitarbeiter an seinen Werken. Geistig standen sich beide so nahe, daß ihr Stil identisch wurde, und niemand unterscheiden konnte, was d'Alembert, was die Lespinasse in den Werken des Philosophen geschrieben. So eng verbunden und doch so himmelweit auseinanderstrebend! D'Alembert glaubte jeden Gedanken der Freundin zu besitzen, glaubte ihr Herz mit seiner Hingabe auszufüllen! So lange sie lebte, wußte sie in tausend Schmerzen ihm zu lächeln und hütete mitleidsvoll sein Glück durch eine Verstellung, die jede Minute zur Qual machte.

Viele Frauen haben zwischen Erbarmen und Wahrheit zu wählen. Sie wählen die Lüge des Erbarmens, um, selbst unglücklich, doch einen andern beglücken zu können. So wählte auch Julie im Gegensatz zu jenen modernen, wahrheitsfanatischen Heldinnen, wie sie nach Ibsens Beispiel die junge Dichtung geschaffen. D'Alembert konnte als herzenswarmer, aber, wie es scheint, von Natur aus temperamentloser Mensch Julies heißes Blut nicht ahnen, niemals erkennen, daß ein entsagungsvoll zärtliches Verhältnis diesem leidenschaftlichen Gemüt nicht genügen könne, daß sie nie ihr höchstes Glück darin finden würde wie er, traulich über denselben Schriftbogen gebeugt zusammen die Feder zu führen, oder abends in geselliger Versammlung die Konversation so zu leiten, daß sein Geist besonders zur Geltung kam.

In der hervorragenden Gesellschaft des 18. Jahrhunderts wurden nicht — wie etwa in der deutschen Biedermaierzeit — bei weiblichen Wesen die roten Wänglein und sonstigen Vorzüge eines Backfisches geschätzt. Anmut des Geistes und Harmonie des Wesens, jene geklärte, reife Anmut, die nur jahrelanger, anregender Verkehr, tiefe Bildung und viel Leid geben können, machten die Frau begehrenswert. So kam es, daß Julie trotz der schwindenden Jugend, trotz der Blatternarben fortfuhr, bedeutende Männer zu fesseln, und außer von d'Alembert von den zwei glänzendsten Kavalieren der Pariser Welt geliebt wurde. Mehrere Jahre waren in friedlicher Weise für Julie und d'Alembert verflogen. Die Freundschaft der Madame Geoffrin trug viel zur ausgezeichneten gesellschaftlichen Stellung bei; Julie wurde als einzige Dame zu den berühmten philosophischen „soupers" dieser Gönnerin beigezogen und konnte so ihre Bildung vervollständigen. Die fleißigen Studien, die sie in ihrer einsamen Jugend gemacht, die Sprachkenntnisse, die sie erworben, wurden im Gespräch mit dem tiefgelehrten d'Alembert, mit den Encyklopädisten und den Fremden von Distinktion erweitert. Ein Condorcet, dieses Universalgenie, von dem Julie behauptete: „On pourrait donner à son esprit un attribut qu'on n'accorde qu' à Dieu; il est présent partout", beschäftigte ihren Geist mit „philosophie, belles lettres, art, gouvernement, jurisprudence". Suard, dessen glänzende Konversation ihn trotz minderwertiger, schriftstellerischer Leistung der Akademie würdig machte, nahm Einfluß auf den graziösen Stil ihrer Rede. David Hume brachte solide, englische Kenntnisse, Galiani predigte amüsant über Frauen und Nationalökonomie, Turgot weihte Julie in die Geheimnisse der Politik ein. Dem Kreis der Freunde gesellte sich eine entzückende Reihe von Freundinnen. Die zarte Komtesse de Boufflers, ein zierliches Püppchen, das einen ernsten, wertvollen Aphorismenschatz mit stoischen Lebensregeln herausgab. Sie war die Geliebte des Prinzen von Conti und führte den Spottnamen „l'Idol", weil dieser im Temple wohnte. Madame Geoffrin, Madame de Marchais, die sentimentale Herzogin von Chatillon begleiteten Julie auf die Höhe ihres Ruhmes. Zärtliche, sentimentale Freundschaften wiegten ihre Gefühle ein. Das neue Liebesideal der Zeit sollte leibhaftig vor ihr erstehen, eine fast erschreckende Fülle des Glücks ihr Herz narren und blenden.

Unter den Fremden von Distinktion, die alle Pariser Salons feierten, war im Jahre 1776 der Spanier Marquis de Mora einer der Interessantesten. Wir vergegenwärtigen uns kaum, daß im 18. Jahrhundert eine große Welle philosophischer Aufklärung und Schwärmerei bis in das jesuitische Spanien flutete. Marquis de Mora gehörte zu den Vorkämpfern dieser Bewegung. Ein begeisterter, für Freiheit und Tugend erglühender Jüngling, der für Schillers Don Carlos gut hätte Modell stehen können, galt er für den künftigen Führer einer freidenkenden Partei in Spanien. Er war Erbe eines mächtigen Stammes und mit zwölf Jahren schon Gemahl der elfjährigen Gräfin Fuentes, der Erbin einer anderen großen Familie. So schien ihm von Kindheit an großer Einfluß und Anhang sicher. Mit zwanzig Jahren Witwer geworden, kam er zu seinem Schwiegervater, dem spanischen Botschafter in Paris und gewann Fühlung mit allen führenden Geistern. Er sollte sterben, ehe er seine glänzenden Gaben verwerten konnte. Julie warf sich bis zu ihrem eigenen Ende vor, ihn getötet zu haben. Doch wahrscheinlich trug der schöne Spanier bei ihrer ersten Begegnung bereits den Keim der tödlichen Krankheit in sich, die ihn schließlich hinraffen mußte.

Die beiden jungen Seelen schlugen zusammen wie zwei Flammen in poetievoller Liebe. Trotz des Altersunterschiedes, trotz der Lockungen von allen Seiten schien das arme Fräulein de Lespinasse dem Erben der Mora-Fuentes das einzige erstrebenswerte Weib. Es bestand eine heimliche Verlobung, Mora hoffte den Widerstand seiner Familie zu besiegen. Da mußte er in Geschäften nach Spanien zurück. Ein tückisches Brustübel erfaßte ihn auf der Reise, und törichte Aerzte à la Molière verschlimmerten die Krankheit. Für Julie begannen qualvolle Zeiten. Täglich und stündlich zitterte sie für das Leben des Geliebten, mußte aber das Geheimnis ihrer Liebe, vor allem auch vor dem treuen d'Alembert, hüten. Die Familie des Kranken erschwerte durch Spionieren die Korrespondenz. Endlich schien Besserung einzutreten. Da geschah das Unglaubliche, das, was sich Julie selbst niemals verzeihen konnte. Der Abwesende, Kranke, Treue wurde von ihrem eigenen Herzen verraten.

Es ist wahrscheinlich, daß Vicomte Guibert, der gleich Mora als glänzender Stern in der Pariser Gesellschaft aufging, auch in den Augen der Lespinasse seinen Vorgänger ausstechen wollte. Kriegsmann und Schriftsteller von Erfolg, war dieser lebenssprühende, hinreißende Liebhaber das gerade Gegenteil von dem schmachtenden, ritterlich zarten Mora, der — nach Morellets Worten — vor der Geliebten in Anbetung geriet wie ein inbrünstiger Mönch vor seiner Madonna. Guibert hatte mehr die leichtfertige Art des Franzosen, das Frauenzimmer als gute Beute zu betrachten. Er wußte keck zuzugreifen, wo d'Alembert entsagte, wo Mora geduldig geschmachtet hatte. Seine frische Lebenslust eroberte lächelnd die schwankende,

sehnsüchtige Seele Julies, wie ein Knabe fürwitzig die seltenste Blume im Garten bricht, die von den Kennern mit scheuer Bewunderung betrachtet wird.

Zuerst unbewußt, dann aus dem Traum aufgeschreckt mit jähem Entsetzen, schilderte Julie in ihren Briefen an Guibert die neue Leidenschaft, während die gleichzeitige Korrespondenz mit Mora kühler, verlegener wurde. Der Ferne schien etwas zu ahnen, er wollte trotz seiner Krankheit aufbrechen, nach Paris eilen. Ein Rückfall hinderte ihn. Unterdessen geriet Julie immer fester in die Bande des neuen Freundes, der von kurzer Reise zurückgekehrt war. Kupplerin zwischen beiden wurde die Musik, die damals modernen Opern von Gluck, die sie zusammen in einer kleinen Loge verzückt genossen, bis Julie dem Verführer in die Arme glitt. Am Tage ihres Falles, als Guibert ihr Geliebter wurde, warf ein tödlicher Anfall Mora auf das Sterbebett. Als sie dieses seltsame Zusammentreffen bei dem langsamen Gang der damaligen Post einige Wochen später erfuhr, verfinsterte sich für sie der Liebeshimmel, den ihr Guiberts Neigung eröffnet hatte. Irgend eine Nachricht bevorstehender Untreue muß Mora auf dem Wege des Klatsches erreicht haben. Denn sterbend machte er sich auf und reiste ihr mit der Eilpost entgegen. Nichts kann pathetischer sein als sein letzter Gruß, da er starb, ohne Paris erreichen zu können. „J'allais vous revoir," schrieb er, „il faut mourir. Quelle affreuse destinée! Mais vous m'avez aimé, et vous me faites encore éprouver un sentiment doux. Je meurs pour vous!" Er schickte ihr den Ring zurück, auf dem die Devise stand: „Tout passe hormis l'amour".

Von ihrem Liebhaber Guibert sollte Julie auch einmal einen Ring zum Abschied erhalten. Ihr Weh war so herb, daß die Manen des Spaniers gerächt erscheinen. Die Idee, Moras Tod auf dem Gewissen zu haben, verfolgte seine untreue Geliebte Tag und Nacht. Um den qualvollen Vorstellungen zu entfliehen, gewöhnte sie sich daran, mehr und immer mehr Opium einzunehmen. Ihre eigene Gesundheit war tief erschüttert. Für wen hatte sie auch der Edelsten und Besten einen verraten! Für einen Egoisten, dem am meisten daran gelegen war, Julies literarischen Einfluß für seine Werke auszunutzen. Er quälte sie mit Kälte, Untreue, mit aller selbstverständlichen Härte eines bequemen Charakters, der sich namenlos geliebt weiß und es sich gern gefallen läßt, soweit es ihm angenehm bleibt, aber die Last abschüttelt, sobald sie stört.

Julies wundervolle Briefe, die auch wir nicht ohne Rührung und Spannung verfolgen, ließ er manchmal lange ungelesen, vergaß die Antwort oder verlor sie. Dabei besaß er, wie mancher Herzensräuber, eine gewisse Sentimentalität, die manchmal über seinen wahren Charakter täuschen konnte. Als er heiratete, schickte er Julie jenen Ring aus seinen eigenen Haaren geflochten, den sie ewig tragen sollte zum Zeichen, daß die Liebe trotz der Ehe weiterbestehen müsse. Julie weigerte sich in edlem Stolz. Jammervoll schrieb sie an Mora, an den Toten, den Verratenen, der die Bitterkeit des Verrates kennt und ihren Sturz in die Hölle begreifen muß. Guiberts kalt überlegte Tat hat ihr Bestes gemordet, unter den Lebenden kann sie nicht mehr heimisch sein. Darum wendet sie sich auch von dem geduldigen d'Alembert und verkehrt in Gedanken nur noch mit dem Toten. Als sie merkt, daß Guibert die junge, liebreizende Gattin immer heißer liebt, stirbt sie daran eines furchtbaren, qualvollen Todes. Ihre letzten Briefe klingen wie Wehrufe einer auf dem Scheiterhaufen Verbrannten. Selbst der kühle, glückliche Guibert scheint Mitleid zu empfinden, er will sie durchaus sehen, obwohl nur d'Alembert an ihrem Lager weilen darf. Er schreibt jetzt, da es zu spät ist, seine ersten wirklich pathetischen Liebesbriefe. Eine letzte Ironie des Schicksals. Wie Mora zum Abschied in der Todesstunde seine Geliebte nicht bei sich haben durfte, konnte Julie sterbend das Erbarmen ihres Geliebten nicht mehr genießen. Sie weigerte ihm den Zutritt, denn furchtbare Krämpfe verzerrten ihr Gesicht zu unheimlicher Fratze. Nicht also wollte sie fortleben in seinem Andenken. In ihrer Eifersucht war sie oft bitter gewesen, nun klangen ihre Worte milde: „De tous les instants de ma vie: je souffre, je vous aime".

Guibert lohnte der Verstorbenen durch die pomphafte, schöngeistige Schrift: „Eloge d'Eliza". Darin feierte er Julie de Lespinasse und lebte fort in glücklicher Ehe. Die Freunde trauerten tief, Madame du Deffand machte einen bitteren Witz. D'Alembert, der nun erst erfuhr, daß er niemals das Herz der Gefährtin wirklich besessen, schlich durch seine Tage als gebrochener Mann.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Halt aus!

Skizze aus dem Offiziersleben.

(Nachdruck verboten.)

Leutnant Redberg stand vor dem Spiegel und betrachtete sein Ebenbild immer wieder, aber nicht aus Eitelkeit, denn er wußte selbst nur zu genau, daß er keine Schönheit war, das hatte er sich im Laufe der Kadettenjahre oft genug sagen lassen müssen. Eher klein als groß, war seine Haltung durchaus unmilitärisch, trotzdem man genug an ihm herumgedrillt hatte, und sein Gesicht war auch nicht danach angetan, bewundernde Blicke auf sich zu lenken, er hatte einen zu großen Mund, schlechte Zähne und etwas abstehende Ohren. Nein, er war keine Schönheit, wie oft hatte er schon darunter gelitten, wie viel höhnische Worte hatte er deshalb nicht über sich ergehen lassen müssen. „Der sieht ja aus wie ein Affe." Mit diesem Ausruf hatten ihn die Kameraden im Kadettenkorps begrüßt, als er im Alter von acht Jahren dort eintrat, und „der Affe" war er für die anderen geblieben, kaum einer hatte Mitleid mit ihm gehabt. Niemand forderte ihn auf, sich zu beteiligen, wenn er dem Spiel der anderen zusah, niemand kümmerte sich um ihn; nur wenn es galt, einen Sündenbock ausfindig zu machen, damit die anderen schuldlos ausgingen, dann erinnerte man sich seiner. Und wenn er dann abends im Schlafsaal lag, krank vor Heimweh, sich weit weg von den Kameraden sehnte und bittere Tränen weinte, da geschah es nur zu oft, daß die Aelteren ihn verprügelten, weil er ein solches „Weib" sei. Er wußte ein Lied von den Grausamkeiten im Kadettenkorps zu singen, halbtot war er oft geschlagen worden, weil er sich zuerst die Neckereien nicht gefallen ließ und sich zur Wehr setzte, wenn die Aelteren sich an ihm vergriffen. Und in jammernden Briefen hatte er dann seine Mutter angefleht: nimm mich wieder heraus aus dem Korps, ich halte das Leben nicht aus, es wird auch nie ein guter Offizier aus mir werden, meine Haltung und meine ganze Erscheinung steht dem im Wege. — Er wußte, wie viele Tränen diese Briefe seiner Mutter entlockten, wie gern hätte sie ihm geholfen, aber sie konnte ja nicht, sie mußte froh sein, daß ihr einziger Sohn, als sie nach dem Tode ihres Mannes völlig mittellos zurückblieb, durch hohe Fürsprache eine Freistelle im Korps erhielt. So schrieb sie ihm denn nur immer und immer wieder: Halt aus, mein Liebling, halt aus! Einmal muß es ja besser werden.

Halt aus!

Um die Mutter nicht weiter zu betrüben, war dies Wort seine Richtschnur geworden; er hatte es gelernt, von den Widerwärtigkeiten allgemach alles hinzunehmen, ohne zu klagen.

Mit den glänzendsten Zeugnissen in den wissenschaftlichen Fächern, mit den schlechtesten Zensuren in allen Leibesübungen, verließ er endlich das Korps und trat als Fähnrich bei dem Regiment ein, dem er überwiesen worden war. Deutlich las er die Enttäuschung in den Gesichtern der Offiziere, als er ihnen vorgestellt wurde; und der Oberst hatte sich am allerwenigsten bemüht, es zu verbergen, wie wenig er über diesen Zuwachs seines Offizierkorps erfreut sei. Kein Wort des Lobes oder der Anerkennung über die glänzenden Zeugnisse, die Redberg in den militärischen Wissenschaften erhalten hatte, war über seine Lippen gekommen, sondern nur eine ernste Er-

mahnung, in Zukunft recht auf seine körperliche Haltung zu achten. Und der Oberst mußte auch die anderen Vorgesetzten aufgefordert haben, in dieser Hinsicht ihn zu erziehen, denn schon vom ersten Tage an hieß es vom Morgen bis zum Abend beständig: „Haltung, Fähnrich, Haltung!" Und als man sah, daß die Güte nichts half, da versuchte man es mit Strenge, und zuletzt mit beißendem Spott, um zu sehen, ob denn nichts sein „Ehrgefühl" wecke, ob ihn denn nichts dahinbringen könne, endlich auf seine Haltung zu achten. Die Schamröte stieg ihm oft ins Gesicht, sein Stolz, sein ganzes Denken und Empfinden lehnte sich gegen diese Behandlung auf, er knirschte mit den Zähnen und ballte die Fäuste in ohnmächtiger Wut, aber dann dachte er doch wieder an das Wort der Mutter: Halt aus, einmal muß es ja besser werden! Einmal wurde er ja doch Leutnant, und dann hatte alles Chikanieren ein Ende. Was man ihm, dem Fähnrich, nicht zu glauben schien, daß es gar keiner Ermahnung bedürfe, daß er sich schon um seiner selbst willen besser halten würde, wenn es irgendwie in seiner Macht stände, das würde man ihm, sobald er Offizier war, ohne weiteres glauben.

Und jetzt war der große Augenblick da.

Vor einer halben Stunde hatte er seine Beförderung erfahren; nun stand er im Schmuck der Waffen vor dem Spiegel, nicht, um sich an seinem eigenen Bild zu erfreuen, sondern um sich durch den Augenschein immer von neuem zu überzeugen, daß er jetzt wirklich die Epaulettes auf den Schultern trug, daß er jetzt wirklich Leutnant war. Kein Gefühl des Stolzes schwellte seine Brust, wohl aber eine grenzenlose Freude, daß nun endlich die langen Jahre der Erziehung vorüber waren, daß er nun ein Mann sei, berufen, die Söhne des Volkes zu erziehen. Er war jetzt, wo immer er sich in Zukunft auch zeigte, ein Angehöriger des bevorzugtesten Standes der ganzen Nation, und das alles gab ihm die Gewißheit: die Leidensjahre sind jetzt für dich vorüber, denn wenn man dich für würdig hält, andere zu erziehen, wird man nicht beständig an dir selbst herumkorrigieren. Du müßtest ja auch vor Scham in die Erde sinken, wenn man dir auch jetzt noch zurufen würde: Herr Leutnant, halten Sie sich besser, sonst muß ich Sie bestrafen!

Ich werde mich jetzt bei meinen Vorgesetzten melden, sagte er sich endlich.

Wenig später stand er seinem Oberst gegenüber. Der sah nicht ohne Schrecken auf seinen jüngsten Leutnant, denn als Offizier sah er noch unvorteilhafter, noch unmilitärischer aus, als in der kleidsamen Fähnrichsuniform. Wie sollte das werden? So reichte er ihm nur mit flüchtigen Worten des Glückwunsches die Hand, dann sagte er: „Und jetzt, mein lieber Redberg, da Sie Leutnant geworden sind, darf ich es wohl als selbstverständlich von Ihnen erwarten, daß Sie noch mehr als früher bemüht sein werden, sich eine bessere Haltung anzugewöhnen, daß Sie alles tun, was Sie können, damit Sie den vorteilhaften Gesamteindruck, den das Offizierkorps macht, in keiner Weise verderben. Die Natur hat Sie etwas stiefmütterlich behandelt, da müssen Sie umsomehr bemüht sein, selbst auf sich zu achten. Denken Sie stets daran, daß die Haltung des Offiziers vor der Front von dem größten Einfluß auf die Mannschaften ist."

Und dasselbe, wenn auch mit anderen Worten, sagte der Major; und das gleiche sagte auch der Hauptmann. Der sagte es am deutlichsten, schon um seinem Herzen darüber Luft zu machen, daß er Redberg auch in Zukunft bei seiner Kompagnie behielt. Er hatte gehofft, ihn als Leutnant los zu werden, nun konnte er sich noch Jahr und Tag mit ihm abquälen. Gewiß, der arme Kerl tat ihm leid, aber angenehm war für ihn die Aussicht keineswegs, daß er nun beständig an seinem Leutnant herumerziehen müsse, daß dieser bei dem Exerzieren in größeren Verbänden stets unangenehm auffallen würde, und daß die höheren Vorgesetzten sich schon seines Leutnants wegen eingehender mit seiner Kompagnie beschäftigen würden, als mit einer anderen.

Am allerdeutlichsten aber sprach sich der Herr Oberleutnant aus. „Wissen Sie, Redberg, schon meinetwegen müssen Sie ein anderer Mensch werden. Ich habe keine Lust, mir täglich sagen zu lassen, daß ich Ihnen eine bessere Haltung beibringen soll. Und ich habe auch keine Lust, mich bei dem Parademarsch mit der ganzen Kompagnie hundertmal zurückschicken zu lassen, weil Sie den Totaleindruck verderben. Na, Sie sind ja noch jung, und schon in Ihrem eigenen Interesse werden Sie ja tun, was Sie können, um auch äußerlich ein Offizier zu werden, denn sonst stehen Ihnen schwere Jahre bevor, um die ich Sie nicht beneide. Jetzt, da Sie Offizier sind, können wir keine Rücksicht mehr auf Sie nehmen, jetzt müssen Sie anders werden, denn sonst fallen Sie auch in allen Gesellschaften unangenehm auf. Die jungen Mädchen lachen über Sie, die Zivilisten machen sich über Sie lustig, und das ist für uns noch unangenehmer als für Sie."

Am Nachmittag desselben Tages fand nach altem Brauch für den neuernannten Offizier im Kasino ein Liebesmahl statt, aber wer nicht kam, war Redberg.

Endlich schickte man in seine Kasernenwohnung hinauf. Man fand ihn tot auf dem alten Ledersopha, das zu dem eisernen Bestand einer jeden Leutnantswohnung gehört. Vor ihm lag ein kurzer Brief an seine Mutter: „Verzeih, wenn ich Dir diesen Schmerz bereite, wenn ich von Dir gehe, trotz Deiner Mahnung: halt aus. Der heutige Tag hat mir gezeigt, daß ein Aushalten nicht nur zwecklos, sondern demütigend und kränkend wäre. Ich müßte kein Ehrgefühl haben, wenn ich noch länger dieses Leben ertrüge."

Redberg hatte sich erschossen, und das Militärwochenblatt brachte wenige Tage später einen warmempfundenen Nachruf des Offizierkorps, in dem das plötzliche Hinscheiden des jungen Leutnants schon deshalb auf das schmerzlichste bedauert wurde, weil seine seltene geistige Veranlagung zu den besten und schönsten Hoffnungen berechtigte — — —

Dresden. Freiherr von Schlicht.

Statistisches Jahrbuch deutscher Städte, herausgegeben von Professor Dr. M. Neefe, Direktor des Statistischen Amtes der Stadt Breslau, dreizehnter Jahrgang. Breslau, 1906, Verlag von Wilh. Gottl. Korn.

Auf den vorliegenden 483 Seiten sind die wirtschaftlichen und politischen Lebensäußerungen von etwa fünfundfünfzig deutschen Städten in tabellarischen Uebersichten zur Darstellung gebracht. Wer sich vor trockenen Zahlenreihen nicht scheut, dem geben diese sehr ausgiebigen Tabellen eine gründliche Vorstellung von den mannigfachen Aufgaben, die in einer modernen Kommune zu lösen sind, und von dem vielgestaltigen Getriebe, das auf den verschiedensten Gebieten kommunaler Betätigung herrscht. Der Versuch, durch einen begleitenden Text die Kost der Zahlen schmackhafter zu machen, ist leider nur in sehr geringem Umfange unternommen worden. Für die etwas bureaukratische Herstellung des Jahrbuchs spricht es, daß von den 28 Abschnitten des vorliegenden Jahrgangs 18 die Statistik des Jahres 1902 behandeln und nur in 8 Abschnitten die Statistik bis zum Jahre 1903, in 6 Abschnitten bis zum Jahre 1904 und in einem einzigen Abschnitt bis Mitte des Jahres 1905 fortgeführt wird. Neun Abschnitte bringen das Material für mehrere Jahre. Sollte es wirklich unmöglich sein, mit dem Jahrbuch den Ereignissen etwas geschwinder zu folgen? —h—.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 9. Berlin, den 1. Dezember 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Kolonialpolitische Reformen an Haupt und Gliedern sind dem deutschen Volke angekündigt worden. Die bureaukratische Methode sollte durch die kaufmännische abgelöst werden. Herr Dernburg, der neue Direktor, der die Kolonialunternehmungen des Reiches sanieren soll, hat seine kaufmännische Regierung denn auch mit einer Inventur begonnen. Diese Kolonialinventur liegt in zwei Denkschriften vor, die dem braven Michel begreiflich machen sollen, daß sein Kolonialbesitz unter Brüdern eine Milliarde Mark wert sei. Herr Dernburg hat es durch diese Denkschriften mit einem Schlage erreicht, daß die besonnenen Kolonialpolitiker die gute Meinung, die sie ihm bei seiner Ernennung entgegenbrachten, verloren haben. Die Aufmachung seiner Denkschriften ist derart, wie sie der Direktor eines kaufmännischen Privatunternehmens nie riskieren würde, einer Generalversammlung von Aktionären vorzulegen, solange ihm an seinem Ruf als seriöser Geschäftsmann noch irgend etwas gelegen ist. Daß aber eine Methode, die im privaten Geschäftsleben einem Direktor den Hals brechen würde, im Staatsleben eine anerkennenswerte Leistung sei, will uns nicht einleuchten. Die Dernburgschen Denkschriften, die es sich zur Aufgabe setzen, aus Häkerling Gold zu machen, haben in der Presse berechtigterweise eine sehr ungünstige Beurteilung erfahren.

Inzwischen haben auch die Reichstagsverhandlungen eingesetzt, und Herr Dernburg hat sich vergeblich bemüht, den schlechten Eindruck seiner Denkschriften durch einen langatmigen rednerischen Kommentar zu verwischen. Seine Reden haben ziemlich deutlich gezeigt, daß die neue kaufmännische Regierungskunst der Tendenz zur Wahrung des äußeren Scheins, die den Hauptcharakterzug der Bülowschen Politik bildet, auch ihrerseits folgen wird. Die Schaumschlägerei, wie sie sich bei den Kolonialinventur-Denkschriften in so aufdringlicher Weise geltend macht, wird in der neuen Kolonialpolitik voraussichtlich eine bevorzugte Rolle spielen. Kritische Wachsamkeit ist jetzt mehr als je am Platze!

Die in Frankfurt am Main in der vorigen Woche vollzogenen Stadtverordnetenwahlen haben zu einem schönen Siege der freiheitlich gesinnten Parteien und zu einer vernichtenden Niederlage der Reaktion geführt. Von den 22 Mandaten, die in Frage kamen, wurden im ersten Wahlgange 3 durch Demokraten, 4 durch Fortschrittler, 2 durch Nationalliberale und 1 durch einen Sozialdemokraten besetzt, während je 3 Demokraten, Fortschrittler und Nationalliberale, 5 Sozialdemokraten und 10 Reaktionäre in die Stichwahl gelangten. Die „Frankfurter Zeitung" hält es angesichts dieses Ergebnisses „nach Lage der Dinge, beim Vergleich der Ziffern sowie bei der Stellungnahme des Liberalismus und der Sozialdemokratie zu den Feinden moderner Kulturbewegung kaum für möglich", daß auch nur einer der Reaktionäre ins Stadtparlament einzieht, und fügt hinzu:

„Das Frankfurter kommunale Beispiel mag als Vorbild dienen für die großen Kämpfe, die im Lande und im Reiche von Demokratie und Liberalismus gegen reaktionäre Herrschaftsgelüste und rückschrittliche Bestrebungen zu führen sind. Die gewaltige Stoßkraft des einigen und einigenden Liberalismus hat sich auch jetzt wieder glänzend bewährt, und wenn der weitere Zuzug von links nicht fehlt, dann darf man wohl ohne kühnen Optimismus behaupten, daß für die Reaktion das letzte Stündlein geschlagen hat."

Landtagsabgeordneter Oeser wies bereits in einer am Tage der Wahl abgehaltenen Versammlung der fortschrittlichen Parteien darauf hin, daß die entschieden Liberalen bei den Stichwahlen für die Sozialdemokraten eintreten würden. Auch die Sozialdemokraten haben sich inzwischen offiziell für eine Unterstützung der liberalen Kandidaten bei den Stichwahlen ausgesprochen.

Durch den plötzlichen Tod des Posener Erzbischofs von Stablewski wird die Persönlichkeit ausgeschaltet, deren Eintreten für die Polen in ihrem Kampfe gegen die Germanisierungsbestrebungen den preußischen Behörden immer unbequemer werden mußte.

Schon jetzt ist in der Presse eine hitzige Diskussion darüber entstanden, ob zum Nachfolger Stablewskis ein Deutscher oder wiederum ein Pole ernannt werden solle. „Nie wieder und unter keinen Umständen" darf ein Pole vom Stuhle des heiligen Adalbert Besitz ergreifen, ruft die „Kölnische Zeitung"; es würde „ganz verfehlt" sein, die Folgerung zu ziehen, daß nunmehr wieder ein Priester deutscher Nationalität an die Spitze der Erzdiözese zu stellen sei, heißt es in der „Kreuzzeitung". Daß die preußische Regierung vorläufig an eine Aenderung ihrer bisherigen Polenpolitik nicht denkt, zeigt die gerade jetzt bekannt gewordene, schroff ablehnende Antwort, die der Kultusminister im Auftrage des Kaisers dem Posener Erzbischof auf seine Eingabe betreffend Aenderung der bestehenden Vorschriften über die Erteilung des Religionsunterrichts gegeben hatte.

Bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Spanien bewies sich von neuem die Sterilität der gegenwärtigen deutschen Handelspolitik. Nachdem schon seit länger als einem Jahrzehnt eine feste zollpolitische Grundlage für unseren Warenaustausch mit Spanien gefehlt hatte, sind die neuerdings eingeleiteten Verhandlungen abermals gescheitert. Den Differenzpunkt, über den die Unterhändler nicht einig zu werden vermochten, bildet nach offiziöser Versicherung der deutsche Zoll auf Verschnittweine, dessen Ermäßigung die deutschen Unterhändler rundweg ablehnten. Der Zoll betrug bis zum Abschluß der neuen Handelsverträge 10 M., er wurde

alsdann auf 15 M. heraufgesetzt, und jetzt verlangte die spanische Regierung die Ermäßigung auf den früheren Satz von 10 M. Es wird nun voraussichtlich das schon seit 1899 bestehende, auf dem Meistbegünstigungsverhältnis beruhende Provisorium weiter in Kraft verbleiben; die Hoffnungen der deutschen Exporteure auf eine Herabmilderung des hohen spanischen Minimaltarifs sind wiederum nicht in Erfüllung gegangen.

Die anhaltenden Unruhen in Marokko haben nunmehr Spanien und Frankreich bewogen, auf ein militärisches Einschreiten ernsthaft Bedacht zu nehmen. Man versichert auf allen Seiten, ein solches Vorgehen habe mit der Schaffung einer regulären Polizeitruppe, wie sie in der — bisher noch immer nicht ratifizierten — Akte der Algeciras-Konferenz vorgesehen wurde, nichts zu tun, und von einer Wiederaufrollung der marokkanischen Streitfrage sei keine Rede. Am meisten beunruhigt zeigt sich die öffentliche Meinung in Spanien selbst, und man führt dort der Regierung energisch zu Gemüte, daß dringendere Kulturaufgaben im Lande selbst zu lösen seien, und daß man für Marokko keinen Mann und keine Peseta opfern dürfe. Der Einspruch der öffentlichen Meinung hat denn auch schon den Erfolg gehabt, daß die bereits in Aussicht genommene Einschiffung der in Algeciras stehenden spanischen Infanterietruppe „bis auf Weiteres“ verschoben wurde.

Auch in Frankreich warnen die verständigen Politiker vor einer abenteuerlichen Politik in Marokko. Besonders eindringlich erhebt Jaurès in der „Humanité“ seine Stimme, indem er als das einzige Mittel zur Begrenzung der Gefahr eine wahrhaft internationale Politik der französischen Regierung bezeichnet, „eine Politik, die nichts verbergen will und im hellen Tageslichte vor sich geht“. Er hat auch bereits in der Kammer eine Interpellation über die marokkanische Politik der französischen Regierung eingebracht.

Die Frage der Wahlbündnisse wird unter den russischen Parteien lebhaft weiter diskutiert. Die allgemeine Parteikonferenz der Sozialdemokraten Rußlands, auf der die beiden Fraktionen der russischen Sozialdemokratie, der jüdische Arbeiterbund sowie die polnische und lettische Sozialdemokratie vertreten waren, faßte dieser Tage mit 18 gegen 14 Stimmen eine Resolution, in der sie sich gegen ein allgemeines Wahlbündnis sowie gegen jedes Wahlabkommen innerhalb der Arbeiterkurie ausspricht. Außerhalb der Arbeiterkurie sollen Wahlabkommen und gemeinsame Kandidatenlisten mit anderen Parteien statthaft sein.

Nur den reaktionären Parteien wird in Rußland eine Wahlagitation erlaubt. Den „Schwarzen Hundert“ ist noch keine Versammlung verboten worden. Dagegen wird selbst die konstitutionell-demokratische Partei mit den raffiniertesten Polizeimitteln bekämpft. Der Ministerpräsident Stolypin hat es sogar abgelehnt, die Wiederbegründung des im Juli polizeilich geschlossenen Parteiklubs der Konstitutionell-Demokraten zu gestatten, obwohl sich der frühere Ackerbauminister Kuttler bei ihm persönlich dafür verwandte. Für den „liberalen“ Stolypin ist schon die konstitutionell-demokratische Partei „revolutionär“!

Es ist bereits mitgeteilt worden, daß der bekannte Vertreter der gelben Presse Hearst bei der Gouverneurswahl für den Staat Newyork, trotzdem er die Unterstützung von Tammany Hall hatte, seinem republikanischen Mitbewerber Hughes unterlegen ist. Diese Niederlage ist umso charakteristischer, als der demokratische Wahlaufsatz, an dessen Spitze Hearst stand, die Majorität erlangte. Hearst ist mit ungefähr 100 000 Stimmen hinter seinem eigenen Ticket zurückgeblieben. Wenn man berücksichtigt, daß in Amerika die Kandidaten einer Partei auf einem Abstimmungsbogen vereinigt sind, und daß es eines besonderen schriftlichen Akts bedarf, um auf dieser Liste einen Namen durch den eines Kandidaten einer anderen Partei zu ersetzen, so erscheint die Opposition der demokratischen Partei gegen Hearst außerordentlich bezeichnend. Der phantastische Plan, Hearst auch für die nächste Präsidentenwahl als demokratischen Kandidaten aufstellen zu wollen, dürfte damit hinfällig werden.

* * *

Der Reichstag und die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine.

Die Mühlen des Bundesrats arbeiten langsam aber schlecht. Die Forderung nach der Rechtsfähigkeit der Berufsvereine ist älter als das Reich. Schon am 4. Mai 1869 brachten die Abgeordneten Schulze-Delitzsch und Genossen im Reichstag des Norddeutschen Bundes einen dahinzielenden Entwurf ein, der auch in der Kommission beraten wurde und im Plenum durch alle drei Lesungen hindurchging; es fehlte ihm bloß die Zustimmung der verbündeten Regierungen, um Gesetz zu werden. 1871 und 1872 brachte Schulze-Delitzsch seine Anträge wieder ein, 1890 traten die Abgeordneten Dr. Hirsch und Genossen erneut mit einem entsprechenden Gesetzentwurf an den Reichstag heran, was den Abgeordneten Dr. Hitze (Zentrum) veranlaßte, einen Gegenentwurf auszuarbeiten. Seitdem ist kaum eine Session ohne entsprechende Anträge vergangen; namentlich waren es die Abgeordneten Rösicke und Dr. Pachnicke, Bargmann und Genossen, Dr. Lieber und Genossen, Gröber und Genossen, die in formulierten Anträgen und Resolutionen immer aufs neue jene Forderung erhoben, die die erdrückende Mehrheit des Reichstages — Gegner waren nur das Gros der beiden konservativen Parteien — zu der ihrigen machte. Aber erst am 30. Januar 1904 erklärten sich die verbündeten Regierungen in Beantwortung einer Interpellation bereit, dem Reichstag eine entsprechende Vorlage zu unterbreiten.

Nahezu drei Jahre verflossen indes noch, ehe dieses Versprechen erfüllt wurde, und selbst diese verspätete Erfüllung ist im wesentlichen nur eine formale. Was dem Reichstag hier vorgelegt worden ist, muß wie ein Hohn auf das erscheinen, was er gefordert hat: es ist ein von kleinlichstem Polizeigeist diktiertes und im unverständlichsten Subalternbeamtendeutsch abgefaßtes, gequältes Machwerk, von dem selbst ein so gewiegter Jurist und versierter Sozialpolitiker und ein so regierungsfreundlicher Abgeordneter wie Herr Trimborn erklären mußte, daß er sich über seinen Inhalt und seine Tragweite noch nicht völlig klar sei. Von einem im wesentlichen für Arbeiter bestimmten Gesetz muß man aber wenigstens verlangen, daß es leicht verständlich ist, statt daß man überall auf Fußangeln und Stacheldrähte stößt. Der ersten Beratung dieses Entwurfs ging zufällig eine Diskussion über den Befähigungsnachweis voran; die Redaktoren des Berufsvereinsgesetzes haben bezüglich der deutschen Sprache und der Abfassung sozialpolitischer Gesetze weder den großen noch den kleinen Befähigungsnachweis erbracht, wohl aber den für den Erlaß kaufschulartiger Polizeiverordnungen. Das wird ja aber heut in preußischen Regierungskreisen am höchsten geschätzt.

Denn ein preußischer Entwurf ist es, auch wenn Graf Posadowsky die Verantwortlichkeit des Reichsamts des Innern dafür betonte. Hob er doch selbst hervor, daß dieses länger als ein Jahr darüber mit allen preußischen Ministerien verhandelt habe, um die Zustimmung der preußischen Stimmen im Bundesrat zu erlangen; er dürfte sein Kind selbst nicht mehr wiedererkannt haben, als es aus dieser Erziehungsanstalt zurückkehrte. Drastischer konnte nicht klargelegt werden, wie die Reichspolitik von der preußischen Reaktion und von dem Geist der Mehrheitsparteien im Landtag beeinflußt wird, als durch diese kleine Indiskretion des Herrn Staatssekretärs. Die überaus nebensächliche Rolle, welche die preußische Politik den andern Staaten im Deutschen Reiche zuweist, wurde dadurch ebenfalls in ein grelles Licht gesetzt.

Freilich, wenn es bloß nach Preußen ginge, wäre ein Entwurf über die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine überhaupt nie vorgelegt worden; aber man braucht das Zentrum, um im Reich die Geschäfte der preußischen Junker zu besorgen, und daher mußte man einen Entwurf einbringen, der äußerlich den Anschein erweckte, als ob er das sei, was vom Zentrum verlangt worden war. Man hat auch noch einige Kleinigkeiten in Reserve, die man dem Zentrum konzedieren wird, damit es sich dann brüsten kann, wie sehr es ihm gelungen sei, den Entwurf zu verbessern. Die Absicht ist nur zu durchsichtig, als daß man nicht verstimmt werden sollte.

Prinzipiell bedeutet immerhin das Einbringen des Entwurfs einen Schritt vorwärts. Das Reich gibt damit den Organisationen der Arbeiter zur Erreichung besserer Arbeitsbedingungen, denen es bisher mißtrauisch und feindlich gegenübergestanden hat, das Anerkenntnis der Notwendigkeit und Nützlichkeit; es erklärt, sie in ihrer Rechtssphäre schützen zu wollen, und zwar über die Grenzen der Einzelstaaten hinaus für das ganze Reich; es soll ihnen ermöglicht werden, für ihren Namen Vermögen und Grund und Boden zu erwerben; sie sollen nicht wie bisher nur verklagt werden, sondern auch selber klagen können. Die Frauen erhalten — unabhängig von den Fesseln der einzelstaatlichen Gesetzgebung — bei den Berufsvereinen und in ihren Versammlungen dieselben Rechte wie die Männer; auch die Minderjährigen werden zur Mitgliedschaft zugelassen. Das sind gewiß eine Reihe wichtiger prinzipieller Zugeständnisse, aber für das Leben kommt es nun einmal ungleich weniger auf Prinzipien als auf praktische Brauchbarkeit an, und da hat man dem alles, was an Freiheit und Rechtssicherheit gewährt wurde, durch bureaukratische Vorschriften und diskretionäre Vollmachten für die Verwaltungsbehörde, d. h. die Polizei, in das Gegenteil verkehrt.

Zunächst konstruiert der Entwurf keinen Zwang für den Registerrichter, den Berufsverein in das Register einzutragen, sofern das gewünscht wird; der Berufsverein kann nur eingetragen werden, d. h. es wird in das diskretionäre Ermessen des Registerführers gestellt, ob er dem Antrag auf Eintragung Folge geben will oder nicht, und er darf den Verein nur dann als „Berufsverein" eintragen,

„wenn sein Zweck nur auf die Wahrung und Förderung der mit dem Berufe seiner Mitglieder unmittelbar in Beziehung stehenden gemeinsamen gewerblichen Interessen oder daneben auf die Unterstützung seiner Mitglieder gerichtet ist, ohne daß ihnen ein Rechtsanspruch darauf eingeräumt wird."

Der letzte einschränkende Relativsatz findet seine Berechtigung allerdings darin, daß anderenfalls die Vereine als Versicherungsvereine anzusprechen sind und der Eintragungspflicht als solche unterliegen. Was aber heißt die generelle Beschränkung? Sie bedeutet: der eingetragene Berufsverein darf neben der Förderung der gemeinsamen gewerblichen Interessen weder allgemeine Bildungs- noch religiöse Zwecke verfolgen, er darf nicht im Falle eines Streiks oder einer Aussperrung in einem anderen Gewerbe dieses unterstützen; er darf sich nicht an dem Bau eines Gewerkschaftshauses beteiligen, sofern es auch den Zwecken anderer Berufsvereine dient; sie bedeutet vor allen Dingen: die Rechtsfähigkeit kann dem Verein entzogen werden, sofern er sich in seinen Versammlungen mit politischen, ja auch nur mit sozialpolitischen Fragen beschäftigt, selbst wenn diese mit seinen Berufsinteressen im wesentlichen zusammenhang stehen. Heißt es doch im § 15 wörtlich:

„Dem Verein kann unbeschadet der Vorschriften des § 43 Abs. 1 bis 3 des Bürgerlichen Gesetzbuchs die Rechtsfähigkeit entzogen werden:

1. wenn er einen Zweck verfolgt oder Mittel des Vereins für einen Zweck verwendet, der der Satzung fremd ist, und falls er in der Satzung enthalten wäre, die Verwaltungsbehörde zum Einspruche gegen die Rechtsfähigkeit des Vereins berechtigt haben würde."

Abgesehen von dem schönen Deutsch dieses Satzes ist damit der Willkür der Verwaltungsbehörde Tür und Tor geöffnet. Man will zwar den eingetragenen Berufsvereinen das Recht, sie berührende politische und sozialpolitische Fragen zu erörtern, nicht ohne weiteres nehmen; es heißt aber auf S. 36 der Begründung:

„Er trägt selbst die Verantwortlichkeit für die Einhaltung der ihm gesetzlich gezogenen Grenzen und kann im gegebenen Falle gewärtigen, daß solche Vorkommnisse in seinen Versammlungen den Schluß rechtfertigen, er verfolge einen der Satzung fremden Zweck."

Der bloße Umstand, daß in einer Versammlung des Berufsvereins ein Redner diese rein im subjektiven Ermessen liegende Grenze überschreitet, ohne vom Vorsitzenden sofort rektifiziert zu werden, würde danach schon zur Entziehung der Rechtsfähigkeit führen können. Und daß das geschehen würde, wenn der Berufsverein Mittel des Vereins etwa zur Unterstützung eines Streiks in einem anderen Gewerbe verwendet, ist sonnenklar. Der eingetragene Berufsverein würde aber in allem, was er tut, ständig unter Polizeiaufsicht stehen, und da die Bestimmungen darüber, was er tun darf, völlig kautschukartig sind, würde er absolut der Polizeiwillkür ausgesetzt sein. Denn wenn auch der Entwurf niemals von der Polizei, sondern stets nur von „Verwaltungsorganen" spricht, so besteht darüber, daß diese nur einen anderen Namen für dieselbe Sache hergeben, wohl kein Zweifel.

Wie unsagbar kleinlich der Entwurf vorgeht, erhellt daraus, daß zwar die Teilnahme von über 16 Jahr alten Personen, die nicht dem Berufsverein angehören, an rein geselllschaftlichen Veranstaltungen, nicht aber auch an wissenschaftlichen, literarischen usw. gestattet sein soll, d. h. der Arbeiter darf seine Frau zwar mit zum Tanzkränzchen des Vereins nehmen — es ist wunderbar, aber doch dankbar anzuerkennen, daß nicht verlangt wird, die Männer sollten nur unter sich tanzen! —, aber zu einem Vortrag über Goethe darf er sie nicht mitbringen. Wie sagt doch Bülow: „Deutschland in der Welt voran!!"

Was bedeutet die Entziehung der Rechtsfähigkeit für einen eingetragenen Berufsverein? Sie bedeutet seine Auflösung, und selbst wenn er so vorsichtig war, in seiner Satzung die Personen namhaft zu machen, an die sein Vermögen fällt, so darf es diesen doch nicht vor Ablauf eines Jahres nach Entziehung der Rechtsfähigkeit ausgeantwortet werden. Wenn also z. B. ein Streik angefangen hat und mit der Auszahlung der Streikgelder begonnen werden soll, kann die Polizei finden, daß der Verein gegen die Zwecke seiner Satzung verstößt, und die höhere Verwaltungsbehörde kann ihm die Rechtsfähigkeit, und damit die Verfügung über sein Vermögen, d. h. die Möglichkeit entziehen, Streikgelder zu zahlen: der Streik ist gebrochen, die Arbeiter sind auf Gnade und Ungnade den Arbeitgebern ausgeliefert.

Freilich kann die Verfügung im Verwaltungsstreitverfahren angefochten werden, aber sie wird durch die Klage nicht suspendiert. Und um ja nichts zu versäumen, ist die zuständige Behörde auch

„befugt, durch einstweilige Anordnung diejenigen Maßnahmen gegenüber dem Verein zu treffen, die zur Abwendung der Gefährdung im öffentlichen Interesse geboten erscheinen."

„Dagegen findet nur die Beschwerde an die im Instanzengang vorgesetzte Behörde statt."

Das Fazit ist, der eingetragene Berufsverein würde gewärtig sein müssen, in dem Moment außer Gefecht gesetzt zu werden, da seine wichtigste Tätigkeit beginnen soll.

Gegenüber diesen Bestimmungen treten die über die innere Organisation der eingetragenen Berufsvereine an Bedeutung weit zurück; sie seien hier nur kurz erwähnt, um die gesetzgeberische Unfähigkeit der Redaktoren des Entwurfs noch etwas mehr hervortreten zu lassen.

Daß Minderjährige nicht dem Vorstand angehören dürfen, erscheint angemessen, nicht aber daß man ihnen das Stimmrecht entzieht; gerade unter den weiblichen Mitgliedern mancher Berufsvereine überwiegen die Minderjährigen, ihre Interessen können für die des Berufs unter Umständen ausschlaggebend sein; sie zahlen ihre Beiträge so gut wie die anderen und haben daher das gleiche Interesse an den Leistungen des Vereins, die ihnen aber nicht in gleichem Maße gesichert sind, wenn sie kein Stimmrecht haben.

Sehr bedenklich für die Leistungen eines Berufsvereins kann es sein, daß die Mitglieder jederzeit austreten dürfen, und daß sie ihre Beiträge nur bis zum Schluß des Kalendermonats, in dem der Austritt erfolgt, zu zahlen haben; d. h. wer am 31. März austritt, braucht für den April keinen Beitrag mehr zu zahlen.

Auch der sich durch seinen schönen Stil auszeichnende § 12:

„Ein Anspruch des Vereins gegen seine Mitglieder findet nur in Ansehung der von diesen zu leistenden ordentlichen Beiträge statt."

ist gerade für Berufsvereine, bei denen außerordentliche Umstände oft außerordentliche Mittel, also erhöhte Beiträge, erfordern, völlig ungeeignet. Bei dem Umfang solcher Vereine

und dem Umstand, daß ihre Mitglieder in den verschiedensten Teilen Deutschlands wohnen, ist ein Mitgliederbeschluß sehr schwer herbeizuführen; hier muß den Vereinsorganen satzungsgemäß die Befugnis zustehen, unter gewissen Umständen die Beiträge zu erhöhen.

Je weniger Rechte den eingetragenen Berufsvereinen zugewiesen werden, um so mehr Pflichten legt ihnen das Gesetz auf, so u. a. nach näherer Bestimmung des Bundesrats ein Verzeichnis der Mitglieder zu führen, das der Verwaltungsbehörde auf Verlangen jederzeit vorzulegen, in das ebenso den Mitgliedern jederzeit Einsicht zu gewähren, und denen auf ihre Kosten beglaubigte Abschrift zu erteilen ist.

Der Polizeipräsident von Hannover hatte seinerzeit beim Reichsgericht für die Polizei das Recht auf Einsicht in die Mitgliederliste von Gewerkschaften erstritten; mit der ihm daraufhin vorgelegten Liste konnte er aber nichts anfangen. Er verlangte nunmehr, sie so zu gestalten, daß er über die Person jedes Mitglieds völlig Bescheid wüßte. Mit diesem Verlangen wurde er aber vom Reichsgericht abgewiesen. Nun soll der Bundesrat die Form der Mitgliederliste vorschreiben, damit der Polizei nicht entgeht, wer Mitglied ist. In sehr vielen Fällen ist die „Verwaltungsbehörde" zugleich Unternehmer, Arbeitgeber, so z. B. sehr häufig der Fiskus, die Gemeindeverwaltung; wo es sich um mit Polizeibefugnissen ausgestattete Bürgermeister, Amtsvorsteher usw. im Ehrenamt handelt, sind diese gleichzeitig private Arbeitgeber. Es ist im hohen Grade bedenklich, ihnen die Mitgliederliste auszuliefern und ihnen damit die Handhabe zu geben, gegen die dem Berufsverein angehörigen Arbeiter vorzugehen, ihnen zu kündigen oder sie zum Austritt aus der Organisation zu nötigen. Nicht minder gefährlich ist es, dieses Recht dem einzelnen Mitglied zu gewähren, das ja vom Arbeitgeber bestochen sein und in dessen Auftrag die beglaubigte Abschrift der Liste erfordern kann, die diesem das Material für Aussperrungen usw. gibt.

Wie denken sich denn aber die verbündeten Regierungen die Verpflichtung zur beglaubigten Abschrift einer Mitgliederliste bei einem Berufsverein, wie dem deutschen Metallarbeiterverband, mit über 300 000 Mitgliedern? Der Notar oder der Polizeibeamte, der sie gewissenhaft beglaubigen wollte, würde darüber verrückt werden. Und Berufsvereine mit mehr als 100 000 Mitgliedern gibt es eine ganze Anzahl.

Die Verpflichtung zur Listeneinreichung ist völlig überflüssig; will man sie konstruieren, dann soll sie — wie bei anderen unpolitischen rechtsfähigen Vereinen — nur dem Amtsgericht gegenüber gelten, damit wenigstens dem Mißbrauch durch die Polizei und die Arbeitgeber vorgebeugt wird.

Wenn Graf Posadowsky betont hat, daß die englischen Trade unions verpflichtet sind, jedem Mitglied unentgeltlich diese Liste auf Verlangen auszuhändigen, so handelt es sich dort um in gewissen Zeitabschnitten gedruckte Mitgliederlisten. In England würde aber auch ein Arbeitgeber, der Mitglieder von Trade unions wegen ihrer Mitgliedschaft maßregeln wollte, von der gesamten öffentlichen Meinung gerichtet sein; jeder Richter würde sein Vorgehen als gegen die guten Sitten verstoßend ansehen und verurteilen. Keine Verwaltungs- oder Polizeibehörde würde es wagen, die englischen Gewerkvereine zu chikanieren, für die Arbeitgeber bei Streitigkeiten Partei zu ergreifen. Und demgegenüber vergleiche man, wie in Deutschland Polizei und Gerichte vorgehen. Von den verschiedensten Seiten — namentlich von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Heine und dem freisinnigen Abgeordneten Träger — ist an drastischen Beispielen nachgewiesen worden, wie von diesen Instanzen die wohlwollenden sozialpolitischen Absichten der Gesetzgebung in das Gegenteil verkehrt werden, wie die Anwendung der Gesetze grundverschieden ist, je nachdem es sich um Arbeiter und Arbeitgeber handelt. Und auch aus den Reden des Zentrums und des Herrn Bassermann klang die gleiche Klage heraus.

Wenn unsere Richter und Verwaltungsbeamten von dem gleichen Geist der Freiheit und Gleichheit, von der gleichen Achtung der Persönlichkeit des Arbeiters erfüllt wären, wie es die englischen sind, dann wäre auch die weiteste Publizität der Listen der Berufsvereine ohne Bedenken. Bei uns aber ist es der Polizeigeist, der dieses Verlangen stellt, und geradezu köstlich war es, wie der Staatssekretär des Innern betonte, die Polizei müsse die Mitglieder aller Vereine kennen, da sie Geheimbündelei nicht dulden könne, die die Ordnung des Staates untergrabe. Geheimbündelei der Gewerkschaften und Gewerkvereine!! Uebrigens ist mir nicht bekannt, daß die Freimaurerlogen der Polizei ihre Mitglieder und Statuten bekanntgeben müssen.

Genau in derselben Richtung wirkt der Zwang zur Aufnahme aller Beschlüsse des Ausschusses in ein Protokollbuch, in das jedes Mitglied Einsicht nehmen kann. In Zeiten der Lohnkämpfe sind nicht alle Beschlüsse für die Oeffentlichkeit und für die Gegner bestimmt; diese können sie aber jederzeit erlangen, wenn sie auch nur ein Mitglied in ihrem Sold haben.

Für Verletzung der Vorschriften, auch der lediglich formalen, sind Ordnungsstrafen bis 300 Mark und, sofern sie absichtlich erfolgen, Gefängnisstrafen bis zu drei Monaten vorgesehen. Eine Rückerstattung der Geldstrafen, mit denen die Vereinsorgane belegt werden, an die Betroffenen wird untersagt, was gerade bei der Kompliziertheit und Dehnbarkeit der Strafbestimmungen eine ganz außerordentliche Härte ist und die Uebernahme eines solchen Ehrenamtes im Berufsverein als ein Martyrium erscheinen lassen muß.

Besonders unglücklich sind auch die Vorschriften, wonach jemand seine Mitgliedschaft beim Berufsverein verliert, wenn er länger als ein Jahr dem Beruf nicht mehr angehört, ausgenommen, wenn er ein ihn voll beschäftigendes Amt im Verein übernimmt; dagegen kann kein Nichtberufsgenosse, auch wenn er ein solches Amt übernimmt, Ausschuß- oder Vorstandsmitglied werden, ja, es kann das Gesetz sehr wohl dahin ausgelegt werden, daß er weder im Ausschuß noch in der Mitgliederversammlung das Wort ergreifen darf. Allen anderen Berufsorganisationen: Landwirtschaftskammern, Handels-, Gewerbe- und Handwerkskammern gestattet man die Anstellung nicht aus dem Beruf hervorgegangener Geschäftsführer, nur den Arbeiterorganisationen nicht.

Wenn die Rechtsfähigkeit den Berufsvereinen in vermögensrechtlicher Beziehung gewisse Vorteile bringt, so steht dem als Kehrseite die Haftung für den Schaden gegenüber, den ein satzungsgemäß berufener Vertreter durch die in Ausführung seines Amtes begangenen, zum Schadenersatz verpflichtenden Handlungen einem Dritten zufügt. Es handelt sich dabei wesentlich um Ersatz des Schadens, der einem Unternehmer durch einen unter Kontraktbruch hervorgerufenen Streik zuteil wird.

An und für sich muß man es für gerechtfertigt erachten, daß ein Berufsverein für solche Handlungen zivilrechtlich die Folgen zu tragen hat, und man wäre vielleicht berechtigt, hierin ein Kompelle zu vorsichtiger Anwendung der gefährlichen Streikwaffe zu erblicken. Nun ist der Kontraktbruch sicher stets verwerflich, aber man darf nicht verkennen, wie gerade in Deutschland der Streik mit rechtzeitiger Kündigung unsagbar erschwert ist. Die Gesetzgebung verlangt die Kündigung von jedem einzelnen Arbeiter; sie kennt keine Arbeitervertretung, die das Kündigungsrecht für ihre Mitglieder ausüben darf; selbst den Bergarbeiterausschüssen hat man es versagt. Will man dem Berufsvereine die Haftpflicht auferlegen, so schaffe man das Recht des kollektiven Arbeitsvertrages, so gebe man ihm zuvor das Kündigungsrecht wenigstens für seine Mitglieder, und ebenso das Recht, für sie die Aufnahme der Arbeit zu erklären; solange er dazu nicht befugt ist, darf man ihm auch nicht die Haftung für den Schaden aus einem Streik oder einer Sperre auferlegen, denn ohne dies Recht ist er ja schließlich nur Zahlstelle für Streikgelder, nicht aber rechtsfähiges Verhandlungsorgan. Und wie kompliziert liegt oft die Frage, ob der Arbeiter oder die Belegschaft zur Niederlegung der Arbeit ohne Kündigung berechtigt ist oder nicht. Man denke doch zurück an den letzten Bergarbeiterstreik im Ruhrrevier. Wer hat das Vertrauen zu unseren Gerichten, daß sie hier nach höheren als nur formalen Gesichtspunkten entscheiden würden!

Der ganze Entwurf befaßt sich bloß mit den Berufsvereinen von Gewerbetreibenden oder gewerblichen Arbeitern; er schließt die Landarbeiter, Seeleute, Eisenbahner, Handlungsgehilfen, die technischen Werkbeamten und das Gesinde aus.

Vor nahezu 41 Jahren bereits — noch in der Konfliktszeit — brachte das preußische Staatsministerium, das doch damals nichts weniger als liberal war, einen Gesetzentwurf ein, der den Landarbeitern das ihnen 1854 geraubte Koalitionsrecht wiedergab, und zwar, wie es in der Begründung hieß, aus Rechtsgründen. Selbst die Konservativen, die Stumm und von Nathusius-Ludom, traten damals dafür ein, und der preußische Landtag genehmigte mit erdrückender Mehrheit noch kurz vor dem Kriege die Vorlage. Im Drange der kriegerischen Ereignisse unterblieb die Ratifizierung durch die Regierung, 1869 aber wollte Bismarck nichts mehr davon wissen; da hatte sich der Wind gedreht. Und heute bekämpft selbst das am meisten sozialempfindende Mitglied der Regierung Graf Posadowsky diese Forderung mit Leidenschaft. Nichts dokumentiert mehr die Reaktion der letzten vierzig Jahre als diese Tatsache!

Unsere Landwirtschaft leidet unter nichts so schwer wie unter dem Arbeitermangel, und sie wird so lange darunter aufs schwerste leiden, als der Landarbeiter politisch und sozial hinter dem gewerblichen Arbeiter zurücksteht. Hierin liegt, wie die Abgeordneten Dr. Mugdan, Dr. Pachnicke und Giesberts treffend ausführten, eine der wichtigsten Ursachen der Landflucht.

Es ist das öffentliche Interesse, mit dem man die Zurücksetzung des Landarbeiters motiviert. Leidet es aber denn in den Ländern, wo der Landarbeiter das Koalitionsrecht hat, leidet es denn selbst in den Gegenden Süddeutschlands und in Schleswig-Holstein, wo es besteht? Nein, die ostelbischen Agrarier wollen nur ihr Herrenrecht wahren, sie wollen nicht mit ihren Arbeitern paktieren müssen, und sie herrschen durch den preußischen Landtag auch über das Reich. Der Abgeordnete Heine hat die Logik des öffentlichen Interesses an der sicheren Einbringung der Ernte köstlich damit ad absurdum geführt, daß mindestens eben so gut das öffentliche Interesse die Ueberführung des gesamten landwirtschaftlichen Betriebes in den Staatsbetrieb verlange. Solange man aber dem Grundbesitzer gestatte, dem Volke die Nahrung durch Spekulationen und Zölle zu verteuern und damit das öffentliche Interesse zu schädigen, geht es nicht an, lediglich zu dessen Vorteil den Landarbeiter seiner natürlichen Menschenrechte zu berauben.

Warum versagt man denn aber den Handlungsgehilfen, den technischen Beamten, dem Gesinde, die Rechtsfähigkeit der Berufsvereine? Da spricht doch auch nicht der Schatten eines öffentlichen Interesses mit. Dieses völlig unbegreifliche Manko des Gesetzentwurfs wurde namentlich vom Abg. Dr. Potthoff gebührend beleuchtet. Und wie soll es mit den in der Gärtnerei beschäftigten Personen gehalten werden? An sie alle scheinen die Redaktoren nicht gedacht zu haben.

Und was nützt schließlich die Verweigerung des Koalitionsrechts? Zur Arbeit kann man doch niemanden zwingen; man kann den streikenden Eisenbahnarbeiter ins Gefängnis stecken, wenn er unter Kontraktbruch die Arbeit niederlegt, aber man kann seine Arbeit nicht erzwingen, ihn nicht hindern, sie nach ordnungsmäßiger Kündigung aufzugeben. Dagegen gibt es nur ein Mittel: möglichst viel unentbehrliche Leute ins Beamtenverhältnis überzuführen. Das alte Vorurteil, daß der organisierte Arbeiter gefährlicher sei als der unorganisierte, war auch bei diesem Entwurf ausschlaggebend, obgleich doch erst kürzlich wieder der neue Tarifvertrag der Buchdrucker das Gegenteil gezeigt hat.

Die Angst vor der Gefährdung öffentlicher Interessen führt zu den unglaublichsten Kautschukbestimmungen; so soll dem Berufsverein die Rechtsfähigkeit entzogen werden,

„wenn er eine Arbeiteraussperrung oder einen Arbeiterausstand herbeiführt oder fördert, die mit Rücksicht auf die Natur oder die Bestimmung des Betriebes geeignet sind, die Sicherheit des Reiches oder eines Bundesstaats zu gefährden, eine Störung in der Versorgung der Bevölkerung mit Wasser oder Beleuchtung herbeizuführen oder eine gemeine Gefahr für Menschenleben zu verursachen."

Wer einigermaßen die Findigkeit deutscher Verwaltungsbehörden und Richter in der extensiven Auslegung der Gesetze kennt, wird sich sagen müssen, daß es ihnen gelingen dürfte, mit Hilfe dieses Paragraphen jedem Berufsverein im Streitfall die Rechtsfähigkeit zu entziehen. Kommt es im Gefolge eines Streikes zu einer Prügelei zwischen Streikenden und Arbeitswilligen, so konstruiert man die gemeine Gefahr für Menschenleben.

Einen großen Vorzug hat der Gesetzentwurf: kein Berufsverein braucht sich eintragen zu lassen und sich seinen Fußangeln zu unterwerfen, und mit Sicherheit läßt sich voraussagen, daß, wenn er nicht in seinem ganzen Geist fundamental geändert wird, keine von den freien oder christlichen Gewerkschaften und kein Gewerkverein auch nur einen Augenblick daran denken wird, sich ihm zu unterwerfen. Aber es besteht die Gefahr, daß dann von Unternehmerseite — unter Zuwendung großer Mittel und unter starkem Druck zum Eintritt — eingetragene Berufsvereine ins Leben gerufen werden, in Konkurrenz mit den unabhängigen. Es besteht weiter die Gefahr, daß auf den eingetragenen Berufsvereinen die Arbeiterkammern und Arbeitskammern usw. aufgebaut werden, und damit ein starker indirekter Zwang auf die freien Berufsvereine zur Eintragung ausgeübt wird. Diese Sorge ruft in den Arbeiterkreisen die leidenschaftliche Gegnerschaft gegen den Gesetzentwurf hervor; sie empfinden ihn als ein Attentat auf ihre Organisationen.

Man wird anerkennen können, daß die Debatte über diesen Gesetzentwurf im Reichstag turmhoch über der Vorlage und ihrer Begründung stand. Die Reden der Abgeordneten Legien, Heine, Dr. Mugdan, Träger, Dr. Pachnicke, Bassermann, Giesberts gehören zu dem Besten, was in der Arbeiterfrage gesagt worden ist.

Was aber das Schicksal des Entwurfs sein wird, vermag heut noch niemand zu sagen. Im Reichstag hat er nur den Beifall der beiden konservativen Parteien gefunden. Nach den Reden des Herrn Trimborn vom Zentrum und der weit schärferen des nationalliberalen Herrn Bassermann einerseits, des Grafen Posadowsky andererseits müßte man ihn für gescheitert halten, wenn man nicht aus Erfahrung wüßte, wie wenig die Reden der beiden genannten Parteiführer in erster Lesung für die endgültige Stellungnahme ihrer Parteien bedeuten.

Eins halte ich für ausgeschlossen: eine Verständigung mit der Regierung dahin, daß in dem Entwurf die Fußang ln und Stacheldrähte beseitigt werden; dazu ist der Polizeigeist in ihr zu mächtig; dazu ist sie zu abhängig von den preußischen Junkern. So kann man im Interesse des Friedens kaum mehr hoffen, als daß der Entwurf scheitert. Die Arbeiterorganisationen haben sich ohne die Rechtsfähigkeit mächtig entwickelt, sie können sie zur Not auch in Zukunft entbehren. Besser keine Rechtsfähigkeit als eine von der Polizeiwillkür abhängige!

Georg Gothein.

Die Entscheidung im Falle César.

Die evangelische Reinoldi-Gemeinde in Dortmund hat nun dasselbe Schicksal ereilt wie die evangelische Gemeinde in Remscheid: wie dem Pfarrer Roemer, so ist auch dem Pfarrer César, den die Dortmunder Gemeinde einstimmig zu ihrem Seelsorger erwählt hatte, die Bestätigung durch den Oberkirchenrat versagt worden. Aber wenn schon im Falle Roemer die Entscheidung der höchsten evangelischen Kirchenbehörde überaus anfechtbar war, so ist sie es im Falle César noch in weit höherem Maße, weil von keiner Seite bestritten werden kann, daß es sich hier in der Tat um die Frage der Lehrfreiheit, um einen Lehrprozeß handelt, wie er krasser kaum gedacht werden kann. Diese Entscheidung muß in den weitesten Kreisen der evangelischen Kirche um so mehr Befremden erregen als sie mit den Grundsätzen völlig unvereinbar ist, die der jüngst leider verstorbene Vizepräsident des Oberkirchenrats, der Propst v. d. Goltz, noch im Herbst des vorigen Jahres auf der Pommerschen Provinzialsynode ausgesprochen hat, indem er feierlich erklärte, daß keine kirchliche Richtung vergewaltigt werden solle und der Kampf der Geister nur im äußersten Falle mit Machtmitteln geführt werden

dürfe. Ist nicht durch die jetzt gefallene Entscheidung die liberale Richtung innerhalb der evangelischen Kirche tatsächlich schon vergewaltigt worden?

Man vergegenwärtige sich noch einmal kurz die Tatsachen. Pfarrer César, ein Mann in gereiftem Lebensalter, der in einem kleinen Orte des Rhöngebirges seit vielen Jahren segensreich wirkt, bewirbt sich um die Pfarrstelle an der Reinoldi-Kirche zu Dortmund und wird auf Grund einer Gastpredigt, die allgemeinen Beifall findet, einstimmig gewählt. Nachträglich fühlen sich einige Gemeindemitglieder durch diese Predigt in ihrem Gewissen beschwert, und sogleich beginnt der Prozeß. Der Generalsuperintendent Zoellner entbietet den Pfarrer César, wozu ihm das Kirchengesetz von 1898 das formelle Recht gibt, zu einem „Kolloquium", und das Ergebnis dieses „Kolloquiums" ist, daß das Konsistorium die Wahl Césars nicht bestätigt, weil er „für den Dienst in der Landeskirche nicht geeignet sei"; diesem Votum hat sich der Oberkirchenrat nunmehr angeschlossen.

Indes, man würde sich täuschen, wollte man annehmen, der Oberkirchenrat habe sich sachlich den Standpunkt des Konsistoriums zu eigen gemacht. Im Gegenteil: er verzichtet ausdrücklich auf eine sachliche Prüfung der Frage, ob der Pfarrer César für den Dienst in der Landeskirche, der er nicht angehört, geeignet sei. Er mißbilligt sogar die Form des „Kolloquiums" und erklärt, daß sein Inhalt Bedenken unterliege:

„Das Kolloquium erscheint auch nach dem eigenen, dem Evangelischen Oberkirchenrat erstatteten, Berichte des Konsistoriums in seiner Gestaltung durch den Gedanken des Vorhandenseins von Irrlehre erheblich bestimmt und auf deren Ermittlung und Formulierung gerichtet, während es geboten war, dem Pfarrer César Gelegenheit zu geben und nötigenfalls darauf zu bestehen, daß er über seinen Glauben und dessen Verkündigung positiv sich aussprach. Damit hängt zusammen, daß die Fragen nach Glauben und Bekenntnis vorwiegend in der Fassung der auch in der kirchlichen Lehre schon theologisch bedingten Formulierung des Glaubens gestellt worden sind, während bei Prüfung des Bekenntnisstandes zu ermitteln war, ob Pfarrer César sich zu dem Glauben an Jesus Christus, den eingeborenen Sohn Gottes, als den von Gott uns gegebenen alleinigen Mittler des Heils bekennt und ihn in seinem Leben, Sterben und Auferstehung als den einzigen Grund unseres Heils der Gemeinde verkündigt.

Wie an diesem Bekenntnis als einem unbedingten Erfordernis für die Anstellung als Geistlicher, in der Landeskirche nach vielfachen Erklärungen des Evangelischen Oberkirchenrats stets mit Entschiedenheit festgehalten worden ist und festzuhalten sein wird, so hat andererseits der Evangelische Oberkirchenrat wiederholt ausgesprochen, daß eine Bindung an die in den Bekenntnisschriften überlieferte theologische Form des Glaubensinhalts nicht gefordert werden kann, sofern jede Aergernis gebende Polemik dagegen vermieden wird."

Von einer „Aergernis gebenden Polemik" kann bei dem Pfarrer César in keinem Falle die Rede sein. Man hätte also nach diesen Sätzen erwarten sollen, der Oberkirchenrat würde zum mindesten zu der Schlußfolgerung gelangen, daß die Angelegenheit zur nochmaligen Entscheidung an das Konsistorium zurückverwiesen werden müsse. Statt dessen heißt es mit dürren Worten: „Ungeachtet dieser Bedenken kann im Endergebnis dem Pfarrer César die Anstellungsfähigkeit nicht zugesprochen werden." Vergeblich sucht man nach einer selbständigen Begründung dieser Ansicht. Der Oberkirchenrat lehnt es ab, im Aufsichtswege gegen die Entscheidung des Konsistoriums vorzugehen; es genügt ihm, daß sie nicht „jeder objektiven Prüfung entbehrt" und nicht „offenbar willkürlich oder gegen den klaren Sachverhalt ergangen" ist. Ob er selber den Pfarrer César für anstellungsfähig hält oder nicht, darüber läßt er uns völlig im Dunkeln; er zieht sich hinter den rein formalistischen Einwand zurück, daß „ein im Aufsichtswege mögliches Eingreifen des Evangelischen Oberkirchenrats in die Verantwortung des Konsistoriums als der gesetzlich berufenen kirchlichen Instanz sich notwendig in engen Grenzen zu halten hat". Damit schaltet sich der Oberkirchenrat als zweite und letzte Instanz selber aus und schiebt alle Verantwortung dem Konsistorium zu, dessen Entscheidung dadurch eine endgültige wird.

Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß diese Entscheidung gerade im vitalen Interesse der evangelischen Kirche aufs tiefste zu beklagen ist. Unwillkürlich ruft sie die Erinnerung an die Verhandlungen wach, die im Frühjahr dieses Jahres im preußischen Abgeordnetenhause über den Fall Roemer gepflogen wurden.

Damals bestritt der nationalliberale Abgeordnete Hackenberg, der als Präses der rheinischen Provinzialsynode selber bei der Entscheidung des Coblenzer Konsistoriums gegen Roemer mitgewirkt hat, mir gegenüber lebhaft, daß es sich in diesem Fall um einen Lehrprozeß handele. Herrn Roemer wurde zum Vorwurf gemacht, daß er durch den ersten Teil seiner Gastpredigt, in dem er, durch den ihm gestellten Text geradezu provoziert, offen und ehrlich ein theologisch-wissenschaftliches Bekenntnis ablegte, „die Kanzel zum Katheder gemacht, die Kirche zum Disputiersaal herabgewürdigt" habe. Wird man dies auch von Herrn César behaupten wollen? Innerhalb des Protestantismus — so führte Herr Hackenberg damals im Abgeordnetenhause aus — werden und können „verschiedene theologische Anschauungen ihr Recht und ihre Stätte haben, und sie müssen das um der Gesunderhaltung des religiösen Lebens, um der Vertiefung und Sicherung des christlichen Glaubens willen. Darum fordern wir — und werden es immer und immer wieder tun — für unsere Geistlichen die volle Freiheit, die volle geistige Bewegungsfreiheit des wissenschaftlich arbeitenden Mannes, fordern sie — ich sage ausdrücklich: bis hinauf auf die Kanzel! Niemals soll und darf ein evangelischer Geistlicher seine theologische Anschauung verleugnen, darf und soll niemals unwahrhaftig werden." Und aus mittelparteilichen Kreisen in Rheinland-Westfalen wurde damals mit Recht ernste Verwahrung gegen die Anschauung eingelegt, „als ob die Vertretung modern-theologischer Anschauungen an sich den Theologen ungeeignet erscheinen lasse zum Predigtamt und kirchlichen Dienst."

Den Oberkirchenrat trifft nunmehr die Schuld, daß diese Anschauung aufs neue den Sieg davongetragen hat. Mit seiner Entscheidung, die in Wahrheit keine ist, hat er sich wahrlich nicht mit Ruhm bedeckt. Der Fall César reiht sich dem Falle Roemer würdig an: beide sind nur Glieder derselben Kette. Man darf aber hoffen, daß die Reinoldi-Gemeinde in Dortmund es bei dieser Entscheidung nicht bewenden lassen, sondern, wie es die evangelische Gemeinde in Remscheid erfreulicherweise bereits getan, den ihr von der Kirchenbehörde aufgezwungenen Kampf zur Ehre des Protestantismus weiter kämpfen wird, dem Glaubens- und Gewissensfreiheit Licht und Leben bedeuten und immer bedeuten werden.

Richard Eickhoff.

Die Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege.

Es ist wahrscheinlich, daß auf der demnächstigen internationalen Haager Konferenz, welche sich mit dem weiteren Ausbau der Garantien des Friedens, nicht minder aber mit dem Rechte des Krieges zu beschäftigen haben wird, die Regierung der Nordamerikanischen Union das Prinzip der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See — mit Vorbehalt der Repression von Kriegskontrebande und Blockadebruch — zur Diskussion bringen und energisch vertreten wird. Um so mehr ist dies zu erwarten, als Art. 5 der Schlußakte der Haager Konferenz von 1899 die Deklaration der Unverletzlichkeit des Privateigentums als Gegenstand einer Prüfung durch eine spätere internationale Konferenz bezeichnet hat.

Eine vor kurzem in London erschienene Broschüre verdient daher, auch bei uns beachtet zu werden. Sie enthält mit einer von Hirst gegebenen Einleitung den Abdruck eines Briefes, der im September 1905 von dem jetzigen Lordkanzler Lord

Loreburn (früher Sir R. T. Reid) an den Herausgeber der „Times“ geschrieben ist.*)

Indes, bevor wir die Argumente in Betracht ziehen, mit denen der jetzige Lordkanzler die Annahme jenes Prinzips seinen Landsleuten empfohlen hat, wird es zweckmäßig sein, sich einiger Tatsachen der Vergangenheit zu erinnern.

Daß das Privateigentum der Angehörigen eines feindlichen Staates im Landkriege nicht Gegenstand des Beutemachens und der Plünderung sei, gilt seit langer Zeit als anerkanntes Prinzip. Der im Seekriege noch maßgebende entgegengesetzte Grundsatz ist theoretisch schon im 18. Jahrhundert als im Widerspruch stehend mit der modernen Auffassung des Kriegsrechts angegriffen worden; 1785 schloß bereits die 1783 erst als selbständige Macht anerkannte Nordamerikanische Union mit dem preußischen Könige Friedrich II. einen Vertrag, der nach einer Reihe anderer Bestimmungen im Artikel XXIII für den Fall eines zwischen den beiden Kontrahenten ausbrechenden Krieges die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See sanktionierte.**) Als sodann der Pariser Kongreß, welcher den sogenannten Krimkrieg im Jahre 1856 beendigte, sich mit dem Seekriegsrechte beschäftigte, war es nahe daran, daß dies Prinzip auf Vorschlag der Nordamerikanischen Regierung die internationale Sanktion der beteiligten Mächte erhielt; nur das Widerstreben der englischen Regierung, die übrigens nicht wagte, prinzipiell zu opponieren, vielmehr nur die Politik des Zögerns und die Geltendmachung praktischer Schwierigkeiten anwendete, ließ den Vorschlag scheitern. So kam es nur zu dem wesentlich auf dem Rechte der Neutralität beruhenden Satze, welcher feindliches Gut auf neutralen Schiffen vor der Wegnahme sichert. Nordamerika aber trat nur deshalb der Pariser Deklaration nicht bei, weil es, die völlige Unverletzlichkeit des Privateigentums im Seekriege erstrebend, sich äußersten Falles des Rechtes, Kaperbriefe auszustellen, nicht begeben wollte, ein Recht auf welches die Unterzeichner der Deklaration verzichteten. Wenn diejenigen Mächte, welche eine stärkere Kriegsmarine unterhielten, bei Geltendmachung des Beuterechts sich offenbar im Vorteil befanden, wollte Nordamerika wenigstens in der Lage sein, diesen Vorteil eines Gegners durch die allerdings an sich schweren Bedenken ausgesetzte Hilfskraft der Kaperschiffe auszugleichen.

An Kundgebungen für das Prinzip der Unverletzlichkeit des Privateigentums hat es seit dem Pariser Kongresse nicht gefehlt. So sprach sich eine Versammlung bedeutender Kaufleute und Reeder 1859 in Bremen in diesem Sinne aus. Fast einstimmig nahm am 18. April 1868 der Reichstag des Norddeutschen Bundes eine von Aegidi vorgeschlagene Resolution an, welche den Bundeskanzler aufforderte, zum Zwecke der Anerkennung jenes Prinzips mit anderen Mächten Verhandlungen anzuknüpfen, und die vom Tische des Bundesrats darauf erfolgende Erklärung Delbrücks ließ einem Zweifel darüber keinen Raum, daß der Bundesrat und insbesondere die preußische Regierung die Erreichung dieses Zieles als durchaus wünschenswert und den Traditionen der preußischen Politik entsprechend betrachtete. Selbst in England sind mehrfach solche Kundgebungen zu verzeichnen, und der in Brüssel 1874 tagenden internationalen Konferenz, welche sich mit dem Kriegsrechte beschäftigte, legte die russische Regierung ein Projekt vor, in welchem ausdrücklich gesagt wurde, daß Kriegsoperationen sich nicht gegen Privatpersonen richten dürfen, ein Satz, auf welchem der Art. 40 des Projektes dieser Brüsseler Konferenz beruht, der die Worte enthält: „La propriété privée doit être respectée“. 1875 erklärte sich das Institut für internationales Recht auf Grund einer eingehenden Vorarbeit Caveleyes — unter Vorbehalt des Einschreitens gegen Kriegskontrebande — ausdrücklich für die Unverletzlichkeit des feindlichen Privateigentums (der feindlichen Handelsschiffe) zur See. Im deutschen Reichstage ist endlich noch einmal in der Sitzung vom 4. März 1892 ein der früheren Resolution von 1868 entsprechender Antrag zur Diskussion gelangt, jedoch ohne derselben günstigen Aufnahme zu begegnen wie früher der Antrag Aegidis; vielmehr verhielt sich der damalige Reichskanzler Graf Caprivi ablehnend, und verschiedene Redner traten ihm bei, sodaß die Antragsteller auf Abstimmung verzichteten.

Graf Caprivi hielt den Antrag zur Zeit für nicht opportun und machte zugleich sachliche Gegengründe geltend. Die Frage der Opportunität ist gegenwärtig erledigt. Nimmt man an, wozu guter Grund vorhanden ist, daß Nordamerikas Bevollmächtigte oder auch Bevollmächtigte einer anderen Macht, z. B. Rußlands, mit dem entsprechenden Antrage auf der Haager Konferenz erscheinen werden, so kann es sich nur darum handeln, ob man prinzipiell oder speziell vom deutschen Standpunkte aus sich darbietende Gründe hat, den Vorschlag anzunehmen oder ihn zu bekämpfen. Caprivis Gegengründe werden daher am besten gewürdigt werden, nachdem wir den gegenwärtigen englischen Lordkanzler gehört haben.

Lord Loreburn geht zunächst von der einer Ausübung des Beuterechtes günstigen Annahme aus, daß in einem etwaigen Seekriege Englands Flotte der feindlichen Flotte durchaus überlegen sei. Was würde nun im besten Falle der Erfolg einer Jagd auf Handelsschiffe der Untertanen des Feindes sein? Diese würden einfach in den Häfen bleiben, und einerseits würde durch das unendlich vervollkommnete Landtransportwesen, andererseits durch neutrale Schiffe dem feindlichen Lande alles, dessen es bedürfte, zugeführt werden; auch der Export würde auf neutralen Schiffen und Eisenbahnen erfolgen, sodaß die Industrie des feindlichen Territoriums keineswegs zum Stillstand gezwungen wäre. Der hieraus für den Feind resultierende Schaden würde zwar fühlbar und für manche Person empfindlich sein; aber für das Schicksal des Krieges fiele er nicht ins Gewicht. Es verhielt sich anders, als es noch keine Eisenbahnen gab, und als feindliches Eigentum auf neutralen Schiffen noch der Sicherheit entbehrte. Dagegen könnten feindliche Kreuzer, aus nicht blockierten Häfen hervorbrechend, dem englischen Handel empfindliche Verluste beibringen, gerade bei der enormen Ausdehnung des englischen, sich auf allen Meeren bewegenden Schiffsverkehrs, und jedenfalls würde die Unsicherheit die Seeversicherungen zu enormer Höhe treiben, und der Seeverkehr zum erheblichen Schaden Englands für längere Zeit größtenteils der Reederei neutraler Staaten zugewendet werden.

Würde aber England der feindlichen Seemacht nicht völlig überlegen sein, würde es im Seekriege Schlappen zu verzeichnen haben, oder würde der Seekrieg längere Zeit unentschieden sein, so würde England, wenngleich eine effektive Blockade der britischen Inseln unausführbar sein würde, da es zu seiner Ernährung wie für seine Industrie eines höchst bedeutenden Importes gerade seiner insularen Lage wegen bedarf, den schwersten Nachteilen ausgesetzt sein.

Lord Loreburn ist daher der Meinung, daß England im eigenen Interesse die Unverletzlichkeit des Privateigentums anzunehmen allen Grund habe.

Was nun aber das Interesse unseres Vaterlandes betrifft, so sind wir allerdings vermöge unserer kontinentalen Lage weit weniger als England auf den Seetransport angewiesen. Auch betrug nach der Statistik des Jahres 1903 der Tonnengehalt unserer Seeschiffe nur etwas mehr als den fünften Teil des Tonnengehaltes der britischen Handelsmarine. Wir sind daher insofern weniger verwundbar, könnten dagegen in einem Kriege gegen England dem englischen Seehandel sehr empfindliche Verluste beibringen. Da wir indes auf die sehr entfernte Möglichkeit einer fast vollständigen Lahmlegung der englischen Kriegsmarine nicht rechnen dürfen, selbst dann nicht, wenn wir noch die Hilfe einer Kriegsmarine einer uns alliierten Macht hätten, so ist die geringe Ausdehnung unserer Küste nach der Nordsee und damit nach dem Weltmeere zu in Anschlag zu bringen. Der Kanal — die Verbindung mit dem Ozean — wäre für unsere Handelsschiffe äußerst schwer zu passieren und selbst der böse Umweg im Norden der britischen Inseln keineswegs ungefährlich. Hätten aber unsere Handelsschiffe glücklich die englischen Inseln umschifft, so könnten sie doch in fernen Meeren, namentlich an der afrikanischen Küste und den asia-

*) Commerce and property in naval warfare. A letter of the Lord Chancellor. Edited with introduction, notes and appendice by Francis W. Hirst. London, Macmillan and Co. 1906.

**) Der Vertrag scheint insoweit noch gültig zu sein.

tischen Meeren sowie in der Nähe von Zentralamerika leicht die Beute englischer Kreuzer werden, denn England hat fast überall Stützpunkte für seine Kriegsschiffe und Kohlenstationen. Günstiger stände allerdings unser Seeverkehr auf der Ostsee nach Skandinavien und Rußland; indes doch nur unter der Voraussetzung, daß es gelingen würde, die englischen Kriegsschiffe von dort fernzuhalten. England hat es nun aber auch stets meisterhaft verstanden, in einem Kriege gegen eine europäische Macht einen Verbündeten auf dem Kontinent selbst zu gewinnen. Wie, wenn in einem Kriege gegen Deutschland Frankreich Englands Verbündeter sein würde, eine Eventualität, die jetzt keineswegs als ausgeschlossen betrachtet werden kann? Würden da nicht — insbesondere wegen vollständiger Sperrung des Kanals — die Verluste vorherrschend auf deutscher Seite zu verzeichnen sein?

Für den Fall aber, daß Deutschland nicht mit England, sondern mit einer anderen Macht in einen Krieg verwickelt wäre, kann mit Grund behauptet werden, daß für den Ausgang des Krieges die Jagd auf Handelsschiffe ohne Einfluß sein würde. Von dieser Ueberzeugung gingen bei Ausbruch des Krieges von 1866 sowohl Preußen und Italien, wie Oesterreich aus, da sie allen feindlichen Handelsschiffen mit Ausnahme derjenigen, welche Kriegskontrebande befördern würden, unter Voraussetzung der Gegenseitigkeit freie Seefahrt zusicherten. Das Gleiche geschah auch seitens des Norddeutschen Bundes bei Ausbruch des Krieges von 1870, und wenn Frankreich, das damals eine der deutschen Kriegsmacht überlegene Seemacht besaß, auf diese Reziprozität nicht einging, was hat es ihm genützt, daß es norddeutsche Häfen sogar zu blockieren vermochte, eine Anzahl deutscher Handelsschiffe wegnahm und deren Matrosen nach einem veralteten Kriegsgebrauch als Kriegsgefangene behandelte? Daß aber die Sache nicht anders stehen würde, wenn wir einmal in einen Krieg mit einer außereuropäischen Macht geraten würden, bedarf keines Beweises. Wenn unsere Kriegsmarine wichtig ist, um Landungen oder Blockaden zu hindern oder auszuführen, so ist der Verlust einer Anzahl Handelsschiffe doch schließlich gleichgültig, die Unsicherheit und die bei dem Beuterechte oft vorkommenden Uebergriffe für den einzelnen aber sind höchst nachteilig.

Ist hiernach ein irgend erheblicher Nutzen für das Deutsche Reich bei Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Seebeuterechts nicht zu erwarten, andererseits aber gewiß, daß Privatinteressen hüben und drüben nicht unerheblich werden geschädigt werden — denn auch nach wiederhergestelltem Frieden sind Störungen, welche Handel und Reederei erlitten haben, nicht schnell wieder auszugleichen —, und daß die Erbitterung, welche Schädigungen von Privatinteressen mit sich bringt, einen Friedensschluß jedenfalls erschweren wird, so kann es kaum zweifelhaft sein, daß ein Grund nicht vorliegt, falls man selbst die Initiative zu ergreifen für nicht zweckmäßig erachtet, einem von anderer Seite kommenden Vorschlage, der die Unverletzlichkeit des Privatinteresses im Seekriege sanktionieren will, die Zustimmung zu versagen.

Die prinzipiellen Gegengründe, welche der damalige Reichskanzler Graf Caprivi 1892 im Reichstage vorbrachte, sind mit dieser Darlegung, wie man sich durch Nachlesen des stenographischen Berichts überzeugen kann, erledigt — bis auf einen, und dieser besteht darin, daß es leicht sein würde, Handelsschiffe bestimmter Art in Kriegsschiffe zu verwandeln, wie denn auch von den Regierungen darauf geachtet werde, daß eine Anzahl solcher umwandlungsfähiger Dampfer vorhanden sei. Es war anscheinend Caprivis Meinung, man müsse, um solche Umwandlung zu hindern, die Handelsschiffe wegnehmen können. Aber solange ein Schiff nicht armiert ist, ist es auch im Kriege nicht brauchbar, und die Ausrüstung kann nur in einem heimatlichen Hafen erfolgen. Die Benutzung der Handelsschiffe auf offener See vermindert also eher die Benutzung jener Schiffe im Seekriege. Nach der Ausrüstung sind die Schiffe Kriegsschiffe und können als solche von der feindlichen Macht genommen werden. Wirklichen Kriegsschiffen werden solche Schiffe schwerlich Stand halten, und zwar um so weniger, je mehr die Technik im Bau der Kriegsschiffe fortgeschritten ist. Freilich Handelsschiffe können selbstverständlich durch solche Schiffe aufgebracht werden; aber das entscheidet, wie bemerkt, den Krieg nicht, und wird solches Aufbringen verboten, so beschränkt sich der Nutzen solcher Schiffe auf die Wegnahme von Kriegskontrebande und von Schiffen, die Kriegskontrebande an Bord haben. Sollte aber ein Handelsschiff in versteckter Weise (z. B. als Aviso) Kriegsdienste leisten, so würde es in Gemäßheit des Kriegsrechts der Wegnahme verfallen.

Ein Hauptpunkt endlich ist folgender. Die Rüstungen der Staaten verlangen immer größere Opfer. Insoweit die Rüstungen notwendig sind zur Erhaltung des Friedens, d. h. zu einer wirksamen Abwehr im Kriege, mag das einzelne Volk auch drückende Lasten auf sich nehmen. Aber man sollte Rüstungen vermeiden, die schließlich für die Entscheidung im Kriege kaum etwas bedeuten, und dazu gehören solche Verstärkungen der Kriegsmarine, die im Laufe eines Krieges nur die Handelsschiffahrt stören oder hindern können. Das scheint man in England einzusehen, und auch anderwärts wird man sich dieser Einsicht nicht verschließen.

Die Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See liegt in der Entwicklungslinie der Kultur. Wer diese Linie richtig erkennt und ihr folgt, hat in der Politik die „Imponderabilien" für sich, die der große Realpolitiker Bismarck in seiner Glanzzeit sehr gut in ihrem Werte einzuschätzen verstand.

L. v. Bar.

Der Nobelpreis Giosuè Carduccis.

Dem größten lebenden Dichter Italiens, dem Sänger des Hymnus „A Satana", Giosuè Carducci, ist der Nobelpreis für Literatur zuerkannt worden. Am 27. Juli 1905, dem Tage, an dem der siebzigste Geburtstag Carduccis gefeiert werden konnte, trat ich bereits für eine solche Verleihung des Nobelpreises ein. Als engherzig bezeichnete ich damals die Auffassung, von Deutschland aus dürften nur Deutsche empfohlen werden. Da weder der offizielle Berliner Schillerpreis noch der vor einiger Zeit ins Leben gerufene volkstümliche in einwandfreier Weise Verwendung findet, würde es den Grundsätzen über Weltliteratur, zu denen Goethe sich bekannte, widersprechen, falls auf die freie Meinungsäußerung zugunsten eines ausländischen Dichters verzichtet werden sollte.

An dieser Ueberzeugung darf umsomehr festgehalten werden, als deutschen Männern der Wissenschaft der Nobelpreis bereits zu wiederholten Malen zuerkannt worden ist. Wenn es noch einer Begründung für die hohe Wertschätzung Giosuè Carduccis bedürfte, so braucht nur betont zu werden, daß der Dichter der „Odi barbare" zugleich der hervorragendste Literarhistoriker Italiens ist. In einer Zeit, in der die Charaktereigenschaften „großer" Männer zurückstehen sollen hinter ihrer geistigen Begabung und ihren Werken, erscheint es auch geboten, zu betonen, daß gerade das Charakterbild Carduccis allezeit ein leuchtendes Muster bleiben muß. Die blutigsten Epigramme heftet der Dichter den Widersachern der freiheitlichen Entwicklung an, die er mit köstlicher Ironie in Satan symbolisiert. Nicht bloß von den Klerikalen, sondern auch aus dem eigenen liberalen Parteilager ist der Hymnus „An Satan" angefochten worden, der mit den flammensprühenden Versen schließt:

„Salute, o Satana,
O ribellione,
O forza vindice
De la ragione!

Sacri a te salgano
Gl'incensi e i voti!
Hai vinto il Geova
Dei sacerdoti."

Paul Heyse, dem wir die unübertreffliche Uebertragung zahlreicher Poesien Carduccis verdanken, hat den Hymnus

„A Satana" bisher leider nicht übersetzt. In der von Julius Schanz herrührenden Wiedergabe der charakteristischen Strophen kommt die Anrufung der Rebellion nicht, wie im Original, zum Ausdruck, wenn es heißt:

„Heil dir, o Satan,
Und deiner Zunft,
Siegreiche, rächende
Kraft der Vernunft.

Dir sei der Weihrauch
Dankopfernd geschwungen:
Du hast den Jehovah
Der Priester bezwungen!"

Als Republikaner bekannte Giosuè Carducci sich früher, und es ist bezeichnend, mit welcher Pietät er heute noch das Andenken Mazzinis und Garibaldis verehrt. In den sechzehn Bänden, die bisher in der Gesamtausgabe der „Opere di Giosuè Carducci" (Bologna, Zanichelli) vorliegen, kehrt immer von neuem das treue Gedenken an die Männer wieder, denen Italien nächst Viktor Emanuel II und Cavour seine Freiheit und Einheit verdankt. Wie ergreifend schildert er am zehnten Jahrestage des Hinscheidens Mazzinis die durch den Tod damals hervorgerufenen Eindrücke! Als er am 11. März 1872 auf einer Straße Bolognas plötzlich die Trauerbotschaft vernimmt, fühlt er sich gleichsam mitten ins Herz getroffen: „Wie? Mazzini tot? Aber ist es möglich? Und Italien lebt?" Vom 11. Februar 1872 ist eines der formvollendeten Sonette an Giuseppe Mazzini gerichtet.

Zuweilen ist gegen Carducci der Vorwurf erhoben worden, daß er sein republikanisches Glaubensbekenntnis der früheren Jahre verleugnet habe. Als ob nicht Mazzini und Garibaldi später in dem Hause Savoyen das einigende Element für die italienische Nation erblickt hätten! Wohl glaubt Carducci, auch im Senate den freiheitlichen Einrichtungen des geeinten Vaterlandes dienen zu können. Für Orden und pomphafte Ehrenbezeugungen fehlte dem Dichter indessen das zu Feierlichkeiten irgendwelcher Art geeignete Organ. Im zwölften Bande der gesammelten Werke findet sich ein förmlicher Protest gegen die zeitgenössische Sucht, Jubiläen zu feiern. Und als trotz dieser Verwahrung eine „Prachtausgabe" seiner Werke veranstaltet werden sollte, erklärte er: „Ich will kein Almosen, weder in Bewunderung noch in Geld, auch nicht von dem eigenen Vaterlande."

Wie bescheiden ging es in seinem Hause zu! Nachdem ich den Dichter in der Redaktion des früheren „Capitan Fracassa" zu Rom persönlich kennen gelernt hatte, besuchte ich ihn in seinem hochgelegenen Heim in Bologna unweit der beiden schiefen Türme Asinelli und Garisenda, der Wahrzeichen der berühmten Universitätsstadt, in der er italienische Literaturgeschichte lehrte. Wie anregend war die Unterhaltung mit Giosuè Carducci und einer seiner Töchter! Ein vorzüglicher Kenner Goethes, Uhlands, Heines, Platens sowie der deutschen Kulturentwicklung, muß der italienische Dichter Bewunderung für die Universalität seines Geistes erregen.

Durch die Bezeichnung seiner in antiken Versmaßen gedichteten „Odi barbare" könnte die Vorstellung erweckt werden, daß auch der Geist der Vergangenheit in ihnen vorherrsche. Wie taufrisch und modern im besten Sinne des Wortes muten uns aber diese Poesien an! Macht er doch gerade gegen die arkadische Richtung, die zur Schau getragene Sentimentalität, aufs entschiedenste Front. So erscheinen die von Paul Heyse übersetzten Strophen des „Preludio" gleichsam als ein künstlerischer Kampfruf:

„Ich hasse die landläufige Muse; willig
Gibt sie der Menge preis die welken Hüften
Und streckt phlegmatisch unter gewohnten Küssen
Sich aus und schlummert.

„Die wache Strophe wähl' ich mir, die dahintanzt
Rhythmisch bewegt im Chor mit Händeklatschen.
Im Flug am Fittig faß' ich sie; sie wendet
Sich um und sträubt sich.

„So sträubt umschlungen von dem verliebten Waldgott,
Sich die Bacchantin auf dem schneeigen Edon.
Reizender hebt sich unterm Druck des Fingers
Der blüh'nde Busen.

„Und Küss' und Schreie mischen sich wild auf ihren
Entflammten Lippen. Es lacht die Marmorstirne
Im Sonnenschein. Die flatternd gelöste Haarflut
Zittert im Winde."

Dante, Ludovico Ariosto, Torquato Tasso, von den Neueren Leopardi finden in Giosuè Carducci einen kongenialen Beurteiler, der mit tiefeindringendem Verständnis für die Eigenart der großen Dichter Schärfe der Kritik vereinigt. Mit ätzendem Sarkasmus werden dagegen die armen Schächer behandelt, die sich mit flachem Dilettantismus an einen Goethe heranwagen. G. Rota, Professor in Pavia, der das „ausgewählte Theater" Goethes in italienischen Versen wiedergab, mußte in dieser Beziehung schlimme Erfahrungen machen. „Welch geschmeidiger Geist," führt Carducci aus, „welche Herrschaft über den Vers, welche Fülle einer auserlesenen poetischen, einer wirksamen volkstümlichen Sprache, einer Mannigfaltigkeit des Gedankens verlangt der Dichter des „Faust" von seinem Uebersetzer! Alles dies erschreckte jedoch Herrn Rota nicht, der überdies kein Bedenken trug, in Versen die Dramen zu übertragen, die Goethe in Prosa geschrieben hatte: so viel Poesie verspürte der Professor aus Pavia im Leibe." Unter Anerkennung einer gewissen Begabung des Uebersetzers für elegische und lyrische Stellen fährt Carducci fort: „Wo aber der furchtbare Deutsche mit seinem Gegenstande sich messen kann und die Bronzetore der Geheimnisse, die das Dasein darbietet, sprengt, indem er auf dem Gebiete des Unendlichen triumphiert; wo er in der Erhabenheit seines umfassenden Denkens, wie der alte Zeus, im Zorn oder spöttisch lachend, donnert und blitzt; wo er mit dem Volke lärmt, mit den Frauen vertraulich plaudert, mit Dämonen und Hexen Mutwillen treibt und kichert — da scheint sich uns die Uebersetzung des Herrn Professors in Parodie zu verwandeln. So plump koppelt er die farblosesten Archaismen und Wörter zusammen, deren Erfindungspatent ihm sicherlich niemand bestreiten wird. So ungeschickt verwirrt und jagt er die Verse; so willkürlich ergeht er sich in falschen Nachahmungen Dantes und Alfieris oder spielt sich in lombardischem Stil auf den Toskaner hinaus." Höchst belustigende Beispiele führt Carducci an, um den vor den kühnsten Wortbildungen nicht zurückschreckenden Uebersetzer Goethes zu verspotten.

Wie treffsicher ist dagegen Carducci selbst in seinen Uebertragungen Goethes, Heines und Platens!

„Egli era in Tule un re."

Stimmung und Ton des „Königs in Thule" gelangen zum treuesten Ausdruck. So lautet die dritte Strophe:

„Venuto a l'altim' ore
Contò le sue città,
Diè tutto al successore
Ma il nappo d'oe non già"

Wie dem Dichter des Hymnus „An Satan" alles Weichliche, alles Süße in der Lyrik widerstrebt, kann er auch recht unangenehm werden, wenn seine eigene Poesie zur Unzeit angerufen wird. Drastisch leitete er seine Gedenkfeier für Garibaldi ein, als er vom Publikum mit Applaus begrüßt wurde. „Ihr Beifall," ruft er entrüstet, „stößt mich so ab, daß ich mein Versprechen, hier zu reden, bereue. Heute früh erhielt ich auch noch ein drittes Telegramm mit der Bitte, Verse über den Tod Garibaldis zu verfassen. Ich glaube nicht, bisher Beweise für ein so klägliches und hartes Herz abgelegt zu haben, daß andere mich für bereit halten können, Silben zusammenzufügen, wenn ein so großer Schmerz das Vaterland und mich trifft, wenn ich hier stets vor den geistigen und gleichsam auch den körperlichen Augen die Leiche des Mannes sehe, den ich unter den Lebenden am meisten verehrt habe." So

kannte und kennt Italien seinen echten Carducci, der ein goldenes Herz in einer rauhen äußeren Hülle birgt. Eine Zierde der Weltliteratur wird er, wie durch seine Dichtungen und seine anderen literarischen Werke, auch durch seinen lauteren Charakter der Mit- und Nachwelt stets als leuchtendes Vorbild dienen können.

Siegfried Samosch.

Schriftstellerunterstützung?

Durch die Blätter geht eine Nachricht, die Witwe Fritz Reuters habe beabsichtigt, ihre Villa in Eisenach solle bedürftigen Schriftstellern ein Heim gewähren; diese Bestimmung habe sich indessen als unausführbar erwiesen. Eine alte, mich oft beschäftigende Frage wurde bei dieser Gelegenheit neu angeregt: „Was ist eigentlich ein Schriftsteller? Gibt es eine Zunft, einen Stand von Schriftstellern, von Schriftstellern schlechthin?" Die Frage ist äußerst kompliziert, und eine alles erledigende Antwort ist überhaupt wohl nicht zu erwarten; aber vielleicht lohnt es, die Frage an sich nochmal ein wenig zu erörtern. Der Genius Schopenhauers wird hoffentlich nicht zürnen, wenn ich, nachdem er über sie schon seine Sonne hat strahlen lassen, noch hier und da mit meiner Pfennigkerze ein wenig herumleuchte. Sagt er doch selber, daß das Gute nur kurze Zeit das Neue ist; es soll mir nicht darauf ankommen, Neues zu sagen, wenn ich Gutes sage.

Was ist ein Schriftsteller? Es gibt viele Männer, die das Resultat ihrer geistigen Arbeit schriftlich aussprechen. In erster Linie die Heroen der Tagespresse, welche die politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Strömungen der Gegenwart verfolgen, sie teils bloß berichterstattend mitteilen, teils sie von ihrem Parteistandpunkt aus kritisch beurteilen, sie verteidigen oder bekämpfen. Wie die antiken Redner stehen sie vor dem Volke mitten im Getriebe des Tages, nur daß statt der Stimme die Feder ihr Organ ist. Sie warten nicht auf innere Inspirationen, sie stehen in harter Arbeit wie der Krieger im Felde, immer auf das von außen Zudringende und Nötige bedacht. An ihrer Schriftstellerschaft ist nicht zu zweifeln.

Es gibt ferner viele Männer, die geistig angestrengt arbeiten, Fachmänner und Gelehrte aller Art, die bei ihrer Arbeit keineswegs in erster Linie an die Oeffentlichkeit denken, die nicht minder bedeutende Fachmänner und Gelehrte sein würden, wenn sie die Resultate ihrer Arbeit für sich behielten. Bei solchen ist Schriftstellerei nur Begleiterscheinung des eigentlichen Berufes.

Es gibt endlich auch Männer, die in gottbegnadeten Augenblicken Worte ausgesprochen haben, die nicht sie sondern andere schriftlich fixieren mußten, die trotzdem aber weltumgestaltende Worte waren: Sokrates, Jesus Christus. Niemand wird sie zu den Schriftstellern zählen. Es gibt Dichter, die in einer Stunde der Begeisterung Unsterbliches geschrieben haben, einmal und nie wieder; sind sie Schriftsteller zu nennen?

Ist Schreiben eine Kunst oder eine Wissenschaft? Jan und alle Mann können schreiben. Bei jedem Geschäftsbrief, bei jedem Polizeibericht, bei jeder Schusterrechnung ist Schreiben nötig; schließt der niedrige Stoff solcher Schriftstücke sie aus der Schriftstellerei aus? Das Testament eines Sterbenden, der erste Liebesbrief eines jungen Mädchens, mögen sie von formalen Fehlern wimmeln, können uns tief zu Herzen gehen; rückt das Rührende ihres Stoffes sie in die Sphäre der Schriftstellerei?

Hat die Würde des Stoffes, über die einer schreibt, mit der schriftstellerischen Qualität des Schreibenden etwas zu tun? Es gibt Bücher über Erd- und Himmelskunde, Weltgeschichte und Zoologie, die, zwar in unleidlichem Stil geschrieben, nichtsdestoweniger vortreffliche Bücher sind. Es gibt Sport- und Ballberichte, abergläubische Traktälchen, verleumderische Infamien und Schmutzpamphlete, die stofflich ganz wertlos, von Eleganz und Witz funkeln. Werden jene durch ihren Stoff, diese durch ihre Form zu schriftstellerischen Produkten gestempelt?

Wo fängt das Reich der Schriftstellerei an, wo hört es auf? Man kann Goethe einen Schriftsteller nennen. Man kann den Kunst-Schmock des ersten besten Wurstblattes, der, um mit Macauley zu sprechen, vielleicht für den Ertrag seiner jüngsten Rezension sein Hemd aus dem Leihhause auslöst, einen Schriftsteller nennen. Der Dichter des hundertundvierten Psalms und der Verfasser des Satzes: „Heute wurde meine liebe Frau von einem gesunden Knaben entbunden", — sie beide haben etwas geschrieben, was andere Leute erfahren sollten. Ja, wir haben neulich mit nicht geringem Ergötzen in dem Referat über eine Schullehrerversammlung gelesen, daß ein Redner die Aufsätze der ABC-Schützen allen Ernstes zu den „schriftstellerischen Leistungen" gezählt hat. Die Tafeln Mose und die Tafeln des Sextaners! Ist der Kreis der Schriftstellerei so groß, daß er die eine wie die andere Kategorie umfaßt, so kann man sagen: er schließt das ganze Geschlecht des homo sapiens in sich und besagt nur den Tieren, nicht aber den Menschen gegenüber etwas Besonderes.

Oder wollen wir nicht an einen Kreis, wollen wir an eine Skala denken und auf die oberste Stufe die besten Männer setzen, die jemals die Feder geführt haben: Julius Cäsar und Friedrich den Großen, Shakespeare und Goethe, Mommsen und Carlyle, Humboldt und Darwin? Wie viel Stufen müssen wir annehmen, bis wir unten bei dem Pennyaliner ankommen, der seine Zeilen mit tausendfacher Beleidigung der Sprache zusammenschmiert, oder bei dem Revolverskribax, dem Skandalerpresser, dem käuflichen Verleumder, der, wenn er nicht anonym wäre, nach Schopenhauer unterzeichnen müßte: „Meine erbärmliche Wenigkeit, meine feige Verschmitztheit, meine verkappte Inkompetenz, meine geringe Lumpacität?" Sollen auch diese „mit zum Bau gehören" wie Friedrich der Große und Goethe?

Wenn nicht — wo liegt die Grenze? Die aufrichtige Ueberzeugung? Wer kann die Aufrichtigkeit kontrollieren? Wenn ein Rezensent heute lobhudelt und morgen, da das Trinkgeld ausgeblieben ist, schimpft, wer darf ihm sagen: „Du bist ein Lump?" Er braucht nur zu erwidern: „Auch St. Paul hatte seinen Tag von Damaskus. Darf ich nicht besserer Einsicht folgen?" Und wenn die Ueberzeugung zwar ehrlich, zugleich aber die pure Dummheit ist, aufgewärmter Kohl, längst abgetaner Truismus? Gibt sie dem, der sie niederschreibt, das Recht, sich neben den Verkünder neuer, großer, fördernder Gedanken zu stellen?

Man sollte meinen, daß einem, der das Schreiben zu seinem Metier macht, das Schreiben mindestens so geläufig sein müsse wie dem Tischler das Hobeln. Aber welch ungehobelte Sätze muß man in Tagesblättern wie in Büchern täglich hinnehmen! Trotz Schopenhauer, Gildemeister, Wustmann dürfen zahllose Schriftsteller täglich die Sprache unerhört mißhandeln. Ja, selbst als Ueberseter der stilistischen Meisterwerke eines Macaulay, eines Taine erlauben sie sich ihre Schludereien und bleiben nichtsdestoweniger Schriftsteller. Sei es darum! Es steht uns ja frei, sie zwar Schriftsteller, aber schlechte Schriftsteller zu nennen. Und so sind wir andererseits auch nicht genötigt, diejenigen Schriftsteller, die sich zwar keinerlei Verstöße gegen Grammatik und Stil zu schulden kommen lassen, aber triviales Zeug schreiben, als gute Schriftsteller zu respektieren. Die bloße Form tut es eben auch nicht. Reichte doch die vollendete Form nicht hin, Platen in Heines Augen zum Dichter zu machen.

Wenn also Form sowohl wie Inhalt nur die Merkmale abgeben, nach denen sich die Schriftsteller untereinander, die guten sich von den schlechten unterscheiden, nach welchen Merkmalen unterscheiden sich die Schriftsteller von den Nichtschriftstellern? Soll nur der als Schriftsteller gelten, der aus der Schriftstellerei seinen Lebensberuf macht und durch sie sein Brot erwirbt? O weh! Dann müßten wir eingestehen, daß wir eine Anzahl unserer wichtigsten Bücher Nichtschriftstellern verdanken, z. B. die vier Evangelien. Dann müßten wir Julius Cäsar und Friedrich den Großen aus der Reihe der Schriftsteller ausschließen, Montesquieu mit seinen zwei bis drei

Büchern, Bismarck mit seinen Denkwürdigkeiten; dann müßten wir alle diejenigen ausschließen, die anstatt ihren Lebensunterhalt durch sie zu erwerben, ihr Leben für sie ließen z. B. Giordano Bruno; nicht zu gedenken derer, die trotz eifriger Schriftstellerei im Elend sich dahinschleppten wie Cervantes.

Ist aber schon der vage Begriff Schriftstellerei schwer mit dem Begriff Broterwerb zu verbinden, so ist solches bei dem engeren Begriff Dichtung vollends unmöglich. Dichtung als bürgerliches Fach! Dichter werden wollen, wie man etwa Arzt oder Soldat oder auch Maler wird! Und dennoch, wie oft stellen sich gereiften Männern Jünglinge mit irgend einem literarischen Machwerk vor, mit einem Hefte Lyrik oder einem fünfaktigen Drama, und tun die Gewissensfrage, ob es nach solcher Probe wohl ratsam sei, sich ganz der Poesie zu widmen? Und fühlt man ihnen dann gutmütig auf den Zahn und fragt, welchen Weg sie allenfalls als zum Ziele führend betrachteten, so erwidern sie: „Nun, — Studium der Literatur, der alten und neuen Sprachen, der Aesthetik usw." Um Gotteswillen! Als ob alle Aesthetik der Welt auch nur zu dem einen „Morgen muß ich fort von hier" verhelfen könnte! Daß ein Dichter nur insofern ein schönes Gedicht machen kann, als er ein schöner Mensch ist (absichtlich vermeide ich das Wort: ein schöner Geist), das leuchtet den jungen Lorbeer- und Tantièmenkandidaten fast niemals ein. Und wenn man ihnen dann rät, vor allem ein ganzer Mann zu werden und, selbst wenn das Schneiden erlerbter Coupons ihn eines anderen Gewerbebetriebes überhöbe, die Dichtung gelegentlich als Dilettant zu betreiben, dann machen sie ein langes Gesicht. Von den vielen verkehrten Worten Platens das verkehrteste ist:

„Keiner gehe, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens aufs Bureau mit Akten, abends auf den Helikon."

Jahraus jahrein den ganzen Tag von morgens bis abends geritten werden, das hält kein Pegasus aus. Der wahre Dichter dichtet nicht um goldene Ketten und sonstigen Lohn, da er aber des täglichen Brotes so gut wie andere Menschenkinder bedarf, so benutzt er seinen Werktag als Minister, schreibt bei Gelegenheit von Rekrutierungsreisen eine „Iphigenie in Tauris", oder er ist Geschichtsprofessor und hält Vorlesungen, oder er ist Direktor des Globetheaters, oder schreibt Lutetia-Berichte für die „Allgemeine Zeitung". Goethe sagt einmal in Wahrheit und Dichtung: „Meine frühere Lust, diese Dinge nur durch Darlesung mitzuteilen, erneute sich wieder; sie aber gegen Geld umzutauschen, schien mir abscheulich." Und Schopenhauer sagt: „Ein Mann, der von der Gunst der Musen zu leben unternimmt, kommt mir einigermaßen vor, wie ein Mädchen, die von ihren Reizen lebt."

Traut sich aber einer einen unerschöpflichen Quell der Phantasie zu, ist er sicher, daß sein Strom niemals in unterirdische Schluchten intermittierend sich verlieren wird, habeat sibi! Er wage es darauf. Wenn König Publikum ihm bis in sein hohes Alter immer getreulich den besten Wein in purem Golde kredenzt und ihm keine Zeit läßt, mit dem Kanzler oder den Rittern zu wetteifern, gut! Er genieße solch seligen Geschickes! Siehe: Paul Heyse. Es soll hier ja nicht gegen den Dank der Welt für dichterische Gaben geeifert werden. Aber als Jüngling bei der Wahl eines Lebensberufes auf einen niemals intermittierenden Quell zu rechnen, das ist ebenso töricht, wie behufs des Lebensunterhaltes in die Lotterie zu setzen.

Der Dichter ist der Mensch selbst; je ungewöhnlicher der Mensch, desto ungewöhnlicher die Poesie. Dem ungewöhnlichen Menschen aber steht in der Regel der gewöhnliche als Feind gegenüber und muß von ihm oft unverständliche, noch öfter unangenehme Dinge hören. Wie sollte es diesem einfallen, die Worte des Tadels, des Spottes, des Zornes auch noch zu honorieren? Der Dichter wiederum ist meistens einer, der unter den Fäusten der Gewöhnlichen auf der Folter des Lebens leidet und von Zeit zu Zeit, wenn die Schrauben gar zu heftig drücken und das Eisen unter seinen Sohlen gar zu grimmig glüht, in lauter Klage seine Schmerzen kundgibt; da wäre es doch widersinnig, von den Folterknechten Honorar für die Klage zu erwarten. Von dem Gefoltertwerden wird doch kein vernünftiger Mensch leben wollen. Wer das Dichten nicht lassen kann, wage es darauf, wie Schiller es gewagt hatte, als er, ein halbverhungerter Flüchtling, auf der Landstraße zusammenbrach; aber er schiele nicht danach, ob nicht von der Dornenkrone schmackhafte Brombeeren zu naschen sind.

Was nun hier speziell von der Dichtung, als der edelsten Form der Literatur gesagt ist, gilt auch von der Schriftstellerei überhaupt. Niemand sollte die Feder ergreifen, dem nicht ein Gedanke auf der Seele liegt, der mit unwiderstehlicher Gewalt zur öffentlichen Aussprache drängt. Wenn aber der Autor erst herumsuchen muß: worüber schreibe ich wohl, um mein heutiges Feuilleton zu füllen und meine nötige Wocheneinnahme abzuschließen, dann lohnt es sich kaum, überhaupt zu schreiben. Dann fällt, je öfter die Suche nach einem Stoff sich wiederholt, die Behandlung immer handwerksmäßiger aus, bis das ganze Metier nicht höher steht als Semmelbacken, ja nicht einmal so hoch; denn eine Semmel ist ein nötiges und gutes; ein des Erwerbes wegen geschriebener Artikel ein unnötiges und schlechtes Ding, eine Art gefälschter Geistesnahrung und womöglich noch verabscheuenswerter als Brot aus verschimmeltem mietigem, und mit Schwerspath gefälschtem Mehl.

Der Bildhauer Siemering erzählte mir einmal, daß ein Bekannter ihm voller Freude mitgeteilt hätte, er habe seinen auf der Universität verbummelten und durchs Examen gefallenen Sohn nunmehr glücklich bei einer Zeitung angebracht, wo er zunächst die Kunst- und Theaterkritik zu besorgen habe. Ist so etwas nicht heillos? Ist ein solcher Schriftsteller, wenn er dereinst auch für solche Schundarbeit untauglich, im Elend steckt, unserer Sympathie irgend wert, und gebührt ihm eine Invalidenstelle in einer Villa bei Eisenach? Wohlverstanden: wir wollen uns hier nicht gegen die Werke der Barmherzigkeit ereifern; dem Lumpen, der im Graben mit Delirium und Tod ringt, so lumpig er sein mag, versagen wir unser Mitleid und gegebenen Falles unsere Hilfe nicht; und unser Mitleid würde sich steigern, wenn wir erführen, er sei ein Schriftsteller gewesen, ein ehemals hochfliegender, dann vorzeitig zusammenbrechender, durch trostlose Verhältnisse in den Schmutz geratener Mann. Aber wenn wir hörten, er habe, ein feiger Schurke, mit seiner Feder gelogen und verleumdet, Gott gelästert und den Dreck gepriesen für den Groschen und sei schließlich für den gemeinsten Hintertreppenklatsch zu gemein geworden, — wird dann sein Schriftstellertum ihm irgend Anspruch an uns geben? Im Gegenteil! Im Gegenteil!

Gestehen wir es uns nur unumwunden ein: das bloße Schriftstellertum an sich bedeutet garnichts; alles kommt darauf an, wie der Schriftsteller ist, ob gut oder schlecht. In der Schriftstellerei kommt sogar mehr darauf an als in irgend einer anderen Disziplin, denn nirgend kann einer so gemeinschädlich wirken wie eben hier. Ein Musiker, ein Maler, ein Architekt, ein Bildhauer, mag er als Mensch noch so schlecht sein — vermittelst seiner Geige, seiner Palette, seines Zirkels und seines Marmorblocks kann er niemanden die Ehre abschneiden, noch Unkraut unter den Weizen säen; vermittelst seiner Feder aber kann es ein Schriftsteller, und haben es, von dem stinkenden Mävius an, tausend Schriftsteller getan. Soll also in dem Sinne wie Frau Reuter es beabsichtigt hatte — und ähnliche Absichten bestehen ja vielerwärts und haben sich teilweise schon erfüllt, — für bedürftige Schriftsteller, mit besonderer Berücksichtigung ihres Schriftstellertums gesorgt werden, so ist strenge zwischen guten und schlechten Schriftstellern zu scheiden. Ein erfreuliches Amt wird es wohl nicht gerade sein, die Böcke von den Schafen zu sondern, die Heiligen ins Paradies und die Sünder in den Abgrund zu verweisen; aber ein verantwortungs- und mithin ein ehrenvolles Amt. Oder man nehme auf Schriftsteller oder Nichtschriftsteller keine Rücksicht, sehe nur auf die Bedürftigkeit und helfe, so wie die Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte, ohne für Schriftsteller besondere Strahlen zu reservieren.

Horn b. Bremen. A. Fitger.



Walter Pater.

Nichts verrät so deutlich den Zerbröcklungsprozeß, der sich unter unsern Augen an den geistigen Grundlagen der angelsächsischen Welt vollzieht, wie das krampfhafte Suchen nach einer Richtschnur fürs tägliche Leben, einer Norm des Handelns, einem „principle of conduct", einem kategorischen Imperativ. Jedes Jahr bringt einen neuen Propheten, wie jede Season von einer neuen Hutform und einem neuen Gesprächsstoff begleitet wird, und ein Schriftsteller wird in erster Reihe danach beurteilt, ob er eine „Botschaft" enthalte oder nicht. Carlyle, Kingsley, Ruskin, Browning, Tennyson, sogar Meredith werden förmlich wie Religionsstifter behandelt; die Bücher, die das „Evangelium" (Gospel) dieser und anderer Männer darstellen, schießen wie Pilze hervor.

Es wäre seltsam zugegangen, wenn Walter Pater der neusten Götzendienerei nicht zum Opfer gefallen wäre. „Marius, der Epikuräer" schildert einen römischen Jüngling, der seine kyrenäischen Neigungen überwindet, dann am römischen Hofe die stoischen Gesten des Kaisers Mark Aurel bewundert, ohne sich von ihnen täuschen zu lassen, und endlich unter Urchristen den wonnevollen Tod freiwilliger Aufopferung erleidet. Pater hat in diesem Werke, das seine besten Freunde und aufrichtigsten Bewunderer wie Saintsbury und A. C. Benson*) als sein magnum opus bezeichnen, Gelegenheit genug, die zwei praktischen Lebensanschauungen des Epikuräismus und Stoizismus in breitester Ausführung darzustellen, sich mit ihnen kritisch auseinanderzusetzen und die eigenen Ansichten von Glück, Pflicht, Norm des Handelns und anderen ethischen Fragen durchschimmern zu lassen. Es lag also sehr nahe, in diesem Buche eine Botschaft zu entdecken und Pater einen Altar mitten unter den genannten Nationalgottheiten zu errichten; das ist auch von den verschiedensten Seiten geschehen. Die Aestheten vom Schlage George Moores haben ihn zum Verkünder des äußersten Subjektivismus in Kunst und Lebensführung gestempelt; die ehemaligen Kollegen und Oxforder Freunde, die seine Strenge gegen sich selbst, seine Mäßigkeit kannten, nehmen ihn für die stoische Lebensweisheit in Anspruch; in jüngster Zeit hat es einem jungen Geistlichen gefallen, ihn zum Gesinnungsgenossen des Kardinals Newman zu machen, ihn zu einem Apostel ultramontanen oder mindestens hochkirchlichen Christentums zu erheben.

Der arme Walter Pater! Er hätte wahrscheinlich sehr viel darum gegeben, eine feste Weltanschauung, gleichviel welche, zu besitzen, aber ihm war eine solche Stütze nicht beschert. Gesucht hat er sie gewiß, ernst und lange, vielleicht bis an sein Ende; aber wir haben Ursache anzunehmen, daß sie ihm nie zuteil geworden ist, so wenig wie Carlyle oder Montaigne. Benson hat im Schlußkapitel seiner Biographie die Anstrengung gemacht, Pater von dem Vorwurfe der Religionsfeindlichkeit reinzuwaschen. Das sei ohne weiteres zugegeben. Er hat vom Christentum nicht als von einer ekelhaften, sondern einer schönen Krankheit gesprochen; gut. Er hat in einem Briefe an Mrs. Ward die Grundlagen und kulturgeschichtlichen Wirkungen der Kirche als annehmbare Hypothese bezeichnet; schön. Sind das Aussprüche, aus denen man eine Weltanschauung aufbaut? Nein, Walter Pater war kein Apostel, kein Prophet, kein Religionsstifter, nicht einmal ein Erzieher. Pater ist ein Feinschmecker in der Kunstbetrachtung, in der Literatur, im Leben — aber kein Weltverbesserer, kein Lehrer, kein Menschenfreund. Das ist nicht sein Metier. Aber ein Schriftsteller von seltenem Stilgefühl, ein Interpret von feinstem Verständnis ist er, und da er sein ganzes Leben dem Studium der Antike einerseits, der Renaissance andererseits widmete, so gibt das eine Verbindung, auf die sich England schon was zugute tun kann, und der gewissenhafte Deutsche, der eines seiner schönsten Bücher, die Studien zur Renaissance, vortrefflich übertragen hat (ein seltener Ruhm!), wird seine Mühe nicht verschwenden, wenn er auch den „Marius" übersetzt.**)

Das Leben Paters ist in wenigen Sätzen erzählt. Sein Vater war Arzt im Osten von London, wo er sich in undankbarer Praxis unter blutarmen Leuten aufrieb. Walter (geboren 1839) besuchte das Gymnasium in Canterbury, ohne sich irgendwie hervorzutun, und später die Universität in Oxford, wo er im fünfundzwanzigsten Lebensjahre eine Gelehrtenpfründe erhielt und somit fürs Leben gegen Nahrungssorgen geschützt war. Die Lehrpflichten waren nicht drückend, die Ferien lang. Pater war oft in Deutschland, dessen Metaphysik ihn mächtig anzog, aber öfter in Frankreich und Italien, wo er sich gleich Browning zu Hause fühlte. In Italien wurde er für die Engländer der Winckelmann der Renaissance; der Einfluß der französischen Literatur, erst Gautiers, dann Flauberts, ist auf jeder Seite seiner Schriften, namentlich aber im „Marius", zu merken. Die letzten Jahre verlebte er in London, wo man ihn in jeder Gesellschaft willkommen hieß, trotzdem er eigentlich nicht viel zur Unterhaltung beitrug. Sein plötzlicher Tod im Jahre 1894 war den Freunden eine tieftraurige Ueberraschung.

Außer im „Marius" und in den Erzählungen („Imaginary Portraits"), denen zum Teil autobiographischer Wert zukommt, hat Pater sich nirgends an der Darstellung von Menschen aus erster Hand versucht, und er hat sehr wohl daran getan. So lebhaft er sich für das Werk der Menschenhand interessierte, so tief er in ein Bild, in die Seele einer Statue, in ein Buch eindringen konnte, so sehr ihn die Livree eines Kutschers, die Möbel eines Londoner Salons beschäftigten — für die Menschen selbst, für das Leben fehlte ihm der Sinn. Es fällt mir im entferntesten nicht ein, Pater mit jenem affektierten Helden des französischen Romans zu verwechseln, der sich in der Natur langweilt, den die ewige Monotonie des Meeres anödet, dem ein Sonnenuntergang auf die Nerven geht; aber etwas von dieser Schwäche, die von der Wildheit und Unendlichkeit des Lebens überwältigt wird, haftet auch Pater an. Es war natürlich genialer Scherz, wenn er gelegentlich die Schweizer Seen widerlich blaue Tintentöpfe nannte und sonst seine spießbürgerlichen Kollegen in Oxford durch allerlei Paradoxe vor den Kopf stieß; das gehörte mit zur Pariser Mode (épater le bourgeois), der Pater so gut wie George Moore, später Oskar Wilde unterlag. Aber Pater ist in der Tat sozusagen eine sekundäre, allem Elementaren abholde, eine Gelehrtennatur!

Pater hat in seinem ganzen Wesen etwas von der klösterlichen Stille, die den Oxforder Universitätsräumen während der Ferien und an dämmerigen Wintermorgen eigentümlich ist. Alles Laute, Grelle, Unbändige geht ihm wider die Natur. Er ist wie jene Maler und Bildhauer der Frührenaissance, die er mit so seelenvoller Teilnahme interpretiert — „sie hassen alles Schwere in der Betonung starker Gegensätze von Licht und Schatten, das Wesen ihrer ganzen Kunst ist der Ausdruck: ein vorübergleitendes Lächeln auf dem Gesicht eines Kindes, die Wellenbewegung eines leisen Luftzuges an einem stillen Tage über die Vorhänge eines halbgeöffneten Fensters" (Die Renaissance: Della Robbia). Selbstzucht, Unterdrückung, Ueberwindung, Entsagung — alle Künste der alten Oxforder Universitätskultur sind an solchen Ergebnissen wie Walter Pater beteiligt. Er steht in seiner sensitiven Zartheit durchaus nicht allein. Abgesehen von Gestalten wie Langham (in Mrs. Wards Robert Elsmere), dessen Urbild übrigens in dem Oxforder Gelehrten Nettleship erkannt wird, und anderen Schöpfungen der Erzählerkunst, liefert die Literaturgeschichte Englands mehr als ein Beispiel dieser mädchenhaft schüchternen, stillen, verschlossenen Naturen, die aller Oeffentlichkeit scheu entfliehen, denen Reden eine Anstrengung, Handeln eine Qual ist. Arthur Symon, der mit Pater viel verkehrte, erzählt (Monthly Review, September 1906), welche Ueberwindung es Pater kostete, einmal in der Toynbeehalle zu sprechen, und welche Pein es für den Vortragenden und das Publikum zugleich war, als er mühsam jedes Wort sich und dem Hefte abringen mußte. Ich erinnere mich dabei der Anekdote, die man in Oxford von dem Dichter Arthur Hugh Clough erzählt. Er wurde eines Tages von zwei Verehrern aus Amerika besucht und lud sie zu Tische ein. Die

*) A. C. Benson, Walter Pater (English Men of Letters). London, Macmillan, 1906.

**) Leipzig, Diederichs, 1902.

Fremden redeten ihn den ganzen Abend als Mr. Clow an und der Dichter ließ es sich ruhig gefallen. Erst als die Gäste das Vorzimmer verließen und auf der Schwelle die Regenschirme aufmachten, rief er ihnen durch die Türspalte nach: „Cluf, nicht Clow! Gute Nacht!" Und schlug eiligst die Tür hinter ihnen zu. —

Pater hat ein Mindestmaß von schöpferischer Kraft. Ist es ein Zufall, daß er sich nie als Dichter versucht hat? Seine größte Anstrengung auf dem Gebiete der Menschendarstellung ist — die sonstigen Vorzüge werden durch dieses Urteil nicht geschmälert — ein Fiasko auf der ganzen Linie.

Als Erzählung angesehen, bleibt Marius hinter allem zurück, was wir von dieser Literaturgattung zu erwarten gewohnt sind. Die Arvalienfeier, der Besuch in Etrurien und das Treiben daselbst werden — nach den besten Quellen — recht ausführlich und anschaulich gemalt, sodaß sie uns wie ein Stück römischer Kulturgeschichte anmuten, aber der Knabe, um dessentwillen sie eigentlich geschildert werden, macht nicht den geringsten Eindruck auf unsere Seele, so wenig wie der Schatten auf die Wand. Wir sollen uns für die einzelnen Phasen seiner seelischen Entwicklung interessieren, haben aber keinerlei Vorstellung von dem Körper, dem Temperament, der Umgebung dieser Seele. Der letzte Novellist des Jahrhunderts, sagen wir Rider Haggard, hätte seinem Helden auf den ersten drei Seiten mehr Leben einzuhauchen verstanden als Pater es auf fünfzig vermag.

Und warum der peinliche Aesthet das ABC der Erzählungskunst mutwillig mit Füßen tritt, indem er z. B. auf Schritt und Tritt Schlagworte und Verhältnisse der Gegenwart, Stellen aus modernen Schriftstellern, in die geschichtlich sein sollende Darstellung hineinzerrt, ist mir unerklärlich geblieben (I, 26, 28, 48, 54, 60, 61, 139, 141 u. a.).

Ich kann nicht umhin, bei der Berührung dieser Schwächen des verwandten Werkes von Newman, der „Callista" zu gedenken; es ist zum Verwundern, daß Benson und die anderen Literarhistoriker die Parallele nicht gezogen haben, die mir geeignet erscheint, die Eigenart beider Schriftsteller ins hellste Licht zu setzen. Der berühmte Kardinal will die Ueberlegenheit des jungen Christentums über das morsche Heidentum darstellen. Das edle Liebespaar Agellius und Callista vertritt die geistige und sittliche Macht des Evangeliums, für das es den Märtyrertod erleidet, während die verfolgungstollen Heiden dem tierischesten Leben fröhnen. Der eifervolle Kardinal hat sich seine Verherrlichung des Christentums gar zu leicht gemacht und zu wenig Rücksicht auf die Logik der Ungläubigen genommen. Den Edelmenschen Agellius, Callista, Cyprian stellt er den Abschaum der heidnischen Menschheit von Sicca, einen Säufer, einen gewinnsüchtigen Krämer, einen Freigelassenen, eine Negerhexe und rohes Straßengesindel entgegen! Wenn wir uns für Agellius, Callista, Cyprian entscheiden, so hat unsere Sympathie nichts mit ihrem Christentum, wenn wir Jukundus und Gurta verabscheuen, so hat das nichts mit ihrem Heidentum zu tun.

Da ist Pater in seinem „Marius" ganz anders zu Werke gegangen. Seine Heiden sind auserlesene Exemplare wie der Priester des Aeskulap, der Kaiser Mark Aurel, der Dichter Aquileius, und trotzdem kehrt ihnen Marius den Rücken und stirbt für die neue Botschaft.

An Logik der Darstellung, an Gewicht des geistigen Gehalts ist Paters „Marius" dem Roman des Kardinals unendlich überlegen, so überlegen, wie das Werk als dichterische Schöpfung, als Menschenschilderung vor der „Callista" Newmans verblaßt. „Callista" strotzt von Leben und Wahrheit, jeder Charakter atmet Kraft, ursprüngliche Natur. Ich möchte durchaus nicht annehmen, daß Newman Modellstudien für seinen Roman angestellt habe wie Dickens, Thackeray oder Trollope; eher liegt die Vermutung nahe, daß er erborgte Gestalten — der Einfluß Victor Hugos ist nicht zu verkennen — verwendet habe. Aber der geborene Künstler, der schöpferische Mensch haucht ihnen Leben ein, überzeugt trotz der Stümperhaftigkeit seiner Kunstmittel. Schon die wundervollen lyrischen Einlagen, bald grotesker, bald feierlicher Art, erwecken eine Stimmung, die Pater trotz seiner historischen Treue und eindringlichen Eigenschaftswörter niemals erzielt.

Czernowitz. Leon Kellner.

Theater.

Kammerspiele des Deutschen Theaters: „Frühlings Erwachen." Eine Kindertragödie von Frank Wedekind. — Kleines Theater: „Die Feinde." Szenen von Maxim Gorki.

Geschah es nicht um dieselbe Zeit, da man das Renaissancemöbel aus dem Wohnzimmer verwies und dem Häuserbau neue Formen suchte, daß man auch der bisher geübten dramatischen Technik den Krieg erklärte? Vielleicht war sich niemand klar darüber, und ich wüßte nicht, wer es ausgesprochen hätte: es war aber dieselbe Abneigung gegen die Renaissance, die hier wie dort so ungestümen Ausdruck fand. War doch das gesamte westeuropäische Drama eine Renaissanceform.

Der alte Herrscher mit dem Dreispitz auf dem Kopfe war entthront, es folgte Anarchie.

Kümmern wir uns nicht um die zerbrochenen Tafeln mit ihren mehr als zehn Geboten! Warum soll das Drama, als ein ewig Lebendiges, seine Gestalt nicht wandeln? Was ist für die Bühnenwirkung weiter erforderlich, als daß die innere Anschauung mit der äußeren zusammenfalle?

Beginnt man über diese Dinge nachzudenken, so tritt es einem von neuem peinigend entgegen, wie sehr wir in all unserem Tun und Schaffen mathematischen Gesetzen unterworfen sind. Wir sind die Sklaven des Winkelmaßes und des Zirkels. Vielleicht war es doch voreilig, wenn wir dem Drama neue und „natürliche" Gestaltung suchten, die wir nicht einmal imstande sind, einen Tisch zu zimmern, der nicht auf mathematischen Formen beruhte.

Es herrscht nun aber Anarchie. Sie hat Dramen die Fülle gezeitigt, die nur äußere Anschauung boten, sehr wenige, die eine innere vermittelten, keines, so weit mein Auge reicht, in dem die beiden Anschauungsarten, in einander aufgehend, zu einer Ausdruckskundgebung geworden wären, wie es bei Shakespeare stets der Fall. So sind wir es heut bereits froh, wenn uns die innere Stimme überhaupt ertönt. Von zwei Dichtern, von denen sie ausging, soll hier die Rede sein.

1.

Frank Wedekinds Kindertragödie „Frühlings Erwachen", die jetzt zum ersten Mal von der Bühne sprach und tiefe Wirkung tat, ist bereits im Anfang der neunziger Jahre entstanden. Also zu einer Zeit, da der Naturalismus die Natur äffte, und nur der reich galt, der die Armut schilderte. Frank Wedekind zahlte der Mode nicht Tribut. Es nimmt geradezu wunder, wie er sein Schifflein aus dieser grauen Flut in klarere Gewässer rettete, wie er für seelische Regungen Ausdruck fand, wie er der schlichten Empfindung das schlichte Wort setzte. Manches Phrasenhafte, Buchmäßige läuft mit unter, dann aber ist wieder ein Klang, der zu Herzen geht.

Als ein ganz Eigner erscheint er. Vor der Neuromantik suchte er die blaue Blume, schon damals wohnten ihm Tragik und Groteske beisammen. Voll kecker Ursprünglichkeit tritt er vor ein Publikum, das er — erst fünfzehn Jahre später finden sollte.

Die dramatische Form ist in Fetzen zerrissen. Ohne Steigerung, Höhepunkt und Umkehr knüpft sich Szene an Szene in lockerem Gefüge. Die äußere Anschauung bleibt deshalb aus, und nur wie auf einer Puppenbühne huschen die Bilder vorüber. (Das Deutsche Theater fand dafür den rechten Stil.) Innerlich aber schließt es sich zusammen, zu einem wehen Klageliede, zu dem ein grimmer Humor die Unterstimme trommelt.

Der Kindheit gilt die melancholische Weise. Knaben und Mädchen, denen sich die Geschlechtsreife einstellt, und die unverstanden unter Erwachsenen wandeln, treten vor dich hin. Schulqual treibt den begabten, träumerischen, nicht in das Schema sich einfügenden Jüngling in den Tod. Der Sturm der Werdezeit kündigt sich an, und die jungen Stämme ächzen. Der Naturtrieb fordert seine Opfer. Das ahnungslose Mädchen fällt dem begehrenden Jüngling anheim. Alle aber stellen sie aus der Angst des sie überkommenden Neuen heraus Fragen an die, welche ihnen Aufklärung geben könnten, und die Antwort bleibt aus.

So entsteht hinter dieser innigen und schlichten Kindertragödie das häßliche und grinsende Bild der Gesellschaft, die diese jungen Wesen ihrem Moloch opfert. Falsche und verlogene Scham heißt der. Die Eltern und Erzieher wollen es den Kindern gegenüber nicht wahr haben, daß ein Geschlechtswille die Welt durchbraust. Die Vierzehnjährige fordert von ihrer Mutter Aufklärung, und ihr wird statt deren das Märchen vom Storch geboten. Gänzlich unwissend fällt sie dem Verführer anheim, und als die Folgen sich einstellen, wird die weise Frau gerufen. Auf dem Grabe der also Geopferten und Gemordeten steht dann als Inschrift: „Selig sind, die reinen Herzens sind".

In ein wildes Pathos der Anklage könnte die Tragödie ausklingen, Wedekind storcht statt dessen gemächlich über die Himmelswiese hinüber in den Anger der Groteske. Kaum je sind Lehrer und Pfarrherren, als Standesbestien, wahrer und boshafter geschildert worden als hier. Und dieser grimmige Humorist greift nach den Sternen, sich die Zigarre an ihrem Feuer anzuzünden. In der Kirchhofszene gipfelt die Kindertragödie, innerlich wie künstlerisch. Das Grab, das den jungen und selbstmörderischen Knaben verschlungen hat, tut sich auf und gibt seine Weisheit kund. Der Tote orakelt. Das Leben, als vermummter Herr, in Gehrock und Zylinder, rechtet mit ihm um den Besitz jenes anderen Jünglings, der sich mit der Vierzehnjährigen verging und an ihrem frühen Sterben mit Schuld getragen. Und jetzt wird Antwort, und zwar ganz in Wedekinds Sinn. Was ist Moral? „Unter Moral verstehe ich das reelle Produkt zweier imaginärer Größen. Die imaginären Größen sind Sollen und Wollen. Das Produkt heißt Moral und läßt sich in seiner Realität nicht leugnen."

Also sprach der zynische Romantiker. Er führte aber nicht an das Bächlein der Doktrin, sondern auf die Wasser des Lebens. Er ließ von fern zu den Inseln blicken, die nie ein Fuß betritt.

2.

Gorkis „Feinden" gegenüber läßt sich nicht einmal mehr von dramatischen Motiven reden, sofern das Wort einen Entwicklungsbegriff in sich schließt. Nur Anlässe gibt es: Ein gewalthaberischer Fabrikbesitzer wird von seinen Arbeitern niedergeschossen. Es wird Untersuchung eingeleitet. Für den Mörder, der Familienvater und den Genossen ein wichtiger Führer ist, nimmt ein anderer die Schuld auf sich, bis der Täter doch selbst vor seine Richter tritt. Anlässe sind dies Gorki, eine intime und seelendeutende Charakteristik beider Klassen, der Besitzenden und der Besitzlosen, zu entwerfen.

Aus der Ruhe heraus, nicht aus der Bewegung, gibt er sein Menschenbild. Das wenige, was an Handlung da ist, lodert blitzgleich herein, um ebenso schnell zu erlöschen. Dumpfe Ruhe füllt sonst die Szenen, wie dumpfe Ruhe auf diesen Menschen lastet. Langsam spinnt sich das Gespräch. Es kreist um Fragen, auf die niemand Antwort weiß. Es ertönt aber auch hier ein Klagelied, das sich von dieser müden Stille loslöst und von einst lebenskräftigen, nun erstorbenen Seelen singt.

Hat man diesen Menschen länger in die verschleierten Augen gesehen, dann erkennt man ihr Wesen und wird gewahr, daß sie sehr russische Russen sind. Kühle Kerkerluft hat ihre Stirn gebleicht. Ihr Wille ward gelähmt. Da ist freilich ein junges Mädchen, das aufbraust und glühende Worte findet, da sie sieht, wie ungerecht und hart die Arbeiter von den Vertretern irdischer Gerechtigkeit behandelt werden. Aber dies macht es: sie ist noch sehr jung. Zu jung, um bereits ganz erstarrt zu sein und — um ernst genommen zu werden. Jener Arbeiter, der die Schuld des Andern freiwillig auf sich nimmt, zeigt bereits jene, wohl nur in Rußland mögliche Mischung von Apathie und Heroismus. Ein anderer Fabrikbesitzer, der Sozius des Ermordeten, ist sich bewußt, seinen Arbeitern gegenüber nur „das Beste" zu wollen. Er wird zum Schädling, weil es seinem humanen Willen an Kraft gebricht. Er ist der Liberale.

Zwei Menschen nun sind es, in denen sich die Seele dieses dramatischen Gedichts erschließt, aus deren Augen einen die Seele des heiligen Rußlands selbst anstiert. Ein Arbeiter der eine, und eine dem Luka des „Nachtasyl" verwandte Gestalt. Er hat nichts gelernt, aber alles begriffen. Auf die Fragen seines Innern gab ihm das Leben Antwort. Er erfaßte die Realität, die hinter dem bunten Phantasmagorienspiel des Lebens steht, und tröstet in gleicher Weise die unrecht tun und unrecht leiden. Er ist ein Starker, und seine Hände sind sehr weich. — Ein Schwächling der andere. Er ist der Bruder des Fabrikbesitzers und lebt in Wohlstand. Seit langem ist er dem Trunk verfallen. Aber die Stimme seiner Jugend ist trotzdem nicht ganz in ihm verklungen, und ob er sich selber nutzlos weiß, hört er nicht auf zu fragen. Vielleicht ist ein Denker oder ein Künstler, jedenfalls ist ein Mensch in ihm erstorben. Dieser nun geht eines Tages hin, sich selbst zu erschießen, ohne daß irgend ein äußerer Anlaß vorhanden wäre. Die Sonne ist ihm an diesem Morgen nicht anders aufgegangen als je zuvor. Seine Seele verlangt sich's so.

Gorkis Herz schlägt mit den Arbeitern, das weiß jedermann, er macht des auch hier kein Hehl. Es ist trotzdem eine große Gerechtigkeit in seinem Drama, gleichmäßig wie Wintersonne durch Nebel leuchtend.

Ich meine, es ist ein Unterschied zwischen der Formlosigkeit dieses Russen und der Auflehnung gegen die überkommene dramatische Technik in Deutschland. Die Renaissance ist in Rußland niemals in dem Maße innerlich erlebt worden, wie in Westeuropa. Das Renaissance-Drama beruht auf der Voraussetzung, daß der Mensch seinem Charakter gemäß und nach Ueberlegung handele und daß ein Schicksal, ewige Gesetze wahrend, über ihm walte. Diese russischen Menschen spintisieren, aber sie überlegen nicht; die träge und tote Erstarrung liegt auf ihnen, und plötzlich, unvorhergesehen, anlaßlos, bricht es aus ihnen hervor, wie glühende Lava aus Vulkanen — die Gewalttat. Das Schicksal richtet nicht den Freien, es schließt den entsprungenen Sklaven wieder in seine Ketten.

Dies Menschendasein hat keine Kunstform.

Ernst Heilborn.

Auf der Schwelle des Todes.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Italienischen von Ellen Godwyn.

I.

Verstört, irren Blickes, taumelnd wie ein Betrunkener, betrat Carlo Flamini die Tür des wohlbekannten Hauses. Auf der Schwelle ihres dunklen Verschlages stand die Hausbesorgerin, sah und erkannte ihn und rief mit wehmütiger Stimme:

„Das arme Fräulein, ... das arme Fräulein! . . . ."

„Ist sie tot?" fragte er dumpf und blieb plötzlich stehen.

„Nein, nein . . . . noch nicht," sagte sie traurig und seufzte.

Eilig stieg er die Treppe hinauf, gebeugten Hauptes und mit verhaltenem Atem. Die Tür war weit geöffnet, und von neuem schnürte ein plötzlicher Krampf Carlos Herz zusammen. Im Vorzimmer hielt ihn Teresa, die treue alte Dienerin Teresa an, die ihn mit zitternden Lippen und tränenerfüllten Augen wortlos ansah.

„Tot? Tot?" fragte er verzweifelt, die groben Hände erfassend.

„Noch nicht . . . noch nicht . . .," stammelte die Alte, die unfähig war etwas hinzuzufügen.

„Ich will hinein, ich will sie sehen!" sagte er leise und trat in den kleinen Salon, wohin Teresa ihm folgte.

„Es geht nicht . . . es geht nicht . . .," murmelte sie, ihn zurückhaltend und wies auf die geschlossene Schlafzimmertür.

„Warum geht es nicht? Wer hat das gesagt? Hat sie es gesagt? Und wenn sie stirbt? Ich will sie sehen," wiederholte er mit erstickter Stimme und starrte mit ausgetrockneten, glänzenden Augen nach der Tür.

„Der Chirurg ist drinnen . . . er untersucht sie . . .," flüsterte die alte Dienerin matt.

„Er hat mich fortgeschickt . . . ich darf niemanden hineinlassen. . ."

„Und wenn sie stirbt? Wenn sie stirbt? Ich will sie sehen!" erwiderte der junge Mann, von einer fixen Idee beherrscht.

„Warten wir . . . warten wir," sagte die Alte leise, mit sanfter Traurigkeit.

Und mit demütiger Gebärde wies sie ihm einen Sitz an und ließ sich selbst unweit von ihm nieder. Dann senkte sie den Kopf und kreuzte leidvoll die arbeitsamen Hände auf dem Schoß. Ihre Lippen bewegten sich schweigend, sie betete. Aber ihre Augen, die kaum die Tränen zurückzuhalten vermochten, ruhten unaufhörlich auf der geschlossenen Tür, hinter der kein Laut hervordrang. Carlo Flamini war gleichsam kraftlos in dem Lehnstuhl gesunken. Er schwieg, biß sich von Zeit zu Zeit auf die Lippen, als wollte er ein Wort, ein Schluchzen, einen Schrei unterdrücken: nur seine Augen lebten, trocken und glühend hefteten sie sich auf die geschlossene Tür, hinter der Sofia Albano litt und vielleicht starb. Lange, schwere, finstere Minuten verstrichen. Die tiefe Stille des verschlossenen Zimmers erhöhte ihre Qual. Mit kaum vernehmlicher Stimme befragte er Teresa:

„Wann ist es geschehen?"

Sie neigte sich zu ihm, um besser zu hören und antwortete mit einem Hauch:

„Vor zwei Stunden: um elf."

„War sie allein zu Haus? . . ."

„Allein in ihrem Zimmer. Ich war in der Küche. . . ."

„Hast du . . . hast du den Schuß gehört?"

„Ich . . . ich habe ihn nur zu gut gehört!" sagte die Alte und hielt sich die Hand vor den Mund, um nicht aufzuschluchzen.

Sie sahen einander verzweiflungsvoll an. Er barg sein Gesicht zwischen den Händen, dann fuhr er sich durch die Haare wie um unerträgliche Gedanken aus seinem Kopf zu verjagen.

„Teresa, wie kommt es," fragte er leise, „wie kommt es, daß du, die du sie liebtest . . . wahrhaft liebtest, nicht verstanden hast . . .?"

„Ich habe nicht verstanden . . ." antwortete sie schmerzbebend und öffnete mit verzweiflungsvoller Gebärde die Arme, „ich habe nicht verstanden!"

„Aber sie war traurig, nicht wahr? Sie war sehr traurig?" drang er mit krampfhafter Spannung in sie.

„Ja, sehr traurig: immer sehr traurig," sagte Teresa einfach. „Aber heute nicht mehr als gestern . . . als an irgend einem anderen Tage . . seit . . . seit . . ."

Sie sagte nichts weiter; sie senkte die Augen und seufzte tief.

„Teresa," sagte er mit unterdrückter Heftigkeit, während er auf die alte Magd zuging, „Teresa, ich habe sie getötet."

„Nein, nein, hoffen wir das nicht!" rief sie und hielt ihn zurück, mit traurigen, demütigen Augen, mit einer Bewegung voller Nachsicht, Verzeihung und Hoffnung.

„Ich habe sie getötet, Teresa," sagte er, wie Espenlaub bebend.

Und zum erstenmal quollen zwei große Tränen aus seinen Augen. Er ließ sie hinunterrollen ohne sie abzuwischen, und sie trockneten auf seinen brennenden Wangen.

„Wenn sie stirbt, Teresa, muß ich auch sterben!" murmelte er sich vernichtet in den Sessel werfend, und barg sein Gesicht zwischen den Händen.

„Gott erbarme sich unser aller!" antwortete sie. Und ihre Lippen bewegten sich wieder schweigend im Gebet.

Einige Minuten verstrichen — endlos lang für die beiden zerrissenen Herzen — endlos und zahllos. Endlich öffnete sich die Tür vorsichtig, ein Mann erschien im Salon und machte die Tür wieder hinter sich zu.

Er war jung, groß, mager, blond, nicht unelegant im Aeußern und in seiner Kleidung. Sein Gesicht war ernst und kalt, mit einem hellblauen, durchdringenden Augenpaar. Sofort bemerkte er Carlo Flamini und näherte sich ihm, während dieser aufstand und mit seinem ganzen Sein dem Chirurgen entgegenflog. Das Zwiegespräch entspann sich rasch, mit leisen Stimmen, ohne daß sich die beiden Männer auch nur ansahen.

„Sind Sie ein Verwandter?" fragte der Chirurg.

„Ich bin ein Freund . . ."

„Ein naher Freund? . . ."

„Ein naher Freund."

„Hat das Fräulein keine Verwandten? Keine anderen Freunde?"

„Nein: nur mich. Sagen Sie mir alles. Sie stirbt — nicht wahr, sie stirbt?"

„Vielleicht."

„Kann sie am Leben bleiben?"

„Vielleicht."

„Doktor, retten Sie ihr Leben und meines!" rief Carlo mit gefalteten Händen, Beschwörung in der Stimme und in den Augen.

Der Arzt warf einen forschenden Blick auf ihn aus seinen blauen, stechenden Augen.

„Ich werde es versuchen," sagte er langsam.

„Wo ist sie verwundet?"

„Sie hat sich ins Herz treffen wollen."

„Ah! . . ."

„Aber sie hat es verfehlt. Ihre Hand hat gezittert. Alle Frauen fehlen, wenn sie auf das Herz zielen."

„Sie kann also leben — leben?"

„Ich fürchte, sie hat sich die Leber verletzt und stirbt an einer inneren Verblutung," sagte der andere in eisigem Ton.

Dann entfernte er sich und gab Teresa ein Rezept. Als Teresa damit verschwand, wandte er sich wieder zu Carlo.

„Darf ich sie nicht sehen, Herr Doktor? Weshalb darf ich sie nicht sehen?"

„Sie würden ihr sehr schaden: eine Bewegung kann sie töten."

„Was macht sie jetzt? Was macht sie?"

„Sie schlummert."

„Hat sie mit Ihnen gesprochen? Was hat sie gesagt?"

Es lag ein Zögern in der Frage, ein rasches Blinzeln von Carlos Augenlidern dabei und abwechselndes Erröten und Erblassen.

„Sie hat einige Worte zu mir gesprochen," antwortete der Doktor und wandte das Gesicht ab.

„Was hat sie Ihnen gesagt? Ich beschwöre Sie, wiederholen Sie mir, was sie Ihnen gesagt hat. Hat sie Ihnen nicht gesagt, weshalb sie das Schreckliche getan hat?"

„Sie hat es mir nicht sagen wollen. Uebrigens war es unnötig, es zu wissen."

„Aber hat sie nicht einen Brief, einen Zettel, ein Wort wenigstens geschrieben?"

„Sie hat nichts geschrieben."

„Haben Sie im Zimmer gesucht?"

„Wir haben gesucht, die Dienstmagd und ich. Nicht ein Wort. Wir haben sie gefragt, ob sie geschrieben hat. . ."

„Hat sie geantwortet? Was hat sie gesagt?"

„Sie hat ein verneinendes Zeichen mit dem Kopf gemacht."

„Sie hat niemandem geschrieben!" rief Carlo und sank wieder in den Lehnstuhl.

„Vielleicht," meinte der andere eisig, „hat sie gedacht, daß ihr Tod einen einzigen, klaren Grund habe. Oder vielleicht hat sie es verächtlich gefunden zu schreiben."

„So ist es," flüsterte Carlo demütig, in ungeheuerer Zerknirschung.

* * *

Der Abend dieses Tages dämmerte, als der Doktor Lucio Gaita es Carlo Flamini gestattete, in das Zimmer zu treten, in dem die verwundete Sofia Albano lag. Und trotz seiner ängstlichen, krampfhaften Fragen verstand Carlo in seinem aufgeregten Seelenzustand nicht, ob der Arzt ihm diese Gunst gewähre, weil Sofia gerettet oder weil sie verloren sei. Ehe er eintrat, hatte Lucio Gaita ihm im dämmernden Halbdunkel, während er ihn beim Arm ergriff, zugeflüstert:

„Sie dürfen zu der Kranken hinein. Aber wenn sie Ihnen eine Zeitlang lieb war, wenn sie Ihnen noch lieb ist, so versprechen Sie mir, daß Sie neben ihrem Bette nicht eine Bewegung machen, nicht ein Wort sprechen werden, um sie nicht aufzuregen. Uebrigens kann sie Ihnen nicht antworten. Sie wird Sie vielleicht nicht einmal erkennen, gar nichts von Ihrer Gegenwart merken. Versprechen Sie mir, ruhig, stumm, unbeweglich zu sein?"

„Ich verspreche es."

Sie traten zusammen ein. Ein leichter Schwindel ergriff Carlo auf der Schwelle dieses Zimmers, wo er süße, glühende Stunden der Leidenschaft zugebracht hatte und aus dem er vor zwei Monaten mit ausgetrocknetem Herzen und erstorbenen Sinnen gegangen war. Brennende und zärtliche Erinnerungen durchdrangen seine Seele, und er war nahe daran, ohnmächtig hinzusinken. Das Zimmer lag im Halbdunkel; eine Nachtlampe unter Milchglas erhellte zur Not die Finsternis; die Balkontür stand halb angelehnt, und die Abendluft spielte mit den weißen Spitzenvorhängen, die man los gemacht hatte. Ein starker Aethergeruch erfüllte die Luft. Mit gedämpften, kleinen Schritten näherten sich die beiden Männer dem Bette, und der Doktor hielt Carlo ab, sich zu weit vorzuwagen. Allmählich gewöhnten sich Carlos Augen an das Dämmerlicht, und auf dem weißen Kopfpolster gewahrte er das feine, zarte Gesicht Sofias mit seinen anmutig jugendlichen, schönen Linien. Die duftigen schwarzen Haare waren geöffnet und umrahmten das dunkle, ovale Gesicht; die großen Augen waren geschlossen, und die schwarzen Wimpern schienen die Wangen zu beschatten. Der kleine Mund war fest geschlossen, gleichsam versiegelt; das gestickte weiße Kamisol war am Halse und auf der bandagierten Brust geöffnet. Die beiden Arme waren längs des Körpers auf der Decke ausgestreckt, und die Hände blickten aus der Weiße des Kamisols leblos, mit halbgeöffneten Fingern hervor.

Eine gleiche Blässe bedeckte das Gesicht, von der Stirne bis zum Halse wie die Hände, aus denen alles Blut gewichen schien.

Plötzlich, aus seiner gierigen Betrachtung auffahrend, packte Carlo Flamini den Arzt, umklammerte ihn zum Ersticken und fragte:

„Doktor, sie ist nicht tot? Sie ist nicht tot? Sagen Sie mir, daß sie nicht tot ist?"

„Sie ist nicht tot: schweigen Sie!" erwiderte Lucio Gaita brüsk, schüttelte ihn ab und legte ihm heftig die Hand auf den Mund.

„Doktor, Doktor, weshalb hat sie dieses Entsetzliche getan?" murmelte Carlo matt und wich zurück, aber ohne den Blick von jenem Bette, jenem blutlosen Antlitz, jenen blutlosen Händen wenden zu können.

„Sie wissen es recht gut! Weshalb fragen Sie?" rief der andere brutal, aber mit leiser Stimme.

„Doktor, ich beichte Ihnen: ich habe sie getötet," erwiderte Carlo wie von Sinnen.

„Schon gut: schweigen Sie nur," gebot der Arzt mit Härte und zog ihn vom Bette fort, dem Balkon zu.

Zerknirscht und besiegt, unter unsäglichen moralischen Qualen erhielt Carlo Flamini später vom Arzt die erbetene Erlaubnis, diese Nacht bei Sofia Albano wachen zu dürfen. Lucia Gaita, der ihn schwach und zitternd wie ein Kind vor sich sah, gewährte ihm diese Gunst unter der Bedingung, daß Teresa im Zimmer, neben dem Bett wachen sollte. Sie allein sollte ihr als Wärterin dienen, die noch immer in todesähnlicher Bewußtlosigkeit dalag. Carlo beugte resigniert den Kopf, ohne etwas hinzuzufügen, und setzte sich in einen Winkel neben dem Balkon, wie ein armer Sünder. Nach einigen letzten Anordnungen für Teresa entfernte sich der Doktor. Mit leichten Schritten wie ein freundlicher Schatten kam und ging Teresa, und beim Anbruch der Nacht setzte sie sich an das Kopfende des Bettes, in dem die Kranke ausgestreckt lag, unbeweglich, bleicher als ihr Kissen und ihr Leintuch.

Und in dieser Einsamkeit, im Schweigen der Nacht, bei Betrachtung dieses Lagers, auf dem Sofia vielleicht von Minute zu Minute dem Tod entgegenging, in der ersten Jugendblüte, in ihrer lieblichen Schönheit, frühlinghaften Anmut und zärtlichen Güte, da begriff Carlo Flamini die ganze Größe seines Verbrechens.

Er war in die Existenz dieser Sterbenden mit dem herrischen Ungestüm einer plötzlichen, verzehrenden, feurigen Liebe eingedrungen: er hatte die freie, unverdorbene Seele Sofias mehr als eingenommen, er hatte sie unterjocht, er hatte diese Seele durch ein enges, festes Band, das unauflöslich schien, an seine Liebe gefesselt, eine blinde, wahnsinnige Liebe, blind und wahnsinnig in ihrer Tyrannei, der Sofia in absoluter Selbstverleugnung ihr Herz, ihre Seele, ihr Leben hingab. Und wenn er ihr seine Liebesglut schwor, hatte sie ihm, ohne je einen Augenblick zu zweifeln, geglaubt, und er war aufrichtig und wahr im Rausch. Wenn er ihr in der höchsten Extase schwor, seine Liebe würde ewig währen, hatte sie daran geglaubt wie an das Evangelium, und er log damals nicht, er leistete ein Gelübde auf Leben und Tod. Was hatte er aus Sofia Albanos Seele gemacht? Was hatte er aus diesem zarten, empfindlichen Leben gemacht, was aus dieser Unglücklichen, die hier vor ihm in den Armen des Todes lag? Alle Abgespanntheit und Kälte, die ganze Härte, die ganze Grausamkeit einer erstorbenen Liebe, alle diese gräßlichen Dinge, die aus dem, der noch liebt, ein Opfer, und aus dem, der nicht mehr liebt, einen Henker machen, diese ganze fürchterliche Grausamkeit hatte er gegen Sofia Albano ausgeübt. Niemals die Barmherzigkeit einer Lüge, die Wohltat einer Verstellung. Und angesichts der stummen Sanftmut, der stillen Trauer, angesichts der Haltung voll schmerzlicher Resignation, die immer herrischere Grausamkeit des Mannes, der nicht mehr liebt, der entweichen, entfliehen, entschwinden möchte, endlich befreit, fröhlich, vergeßlich, wie ein leichtbeschwingter Vogel. So hatte er sich von Sofia Albano entfernt, er hatte sie gemieden und war verschwunden, indem er sie vergaß. Und sie war ihm nicht nachgelaufen, sie hatte ihn nicht beschworen zurückzukehren, sie hatte ihn nicht mit ihrer Liebe verfolgt. Sie hatte das Joch der Leidenschaft getragen, jetzt trug sie schweigend das Joch der Grausamkeit. Nur eines Morgens, im Mai, vermochte sie es nicht weiter zu leben. Und ohne Beteuerungen, ohne jemandem etwas zu schreiben oder zu sagen, hatte sie sich einen Revolverschuß ins Herz gefeuert. Und bei Betrachtung dieser Sterbenden erschien Carlo Flamini seine Grausamkeit, seine Infamie ungeheuer, niederschmetternd; er fühlte sich unfähig, unter dieser Last weiterzuleben. Er stand plötzlich auf, ging zu dem Bett, auf dem die Unschuldige lag, die er dem Tode als Beute hingeworfen hatte. Die Nacht war vorgerückt. Teresa schlummerte in ihrem Sessel. Er beugte sich über die andere Seite des Bettes, und hauchte seine Worte über das blutlose Antlitz: „Sofia, verzeihe dem, der dich nicht kannte. Sofia, ich kenne dich jetzt, ich weiß, was du bist, du bist mein Leben selbst. Stirb nicht, Sofia: Du darfst nicht sterben. Du mußt leben, um mir zu vergeben. Ich muß leben, um deine Vergebung zu erlangen, um dich jederzeit, jeden Tag, jede Stunde zu lieben. Sofia, stirb nicht: ich will, daß du nicht stirbst. Du mußt leben, damit ich gerettet werde. Sofia, stirb nicht, du würdest mich mit dir ziehen, und du liebst mich, du willst nicht, daß ich zu Grunde gehe."

Wie angezogen von dem Antlitz, das der Tod umschattete, beugte er sich weiter vor: er küßte die geschlossenen Augen leicht und berührte die verbundene Brust mit den Lippen, dann küßte er die die bleiche Hand.

„Du darfst nicht sterben, Sofia."

Mit weitgeöffneten Augen sah sie ihn an.

Neapel. Matilde Serao.

(Schluß folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 10. Berlin, den 8. Dezember 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Sechs Tage Kolonialdebatte, ein Tag Poleninterpellation — das war das Erträgnis der abgelaufenen parlamentarischen Woche. Die Politik gegen die Polen weist ähnliche Mißerfolge auf wie unsere Kolonialpolitik. Die Behandlung fremder Nationalitäten ist nie Preußens starke Seite gewesen. Mit einer geistlosen Unteroffiziersschneidigkeit versucht man die Polen zu borussifizieren. Das vorläufige Ende dieser glorreichen Politik ist der Kleinkinderkrieg, in den sich die Regierung des Großstaats Preußen gegenwärtig verwickelt sieht. In diesen Krieg hat auch die Justiz durch Anwendung des Fürsorgeerziehungsgesetzes eingegriffen, um den Widerstand der Schulkinder und deren polnischer Eltern zu brechen. Daß dadurch der Glaube an eine unparteiische Rechtspflege in den polnischen Landesteilen Preußens erschüttert werden muß, liegt auf der Hand. Das Reichsjustizamt hat denn auch nicht gezaudert, das Vorgehen dieser institin militans deutlich zu desavouieren. Die Entwicklung des polnischen Kleinkinderkriegs hat übrigens die eine gute Folge gehabt, die Beseitigung des Religionsunterrichts aus der Volksschule als Heilmittel in empfehlende Erinnerung zu bringen. Selbst der verstorbene Erzbischof von Stablewski hatte sich bereits mit diesem Auskunftsmittel angefreundet. Man muß versuchen, die öffentliche Meinung allmählich an diesen Gedanken zu gewöhnen.

Unsere Justizpflege, die im Polenstreit eine so wenig rühmliche Rolle spielt, hat sich noch bei einem anderen Anlaß einmal wieder zu dem Rechtsgefühl des Volkes in einen empfindlichen Gegensatz gestellt. Die Strafkammer in Erfurt hat zwei sozialdemokratische Redakteure wegen Beleidigung des preußischen Abgeordnetenhauses, begangen durch Preßäußerungen, für die kürzlich in Düsseldorf auf eine Strafe von zwei Monaten Gefängnis erkannt wurde, mit sechs Monaten Gefängnis bestraft. Wenn man bedenkt, daß im preußischen Abgeordnetenhaus gegen die sozialdemokratische Partei in jeder Session die gröbsten Beleidigungen und Beschimpfungen an der Tagesordnung sind, daß die beschimpfte Partei aber durch das Dreiklassenwahlsystem an der Vertretung im preußischen Parlament gehindert ist, so erscheint eine Strafe von sechs Monaten Gefängnis für die Erwiderung solcher Beleidigungen in einem sozialdemokratischen Preßorgan als eine unerhörte Härte. Zugleich ist damit ein Weg beschritten, der zu einer folgenschweren Einengung der öffentlichen Kritik an den Handlungen des Parlaments führen kann. Wo fängt bei einer abfälligen Kritik von Reden und Beschlüssen eines Parlaments die Beleidigung an? Ist nicht schon das Wort „Interessenpolitik", mit Beschlüssen eines Parlaments in Verbindung gebracht, eine Beleidigung? Hier entwickelt sich eine Perspektive, deren Weite unermeßlich ist. Die Mehrheit eines Parlaments bietet die Rechtspflege auf, um ihre Handlungen vor der Kritik der öffentlichen Meinung zu schützen. Unsere Strafrechtspflege hat mit dem wachsenden Mißtrauen der öffentlichen Meinung schon lange zu kämpfen. Es ist eine verhängnisvolle Politik, diesem Mißtrauen immer wieder neue Nahrung zu geben!

Noch andere Mängel unseres Justizwesens haben die Gerichtsverhandlungen gegen den Schuhmacher Voigt, den „Hauptmann von Cöpenick", bloßgelegt. Ueber die Uniformomanie des militärfrommen deutschen Spießbürgers ist anlößlich der Besetzung des Rathauses von Cöpenick weidlich gespottet worden. Bei dieser Gerichtsverhandlung kam die tragische Seite in den Lebensschicksalen des Siegers von Cöpenick zur Geltung. Niemand kann sich der Ueberzeugung entziehen, daß das Verbrechen, das in diesem Falle von humanen Richtern mit einer Strafe von vier Jahren Gefängnis geahndet ist, nicht begangen sein würde, wenn der unglückliche Voigt von der Polizei, unter deren besonderer Aufsicht er stand, nicht von einem Orte zum andern gehetzt und immer aufs neue daran verhindert worden wäre, ein ruhiges, arbeitsames Leben zu führen. Ohne die „Fürsorge" der Polizei säße Voigt noch heute friedlich in der Schuhmacherwerkstatt zu Wismar und läse abends der Familie seines Meisters aus der Zeitung vor. Der Gegensatz zwischen der Menschlichkeit des braven Schuhmachermeisters in Wismar, der dem ehemaligen Zuchthäusler den Schlüssel zu seiner Geldkasse überläßt und sein Vertrauen in jeder Weise gerechtfertigt sieht, und der schematischen Grausamkeit einer Polizeibehörde, die mit dem armen Teufel wie mit einer Aktennummer verfährt, ist von einer geradezu tragischen Kontrastwirkung. Aus dreißig Orten wird der Mann ausgewiesen, von der Polizei hin- und hergestoßen, bis ihm schließlich kein anderer Weg mehr bleibt als die Rückkehr zum Verbrechen. Diese mechanische Behandlung von Menschenschicksalen, wie sie unserer Polizei und auch unseren Strafgerichten zur zweiten Natur geworden ist, schreit geradezu nach Reform. Auf fünfzehn Jahre Zuchthaus lautete das letzte Strafurteil gegen Voigt wegen eines versuchten Einbruchsdiebstahls. Und dies Urteil wurde gesprochen nach einer halbstündigen Verhandlung! Bei seinem jüngsten Prozeß hatte der oft Verurteilte das Glück, einen Strafgerichtsvorsitzenden zu finden, der die korrekte Erfüllung seiner Richterpflicht mit Menschlichkeit und Milde zu verbinden wußte. Der Staatsanwalt aber hatte eine Strafe von fünf Jahren Zuchthaus beantragt. Nicht oft ist ein Fall vorgekommen, bei dem ein Gnadenakt so sehr am Platze wäre wie hier!

In den höchsten Tönen nationaler Entrüstung griffen die hessischen Nationalliberalen vor wenigen Wochen in einer Versammlung zu Darmstadt den Großherzog und

das hessische Ministerium an, weil sie sich erdreistet hatten, dem Sozialdemokraten Eißnert die Bestätigung zum Beigeordneten von Offenbach nicht zu versagen. Die nationalliberalen Helden wollten ihrem Schmerze über dieses Vorkommnis auch durch eine Besprechung der Angelegenheit in den hessischen Kammern Ausdruck geben, und nachdem zunächst in der ersten Kammer eine 4½ stündige vertrauliche Vorbesprechung stattgefunden hatte, brachten sie in der zweiten Kammer eine Interpellation zur Erörterung, die schon wesentlich zahmer gehalten war als die wilden Reden auf der Darmstädter Versammlung. Die Erklärung der hessischen Regierung ließ den nationalliberalen Vorstoß in seiner ganzen Lächerlichkeit erscheinen. Es wäre dringend zu wünschen, daß sich auch die preußische Regierung, die den Sozialdemokraten selbst die sittliche Qualifikation zur Erteilung von Turnunterricht abspricht, die Worte des hessischen Ministeriums eindringlich zu Gemüte führte. Die Erklärung hebt hervor, daß der Kampf gegen die Sozialdemokratie mit Aussicht auf Erfolg nur „auf dem Boden der bestehenden Gesetzgebung und unter Beachtung der verfassungsmäßigen Gleichheit der Staatsangehörigen vor dem Gesetz in Pflichten wie in Rechten" möglich und zulässig sei, und der Staatsminister Ewald legte mit erfrischender Deutlichkeit dar, daß die Regierung die städtische Selbstverwaltung zu respektieren und mit größter Vorsicht zu handeln habe, wenn sie sich nicht zu dem klaren Wortlaut der Gesetze in Widerspruch setzen wolle. Angesichts dieser nachdrücklichen Betonung der konstitutionellen Pflichten einer Regierung waren die Ausführungen der Redner der Mehrheitsparteien von geradezu grotesker Komik. Diese mußten sich von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Ulrich sagen lassen:

„Ich will es hier vor diesem Hause und dem ganzen Lande aussprechen, daß der Landesfürst die Volksseele erkannt hat und durch diese Haltung in der Achtung der Proletarier hoch gestiegen ist. Wir freuen uns, daß der Monarch den Mut gefunden hat, gegen den Willen einer Interessenkamarilla zu solcher Entscheidung zu kommen. Dieser Mut ist edler als Ihre Klagen. Ist denn die Frage der Gerechtigkeit bloß eine Phrase?"

Auch die Freisinnigen gaben durch den Mund ihres Führers, des Abgeordneten Gutfleisch, ihrer vollen Zustimmung zu der von der Regierung eingenommenen Haltung rückhaltlosen Ausdruck.

Noch mehr als das gemäßigte Verhalten der hessischen Sozialdemokratie gegenüber dem einwandsfreien Bestätigungsakte des Großherzogs ist der intransigente Flügel der Sozialdemokratie darüber aufgebracht, daß sich dieselben hessischen „Genossen" offiziell einer Glückwunschadresse angeschlossen haben, die dem Großherzog anläßlich der Geburt eines Sohnes von der zweiten Kammer überreicht werden soll. Der „Vorwärts" findet, daß trotz allem kein Grund vorlag, „dem Monarchismus Konzessionen zu machen", und er bleibt bei dieser Auffassung, obwohl der sozialdemokratische Abgeordnete David in einem besonderen Schreiben an den „Vorwärts" nochmals die Motive auseinandergesetzt hat, die die hessischen Sozialdemokraten bewogen haben, „aus rein menschlichen Gründen" einmütig der Adresse zuzustimmen. In der Zuschrift Davids, die darauf Bezug nimmt, daß schon vor einigen Jahren eine gleiche Ketzerei begangen wurde, als man dem Großherzog zu dem Verluste seines einzigen Kindes Beileid aussprach, heißt es:

„Der Großherzog von Hessen hat sich als Mensch unsere Achtung erworben durch die vorurteilsfreie, gerechte Haltung uns gegenüber. Ich glaube, daß auch die Parteigenossen außerhalb Hessens darin mit uns einer Meinung sind. Diese Haltung hat er auch im Fall Eißnert, einer starken Strömung in seinem eigenen Ministerium und der Entrüstung der Scharfmacher innerhalb und außerhalb Hessens zum Trotz, dokumentiert. Einem solchen Manne in einer bewegten Stunde seines Lebens ein Zeichen persönlichen Mitempfindens zu geben, hielten wir ebensowohl mit unserem prinzipiellen Standpunkt für vereinbar, wie aus menschlichen Gründen für geboten."

Um wieviel reifer in Süddeutschland die politische Einsicht ist, zeigte sich auch erneut bei der großartigen Bestattung der Leiche des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Dreesbach, der sich um Mannheim außerordentlich verdient gemacht hat. Der Feier auf dem Friedhofe, zu der sich mehr als 30 000 Menschen eingefunden hatten, wohnte der Stadtrat von Mannheim mit dem Oberbürgermeister an der Spitze fast vollzählig bei. Die Handelskammer hatte sich ebenfalls offiziell vertreten lassen. Der Kranz, den der Oberbürgermeister am Grabe niederlegte, trug die Inschrift: „Dem dienstältesten, hochverdienten Mitglied, makellos an Charakter, pflichtgetreu in der Arbeit, klug im Rat, fest im Entschluß und milde im Denken." Während der Veranstaltung war, wie die Polizeidirektion schon vorher zugesagt hatte, kein uniformierter Schutzmann zu sehen; die Aufrechterhaltung der Ordnung wurde, und zwar mit bestem Erfolge, lediglich der Arbeiterschaft selbst überlassen. Natürlich blieben die Hunderte von Kränzen mit roten Schleifen, die bei uns in Preußen so leicht das Aergernis der gestrengen Polizei erregen, unbeanstandet.

Angesichts solcher Vorgänge fühlen sich unsere preußischen Junker von immer stärkerem Mißbehagen über die Demokratisierung des deutschen Südens ergriffen. Auf dem kürzlich abgehaltenen Delegiertentag der deutschkonservativen Partei brachte Freiherr von Manteuffel-Crossen diese Stimmung noch ganz besonders zum Ausdruck:

„Im Süden," so führte er aus, „dringe die Sozialdemokratie immer mehr vor, und das sei eine Gefahr für das Reich, eine Gefahr für Preußen. Daher solle unter allen Umständen am preußischen Wahlrecht festgehalten werden."

Die reaktionäre Beschränktheit unseres preußischen Junkertums wird sich zweifellos jeder ernsthaften politischen Reformbestrebung in Preußen entgegenstellen. Das elende Dreiklassenwahlrecht ist ihr Hauptschutzwall. Wann wird der Liberalismus begreifen, daß er vergeblich arbeitet, solange dieser Wall nicht niedergerissen ist, und daß er nicht niedergerissen werden kann ohne ein Zusammenwirken mit der Sozialdemokratie?

Mit 194 gegen 63 Stimmen ist die Wahlreformvorlage vom österreichischen Abgeordnetenhause am 1. Dezember in dritter Lesung angenommen worden. Ein Versuch der Klerikalen, in das Gesetz ein Pluralitätswahlrecht hineinzuschmuggeln, konnte von den Freunden des Entwurfs glücklicherweise vereitelt werden. Bei Verkündigung des Abstimmungsergebnisses tobten die Alldeutschen, während die anderen Parteien, einschließlich der Sozialdemokraten, dem Ministerpräsidenten von Beck beglückwünschten, der sich um das Zustandekommen der Vorlage sehr verdient gemacht hat. Die Vorlage geht nunmehr an das Herrenhaus. Es ist nicht gerade wahrscheinlich, daß dieses wirklich den feudalen Uebermut haben sollte, diese überaus wichtige Vorlage zu Fall zu bringen, die nach langwierigen Verhandlungen die Zustimmung aller Nationalitäten der Donaumonarchie gefunden, und für deren Zustandekommen ohne Verunstaltungen sich auch die Krone noch in den letzten Wochen lebhaft interessiert gezeigt hat.

Das englische Oberhaus hat das von ihm durch zahlreiche Amendements im reaktionär-kirchlichen Sinne verschlechterte Schulgesetz in dritter Lesung mit 105 gegen 28 Stimmen angenommen. Infolge der reaktionären Abänderungen des bedeutsamen Gesetzes hat sich der öffentlichen Meinung Englands ein starker Unwillen gegen das Oberhaus selbst bemächtigt, der letzthin sogar von mehreren Mitgliedern der Regierung in bemerkenswert scharfer Weise ausgesprochen worden ist. Der Präsident des Handelsamtes, Lloyd George, verglich die Mitglieder des Hauses der Lords mit dem Pöbel, der bei Einführung der ersten Maschinen in die Fabriken einbrach und die Maschinen zerstörte, und er legte dar, daß jetzt die Streitfrage heraufbeschworen sei, ob das Land in Zukunft von dem Volke selbst oder von einer Clique von Tories regiert werden solle. „Das Land habe jetzt mit einer Versammlung abzurechnen, die niemanden repräsentiere, die aus Leuten bestehe, die niemand gewählt habe, und die eine Arbeit täten, die niemand von ihnen verlange."

Der Unterrichtsminister **Birrell** hat das Gesetz in der amendierten Form bereits für „wertlos" erklärt, und der englische Premierminister Sir Henry **Campbell-Bannerman** führte in einem kürzlich veröffentlichten Briefe aus:

„Das Unterrichtsgesetz war in der Form, in der es das Unterhaus passiert hat, das Gesetz, welches von dem Lande bei der allgemeinen Wahl in nicht mißzuverstehender Weise verlangt wurde. . . . Wir können kein Herumhantieren an den Hauptprinzipien, auf die das Gesetz begründet ist, dulden. Wenn innerhalb der Grenzen dieser Prinzipien ohne Benachteiligung der Unterrichtssache Arrangements erreicht werden können, schön und gut! Wenn nicht, dann wird es unsere Pflicht sein, in dieser Frage des Unterrichtswesens und in anderen Fragen einen Weg zu finden, der den Wünschen des Landes das Uebergewicht verleiht."

Innerhalb weniger Tage hatte **Spanien** gleich zwei Ministerkrisen. Das Ministerium Lopez Dominguez, das erst seit dem Sommer d. J. im Amte war, wurde durch den intriganten Moret gestürzt, wobei die Haltung zum Vereinsgesetz eine Hauptrolle spielte. Moret sollte sich jedoch seines Erfolges nicht lange erfreuen. Er fand in der Presse der eigenen Partei scharfe Gegnerschaft und eigentlich nur bei den Ultamontanen Beifall. Auch von den Kammern wurde ihm eine ziemlich unfreundliche Aufnahme bereitet. Schon am Montag demissionierte er wieder. Vega de Armijo hat nunmehr ein neues Kabinett gebildet.

Nicht weniger als 256 000 Dollar, d. h. mehr als eine Million Mark, wurden als election expenses für **Hearst**, der bei den Wahlen zum Gouverneur von New-York unterlag, ausgegeben. Mit dieser Summe ist selbst für amerikanische Wahlen ein Rekord aufgestellt worden. Noch vor zwei Jahren schauderte man in der amerikanischen Union darüber, daß Gouverneur Higgins die Unkosten seiner Wahl auf 30 000 Dollar angab. In diesem Jahre beschwor dagegen ein Senator seine Wahlausgaben auf über 31 000 Dollar, und für die Erlangung eines Postens als Lieutenant-Governor in Massachusetts wurden einige 50 000 Dollar verpulvert. Mit Recht erhebt die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten Einspruch gegen ein weiteres Fortschreiten dieser Kampfmethode, die schließlich dazu führen würde, daß einfach dem Meistbietenden die Aemter ausgeliefert werden. Auch Präsident **Roosevelt** hat in seiner **Dezemberbotschaft** an den Kongreß diese Frage berührt und speziell die Notwendigkeit hervorgehoben, den geschäftlichen Korporationen zu verbieten, zu den Wahlfeldzugsausgaben irgend einer Partei beizutragen. Die Botschaft ist im übrigen dadurch bedeutsam, daß sie das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit mit großer Ausführlichkeit behandelt und einschneidende soziale Reformen empfiehlt.

* * *

Die Eiterbeule.

Eine volle Woche hat der Reichstag mit beständig steigender Leidenschaft über die Zustände in den deutschen Kolonien verhandelt. Kolonialsumpf, Kolonialskandale, Kolonialverbrechen — unter solchen und ähnlichen Stichworten hat die Presse über die parlamentarischen Erörterungen berichtet. Je weiter die Debatten vorschritten, umso wirrer erschien der Knäuel von Beschuldigungen und Entschuldigungen, immer stärker wurde der Widerwille gegen den Schmutz, der durch den Diskussionsquirl an das Tageslicht gebracht wurde.

Die Aktiva des Kolonialkontos hat eine phantastische Denkschrift versucht auf eine Milliarde Mark zu bewerten. Mit ironischem Kopfschütteln hat die öffentliche Meinung über diese kalkulatorische Radomontade quittiert. Aber selbst wenn unsere Kolonien jenen Wert darstellten, den man vorzuspiegeln versucht, er würde erdrückt werden von der Masse der Passivposten unserer Kolonialpolitik. Unfähigkeit, Durchstecherei, grausame Behandlung der Eingeborenen, Vertuschung begangener Sünden, leichtfertige Beschuldigungen auf Grund vager Gerüchte, das alles häuft sich zusammen, um das Renommee des deutschen Namens und insbesondere der deutschen Verwaltung auf das empfindlichste zu schädigen.

Es war eine Verkennung der schweren Krankheit, die es zu heilen gilt, als man annahm, eine geschickte kaufmännische Hand werde genügen, das Kolonialgeschäft zu sanieren. Als ob das zu lösende Problem ein vorwiegend wirtschaftliches, und nicht vielmehr ein hochgradig politisches wäre! Die Schäden und Mißgriffe unserer Kolonialpolitik bilden nur charakteristische Erscheinungsformen jenes absolutistisch-bureaukratisch-feudalistisch-klerikalen Regierungssystems, dessen gründliche Umgestaltung von Tag zu Tag mehr ein Gebot staatsmännischer Notwendigkeit wird. Unter der tropischen Sonne der Kolonien kommen alle Schäden unseres heutigen Regierungssystems nur rascher und üppiger zur Reife. Man mag deshalb noch soviel an der kolonialpolitischen Krankheit herumkurieren, erreichen wird man verzweifelt wenig, solange man nicht an das heimische Regierungssystem die bessernde Hand anlegt. Unsere gesamte Regierungsmethode hat sich überlebt. Das tritt besonders in dem unnatürlichen Verhältnis zutage, das sich zwischen der Regierung und der Volksvertretung herausgebildet hat. Der Scheinkonstitutionalismus, unter dem wir leben, rächt sich durch immer stärkere Demoralisierung sowohl der Regierung wie des Parlaments. Wo es eine parlamentarische Regierung gibt, da bestehen klare Verantwortlichkeiten. Parlamentarische Mehrheiten decken die Handlungen der Regierung und lösen sie ab, wenn der Draht zwischen der Regierung und einer Parlamentsmehrheit gerissen ist. Bei uns geht dagegen heute der Einfluß parlamentarischer Parteien über Hintertreppen in die Arbeitszimmer der Minister und des Reichskanzlers.

Nichts ist in dieser Beziehung charakteristischer als die Stellung der Zentrumspartei. Sie ist unter dem Regime Bülow die eigentliche Regierungspartei geworden, die Partei, auf die man sich nach einem angeblich dem Kaiser gegenüber gebrauchten Wort „verlassen kann". Fürst Bülow scheint an die Verläßlichkeit von Parteien keine allzu großen Anforderungen zu stellen. Verläßlich ist die Zentrumspartei nur als Stütze des Klerikalismus. Aber daß sie je in irgendeinem Staatswesen eine verläßliche Stütze für eine nichtklerikale Regierung sein könnte, das geht gegen ihre Natur.

Wie verläßlich das Zentrum ist, zeigt sich gerade gegenwärtig wieder in der Kolonialpolitik. Es liegt ein grimmiger Humor in dem Zusammenprall zwischen dem neuen Kolonialdirektor und Herrn **Roeren**, einer der Hauptsäulen der Zentrumspartei. Der Herr Reichskanzler wird keinen kleinen Schrecken bekommen haben, als er Montag Abend vernahm, mit welcher Naturburschenfrische Herr **Dernburg** gegen das „zuverlässige" Zentrum vom Leder gezogen hat. Die ganze Bülowsche Politik beruht darauf, durch kleine Geschenke das Zentrum bei Laune zu erhalten, und jetzt kommt einer seiner Prokuristen, den er eben erst dem freundlichen Wohlwollen der politischen Kundschaft empfohlen hatte, und zerschlägt den zierlichen Tisch, auf dem Fürst Bülow seit Jahren seine niedlichen diplomatischen Nippesachen aufgestellt hat! Herrn Dernburg zu desavouieren, nachdem er eben erst dem Reichstage präsentiert war, ging natürlich nicht an. Fürst Bülow hat den Kolonialdirektor denn auch gedeckt. Dankbar wird er jedoch Herrn Dernburg dafür schwerlich sein, daß dieser seine — des Kanzlers — Trümpfe gegen das Zentrum sa verschwenderisch ausgespielt hat. Herr Dernburg hat sich durch diesen Akt schöner Unbesonnenheit mit Vehemenz in die Zentrumsnesseln gesetzt, aber um die Klärung unserer politischen Verhältnisse doch ein Verdienst erworben. Er hat die ganze Unnatur einer Politik klargestellt, bei der sich das Zentrum in der Doppelrolle, bald als Regierungspartei und bald als Oppositionspartei, gefiel, um für seine eigennützigen politischen Zwecke bequemer den Erpresser spielen zu können. Der fortgesetzt zweideutigen Haltung des Zentrums auf allen Gebieten des politischen Lebens gegenüber kann nicht nachdrücklich genug die Forderung erhaben werden, daß sein

politischer Einfluß auch mit einer entsprechenden politischen Verantwortlichkeit bekleidet werde. Statt daß der Reichskanzler mit dem Zentrum weiter charmiert, möge er dessen offene Vertretung in der Regierung veranlassen. Die Bevölkerung weiß dann, woran sie ist.

Die Eiterbeule, die Herr Dernburg aufgestochen hat, ist die Folge einer schweren konstitutionellen Krankheit. Immer deutlicher tritt zutage, daß Deutschland in dem gegenwärtigen absolutistisch-parlamentarischen Zwitterzustande nicht ohne die schwerste Schädigung vitaler Interessen fortleben kann. Auch Deutschland muß zu einer parlamentarischen Regierungsform übergehen. Der Zustand wird unerträglich, daß ein Parlament ohne jene reale Verantwortlichkeit besteht, wie sie nur durch einen bestimmenden Einfluß auf die Regierung des Landes anerzogen werden kann. Der Reichstag sieht sich heute tatsächlich auf bloß kritische Funktionen beschränkt. Seine Beschlüsse können der Regierung Verlegenheiten und Unbequemlichkeiten bereiten, aber sie sind nicht bestimmend für den Gang der Regierung. Ein organisches Zusammenwirken zwischen Regierung und Volksvertretung, jene unerschöpfliche Lebensquelle des wahren Konstitutionalismus, ist bei uns unbekannt. Daher diese ewigen Friktionen, die Systemlosigkeit in der Regiererei. Die Schwäche unserer Parlamente ist längst auch zu einer Schwäche unserer Regierungen geworden. Zu den schwersten Irrtümern des alternden Bismarck gehörte es, daß er wähnte, die Regierung werde umso stärker sein, je mehr der Einfluß des Parlaments zurückgedämmt werde. Sein Regierungssystem war auf einem latenten Konflikt zwischen Parlament und Regierung aufgebaut. Schon bei seinen Lebzeiten hat dies System völlig Schiffbruch gelitten, und er selbst ging in diesem Schiffbruch unter. Seitdem hat sich unter jedem Reichskanzler, der ihm folgte, die Unmöglichkeit, dies System aufrechtzuerhalten, klarer herausgestellt. Und so hat sich allmählich eine Eiterbeule an dem konstitutionellen Körper unseres Reiches herausgebildet, deren Oeffnung mit jeder neuen Session des Reichstages dringender wird.

Man könnte einwenden: wie wäre in Deutschland bei seiner Parteizerrissenheit eine parlamentarische Regierung möglich? Aber auch in anderen Ländern, in denen, wie z. B. in Frankreich, keine politisch einheitlichen Majoritäten existieren, funktioniert die parlamentarische Regierung. In den Parlamenten Preußens wie des Reichs haben wir genug reaktionäre Elemente, aus denen sich eine reaktionäre parlamentarische Mehrheit als Unterlage für eine offen reaktionäre Regierung bilden ließe; wir haben im bayerischen Abgeordnetenhause sogar eine einheitliche klerikale Mehrheit. Wären solche reaktionäre Mehrheiten gezwungen, auch die Regierung zu übernehmen, so würden wir über akute Krisen rasch zu einer Heilung des reaktionären Uebels kommen. Statt dessen haben wir jetzt allenthalben schleichende reaktionäre Krankheiten, die unseren konstitutionellen Staatskörper von innen heraus zerstören.

Durch unser ganzes politisches Leben geht heute ein Zug von Verlogenheit. Es wird immer dringender nötig, das Ding beim rechten Namen zu nennen.

Theodor Barth.

Eine landwirtschaftliche Demokratie.

Vor einiger Zeit hatte ich Gelegenheit, in der holländischen Provinz Zeeland ein blühendes Bauernleben kennen zu lernen. Ich sah wundervolles Vieh, der Ackerbau zeigte fast die Intensität von Gartenkultur, zwischen Bauer und Arbeiter herrschte das beste Verhältnis, Gebäude und Gerätschaften waren überall glänzend imstande, eigentliche Armut war nirgends zu bemerken. Auf die Frage nach der politischen Gesinnung der Bevölkerung erhielt ich die Antwort: Früher seien die Leute klerikal gewesen, als aber bei den vorigen Wahlen der Freihandel zur Parole wurde, seien die meisten Bauern zu den freihändlerischen Liberalen übergegangen.

Nicht nur in dieser fruchtbaren Provinz des Südens, sondern bis hinauf nach Groningen hält der niederländische Bauer am Freihandel fest, auf den Marschen sowohl wie auf den mageren Sandböden und den schwierigen Moorböden. In Deutschland hat man sich bisher, wie mit der niederländischen Landwirtschaft, so besonders auch mit dieser Erscheinung nur wenig beschäftigt. Für viele Deutsche besteht die niederländische Volkswirtschaft überhaupt nur aus dem großen Handel der Seestädte. Dennoch ist der Anteil der landwirtschaftlichen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung nicht geringer als in Deutschland, und der Wert der landwirtschaftlichen Produktion verhältnismäßig bedeutend höher als bei uns. Denn während Deutschland eine erhebliche Mehreinfuhr landwirtschaftlicher Produkte aufzuweisen hat, halten sich, was landwirtschaftliche Erzeugnisse und Hilfsstoffe anbetrifft, in den Niederlanden Einfuhr und Ausfuhr ziemlich die Wage; ja, wenn man den erheblichen Import von künstlichem Dung und landwirtschaftlichen Maschinen abzieht, gehören die Niederlande ihrer Handelsbilanz nach zu den landwirtschaftlichen Exportstaaten. Dazu kommt, daß ihre landwirtschaftlichen Erzeugnisse im Durchschnitt auf einer qualitativ sehr hohen Stufe stehen. Beruht doch die Milchwirtschaft unserer großen Güter zum guten Teil auf dem Zuchtverständnis der Holländer und hat doch unser Gartenbau von dort mächtige Impulse erhalten. Die westdeutschen Industriebezirke können das niederländische Gemüse garnicht entbehren, Holland ist überhaupt unser stärkster Gemüselieferant. Wir beziehen von dort in großen Quantitäten Pferde, Butter, Käse, Kartoffelmehl und in noch viel stärkerem Verhältnis allerlei Saatgut. Trotzdem kommen nur 24 Prozent des niederländischen Agrarexportes nach Deutschland. Das meiste geht nach England, und dort breitet sich der landwirtschaftliche Export fortgesetzt auf Kosten des Exportes der zollgeschützten französischen Landwirtschaft weiter aus. Charakterisiert wird diese Entwicklung besonders dadurch, daß die Niederländer ihren Getreidebau erheblich eingeschränkt haben, daß sie den Weizen, den sie verzehren, in der Hauptsache in Rußland erzeugen lassen, während sie sich auf den Verkauf höherwertiger Produkte verlegen, die teils infolge ihrer Qualität, teils infolge ihrer schnellen Verderblichkeit von der überseeischen Konkurrenz kaum jemals aus dem Felde geschlagen werden dürften. Die Mehrausfuhr der Niederlande betrug im Jahre 1903 an Viehzucht- und Molkereiprodukten: 116,4 Millionen Mark, landwirtschaftlichen Industrieprodukten 131,2 Millionen Mark, Gartenbauerzeugnissen 82,1 Millionen Mark, Handelsgewächsen 43,5 Millionen Mark.

Ein deutscher Landwirtschaftsschriftsteller hat kürzlich versucht, Zusammenhänge zwischen dem Zustand der niederländischen Landwirtschaft und dem Freihandelssystem aufzudecken. Vor uns liegt ein sehr interessantes Buch: „Agrarverfassung und Landwirtschaft in den Niederlanden" von Dr. J. Frost. Es ist Stück 12 der Berichte über Land- und Forstwirtschaft im Auslande, die von der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft gemeinsam mit dem Auswärtigen Amt publiziert werden. Zu den zahlreichen Verdiensten der Landwirtschaftsgesellschaft gehört meines Erachtens auch die Veröffentlichung dieses Buches. Denn, mag man auch in vieler Hinsicht mit dem Verfasser über seine wissenschaftliche Methode streiten: er teilt eine Fülle von Tatsachen mit, die nun auf vielen Gutshöfen und hoffentlich auch recht aufmerksam in unserem Landwirtschaftsministerium gelesen werden, Tatsachen, die auch bei uns für eine liberale Agrarpolitik reden. Nicht als ob Herr Dr. Frost systematisch versucht hätte, einen logischen Kausalzusammenhang in Handelssystem und Landwirtschaft der Niederlande zu bringen. Der Verfasser ist scheinbar in der Anschauung aufgewachsen, daß der Mangel an großen Landgütern ein Unsegen sei, und daß es der Zweck der Landwirtschaft sei, dem Grundeigentümer auch ohne Mitarbeit eine auskömmliche Rente zu gewähren, und es ist possierlich zu lesen, wie Dr. Frost klagt, daß man derartige Anschauungen in den Niederlanden garnicht kenne. Aber dann beobachtet er mit anerkennenswerter Voraussetzungslosigkeit, und findet, „daß es der Landwirtschaft und ihren beiden Schwestern, Gartenbau und Forstwirtschaft, im allgemeinen recht gut geht, ja, daß sie im Laufe der letzten Jahre eine geradezu glänzende Entwicklung

genommen haben". Am Schlusse seines Buches hat sich Herr Dr. Frost sogar zu der Ansicht durchgerungen, daß die Schäden, die er zu entdecken glaubt, „mit der freihändlerischen Politik des Landes in keinem direkten Zusammenhange stehen". Er findet sie vielmehr darin begründet, daß sich das Absatzgebiet der Städte nicht schnell genug entwickelt. Natürlich denkt Dr. Frost nicht daran, diesen Mangel mit Schutzzöllen beseitigen zu wollen. Denn für den niederländischen Transithandel, der für das Gedeihen der Städte eine so wichtige Rolle spielt, würde natürlich jede Aenderung des Handelssystems äußerst verderblich sein.

Wollte man für die Tendenz der niederländischen Agrarpolitik ein bezeichnendes Schlagwort finden, so müßte dies heißen: **Erhaltung und Vermehrung des Kleinbetriebs.** Alle Betriebe über zehn Hektar nehmen seit etwa zwanzig Jahren andauernd ab, während der landwirtschaftliche Kleinbetrieb rapide Fortschritte macht. So nahmen die Betriebe zwischen einem und fünf Hektar zwischen 1888 und 1903 von 74 589 auf 91 424 zu, während gleichzeitig die Betriebe über fünfzig Hektar von 3775 auf 3271 sanken. In gewissen Kreisen, nämlich bei unseren Großagrariern einerseits und unseren Marxisten andererseits, herrscht immer noch der Glaube, der landwirtschaftliche Großbetrieb bilde den Pionier des Fortschritts. Dem gegenüber beweist gerade das Beispiel der Niederlande, wie stark der landwirtschaftliche Fortschritt zugenommen hat, seitdem der Großbetrieb zurückgeht. Das ganze Buch ist ein großer Beleg für diese Tatsache. „Fast jeder noch so kleine Bauer weiß heute von Phosphorsäure und Stickstoff zu reden. Der Weidebauer berechnet den Ertrag seiner Herde nach dem Fettgehalt der Milch, man bespritzt die Kartoffeln mit Bordelaiser Brühe, kauft sich Maschinen usw." Extensiv bewirtschaftete Böden kennt man in den Niederlanden eigentlich garnicht. Die einzigen Böden, auf denen man mit Betriebskosten spart, sind die schlechten Heideböden, die zu Aufforstungen herangezogen werden. Wundervolle Felder und Weiden trifft man fast überall auf den fetten Böden des Landes; da wird weder an Dünger, noch an Bearbeitung gespart, das Getreide gehackt, aus den Wiesen das Unkraut entfernt usw. Viel intensiver freilich als die fetten Böden werden fast allgemein die armen Sandböden bearbeitet. Schon die Herstellung des Stalldüngers kostet den Sandbauer viel Sorgfalt und Arbeit. Die Ackerkultur auf dem Lande steht erstaunlich hoch. Kaum ist die eine Frucht geerntet, so wird das Land von dieser für die folgende Saat vorbereitet, selbst im Vorwinter muß der Sandboden noch Dienste leisten und Stoppelrüben tragen. Diesen Zwischenfruchtbau findet man fast allgemein auf den Sandböden. Ebenso intensiv wie die Ackerwirtschaft wird auch die Viehzucht betrieben und Mühe und Kosten werden nicht gespart, um recht viel Milch an die Molkerei zu liefern, recht feine Käse zu Markte zu bringen, oder möglichst viel Schweine jährlich fett zu machen. Die höchste Steigerung findet die Betriebsintensität im Gartenbau, wo den kleinsten Flächen Landes erstaunlich große Erträge abgerungen werden. Wo der tiefliegende feuchte holländische Boden, mit Sorgfalt hergerichtet, noch nicht genug aufbringt, dort legt der Gärtner Glaskästen an und deckt seinen ganzen Garten förmlich mit Glas zu; und wo auch so noch nicht genug dem Boden abgezwungen wird, errichtet er Warmhäuser für mehrere 1000 Mark und zieht in ihnen Gurken und Tomaten am Spalier wie Weintrauben.

Solcher Schilderungen von dem glänzenden Stand der landwirtschaftlichen Technik wird Dr. Frost garnicht müde. Er macht zwar auch auf handgreifliche Mängel der Agrarverfassung aufmerksam. Es wird z. B. in Deutschland wenig bekannt sein, daß hier und da noch altertümliche Zehntabgaben ihre kulturschädigende Wirkung ausüben, daß die Teilpacht noch nicht verschwunden ist, und daß das Pachtwesen überhaupt vielfach unzweckmäßige Formen aufweist. Aber diese Mängel fallen im ganzen wenig ins Gewicht.

Nun aber ist Dr. Frost mit den niederländischen Agrarverhältnissen doch nicht ganz zufrieden. Ein holländischer Bauer hat ihm einmal gesagt: „De boerderij gaat vooruit, de boerenstand achteruit," was zu Deutsch ungefähr heißt: „**Mit der Landwirtschaft geht es vorwärts, mit dem Bauernstand aber rückwärts.**" Dieses Wort unterschreibt Dr. Frost und behauptet, daß es dem Gewerbe gut geht, denen, die es ausüben, jedoch schlecht. Während sich aber Dr. Frost vorher an Tatsachen gehalten hat, kommt er hier zu einer unwissenschaftlichen Urteilerei. Dr. Frost berichtet z. B.:

„Wie wenig zureichend im Durchschnitt die Grundrente für die Lebenshaltung eines Marschbauern ist, zeigt, um nur ein Beispiel zu nennen, ein intensiv bewirtschafteter Marsch in Nordholland, der von vierzig Hektar einen jährlichen Reinertrag von 2600 Mark abwirft. Daß es für den betreffenden Bauer völlig unmöglich ist, davon zu wohnen, zu essen, sich zu kleiden, seine Kinder erziehen zu lassen usw. liegt auf der Hand. Die Grundrente allein tut es nicht, der Bauer muß mitarbeiten, um bestehen zu können."

In der Tat, ein schreckliches Unglück, daß der Bauer mitarbeiten muß. Dr. Frost bezeichnet als Reinertrag die reine Grundrente, nämlich das, was dem Bauer, nachdem er Arbeitslohn und Unternehmergewinn abgezogen hat, noch übrig bleibt. Wie hoch hierbei der Unternehmergewinn angesetzt wird, wird natürlich nicht mitgeteilt. Aber man hat Ursache allen derartigen Angaben gegenüber äußerst mißtrauisch zu sein. Dr. Frost schreibt nämlich auch unter anderem:

„Wollte man allein berechnen, was beim kleinen Sandbauern beispielsweise der Stalldünger kostet, so würde das gewiß oft schon mehr sein, als der ganze Ertrag seiner Felder wert ist."

Merkwürdig, daß dann die Sandbauern nicht in Massen verhungern, sondern immer noch Geld genug haben, um sich die vorzüglichsten Betriebsmittel anzuschaffen!

Dr. Frost berichtet in einem sehr interessanten Kapitel von der enorm starken Nachfrage nach Land. Die größeren Güter werden immer mehr zu Kleinbetrieben zerschlagen, selbst größere Bauer „ihrer altgewohnten Tätigkeit beraubt, werden in der Regel Rentiers, ziehen nach der Stadt und leben von den hohen Pachten, die ihnen die jährlichen Verpachtungen ihrer Ländereien aufbringen. Wir hören von den Sandbauern, die ihre Spargroschen in aller Heimlichkeit auf die Bank bringen, und auch die übrigen Bauernschilderungen geben, sobald Tatsachen berichtet werden, kein schlechteres Bild, als es im Durchschnitt unsere besten Bauerngegenden aufweisen mögen. Aber woher kommt es denn, daß sich die Landleute bei Pachtungen immer weiter hinaufbieten, besonders seitdem auch die Genossenschaften ihre größten Fortschritte gemacht haben? Die Landwirte müssen doch ihre Pachten bezahlen können! Oder sind die holländischen Bauern solche **Idealisten**, daß sie sich der Technik der Landwirtschaft zu Liebe in Massen durchhungern? Man könnte doch annehmen, daß die Holländer, die ja nicht gerade zu den schwärmerisch veranlagten Völkern gehören, in größerer Zahl nach den Städten ziehen, oder, wenn sie hier keine Beschäftigung hätten, auswandern würden, anstatt auf dem Lande so schlechte Geschäfte zu machen. Dazu kommt noch eins. Die holländische Landwirtschaft weist einen, gegenüber dem deutschen Durchschnitt, immensen Bestandteil an Pachtland auf. Der holländische Adel z. B., der über sehr starken Großgrundbesitz, wenn auch nicht in Form von Großbetrieben, verfügt, führt ein recht beschauliches Dasein, dazu kommt Grundeigentum in Masse von Gemeinden, Stiftungen, der toten Hand usw. In den Städten wohnen viele Bezieher ländlicher Renten, die sich um Landwirtschaft überhaupt nicht kümmern. Wenn trotz dieser Hindernisse, trotz dieser Belastung die niederländische Landwirtschaft einen so hohen Kulturgrad erreicht hat und zu so kostspieligen Betriebsaufwendungen in der Lage ist, wenn der landwirtschaftliche Fortschritt in solchem Umfang auf den Schultern von Pächtern ruht, so kann es doch mit den Reinerträgnissen der niederländischen Landwirtschaft nicht so schlecht bestellt sein. Höchstens kann man darüber klagen, daß von den Reinerträgnissen zu viel nach der Stadt abfließt.

Die Agrarkrise, von der Deutschland in den siebziger Jahren betroffen wurde, hat natürlich auch die Niederlande nicht verschont. Das amerikanische Getreide warf auch dort die Preise. Während aber wir uns mit Zollmauern umgaben, hat die Niederlande ein gütiges Geschick und eine verständige Regierung vor diesem Schritt bewahrt. Wohl war die Folge davon, daß die Bodenpreise dort sanken, bis sie einen der land-

wirtschaftlichen Konjunktur entsprechenden Stand erreicht hatten, aber neuerdings beginnen sie fortgesetzt zu steigen, trotzdem die Preise der agrarischen Produkte billiger sind, als in Deutschland. Gerade für die letztgenannte Tatsache führt der Verfasser gute Zahlenbeispiele auf.

Der Reinertrag in der Landwirtschaft richtet sich eben nicht allein nach den Preisen der Produkte. Der Reinertrag entspricht vielmehr der Differenz zwischen den Produktionskosten und den Verkaufspreisen, und die Niederländer haben die gute Politik verfolgt, eine unwirtschaftliche Erhöhung der Bodenwerte durch Zölle zu vermeiden. Deshalb haben sie geringere Produktionskosten und kommen auch bei niedrigeren Preisen landwirtschaftlicher Produkte auf ihre Rechnung.

Weiterhin hat die Freihandelspolitik die landwirtschaftlichen Produktionskosten, soweit sie vom Bezug von Waren abhängen, aufs äußerste ermäßigt. Diese Verbilligung ermöglichte unter anderm einen viel stärkeren Bezug von Kraftfuttermitteln, als er bei uns üblich ist. Die Niederlande führten z. B. 1903 nicht weniger als 507 000 Tonnen Mais ein, das an Bevölkerung 11 mal so starke Deutschland aber nicht einmal doppelt so viel.

Die durch alle künstlichen Maßnahmen unkorrigierte landwirtschaftliche Konjunktur hat den Kleinbetrieb mächtig gehoben. Das bedeutete, daß die Landbevölkerung nicht nach deutschem Muster vom Lande floh, sondern daß gerade die kleinen Leute in der Landwirtschaft ausharrten, weil ihnen ja die Hoffnung blieb, einmal selbständige Betriebsinhaber zu werden. Deshalb bilden auch die Landarbeiter keine untergeordnete Kaste und der Verkehr zwischen Bauer und Arbeiter ist im allgemeinen „sehr frei und nett."

Die niederländische Volkswirtschaft steht sich dabei äußerst gut, denn die Produktivität des landwirtschaftlichen Gewerbes ist, wie Dr. Frost zugesteht, größer, als unter jeder anderen Betriebsverfassung möglich wäre. Das Land steht der Masse zur Verfügung, und wenn es zum großen Teil nicht Eigentum — sondern Pachtland ist, so hängt das natürlich nicht mit dem Handelssystem zusammen, es ist vielmehr die Folge einer älteren Agrar-Entwicklung, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Der Masse ist es möglich, auf dem Lande zu wohnen, eine selbständige Existenz zu führen, anstatt in den Städten die Reihen der Lohnarbeiter zu vermehren. Und wenn Dr. Frost beklagt, daß es zu wenig Rentner auf dem Lande gibt, so vermögen wir in diese Klage nicht einzustimmen. Hier handelt es sich wirklich um Schutz der nationalen Arbeit, während wir niemals zugeben können, daß der Schutz einer kleinen Rentnerschicht das Ziel einer vernünftigen Agrarpolitik sei.

Aus der vorliegenden Schrift sieht man deutlich, was eine Demokratie agrarpolitisch zu leisten in der Lage ist, sobald auch im Betriebe der Landwirtschaft ihre Grundsätze Platz greifen. In dieser Hinsicht wird Herr von Arnim-Criewen, der neue Landwirtschaftsminister, manche nützliche Anregung gewinnen können, wenn er sich in das Buch vertieft, das von derselben Gesellschaft herausgegeben ist, der er lange Zeit in leitender Stelle angehörte.

Eugen Katz.

Der große Sanhedrin.

Im Jahre 1806, ehe der Kaiser Napoleon antrat die große Reise nach Jena, Berlin und Warschau und Eylau, ließ er schreiben an die ganze Judenschaft in Frankreich, daß sie ihm sollte schicken aus ihrer Mitte verständige und gelehrte Männer aus allen Departementern des Kaisertums. Da war nun jedermann in großem Wunder, was das werden sollte, und der eine sagte das, der andere jenes, z. B. der Kaiser wolle die Juden wieder bringen in ihre alte Heimat, am großen Berg Libanon, an den Bach Egypti und am Meer.

„Als aber die Abgeordneten und Rabbiner aus allen Departementeen, worin Juden wohnen, beisammen waren, ließ bald der Kaiser ihnen gewisse Fragen vorlegen, die sie sollten bewegen in ihrem Herzen, und beantworten nach dem Gesetz, und war daraus zu sehen, es sei die Rede nicht vom Fortschicken, sondeen vom Dableiben und von einer festen Verbindung der Juden mit den andern Bürgeen in Frankreich und in dem Königreich Italien. Denn alle diese Fragen gingen darauf hinaus, ob ein Jude das Land, worin er lebt, nach seinem Glauben könne ansehen und lieben als sein Vaterland und die andeen Bürger desselben als seine Mitbürger, und die bürgerlichen Gesetze desselben halten.

„Das war nun fast spitzig, und wie es anfänglich schien, war nicht gut sagen: Ja, und war nicht gut sagen: Nein.

„Allein die Abgeordneten sagten, daß der Geist der göttlichen Weisheit erleuchtet habe ihre Gemüter, und sie erteilten eine Antwort, die war wohlgefällig in den Augen des Kaisers.

„Darum formierte die jüdische Versammlung aus sich, zum unerhörten Wunder unserer Zeit, den großen Sanhedrin."

Diese Notiz, aus der Feder Johann Peter Hebels im „Rheinischen Hausfreund" von 1808 abgedruckt, ist einer der wenigen Belege dafür, daß das bedeutende historische Ereignis, welches sich genau vor hundert Jahren in Paris vollzogen, damals auch unter den deutschen Zeitgenossen einige Aufmerksamkeit gefunden hat. Ganz vereinzelt steht die Hebelsche Darstellung allerdings nicht da. Schon zwei Jahre früher, im Sommer 1806, brachte der, von Garlieb Merkel in Berlin redigierte „Freimütige" einen Alarmruf, hinweisend auf die Gefahr, welche Deutschland durch Napoleons judenfreundliche Politik drohe. Angeregt worden war der „Freimütige" zu diesen Ausführungen durch das Bekanntwerden von der Einberufung einer Versammlung jüdischer Notablen in Paris und durch die Gerüchte von einer Reise, welche der Senator Gregoire um 1805 nach Norddeutschland unternommen hatte, wie es hieß, um die Schuleinrichtungen und Erziehungsanstalten Deutschlands, vor allem aber die Lage der jüdischen Gemeinden daselbst, kennen zu lernen. Gregoire — einstmaliger Curé vom Emberménil und Abgeordneter der Generalstaaten von 1789, späterer konstitutioneller Bischof von Clas, Mitglied des Rates der fünfhundert und geistreicher Verfechter der Toleranzideen der Revolution — hatte sich damals allerdings längere Zeit in Deutschland aufgehalten und die Früchte seiner dort gesammelten Erfahrungen in einer Schrift niedergelegt. Daß aber sein längerer Aufenthalt bei dem Rabbi und Hofagenten Israel Jacobsohn in Braunschweig nicht in der Absicht genommen worden war, „durch arglistige Mittel die Juden in Deutschland an Bonaparte zu fesseln", damit sie „durch ihren Reichtum an den meisten Orten und ihre Einmischung in die politischen Geschäfte und Verhältnisse ihm jedes Geheimnis verraten und die Maßregeln der einzelnen Regierungen lähmen möchten," wird aus nachstehenden Ausführungen erhellen. Wir werden sehen, daß die napoleonischen Maßnahmen betreffend die Judenschaft keineswegs von so einfachen Motiven diktiert waren, wie sie unser Berliner Antisemit von anno 1806 dem Kaiser unterschob. Damals, genau wie heute, verdunkelten blinder Religionshaß und härteste Intoleranz die Urteilskraft mancher sonst scharfsinnigen Politiker. Und nicht allein hüben des Rheins. Was Garlieb Merkel in Berlin, war der Graf von Conald in Paris. Die Judenfrage brannte lichterloh in der französischen Presse von 1806. Wenn es dem Kaiser trotzdem gelungen ist, für das von ihm unternommene Werk der Regeneration der ihm unterstehenden jüdischen Staatsbürger die ersten festen Grundlagen zu schaffen, so gebührt nicht ihm allein die Ehre dafür. Der Teil der Presse, den Leute wie Gregoire, Chenier und die Mitarbeiter der „Revue philosophique" repräsentieren, hat ihm redlich dabei geholfen. Sie ist zu einer Zeit, da die klerikale Reaktion ihr Haupt erhob, mutig für die Ideen eingetreten, welche die große Revolution besiegelt hatte. Es verlohnt sich schon der Mühe, uns um hundert Jahre zurückzuversetzen und zu betrachten, was denn jener „Große Sanhedrin" bedeutete, in dem unser garnicht so „unwäger" „Rheinischer Hausfreund" eine große Weltbegebenheit und ein unerhörtes Wunder seiner Zeit erblickte.

Unsere Betrachtung soll ein doppeltes retrospektives Interesse haben. Wurden doch am 10. Dezember 1806 — also genau Tag um Tag vor hundert Jahren — die ersten Entwürfe publiziert zu der staatlichen Anerkennung einer Religionsgemeinschaft, welche durch die am 11. Dezember 1906 perfekt werdende Trennung von Staat und Kirche ihre Freiheit wieder erhält.

* * *

Vor der französischen Revolution hatten die Juden — genau wie in Deutschland — eine eigene Nation innerhalb der französischen Nation gebildet, ein eigentümlicher Zustand, der sich zum einen Teil aus dem jüdischen Religionsgesetz, zum anderen aus den in Frankreich herrschenden bürgerlichen Gesetzen ableiten läßt. Vom Besitzrecht, der landwirtschaftlichen Arbeit, den freien Künsten, den handwerkschaftlichen Korporationen ausgeschlossen, standen den Juden nur Kleinhandel und Wucher als Erwerbszweige offen. Und so konnte es denn vorkommen, daß bereits um 1788 öffentliche und leidenschaftliche Anklage an die Regierung erging über die Betrügereien und Erpressungen, welche im Elsaß von den dortigen Juden an der christlichen Bevölkerung verübt worden waren.

Wir wissen, daß die konstituierende Versammlung diesen Uebeln abzuhelfen versuchte, indem sie durch das Dekret vom 27. September 1791 die Juden von allen Beschränkungen befreite, welche seit Jahrhunderten auf ihnen gelastet, und ihnen das volle französische Bürgerrecht zusprach. Man sagte damals — um mit dem „Rheinischen Hausfreund" zu reden — frischweg „Bürger Aaron, Bürger Levi, Bürger Rabbi und gab sich brüderlich die Hand".

„Aber," so fügt der ‚Hausfreund' hinzu, „was will da herauskommen? Der christliche Bürger hat anderes Gesetz und Recht, so hat der jüdische Bürger auch ein anderes Gesetz und Recht und will nicht haben Gemeinschaften mit den Gojim. Aber zweierlei Gesetz und Willen in einer Bürgerschaft tut gut wie ein brausender Strudel in einem Strom. Da will Wasser auf, und da will Wasser ab, und eine Mühle, die darin steht, wird nicht viel Mehl mahlen."

Mit der Verleihung der bürgerlichen Rechte an die Juden hatte die Konstituante allerdings nicht alle Konsequenzen dieser großen Reform gezogen. Und wenn ihr von aufgeklärter Seite*) der Vorwurf gemacht worden, daß sie bei ihrem Entschluß „mehr philophischen Sinn als praktische Vorsorge" bewiesen habe, so lag darin ein gut Teil Wahrheit. Seit der Senat von 1791 den Juden ein Maß bürgerlicher Freiheit gewährt hatte, dessen sie keiner Orten genossen, waren die Juden in Scharen aus Polen und allen Teilen Deutschlands herbeigeströmt und hatten sich vorzüglich an den Ufern des Rheins niedergelassen, nach dem Worte Napoleons „wie Raben, Raupen oder Heuschrecken". Binnen einem Zeitraum von zwanzig Jahren war so die Anzahl der jüdischen Staatsbürger im Reiche auf 78 000 gestiegen. Aber mit ihrer erhöhten Kopfstärke mehrten sich zugleich die alten Klagen wegen überhandnehmenden Wuchers. In einem einzigen Departement, der Murth, bezifferten sich die jüdischen Hypothekenforderungen auf nicht weniger als 600 000 Franken, am Donnersberge gar auf nahezu vier Millionen. Von allen Seiten liefen Beschwerden der Präfekten bei der Regierung ein, bald über die Erpressungen, denen das Landvolk durch die Juden ausgesetzt war, bald über die häufigen Verstöße der jüdischen Bewohner gegen die zunächstliegenden Bürgerpflichten. Fälschungen der Zivilstandsdeklarationen gehörten zu den beliebtesten Ausfluchtsmitteln, um dem lästigen Militärdienst zu entgehen. Die jüdische Gewohnheit, sich allein beim Vornamen zu nennen und die daraus hervorgehende Unsicherheit in der offiziellen Namengebung trugen dazu nicht unwesentlich bei. Beschränkten sich diese wiederholten Reklamationen der Beamten auch fast ausschließlich auf die elsässisch-deutsche Judenschaft — die portugiesischen und spanischen Juden Südfrankreichs befleißigten sich allenthalben eines einwandfreien Wandels —, so genügten sie dennoch, um die Judenfrage an die Tagesordnung zu bringen. Es galt, Mittel und Wege finden, einem Zustand zu begegnen, der einerseits den Wohlstand blühender Provinzen aufs ernsthafteste bedrohte, auf der anderen Seite ein Erwachen nationaler Unduldsamkeit zur Folge haben konnte. Waren den Juden durch die Revolution die Rechte des französischen Bürgers erteilt worden, so blieb dem Kaisertum nunmehr die Aufgabe, die letzten Spuren einer überlebten Vergangenheit unter ihnen auszutilgen. Um die Juden de facto in die französische Nation aufzunehmen, mußten die alten Judengemeinden aufgelöst, die jüdische Religion respektiert, der Kultus organisiert werden. Man mußte sich Klarheit darüber verschaffen, ob und in welchem Grade die Dogmen des israelitischen Glaubens mit den Staatsgesetzen in Uebereinstimmung gebracht werden konnten. Endlich hieß es die ökonomischen Schwierigkeiten lösen, welche der jüdische Wucher in die Welt gesetzt hatte. In dieser Form stellte sich also, zu Anfang des Jahres 1806, die jüdische Frage für Napoleon dar.

Werfen wir einen Blick in die Pariser Zeitungen jener Tage, so erkennen wir zwei scharf gezeichnete gegensätzliche Richtungen in der Beurteilung dieses Gegenstandes. Während man auf liberaler Seite geneigt war, alle Schwächen und Fehler der Juden auf Rechnung ihrer Jahrhunderte langen Bedrückung zu setzen, von ihrer gänzlichen Emanzipation eine moralische Erneuerung des jüdischen Volks zu erwarten, meinte die reaktionäre Rechte im innersten Wesen der semitischen Rasse wie auch in den starren israelitischen Glaubenssatzungen den Grund für alle jene Laster zu finden, welche der Volksmund derselben zuzuschreiben beliebte. „Erst die sittliche Wiedergeburt der Juden abwarten," hieß es in diesem Lager, „ehe man an ihre Emanzipation denken kann." Napoleon selbst nahm in diesem Widerstreit der Meinungen eine keineswegs durchweg judenfreundliche Stellung ein. Hatte er zur Zeit seiner syrischen Kampagne allen Ernstes daran gedacht, die Juden als Kolonisten nach Palästina zu rufen, um sich dort eine politische Operationsbasis zu schaffen, so stand er jetzt wesentlich anders zu der Frage. Bei der entschieden antisemitischen Haltung der katholisch-reaktionären Partei wäre er nicht abgeneigt gewesen, die ganze Emanzipationscharte mit einem Federstrich zu vernichten, Ausnahmegesetze gegen die Juden zu dekretieren, ihnen das Bürgerrecht zu entziehen. Aber er hatte ohne den Staatsrat gerechnet, der, aus den eminentesten Juristen der Revolutionszeit, Leuten wie Beugnot, Regnaud, Berlier, gebildet, dergleichen reaktionären Velleitäten ohne Zaudern die Spitze abgebrochen haben würde. Man braucht nur die Memoiren Barantes zu lesen, um sich von der Lebhaftigkeit zu überzeugen, mit welcher sich die Opposition betätigte. Es hieß also ein Kompromiß zustande bringen, und zwar, indem man den Juden das Geschenk einer definitiven religiösen Organisation machte und zugleich gegen einen Teil von ihnen temporäre Ausnahmegesetze erließ. So allein konnte der Widerstand des Conseil d'Etat gebrochen, die klerikale Partei beschwichtigt, das christliche Landvolk beruhigt und zugleich dem Staat das Vertrauen der Judenschaft bewahrt werden, die es mit Wohlgefallen begrüßen mußte, wenn ihre Religion unter die anerkannten Staatskulte aufgenommen wurde. Aus diesen Erwägungen heraus wurde der Erlaß dekretiert, welcher am 30. Mai 1806 im „Journal de Paris" erschien. Während in dem Art. I des Erlasses in den Departements der Sahr, der Ruhr, des Donnerbergs, des Ober- und Niederrheins, der Mosel und der Vogesen alle gerichtlichen Eintreibungen von jüdischen Schuldforderungen an dortige Landbewohner für ein Jahr gefristet wurden, hieß es weiter, wie folgt:

„Die Umstände haben uns in Kenntnis gesetzt, um der dringenden Notwendigkeit, unter allen denen, welche sich in unserem Reiche zur jüdischen Religion bekennen, die Gefühle bürgerlicher Moral neu zu beleben, welche unglücklicherweise bei zu vielen unter ihnen durch den Zustand langdauernder Erniedrigung abgestumpft worden sind — einen Zustand, den wir weder bulden noch erneuern wollen."

„Zu diesem Behufe haben wir uns entschlossen, eine Versammlung auserwählter Juden zusammenzuberufen und ihnen durch unsere Kommissare unsere diesbezüglichen Absichten zu unterbreiten — uns durch unsere Kommissare desgleichen die Wünsche der Juden darlegen zu lassen über die Mittel, welche ihnen die besten erscheinen, um unter ihren Glaubensbrüdern die Ausübung der Künste und nützlichen Handwerke zu

*) Bericht von Portalis an Napoleon.

fördern und so durch ehrlichen Broterwerb die verwerflichen Erwerbszweige zu ersetzen, denen viele vom Vater auf den Sohn seit Jahrhunderten nachgehen."

Diese „Neubelebung der bürgerlichen Moral" unter den Juden, d. h. die Emanzipierung der Israeliten von verjährten Sitten und Gebräuchen, sollte, — und darin liegt die ganze Stärke der napoleonischen Politik — also nicht durch einen Akt kaiserlicher Autorität ins Werk gesetzt, vielmehr den Händen der jüdischen Schriftgelehrten selbst anvertraut werden.

Der einzuberufenden Versammlung jüdischer Notablen und Rabbiner sollte es überlassen sein, eine Auseinandersetzung zwischen jüdischer Religionssatzung und französischem Staatsgesetz zu Wege zu bringen. Die Antworten der Versammlung auf die kaiserlichen Fragen behielt sich Napoleon vor, durch eine imposante religiöse Vereinigung, den großen Sanhedrin, in theologische Entscheidungen umwandeln zu lassen.

Die Einberufung der jüdischen Deputierten und Rabbiner nach Paris bildete das Sensationsereignis des Frühjahrs 1806. An öffentlichen Orten, in den Salons, in den Zeitungen sprach man von nichts als von den napoleonischen Plänen betreffend die Judenschaft. „Niemals", so schreibt ein katholisches Blatt, „hat man soviel von den Juden gesprochen wie jetzt. Ganz Europa ist in Spannung die Motive kennen zu lernen, welche ihre Einberufung diktierten. Man fragt sich voll Begier, welche Erfolge sie haben wird". In dem Chor der Preßstimmen tönte am lautesten der „Mercure de France" durch den Mund des Herrn von Bonald, dessen Angriffe gegen die Juden mit denen der heutigen Antisemitenpresse an Leidenschaftlichkeit rivalisieren. In dem Senateur Gregoire, der soeben in einer Schrift seine Erfahrungen über jüdisches Schulwesen in Deutschland niedergelegt, und in dem Mitarbeiter der „Revue philosophique" besaßen auf der anderen Seite die Israeliten beredte Verteidiger. So fanden denn die Delegierten der Judenversammlung, als sie am 15. Juli 1806 in Paris eintrafen, eine einigermaßen stürmische Atmosphäre vor.

Sie waren 95 an der Zahl (später 105, als noch die italienischen Juden auf ihre Bitten Zutritt erhielten) aus 28 Departements des Reiches, die sich am 26. Juli in der alten St. Johanniskapelle des Hotel de Ville vereinigten. Ihre Wahl war nicht absolut frei, vielmehr dem Wohlgefallen der Präfekten überlassen gewesen.

Sie erwies sich in der Folge als durchaus glücklich: Zum einen, weil sie dem Kaiser eine feste Majorität sicherte, zum anderen, weil das Verhalten der Delegierten der Judenschaft nur zur Ehre gereichen sollte. An der Spitze stand als Präsident Abraham Furtado, ein reicher Kaufmann aus Bordeaux, von dem allerdings die strenggläubigen Rabbiner meinten, „daß er die Bibel nur aus Voltaire kenne". Die gewählten Rabbiner selbst waren nicht durchweg von dem streng rabbinistischen Geiste der Unduldsamkeit beseelt, welcher sich dem freien Vernunftsurteil feindlich gegenüber stellt.

Immerhin aber lag es ihnen am Herzen, die mosaischen Satzungen in ihrer Reinheit zu erhalten. Ihnen stand als Opposition die anti-rabbinistische Fraktion gegenüber, deren religiöser Indifferentismus die kaiserliche Sache förderte. Von den Kommissaren der Regierung waren zwei, Portalis und Pasquier vom Geiste aufrichtiger Toleranz beseelt, einer, Molé — wie die Juden sagten ein „Renegat" —, ihnen durchweg feindlich gesinnt. Und doch hieß es, Molé verdanke sein großes Vermögen der Ehe seines Urgroßvaters mit der Tochter Samuel Bernards, eines reichen Juden. Die Versammlung machte sich schnell ans Werk. Schon am 17. August konnte sie in einer langen Erklärung an den Kaiser die ihr vorgelegten Hauptfragen beantworten, betreffend Gehorsam dem bürgerlichen Gesetz, Vaterlandstreue, Eheschließung und Mischehen. Alle diese Antworten waren im Geiste Napoleons abgefaßt, und — mit Ausnahme der einzigen Frage bezüglich der Mischehen, welche „anzuraten" die Delegierten nicht übernehmen wollten — befriedigten sie ihn vollkommen. Am 18. September ließ der Kaiser den Notablen dies zu wissen tun und kündete ihnen gleichzeitig die Einberufung des „großen Sanhedrin" an, des jerusalemitischen „hohen Rats oder Synedriums, der seit Zerstörung des Tempels sich nicht mehr vereinigt hatte und nun wieder erstehen sollte, um aller Orten das jüdische Volk über den wahren Geist seines Gesetzes aufzuklären."

Welchen tiefen Eindruck diese Nachricht auch in Deutschland unter den Mitgliedern der vielgeprüften Religionsgemeinschaft hervorbrachte, erhellt aus dem ergreifenden Briefe, den der edle jüdische Philanthrop Rabbi Israel Jacobsohn aus Braunschweig damals an den Kaiser richtete, und den wir im „Journal de Paris" vom 5. August 1806 abgedruckt finden. Die darin ausgesprochene Hoffnung, ein souveräner jüdischer Rat mit einem Patriarchen an der Spitze möchte in der Folge von Paris aus und unter Aufsicht der französischen Regierung in allen gottesdienstlichen Handlungen entscheiden und jedem Juden die nötige Autorisation erteilen, um in allen Ländern seine Bürgerpflicht zu erfüllen, wurde von dem Berliner Antisemiten Merkel im „Freimüthigen" als Verrat am Vaterlande ausgerufen!

Der große Sanhedrin, der nach altem Brauch aus 70 Mitgliedern bestehen mußte, sollte sich der Idee Napoleons gemäß am 20. Oktober vereinigen. Es vergingen aber noch mehrere Monate, bis die Rabbiner gewählt und die Reisekosten für die zum Teil sehr bedürftigen Gottesgelahrten von den jüdischen Gemeinden aufgebracht waren. Unterdes tagte die Versammlung in Paris weiter und benutzte so eifrig ihre Zeit, daß sie am 10. Dezember 1806 dem Kaiser ein Reglement von 27 Artikeln unterbreiten konnte, in welchen die Grundlagen der heutigen Organisation des jüdischen Kultus enthalten waren. In einem Schlußparagraphen ward dem Kaiser nahe gelegt, zum Behufe „der jüdischen Jugend die Gewohnheit des kriegerischen Handwerks zu geben, welches ihre Ahnen so glorreich ausgeübt", nur einem beschränkten Teile der israelitischen Rekruten die Vertretung durch einen gekauften Mann zu gestatten. Erweckte diese Motion schon Staunen und Verwunderung, so gab es ein regelrechtes tollo, als auf Vorschlag des Rabbi Avigdor in einer der Schlußsitzungen der Versammlung dem katholischen Klerus eine Dankadresse für die Aufnahme votiert wurde, welche verschiedene Pontifices und Geistliche zu verschiedenen Zeiten den Israeliten gewährt, „als noch Barbarei, Vorurteile und Unwissenheit die Juden aus dem Schoße der Gesellschaft ausstießen".

„Ist es nicht pikant," schrieb Portalis an den Kaiser, „daß, im Augenblicke, da M. Chenier im Namen der Philosophie aufs unanständigste gegen die Intoleranz und den Fanatismus der katholischen Priester deklamiert, die Juden selbst den Geist der Toleranz und Nächstenliebe der katholischen Kirche laut proklamieren".*)

Anfang Februar 1807 trat der große Sanhedrin, gebildet aus 46 Rabbinern und 34 Laien — zum Teil Mitgliedern der Notablen-Versammlung —, in Paris zusammen. Als Vorsitzender fungierte Rabbi David Singheimer aus Straßburg, sekundiert von zwei italienischen Rabbinern. Die Eröffnungssitzung fand in derselben St. Johanniskapelle des Hotel de Ville statt. Der Anblick war grandios. Alles deutete auf den religiösen Charakter der Versammlung hin: die alte Kirche, die dunkle, strenge Tracht der Abgeordneten, welche für den Vorsitzenden in einem schwarz-samtnen Kaftan mit Pelzverbrämung, für die übrigen Mitglieder in seidenen Gewändern bestand. Die religiöse Hierarchie war überall gewahrt. Die Rabbiner hatten den Vortritt vor den Laien. „Le public", so schrieben die Kommissare an den Kaiser, „a été édifié". Die Sitzungen waren öffentlich. Der Eindruck war so durchaus wohltuend, daß Leute wie der Kanzler Pasquier nicht genug Worte des Erstaunens hatten ob der stolzen Festigkeit, der Würde, der hohen Auffassung jener einfachen, demütigen Juden. Man hatte geglaubt, es mit Leuten zu tun zu haben, für welche die Religion nur ein bequemes Mittel war, um frei ihren selbstsüchtigen Zwecken zu fröhnen. Man fand „sehr hervorragende, in ihrer Religion sehr bewanderte Leute, denen ihr Glaube doppelt teuer war, gerade um der Verfolgung willen, die sie um ihn gelitten, fein gebildete Männer, denen keine Richtung menschlichen Wissens fremd geblieben".**)

*) Brief von Portalis an Napoleon, 12. Februar 1807.
**) Mémoires de Pasquier T. I p. 276.

Die Sitzungen des Sanhedrin dauerten bis zum 4. März 1807. Von seinen Winterquartieren in Osterode und Finkenstein aus folgte der Kaiser mit lebhaftem Interesse jenen Beratungen und versäumte nicht, den Kommissaren für die erzielten Resultate seine Befriedigung auszusprechen. Die Ergebnisse der Verhandlungen faßten sich in neun Artikel zusammen, welche am 22. Adar des Jahres 5567 (2. März 1807) bekannt gegeben wurden. Sie enthielten die Ratifikation der von der Versammlung jüdischer Notablen aufgestellten Prinzipien betreffend das Verhältnis der jüdischen Mitbürger zu den christlichen Bürgern Frankreichs. Wer sie kennen lernen möchte, findet sie in Hebels „Erzählungen des Rheinischen Hausfreunds" in der Form abgedruckt, wie sie der Oeffentlichkeit übergeben wurden. Von den verschiedenen Paragraphen, welche alle darauf abzielen, die absolute Vereinbarkeit des mosaischen Glaubensgesetzes mit den bürgerlichen Institutionen der Christenheit darzulegen, seien nur die Artikel 4, 5 und 6 hier aufgeführt. Sie resümieren am besten den Geist dieses merkwürdigen Schriftstückes, welches alle die meditieren sollten, die heute die alte Fabel von dem jüdischen „Apatriotismus" neu auflegen:

§ 4. „Der große Sanhedrin erkennt, die Christen und die Juden seien Brüder, weil sie einen Gott anbeten, der die Erde und den Himmel erschaffen hat, und befiehlt daher, der Israelite soll mit dem Franzosen und Italiener und mit den Untertanen jedes Landes, in welchem er wohnt, so leben als mit Brüdern und Mitbürgern, wenn sie denselben einigen Gott anerkennen und verehren."

§ 5. „Der Israelite soll die Gerechtigkeit und die Liebe des Nächsten, wie sie befohlen ist im Gesetz Mosis, ausüben, eben so gegen die Christen, weil sie seine Brüder sind, als gegen seine eigenen Glaubensgenossen in und außer Frankreich und dem Königreich Italien."

§ 6. „Der große Sanhedrin erkennt das Land, worin ein Israelite geboren und erzogen ist, oder wo er sich niedergelassen hat und den Schutz der Gesetze genießt, als sein Vaterland an usw. usw."

Die drei letzten Artikel enthalten ein prinzipielles Verbot des Wuchers sowie Ratschläge, die jüdische Jugend „zu nützlichen Künsten und Handwerken anzuhalten". Dem Kaiser erübrigte nun, den doktrinär gefaßten Satzungen des hohen Rats praktische Anwendung zu geben. Dies geschah durch eine Reihe von Dekreten, welche noch in demselben Monat erschienen und auf einem Teil der französischen Judenschaft — vornehmlich den elsässischen Juden — schwer gelastet haben. Ganz im Sinne des kaiserlichen Erlasses vom Mai 1806 abgefaßt, sind diese Dekrete, was die religiöse Organisation der Israeliten anbetrifft, als ein wesentlicher Fortschritt, was ihre bürgerliche Stellung anlangt, als ein Akt der Reaktion zu betrachten. Neben den Gesetzen betreffend Regelung des Kultus, Gründung und Einrichtung der Konsistorien und Synagogen enthalten sie nämlich eine Anzahl von Ausnahmemaßregeln hinsichtlich der Eintreibung jüdischer Schuldforderungen, der Niederlassung von Juden in bestimmten rheinischen Departements, der Wehrpflicht usw. Alle diese Zwangsgesetze konnten bei der Opposition des Staatsrats nicht aufrecht erhalten werden. Allmählich und nachdem im Laufe der Jahre eine „Regeneration der Israeliten" regierungsseitlich konstatiert worden, wurden die durch sie betroffenen Departements wiederum davon befreit.

Immer und überall aber arbeiteten die jüdischen Konsistorien der Regierung, sobald sie mit gerechten Forderungen auftrat, hilfreich in die Hände. So konnte sich die sittliche Erneuerung und der feste Anschluß der jüdischen Israeliten an die Heimat ihrer ersten Freiheiten stetig vollziehen. Den Impuls dazu gegeben, das Werk der großen Revolution, wenn auch in einem ihr heterogenen Geiste weitergeführt zu haben, ist Napoleons Verdienst gewesen.

Paris. J. T. von Eckardt.

Ein neuer Roman von Matilde Serao.

Neben Gabriele d'Annunzio, dem Benvenuto Cellini der Sprache, und Antonio Fogazzaro, dem Dichter des Gemüts, ist Matilde Serao zweifellos eine der markantesten Persönlichkeiten unter den modernen italienischen Schriftstellern. Man kann sie weder einer bestimmten Schule noch einer bestimmten Richtung beizählen. Sie ist ein durchaus originaler Geist, von schöpferischer Phantasie und erstaunlichem Fleiß. Wohl kein Gebiet, auf dem sie sich nicht schon versucht hätte. Vielleicht ist ihre eigenste Sphäre die Schilderung der „kleinen Leute", wie es in dem „Paese di Cuccagna" zum Ausdruck kam; hier bekundete sie einen Realismus, der sich einem Zola ebenbürtig an die Seite stellen kann.

Einen ganz anderen Vorwurf behandelt ihr neuster Roman „Dopo il Perdono" — „Nach der Verzeihung" — der in der „Nuova Antologia" zum Abdruck kam und jetzt in demselben Verlag als Band erschienen ist. Ein fesselndes, einprägsames Buch. Man könnte sagen, ein romantisches Buch. Romantisch und modern. Ein Tendenzroman? Vielleicht. Er spielt in den Kreisen der upper ten thousand, und Matilde Serao bewegt sich in diesen Kreisen der „großen Damen" und eleganten Kavaliere mit derselben Sicherheit, wie unter den bescheidenen kleinen Nähmädchen und in den armseligen Budiken des neapolitanischen Volks.

Maria Guasco hat ihren Gatten, den braven, zufriedenen, reichen, mit allen Bourgeoistugenden gesegneten Emilio verlassen, ihn mutig und freudig verlassen, gleichzeitig damit auch ihre Stellung als gefeierte Dame der Gesellschaft aufgegeben, um ganz ihrer Liebe zu Marco Fiore zu leben.

Ist es Absicht der Verfasserin, daß, wie eine Schachfigur, ihr der junge liebestolle Müßiggänger Marco — dieser Marco könnte uns auch bei d'Annunzio begegnen — gegenübergestellt wird, der seinerseits die Verlobte, die junge leidenschaftliche Vittoria Casalta verläßt, um Marias willen? Diese Gegenüberstellung der beiden gleichartigen Typen der Verlassenen wirkt nicht künstlerisch.

Drei Jahre — damit hebt der Roman an — haben die beiden Liebenden in ungetrübtem Glück die höchsten Seligkeiten der Liebe durchkostet. In der Ueberspannung ihrer Gefühle lag die Gefahr der Ernüchterung. Und so geht auch für diese beiden der Tag auf, an dem sie gewahren, daß ihre Liebesfähigkeit erschöpft ist. Sie trennen sich, aber nicht, um jeder seinen eigenen Weg zu gehen. Als ihre Pflicht, bemahe als eine Art Sühne betrachten sie es, die Verlassenen um Verzeihung zu bitten. Und der hintergangene Mann, die schnöde preisgegebene Braut, beide scheinen nur auf den Augenblick gewartet zu haben, da diese günstige Wendung der Geschicke eintreten würde. Emilio und Maria versöhnen sich, Marco heiratet Vittoria Casalta. In der Kirche Maria del Popolo wird die Trauung vollzogen.

Nach der Verzeihung gestaltet sich das Leben der Wiedervereinten zu unerträglicher Qual. Emilio liebt seine schöne, stolze, mutige Frau, aber immer erhebt sich zwischen ihm, dem großmütig Verzeihenden, und der schönen Sünderin das Gespenst des Geliebten. Das ursprünglich gutmütige und vielleicht etwas zu nachgiebige Wesen des Gatten wird verbittert und gehässig, fast brutal, und nach einer Zeit entnervenden und quälenden Zusammenseins stehen die Versöhnten sich wie Feinde gegenüber, und Emilio weist der erst in Gnaden Aufgenommenen sozusagen die Tür.

Vittoria Casalta, von rasender Eifersucht auf die Vergangenheit ergriffen, macht ihrem Mann, der an sich schon kein Talent zum soliden Ehemann besitzt, das Leben im Hause zur Hölle. Wie Emilio, so zermürbt auch Vittoria sich in selbstquälerischen Grübeleien, und vielleicht erwacht in einem oder dem anderen der Leser die Empfindung: Wie glücklich würden diese beiden Unglücklichen miteinander geworden sein! Was unvermeidlich war, geschieht: Ohne daß sie voneinander wissen, verläßt zum anderenmal Maria den Gatten, und auch

Marco hält es nicht an der Seite seines Weibes, das gleich einer verkörperten Nemesis neben ihm dahinwandelt, aus. Beide gehen in die Welt, um zu versuchen, ihr zerstörtes Leben ins Gleichgewicht zu bringen. Aber die Welt ist klein. Am Vierwaldstätter See begegnen sie einander. Nicht mehr die Liebe, auch nicht die Hoffnung, sondern das Unglück verbindet sie nun miteinander. Aufs neue vereint, werden sie einem freudlosen Alter entgegengehen.

Befremdet nimmt der Leser diesen Schluß hin, der allzu unerwartet, wenn auch nicht unbegründet erscheint.

Auf das Unkünstlerische der Gegenüberstellung der beiden allzu ähnlichen Typen wies ich schon eingangs hin. Sie ist unkünstlerisch, aber zweifellos gewollt. Gewollt, wie die Kinderlosigkeit der beiden gesunden Paare. Ein legitimer Erbe hätte den Roman überflüssig gemacht. Fogazzaro läßt in seinem letzten Buch einen jungen Schriftsteller sagen: „Ich bin der Papst meiner Geschöpfe und kann mit ihnen machen, was ich will!" Jedenfalls wußte Matilde Serao auch, warum sie diese beiden Eben unfruchtbar gestaltete. Und die Tendenz? Man würde der Verfasserin wohl bitter unrecht tun, wollte man ihr eine so billige Marktwore unterschieben wie die Allerweltsmoral: „Der Treubruch rächt sich", oder: „Wer sündigt, muß bestraft werden." Vielmehr dünkt mich, daß die Verfasserin mehr auf dem Boden des wohren Christentums ihre Moral aufgebaut habe: „Wer dem Sünder verzeiht, der soll mit Liebe und voll verzeihen." Ein halbes Verzeihen ist schlimmer, als gar keins. Beide Teile gehen darüber zugrunde. Ich glaube, die Verfasserin hält es mehr mit Maria, als mit Vittoria, mehr mit Marco, als mit Emilio.

Wenn man also an der Psyche dieses Romans einiges bemängeln könnte, so gebührt der Ausführung, der Sprache, der Sittenschilderung uneingeschränktes Lob. Matilde Serao ist eine Meisterin der Technik. Die Schilderung der Hochzeit des vornehmen Marco, das Erdbeeressen zu wohltätigem Zweck in der Villa Borghese, das Erscheinen Kaiser Wilhelms bei einem Fest in einem patrizischen Palast (gemeint ist der Fürst Doria), das ist mit einem Glanz der Farben, mit einer Beweglichkeit, Anschaulichkeit, einem pulsierenden Leben wiedergegeben, daß man glaubt, das farbenprächtige Bild vor sich zu sehen. Wie denn die ganz besondere Stärke der Verfasserin in der Schilderung des Milieus besteht. Mit wenigen Strichen weiß sie ein phantastisches Kostüm, eine Boudoireinrichtung uns vor die Augen zu zaubern, sodaß man danach seine Bestellung beim Lieferanten machen könnte.

Die Vielseitigkeit ihrer Begabung spricht sich in der Vielseitigkeit der ganzen Persönlichkeit der Dichterin aus. Sie, die in ihren Werken so oft den Aberglauben des Volks und die hohle Religiosität der vornehmen Welt gegeißelt hat, findet zwischen den größeren Werken und ihrer aufreibenden journalistischen Tätigkeit Zeit, ihre Leser mit einer Arbeit, wie „Heilige und Madonnen" („Santi e Madonne"), einem schillernden Spiegel des religiösen Italiens, zu überraschen.

Es sind in der Dichterin sämtliche Gegensätze ihrer Zeit und ihrer Umgebung vereinigt, und das macht vielleicht gerade das Wesen ihres Erfolges aus.

Jetzt lockt die Unermüdliche auch der Sirenenruf des Theaters. Sie arbeitet gegenwärtig an einer Dramatisierung des hier besprochenen Romans. Ihre Freundin Eleonora Duse hat ihr versprochen, die Gestalt der Maria auf der Bühne zu verkörpern.

So darf man gespannt sein, ob ihrem wohlverdienten Lorbeer ein neues Reis entspringen wird.

M. Gagliardi.

Ein Neu-Spinozist.

Das „Gefüge der Welt", das Hermann Graf Keyserling, ein jüngerer Denker, vor kurzem*) herausgegeben hat, erweist sich in Grundriß und Konstruktion als „Schule Spinoza" in dem Sinne etwa, wie man von einer Schule Rembrandt, Rubens, Velasquez oder Lionardo spricht. Wie es sich dort um einen bestimmten Typus der Farbengebung handelt, den man eigen haben kann, ohne ein Bild eines dieser Meister vor Augen gehabt zu haben, wenn einem nur diese bestimmte Malweise im Blute steckt, so kann man sehr wohl den Denktypus Spinozas vertreten, auch wenn man keine Zeile von ihm gelesen hätte. Das ist bei Keyserling indes nicht der Fall, zumal er deutliche Spuren wie eines ausgebreiteten Studiums der philosophischen Klassiker überhaupt, so besonders Vertrautheit mit der Lehre Spinozas verrät. Ist doch Spinoza selbst nichts weniger als der Urheber, sondern vielmehr nur der vollendetste Vertreter des nach ihm benannten Denktypus. Und Hegel hatte so unrecht nicht, als er einst die Worte sprach: Wer anfängt zu philosophieren, muß zuvor Spinozist gewesen sein. Die Seele muß sich baden in dem Aether der einen Substanz, in der alles untergegangen ist, was man bisher für wahr gehalten hat. Ein solches Untertauchen in Spinozismus hat Keyserling vollbracht, wenn er auch gegen unsere Bezeichnung seines Weltbildes als Neu-Spinozismus lebhafte Einsprache erheben dürfte. Alle Ingredienzen unseres heutigen wissenschaftlichen Erkenneus wurden in dieses Stahlbad des Spinozismus geworfen: Die höhere Analysis, die projektive Geometrie, die Victor Goldschmidtschen Lehren der Krystallographie, die Hypothesen des englischen Astronomen Sir Norman Lockyer, die neueren physikalischen Theorien von J. J. Thomson, Lord Kelvin, Heaviside, Sir Oliver Lodge, Rutherford und Ramsay unter den Engländern, Hertz und Braun unter den Deutschen, endlich und besonders die biologischen Arbeiten von Gustav Wolff, Neumeister, J. v. Uexküll, Driesch, Reinke, Frédéric Houssay u. v. a. Dies alles sieht Keyserling durch das feurige Temperament H. St. Chamberlains. Und so taucht er denn aus diesem Bade gestärkt und frisch belebt als — vielleicht unbewußter, sicherlich ungewollter — Neo-Spinozist hervor.

Vom mathematisch-physikalischen Grundriß seines „Gefüge der Welt" angefangen bis hinauf zu seiner glänzenden ästhetisch-ethischen Fassade verfolgt uns der Denktypus Spinozas, der wieder seinerseits auf das eleatische ἓν καὶ πᾶν zurückweist. Schon die geometrische Einkleidung Keyserlings reicht bis zum Urtypus des Pantheismus, bis zu Xenophanes und Parmenides hinauf. Für Keyserling (S. 53 u. ö.) ist das Weltall ein in sich zusammenhängendes Ganzes, einer Kugel vergleichbar. Hören wir Parmenides (bei Diels, Fragmente der Vorsokratiker, 1903, S. 125): Da eine letzte Grenze vorhanden, so ist das Seiende abgeschlossen nach allen Seiten hin, vergleichbar der Masse einer wohlgerundeten Kugel, von der Mitte nach allen Seiten hin gleich stark. Die Einheit des Universums ist weder eine stoffliche, wie die Materialisten wollen, noch eine begriffliche, wie die Spiritualisten annehmen, sondern eine rein formale, eine Gesetzeseinheit. Das ist das Um und Auf der Keyserlingschen Metaphysik. Daß er dem Pythagoreismus und Platonismus damit auf Sprungweite nahe kommt, fühlt er wohl. Hingegen scheint ihm ganz entgangen zu sein, wie eng er sich mit Hermann Cohens „Logik" berührt, deren Grundgedanke sich dahin zusammenfassen läßt: Pythagoras triumphiert endgültig. Das Wesen der Dinge ist Zahl, oder, wie es in der milderen Fassung heißt, es ordnet sich nach Zahlen. Die formale Gesetzeseinheit, deren Offenbarungsformen in der Erscheinungswelt nach festen Zahlenproportionen ablaufen, ist jenes Absolute, Unbedingte, Beziehungslose, das bei Plato Idee, bei Kant Ding an sich, bei Spencer Unknowable, am zutreffendsten aber bei Spinoza Causa sui heißt. Für Keyserling ebenso wie für Spinoza gibt es nur ein Tor, durch das wir in dieses Allerheiligste einzutreten vermögen: Die Mathematik, deren Gesetze auch jenseits des menschlichen Bewußtseins Realität und unendliche Gültigkeit haben. Die

*) Bei F. Bruckmann, A.-G. München.

Zahlen haben, wie der Mathematiker Kronecker in einem (Zeller gewidmeten) Aufsatz ausführte, ihr eigenes, vom Menschengeist unabhängiges Leben. Aehnlich Cournot und Cantor, denen sich Keyserling anschließt. Die Gesetze der Mathematik sind ihm Funktionen und Spiegel zugleich der Gesetze des Universums. Die Mathematik handelt nicht bloß von den abgeleiteten Funktionen der obersten Weltgleichung, sondeen sie ist zugleich eine dieser Funktionen, und deswegen sind wir imstande, die anderen Funktionen durch sie auszudrücken. An dieser Stelle (S. 96) erinnert sich Keyserling flüchtig, wie nahe er sich im metaphysischen Grundriß seines Systems mit Spinoza berührt; aber er läßt den Faden der Erinnerung sogleich fallen, weil er grundsätzlicher Dualist sein möchte, zumal „jeder monistische Versuch ins Bodenlose führe" (S. 108). Aber dieser vermeintliche Dualismus Keyserlings, den er scharfsinnig auf Anschauung und Denken gründet, wobei der Anschauung die Kontinuität (Geometrie) und dem Denken die Diskontinuität (Arithmetik) entspricht, hält nicht lange vor. Schon Kant hatte für seinen Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand, denen nach Keyserling die Gegensätze von Kontinuität und Diskontinuität, von Geometrie und Arithmetik, von Anschauung und Denken, endlich von Sein und Werden korrespondieren, die Möglichkeit zugegeben, daß sie in ihrer letzten Wurzel vielleicht zusammenfallen mögen. Reinhold hatte diesen Koinzidenzpunkt im „Bewußtsein" gefunden. Keyserling findet diesen archimedischen Punkt, diesen Grenzbegriff des Menschengeistes, in der Weltmathematik. Denn er stellt sich (S. 135) das Universum als ein mathematisches Gebilde vor, dessen Formales mit den Formalen der Mathematik wesentlich übereinstimmt. Die Gesetzeseinheit des Universums ist eine mathematisch-objektive, keine logisch-subjektive, wie Kant annimmt. Denn die Mathematik ist für Keyserling Funktion und Spiegel zugleich der Gesetze, die das Universum zusammenhalten. Diese Weltmathematik — causa sui, Deus sive natura bei Spinoza — äußert sich in zwei Attributen, wie Spinoza sie benennt, oder Kategorien, wie sie bei Keyserling heißen. Ausdehnung und Denken, sagt Spinoza, Stoff und Kraft, heißt es bei Keyserling. Hier hat er Kant ungewollt in Spinoza hineingebildet, indem er den Kantischen Dualismus von Sinnlichkeit und Verstand, von phänomenaler und intelligibler Welt dem Dualismus der beiden Attribute bei Spinoza annäherte. Es geschieht dies durch die feine Gedankenbiegung, den Stoff mit seiner Diskontinuität der Arithmetik, die Kraft mit ihrer Kontinuität hingegen der Geometrie gleichzusetzen. Wir erhalten alsdann ein Weltbild more geometrico, bei welchem jedem Spinozisten das Herz im Leibe lachen mag: Die Weltmathematik ist Geometrie, wenn wir nur die Kraft ins Auge fassen; sie ist Arithmetik, wenn wir unseren Blick auf den Stoff beschränken.

Was hält nun aber Stoff und Kraft zusammen? Wo liegt das einigende Band zwischen jenen Attributen, deren eines, der Stoff, das Sein, deren anderes, die Kraft, das Werden repräsentiert. Dort Substanzialität, hier Kausalität; dort stetige Gesetze des Beharrens, hier — nach dem Parallelismussatz Spinozas — Gesetze des Geschehens oder Werdens. Warum korrespondieren aber die Gesetze des Beharrens mit denen des Geschehens? Woher der unbeirrbar gleichmäßige Ablauf der Gesetze der Statik und der Dynamik? Woher der ewige Parallelismus von Körper und Seele, von Materie und Form, von Ausdehnung und Denken? Woher endlich die Vorwegnahme (Antizipation) der Wirklichkeit durch das Denken, das Zusammenfallen von Realgrund mit Erkenntnisgrund? Warum richten sich die physikalisch gültigen Naturgesetze nach den logisch gültigen ewigen Denkgesetzen? Der Dogmatiker Spinoza behauptet: Beide Attribute müssen von Ewigkeit her parallel laufen, weil sie identisch sind im Absoluten (Deus sive natura). Hier trennen sich die Wege Keyserlings von denen Spinozas, die des Neu-Spinozismus vom alten Spinozismus. Benedictus hatte die Welt nur more geometrico, nicht aber more critico und more biologico gesehen. Leibniz und Kant hat Spinoza nicht vorwegnehmen können. Keyserling aber ist mit Kant kritischer, mit Leibniz biologischer Philosoph. Von den drei Kritiken Kants hat es ihm keine so angetan, wie die letzte, die der Urteilskraft. Und hier ist es das Problem des Lebens und der mit diesem engverwachsenen Teleologie, welches die Brücke ebenso zu Leibniz schlägt, wie es den Bruch mit dem rein geometrischen Spinozismus unausweichlich herbeiführt.

Das Leben heißt die große Synthese Keyserlings. Entsprach der Stoff (das Sein) der Kategorie der Substanzialität, die Kraft (das Werden) der der Kausalität, so repräsentiert — nach dem von Kant stammenden Schema des triadischen Rhythmus — das Leben der Kategorie der Wechselwirkung. Die Weltmathematik — Spinozas causa sui — bedarf eines dritten Attributs (Kategorie bei Keyserling), um die Diskontinuität des Stoffes mit der Kontinuität der Kraft einheitlich zu verbinden, und so stellt das Leben die Wechselwirkung von Stoff und Kraft dar, woraus sich ihr Parallelismus erklärt. Nicht auf der Gottnatur beruht das Parallellaufen von Stoff und Kraft, von Ausdehnung und Denken, sondern auf einem dritten Attribut (Kategorie), dem Leben. Bei Spinoza ging das Phänomen des Lebens restlos auf in die beiden Attribute von Ausdehnung und Denken (in die Gesetze der Mechanik und der Assoziationspsychologie). Nicht so bei Keyserling, der durch die strenge Schule Kants, der neueren Biologie und vor allem durch die Weltanschauung Chamberlains hindurchgegangen ist. Das Leben ist nicht nur ein Phänomen sui generis, sondern das — Stoff und Kraft übergeordnete — Phänomen. Die Weltmathematik — Spinozas causa sui — bedient sich dieses dritten Attributs, des Lebens, um die mathematische, wenngleich nicht logische Synthese von Stoff und Kraft herbeizuführen. Das Leben schafft die Vermittlung zwischen diesen beiden, an sich heterogenen Faktoren und faßt beide zu einer höheren Einheit zusammen. Bildlich ausgedrückt: Der Aether ist die imaginäre Größe, welche das stoffliche Diskontinuum mit dem Kontinuum der Kraft zusammenschmilzt (S. 139).

Das Leben selbst aber zeigt strengen Rhythmus, nach dem Worte Goethes: Obwohl nichts durch Zahlen geschieht, so geschieht doch alles in Zahlen. Bei der intimen Vertrautheit Keyserlings mit den Ergebnissen der exakten Wissenschaften, fällt es ihm nicht schwer, die Analogien zwischen Natur- und Geisteswissenschaften ebenso herzustellen, wie einst die Naturphilosophen Schellingscher Artung (Lorenz Oken, Steffens, K. E. von Baer) und neuerdings die Naturphilosophen Ostwaldscher Richtung sich mühen, die Gesetzeseinheit von Natur und Geist, von anorganischer und lebendig-organischer Natur dadurch zu erweisen, daß sie auf die gesetzesmäßigen Zusammenhänge oder richtiger auf die fließenden Uebergänge zwischen den drei Reichen mit allem Nachdruck den Finger legen. Da also nach Keyserling die reinen Formen des Geschehens nach mathematischen Gesetzen verlaufen, was sich bei einer Substanz, die man als „Weltmathematik" ansprechen kann, von selbst versteht, so kann das menschliche Denken, vom kosmischen Standpunkt aus gesehen, nur ein Spezialfall der Gesetzeseinheit im allgemeinen Weltgeschehen sein. Rhythmische Gesetze beherrschen das Attribut der Ausdehnung (Stoff) genau so wie die des Denkens. Der Realgrund des rhythmischen Tatbestandes, sagt Keyserling S. 193, ist allemal ein empirischer, der formale hingegen ein mathematischer. Nicht nur in Herzschlag und Gang, — in Schlaf und Wachen, in Tanz, Musik und Dichtkunst, auch in der menschlichen „Arbeit" (wie Karl Bücher gezeigt hat) steckt Rhythmus. Wir gehen einen Schritt weiter und behaupten: alle Bewegung überhaupt zeigt Rhythmus (siehe Herbert Spencer in den „First Principles"). Darauf hätte Keyserling, S. 211, verweisen sollen. Diesen Rhythmus in der Natur, z. B. zwischen Farben und Tönen, haben Physiker und Musiker längst gesehen. Ebenso haben Zeising und Fechner den Rhythmus zwischen den Meisterwerken der Plastik und Dichtkunst aufgedeckt. Einem Heidelberger Krystallographen, Victor Goldschmidt war es vorbehalten, die Identität des Bildungsgesetzes bei Kristallen und Tönen nachzuweisen. Diese Entdeckung Goldschmidts, die freilich unter Fachmännern geteilter Aufnahme begegnet, war für den Abschluß von Keyserlings Weltkonzeption geradezu entscheidend. Hatte er früher nur angenommen, die Mathematik spiegele das Weltgeschehen wieder, so ruft er jetzt extatisch aus: Die Mathematik (Rhythmik) ist das Weltgeschehen.

Der strengere Pythagoreismus siegt jetzt auf der ganzen Linie, bei Cohen nicht minder als bei Keyserling. Das Universum ordnet sich nicht bloß nach Zahlen, sondern das

wahre, letzte, tiefste Wesen der Weltmathematik ist Zahl. Ja noch mehr. Die pythagoreischen Zahlen sind in großen Zügen identisch mit denjenigen, die Goldschmidt, Wyneken u. a. zutage gefördert haben. Das Weltbild ist jetzt enthüllt (S. 224): Die Weltmechanik ist Mathematik! Wenn das nicht Neu-Spinozismus ist, dann verstehe ich den Denktypus Spinozas nicht. Ein Gesetz beherrscht die Welt. Ob man diesem den Titel Deus, Natura oder Weltmathematik beilegt, ist mehr eine Etikettenfrage des Zeitalters, als ein sachlich begründeter Unterschied. Vom Kristall bis zur Musik, d. h. von den Niederungen der Natur bis zu ihren höchsten Offenbarungen herrscht dasselbe strenge Zahlengesetz. Und da die Musik für Keyserling, der dem Wagnerkreise innerlich nahesteht und Chamberlain eng befreundet ist, das tiefste Wesen des Menschen ausdrückt, so darf man sich nicht wundern, wenn er aus Physik, Chemie und Biologie, deren übereinstimmende Zahlenproportionen er aufdeckt, die pythagoreische Sphärenharmonie herauszuhören vermeint.

Zum „Gefüge der Welt" gehört nun aber auch das Ich, das menschliche Bewußtsein. Eine Weltanschauung wäre nicht abgerundet, welche diesem Ich im Haushalt des Universums keine Stelle anweisen wollte. Hier tritt nun der Fichtesche Einschlag im Neospinozismus Keyserlings in die Erscheinung. Wie er die Leibnizsche Teleologie auf Kosten des spinozistischen Mechanismus im beschränkten Umkreis der Kantschen Kritik der Urteilskraft dadurch hervortreten ließ, daß er das Leben zu einer besonderen Kategorie erhob, so setzt er — gleich Fichte — die Spontaneität (Freiheit) des Ich dem starren fatalistischen Determinismus Spinozas schroff und unversöhnlich entgegen. Teleologie und Freiheit sind die beiden Punkte, die den Neu-Spinozismus Keyserlings vom orthodoxen Spinozismus scharf und bestimmt abheben. Das waren aber genau dieselben Fragen, die Fichte, schon in seiner Studentenzeit, von Spinoza ebenso wegführten wie sie ihn leidenschaftlich bewegt zu Kant hinzogen.

Das Ich ist für Keyserling, ähnlich wie bei Mach, den er in seiner Metaphysik bekämpft, aber in seiner Erkenntnistheorie gebührend wertet, kein diffuses Bündel von Vorstellungen (Hume), sondern eine Zweckeinheit (Aristoteles). Die Einheit des Ich ist ihm die Grundbedingung alles Erkennens und Handelns. Die Gesamtbeziehung des Bewußtseins ist eine — sie ist das Ich. Dieses Ich ist das formale Gesetz des Menschengeistes, gleichsam die mathematische Ordnung, welche die Verhältnisse des Geistes a priori regelt und bestimmt (Kant). Das individuelle Ich ist ein Absenker der Weltmathematik, ein Abglanz der Weltformel, und als solche zugleich das biologische Gesetz des Körpers. Die Seele als Entelechie (Vollendung) des Leibes ist alte aristotelische Formel. Sie hat es einst Leibniz angetan, und neuerdings bricht sie in modifizierter Form — das Ich als Zweckeinheit — bei Mach (Erkenntnis und Irrtum, 1905), beim Heidelberger Biologen Driesch und im „Gefüge der Welt" Keyserlings (S. 293) durch. Ein Rahmen umfaßt jetzt den Menschen mitsamt der Natur. Sein Ich gehört selber zum ideal-formalen Zusammenhang, den er außer sich schaffen muß, um die Welt zu verstehen. Die Einheit des Universums ist ganz im gleichen Sinne eine ideale wie die Einheit des Ich. Die lebendige Persönlichkeit wird so bei Keyserling (S. 307) zum mathematischen Gesetz. Die Ich-Einheit aber ist das Modell der Welteinheit, wie ich dies im „Sinn des Daseins" (Tübingen, Mohr, 1904) und „Der soziale Optimismus" (Jena, Costenoble, 1905) dargetan habe. Dieser Anthropomorphismus ist unausweichlich, und der psychologische Zirkel ist ein durchgängiger: erst projiziert der Mensch seine höchsten Werte in den Weltbegriff hinein — heiße dieser Deus sive natura, wie bei Spinoza, oder „Weltmathematik" wie im Neu-Spinozismus Keyserlings — dann läßt er sich den Widerschein seines eigenen Gebildes als Muster der Lebensführung dienen. Erst wird Gott vermenschlicht, dann wird der Mensch vergöttlicht.

Der Fichtesche Einschlag des Keyserlingschen Neu-Spinozismus liegt in seiner Begreifung und Deutung des Lebens als „freie Tat". Als Fichte Kants Kritik der praktischen Vernunft zu Ende gelesen hatte, rief er enthusiastisch aus: „Jetzt sehe ich erst ein, daß diese Erde nicht das Land des Genusses, sondern der Arbeit ist." Sein energetisches Welt- und Lebensideal ist daher die freie Tat als Selbstzweck, das Tun um des Tuns willen. Und neuerdings begreift der philosophierende Botaniker Reinke die Welt als Tat. Hier hat Keyserling unmittelbar von Chamberlain, aber mittelbar von Fichte gelernt. Der Geniekultus, der tragische Heroismus, die Zentrierung des Ich, wie sie bei Kant im Ansatz, bei Fichte und den Romantikern aber in mächtigem Ausklang hervorbrechen, sind in Ideengehalt und Stimmung in das „Gefüge der Welt" Keyserlings eingegangen. Seine Freiheitslehre ist wohl die Kantische, die strenge Autonomie, die sich nur deshalb Gesetze auferlegen kann, weil sie schon ein (mathematisches) Gesetz ist; aber das Leben als „freie Tat" zu begreifen, ist ganz und restlos fichteisch. Die Spontaneität beruht darauf, daß der Mensch, als Subjekt, ist. Der kosmische Zusammenhang spiegelt sich im Geiste, das Weltzentrum strahlt aus dem Ich zurück. Mathematische Gesetze beherrschen das Universum samt dem Menschen. Die formale Einheit des Universums, das hat schon Kant gelehrt, ist ein Korrelat der Einheit des Ich. Das alles sind Sätze, die bei Keyserling stehen, aber ebenso gut aus Fichte genommen sein könnten.

Der „Epilog": „Was ist Wahrheit?" tönt in ein mächtiges Finale des Spinozismus aus. Die Fassade des „Gefüge der Welt" trägt genau so unverkennbar die Züge des großen Benediktus wie sein Um- und Aufriß. Man vergleiche nur die Stellung des Genies der Wahrheit (S. 380) mit der höchsten Erkenntnisform, der ratio intuitiva bei Spinoza. Die geniale Persönlichkeit, der Heilige und Held bei Keyserling, steht dem Weisen Spinozas, welcher allein die ratio intuitiva besitzt, wie sein antikes Modell, der stoische Weltweise, ebenso nahe, wie Keyserlings „höchste Philantropie" in den echt spinozistischen amor dei intellectualis ausklingt.

Das „Gefüge der Welt" wird ungeachtet des Widerspruchs, den es allenthalben wecken wird, vermutlich sogar wegen seiner paradoxen Gestalt, seinen Weg machen. Mir lag hier nur daran, die Stellung zu kennzeichnen, welche die Weltanschauung Keyserlings in der gewaltig aufstrebenden philosophischen Literatur der Gegenwart einzunehmen berufen ist. Ich sehe in ihm einen Neu-Spinozisten mit Fichteschem Einschlag. Keyserling wird sich gegen meine Einreihung vorausichtlich wehren. Aber ich glaube meiner Rubrizierungspflicht nicht bloß genügt, sondern mein Rubrizierungsrecht einläßlich begründet zu haben. Auch ist es kein geringes Verdienst, den Spinozismus von der Warte unseres eigenen Zeitalters aus noch einmal zu überschauen und seine Probleme im Lichte unserer heutigen naturwissenschaftlichen Einsichten noch einmal durchzudenken. Fängt doch auch Keyserling (S. 140) beim Mythos das menschliche Denken an, um unaufhaltbar zum Mythos zurückzustreben, „wie Abend- und Morgenröte sich in nordischen Sommernächten berühren." Der spinozistische Denktypus ist einer der wenig logisch möglichen Standpunkte. Die hehre Gedankendichtung Spinozas ist ein unversiegbarer Quell, der uns gerade in den Tagen schwerer Betrübnis, ratloser Zersetzung und katastrophaler Erschütterung erquickenden Labetrunk von kristallklarer Reinheit und Frische spendet.

Bern. **Ludwig Stein.**

Theater.

Lessing-Theater. „Der heimliche König." Romantische Komödie in 4 Akten von Ludwig Fulda.

Ludwig Fuldas „Heimlicher König" hat sich auf den Thron des Erfolges gesetzt, das Spielplanszepter ist in seiner Hand, die Krone der fünfzigsten Aufführung wird eines schönen Tages auf seiner Stirn blinken.

Um den Gehalt wäre ich verlegen, aber ein Inhalt ist vorhanden. Die Tochter des allmächtigen Seneschalls liebt einen Hirten vom Felde. Auf dessen Rat wird der gestorbene

König für lebend ausgegeben, er selbst beginnt an seiner Stelle zu regieren, führt das Volk zum Siege, um schließlich, da der Betrug zutage tritt, einem degenerierten, blöden Prinzen aus königlichem Blute weichen zu müssen. Des Seneschalls Töchterlein wird offiziell dem Toten angetraut, heimlich heiratet sie ihren muskelstarken Hirten, im vierten Akte wiegt sie bereits ein Kind auf den Armen. Dies die Fabel. Sie ist recht bühnenwirksam gestaltet. Wichtiger erscheint es, daß das Stück in gleitenden Versen und in hüpfenden Reimen geschrieben ist und daß es in romantischer Ferne, am Hof der Nachkommen des Königs Artus, spielt, — wichtiger für die eine Frage, die hier von Belang ist, die nach der Natur des Erfolges.

Sie wird immer aufgeworfen werden, um nie eine Antwort zu finden. Denn der Erfolg ist Proteus. Er ist zugleich der Waisenknabe, der das Rad mit den Losen dreht. Er stellt sich ein, wenn dreizehn Offiziersuniformen zugleich auf der Bühne erscheinen, aber er kann auch nicht zurückbleiben, wenn ein großer Dichter die tiefst in der Zeitstimmung schlummernden Gefühle weckt. Dort Kadelburgs „Husarenfieber" im Lustspielhaus, hier Goethes „Werther". Soviel ist sicher: wer das Publikum bei seinen schlechten Eigenschaften sucht, der findet ihn am ehsten.

Hiervon nun kann bei Fulda nicht im entferntesten die Rede sein. Der frische, Dreyer abgelauschte, sinnliche Ton ist im Hinblick auf die Gefahr, daß die Philisterrasse einmal aussterben könnte, geradezu zu loben. Vergegenwärtige ich mir Fulda, so ist immer ein Sonnenglanz leicht verdaulicher und bekömmlicher Spruchweisheit um ihn. Er ist auch hier ein guter und geduldiger Lehrer. Er verrät uns, daß es mit dem Gottesgnadentum der Könige nicht weit her sei. Nein, an die schlechten Eigenschaften wendet sich ein Fulda nicht! Nur muß man genauer zusehen. Es gibt daneben etwas, was ich die Eigenschaftslosigkeit nennen möchte. Sie stellt sich jedem einzelnen ein: wenn ein müßiger Besucher ihm auf die Nerven fällt; nach abspannender Arbeit; nach einem reichlichen, etwas kompakten Diner. Es gibt Stimmungen, in denen man sich geradezu in Eigenschaftslosigkeit flüchtet. Nicht anders ergeht es dem Publikum. Es hat Enttäuschungen erlebt; es hat im Vertrauen auf seine Aerzte manche schale Arzenei geschluckt, eine Stärkung seiner künstlerischen Organe erhoffend; es hat geglaubt, und ist betrogen worden. Nun geht es wieder in after dinner-Stimmung ins Theater.

Ludwig Fulda hat das deutsche Volk bei seiner Eigenschaftslosigkeit gesucht und auch gefunden.

Wer den Philister recht kennen lernen will, studiere ihn auf Reisen. Zu Hause hat er seine Arbeit, die ihn in seines Wesens schönsten Tiefen nur halb erkennen läßt; auf Reisen lebt er sich aus. Reisen ist ihm Bedürfnis. Man kann nicht immer daheim im van de Velde-Wohnzimmer sitzen, nicht immer die Premieren besuchen. Abwechselung muß sein. Nun aber wohnen auch in seiner Seele die Widersprüche dicht beieinander, und so wird der Reise oft als höchstes Lob gespendet, man habe sich in der Ferne da, in Dingsda, ganz wie zu Hause gefühlt. Die Zeitung wurde nachgesandt, man traf Bekannte, ein Spielchen ließ sich arrangieren. Wir stehen am Ziel: in Fuldas neuer Komödie reist der Zuschauer ins holde Land der Romantik und — findet dort alles wie zu Hause. Geradezu gemütlich fühlt man sich in Fantas dunklem Reich.

Ludwig Fulda hat dem deutschen Volk, als ein poetischer Cook, die Gesellschaftsreise an den Hof der Artuskönige ermöglicht. Deutsche Hotels mit nationalliberalen Betten und gereimten Speisekarten.

Dieser Erfolg könnte heißen: „Bucholzens in Fantasien."

Ernst Heilborn.

Auf der Schwelle des Todes.

II.

Als der Wagen bei der Brücke von Villanova anlangte, wo das blühende Tal von der Höhe des Posillipo herniedersteigt und sich weithin bis zum dunklen Azur des Kaps erstreckt, wo grünender Wein die Bogengänge der Landhäuser umrankt, in den großen, schweigenden Gärten die weißen Marmorbilder leuchten und prächtige Villen, der Sonne und dem Meer zugekehrt, sich erheben, da streckte Sofia die Hand aus und machte ein Zeichen. Carlo Flamini beugte sich aufmerksam und zärtlich zu ihr.

„Ich möchte ein wenig gehen," sagte sie.

„Wirst du es auch können?"

„Oh, ich kann es sehr gut!" erwiderte sie mit schwachem Lächeln.

Carlo streckte ihr die Arme hin, um sie wie ein Kind aus dem Wagen zu heben, aber sie setzte einen zierlichen, in rotbraunes Leder gehüllten Fuß leicht auf das Trittbrett, stützte ihre feine, weißbehandschuhte Hand auf Carlos Arm und war am Boden angelangt.

„Bravo, bravo . . ." murmelte er überrascht. Trotzdem schritten sie langsam. Dieser Nachmittag war, obgleich der Juni zu Ende ging, noch nicht warm. Nachdem zwei oder drei Orkane die verfrühte, stechende Hitze vertrieben hatten, war die Luft voller Frische, und einige ruhige Wolken zogen am weißlichen Himmel dahin. Um sich gegen den Luftzug dieses ersten Spazierganges zu schützen, trug Sofia ein Kostüm aus grauem, stärkerem Wollstoff, aber die graue Farbe war von hellem, lebhaftem Ton. Die geöffnete Jacke ließ eine weiße Batistbluse mit sommerlich durchsichtigen Stickereien hervorschauen. Der weiße Schleier, der den grauen Hut bedeckte, umrahmte das Gesicht und belebte es, daß es in seiner Zartheit in neuer Jugend erblühte. Der dunkle Teint war rosig gefärbt, die Augen zeigten einen ruhigen, fast glücklichen Ausdruck, und der blumengleiche, kleine Mund öffnete sich halb, um die Luft einzuatmen, wobei die kleinen, blitzenden Zähne sichtbar wurden. Sie trug einen roten Nelkenstrauß, den Carlo ihr vor der Ausfahrt gegeben hatte, und öffnete ihren weißen Schirm nicht, um einen Sonnenstrahl zu genießen, der zwischen den Hecken durch auf den Weg fiel, der zum Kap führte.

„Bist du nicht müde?" fragte Carlo, der neben ihr schritt und sie ansah.

„Nein, nein," erwiderte sie und schüttelte mit freundlicher Gebärde den Kopf.

Alles an ihr zeigte wie in früherer Zeit Sanftmut und Milde: aber die wiedergekehrte Gesundheit, das neu aufblühende Leben schien einen lebhafteren Ton, etwas Heiteres, Fröhliches in Sofias Wesen zu bringen — und dieser Ton war etwas vollständig Neues und Ueberraschendes für Carlo. Sie gingen jetzt über die Straße an der äußersten Spitze des Posillip, wo das herrliche Vorgebirge sich in zwei Teile scheidet und die Abhänge von beiden Seiten in üppiger Vegetation prangen. Sie überschritten die Montagna Spaccata und gelangten zu einem Landschaftsbild von seltsamer Schönheit. Die Sonne barg sich hinter den Felsen, und der abfallende Weg begann düster zu werden. Ohne zu reden schritten sie dahin: Sofia ging mit leichtem, gleichmäßigem Tritt, von Zeit zu Zeit um sich blickend, dann wieder den Duft ihrer roten Nelken einatmend, die eine flammende, glühende Note in das Weiß und Grau ihrer Kleidung brachten. Und plötzlich verdroß es Carlo Flamini, daß er ihr diese Blumen gebracht hatte, die in Farbe und Charakter einen solchen Gegensatz zu ihrer zarten, gebrechlichen Schönheit, ihrer sanften Lieblichkeit bildeten.

„Willst du nicht meinen Arm nehmen?" fragte er sie unvermittelt, in zärtlicher Unruhe.

„Nein, Liebster, nein," antwortete sie höflich, aber zerstreut. „Es ist nicht nötig. Ich kann gehen, ich bin schon gekräftigt."

Er runzelte die Brauen, was sich noch verstärkte, als er sah, daß Sofia schneller ging als er und ihm voraneilte. Er hatte das Gefühl, daß sie vor ihm floh. Er holte sie ein und richtete seinen Schritt nach dem ihren. Dann nahm er die eine Hand, die längs des grauen Kleides hinabhing, und hielt sie fest, was sie widerstandslos geschehen ließ, aber ohne auf den Druck zu reagieren.

Die Montagna Spaccata war zu Ende, und die Landschaft bot sich ihnen vom andern Abhang des Posillip dar, seltsam, merkwürdig mit einem Meer, das nicht mehr intensiv azurblau, sondern opalgrau war, mit dem weiten Umkreis der Felder, von Bagnoli bis Baiä, dort weiter, die sonderbare Insel Nisida, Insel des Verbrechens und der Strafe, die ganze Landschaft, die Virgil bewohnt und geliebt hatte.

Auf der großen Rampe, die zum Strand von Bagnoli hinabführt, war eine Terrasse, von der das Auge das ganze majestätische Schauspiel überblicken konnte, das die Melancholie toter Dinge besaß, die das gegenwärtige Leben nicht wieder zu erwecken vermag. Links war das Restaurant Piccolo, das weiße Haus mit dem Zeltdach, das sich über die gedeckten Tische bis auf die Terrasse erstreckt. Kleine barfüßige Mädchen, mit staubbedeckten, braunen Füßchen, mit in der Sonne goldig schimmernden Haaren, tauchten aus den Büschen auf, bettelten um Almosen und boten winzig kleine Feldblumensträußchen zum Kauf an. Sie waren so schelmisch zudringlich in ihrem Eifer, daß Carlo ihren ganzen Vorrat abkaufte, ihnen eine Handvoll Soldi gab und sie lachend ein Stückchen verfolgte, bis sie im Trab und Galopp hinter den Büschen verschwanden. Die Sträußchen lagen auf der steinernen Brüstung der Terrasse, während Sofia beinahe abwesend sich in den Anblick des Meeres vertiefte.

„Willst du eine Tasse Tee?" fragte sie Carlo etwas heftig, wie um sie aus ihrer tiefen Versunkenheit zu erwecken.

„Ja," antwortete sie unachtsam und wandte sich um, das Zeltdach von Picolo aufzusuchen.

Hier waren sie allein. Der laue Winter war vorüber, der zwischen drei und vier Uhr nachmittags die eleganten Fremden hierhergelockt hatte, um Tee zu trinken. Seit dem April waren diese leichtbeschwingten Schwalben fortgezogen. Der heiße Sommer erlaubte es den glänzenden neapolitanischen Gesellschaften noch nicht, zu fröhlichen Gastmählern im Dämmerlicht herzukommen, die sich bei Sternenglanz bis in die Nacht hinein verlängerten.

Sie waren also allein. Durch die weite Oeffnung des Zeltdaches gewahrte man die imponierende, düstere Landschaft.

Der Tee wurde herbeigebracht, und Sofia schenkte ihn mit ihren beweglichen, schlanken Händen ein. Nachdem sie Carlo eine Tasse gereicht hatte, schlürfte sie langsam die ihrige. Sie war so leicht und lebhaft in ihren Bewegungen, und zugleich so ruhig und schweigsam, daß von neuem eine dumpfe Erregung Carlos Herz erfaßte und er nicht imstande war, sie zurückzudrängen.

Er neigte sich mit unruhigen Augen zu Sofia und nahm ihre Hand, die er heftig drückte.

„Sofia, fahren wir zusammen fort!" rief er gebieterisch.

Sie sah ihn an, ohne zu sprechen.

„Fahren wir fort," wiederholte er noch gebieterischer. „Wir sind beide frei. Gehen wir morgen fort."

Sie senkte die sanften Augen und sann nach.

„Willst du nicht mit mir fortfahren, Sofia?" rief er heftig und schüttelte ihre Hand. „Du willst nicht?"

Sie wich mit einer leichten Geberde des Widerwillens zurück, aber sie antwortete nicht.

„Antworte mir! Antworte! Willst du nicht morgen mit mir wegfahren?" fragte er eifrig, in ängstlich-zorniger Erregtheit.

„Nein," sagte sie mit leiser, aber fester Stimme.

„Sofia!" stammelte er in höchster Wut.

Ihre ganze Antwort war eine Handbewegung, eine Bewegung voller Trauer, aber ruhig und unabweislich.

„Du liebst mich also nicht mehr?" fragte er sie, mit den Zähnen knirschend.

Ohne zu erbleichen, ohne zu erschrecken, sah sie ihm fest in die Augen mit ihrem sanften, klaren Blick, und mit friedlicher, wenn auch trauriger Stimme sprach sie ruhig:

„Nein, Carlo, ich liebe dich nicht mehr."

„Ah!" schrie er rasend. „Und was hat dich von deiner überwältigenden Liebe geheilt?"

„Der Tod!" antwortete sie feierlich.

Carlos Wut ließ plötzlich nach. Er erblaßte, biß sich in die Lippen, und ein Zittern verzerrte sein Gesicht.

„Ich habe an deinem Bett gewacht, Sofia, als du mit dem Tode rangst," murmelte der junge Mann wie im Traum.

„Vor dir saß der Tod dort!" erwiderte sie ernst. „Ich hatte ihn gerufen, trostlosen Herzens, nachdem du mich grausam verlassen und mich der ungeheuren Einsamkeit preisgegeben hattest, ich hatte den Tod gerufen, wie einen tröstenden Bruder. Und er war gekommen, er reichte mir seine kalte Hand, er hat mich mit seinen eisigen Lippen geküßt. Und ich fühlte mein Leben hinfließen, schwinden, enden, und es graute mir, ja es graute mir zu sterben . . . . ."

Tiefes Schweigen herrschte minutenlang zwischen den Beiden. In unbeherrschter Verwirrung, voll ungeheurer Bitterkeit nahm er die schmerzliche Zwiesprache wieder auf und verlangte alles zu wissen.

„Du hast also deinen Revolverschuß bereut, Sofia?" fragte er mit schneidender Ironie im Ton.

„Gleich habe ich bereut!" sagte sie ehrlich und bescheiden.

„Du hast damals begriffen, daß die Liebe es nicht verlohnt, für sie zu sterben?" fragte er immer sarkastischer, verächtlich, wegwerfend.

„Ja, ich habe begriffen, daß man leben soll, um zu lieben, und daß man nicht um der Liebe willen sterben soll," erwiderte sie in ihrer Ehrlichkeit und Bescheidenheit.

„Du behauptest also jetzt, daß die Liebe eine armselige Sache ist, Sofia?" rief er von neuem zornig.

„Die Liebe ist etwas Schönes und Starkes," antwortete sie fest. „Aber das Leben gilt mehr als sie!"

„Hast du also nur unsere Liebe als etwas Nichtiges, Flaches erkannt?" rief er in seiner unbezähmbaren Heftigkeit.

„Nein, nein," erwiderte sie ruhig und gelassen. „Meine Liebe war tief und heiß: aber ich habe gefühlt, daß das Leben noch tiefer und heißer ist."

„Also nur ich bin dir als lügenhafter, niedriger Mensch, unwürdig deines Opfers, erschienen."

Sie zögerte — einen einzigen, flüchtigen Augenblick.

„Du bist ein Mann," hob sie nicht ohne Sanftmut an. „Du bist ein Mann, wie alle andern Männer — du bist besser und schlechter als deine Liebe."

Und sie lächelte mit solch gütiger Milde, ihre feine, leichte Hand streichelte so schwesterlich die kalten, verkrampften Finger Carlos, daß sein Herz hinschmolz: weinend wie ein Kind beugte er sein Haupt über ihre Hände.

„Müssen wir also scheiden?" fragte er unter Tränen.

„Wir müssen," antwortete sie mit Festigkeit.

„Ich kann dich nicht lassen, ich liebe dich!"

„Du irrst: du liebst mich nicht. Du kannst mich lassen: du liebst mich nicht. Meine Verzweiflungstat hat in dir ein Mitleid erweckt, das du mit Liebe verwechselst. Du liebst mich nicht. Wir müssen scheiden. Wenn wir beisammen blieben, würde ich dich morgen langweilen, in einem halben Jahr würdest du mich hassen. Wir müssen scheiden."

Und das zarte, junge Geschöpf schien eine ungeheure Kraft in sich zu fühlen, gleichsam als hätte das Schicksal selber ihr die Worte in den Mund gelegt.

„Aber was soll ich morgen beginnen?" rief er verzweifelt und rang die Hände. „Was soll ich in einem Jahr beginnen?"

„Du wirst eine andere lieben," sagte Sofia Albano ernst. „Auch du hast an meinem Bette dem Tod ins Antlitz gesehen, und er hat dich das Geheimnis des Lebens und der Liebe gelehrt. Du wirst eine andere lieben, ich weiß nicht welche, aber sie ist dir zugedacht durch deine Jugend und deinen unbewußten Willen zur Liebe. Sie erwartet dich, ich weiß nicht wo, aber sie erwartet dich, Carlo. Jeder deiner Schritte bringt dich ihr näher. Du wirst eine andere lieben, Carlo, aber du wirst nie mehr schlecht, grausam und ungerecht sein. Du wirst kein

menschliches Geschöpf mehr leiden lassen. Hat dir der Tod das nicht in jener Nacht gesagt?"

Und sie nahm lebhaft seine beiden Hände in die ihren und sah ihm in die Augen. Besiegt, beherrscht und unterjocht, antwortete er:

„Ja, das hat er mir gesagt."

„Geh', du kannst eine andere lieben: du wirst kein menschliches Geschöpf mehr quälen und leiden lassen," wiederholte sie und ließ seine Hände los. Dann wandte sie sich um und betrachtete die seltsame Landschaft, die man unter der Oeffnung des Zeltes wahrnahm.

Und er begriff, daß künftig alles in Zeit und Raum zwischen ihnen zu Ende war, daß ihre beiden Existenzen sich trennten, sich für immer voneinander entfernten. Mit bereits losgelöster, kalter Stimme fragte er sie noch:

„Und du, Sofia? Du?"

„Ich?" fragte sie erbebend.

„Was wirst du machen?"

„Ich weiß es nicht, Carlo, ich weiß es nicht," fügte sie mit leisem Lächeln hinzu.

„Wirst du einen anderen lieben?"

„Vielleicht."

„Du wirst einen anderen lieben?"

„Ich glaube es; ich glaube, daß ich einen andern lieben werde," sagte sie deutlich und fest.

„Du wirst die Kraft haben, einen andern zu lieben?" fragte er in einem letzten, matten Anfall von Zorn.

„Meine Kraft ist ungebrochen," erklärte sie. „Ich habe nie einen Menschen leiden lassen."

Sie schwiegen. Sie fühlten, daß sie sich nichts mehr zu sagen hatten. Die Dämmerstunde stieg langsam vom Erdboden zum Horizont hinauf, aufwärts zum Himmel. Alle Pflanzen und Gebüsche, alle Feldblumen hinter den Büschen hauchten in den Sonnenuntergang ihre einfachen, frischen Düfte. An der steinernen Brüstung, stehend, betrachtete Sofia Albano den Himmel, das Meer und die Inseln. In ihren schönen Augen lag ein Traum von Güte und Vergebung. Carlo näherte sich ihr und küßte ihre Hand in stummer Zärtlichkeit, mit stummer Ergebenheit. Sanft drückte sie die seine.

„Lebwohl, Sofia!"

„Lebwohl, Carlo."

Und er verschwand, ging seinen Weg, seinem Schicksal folgend. Während die Sterne hervortraten, schritt sie allein ihrem Schicksal entgegen.

Neapel. Matilde Serao.

Gerhart Hauptmanns Gesammelte Werke. 6 Bände. Berlin, 1906. S. Fischer, Verlag.

In einer schönen und würdigen Ausstattung, die allen Anforderungen des geschmackvollen Bücherliebhabers in bezug auf Papier, Druck und Einband entspricht, ja zuvorkommt, tritt diese erste Gesamtausgabe Hauptmannscher Dichtungen vor das Publikum. Den Texten ist alle erdenkliche Sorgfalt zugewandt worden. Die Reihenfolge der Schriften ist nicht die chronologische, sie ist nach inneren Gesichtspunkten geordnet.

Man hat das Gefühl, daß Hauptmann, da er diese Ausgabe veranstaltete, die Notwendigkeit eines inneren Abschlusses empfand. Schon um die Jahrhundertwende, da „Michael Kramer" entstand, wurde jene Sinneswandlung in ihm erkenntlich, die aus den grünen Gefilden der Anschauung in die Berg- und Nebelwelt der Spekulation hinüberführte. Wir haben das Erstarken dieses grüblerischen Zuges, diese Selbsteinkehr, damals mit Freuden begrüßt, ein Reicherwerden erhoffend. Die Enttäuschung stellte sich ein. Es ist Hauptmann bislang nicht gelungen, dieser neuen Welt innerer Anschauung den gestaltungskräftigen Ausdruck zu verleihen.

Der Grübler spricht aus der kurzen Vorrede, die der neuen Ausgabe als Begleitwort mitgegeben ist. Die selbstgestellte Aufgabe, „das Gebiet des Dramas über das der herrschenden Dramaturgien nach allen Seiten hin unendlich zu erweitern", kommt zu Worte. Aber der spekulative Unterbau, den die beiden Sätze formulieren: „Allem Denken liegt Anschauung zugrunde. Auch ist das Denken ein Ringen: also dramatisch", scheint uns wenig tragkräftig zu sein. Selbst in dieser kurzen Vorrede kennzeichnet sich ein Streben in unbegriffene Weiten, das gefährlich werden mußte. Was Hauptmann fehlt, ist Formsinn. Er versuchte und versucht vergeblich, das Gebrechen zu einer Tugend zu erheben. Noch immer aber spottete der Himmel der Kunst aller stürmenden Titanen.

In der neuen Ausgabe gelangen zum erstenmal zwei Fragmente „Helios" und „Das Hirtenlied" zur Kenntnis eines breiteren Publikums. Sie machen beide den besten Eindruck. In der kurzen „Helios"-Szene ist eine mystische Stimmung mit großer Kraft vermittelt, die eigenartige und reiche Sprachbehandlung nimmt gefangen. Das „Hirtenlied", stilistisch blasser, sucht eine Idee zum Ausdruck zu bringen, die, in sich undramatisch, gedanklich etwas Lockendes, Verführerisches hat: Der Künstler der um die Gestaltung der Rahel am Brunnen die langen Jahre vergeblich gerungen, sieht sich durch seinen Engel in das Land der Jugend versetzt. Leibhaftig tritt Rahel vor ihn hin, er selbst wird zu Jakob, der sieben Jahre um sie wirbt, um nach sieben langen Jahren zunächst nur ihre Schwester Lea heimzuführen.

Es scheint charakteristisch, daß gerade die Fragmente in Hauptmanns Werken den tiefsten Eindruck machen. Es ist etwas Fragmentarisches in seiner Art, auch da, wo er sein Werk zu Ende führt. Immer fehlt ihm jene Vollendung, die nur zutage tritt, wo der Inhalt rein in Form aufgeht. Es will mir freilich scheinen, als wäre dies Fragmentarische nicht nur in Hauptmann, sondern ein Zug unserer gesamten Zeit.

E. H.

„Meine indische Reise." Von Eugenie Schäuffelen. Berlin 1906. Dietrich Reimer. 2. Aufl.

„Auf Flügeln des Gesanges" und der Phantasie sind wohl schon ungezählte Menschen in das alte Wunderland am Ganges gereist. Es mit ihres Leibes Augen zu erblicken, ist dagegen nur wenigen vergönnt; und unter diesen wenigen befindet sich kaum hier und da einer, der weiß was er sah und es uns andern so zu schildern vermag, daß wir mit ihm schauen und genießen. Ganz prächtig gelingt das Frau Eugenie Schäuffelen in ihrem Buch „Meine indische Reise." Ursprünglich waren die Aufzeichnungen der Verfasserin nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt; nur auf Drängen der Freunde entschloß sie sich zu der vor Jahresfrist erschienenen ersten Buchausgabe. Vielleicht eben weil es ohne den unfrei machenden Gedanken an ein größeres Publikum geschrieben ist, liest sich ihr Werk von Anfang bis zu Ende so frisch. Nirgend ein Anflug von Künstlichem oder Zurechtgestutztem; es ist nicht Literatur, es ist Erleben, in vollkommener Einfachheit und Unmittelbarkeit dargestellt. Der Leser empfindet sich gleichsam als Hörer, dem eine schöne Frau in traulicher Kaminecke von ihren Fahrten in dem fernen Lande erzählt. Eine geistvolle Frau obendrein, die mit einem ungewöhnlichen Grade von Kultur tiefdringende, scharfe Beobachtung der Menschen und Dinge vereinigt. Sie läßt uns teilnehmen an dem internationalen Treiben auf Deck des Dampfschiffes, wie an dem Besuche bei einem weltentrückten indischen Heiligen; wir streifen auf ihrer Spur im Himalayagebirge und sitzen neben ihr an den schweigenden „Türmen des Todes", wo die Parsen ihre Toten dem wilden Gevögel zum Fraß preisgeben. Dazwischen vernehmen wir alte indische Legenden und werden eingeführt in die märchenhaften Tempelbauten, die ein untergegangenes Fürstengeschlecht errichten ließ. — Besonders eindrucksvoll sind die gelegentlich eingeflochtenen Züge aus dem Leben des heutigen indischen Volkes. In ihnen offenbart sich mehr denn irgendwo die Herzenswärme der Verfasserin, ihr Mitgefühl mit den Armen und Mühseligen, die auf den Trümmern versunkenen Glanzes ein kaum menschenwürdiges Dasein fristen. — Nach Wilhelm Busch kann man ja bekanntlich ohne ein gutes Herz nicht einmal einen guten Braten machen; um ein gutes Buch zu schreiben, ist das Herz erst recht unerläßlich, da aus ihm die großen Gedanken kommen, die der Frauen vor allem.

Wer klug und gütig ist, verfügt gewöhnlich über einen anmutig erquickenden Humor; und Züge dieses Humors sind auch gleich blitzenden Sonnenlichtern durch das ganze Buch verstreut. Zum Beispiel das höchst drollige Konterfei der Aya Johanna, die, obwohl häßlich wie ein Pavian, ihre vermeintlichen Reize so freigebig zur Schau trägt — oder die Beschreibung des halsbrecherischen Elefantenrittes

Schließlich ist dem Werke ein Nachtrag beigefügt, enthaltend alle die praktischen Winke für eine solche indische Reise, die der eigenen Erfahrung der Frau Schäuffelen entstammen. Denen, die in der glücklichen Lage sind, ihrem erwachten Herzensdrange dorthin zu folgen, werden sie sehr nützlich sein. Die Gaben freilich, worauf der dauernde geistige Gewinn ihres Aufenthaltes beruht, kann die deutsche Reisende den nach ihr Kommenden nicht vererben. Weder ihr künstlerisches Sehen noch ihren bei aller Schlichtheit so farbigen Stil noch das Talent der Milieuschilderung, das an eine andere, schnell berühmt gewordene Frau gemahnt, nämlich die Verfasserin der „Briefe, die ihn nicht erreichten." — Um solcher Eigenschaften willen wäre es bedauerlich, wenn dies Buch „das" Buch Eugenie Schäuffelens bleiben sollte, wenn sie dem Leser nicht Gelegenheit zu einer Wiederbegegnung gäbe.

H. N.

Maurice Maeterlinck: Gedichte. Verdeutscht von K. L. Ammer und Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Jena 1906. Eugen Diederichs.

Uebersetzungen sind immer eine heikle Sache. Und in dieser deutschen Uebertragung erscheint Maeterlinck, der Lyriker, wie ein stiller, weicher Hofmannsthal.

Maeterlincks Lyrik hat nicht das Funkelnde, Kleinodartige der Hofmannsthalschen Verse. Sie gleicht nicht wie diese einer Sammlung von kostbaren, leuchtenden Geschmeiden, von seltenen Edelsteinen, deren Facettierungen uns entzücken; — es sind vielmehr bleiche, hochaufschießende Treibhauspflanzen, die zu träumen scheinen und die — von all dem vielen Träumen krank und müd' und matt und sehnsüchtig — allzu sehnsüchtig geworden sind . . . Maeterlincks erste Gedichtsammlung trägt den Titel: „Serres chaudes". Er konnte keine treffendere Charakteristik finden. Hofmannsthal ist kühler, zurückhaltender, von einer kalten, plastischen Phantasie. Der vlämische Dichter hat mehr „Seele", mehr Schmerzlich-Trauriges, mehr Menschliches, man könnte sagen: er ist gemütvoller. Aus seiner Lyrik klingt immer wieder in zarten und weichen und hingebenden Tönen seine Philosophie des Mitleids:

„Erbarmt euch derer, die wie Kinder blicken,
Die sich zur Essenszeit verliefen!
Habt Mitleid mit dem Blick des Wunden zu dem Arzt,
Er ist wie Zelte im Orkan!
Habt Mitleid mit dem Blick der Jungfrau in Versuchung,
Und mit dem Blick der Jungfrau, die erliegt." . . .

Diese Teilnahme, dieses Mitleid hat Hofmannsthal auch, nur äußert es sich bei ihm nicht so prononciert. Er hat keine Philosophie und will auch keine geben. Er ist der größere Artist von beiden. Maeterlinck liebt das Einfache, Schlichte, Primitive. Der Wiener Dichter ist verfeinerter, komplizierter, nervöser; er sucht immer, erlesene Stimmungen zugespitzte Situationen zu bieten. Maeterlinck ist breiter, flächiger, vielleicht deshalb dem Volkstümlichen näher.

Seine „fünfzehn Lieder", die in dieser Sammlung mit den „Serres chaudes" vereinigt sind, zeigen das aufs deutlichste. Die altfranzösischen Volkslieder mit ihrem immer wiederkehrenden Endvers, mit ihrer Lautsymbolik, ihrer primitiven Technik dienten ihm als Vorlage; und so entstand eine eindringliche, monotone Melodie, ein seltsamer Rhythmus. Alle festen Konturen verschwinden. Das Gedicht löst sich in Töne auf, die hin- und herwogen, sich aufheben und verstärken. Und in ihrem Abstand, ihrer Distance von einander, in ihrem Zusammenklingen liegt die Einheit, die Harmonie des Liedes, das keine Handlung und keine Gedanken kennt.

Maeterlinck hat Novalis übersetzt. Mit welcher Freude muß er die Worte gelesen haben: „Es lassen sich Erzählungen ohne Zusammenhang, jedoch mit Assoziation wie Träume, denken, Gedichte, die bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens einzelne Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen. Diese wahre Poesie kann höchstens einen allegorischen Sinn im großen und eine indirekte Wirkung, wie Musik, haben."

Wilhelm Herzog.

Mao, ein Roman von Friedrich Huch. Berlin 1906. S. Fischer-Verlag.

Der Held des Buches ist ein altes, nur noch schwer erkennbares Bild, das einen Knaben darstellt. Das Bild wurde von den jetzigen Inhabern des alten Hauses in irgend einer Rumpelkammer vorgefunden und achtlos über dem Bette des kleinen Thomas aufgehängt. Für den Knaben aber bekommt das Porträt ein mystisches Leben. Die Seele des alten Hauses selber scheint ihm verkörpert in diesem Bilde. Er hält heimliche Zwiesprach mit ihm, überträgt alle Ideale, die das Leben ihm zerstört, auf dieses stumme geduldige Wesen, entfremdet sich mehr und mehr der wirklichen Welt, die für sein Träumergemüt nur Enttäuschungen und Verletzungen bereit hält und, als die Familie das alte Haus verläßt, das Bild dabei verloren geht, da ist es, als ob dieser Mao wie ein Vampyr am Blute des Knaben sauge. Mit gespenstischer Gewalt zieht es Thomas nachts zum alten, schon halb eingerissenen Hause. In der ehemaligen Stube, da wo früher das Bild hing, und wo nun der Himmel hereinschaut, wandlos der Abgrund klafft, tut sich die Tiefe vor ihm auf und verschlingt ihn.

Man muß sehr gesund sein, um dieses schauervolle Buch gern zu lesen, sich an der meisterhaften Schilderung der Seelenvorgänge in dem einsiedlerischen Knaben freuen zu können; bewundern aber wird auch der, der sich vorsichtig von der Neurasthenie all dieser inneren Ereignisse abwendet, die feine Kunst des Autors, die Fähigkeit, Dämmerstimmungen zu malen, Träumen und Geschehen verschwimmen zu lassen zu einer seltsam ergreifenden Harmonie, die uns, gleich einem unwiderstehlichen Rhythmus mit fortreißt.

Die Schilderung des kleinen und des erwachsenden Thomas neben seiner so viel lebensfähigeren Schwester Ursula ist von einem ganz gefährlichen Reiz. Etwas Krankes liegt von Anfang an über diesem Sensitiven, diesem kleinen Aristokraten, den das Anschauen seines verwitterten Ahnenwappens ästhetisch beglückt, der heiße Freundesliebe in sich nährt — so lange bis der Vergötterte ihm wirklich nahe tritt und sich als ein ganz gewöhnlicher Sterblicher erweist, der keinen Sinn hat für die Sensationen, die Thomas ihm bereiten will: die Schätze aus dem hohlen Hollunderbaum, die endlosen Gänge, verriegelten Türen, den alten seltsamen Turm, das schwarze stille Gewässer am Ende des großen verwilderten Gartens, die Falltür, mit ihrer alten feuchten Steintreppe, die hineinführt in das Grundgemäuer des Hauses und sich geheimnisvoll in uralten Kellergewölben hinzieht von Falltür zu Falltür. Thomas überträgt nun in mystischer Weise seine entgötterte Neigung von dem wachen Freunde zu dem stummen, liebt gleichsam in zwei Hälften, bis er den Tagesfreund zu hassen und zu verachten beginnt. Eine kurze Zeitlang gelingt es seinem Vater, ihn abzulenken, ihn zum Lernen anzuregen, seinen Geist auf das Greifbare zu führen, aber sein eigentliches krankes Wesen, das so viel schöner ist als sein banal gesundes, bricht wieder durch und führt ihn in die Fangarme des alten Hauses zurück. Wie ein grausamer, böser Gott verzehrt ihn das Haus, selbst im Verfalle noch mächtig.

Wer Friedrich Huch kennt, weiß wie eindringlich er zu wirken versteht und wie sicher jedes Detail angebracht, jede leise Schwingung der Seele eingefangen wird von ihm. Er kennt auch die fieberhafte Kraft, die noch in seinen Krankhaftigkeiten liegt und wird verstehen, daß man sehr gesund sein muß, um diese Leiden eines armen kranken Knaben gern zu lesen.

Anselm Heine.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, Rezensionsexemplare und dergleichen bitten wir zu senden an eins der Mitglieder der

Redaktion

Robert Schultze, Halensee-Berlin, Lützenstraße 11 (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 11.  Berlin, den 15. Dezember 1906. 24. Jahrgang

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der **Reichstag** ist am Donnerstag den 13. Dezember Knall und Fall **aufgelöst** worden, nachdem er einen Nachtragsetat für Südwestafrika mit 178 gegen 168 Stimmen abgelehnt hatte. Stürmischer Beifall auf den Reichstagstribünen, allgemeines Kopfschütteln im übrigen Volke. Vor vierzehn Tagen war das Zentrum noch Freund und Bruder und „absolut zuverlässig", und heute läßt Fürst Bülow Pech und Schwefel auf dessen sündige Häupter herabregnen. Kann es eine blutigere Satire auf das heutige Regierungssystem geben! Die politische Konfusion ist Trumpf.

Bei den **württembergischen Landtagswahlen** ist in der vorigen Woche im ersten Wahlgang die Entscheidung über 48 Mandate gefallen: Das Zentrum errang 19, die Volkspartei 8, Bauernbündler und Konservative 8, die Nationalliberalen (Deutsche Partei) 8, die Sozialdemokratie 5 Sitze. Unter den bereits gewählten Mitgliedern der Volkspartei befinden sich die Brüder Haußmann, Payer und Liesching, sowie der Oberbürgermeister von Stuttgart, Gauß. Eine Stichwahl ist für 27 Wahlbezirke erforderlich. Der Rest von 17 Mandaten wird erst im Januar durch den Landesproporz verteilt werden. Das für die Stichwahlen zum württembergischen Landtag vorgesehene romanische Stichwahlverfahren zwingt die Parteien in ganz besonderem Maße, eine Verständigung untereinander herbeizuführen. In der „Frankfurter Zeitung" ist deshalb mit Recht darauf hingewiesen worden, daß „es dringend wünschenswert sei, daß in allen Wahlkreisen, in denen Gefahr von rechts drohe, die Linke geschlossen vorgehe und je nach Lage der Dinge die Kandidaturen der einen Partei zugunsten der anderen zurückgezogen werden." Ein solches Uebereinkommen ist erfreulicherweise zustande gebracht worden. Der engere Landesausschuß der Volkspartei veröffentlicht zu den Stichwahlen folgende Mitteilung an die Parteigenossen:

„In den Bezirken Cannstatt, Heidenheim, Heilbronn-Amt, Maulbronn und Nürtingen, in welchen die Volkspartei am 5. Dezember keine Mehrheit auf ihre Kandidaten zu vereinigen vermocht hat, sind die volksparteilichen Kandidaten als aussichtslos zurückgezogen worden. Das engere Landeskomitee der Volkspartei fordert die volksparteilichen Wähler dieser Bezirke auf, in der Nachwahl ihre Stimmen geschlossen für die Kandidaten der sozialdemokratischen Partei abzugeben. Diese Stimmenabgabe ist im politischen Interesse des Landes geboten angesichts der Gefahr, welche durch den Zusammenschluß der rückschrittlichen Parteien der fortschrittlichen Entwicklung Württembergs droht. In Würdigung dieser Gefahr hat die sozialdemokratische Partei ihre Kandidaturen in den Wahlkreisen Backnang, Calw, Crailsheim, Freudenstadt, Geislingen, Kirchheim, Ludwigsburg-Stadt, Münsingen, Oberndorf, Sulz, Tübingen-Amt, Ulm-Stadt, Urach, Vaihingen und Waiblingen zurückgezogen und beschlossen, ihre Wähler aufzufordern, in diesen Bezirken bei der Nachwahl ihre Stimmen geschlossen auf die volksparteilichen Kandidaten abzugeben. In den Wahlkreisen Göppingen, Maulbronn-Stadt, Neuenburg, Reutlingen-Amt und Tuttlingen, in welchen die Gefahr eines Verlustes an Kandidaten der Rechten nicht besteht, wird die Entscheidung zwischen der Volkspartei und der sozialdemokratischen Partei durch die Wähler herbeigeführt und der Kampf zum Austrag gebracht werden."

Seitdem vor einem Jahre in Baden das Stichwahlabkommen zwischen Liberalen und Sozialdemokraten abgeschlossen wurde, ist keine bedeutsamere Aktion in der inneren Politik Deutschlands erfolgt. La raison est en marche!

Noch ein weiteres höchst erfreuliches Ereignis, das in der Richtung der von uns unablässig vertretenen Politik liegt, ist zu verzeichnen: das Stichwahlabkommen zwischen Liberalen und Sozialdemokraten bei den **Stadtverordnetenwahlen in Frankfurt am Main** hat am vorigen Mittwoch auf der ganzen Linie zu einem Siege des Blocks der Linken geführt. Die Liberalen stimmten für die Sozialdemokraten, und die Sozialdemokraten für die Liberalen. Die Reaktionäre, die in Frankfurt als Mittelstandsretter auftraten, haben sieben Mandate verloren. Wann wird auch in Norddeutschland bei den freiheitlichen Parteien die Begriffsstutzigkeit aufhören!

Mit dem 11. Dezember sind in **Frankreich** die Bestimmungen des Gesetzes über die Trennung von Kirche und Staat in Kraft getreten. Die französische Regierung hatte bisher auf Veranlassung des Kultusministers Briand ihr möglichstes getan, um durch eine konziliante Haltung dem katholischen Klerus die Ueberführung ihrer Gemeinden in die vom Gesetz verlangten Assoziationen zu erleichtern. Es schien auch bereits, als ob man sich in der Mehrzahl der Diözesen nach den Grundsätzen des tolerari potest zu einer Durchführung des Gesetzes schlecht und recht bequemen wollte, und speziell der Kardinal-Erzbischof von Bordeaux M. Lecot, hatte schon an die Geistlichen Instruktionen ergehen lassen, die im Sinne des Versammlungsgesetzes von 1881 erforderlichen Deklarationen zu geben. Lediglich der unversöhnlichen Politik der Kurie ist es zuzuschreiben, wenn jetzt plötzlich erneut eine Verschärfung des Konflikts entstanden ist. Der Erzbischof von Paris, Kardinal Richard, sah sich am 7. Dezember genötigt, einen päpstlichen Bescheid zu verbreiten, der verlangt „den Kultus in den Kirchen fortzusetzen und sich jeder Deklaration zu enthalten". Gleich am nächsten Tage beeilte sich daraufhin der Kardinal-Erzbischof Lecot, seine Verfügungen zurückzuziehen und den ihm unterstellten Geistlichen anheimzugeben, seine weiteren Anordnungen abzuwarten.

Dieser Provokation gegenüber hat die französische Regierung sofort zu energischen Maßnahmen gegriffen, die erkennen lassen, daß sie gewillt ist, den ihr aufgedrungenen Entscheidungskampf ohne Zaudern durchzufechten. „Wenn Sie Krieg haben

wollen, so beginnt er heute," rief der Ministerpräsident Clemenceau in der Deputiertenkammer der Rechten unter dem Beifall der gesamten Linken zu, nachdem er erklärt hatte:

„Wir gestehen den französischen Katholiken alles zu, aber wir bekämpfen ohne Erbarmen jede politische Aktion Roms. Wenn wir dulden wollten, daß ein Mann des Papstes Befehle zur Rebellion an französische Bürger übermittelt, so verdienten wir selbst, vor Gericht gestellt zu werden."

Der Pariser Geschäftsträger des Papstes, Monsignore Montagnini, wurde bereits aus Frankreich ausgewiesen. Gleichzeitig hielt man in seiner Privatwohnung eine Haussuchung ab und belegte die dort befindlichen Archive mit Beschlag. Der französische Ministerrat hat ferner den Vorschlägen des Kultusministers Briand zugestimmt, die ein rücksichtsloses Vorgehen gegen die Geistlichen ermöglichen sollen, die dem Gebote des Papstes entsprechend die Gesetze Frankreichs verletzen.

Es erscheint kaum denkbar, daß zwischen dem englischen Oberhause und Unterhause ein Kompromiß hergestellt werden kann, das doch noch das Zustandekommen der **Unterrichtsvorlage** ermöglicht. Das Unterhaus hat mit 416 gegen 107 Stimmen eine vom Premierminister eingebrachte Resolution akzeptiert, nach der die vom Oberhause vorgenommenen Abänderungen des Entwurfes en bloc abgelehnt werden. Das Oberhaus hat inzwischen durch die Verwerfung der plural voting bill, die bezweckte, das mehrfache Stimmrecht einzelner Wähler zu beseitigen, weiter dazu beigetragen, in der öffentlichen Meinung die Mißstimmung gegen das Verhalten der Lords anschwellen zu lassen.

Die mit jedem Jahre immer komplizierter werdenden **Rassenprobleme in den Vereinigten Staaten** haben neuerdings in der antijapanischen Bewegung einen besonders markanten Ausdruck gefunden. Den äußeren Anlaß bot die Ausschließung japanischer Kinder aus den öffentlichen Schulen in San Francisco, und mit Leidenschaft wird jetzt in der amerikanischen Union die Frage diskutiert, ob den Japanern, also Angehörigen der gelben Rasse, die faktische Gleichberechtigung mit den Weißen, wie sie ihnen in dem 1894 zwischen beiden Ländern abgeschlossenen Handels- und Schiffahrtsvertrage gewährt wurde, erhalten bleiben, oder ob man sie mit den Chinesen auf eine Stufe stellen soll, deren „unerwünschte" Einwanderung man nach Möglichkeit zu verhindern bestrebt ist.

Um die Bedeutung des japanischen Problems für die Vereinigten Staaten zu würdigen, muß man sich vergegenwärtigen, in welchem Umfange bisher die Japaner auf amerikanischem Boden Fuß zu fassen vermochten. Erst seitdem das Reich des Mikado zu einem modernen Staatswesen umgestaltet wurde, gewann die japanische Einwanderung trotz mancher Beschränkungsversuche eine erheblichere Bedeutung, und bis zum Jahre 1903 war die Zahl jener Emigranten in ständiger Steigerung begriffen. So kamen 1901 5269, 1902 14270, 1903 19968 Japaner nach den Vereinigten Staaten. Der russisch-japanische Krieg bildete wohl hauptsächlich die Ursache, wenn ihre Zahl 1904 auf 14264 und 1905 auf 10352 sank. Daß dieses Sinken nur eine vorübergehende Erscheinung darstellt, erscheint indes gewiß. Besonders sind es die Küsten des Stillen Ozeans, an denen sich die Japaner niederlassen. Nach einer vom „Courrier Européen" wiedergegebenen japanischen Statistik belief sich bereits 1903 die Zahl der in den Vereinigten Staaten ansässigen Japaner auf 38908, von denen nicht weniger als rund 24000 auf Kalifornien allein entfielen. Auch auf den zu den Vereinigten Staaten gehörenden Inseln haben sich Japaner in erheblichem Umfange angesiedelt. Auf den Philippinen wohnten im Jahre 1903 schon 1995, auf Hawai sogar 67740 Japaner, sodaß sie auf Hawai bereits eine ausschlaggebende Rolle spielen.

Die Vertreter der amerikanischen Regierung haben sich beeilt, den üblen Eindruck zu verwischen, den das Vorgehen der Bevölkerung von San Francisco in Japan selbst hervorrufen mußte. So sandte Staatssekretär Root an den amerikanischen Gesandten zu Tokio eine Depesche, in der er versicherte, die Regierung der Vereinigten Staaten denke nicht einen Augenblick daran, die Japaner anders als die Angehörigen der befreundetsten europäischen Nationen zu behandeln. Er kam damit sogar dem Proteste des japanischen Gesandten zuvor. Ferner suchte man die japanische Regierung durch die Zusage zu beruhigen, man werde mit besonderen Ordres des Präsidenten den Staatssekretär Metcalf nach San Francisco zur eingehenden Untersuchung der Angelegenheit entsenden.

Besonders eindringlich hat sich Präsident Roosevelt in seiner Dezemberbotschaft an den Kongreß auf die Seite der Japaner gestellt, indem er ausführte:

„Wir müssen nicht nur alle Nationen gut behandeln, sondern wir müssen alle Einwanderer, die hier unter das Gesetz kommen, mit Gerechtigkeit und in guter Absicht behandeln. Ob sie Katholiken oder Protestanten, Juden oder Christen sind, ob sie aus England, Deutschland, Rußland, Japan oder Italien kommen, tut nichts zur Sache. Das einzige, was wir zu kritisieren haben, ist das Verhalten des Mannes. Wenn der Mann ehrlich und aufrichtig in seinem Verhalten gegenüber seinem Nachbarn und dem Staate ist, so kann er verlangen, respektiert und gut behandelt zu werden. Wir müssen vor allen Dingen unsere Pflicht gegenüber dem Fremdling in unseren Toren im Auge behalten. Ich sehe mich durch die hier und dort gegen die Japaner in unserem Lande eingenommene feindselige Haltung veranlaßt, dies auszusprechen. Diese Feindseligkeit tritt sporadisch auf und ist auf einige wenige Orte beschränkt. Sie beeinträchtigt nichtsdestoweniger im höchsten Maße unseren Ruf als Volk und könnte mit den schwersten Folgen für die Nation verbunden sein . . .

Ich verlange anständige Behandlung der Japaner, wie ich anständige Behandlung für Deutsche, Engländer, Franzosen, Russen oder Italiener verlangen würde. Ich verlange es als eine Pflicht der Humanität und der Zivilisation gegenüber. Ich verlange es als eine Pflicht uns selbst gegenüber, da wir alle Menschen rechtschaffen zu behandeln haben. Ich empfehle dem Kongreß, ein Gesetz anzunehmen, durch das vorgesehen wird, daß die Japaner, die hierher kommen mit der Absicht, amerikanische Bürger zu werden, naturalisiert werden können."

Der Präsident will also selbst die Gesetzgebungsmaschine in Bewegung setzen, um die Wiederkehr ähnlicher japanfeindlicher Akte, wie sie in der Hauptstadt Kaliforniens in die Erscheinung traten, unmöglich zu machen. Man wird es den Chinesen nicht verdenken können, wenn sie sich künftig ebenfalls auf diese Botschaft des Präsidenten berufen und fordern, daß auch ihnen gegenüber lediglich „das Verhalten des Mannes" als ausschlaggebend angesehen wird.

Natürlich wirken auf die Behandlung der Japaner in den Vereinigten Staaten die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern zurück. Für den Export nach Asien besitzt Japan bereits jetzt für die amerikanische Union fast dieselbe Bedeutung wie das chinesische Reich. Es wurden nach Japan ausgeführt 1903/04 für 24,9 Millionen, 1904/05 für 51,7 Millionen und 1905/06 für 38,5 Millionen Dollar. In bezug auf den Import nach den Vereinigten Staaten steht Japan unter den asiatischen Ländern sogar durchaus an erster Stelle; die Einfuhr wuchs von 46,5 Millionen Dollar im Jahre 1903 04 auf 52,5 Millionen Dollar im Jahre 1905/06. Neben dem Warenaustausch mit den Vereinigten Staaten besitzt der Handel nach den übrigen Ländern des amerikanischen Kontinents für Japan vorläufig nur eine untergeordnete Bedeutung.

Es ist noch nicht abzusehen, welche Lösung das japanische Problem in den Vereinigten Staaten schließlich finden wird. Jedenfalls bildet die unzweideutige Stellungnahme des Präsidenten Roosevelt einen neuen Beweis dafür, daß sich das noch vor wenigen Jahren als politischer Faktor kaum beachtete Japan seit seinen glänzenden Siegen über Rußland die unangefochtene Position einer Weltmacht erobert hat.

Der von dem norwegischen Storthing alljährlich zu verteilende **Friedenspreis** der Nobelstiftung ist in diesem Jahre dem Präsidenten **Roosevelt** zugefallen. Eine solche Auszeichnung verpflichtet. Es ist deshalb zu erwarten, daß sich Roosevelt nachdrücklich bemühen wird, auf der nächsten Haager Friedenskonferenz Beschlüsse durchzusetzen, die als ernsthafte Reformen des Völkerrechts anzusprechen sind. Insbesondere erscheint die wichtige Frage der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten jetzt für eine glückliche

Lösung reif. Wenn die Vereinigten Staaten die Initiative zur Herbeiführung dieser Reform erneuern, wird sich jetzt kein Großstaat länger sträuben können, das bisher bestrittene Prinzip anzuerkennen. Der gegenwärtige Lordkanzler von England ist bekanntlich ebenfalls ein aufrichtiger Befürworter des Grundsatzes der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See.

* * *

Die improvisierte Reichstagsauflösung.

Was kaum irgend jemand für denkbar und niemand für wahrscheinlich gehalten hat, das ist Ereignis geworden. Der Reichstag ist aufgelöst, weil eine Mehrheit von wenigen Stimmen der Regierung nicht jene Zahl von Truppen bewilligen wollte, die sie nötig zu haben glaubt, um des Hereroaufstandes mit Sicherheit Herr zu werden. Wenn diese Meinungsverschiedenheit nur der Tropfen gewesen wäre, der das Glas zum Ueberlaufen brachte, so ließ sich gegen diesen Auflösungsgrund nicht viel mehr einwenden als gegen manchen anderen; aber daß die innige Freundschaft, die zwischen der Regierung und dem Zentrum seit Jahren besteht, und die die Basis des ganzen Bülowschen Regierungssystems bildete, im Handumdrehen in ihr Gegenteil verkehrt werden konnte, das zeigt, welche politische Konfusion im heutigen Deutschland herrscht, und wie nötig eine gründliche Reorganisation unseres gesamten politischen Lebens ist. Diese Reichstagsauflösung macht den Eindruck einer Improvisation. Von kühler staatsmännischer Ueberlegung bemerkt man nirgends etwas. Das Zentrum hat sich in eine Opposition von einer Unbesonnenheit verbissen, die den traditionellen Glauben an die jesuitische Schlauheit ernstlich zu erschüttern geeignet ist, und Fürst Bülow, dessen leichte diplomatische Hand man zu rühmen pflegte, hat bei diesem Anlaß wie ein Brausekopf gehandelt, der unter den Einwirkungen der Stimmung „Nun hab ich's aber satt!" steht. Die plötzliche Reichstagsauflösung hat unter diesen Umständen so sensationell gewirkt wie die Zerschmetterung einer kostbaren Vase, die, zum Besehen herumgereicht, plötzlich in Scherben am Boden liegt.

Was wird die politische Folge dieser Auflösung sein? Kann man im Ernst glauben, daß die Frage, die den unmittelbaren Anlaß zur Auflösung gegeben hat, auch den Wahlkampf beherrschen wird? Ist es denkbar, daß sich die Majorität, die sich zur Ablehnung dieser Regierungsforderung zusammengefunden hat, auch im Wahlkampfe zusammenfinden wird? Diese vereinzelte Kolonialfrage trennt das Zentrum und die Konservativen, aber hundert andere wichtige Fragen, die ganze politische Grundanschauung verbindet die Rechte mit dem Zentrum. In dieser *einen* Frage haben die Sozialdemokraten anders gestimmt als der Freisinn, aber in zahllosen, sehr viel bedeutsameren Fragen stimmten sie zusammen. Kann der Nachtragsetat für Südwestafrika die ganze parteipolitische Schlachtordnung umwerfen? Niemand, der nicht ein politischer Phantast ist, wird das glauben. Sobald die erste Verwirrung vorüber ist, werden die natürlichen Parteigruppierungen wieder zutage treten, und die entscheidenden Gegensätze werden sich Geltung verschaffen. Jetzt nur keine kolonialpolitische oder eine andere politische Sentimentalität! Für uns Liberale ist eine Situation geschaffen, die einen kühlen Kopf verlangt. Das Zentrum, gegen das der Freisinn in der Konialfrage gestimmt hat, und die Konservativen, mit denen er sich auf derselben Seite befand, sind beide die geschworenen Feinde des Liberalismus. Gegen beide muß er mit derselben Energie vom Leder ziehen. Der entschiedene Liberalismus hat jetzt weniger als je Ursache, sich mit kleinlichen Differenzen abzugeben; er muß, wenn er nicht zermalmt werden will, dieses Mal eng zusammenstehen und darf keinen Zweifel darüber lassen, daß ihm seine demokratischen Prinzipien bitter ernst sind. Der Umstand, daß er in einer Frage, die von nationalistischen Maulhelden sicherlich gewaltig aufgebauscht werden wird, auf der Seite der Regierung stand, darf den Freisinn nicht dazu verleiten, aus dem Hurrapatriotismus Wahlerfolge ziehen zu wollen. Es wäre das Dümmste, was er tun könnte.

Ein Liberalismus, an dessen demokratischer Echtheit ebenso wenig zu zweifeln ist wie an seiner patriotischen Gesinnung, muß versuchen, sich bei den nächsten Wahlen durchzusetzen. Wollte in dieser Krisis der Freisinn irgend einem Teil der Reaktion Handlangerdienste leisten, so hätte er als politische Potenz ausgespielt. Wenn er in dieser Krisis sich dagegen als Hort demokratischer Ideen bewährt, so kann er der Mittelpunkt einer neuen Linken werden, die Deutschland auf der Bahn der politischen Entwickelung ein gutes Stück vorwärtsbringt.

Theodor Barth.

Macht und Ohnmacht des deutschen Bürgertums.

Das deutsche Städtewesen, bildet in allen Ausstrahlungen seiner Kultur einen bevorzugten Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit. Von der Bevölkerungsstatistik bis zu subtilen kunsthistorischen Untersuchungen dehnt sich das Forschangsgebiet in unermeßlicher Breite aus. Mit der Fülle der Gesichte ist der Ueberblick erschwert und zugleich das Bedürfnis nach einem Erkennen der Entwicklungsprinzipien lebhafter geworden. Um die Teile in ihrer innerlichen Bedeutung zu erfassen, muß man das geistige Band suchen, das sie verknüpft. Dieses geistige Band kann aber nur ein politisches sein.

Ein Gelehrter, der wie Hugo Preuß auf dem Gebiete des Kommunalrechts und der Kommunalpolitik in gleicher Weise zu Hause ist, erschien ganz besonders qualifiziert, uns die Entwicklungsgeschichte dieses geistigen Bandes zu liefern. Die Aufgabe war ebenso schwierig wie dankbar. Er hat sie in dem soeben erschienenen ersten Teile seines Werkes über „Die Entwicklung des deutschen Städtewesens" (Verlag von B. G. Teubner in Leipzig) vortrefflich gelöst. Preuß gibt uns eine Morphologie des deutschen Städtewesens, wie sie meines Wissens in gleicher systematischer Durchbildung bisher weder vorhanden war, noch zu geben versucht wurde. Wir lernen die politischen Ideen in ihrer organisatorischen Betätigung auf kommunalem Gebiete sowie den engen Zusammenhang in der Entwicklung der städtischen und der Verfassungen des Reiches und der Landesfürstentümer kennen. Die wissenschaftliche Untersuchung wächst sich damit, je weiter sie vorschreitet, immer deutlicher zu einer politischen Entwicklungsgeschichte des deutschen Bürgertums aus; und da der Verfasser es meisterlich versteht, die innere Anteilnahme des Lesers an den politischen Schicksalen eben dieses Bürgertums zu erwecken, so wirkt das Buch nicht wie eine trockene Gelehrtenarbeit, der man auf jeder Seite den Staub der Archive anmerkt, sondern wie eine beredte Denkschrift, in der die Erfahrungen von Jahrhunderten verwertet sind, um dem gegenwärtigen Geschlecht zu zeigen, was ihm fehlt, und in welcher Richtung die fortschrittliche Entwicklung zu suchen ist. Es ist ein Buch voller Ideen und glänzend geschrieben, eine künstlerische literarische Leistung. Die Zeiten, in denen eine ansprechende Form und eigene Ideen den Ruf wissenschaftlicher Gründlichkeit zu zerstören vermochten, liegen ja wohl hinter uns, und gelehrte Perückenstöcke, wie jene, die sich bei dem Erscheinen von Mommsens „Römischer Geschichte" als eines pessimo diarnorum scriptorum stilo geschriebenen Werkes bekreuzigten, dürften heute ausgestorben sein. Ob es Preuß aber in den Kreisen der zünftigen Gelehrsamkeit verziehen werden wird, daß er auch auf den ganzen Apparat wissenschaftlicher Anmerkungen verzichtet hat, mag selbst heute noch fraglich erscheinen. In unsern Augen ist es ein Vorzug mehr, daß man nirgends in dem Buch das aufdringliche Herumhantieren mit Kesseln und Töpfen bemerkt und die Früchte der Gelehrsamkeit serviert bekommt, ohne gleichzeitig die Küchendünste einatmen zu müssen.

* * *

Kein geringerer als Machiavelli hat es ausgesprochen, daß die wahre Kraft Deutschlands nicht in den Fürsten, sondern in den Städten ruhe, daß aber diese Kraft wegen der politischen Unfähigkeit und Zerrissenheit des deutschen Bürgertums weder zu verwerten, noch zu fürchten sei. Macht und Ohnmacht des deutschen Bürgertums können kaum prägnanter zum Ausdruck gebracht werden. Die Fürsten, von denen Machiavelli in diesem Zusammenhang spricht, sind die Repräsentanten des agrarischen Wesens, des Feudalismus und des Bureaukratismus. Das Prinzip der fürstlichen wie der adligen Grundherrschaft war die politische und soziale Unfreiheit, das Prinzip des städtischen Wesens die politische und soziale Freiheit. Das erste Prinzip hat sich auf deutschem Boden bis in seine absurdesten Konsequenzen hinein auszuleben vermocht, das andere Prinzip ist mit der Blüte des deutschen Städtewesens verkümmert, und seine Verkümmerung ist wiederum schuld daran, daß die Blüte der deutschen Städte nie vollreife politische Früchte gezeitigt hat. Der Sieg der agrarischen Herrschaftsverbände über das urbane Genossenschaftsprinzip ist stets dadurch vorbereitet worden, daß man den Lebensstrom zu hemmen wußte, der von unten nach oben geht. Die allmähliche Demokratisierung ihrer ursprünglich aristokratischen Gestalt war das immanente Entwicklungsgesetz der städtischen Verfassungen. In Verfolg dieser natürlichen Entwicklung mußte der Stadtherr der Geschlechterherrschaft, diese der Zunftbewegung weichen.

Der Gegensatz zwischen urbaner und agrarischer Entwicklung bildet das wissenschaftliche Leitmotiv des Preußschen Buches. Der Verfasser gibt schon am Eingang dem Leser den Faden in die Hand, an dem er sich in dem Labyrinth der deutschen Städteverfassungen zurechtfinden kann. Die räumliche Zusammendrängung der Bevölkerung führt zu den ersten, noch losen städtischen Genossenschaften. Sobald die Stadtgemeinde erstarkt, sucht sie sich von dem feudalen Stadtherrn möglichst unabhängig zu machen: sie tritt allmählich zu ihm in einen Gegensatz. Rat und Bürgermeister, je mehr sie zu selbständigen Verwaltungsorganen der Stadtgemeinde werden, drängen die Befugnisse des Stadtherrn zurück. Die Loslösung der autonomen Bürgerkorporation aus dem Herrschaftsverbande der weltlichen oder geistlichen Feudalherrschaft bezeichnet das nächste Stadium des stadtherrlichen Regiments. Die Lockerung der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen den Städten und den Stadtherren nötigte die Städte dazu, sich immer mehr staatliche Funktionen zuzulegen. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in einer Periode gewaltigen Aufschwungs geistiger und materieller Kultur in Deutschland, erlangen die hervorragenden Städte, besonders im Süden und Westen, eine Unabhängigkeit, die sie auch für die Reichspolitik zu bedeutsamen Faktoren machte. Worms und Cöln, Mainz und Augsburg, Würzburg und Regensburg kämpften jahrzehntelang für den Kaiser gegen ihre Stadtherren und boten dem Reichsoberhaupt in ihren Mauern feste Stützpunkte. Die Einwohner der Städte stritten im kaiserlichen Heere. Sie erlangten das Waffenrecht ohne Unterschied ihrer persönlichen Standesverhältnisse. Die befreiende Wirkung der Stadtluft trat auf allen Gebieten des öffentlichen wie des privaten Rechts hervor.

„Da trat im zweiten Viertel des 13. Jahrhunderts ein merkwürdiger Umschlag der kaiserlichen Politik gegenüber den Städten ein. In den Jahren 1231 und 1232 genehmigte Kaiser Friedrich II. jene berüchtigten Beschlüsse von Worms und Ravenna, deren Tendenz durch ihre Bezeichnung als constitutiones in favorem principum deutlich und treffend gekennzeichnet wird. Es sind vielleicht die ersten großen Reaktionsgesetze der deutschen Geschichte. In Bausch und Bogen widerruft der Kaiser alle von seinen Vorgängern wie von ihm selbst erteilten städtischen Privilegien, ja er verzichtet sogar ein für allemal auf das Recht, irgend welche städtischen Privilegien künftig ohne Zustimmung der Stadtherren zu erteilen. Er erklärt alle städtischen Ratsverfassungen und Organisationen für nichtig, die ohne Genehmigung der bischöflichen Stadtherren zur tatsächlichen Geltung gekommen seien; desgleichen alle Handwerkerbrüderschaften, Zünfte und Innungen. Er verbietet die Errichtung städtischer Statuten, die Einsetzung von Aemtern und Beamten ohne Genehmigung der Stadtherren; er untersagt alle Bündnisse von Städten untereinander, und vor allem die Ausdehnung städtischer Macht auf das umliegende Land durch Erwerb von Herrschaftsrechten oder Aufnahme von Pfahlbürgern. Kurz, mit einem Federstrich scheint der Kaiser die ganze bisherige Entwicklung autonomer Stadtverfassungen und innere Organisation der Bürgerschaft für Gegenwart und Zukunft, alle hoffnungsreichen Ansätze zu weiterer Ausbreitung städtischen Lebens und urbaner Machtentfaltung zu vernichten. Natürlich: in favorem principum!"

Dieser Staatsstreich hatte jedoch zunächst nur theoretische Bedeutung. Das alte Volksrecht der Waffenfähigkeit, das im agrarischen Herrschaftsverbande unterdrückt war, hatte sich neubelebt. Die allgemeine Wehrpflicht aller waffenfähigen Einwohner war eine Grundlage städtischen Gemeinlebens geworden. Die Städte wußten deshalb ihre Freiheit gegen Bischöfe und Fürsten wohl zu verteidigen und taten es vielfach mit Erfolg. Manche Städte entwickelten sich zu beinahe völlig unabhängigen Stadtstaaten.

„Im Verhältnis zum Reiche und zu der sich entwickelnden Landeshoheit kommt durchweg nur die Stadt als Gesamtheit, als Gebietskörperschaft in Betracht. Diejenigen Städte, deren Stadtherr einstmals der König gewesen, und die von ihm oder seinen Lehnsträgern die Regalien allmählich erworben haben, sodaß er ihnen wie anderen Reichsunmittelbaren gegenüber nur noch als Reichsoberhaupt erscheint, bilden die Klasse der Reichsstädte (Frankfurt, Aachen, Ulm, Nürnberg u. v. a.). Ihnen stellen sich als Freistädte die ehemaligen Bischofsstädte gleich, denen die völlige Abstreifung der bischöflichen Landeshoheit endgültig gelingt (Cöln, Straßburg, Worms, Speyer, Regensburg, Basel usw.). Andere Städte werden infolge der Abstreifung einer weltlichen Landeshoheit zu freien Reichsstädten (Lübeck, Hamburg, Bern u. v. a.); einigen Städten gelingt eine solche Befreiung nur zeitweilig, sodaß sie schließlich doch wieder einer Landeshoheit unterliegen (Trier, Magdeburg, Mainz, Würzburg). Jedoch ist die Autonomie und die Selbständigkeit der größeren und kräftigeren Landesstädte kaum geringer als die der Reichsstädte, nur daß ihnen noch der Landesherr gegenübersteht, jenen dagegen nur der Kaiser. Seit dem 14. Jahrhundert erscheinen die Reichsstädte durch ihre Vertreter regelmäßig auf den Reichstagen, woraus sich in der Folgezeit ihre Reichsstandschaft als drittes Kollegium des Reichstages entwickelt hat. Ungefähr gleichzeitig erlangen die Landstädte die Landstandschaft auf den territorialen Landtagen. Hinter beiden bleiben in ihrer autonomen Stellung nur die kleinen Zwergbildungen der später sogenannten Mediatstädte zurück, die nicht die Grund- oder Gerichtsherrlichkeit eines nicht fürstlichen Grundherrn abzuschütteln vermochten, und die auch in ihrem inneren Leben nie zu einer eigentlich städtischen Entwicklung gelangt sind."

* * *

Die weitere Entwicklung des städtischen Wesens steht mit dem Aufblühen der Zünfte im engsten Zusammenhang. In den Städten hatte sich allmählich eine Geschlechterherrschaft ausgebildet, und diese Herrschaft war dem Verknöcherungsverhängnis aller Aristokratien verfallen. Die großen Zunftbewegungen, die fast überall im 14. Jahrhundert zu einem mehr oder minder großen Erfolg der Zünfte führten, verkörperten der Geschlechterherrschaft gegenüber das Prinzip des lebenskräftigen Fortschritts und der aufsteigenden wirtschaftlichen Entfaltung. Mit ihm wird „zum erstenmal in der Geschichte das Recht und die Ehre der Arbeit zur Anerkennung gebracht".

„Zum erstenmal erscheint hier die organisierte gewerbliche Arbeit als politischer und sozialer Machtfaktor neben den alten Machtfaktoren der Geburt, des Besitzes und der Kirche. Diese arbeitstätige Bevölkerung, die in fester Organisation auf den politischen Kampfplatz tritt, hat nichts gemein weder mit dem rechtlosen, unfreien Proletariat noch mit dem müßiggehenden Bürgerpöbel der antiken Großstädte; es ist in der Tat ein neues und eigenartiges soziales und politisches Element."

Der Sieg der Zünfte war ein Sieg der demokratischen Idee. Vielfach verließen deshalb auch die alten patrizischen Geschlechter nach dem Siege der Zünfte die Stadt, die ihnen durch die neue plebejische Verfassung verleidet war, siedelten sich auf dem Lande an und wurden so aus städtischen ländliche Junker, die im niederen Adel aufgingen.

„Dieser erste Feudalisierungsprozeß höherer Schichten des Bürgertums hat auf die wirtschaftliche und politische Entwicklung in Deutschland einen nachhaltigen und höchst ungünstigen Einfluß geübt. Schon hier zeigte sich die geringe politische Begabung und die darauf beruhende unüberwindliche Abneigung der oberen sozialen Gruppen des deutschen

Volkes gegen jede populare Gestaltung des staatlichen Lebens; während nicht nur in den italienischen Republiken, sondern später auch in England die wirtschaftliche Blüte und die politische Freiheit durch den entgegengesetzten Prozeß einer weitgehenden Urbanisierung des Landadels sehr wesentlich gefördert wurde."

Der Absonderungsprozeß der Stände, wie er im Verfolg des Sieges der Zunftbewegung eintrat, erleichterte sodann die Bildung von Städtebünden gegen Fürsten und Adel.

„In dieser Gliederung treten die feindlichen Mächte zu dem historischen Entscheidungskampfe an, der die politische und soziale Gestaltung Deutschlands bis auf den heutigen Tag bestimmt hat. In diesem Kampfe sind die Städte unterlegen."

Nicht zum wenigsten deshalb unterlegen, weil die neuen städtischen Herrschaftsmächte nun auch ihrerseits wieder bemüht waren, durch Abschließung nach unten hin ihre Herrschaft sicherzustellen und sich gegen jede wirtschaftliche und politische Konkurrenz durch allerlei Zwangs- und Bannrechte zu schützen. Der Verfall der einst so mächtigen Hansa ist ganz wesentlich auf diese wachsende Abneigung gegen eine demokratische Weiterentwicklung zurückzuführen. Als Jürgen Wullenwever den großartigen Versuch unternahm, unter Umsturz der oligarchischen Verfassung Lübecks durch eine zugleich religiös-reformatorische und sozial wie politisch demokratische Bewegung eine Regeneration der Hansa durchzuführen, war es bereits zu spät. Die reaktionären Räte der anderen Hansastädte hatten viel mehr Angst vor dem Umsichgreifen des demokratischen Feuers, als sie das Bedürfnis nach einer Erneuerung der ehemaligen kraftvollen Hansapolitik empfanden. Im Bunde mit der Fürstenmacht brachten sie den großen Bürgermeister zur Strecke und fühlten sich wie von einem Alb befreit, als Wullenwever 1537 zu Wolfenbüttel gefoltert, geköpft und gevierteilt wurde.

* * *

Es beginnt die Epoche des absoluten Staates, begrenzt von der Zeit der abebbenden Reformation und der Zeit der mit dem Jahre 1789 einsetzenden revolutionären Flut. Die charakteristischen Züge dieser Decadence-Periode des deutschen Städtewesens treten nirgends deutlicher zutage als in Brandenburg-Preußen.

„Die Landespolizeiordnungen des sechzehnten Jahrhunderts gingen schon ganz zielbewußt auf die allgemeine Unterwerfung der städtischen Räte unter das landesherrliche Regiment aus.

Wenn dieses Ziel damals noch nicht erreicht wurde, so lag der Grund dafür wesentlich auf finanziellem Gebiet. Die Ueberschuldung führte zu einer Art von landesfürstlichem Bankrott, der die Sanierung durch das ständische Kreditwerk nötig machte und dadurch auf einige Zeit wieder den Einfluß der Landstände hob. Freilich kam der Löwenanteil des also gesteigerten ständischen Einflusses dem märkischen Adel zugute, der zum Entgelt den Löwenanteil an den aufzubringenden Kosten den Städten überließ und den Rest durch einen stärkeren Druck auf seine Bauern aufbrachte."

Nachdem man mit der direkten Besteuerung auf einen toten Punkt gekommen war, verfiel man auf einen indirekten Besteuerungsmodus, den andere Länder bereits mit Erfolg zur Anwendung gebracht hatten, nämlich auf die Besteuerungsform der städtischen Akzise. Diese städtische Steuer hätte man sich gefallen lassen können, wenn ihre Erträge den städtischen Bedürfnissen zugute gekommen wären. Wie wenig die preußischen Landesherren aber daran dachten, mag aus der Tatsache hervorgehen, daß im Jahre 1684 der Kurfürst Friedrich Wilhelm ein übriges getan zu haben glaubte, als er seinen Residenzstädten Berlin-Cölln einen Beitrag von etwas über 3000 Taler für Pflasterung und Reinigung der Straßen, Feuerlöschwesen und dergleichen aus den Erträgen der Berliner Akzise überwies, während die Jahreseinnahme dieser Akzise schon damals fast 50000 Taler ausmachte.

„Im Anfang des 18. Jahrhunderts erreichte ihr Jahresertrag die Summe von 200000 Taler, während der gesamte Stadthaushalt von Berlin-Cölln etwa den zehnten Teil dieser Summe betrug."

Dem absoluten Staat erschien auch das städtische Kämmereivermögen lediglich als Staatseigentum, das zur unbeschränkten Disposition des absoluten Monarchen stand. Die kleinen Patrimonialherren auf dem Lande ahmten dies Beispiel in der Weise nach, daß sie sich zum Eigentümer der Dorfaue machten.

„König Friedrich Wilhelm I. vollendete diesen Prozeß, der im Verhältnis des Landesherrn zu den Städten den lästigen Unterschied zwischen Mein und Dein zugunsten des Fürsten völlig beseitigte. . . . . Hand in Hand mit dieser finanziellen, ging die administrative Entmündigung der Städte. Zunächst zur Wahrung der landesherrlichen Interessen an der Akzise war jede Stadt einem commissarius loci, einem Steuerkommissar, zugewiesen, aus dem sich bald der allgewaltige Steuerrat entwickelte. Als örtliche Organe des Kriegskommissariats, später der Kriegs- und Domänenkammer wurden diese Beamten in der Tat die allmächtigen Vormünder der Städte; sie sind vielleicht der prägnanteste Ausdruck des in alles sich mischenden Polizeistaates."

Die Städte wurden nach einem Ausspruch Max Lehmanns Domänen und Garnisonen. Wenn die eine Hälfte der Stadtverwaltung den Zweck hatte, die Finanzen des Staates zu verbessern, so wurde die andere den Bedürfnissen des Heeres dienstbar gemacht. Von einer städtischen Selbstverwaltung blieben nur noch kümmerliche Rudimente übrig. Die städtischen Räte sanken auf die Stufe indirekter Subalternbeamten der staatlichen Bureaukratie herab. Der Polizeistaat mischte sich in alles und erkannte keine Grenzen seiner Machtbefugnisse mehr an.

* * *

Erst der völlige Zusammenbruch des absolutistischen Polizeistaates vor jetzt genau hundert Jahren wurde die Ursache der Wiederbelebung städtischer Selbstverwaltung. Preuß würdigt die Verdienste des Reichsfreiherrn vom Stein um die Erneuerung des preußischen Städtewesens mit überzeugender Beredtsamkeit. Er weist zugleich nach, wie der gewaltige Fortschritt der preußischen Städteordnung nicht bloß den reaktionären Elementen in der damaligen Staatsregierung abgerungen, sondern auch dem städtischen Bürgertum geradezu oktroyiert werden mußte Die preußische Städteordnung erscheint ebenso als Geschenk von oben wie das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, auf dem die heutige deutsche Reichsverfassung aufgebaut wurde. Das städtische Bürgertum hat sich in die Befugnisse der Steinschen Städteordnung allmählich pflichtgetreu hineingearbeitet, aber es hat weder die Energie besessen, den Verschlimmbesserungen einer reaktionären Verwaltungspraxis standzuhalten, wie es vermocht hat, die großen freiheitlichen Grundsätze jener Städteordnung demokratisch fortzubilden. Anläufe zu einer Fortbildung der Konstitution der Städte sind gelegentlich gemacht, aber seit dreißig Jahren mangelt auf diesem Gebiete jede ernsthafte gesetzgeberische Initiative. Trotz der gewaltigen wirtschaftlichen Umwälzung, aus der unsere Städte, und insbesondere unsere Großstädte, in jeder Beziehung als die wichtigsten Faktoren unseres gesamten staatlichen Kulturlebens hervorgegangen sind, hat in politischer Hinsicht der agrarische Geist den urbanen völlig unterjocht. Die politische Unfähigkeit und Zerrissenheit des deutschen Bürgertums hat die enormen in den Städten ruhenden Kräfte weder zu verwerten gewußt, noch verstanden, gefürchtet zu machen.

„Der Adel in Preußen," so hatte einst Stein geschrieben, „ist der Nation lästig, weil er zahlreich, größtenteils arm und anspruchsvoll auf Gehälter, Aemter, Privilegien und Vorzüge jeder Art ist. . . . Diese große Zahl halbgebildeter Menschen übt nun ihre Anmaßungen zur großen Last ihrer Mitbürger in ihrer doppelten Eigenschaft als Edelleute und Beamte aus." Was ließe sich demgegenüber nicht alles Vorteilhaftes über das städtische Bürgertum, seinen Fleiß, seinen wirtschaftlichen Unternehmungsgeist, seinen Patriotismus sagen! Aber dessen ungeachtet bedeutet das städtische Bürgertum gegenüber den preußischen Junkern so gut wie nichts. Fehlt ihm jede politische Begabung?

Das Buch von Preuß ist in dieser Beziehung nicht hoffnungsvoll; aber es predigt das „Bürgertum, werde hart!" mit jener Beredsamkeit, die in den Tatsachen der Geschichte steckt.

Theodor Barth.

Neu-Oesterreich.

I.

Die parteibildende Kraft des allgemeinen Wahlrechts.

Graf Stefan Szechenyi, der „größte Ungar“, sagte einst von seinem Vaterland, es sei noch nichts, könne aber alles werden. Dies gilt auch für Neu-Oesterreich, das auf den starken Fundamenten des allgemeinen gleichen Wahlrechts erstehen soll. Heute ist es nicht mehr als ein politischer Begriff, hinter den sich die verschiedensten Wünsche und Erwartungen seit Jahrzehnten geflüchtet haben. Vor mehr als vier Dezennien, damals als das Oktoberdiplom die konstitutionelle Grundlage für den alten Kaiserstaat schuf, hatte das Wort Flügel bekommen; der schätzenswerte deutsch-österreichische Philosoph und Politiker Carneri setzte es auf den Umschlag einer Broschüre, in der noch des Habsburgerreichs Stellung im deutschen Bunde eifrig besprochen wurde. Was hat sich seither nicht alles geändert! Ju welch verschiedenen Situationen rang sich nicht die Ueberzeugung durch, daß ein neues Oesterreich emporwachsen müsse, wo bisher altes Leid und alter Grimm ihr Unheil trieben. Jetzt jedoch, da der ersehnte Augenblick nahe ist, wird kaum danach gefragt, was Neu-Oesterreich sein werde und bringen könne. Gewiß, die Demokratie wird ihren Einzug halten; allein mit welchem Gefolge und mit welchen Folgen? Das sind durchaus keine nebensächlichen Dinge, ja man kann von wichtigen Problemen reden. Vergebens würde man in der öffentlichen Diskussion nach den Symptomen suchen, die den entscheidenden Umbau, in dem sich Oesterreich befindet, verrieten. Die einzige Frage, die einigermaßen Aufmerksamkeit erregt, ist die Erwägung, wie die Parteiengruppierung in Neu-Oesterreich gestattet sein wird. Selbst diese ziemlich lebhaft geführte, mündliche und schriftliche Auseinandersetzung bleibt an der Oberfläche, aber sie leitet der richtige Gedanke, daß in einem demokratischen Gemeinwesen das Parteileben nicht nur die Volksbewegung veranschauliche, sondern auch Schlüsse auf die Tätigkeit der Verwaltung und Gesetzgebung gestatte. Die Parteien sagen nicht allein, was die Masse denkt, sie lehren ebenso, wie sie gelenkt wird. Gelänge es also, die Diskussion über das Fraktionswesen zu vertiefen, dann wäre damit immerhin einiges Licht über die mutmaßliche Entwicklung der Politik in Zisleithanien verbreitet. Versuchen wir deshalb, das Problem ernster zu fassen. Bei der Bedeutung, die das Werden Neu-Oesterreichs für die Geschichte der Demokratie im allgemeinen und die Deutschlands im besonderen haben muß, scheint das Wagnis gerechtfertigt. Man vergesse nicht: Bisher war der Hohenzollernstaat der Habsburgermonarchie politisch vorangegangen, weil er trotz seines wenigstens in Norddeutschland konservativen Innenlebens einen volkstümlichen Rahmen erhalten hatte. Oesterreich dagegen blieb zurück, weil es die durch Nachlässigkeit, Kraftlosigkeit und Gemütlichkeit allerdings locker gewordenen feudalen Ketten mitschleppen mußte. Diese fallen nun, und Oesterreich hat keinen Grund mehr, hinter Deutschland zu wandeln. Wird sich dieser Staat in einer nahen Zukunft wehrlos überflügeln lassen können? . . .

Die erste Frage, die wir uns vorlegen müssen, lautet, so überraschend das scheinen mag: Hat Oesterreich gegenwärtig überhaupt feste, innerlich konsolidierte, geschlossen und zielbewußt marschierende Parteien? Es wurde schon oft hervorgehoben, wie demoralisierend die Zerlegung der Volksmasse durch die Privilegienkurien auf die Politik einwirkte. Gruppen, die leben wollten und nicht wie die Sozialdemokratie ein bestimmtes Klasseninteresse vertraten, wurden geradezu zur Haltlosigkeit verdammt. Ein Beispiel wird die traurige Zwangslage sofort erkennen lassen. Die Christlichsozialen (die Antisemiten unter Dr. Luegers Führung) schlugen ihre ersten Schlachten auf dem Boden Wiens, und zwar in den Gemeinderatswahlkämpfen. Die Altliberalen hatten die Arbeiter politisch entrechtet; die Antisemiten gingen also hin und kündeten: Mit uns ist die Freiheit, wir werden euch die Tore weit öffnen! Das machte sie zur Volkspartei. Außerdem bewarben sie sich um die Gunst des III. Gemeindewahlkörpers, der die kleinen Steuerzahler umfaßt und vom „Mittelstand“ beherrscht wird. Hier war Zünftlerpolitik das Lockmittel: die Antisemiten wurden zu Zünftlern. Gleichzeitig suchten sie den II. Gemeinderatswahlkörper in die Hände zu bekommen. Da gaben die Lehrer und Beamten den Ausschlag. Dr. Lueger sagte darum: Wählet uns, wir sind die Partei der Lehrer, wir wollen euch gut entlohnen, euch weitherzig behandeln, wir sind die Freunde der Schule. Um den Gemeinderat zu erobeen, mußten die Christlichsozialen auch den I. Wahlkörper mit ihrer Liebe umschlingen. In ihm waren die Hausherren maßgebend. Was blieb zu tun übrig? Dr. Lueger raffte sich auf und pries die Eignung seiner Partei, das immobile Kapital zu vertreten, mit bestrickender Liebenswürdigkeit an. Doch hier endet die traurige Komödie noch lange nicht. Die Partei wollte auch im Landtage eine Rolle spielen und im Reichsrate vertreten sein. Was geschah? Die Christlichsozialen kandidierten in der privilegierten Städtekurie in Wien, in der (zuletzt) alle in Wien ansässigen Bürger, die jährlich vier Gulden Steuer zahlten, zum Worte kamen. „Wählet uns,“ riefen die Antisemiten, „wir sind gegen die Sozialdemokratie, wir sind gegen die Juden; uns Patrioten müßt ihr Wiener eure Stimmen geben, unsere Fahne ist schwarzgelb.“ Das zog! Außerdem bewarben sich die Antisemiten um verschiedene privilegierte Landgemeindenbezirke. Die Werbemittel waren leicht gefunden. „Wir sind christlich, sind Freunde der Bauern, wollen, daß eure ‚Dienstboten‘ auf euren Höfen bleiben, uns ist die Schulpflicht zu lange, die Jugend lernt überhaupt zu viel.“ Die Antisemiten, die, um nach „oben“ zu wirken, auf den Anhang aus dem Volke nicht verzichten durften, waren ferner gezwungen, in der allgemeinen Kurie des Reichsrats in den Wettkampf einzutreten und dort auf alle Bevölkerungsschichten ihr Augenmerk zu richten. Bedenkt man nun, daß die Wahlen in den einzelnen Kurien und Kronländeen an verschiedenen Tagen stattfanden, daß die Reichsrats-, Landtags- und Gemeinderatswahlen in verschiedenen Intervallen folgten, so kann man sich denken, wie drollig die Sammlung ist, die die einzelnen, an verschiedene Adressen gerichteten Wahlaufrufe dieser Partei bilden.

Viel besser liegen die Verhältnisse auch bei den anderen Gruppen nicht. Die „Deutsche Volkspartei“, die stärkste deutsche Fraktion im Parlament, setzt sich mit Feuereifer für die lächerlichsten Forderungen des Zünftlertums ein; dagegen ist sie für die freie Schute. Sie hat antisemitische Tendenzen, ohne indes auf die ehrende Bezeichnung als freisinnige Gruppe zu verzichten. Die Deutsche Fortschrittspartei tritt zum Teil für die reaktionäre Mittelstandspolitik ein, zum Teil treibt sie Industriepolitik. Sie hat Leute in ihrer Mitte, die ein österreichischer Dichter einmal „Fortschrittsmänner, die nicht eilen“ nannte; dessenungeachtet bietet sie Raum für den besten politischen Mann des zisleithanischen Deutschtums, für den Abgeordneten Dr. Lecher oder für einen so klugen Kopf, wie Dr. Licht. Ein anderes Kuriosum! Drei Gruppen bekannten sich bis in die allerletzten Wochen zum deutschnationalen Linzer Programm: die Deutsche Volkspartei, die durch zwei Minister (Derschatta, Prade) im Rate der Krone vertreten ist, die Alldeutschen, die dem alten, in der letzten Zeit leider ganz verfallenen und reaktionär gewordenen Schönerer folgen, und die Ostdeutschen, die unter dem Kommando des Abgeordneten Wolf stehen. Also: drei Fraktionen, ein Programm und — zwei bis aufs äußerste erbitterte, feindliche Lager! Gemeinsame Ziele und gegenseitiges Verschlingen! Dieses Wunder ist leicht zu erklären. Im öffentlichen Leben Oesterreichs gilt die Person mehr als die Sache, das Wort mehr als die Tat.

Das Kurienunglück hat die Parteien zu schleimigen Gebilden gemacht; der Personenkult und die Eitelkeit der Personen zerrieb sie dann vollends. Das Uebel sitzt nicht allein den Deutschen in den Gliedern, es plagt alle Nationen. In Galizien leben vier Millionen Polen. Diese sind außer durch die Sozialdemokratie und einen polnischen Nationalsozialen (Abg. Breiter) noch durch folgende Fraktionen im Parlament vertreten: die podolische Gruppe, die Krakauer Fraktion, die Demokraten, das Zentrum, die Bauernfraktion und die Stojalowski-Gruppe. Die letztgenannten Parteien und Parteichen, die sich von einander wesentlich unterscheiden, marschieren im Parlament trotzdem geschlossen auf; sie haben im Polenklub eine geradezu

mustergültig funktionierende Organisation, in der Tories und Kleinhäusler, Liberale, darunter auch Juden und Antisemiten, Klerikale und Fortschrittliche einem Befehl folgen, gemeinsam operieren. In Galizien zerklüftet, in Wien vereint, haben die Polen es fertig gebracht, ihre Gesinnung zeitweilig um ein Linsengericht zu verkaufen.

Kann mithin von einem eigentlichen Parteileben als Normalzustand in Alt-Oesterreich nicht die Rede sein, so fragt es sich, welche Resultate das allgemeine gleiche Wahlrecht nach dieser Richtung hin zeitigen muß. Es ist schwer, für den vielgestaltigen Länderkomplex Zisleithaniens eine Regel aufzustellen. Im allgemeinen werden die Dinge so liegen, daß die „Bourgeoisie“ aller Volksstämme einerseits gegenüber der Sozialdemokratie, andererseits gegenüber den Klerikalen das Feld wird zu behaupten suchen müssen. Die Sozialdemokratie ist eine ganz Zisleithanien umfassende Partei, die ihr festumrissenes Programm hat und infolgedessen mit geklärten Ansichten in den Kampf tritt. Die Klerikalen — ich rechne zu ihnen auch die Antisemiten — lassen die gesamtösterreichische Organisation weniger deutlich erkennen; es fehlt ihnen ebenso an einem geschriebenen einheitlichen Programm, das die Nationalgruppen zusammenfassen würde. Scheinbar gehen die deutschen, die tschechischen, die polnischen und slowenischen Klerikalen gesondert vor; scheinbar bemühen sich die antisemitischen Rangen ihre Väter, den nationalen Klerikalismus, zu erwürgen; scheinbar haben die Antisemiten verschiedener Zunge nichts gemein.

Doch der Schein trügt. Könnte ich an dieser Stelle die Geschichte des österreichischen Klerikalismus schreiben oder auch nur zeigen, wie sich die Deutschklerikalen der Hohenwartschen Rechtspartei unterordneten, wie sie dann 1881 den Liechtensteinklub gründeten, 1891 abermals unter Hohenwarts unmittelbare Führung traten und vier Jahre später die national vollständig unzuverlässige katholische Volkspartei gründeten, so wäre es nicht schwer, den Satz zu erweisen, daß die österreichischen Klerikalen immer zuerst klerikal waren, eine klerikale Reichspolitik betrieben und erst in zweiter Linie national empfanden. Allein das würde zu weit ablenken, und es sei lediglich an den ergebnislosen Versuch des Hofrats Lienbacher, im Jahre 1887 eine wirklich deutsch-österreichische konservative Partei ins Leben zu rufen, erinnert. Worauf es hier ankommt, ist ja nur die Erkenntnis, daß die Klerikalen und Antisemiten aller österreichischen Nationen vermöge ihres konservativen Prinzips geeinigt seien. Sie bilden eine Einheit, die auf einem ungeschriebenen, auf einem Gefühlsprogramm beruht, das sie in den kulturellen und wirtschaftlichen Fragen auf einen bestimmten Weg weist. „Rückwärts, rückwärts Don Rodrigo!“ heißt es in der achtundzwanzigsten Romanze des „Cid“. Sie wissen, was sie zu tun haben, und ihr Gegner weiß es ebenfalls. Die „Bourgeoisie“, die künftig zwischen die Sozialdemokratie und den Klerikalismus zu stehen kommt, wird sofort Farbe bekennen müssen. Es handelt sich nicht um die allgemeine Entscheidung für Fortschritt oder Rückschritt, sondern um das Verhalten gegenüber den beiden Parteien. Daher wird auch eine prinzipielle Erklärung, etwa: Ich bin in allen Fällen ein Gegner der Reaktion! nicht genügen, es werden Programme geschaffen und vertreten werden müssen.

War das Kuriensystem mit dem Fluch des Mangels fester Programme beladen, so wird das allgemeine gleiche Wahlrecht zur programmatischen Sonderung und Klärung führen. Das Schwanken hört auf, die Füße betreten festeren Grund! Wo ein Programm ist, da wird eine geeinte Partei sein müssen, denn in dem bevorstehenden heißen Wettbewerb dürfte der Drang nach Sammlung stärker als der Zug zur Spaltung sein. Parteien bedingen ein reges Parteileben, und die intensivere öffentliche Tätigkeit heischt wieder nach Arbeitskräften. Parteien, die wachsen wollen, müssen sich Organisationen zimmern, Leute sammeln, werben, werben! Das ist eine Erkenntnis von geradezu kardinaler Bedeutung, denn jetzt erst können wir mit Beruhigung behaupten, daß die Demokratie nicht bloß kommen, daß sie sich auch verankern werde. Weshalb konnte die Freiheit des Sturmjahres fast ohne Widerstand weggeblasen werden? Sehr einfach! Das Volk hatte von ihr keinen Besitz ergriffen. Im Jahre 1848 ließen sich selbst in Wien, der geistigen Elitestadt Oesterreichs, nicht mehr als 25 Prozent der wahlberechtigten Bürger in die Wählerlisten eintragen, und von diesen ging bloß ein Teil zur Urne. Im Jahre 1901 nahmen in Zisleithanien an den Wahlen der allgemeinen V. Reichsratskurie in den Wahlkreisen mit direktem Stimmrecht $56^6/_{10}$ Prozent, in denen mit indirektem $28^9/_{10}$ Prozent der Wähler teil. In Deutschland beteiligten sich jedoch schon bei der ersten Wahl zum Reichstag im Jahre 1871 rund 51 Prozent der wahlberechtigten Bürgerschaft; im Jahre 1903 waren es bereits mehr als 70 Prozent. Die Demokratie ist ein Schemen, solange sie sich lediglich auf das Gesetz stützt; sie erhält Leben, wenn sie in der Masse zu wurzeln beginnt. Um die Volksherrschaft in Oesterreich zu sichern, muß für sie die Menge gewonnen werden. Das ist nicht die unbedeutendste Zukunftsarbeit! Sie zu leisten, obliegt den Parteien, die auf der weiten Flur des Volksstimmrechts manövrieren werden. Mit den leblosen, zerfahrenen Gruppenbildungen von heute ginge dies nicht. Das Wahlrecht der Demokratie aber schafft — wie wir gesehen haben — die Vorbedingungen, die zur Organisation seiner Schutzregimenter notwendig sind; es besiegt das Chaos und bringt Ordnung; es ermöglicht Parteibildungen!

Wien. Richard Charmatz.

Das Ergebnis der Telefunkenkonferenz.

Die internationale Konferenz für Funkentelegraphie, die vom 3. Oktober bis 1. November in Berlin tagte, und deren Bedeutung ich bereits am 20. Oktober an dieser Stelle skizziert habe (vergl. meinen Aufsatz: „Der Kampf der Systeme in der Funkentelegraphie“), hat mit einem nahezu vollkommenen Siege der deutschen Interessen und Forderungen geendet, indem am 3. November von den siebenundzwanzig auf dem Kongreß vertretenen Staaten sechsundzwanzig ein Schlußprotokoll unterzeichneten, das im wesentlichen eine unbeschränkte Anerkennung der wichtigsten deutschen Forderungen enthält und vor allem die prinzipielle Gleichberechtigung aller funkentelegraphischen Systeme zum international anerkannten Leitsatz erhebt, womit die hochfliegenden Monopolgelüste der Marconi-Gesellschaften endgültig zu Grabe getragen worden sind. Der Wortlaut des in französischer Sprache abgefaßten internationalen Vertrages vom 3. November und der übrigen getroffenen Vereinbarungen liegt nunmehr vor. Der eigentliche Vertrag umfaßt dreiundzwanzig Artikel und wird ergänzt durch ein sieben Punkte umfassendes „Schlußprotokoll“, ein aus drei Paragraphen bestehendes „Zusatzabkommen“ und eine längere „Ausführungs-Uebereinkunft“, die in zweiundvierzig Artikeln festlegt, wie die Bestimmungen des neuen Vertrags in die Praxis übertragen werden sollen. Im folgenden seien die wichtigsten Vereinbarungen in Kürze aufgezählt, wobei von vornherein bemerkt sein muß, daß sich die Konferenz ausschließlich mit den Fragen des Austauschs von Radiotelegrammen zwischen Küste und Schiff oder zwischen Schiff und Schiff befaßte:

Der Hauptpunkt des Vertrages vom 3. November ist der Artikel 3, der folgendermaßen lautet:

„Die Küstenstationen und die Schiffsstationen sind verpflichtet, ohne Unterschied des von ihnen benutzten funkentelegraphischen Systems die Telegramme miteinander auszuwechseln.“

Artikel 5 enthält die Verpflichtung, allen Küstenstationen eines Staates Anschluß an das übrige Telegraphennetz des betreffenden Landes zu schaffen, um einen ungehinderten öffentlichen Verkehr zu ermöglichen. Artikel 6 bestimmt, daß die vertragschließenden Staaten sich gegenseitig die Namen ihrer Küsten- und Schiffsstationen bekannt geben. Artikel 8 verlangt, bei einer Neueinrichtung von Stationen solle stets nach Möglichkeit darauf geachtet werden, daß der Betrieb schon bestehender Stationen dadurch möglichst wenig gestört werde. Sehr bedeutungsvoll ist auch der Artikel 9, welcher vorschreibt:

„Die funkentelegraphischen Stationen sind verpflichtet, Notanrufe von Schiffen mit unbedingtem Vorzug entgegenzunehmen und zu beantworten, sowie ihnen gebührend Folge zu geben."

Die folgenden Artikel beschäftigen sich mit den Gebührensätzen, den künftigen Telefunkenkonferenzen, der internationalen Verwaltung und Regelung in radiotelegraphischen Dingen, der Verpflichtung, angenommene Telegramme ordnungsmäßig weiterzubefördern usw. Artikel 16 hält den Staaten, die dem Vertrag zunächst noch nicht beigetreten sind, den künftigen Beitritt jederzeit offen. Artikel 21 schließt die militärischen und Marineanlagen von den Bestimmungen des Vertrages ausdrücklich aus und unterwirft sie lediglich den Forderungen der Artikel 8 und 9. Artikel 22 setzt den 1. Juli 1908 als den Termin fest, an dem der Vertrag international gültig wird.

Im Schlußprotokoll finden sich noch einzelne Ergänzungen und Vorbehalte verschiedener Staaten. So soll es zulässig sein, daß auf die eine oder andere genau zu bezeichnende Station, auch wenn sie nicht militärischen oder Marinezwecken dient, die Bestimmungen des Charakters keine Anwendung finden; doch muß der betreffende Staat sich alsdann verpflichten, in ihrer Nähe alsbald eine neue Station zu errichten, die dem Uebereinkommen unterworfen wird. Weiterhin enthält das Schlußprotokoll die Erklärung Italiens, des einzigen auf der Telefunkenkonferenz vertreten gewesenen Staates, der dem Vertrag nicht zustimmte, daß es sich dem Abkommen nur mit Genehmigung der Marconi-Gesellschaft oder erst nach Ablauf seiner bestehenden Verträge mit dieser Gesellschaft anschließen könne. Im Zusatzabkommen verpflichten sich einundzwanzig von den vertragschließenden sechsundzwanzig Staaten, die Bestimmungen des Abkommens auch uneingeschränkt auf den Verkehr von Schiffen untereinander anwenden zu wollen.

Von den zahlreichen einzelnen Punkten der Ausführungs-Uebereinkunft verdienen die folgenden besonders hervorgehoben zu werden: Die beiden Wellenlängen von 300 und 600 m werden als Normalien für den öffentlichen Verkehr vorgeschrieben. Jede Schiffsstation muß durch einen staatlich geprüften Telegraphisten bedient werden. Für die Errichtung von Schiffsstationen jeder Art bedarf es der Genehmigung der zuständigen Regierung. Der Dienst bei den Küstenstationen soll, wo es sich irgend ermöglichen läßt, ununterbrochen Tag und Nacht stattfinden. Die Funkentelegramme erhalten im Eingang den Vermerk „Radio". Im radiotelegraphischen Verkehr sind, im Gegensatz zum binnenländischen Telegrammverkehr, nicht zugelassen: Telegramme mit vorausbezahlter Antwort, telegraphische Postanweisungen, Telegramme mit Vergleichung und mit Empfangsanzeige, nachzusendende Depeschen, gebührenpflichtige Diensttelegramme, dringende Depeschen sowie Telegramme, die durch besonderen Boten oder durch die Post zu bestellen sind.

Achtundzwanzig Staaten hatten zu der Konferenz ihr Kommen zugesagt. Von diesen war einer nicht erschienen, Montenegro, das sich naiverweise durch Marconi selbst, den größten Feind jeder internationalen Verständigung in radiotelegraphischen Dingen, hatte vertreten lassen wollen. Die übrigen siebenundzwanzig Staaten waren die folgenden:

Europäische Staaten: *Deutschland, *die Niederlande, *Belgien, *Frankreich, England, *Dänemark, *Norwegen, *Schweden, *Rußland, *Rumänien, *Bulgarien, *die Türkei, *Griechenland, *Oesterreich, *Ungarn, Italien, *Monaco, *Spanien, Portugal;
Amerikanische Staaten: *Vereinigte Staaten, Mexico, *Chile, *Brasilien, *Uruguay, *Argentinien;
Asiatische Staaten: Persien, Japan.

(Die mit einem * bezeichneten Staaten haben auch den unbeschränkten Verkehr der Schiffe untereinander anerkannt.)

Von diesen Staaten hat sich Italien, wie schon gesagt, als einziger von der Anerkennung des Uebereinkommens ausgeschlossen, weil ihm durch seine Verträge mit der Marconi-Gesellschaft die Hände derartig gebunden sind, daß ihm auf absehbare Zeit jede Aktionsfreiheit genommen ist. Lange Zeit mußte man befürchten, daß auch England, der für den radiotelegraphischen Verkehr neben der amerikanischen Union wichtigste aller Staaten, sich mit seinen zahlreichen Kolonien der Anerkennung des Vertrages entziehen und damit den Wert der jüngsten Konferenz in der Hauptsache illusorisch machen werde, denn wenn sich auch England der Marconi-Gesellschaft nicht in dem Maße wie Italien mit Haut und Haaren verschrieben hat, so ist es doch mit ihr eng liiert, und die Stellungnahme insbesondere der Vertreter der britischen Admiralität ließ anfangs entschieden befürchten, daß England mit Italien Hand in Hand gehen werde, wie es schon auf der Berliner Vorkonferenz vom August 1903 geschehen war. Deutschlands Stellung auf der Konferenz war zeitweise sehr schwierig, und ohne die geschickte und rückhaltlose Unterstützung der Vereinigten Staaten, die ohne Vorbehalt auf Deutschlands Seite traten und sich diesmal als ein „brillanter Sekundant" erwiesen, wäre wohl schwerlich ein so großer Erfolg erreicht worden. England hat sich, ebenso wie alle übrigen Staaten außer Italien, auf die Dauer der Ansicht nicht verschließen können, daß nur auf dem Boden der prinzipiellen Gleichberechtigung aller Systeme und der Unterordnung aller persönlichen Wünsche und Interessen unter die Anforderungen des allgemeinen Verkehrs eine gedeihliche Entwicklung der Radiotelegraphie als neues Mittel des Weltverkehrs möglich sei. Wie gründlich es sich zur Ansicht bekehrt hat, daß auch auf diesem Verkehrsgebiet eine internationale Verständigung und ein dauerndes Mitgehen mit der Entwicklung der Technik und des Verkehrsbedürfnisses notwendig ist, beweist die Tatsache, daß dieser Staat, durch dessen Einspruch der Zusammentritt der letzten Berliner Konferenz mehrfach hatte vertagt werden müssen, jetzt selber die vertragschließenden Staaten eingeladen hat, die nächste Telefunkenkonferenz im Jahre 1911 in London abzuhalten.

Es bleibt auf dem Gebiet einer endgültigen Regelung aller funkentelegraphischen Verkehrsfragen für die internationale Verständigung sicherlich noch viel zu tun. Aber der feste Grund ist jetzt gelegt, auf dem weitergebaut werden kann, und die wichtigsten und dringendsten Fragen sind endgültig geklärt. Der bis jetzt herrschende, unwürdige Zustand ist beseitigt, und Lächerlichkeiten, wie die bisherige Tatsache, daß etwa der Dampfer „Bremen" des Norddeutschen Lloyd mit dem Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große" desselben Norddeutschen Lloyd keine Depeschen austauschen durfte, weil jener eine Telefunkenstation, dieser eine Marconi-Station an Bord hat, sind in Zukunft unmöglich. Jetzt erst wird sich die junge Radiotelegraphie zu einem ebenbürtigen Zweig neben der alten Drahtleitungstelegraphie entfalten, und es mag uns Deutsche freuen, daß dieser Fortschritt des Weltverkehrs einmal wieder der Initiative Deutschlands zu danken ist.

R. Hennig.

Dichterische Arbeit und Alkohol.

Bemerkungen zu einer Rundfrage.

Im „Literarischen Echo" hat Dr. med. C. F. van Vleuten eine Rundfrage über die Wechselbeziehungen zwischen dichterischer Arbeit und Alkohol veranstaltet. Er hat hundertfünfzig deutsche Dichter und Schriftsteller befragt, und hundertfünfzehn haben sich an der Enquete beteiligt. Ein Beweis, daß van Vleutens Frage bei der Zunft ernst genug genommen wurde. Van Vleuten, der schon einige wichtige Arbeiten auf dem Gebiete der literaturgeschichtlichen Psychopathologie (Poë, Hölderlin usw.) aufzuweisen hat, wollte mit dem Ergebnis seiner Enquete Material zur Untersuchung herbeischaffen, wie der Alkohol die feinste Art der Geistestätigkeit, „die des Erfindens, Ergrübelns und der künstlerischen Arbeit, also mit einem Worte den Phantasieanteil menschlichen Denkens" beeinflusse.

Nachdem es gelungen ist, durch Experimente die Wechselwirkung zwischen Alkohol und Muskelleistungen und zwischen Alkohol und einfacheren Gedankenoperationen festzustellen, und alle Ergebnisse darauf hinausliefen, daß eine merkliche Herabsetzung der Leistungsfähigkeit zu beobachten sei, mußte für eine

Untersuchung, ob der Alkohol eine Hemmung oder Steigerung dichterischer Kräfte bewirke, doppeltes Interesse vorhanden sein.

Hier schien den Ergebnissen der wissenschaftlichen Untersuchung eine Jahrhunderte alte Tradition, eine gefestigte Ueberzeugung der deutschen Poeten entgegen zu stehen, die ganz anders klingt als die nüchterne Feststellung der Experimentatoren. Wir haben eine Trinkerpoesie. Und keine schlechte, vom Volkslied des 15. Jahrhunderts an, über Schillers Punschlied bis zu neuesten trunkfesten und trunkfröhlichen Versen. Und sollte man diesen Weisen glauben, so gibt es noch manchen deutschen Dichter, dessen liebster Buhle beim Wirt im Keller liegt und ein hölzern' Röcklin an hat.

Aber, angesichts der ernsthaften, blitzenden Brillen der Wissenschaft, auf das Gewissen befragt, peinlich verhört und mit einer gewissen Angst vor dem Schwert der Antialkoholbewegung hat sich die deutsche Dichterschaft zu weit größerer Nüchternheit bekannt, als es gemeinhin den Anschein hat und auch das Publikum von ihr anzunehmen geneigt ist. Unter den hundertfünfzehn Antwortenden sind vier vollkommene Abstinenzler, dreiundzwanzig genießen „Alkohol" nur bei festlichen Gelegenheiten, gewissermaßen, um ihre geselligen Fähigkeiten auszulösen, und die übrigen befleißigen sich im täglichen Leben einer Mäßigkeit, die sie nicht versäumen, stark hervorzuheben. Die Gegner des Alkohols, sofern sie nicht so fanatisch sind, gleich gänzliche Entsagung zu verlangen, können also mit den deutschen Dichtern recht zufrieden sein. Unter den Abstinenten erscheint Bierbaum als der liebenswürdigste. Er sagt, er würde recht gerne trinken, aber es vertrüge sich nicht mit dem Dichten; er fühlt sich gelähmt, unfähig zur Aufnahme künstlerischer Eindrücke. Und da ihm das Dichten lieber sei als das Trinken, so verzichte er lieber auf das Trinken. Bierbaum nennt diese Empfindlichkeit eine „krankhafte und verkehrte Art der Reaktion auf gegorene Getränke".

Und in dieser Antwort Bierbaums scheint denn auch in der Tat der Mittelpunkt zu liegen, von dem aus das Ergebnis der Enquete beurteilt werden kann.

Van Vleuten hat dem deutschen Parnaß drei Fragen vorgelegt:

1. Nehmen Sie regelmäßig vor der künstlerischen Arbeit Alkohol in irgend einer Form zu sich, und welche Wirkungen schreiben Sie dem zu?

2. Haben Sie, falls Sie nicht regelmäßig Alkohol vor der Arbeit nehmen, es aber gelegentlich doch einmal getan haben, dann eine Steigerung oder eine Hemmung Ihrer Arbeitsleistung beobachtet?

Die dritte Frage richtet sich nach der Stellung zur Alkoholfrage überhaupt und nach allgemeinen Beobachtungen über die Wechselwirkung zwischen Dichtung und Alkohol.

Einhundertacht der Befragten verneinen die erste Frage. Weder vor noch während der Arbeit nehmen sie Alkohol zu sich. Sieben benutzen den Alkohol in verschiedenen Formen zu verschiedenen Zwecken; Bier wird getrunken, um die Hirntätigkeit zu verlangsamen, Wein, um die Phantasie anzuregen, um Rhythmus und Reim beschwingter zu machen, um dem Dramatiker den Dialog zu erleichtern. Hier aber haben die meisten der Antworten zwischen den Stadien der künstlerischen Arbeit wohl unterschieden. Daß der erste, blitzartige Gedanke auch beim Bier oder Wein auftauchen könne, haben viele betont, wenn auch mit der Einschränkung, daß manches von dem, was man sich in der durch Alkohol angeregten Stimmung notiert hat, sich am nächsten Tage als belanglos, unbedeutend oder nicht selbständig erweist. Manche unterscheiden auch zwischen den verschiedenen Arten der Begabung und meinen, daß ein leidliches Gedicht im ersten Entwurf ganz wohl in dieser Stimmung entstehen könne und daß dann der nächste Tag nur die Feile zu bringen habe. Die überwiegende Mehrheit aber spricht die Erfahrung aus, daß die eigentlich formende Arbeit vollkommene Nüchternheit erfordert. Die Schreibtischarbeit soll also nicht durch Alkohol stimuliert werden.

Ich glaube, daß ein wichtiges Moment da übersehen wurde. Geringe Mengen von Alkohol wirken nicht so sehr auf die geistige Leistungsfähigkeit, als auf die motorischen Nerven. Vor allem auf das feine und auf jeden physiologischen Prozeß reagierende Werkzeug der Finger. Die Finger werden plump und unbeholfen — man kann das bei sonst vortrefflichen Musikern beobachten, die nach ganz geringen Mengen von Alkohol unsicher werden — sie verlieren die Herrschaft über die Finger. Und wer nun weiß, welchen ungemeinen Einfluß das Werkzeug, die rein mechanische Schreibtätigkeit auf die Formgebung ausübt, wird verstehen, warum die meisten Schriftsteller den Alkohol von der Schreibtischarbeit verbannen. Der Schriftsteller lebt in ganz wörtlichem Sinn von der Feder. Er ist abhängig von ihren Launen, von ihrer Gefügigkeit, von jener scheinbar so bedeutungslosen Stahlspitze, die je nachdem, ob sie sich mit dem Papier verträgt oder nicht, die formende Arbeit fördert oder hemmt. So mancher gute Gedanke blieb ungeschrieben, weil die Feder ein Haar durchaus nicht freigeben wollte, weil die Tinte zu dünn floß oder aber zu dick auf dem Papier klebte. Dem täglichen Stoßgebet um gute Gedanken, um Rhythmus und sicheres Gefühl für die einzige Form fügt jeder wohl noch den abergläubischen Wunsch hinzu, daß es ihm gegeben sei, heute gut *schreiben* zu können. Sollten wir uns daran gewöhnen können, einem anderen zu diktieren — vorausgesetzt, daß das deutsche Publikum jedem Dichter die Mittel gibt, sich einen Sekretär zu halten — so würde wohl auch ein Teil dieser Schreibtischfurcht wegfallen.

Eine andere Besorgnis, die den Schriftstellern Vorsicht vor dem Alkoholgenuß während der Arbeit einschärft, geht die Behauptung der Selbständigkeit an. Van Vleuten berichtet in dem Vorwort zu seiner Enquete, daß die Schule Kraepelins besonders interessante Assoziationsversuche angestellt habe. „Auf ein Reizwort, das der Versuchsperson zugerufen wird, muß sie die ihr zuerst einfallenden Vorstellungsketten nennen. Es lassen sich nun diese Assoziationen einteilen, in solche, die einen inneren Zusammenhang mit dem Reizwort haben, die also einer inneren Anschauung entsprechen und sie verraten; zweitens in solche, die in einer oberflächlichen oder zufälligen Beziehung dazu stehen, und drittens in gänzlich zusammenhanglose. Ohne Frage verdienen die inneren Assoziationen als die beste Leistung angesehen zu werden. Es ist nun auffallend, daß bei Versuchen, die Wochen mit und ohne Alkohol abwechseln ließen, die Ergebnisse der Tage mit Alkohol eine unverkennbare Steigerung der äußeren und zusammenhanglosen und zugleich eine Verminderung der inneren Assoziationen darboten. Die Gedankenverbindungen waren flacher, leerer, von belanglosen Zufälligkeiten abhängig."

Dieser Assoziationsversuch hat seine ganz ungemeine Bedeutung für den Schriftsteller. Genaue Beobachtung zeigt, daß beim Alkoholgenuß die Widerstandsfähigkeit gegen fremde Gedanken abnimmt. Neben einigen, die starrköpfig und eigensinnig werden, stehen viele, die leichter für fremde Einflüsse zugänglich sind. Anstelle der „inneren Assoziationen", die eigene Anschauungen verknüpfen, treten unter den loseren Gedankenverbindungen vor allem fremde auf. Das ist die große Gefahr. Daß man auf andere Gleise gerät, auf Wege, die nicht unsere eigenen Wege sind. Das Gespenst, vor dem der ernst strebende Künstler niemals zu zittern aufhört, ist der Verlust seiner Selbständigkeit. Der schwerste Vorwurf, von dem er getroffen zu werden fürchtet, der, daß er irgend jemanden nachahme. Seine künstlerische Persönlichkeit zu behaupten, ist seine wichtigste Sorge. Ein großer Teil seiner unaufhörlichen Selbstkontrolle ist auf diese Dinge gerichtet, und die Furcht, fremden Einflüssen zu erliegen, macht ihn gegen den Alkohol mißtrauisch. Van Vleuten fährt in seiner Darstellung des Assoziationsversuches fort: „Daß häufig Klang- und Reimassoziationen sich zeigten, entspricht der Erfahrung, daß unter Alkoholwirkung das Improvisieren von Versen mitunter leichter von statten geht, wobei allerdings der glattere Fluß der geringeren Tiefe entspricht." Eine Beobachtung von entscheidendem Gewicht! Denn am Reim kleben unzählige fremde Gedanken- und Gefühlsassoziationen — siehe Arno Holz: „Revolution der Lyrik" — ein ganzes Heer von traditionellen Vorstellungen, deren Abwehr wir unter dem Einfluß des Alkohols nicht gewachsen sind.

Und nun sind wir schon ganz nahe dem Kern der ganzen Frage. Unsere deutsche Trinkpoesie, besonders unsere frühere, unbefangene, „alkohol"freudige Trinkpoesie, ist sie wirklich nur eine „literarische Fälschung des Weltbildes", wie Arthur

Schnitzler sagt, indem er versichert, daß sie ihm „durchaus widerwärtig" sei? Oder dürfen wir annehmen, daß selbst die künstlerisch wertvollen Trinklieder einem herzhaften Vergnügen am Trinken entsprungen, ja, daß sie vielleicht sogar unter dem Einfluß des „Alkohols" entstanden sind? Wir wissen ja wenig genug von den Lebensgewohnheiten der meisten Poeten vor dem gesegneten achtzehnten Jahrhundert, von dessen drittem Viertel an erst das Beispiel Goethes auch insoweit gewirkt zu haben scheint, daß sich die Dichter mit größerer Aufmerksamkeit selbst zu beobachten begannen. Aber sollen wir so ohne weiteres annehmen, daß wir es bei der älteren Trinkpoesie mit lauter „literarischen Verfälschungen des Weltbildes" zu tun haben? Wäre nicht eher zu vermuten, daß unser Weltbild im allgemeinen ein anderes geworden ist? Daß sich der Dichter früher wirklich weit unbesonnener der Poesie des Trinkens — und es hat seine Poesie — ergeben hat, als der Poet von heute, wenige heitere Nachfahren der feucht-fröhlichen Sänger von damals ausgenommen? Der sagenhafte Durst der alten Germanen scheint auszusterben, und der „alte Barde" von Arno Methbank mag wohl in Walhall den Kopf schütteln über den blassen Jüngling von 25 Jahren, der eben den Zeitgenossen seine gesammelten Ekstasen oder Neurosen in 400 numerierten Exemplaren — zwanzig davon auf kaiserlich Japan — dargeboten hat. In Wahrheit — die gegenwärtige Generation von Dichtern und Schriftstellern ist sich ihrer Verantwortung zu sehr bewußt, sie weiß, daß eine unaufhörliche Auslese der Tüchtigsten stattfindet. Wir sehen mit Entsetzen die Zusammenstellungen der Fachzeitschriften über die Unmasse der Bücher, die jahraus, jahrein in Deutschland gedruckt werden. Eine furchtbar anschwellende Flut! Wer da nicht alle Kräfte einsetzt, ist verloren. Das Mittelmaß des Könnens ist so groß, daß schon die Erreichung des Durchschnitts ungemeine Anforderungen an unseren Willen, an unsere Selbstkritik, an die Sicherheit unseres künstlerischen Empfindens stellt. Wer aber einigermaßen über den Durchschnitt emporkommen möchte, der wird — wenn er nicht gerade ein Genie ist — alle diese Fähigkeiten bis zum äußersten anspannen müssen. Man stellt die größten Ansprüche an sich, prüft sich unaufhörlich selbst, muß immer über alle Kräfte verfügen können, elastisch und frisch sein und erfährt doch immer wieder die furchtbare Wahrheit des Hebbelschen Wortes an sich, daß große Talente von Gott und kleine Talente vom Teufel sind. In diesem schweren Kampf ums Dasein hat man sich immer genau zu prüfen, wenn man auf der Höhe des Erreichten stehen bleiben will, und verleent die leichtherzige Unbesonnenheit früherer Zeiten, deren Dichter die Angst vor der „Konkurrenz" nicht in diesem Maß kannten. In diesem Wettbewerb ist der Alkohol kein förderliches Element. Der Alkoholgenuß erfordert vor allem Opfer an Zeit. Sowohl der Genuß selbst, als auch der Zustand nach dem Genuß. Man muß Zeit haben, um bei behaglichem Gespräch einige Flaschen Wein trinken zu können; man muß auch Zeit haben, allenfalls noch einen Tag dranzugeben, wenn im leicht duseligen Zustand die Arbeit nicht recht fördern will. Und die Schriftsteller von heute haben keine Zeit! Aus den meisten der Antworten spricht diese Angst, auch nur einen einzigen Tag zu verlieren. Wer Ohren hat, zu hören, der höre. Und es täte jenen unter unserem Publikum, die noch immer glauben, daß es ein leichter und eigentlich müheloser Beruf sei, mit fliegender Feder Zeile an Zeile zu reihen, es täte ihnen gut, diese Enquete van Vleutens einmal ein wenig durchzugehen. Sie könnten sehen, wie der Schriftsteller vor jeder Unterbrechung seiner Stimmung, vor jeder Hemmung seiner Kraft zittert.

Diese Angst findet sich in allen Graden. Von der vollständigen Enthaltsamkeit bis zur bloßen Vorsicht zeigen die Antworten der Befragten ein ganzes Heeresmuseum von schwereren und leichteren Panzerungen. Ottomar Enking bleibt dabei, „daß für den künstlerischen Arbeiter die totale Abstinenz das allein Richtige ist," wendet sich mit „Abscheu und Mitleid" von der „bier- und weinseligen Poesie" Scheffels und ist überzeugt, daß Goethe und Schiller „der Welt noch Schöneres geschenkt hätten, wenn sie Gegner des Alkoholgenusses gewesen wären". Georg Busse-Palma sagt: „Meinen Beobachtungen nach ist der Alkohol als Anreger ein Gott, aber ein Stümper bei der Ausführung." Und Paul Ernst hält den Alkohol sogar für nützlich, „überall da, wo Hemmungen in uns zu überwinden sind und eine gewisse Wagehalsigkeit erzeugt werden muß". Und er kommt auf Grund eigener Erfahrungen zu einem Kraepelins Experimenten geradezu entgegengesetzten Ergebnis, daß „der ‚Alkohol' allerhand geistige oder seelische Störungen (ungewollte Assoziationen, Gefühle und dergl.) abschnitt und den Blick sich nur auf das eine Ziel richten ließ", um mit der sehr feinen Bemerkung zu schließen, daß es wohl auch nicht ein Zufall sei, „daß die Sprache für diesen Zustand, mag er durch die Arbeit oder den Wein erzeugt sein, das eine Wort ‚Rausch' hat."

Zwischen der Ueberzeugung Ottomar Enkings und der Paul Ernsts liegen hundertdreizehn andere Meinungen. Die Georg Busse-Palmas hält ungefähr die Mitte. Vom Pol Enking aber bis fast in die unmittelbare Nähe des Pols Paul Ernst klingt die Angst vor dem Alkohol als Räuber der Zeit.

Viel feine und anziehende Bemerkungen über Beobachtungen auf diesem Gebiet finden sich in den hundertfünfzehn Antworten. Dr. Max Burckhard zum Beispiel führt an, daß ihm in früheren Jahren nach einer durchschwärmten Nacht rein logische Arbeiten viel leichter noch von der Hand gingen als sonst. „Der Verstand arbeitete wie eine Maschine, exakt, ohne jede Ablenkung, ohne jede Störung . ." Und er erklärt sich diese Erscheinung durch die „Ausschaltung der ablenkenden Wirkung der Phantasie". Aus meiner eigenen Erfahrung möchte ich dies bestätigen. Nach solchen alkoholgesättigten Nächten treibt es mich immer mit unwiderstehlicher Gewalt zu einer naturwissenschaftlichen Lektüre, und sei es die trockenste Darstellung eines Systems.

Eine kluge Bemerkung über die verschiedenartige Wirkung des Alkohols auf verschiedene Individuen macht auch Rudolf Presber; er meint, daß auch gewisse atavistische Neigungen mitsprechen und mitbestimmen. „Ich leugne die Möglichkeit nicht, daß der Enkel eines irischen Quäkers, wenn er sich an klarem Quellwasser gelabt, das relative Höchstmaß seiner geistigen Leistungen erzielen konnte." Und er schließt mit einem lustigen Lachen: „M e i n Großvater war zufällig Bürgermeister von Rüdesheim." —

Van Vleutens Rundfrage ist in mehr als einer Hinsicht äußerst verdienstvoll. Sie gibt ein umfassendes Material für die Forschung, aber sie gibt auch einen Einblick in die Bedingungen des Schaffens. Sie läßt einen wichtigen, kulturpsychologischen Grundzug unserer Zeit erkennen; und endlich, sie gibt „Alkohol"freunden und „Alkohol"gegnern Gelegenheit, sich ihre Lieblinge nach deren Stellung zu der großen Frage auszuwählen.

Ich meinesteils . . . wenn ich gefragt werde: ich halte es mit den Enkeln der Bürgermeister von Rüdesheim.

Brünn. Karl Hans Strobl.

Die Sünde wider die Natur.

Ehen, denen Kinder versagt bleiben, sind entweder sehr glückliche oder unglückliche. Sehr glückliche insofern als bei aller bleibenden Sehnsucht die gemeinsame Enttäuschung, der gleiche Schmerz die Herzen der Gatten um so fester aneinander schließt, als sie in dem Bewußtsein nur aufeinander angewiesen zu sein, ihre Liebe ungeteilt sich geben. Oder sehr unglückliche, weil die Ehe, ihres eigentlichen Zweckes beraubt, als eine verfehlte und sinnlose betrachtet wird und einer den andern dies immer deutlicher empfinden läßt. „Warum heiratet der Mann? Nur, um Kinder zu haben, Erben seines Leibes, seines Blutes. Kinder, denen er weitergeben kann, was in ihm ist an Wünschen, Hoffnungen und auch an Errungenschaften; Kinder, die von ihm abstammen wie die Schößlinge von einem Baum. Kinder, die dem Menschen ein Fortleben in Ewigkeit ermöglichen." So philosophiert Paul

Schlieben in Clara Viebigs neuem Roman: „Einer Mutter Sohn" (Egon Fleischel & Co., Berlin). Und ebenso fühlt seine Frau Käthe. Beide empfinden die Tragik einer kinderlosen Ehe um so herber, je älter sie werden. „Den Kinderlosen blüht keine zweite Jugend. Niemand würde das Erbe antreten, das sie hinterließen an Schönheitsfreude, an Schönheitssinn, an Begeisterung für Kunst und Künstler ... ach, und niemand würde, wenn jene letzte schwere Stunde kommt, vor der alle bangen, mit liebenden Händen die erkaltende Hand festhalten wollen: ‚Vater, Mutter, geht nicht! Noch nicht!'"

Der erste Fall einer kinderlosen Ehe trifft bei den Schliebens zu: Sie haben sich lieb, der Mangel schmiedet ihren Bund um so fester, einer sucht dem andeen hinwegzuhelfen über das tiefe Weh seines Lebens. Besonders der Mann hat in dieser Beziehung etwas Rührendes. Aber .. die Sehnsucht! Keine Arbeit, keine Reise, keine Liebe kann über sie hinwegführen. Da, bei einem Aufenthalt im Venn mitten in der Wildnis des Waldes, finden sie ohne Kissen, ohne Decke, erbärmlich nur eingebündelt in einen alten, zerschlissenen Frauenrock ein ganz kleines Kind auf der Erde liegen .. den einige Monate alten Sohn einer Beerensammlerin, deren Mann bei einem Schmuggelversuch vom Grenzjäger erschossen wurde und sie mit einer großen Schar von unversorgten Kindern in größter Armut zurückgelassen hat. Die Bedenken des Gatten werden von dem Flehen, von den Tränen Käthes besiegt .. Das reiche, kinderlose Ehepaar kauft in einer dramatisch bewegten, psychologisch meisterhaften Szene dem armen Weibe das kleine Kind ab und adoptiert es. Der Sohn der Wildnis wächst nun, von zärtlichster Liebe und Sorgfalt umgeben, im Luxus des reichen Kaufmannshauses Schlieben in der Grunewaldkolonie empor, besucht das Gymnasium, wird konfirmiert und tritt als Volontär in das große Geschäft des Vaters. Er nimmt alle Allüren der vornehmen Welt an, wird natürlich Sportsmann, hält seine Geliebten, macht Schulden und ruiniert seine Gesundheit. Aber tief drinnen in jenen Gründen und Abgründen des Seins, die mühsam überbrückt durch Kultur und Gewohnheit, manchem Menschenleben niemals zum Verhängnis werden, lebt das Dämonisch-Ursprüngliche, des freien Wald- und Berggeschöpfes ungebrochene Natur. Wolfgang, — so haben Schliebens ihr Kind getauft — über dessen Herkunft sie unverbrüchliches Schweigen bewahren, entwickelt sich allen unermüdlichen Versuchen, allen ängstlich festgehaltenen Prinzipien der Erziehung zum Trotz durchaus anders als die Kinder der vornehmen Kreise, hält sich zu den Niedrigen, zieht den Umgang mit den Portierskindern dem vor, den seine Eltern wünschen, offenbart in seinen Spielen eine ungebändigte Wildheit und macht schließlich, eingeengt und erdrückt durch die Verhältnisse der vornehmen Umgebung, aus der ein unbestimmbarer, innerer Drang ihn hinforttreibt, einen planlosen Fluchtversuch. Trotz aller rührenden, nie erlahmenden Versuche seiner Pseudomutter gelingt es nicht, die rechte Gegenliebe, irgendwelche Dankbarkeit in seiner Seele für seine Eltern zu erwecken, das natürliche Band fehlt eben, die unmittelbarste Sprache, die des Blutes, schweigt. Der aufwachsende Knabe ahnt den nicht natürlichen Zusammenhang, er fordert Aufklärung, er erhält sie. Aber nun hat er sich schon an die guten Verhältnisse, an das behagliche Nichtstuerdasein des reichen Sohnes zu sehr gewöhnt, nun ist die wilde Triebeskraft des Ursprünglichen da drinnen schon zu sehr überwuchert und überzuckert, nun vermag er sich von dem Großstadtleben mit seinen süßen Lastern, seinen schmeichelnden Gewohnheiten, seinen reizvollen Sünden nicht mehr zu trennen, innerlich kalt und lieblos gegen seine Eltern macht er sich ihr Geld und, wo dies ausbleibt, ihren Kredit zu nutze, erschüttert die sensible und an derartige Anblicke nie gewöhnte Mutter durch einen tierischen Rausch, hetzt sie, als er sich eines Liebesverhältnisses wegen verbirgt, in übertriebener Todesangst durch ganz Berlin — und stirbt schließlich an einem Herzleiden in ihrem Arm im Süden.

Körperlich und geistig konnte die Pflanze des wilden Venngebirges, der Sprößling des Schmugglers und der robusten, urwüchsigen Beerensammlerin, in der weichen Luft der Kultur und des Luxus nicht gedeihen. Wolfgang blieb — seiner Mutter Sohn. Aus ihrem Arm und dem Boden ihrer rauhen Heimat gerissen, mußte er, ja, er mußte naturnotwendig verkümmern, fallen, sterben!

* * *

Clara Viebig ist eine zu feinsinnige Dichterin, um in einem Roman lehren und predigen zu wollen. Aber wenn auch echte Kunst zu groß und wesenhaft in sich selber ist, um die Nebenwege und Nebenziele lehrhafter Moral zu gehen, eins ist doch in jeder wirklichen und wirkenden Kunst enthalten. Es ist ihr Wert „an sich", ungewollt und unaufdringlich, ihr Atem ist es, ihre Seele: eine große Wahrheit. Diese braucht nicht Lehre zu sein. Im Gegenteil, sie kann als etwas Unvermeidliches, etwas Naturnotwendiges vor uns stehen.

Und die Wahrheit dieses Romans?

Die größte und unverzeihlichste, die am schwersten sich rächende Sünde, die ein Mensch begehen kann, ist die Sünde wider die Natur! Indem Käthe und ihr Mann, was die Natur ihnen versagt, auf nicht natürliche Weise gewaltsam sich zu eigen machen wollten, indem sie den kleinen Sohn der Wildnis aus dem mütterlichen Boden, in dem er sich normal wie seine Brüder und Schwestern entwickelt hätte, herausrissen und ihn in das kultivierte Gewächshaus der vornehmen Gesellschaft verpflanzten, frevelten sie gegen die Gesetze der Natur. Und diese zahlt ihnen ihren unberechtigten Eingriff heim, Schlag auf Schlag, unerbittlich, mit nicht zu erweichender Konsequenz. In gutem Glauben, ja aus einem zweifellosen Idealismus hatten sie gehandelt. Aber darum kümmert sich die Natur nicht. Für sie gibt es keine ideellen Gesichtspunkte, keine Milderungsgründe. Für sie gibt es nur eben sie selber. Wer sich gegen ihre unantastbaren Gesetze erhebt, den straft sie bis ins dritte und vierte Glied. Als Käthe und Paul immer deutlicher zur Erkenntnis kommen, daß sie trotz all ihrer Liebe das Herz des kleinen Wildlings doch nie gewinnen können, als er sich vielmehr zwischen sie beide stellt und ihr bis dahin liebevolles Zusammenleben Erkältung und Entfremdung anzunehmen droht, als aus dem Kind mit den urwüchsigen Ungezogenheiten der junge Mann mit Ansichten, Manieren, Ausschweifungen wird, die ihrer vornehmen Denkweise unsympathisch, unverständlich, ja widerwärtig sind, als sie zu ihrem Entsetzen immer klarer sehen, wie viel stärker und siegender die Bande des Blutes sind als alle Unterweisung und Pädagogik, da gehen ihnen die Augen auf. Aber nun ist es zu spät. Das ist auch das furchtbar Unerbittliche der Sünde wider die Natur, daß sie sich nie zurücknehmen, nicht einmal wieder gut machen läßt. Es gibt keine so hartherzige Richterin wie die Natur. Von dem Köstlichsten weiß sie nichts: Von der Gnade! Paul und Käthe erfahren es. Und rein passiv der unschuldig-schuldige Sohn. Vorzüglich hat Clara Viebig es verstanden, gerade in seinem Schicksal das Märtyrertum dessen, an dem man unverantwortlich gefrevelt, mit den eigenen Ausschreitungen und Sünden so in Einklang zu bringen, daß uns das Quälende und Unfruchtbare des Märtyrertums nicht um den Genuß der Dichtung bringt. Freilich, eine Frage muß ich dabei gleich aufwerfen: Ob die Entwicklung dieses Kindes, wie sie die Verfasserin uns gibt, immer eine logische eine im schärfsten Sinne dieses Wortes psychologische ist? Ich glaube es nicht. Von dem Augenblick an, da er erfährt, welcher Abstammung er ist, lenkt nach meiner Meinung seine Entwicklung in Bahnen ein, die ihm nicht nur viel, bedenklich viel von unserer Sympathie, damit von unserem Mitleid rauben, die mir zugleich nicht in der Natur dieses Kindes gegeben scheinen.

Als der Jüngling im Süden hingesiecht ist, rettungslos, unaufhaltsam, da stehen seine Pseudoeltern an seinem Totenbett und weinen in tiefer Erkenntnis menschlichen Irrens, und beider Hände falten sich, und wie aus einem Munde, flüstern sie in tiefer Reue: „Vergib uns unsere Schuld!" die Schuld wider die Natur!

* * *

Der psychische Vorgang, den sich Clara Viebig zum Motiv ihres Romans erwählt, ist durchaus nicht neu oder originell. Er ist oft genug theoretisch erörtert, pädagogisch durchstritten, wirklich erlebt und dichterisch verarbeitet worden. Aber er ist mit Meisterhand ergriffen, plastisch geformt und in seinem Inhalt trotz viel zu bedeutender, den Fluß der Handlung un-

nötig hemmender Länge im ganzen mit solcher Virtuosität durchgeführt, daß unser Interesse bis zum Ende ohngeachtet des Mangels äußerlich belebender Handlung wach bleibt. Er ist dazu mit lebenswahren und poetisch reizvollen Episoden geschmückt, zu deren vorzüglichster ich die Gestalt des Dienstmädchens Cilla und ihren Verkehr mit dem aufwachsenden Knaben rechne. — — Wenn nun trotz aller dieser Vorzüge jene Wucht der Tragik hier nicht aufkommt, die der Stoff an sich wie die Meisterhand, die ihn formte, billig hervorrufen sollte, woran liegt es? Ich habe mich das immer wieder gefragt, als ich, wohl interessiert und angeregt, aber nicht innerlich, wie es nach einer so tragisch-alltäglichen Entwicklung zu erwarten war, erfaßt und erschüttert, das in einem Zuge gelesene Buch aus der Hand legte. Und ich habe die Antwort gefunden:

Das Ausbleiben der tragischen Gewalt und Wirkung liegt einmal an der vorher gestreiften, wenig anziehenden, aber nicht in der Natur und in der ursprünglichen Charakteranlage begründeten Entwicklung des Jünglings Wolfgang, liegt vor allem an dem zu seinem Ursprung und der Herbheit seiner Urwüchsigkeit nicht recht passenden Tod an einem Herzleiden im Süden, der angesichts dieser Gestalt, dieses Werdens und dieses Schicksals zu weichlich wirkt. Es liegt zum anderen, und in viel höherem Maße, an der Hauptträgerin der Handlung, der Pseudomutter Käthe. Ihre Art, einen Sohn überhaupt, und nun gar diesen Sohn, diesen wilden Sprößling zu erziehen, ist gar zu töricht, besonders da, als aus dem Kinde der junge Mann geworden, dessen Wegen sie in einer übertrieben ängstlichen, jedes Vertrauen seitens des Sohnes naturgemäß untergrabenden Weise nachspürt, dessen Ausschreitungen, bei solchem Sohne wiederum zu begreiflich, sie mit einem gar zu weiblich-weichlichem Entsetzen erfüllen. Wollte die Verfasserin, wie ich annehme, auch hier die Konsequenzen einer Sünde wider die Natur, das klägliche Zusammenfallen aller Theorien von Erziehung, Beeinflussung und menschlichem Vermögen zeigen, so ging sie auf Kosten der Wirkung ihrer Dichtung eben zu weit.

* * *

Diese Ausstellungen, die persönlichem Empfinden und Denken entspringen, sollen mich nicht abhalten, den Roman als einen der besten zu bezeichnen, die mir unter sehr vielen in letzter Zeit zu Gesicht gekommen sind. Verstehe ich nach diesen Erwägungen auch nicht recht, warum die Verfasserin ihn gerade ihrem Sohne, zu der Zeit, da er groß sein wird, gewidmet hat, so möchte ich ihn dafür jeder Mutter, jedem Erzieher zur Lektüre empfehlen. Es liegt ein Ernst in ihm, der ihn adelt, eine Tiefe der Erfassung, eine Kraft poetischer und psychologischer Gestaltung, der ihn himmelhoch über jede Unterhaltungslektüre erhebt. Herrlich sind zum Teil seine Naturschilderungen. Die durchaus realistische Verfasserin gibt die Natur nicht, wie wir sie auf den Bildern der Modernen sehen: „ganz wie sie ist". Sie belebt sie mit einer Seele, sie personifiziert sie, nicht poetisch-weich, nicht sentimental-gesucht, sondern grandios-elementar. Wie das Venn dargestellt wird wie ein Riesengeist, wie die Natur „mit gewaltigem Griff auf der Orgel des Sturmes das Lied von ihrer Allmacht" spielt, wie das Venn sogar weint, indem den Nebeln große Tropfen entsinken, und die Nebel selbst zu Tränen werden, zu „langsam fallenden, und dann zu stürzenden, unaufhaltsam strömenden Tränen," das zeigt in seiner phantastisch-personifizierten Darstellung eine Mischung von Realismus und echt-mystischer Poesie, wie sie nur einer Verfasserin zu eigen sein kann, die beides ist: modern und — Dichterin.

Einmal gelingt es auch, wahre, wuchtige Tragik gleich der einer klassischen Tragödie zu schaffen. Das ist, als die starre Wallonin, durch das mit jeder Weigerung, jedem harten: „Nein" vermehrte Gold zuletzt bestochen, ihr eigenes Fleisch und Blut an die reichen, vornehmen Leute verkauft, als sie, bis dahin scheinbar ganz Eiseskälte, zusammenzuckt in dem Augenblick, da fremde Hände ihr das Kind aus der Wiege nehmen, und nun, als die beiden Fremden mit ihrem Kinde über die Schwelle schreiten: — „ein kurzer Schrei, aber laut, durchdringend, furchtbar in seiner markerschütternden Knappheit. Ein einziger, aus Qual und Haß herausgepreßter, unartikulierter Schrei." — Und blitzend fliegt die scharfe Schneide eines Beiles aus der beraubten Mutter Hand am Kopfe der enteilenden Frau vorüber und bleibt krachend im Türpfosten haften. —

Hier spricht eine tragische Dichterin.

Diese Mutter, die wilde, die ihr Kind infolge ihrer Armut verkauft, die nur auf wenigen Seiten des Romans handelnd vorkommt, beherrscht ihn dennoch geistig von Anfang bis zu Ende. Sie ist die Seele des Venns und der Dichtung. Nicht ihr Sohn, nicht Frau Käthe, sie allein ist die tragische Gestalt dieses Romans.

Danzig. Arthur Sewett.

Wilhelm und Caroline von Humboldt in ihren Briefen.

(II. Band.)

Man behauptet gern, daß allzu heiße, leidenschaftliche Liebe die Sorgen des ehelichen Lebens nicht erträgt und statt seelisch zu befriedigen, Enttäuschungen zeugt. Humboldts und Carolinens Brautbriefe*) ließen in einen Himmel schöner, heiliger Gefühle blicken. Wie manches ängstliche Gemüt der Zeit nun gefürchtet hatte, daß dieses Liebespaar nicht glücklich zusammen würde, mag auch manche empfindsame Leserin unserer Tage, des alten Aberglaubens eingedenk, für die Schicksale ihrer „Heldin" gebangt haben.

Aber die großen Charaktere der Aufklärungszeit waren sich so klar über ihre eigenen Gefühle und studierten praktische Psychologie mit solcher Liebe und Gründlichkeit, daß sie sich aufeinander verlassen konnten. Sie glaubten nicht nur, daß sie harmonisch miteinander fühlten und also zu leben vermochten, sondern sie wußten es.

Der zweite Band des Briefwechsels umfaßt die Jahre von 1792 bis 1803, eine inhaltreiche, mächtige Zeit, in der die Weltgeschichte bis in das innerste Privatleben der meisten Menschen wogte. Man wird erstaunt sein, wenig, sehr wenig von den großen Ereignissen zu vernehmen, die nur ganz von ferne bis an die tiefe Abgeschlossenheit plätscherten, in die ein überaus fein entwickeltes Innenleben beide versenkte. Etwas so Weltabgeschiedenes, so auf sich Beruhendes und in sich Geschlossenes wie Wilhelm und Caroline von Humboldt, steht uns so fremd und neu gegenüber, daß wir uns erst langsam an die Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit dieser hohen Menschen gewöhnen müssen. Nachdem sie sich am 29. Juni 1791 zu Erfurt vermählt hatten, wählten sie das Schlößchen Burgörner in Thüringen zum Wohnsitz und spannen sich in eine poetische, aber wohlausgefüllte Muße, in der antike Studien und ein wenig Sternenkunde sie beschäftigten. Ein Jahr später wurde das erste Kind — eine Tochter — geboren. Kurz darauf trennten sich die Gatten zum erstenmal, Humboldt besuchte seine Mutter, Caroline ging mit dem Kind nach Rudolstadt zu Frau von Beulwitz, Schillers Schwägerin. Die Briefe aus diesen Sommerwochen des Jahres 1792 gleichen einem erhebenden Schlußgesang des großen Zwiegesprächs der Liebe. Sie atmen Erfüllung, stolzes Befriedigtsein.

„Schon früh heftete sich mein Blick," schrieb Humboldt, „mehr auf das innere Wesen der Menschen und der Natur, aber solange mein Dasein so allein stand, fühlte ich immer jede meiner Ansichten so mangelhaft, empfand ich wenigstens nicht den Einklang der äußeren Gegenstände und der inneren Empfindung, welcher der Wahrheit alleiniges Gepräge ist. . . . . Du wirst mich verstehen, wenn ich auch hier nicht weiter zu reden vermag, wenn ich es nicht auszusprechen wage, wie nur

*) Von der Vermählung bis zu Humboldts Scheiden aus Rom 1791—1808. Mittler & Sohn. Berlin 1907. — Vergl. „Nation" 9. Dezember 1905.

deine Liebe aus mir und dem All der übrigen Wesen ein harmonisches Ganze geschaffen hat."

Stimmungen beleben die Schönheiten der Natur im Herzen der Getrennten, aus jedem Sonnenuntergang, aus jedem Sternbild nehmen sie den Trost, daß auch das geliebte, ferne Wesen sich an der gleichen Herrlichkeit ergötze.

„So oft blickte ich schweigend zurück auf das wundervolle Schauspiel, so glühend gedachte ich deiner, denn auch dein Auge, ahndete ich, hing an dem Sonnenuntergang."

Dank unserer guten Postverbindungen, der Telegraphen und des Telephons haben wir den Maßstab verloren für das Trennungsweh und die Sehnsucht der Vorfahren. Wir fühlen uns sicher im Bewußtsein, stündlich Nachricht von unseren Lieben erhalten zu können, und finden die Gefühlsausbrüche in alten Briefen darum leicht überschwänglich und allzu empfindsam. Wenn wir aber eindringen in das Seelenleben und die Verhältnisse abwägen, unter denen man vor hundert Jahren litt, so wandelt sich die scheinbare Sentimentalität in Gefühlstiefe, und aus dem Ueberschwall an Worten löst sich der reine, lautere Liebesgedanke.

Im Februar des Jahres 1794 verließ die Familie Humboldt ihren Landsitz und zog nach Jena, um dort in edler Gemeinschaft mit Schiller und Goethe geistig angeregte Zeiten zu verbringen. Kurze Besuche in Weimar, Erfurt oder Rudolstadt gaben Anlaß zu Briefen, die einen ganz amüsanten Einblick in das Gesellschaftsleben Thüringens gewähren Als Caroline sich nach der Geburt des ersten Sohnes nicht vollständig zu erholen vermochte, faßte Humboldt den Plan einer Reise nach Süden und ging zunächst zu seinem Schwiegervater, das Geschäftliche dieser Reise zu besprechen. Rückblickend auf die geistig reichen Wintermonate im Jena schrieb er:

„Die Stimmung der völlig reinen und offenen Heiterkeit, in der die Seele sich mit reger Lust zu allen Gegenständen hinwendet, sich an das Schöne in jedem anschließt, alles miteinander verknüpft und immer Leben und Mannigfaltigkeit aufsucht, um wieder Leben und Mannigfaltigkeit daraus zu schaffen, diesem, möchte ich sagen, reift man erst mit den Jahren entgegen."

Die schöne Edelreife, die der Mensch nach einer lebendigen und wohlausgenutzten Jugend erreichen kann, machte das Ehepaar Humboldt fähig, auf die größten Geister der Zeit anregend zu wirken. Sie kommen mir wie Leute vor, die in bedeutendem Gespräch die richtige Frage zu stellen wissen, um dem höheren Intellekt Gelegenheit zur Antwort zu geben. In dieser Zeit bildete sich das interessante Urteil über die Klassiker, das Wilhelm von Humboldt in späteren Jahren niederschrieb:

„Der Mensch muß sich eigentlich ein beschränktes, bestimmtes Objekt machen und an das sich wenigstens eine Zeitlang verlieren können. Du wirst das in Goethe und Schiller oft gemerkt haben. . . . Beide heften sich fest, vergessen eigentlich immer über einem alles, wenn sie gleich das All in dem einen darstellen wollen. Im bloßen Leben, im Denken und Empfinden wird dem, wer wie ich gestimmt ist, leicht scheinen auf einem höheren Standpunkt zu stehen, und wird es in der Tat. Aber er wird immer jener bedürfen und durch sich selbst nur wenig das weiter bringen, was ihm selber doch über alles ist."

Der Anfang eines Gegensatzes zwischen romantischer und klassischer Weltanschauung fiel in diese Zeit ästhetischer Studien, Humboldt nahm nicht Partei, er beobachtete und sprach mit Goethe darüber, der Olympier fand die Gegensätze durch zwei Frauen des Kreises am deutlichsten verkörpert: durch Caroline von Humboldt, deren „reiner und echter Sinn für das Altertum ihm auffiel", und durch Caroline von Wolzogen, die er für durchaus „modern halte, weil sie immer vom Romantischen ausgehe".

Während der Gatte in Berlin den Nachlaß seiner Mutter ordnete, löste Caroline den Hausstand in Jena auf. An das Zerstreuen und Verlassen liebgewordener Dinge knüpften sie manche feine Bemerkung. Da sie nicht nur mechanisch lernten und lasen, sondern verstanden, die Bücher mit dem Leben in Verbindung zu bringen, so trösteten sie sich mit den Schätzen ihrer Bildung und hofften sich auch reich zu fühlen, fern von ihren Freunden und allem, was ihnen lieb war. Zwischen den Trümmern seines elterlichen Hauses, das er einreißen ließ, umgeben von einer aufgeregten politisch unruhigen Gesellschaft, selbst finanziell durch den Umsturz der Verhältnisse in Mitleidenschaft gezogen, flüchtete Humboldt in das Reich der antiken Dichtung und begann die Tragödie „Agamemnon" zu übersetzen: „Dieser große antike Geist durchdringt einen doch nie gleich lebendig, als wenn man selbst ringen muß, ihn wieder darzustellen," schrieb er, „und er erfüllt die Seele so unendlich, weil er zugleich so groß und so einfach ist."

Durch die Kriegsunruhen daran verhindert, nach Italien zu gehen, begab sich die Familie über Dresden nach Paris und später nach Spanien. Da sich Humboldt mit Sprachstudien beschäftigte und seine Aufmerksamkeit vor allem dem Baskischen zuwandte, drängte es ihn zum zweitenmal nach den Pyrenäen, als Caroline sich wieder in Paris eingerichtet und dort einer Tochter das Leben geschenkt hatte. Naturschilderungen und intime Züge von Spaniern, die er kennen lernte, machen die Reisebriefe zu einer fesselnden Lektüre. „Fast ist mir's manchmal, als wäre ich in die Fremde gegangen, um tiefer und inniger in mir zu leben," meinte er und spann diesen Gedanken wenige Tage später noch weiter aus. Er sprach von seiner Liebe und sagte darüber:

„Der Mensch muß etwas Festes haben, woran er sich halten kann etwas, das ihm ein Maß und ein Ziel ist, sonst hat er für sein eigenes Dasein keinen Begriff und es hat keine Art des Wertes für ihn."

Aus diesem Wort klingt reif und abgeklärt, in eines zusammengefaßt, alles, was durch die Brautbriefe leidenschaftlich und überschwänglich tönte. Lebenskünstler im besten Sinne des Wortes waren die Menschen, die auch aus einer Trennung Reichtum schöpften und sich fern voneinander der Größe ihrer Gefühle neu bewußt wurden.

Nach einem gemeinsam verlebten Sommer in Paris kehrte Humboldt mit seiner Frau nach Deutschland zurück, um sich in Berlin niederzulassen. Im Herbst 1802 zum preußischen Gesandten am Vatikan ernannt, verließ er jedoch sein Vaterland nach kurzem Aufenthalt und begab sich mit den Seinen nach Rom. Empfindsamen Gemütes genossen Wilhelm und Caroline den Zauber der ewigen Stadt. Gedichte und Briefe an die Freunde spiegeln den großen, nachhaltigen Eindruck wieder, den beide empfingen, wie es Goethe vorausgeahnt. Als ihnen im Spätsommer des Jahres 1803 der älteste Sohn in blühender Schönheit durch ein plötzliches Fieber entrissen wurde und der zweite Sohn Theodor auch immer stärker unter dem römischen Klima zu leiden begann, mußten sich die liebenden Gatten auf längere Zeit trennen; Humboldt blieb auf seinem Posten in Rom mit den zwei kleinen, lebhaften Töchterchen, Caroline ging mit Theodor zu ihrem Vater nach Thüringen und dann nach Paris. Das Leitmotiv im Briefwechsel dieser langen einsamen Monate ist der Schmerz über den Frühverstorbenen. Wie sie ihre Liebe vertieft und alles darin gespiegelt hatten, analysierten sie jetzt den Schmerz bis in die feinste Faser und trösteten sich, indem sie sich an der Größe ihres Unglücks aufzurichten suchten. Mit dem Gedanken: „Ich fühle es mit jedem Tage tiefer, und ich kann es nicht leugnen, die Zeit macht den Schmerz nur noch herber, da sie ihm nie seine Schärfe nehmen kann und die mildernde, süße Erinnerung schwächt," wanderte Humboldt durch die Ruinen der ewigen Stadt und fand, daß nichts im Leben gedeiht, „wenn das Herz nicht eine gewisse innere Wärme und der Geist eine heimliche, einsame Tiefe behält, in der er sich nur mit wenigen, ja mit sich selbst nur in seinen besten Momenten versteht". Während Städte, Länder und Menschen an der Frau vorüberzogen, die mit ihrem kranken Sohn sich einsam fühlte und sich nach Glück und Sonne sehnte, rang sie sich langsam zu einer neuen Erkenntnis durch. Caroline bereitete den Gedanken vor, den Humboldt schließlich in die Worte faßte: „Es kommt nicht eigentlich darauf an glücklich zu leben, sondern sein Schicksal zu vollenden und alles Menschliche auf seine Weise zu erschöpfen."

In dieser Zeit tiefen Leides wurde die Selbsterziehung auf die Probe gestellt, mit der beide während langer Jahre sich selbst vollendeten. Und sie fanden auch in der Sehnsucht „eine hohe Süßigkeit", im Schmerz eine Quelle des Studiums und der schönen Empfindungen. Einen Ruhepunkt im Zwie-

gespräch der Gefühle bilden die kleinen Schilderungen seines italienischen Junggesellenhaushalts und ihrer verschiedenen, für damals alltäglichen Reiseereignisse. Diese Dinge halten dem Pathetischen das Gleichgewicht und lassen es in unseren Augen natürlicher erscheinen. Wir sind so sehr gewohnt, im Brief nur einen notwendigen Austausch von Nachrichten zu sehen, daß wir immer und immer geneigt sind, an der Echtheit des geschriebenen Gefühls zu zweifeln.

Interessant ist es, wie in Carolinens Briefen der eingetretene Wechsel der politischen Verhältnisse zutage tritt. Erfurt war preußisch geworden, Dalberg zum Kurfürsten ernannt, das Reich war in seinen Grundfesten erschüttert. Wie wenig politische Ereignisse das Privatleben berühren, wenn sie nicht gerade in Plünderungen und Einquartierungen bestehen, geht aus zufällig eingestreuten Bemerkungen hervor: „Die einzig gute Einrichtung, die man durch die preußische Verfassung hat, ist die Schnelligkeit in Besorgung der Briefe." Die Krönung Napoleons in Paris erscheint nur wie eine Schaustellung, die man des prächtigen Aufzugs wegen sehen muß. Alles weist immer nur auf das Innenleben, auf den Wert, den es einnimmt in bezug auf die individuelle Entwicklung. „Das Leben leicht tragen und tief genießen, ist ja doch die Summe aller Weisheit," meinte Humboldt angesichts des Wechsels der Dinge.

In Paris gebar Caroline ein Töchterchen, das nach wenig Wochen wieder starb. Untröstlich, daß der Vater das Kind niemals gesehen, schrieb sie rührende, tränenvolle Briefe. Liebevoll antwortete Wilhelm und betonte die Sehnsucht immer stärker, sie wiederzusehen. Alexander von Humboldt kehrte unterdessen von seiner großen Weltreise zurück, nahm Aufenthalt in Paris, wo er unendlich gefeiert wurde. In dem Leben und Treiben, das sich um ihn entwickelte, erholte und zerstreute sich auch Caroline, sodaß sie im Winter 1804 sich auf den Weg nach Rom machen konnte. Nach mancherlei Hindernissen und Gefahren traf sie einige Meilen vor der ewigen Stadt mit dem Gatten zusammen. Mit diesem Abschnitt endet der Briefwechsel.

Der bleibende Gedanke, den Humboldts Innenleben der Nachwelt übermittelt, deutlicher ausgedrückt und klarer zusammengefaßt, als ihn je ein Philosoph ausgesprochen, steht in einem seiner letzten Briefe an Caroline:

„Wer, wenn er stirbt, sich sagen kann. ‚Ich habe so viel Welt, als ich konnte, erfaßt und in meine Menschheit verwandelt,' der hat sein Ziel erreicht. der kann nicht wünschen wieder anzufangen, um nun erst das Rechte zu ergreifen. Er hat getan, was im höheren Sinn des Wortes Leben heißt, und es ist Torheit, das Leben einem fremden Zweck unterwerfen zu wollen."

Das Bekenntnis eines Lebens im höheren Sinn wirkt erfrischend, anregend, Beispiel gebend. Wir können den vorliegenden Band nicht ohne ein Gefühl des Dankes aus der Hand legen, denn er lehrt leben und geistig genießen und, was noch wichtiger ist, Leid innerlich so zu verarbeiten, daß es den Schlüssel gibt zu reichen, schönen Gedanken.

München. Alexander v. Gleichen-Rußwurm.

Theater.

Kammerspiele des Deutschen Theaters „Mensch und Uebermensch". Komödie in 3 (4) Akten von Bernard Shaw. Deutsch von Siegfried Trebitsch.

Was ist die Tugend denn anderes als die Gewerkschaftsvereinigung der Verheirateten? Die Lebenskraft geht nur deshalb nicht über die Ehe hinweg, weil die Ehe eigens zu dem Zweck erfunden worden ist, die größte Anzahl Kinder und die größte Sorgfalt, die sie brauchen, zu sichern. Denn an Ehre, Keuschheit und allen übrigen Erdichtungen der Sittlichkeit ist ihr nicht einen Pfifferling gelegen. Die Ehe ist die liederlichste aller menschlichen Einrichtungen: das ist das Geheimnis ihrer Volkstümlichkeit." Das sind die Worte, die Don Juan im dritten Akt von Shaws neuer Komödie „Mensch und Uebermensch" zu Ana in der Hölle spricht. Er ist aber eben im Begriff, die Hölle mit ihren ewigen, ihn anwidernden Illusionen gegen den armseligen, aber realeren Himmel zu vertauschen.

Diese Don Juanscene, da sich der Held und Uebermensch mit der Statue des Komturs, mit Ana und dem Teufel am Paradoxienfeuer der Shawschen Hölle wärmt, ist nur ein Traumbild, in eine ganz moderne Komödie eingeschaltet. Der Held John Tanner — Juan Tenorio — erkennt sein eigenes Selbst in dem des großen Don Juan wieder. Auch er ist Moralanarchist. Auch ihm ist die Ehe eine konventionelle Lüge, die nicht mitzumachen, Verdienst ist. Oder etwa ein Zaun, den man niederreißen sollte, und den man — fehlt es dazu an Kräften — übersteigt. Man kann an solchem Zaune aber auch hängen bleiben.

Gibt Bernard Shaw in seiner neuen Komödie „Mensch und Uebermensch" die moderne Variation des alten Don Juan Motivs, so finden sich alle Puppen auf den Kopf gestellt. Das liegt daran, würde Shaw versichern, daß nicht er, sondern die Wirklichkeit mit diesen Puppen spielt. Nur das Unwirkliche erscheint vernünftig. Shaws Don Juan ist denn auch nicht mehr der große Jäger, der Frauen und Mädchen zur Strecke bringt, er wird gejagt, von niemand anders gejagt als der zierlichen, kleinen, blonden Ann Whitefield, solange gejagt, bis er am Traualtare niedersinkt. Der Moralanarchist wird Ehemann, das ist der Schluß der Komödie.

Die Jagd hebt damit an, daß John Tanner sich zu Anns Vormund bestellt sieht. Da aber ein anderer, eine Brackenburggestalt, Ann umwirbt, und sie, die ewig Kokette, die Boa constrictor, aus der die paarende Naturkraft giert, jenem auch zugetan zu sein scheint, fühlt Tanner sich im ersten Akte annoch sicher. Es muß ihm von dritter Seite gesagt werden, daß nicht der andere, sondern er selbst die ins Auge gefaßte Beute ist, um ihn zum Bewußtsein seiner „Don-Juan"-Lage zu bringen. Er ergreift die Flucht, als moderner Mann im Automobil, sie holt ihn ein. Im vierten Akte gibt er sich gefangen. Dabei umspielt eine doppelte Ironie die Handlung und ihren passiven Helden. Je mehr John Tanner seine ehefeindlichen Ansichten Ann gegenüber geltend macht, umso mehr sieht sie sich gereizt, ihn zu umstricken. Die Maus muß zu entschlüpfen suchen, den Appetit der Katze anzuregen. Auch flimmert das Licht und spielt um den Helden: John Tanner vertritt Vernunft und Recht, er muß also lächerlich erscheinen. An Gelegenheit dazu fehlt es nicht. Er tritt einmal für eine junge Dame ein, die ein Kind erwartet, ohne verheiratet zu sein, er rechtfertigt sie aus seinen Anschauungen heraus. Sie wendet sich mit Abscheu, mit Empörung von ihm: sie ist — zwar heimlich, aber sehr legitim vermählt.

Shaw macht die wunderlichsten Winkelzüge, er drückt seinem ehrlichen Helden eine Schellenkappe nach der anderen auf die Stirn, nur um es nicht wahr zu haben, wie ernst er es meine. Wenn Dichten Bekennen heißt, so ist Shaws literarische Tätigkeit Versteckspiel. Darin liegt der Reiz. Er selbst aber ist darum ein nicht minder ernster Mann, und nie bisher hat er soviel, so paradox-Wahres zu sagen auf dem Herzen gehabt, wie eben in seiner neuesten Komödie.

Er ist an seinem Reichtum diesmal, meiner Empfindung nach, verarmt. Hier wird die Bühne zum Katheder. Der geistreichste Mann steht darauf, sein Witz ist zündend, seine Ironie vernichtend, jedes seiner Worte wirkt erhellend, aber, was hilft es?, er ist und bleibt der Lehrer. Bringt der dritte Aufzug der Komödie dem armen John Tanner, Don Juan von Beruf und Liebhaber wider Willen, jene Höllenvision, in der er das heroische Urbild seiner selbst erblickt, so führt die Komödie als solche dem Zuschauer — Liebhaber von Beruf und Nörgler wider Willen — eine sehr anders geartete Höllenvision vor Augen. Man sieht hinter Shaws neuen Gestalten die vordem von ihm gezeichneten, und wie sie jenen ähneln, man erkennt in Tanner-Don Juan die lange Reihe der „Wahrheitssager" wieder, man gewahrt, daß auch die anderen Personen alle mit leichten Umbildungen schon dagewesen sind. Aller Witz, auch der reichste, erschöpft sich. Es sind aber in dieser Hölle zwei sehr galante Teufel geschäftig; sie heißen Lucifer-Theorie und Satan-Wiederholung.

Ernst Heilborn.

Das unheilige Spiel.

Der Ritterhof kehrt seine kahlen, grauen Steinmauern der Landstraße zu. Ein heftiges Schlagwetter fegt dagegen. Nur ein kleines Fenster in tiefer Nische sieht ohne Neugierde in die schwarz-weiße Landschaft. Wo noch eben Wasser stand, glänzt Eis, hohl und ärgerlich saust der Wind über braunen Acker und wieder fest gewordene Schneeschmelzen. Die Türme der Stadt sind im Nebeldunst ertrunken. Ein Häuflein in wunderlichem Aufzug kommt von daher, wo die Steine liegen, sie pochen mit dem an der Mauer hängenden Erzklöppel in wirrer und unbesonnener Art den Pförtner an das kleine Fenster und fragen um Auskunft, ob sie das Spielhaus vom Ritter Matthias für den heutigen Abend haben können.

Natürlich handelt es sich in dieser Zeit um ein Weihnachtsspiel bei den Fremden, denkt der Alte, der aus dem Fenster lugt. Da trägt das einzige Weibsbild im Häuflein so was im Mantel, das wohl ein Kind sein könnte. Da ist ein Karren mit gehörig verwahrter Zutat, da ist auch Ochs und Esel.

Der Alte nickt: „Fürs Weihnachtsspiel, wohl, wohl!"

Das Häuflein murmelt eine undeutliche Bejahung; der Wind zerpflückt die Worte. „Doch, ja." Und die Blicke bohren sich mit scharfem und mißtrauischem Fordern in die Fensternische.

Das alte Männergesicht verschwindet, ein alter vollwangiger Frauenkopf rückt an seine Stelle und nickt: „Wohl, wohl, sind auch Bänke und Schemel da für die Zuschauer."

„Nein, so wär's nicht. Ohne Zuschauer", sagt einer aus dem Häuflein.

„Müssen wir den Ritter angehn wegen Erlaubnis?" fragt ein anderer laut und barsch herauf, im voraus wütend wegen schlechten Bescheids.

„Tut nicht not, kann gut sagen," kommt es von oben, und jetzt ist es das vielleicht noch freundlichere Gesicht des Alten, das herauslugt. Ein Schlüssel fällt herab.

„Wieviel wird für den Abend erhoben?" fragt einer vom Häuflein scharf.

„Garnichts, garnichts!"

„Aber doch eine Kleinigkeit," murrt der Sprecher.

„Nein, nein! Spielt in Gott's Nam eure Weihnachtskrippe." Diesmal ist es die Alte, die spricht; sie ist vielleicht doch noch freundlicher als der Mann.

Sie ziehen ab, dahin, wo rechts vom Wege, frei auf einem Hügel das Spielhaus liegt. Was für Leute? Ein Schenkwirt, der im Stockhaus gesessen hat, ein gejagter Priester, ein lüderliches Weibsbild, das ein fremdes Kind im Arm trägt, ein verlumpter Adliger und Raufbold, ein Bänkelsänger, alle getrieben von der bösen Lust, Weihnachten und Christenwesen zu verhöhnen. Da wollten sie in einem unheiligen Spiel ihr Mütchen kühlen, ihre Erfahrungen und Meinungen anbringen, Aufwand entfalten mit kirchlichem, weltlichem und närrischem Wesen, im übrigen aber improvisieren, denn es waren Leute, die sich allesamt eine gute Portion Witz zuschrieben. Nach geschehener Erleichterung ihrer giftigen Galle und wilden Laune gedachten sie zu zechen und zu tanzen. Der gejagte Priester aber wollte im hohen Ornat — sogar die Infula hatte er sich beschafft — die Kirche verspotten, der verlumpte Adlige den Teufel naturgetreu spielen, der Bänkelsänger einen Narren, was ihm nicht schwer fallen konnte. Das Weibsbild setzt sich einen Strohkranz auf als Mutter Gottes und schmiert dem Kind das Gesicht schwarz an, der Schenkwirt spielt den Josef.

Es ist so gedacht, daß Maria mit dem Kind und Josef, Ochse und Esel im Stall sind, und da von Teufel, Narr und Priester aufgesucht werden. Sie kommen unter dem Läuten der Meßglocke, mit Gaben beladen, unter Zeremonien und lächerlichen Gebärden.

„Was sehen meine Augen!" fängt der Teufel an. „Das Wunderkind! Es ist noch klein, aber später wird es mein Widersacher und Vernichter werden. Das ist nicht zum Lachen." Er schielt mit einem zusammengekniffenen Auge nach dem dunklen Zuschauerraum. „Es wird später einrichten, daß der Wolf das Lamm nicht frißt, mit nichten, es wird ihm beibringen dem Schwachen die Backen zu streicheln. Es wird einrichten, daß der Hagel nicht die Ernte zerdrischt, der Frost nicht kneift, der Fluß nicht aus den Ufern tritt. Milch und Honig wird in allen Flüssen treiben — nur mit dem Löffel herauszuschöpfen. Es wird einrichten, daß die Pest nicht stinkt, der Krieg nicht brüllt. Ja, das wirst du einrichten, du Wurm von einem Kinde! Du wirst einrichten, daß Mord und Totschlag aufhört, Untreue, Ungerechtigkeit, Hader. Var allen Dingen wirst du geben, daß der Bauch nicht nach Futter schreit, sondern nur die Seele nach feinerer Speise. Saufen und Kartenspiel wirst du aus der Welt schaffen — all mein' lieben Zeitvertreib."

Der Teufel läßt den Kopf hängen und betrachtet das Kind mit hohnvoller Sorgenmiene, während der Priester sein Glöckchen läutet und der Narr Sprünge ausführt. „Noch bist du zwar klein, wie ich sehe", fährt er fort, mit seinem angebundenen Kuhschwanz wedelnd, „aber die Welt wird anders werden, sobald du aus den Windeln kommst. Wie stark und herrlich ist das Kind!" — Er nähert sich furchtsam tänzelnd und hebt eine von des Kindes hageren Händchen. „Wie weise es ausschaut; es hört alles und weiß alles, es macht alles, alles in Ordnung, jawohl! Halleluja!"

„Die Priester aber," fängt der mit der Infula an, „haben den guten Nutzen von dir, aus dem Grunde bin ich hier, um dich mit allem Respekt zu verehren. Die Priester, werte Zuschauer dieses tiefsinnigen Stückleins und verkehrten Krippenspiels, die verstehen es, den Wahn zu melken. Denkt mal an!" Der Priester verbeugt sich hämisch lächelnd vor der dunklen Leere des Zuschauerraums. „Wie eine Magd die frischmilchende Kuh, so melken die Priester den Wahn um fette Milch für sich. Sie halten euch zum Narren und bedanken sich beim Schöpfer recht inniglich für die Dummheit der Gemeinde. Halleluja!"

Nun muß der Narr sprechen, ihn juckt es schon längst, daß er nicht zu Wort kommt. „Die bunte Welt tut's, wie's gefällt," hebt er wichtig an. „Wir Narren sind von solcher ausgezeichnet echten Sorte, daß wir uns nicht am Ohrzipfel nehmen lassen. Nicht bedrohen lassen wir uns, nicht einschüchtern mit Brimborium und Jenseits und Salbung lassen wir uns. Deshalb bring' ich dir geziemend den hohlen Kürbis dar."

Der fette und dreist herausgeputzte Narr bückt sich und rollt einen gelben, dürren Kürbis der Frau unterm Strohkranz vor die Füße. Joseph wollte mit einem unziemlichen Gesang seinem Herzen Luft machen und spitzt schon die Lippen. „Eine Fiedel ohne Saiten stifte ich dir," kommt ihm der Narr zungengeläufig zuvor, „eine Flasche ohne Wein weihe ich dir, einen Mauseleichnam, blutige Nägel aus dem Rad auf dem Galgenberg . . . ."

Da löschen die Lichter mit einemmal. Das letzte, was zu sehen war, sind die im Krampf verzogenen Glieder des Kindes und Marias erschrecktes Gesicht unter dem Strohkranz. Der Zuschauerraum aber ist hell.

Was sitzt da, dicht bei dicht? Eine Schar. Welche glänzende Flut, welcher Odem der Kraft, welcher weiße Lichtstrom ist da hereingebrochen in den dunklen Raum?

Auf jedem Schemel, auf jeder Bank, bis dicht heran hohe, strenge, große, geflügelte Engel, furchtbare Engel in ihrer unnahbaren Hoheit, in ihrer richtenden Schönheit; ihre Knie sind wie Gletscher, ihre Hände wie weiße Rosen, ihre Blicke wie der aufgetane, ewige Himmel.

Das währte ein paar Herzschläge lang, in denen ging es wie weißes, kühles, starkes Feuer von hüben nach drüben, verzehrend, löschend, umwandelnd.

In beklemmender, zäher Finsternis liegt das Spielhaus; ein paar Laden vor den Fenstern schmeißt der Wind zu. Auf der Bühne rührt sich nichts. Der räuberische Adlige reißt sich zuerst aus dem halben Tod furchtbaren Entsetzens; er macht sich auf, tastet mit hölzernen Händen nach der Tür, fährt mit der Stirn an einen Balken, mit der Schulter an etwos, das weicht; der Fluch ist ihm in der Kehle eingetrocknet. Sie

machen sich einer nach dem andern auf, schlotternd und mit den Zähnen knackend, ohne etwa Nüsse zu beißen. Das Weibsbild schleppt sich schwitzend an dem Kind und schreit, man solle auf sie warten. Ochs und Esel rennen wie besessen in die schwarz-weiß gefleckten, dampfenden Felder. „Nimm's mir ab," keucht das Weib, sich in den Mantel von einem der Kumpane krallend. „Steh', steh'! Ich kann nicht weiter!" Es war der Bänkelsänger, der sich losriß, aber den Schenkwirt kriegte sie zu packen. „Nimm mir das Kind ab, es ist bleischwer," schreit sie und sinkt auf der Landstraße in die Knie. „Tot ist es!" Der Schenkwirt tastet in das Tuch auf ein kaltes, kleines Gesicht. „Wir legen 's hin und laufen davon!"

„Ja, ja, ja!"

Sie legten es hin, und das war gerade unter dem Kruzifix an der Landstraße, da, wo der Feldweg zum Spielhause abbiegt.

Ein Küchenjunge erzählte später auf dem Ritterhof, daß er von Neugier getrieben, nachts durch ein Fenster geleuchtet, als die Fremden das Spielhaus bezogen hatten. Mit einer Laterne durch eins der Fenster geleuchtet, da hätte er so viel mit einemmal geseh'n . . .

„Was denn alles?" fragte man ihn recht dringend.

„So viel gesehen, daß ihm vor Schrecken die Laterne aus der Hand und er selber wie ein Apfel vom Baum auf seine Füße gefallen sei."

„Was denn gesehen? Auch Zuschauer?"

„Zuschauer?" fragt der Küchenjunge blöde.

„Ja, Zuschauer. Stell dich nicht so dumm an. Sahst du Zuschauer?" Der Junge blickt groß, legt die Hand über die Augen und wendet sich ab.

Man fand den Kinderleichnam unter dem Kruzifix, wurde betreten, umstrich das Spielhaus und wagte es schließlich, einzudringen. Nichts — kahl und öde, Spinnweben, Staub — nur da in der Mitte der Bühne stand eine blutigrote, große Rose, überfüllt von Wassertropfen, aufrecht und verbreitete den Duft edelster Rosen; ihr Stengel war in eine Dielenritze eingeklemmt. Derjenige, der sie an sich nahm, wurde innig ergriffen von ihrer vollkommenen Schönheit, und wie das duftende, klare Wasser in ihrem hundertblättrigen, tief gefalteten Schoß stand und nicht überfloß

Elisabeth Siewert.

Heinrich Hilgard-Villard: Lebenserinnerungen. Berlin 1906, Georg Reimer.

In Nummer 30 des 19. Jahrgangs der „Nation" wurden die „Jugenderinnerungen" Heinrich Hilgard-Villards eingehend angezeigt, die in deutscher Sprache geschrieben und nach dem Tode des Verfassers von dessen Familie einem kleineren Freundeskreise zugänglich gemacht waren. Als dann in Nummer 31 des 21. Jahrgangs die inzwischen in englischer Sprache veröffentlichten beiden Bände der Villardschen Memoiren besprochen wurden, die die Jugenderinnerungen nur in einem kurzen Auszuge enthielten, regte der Herausgeber dieser Zeitschrift an, eine deutsche Ausgabe der gesamten Aufzeichnungen jenes Deutschamerikaners zu veranstalten, darin die Jugenderinnerungen vollständig aufzunehmen und die sehr ausführlichen Schilderungen des amerikanischen Sezessionskrieges, die vornehmlich für amerikanische Leser Interesse bieten, erheblich zu kürzen. Die Herausgeber des vorliegenden stattlichen Bandes haben diese Anregung befolgt. Neben den Jugenderinnerungen sind in die deutsche Uebersetzung aus dem Memoirenwerke nur die letzten Kapitel ganz übernommen worden, die sich vornehmlich mit der erstaunlich schnellen und erfolgreichen geschäftlichen Laufbahn Henry Villards befassen und außerdem die interessanten Eindrücke wiedergeben, die Villard bei einem Besuch Bismarcks in Friedrichsruh empfing. Die Darstellung des Sezessionskrieges ist im wesentlichen auf einzelne besonders fesselnde Episoden beschränkt worden, an denen Villard als Kriegsberichterstatter persönlich teilgenommen hatte. Eine gedrängte Zusammenfassung der dazwischenliegenden wichtigsten Ereignisse erleichtert das Verständnis für die Entwicklung und den Verlauf jener denkwürdigen Kämpfe. Verschiedene vorzüglich ausgeführte Bilder Villards und seiner Familie sind auch der deutschen Ausgabe beigefügt, deren Inhalt einen weiten Leserkreis zu finden verdient.

R. Sch.

Dr. Konrad Guenther: Erhaltet unserer H imat die Vogelwelt! Freiburg i. Br. Friedrich Ernst Fehsenfeld.

Eine reizvolle kleine Schrift, dazu bestimmt, in weitesten Kreisen des Volkes Interesse für unsere Vogelwelt zu erwecken und den Nachweis zu führen, welch hoher erzieherischer Wert speziell auch für das Gemütsleben der intimeren Kenntnis der belebten Natur innewohnt. Der Verfasser setzt unter schmerzlichem Bedauern ausführlich die Gründe für den erschreckenden Rückgang der Vögel in Deutschland auseinander und zeigt, was wir durch die stetig fortschreitende Verarmung der Natur nicht bloß an wirtschaftlichen, sondern noch mehr an geistigen Schätzen verlieren. Er gibt auch Ratschläge, wie dieser Verarmungsprozeß aufzuhalten ist. Unter den mancherlei Vorurteilen, gegen die er sich wendet, befindet sich auch jenes, daß das Halten von Stubenvögeln als grausame Entziehung der Freiheit zu bekämpfen sei. Vielmehr erblickt er in dem Interesse an der Vogelwelt, das durch Stubenvögel in eine Familie gebracht wird, einen Gewinn und erklärt den Vorwurf der Grausamkeit an der Hand eines sehr umfangreichen Beweismaterials für unberechtigt. Die charmante kleine Schrift kann nicht warm genug empfohlen werden.

Th. B.

Pastorengeschichten und anderes. Von Kurt Aram. München 1906. Albert Langen.

Nur die beiden ersten der fünfzehn Geschichten sind „Pastorengeschichten", die anderen sind „Anderes". Ein buntes Allerlei mit Schellenklang und Gegröhle oder Gekicher. Nach der derben, holzschnittartigen und höchst ausgelassenen Geschichte vom „Pfarrer Grott und dem Vollmond" und dem verwunderlichen Bericht über des „Gottlieb Feiertag" geheiligten Ehrwandel, sind noch einige Kabinettstücke von gleicher Güte zu nennen. Die mit grotesker Laune erfundene Affäre „Betten", das Bauernstück „Die Versicherung" — ein sehr bedeutendes Stück von tiefer, sonderbarer Farbengebung — die Kleinstadtgeschichte „Lamberts Frida", die Bigamistendrollerie „Seine höchsten Herrschaften", die tragikomische Hundegeschichte „Waldi", und die glänzende, bizarre Clownerie „Der Koffer", die weicher erscheinende Erzählung „L'art pour l'art" und die verwandte, aber schärfer pointierte Erzählung „Ein gesunder Junge". Man sieht: fast alle Stücke der Sammlung! Und das will etwas heißen in unserer Zeit der leichtfertigen Sammlungen leichtfertiger Novellen. Aber Kurt Aram schreibt nicht allzuviel. Und was er schreibt, scheint vorsichtig gewendet und gedreht, im Feuer seines bitteren Lachens geglüht. Sein Lachen ist bitter, denn wie kann der Weise, der Mensch der hellen Augen, der zu sehen und zu durchschauen verdammt ist, anders lachen als so. Wie toll sind Menschen und Schicksale, wie toll, was wir Welt und Gott nennen! Am Strande von Rügen finden sich oft Steinkugeln, die ganz schwer und wohlgerundet den Eindruck äußerster Solidität machen. Wenn wir sie aber nehmen und schütteln, so hören wir, wie ein kleiner Stein innen im Hohlraume hin und her schlägt. Man nennt diese Steine „Klappersteine". Es macht Kurt Aram Vergnügen, Menschen und Schicksale aufzulesen, solide, sehr geachtete Menschen und Schicksale, und zu untersuchen. Und wie viele erweisen sich da als Klappersteine. Dazu lächelt dann der Finder, jenes beschwörende und verstehende Lächeln. Manchmal schneidet er auch rasch eine Clownsgrimasse, eine halb bedauernde und halb schadenfrohe Clownsgrimasse. Und dann legt er die Steine in seine Sammlung, indem er ihnen eine species facti beigibt. So sind Kurt Arams satirische und bitterböse oder drollige Geschichten.

Brünn. K. H. Str.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 12. Berlin, den 22. Dezember 1906. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Zu den am 25. Januar stattfindenden Reichstagswahlen haben die einzelnen Parteien inzwischen ihre Wahlaufrufe veröffentlicht. Die Freisinnige Volkspartei, die Freisinnige Vereinigung und die Deutsche Volkspartei haben sich auf folgenden gemeinsamen Wahlaufruf geeinigt:

„Der Reichstag ist aufgelöst. Zentrum, Polen und Sozialdemokraten haben die Mittel zur völligen Niederwerfung des Aufstandes in Deutsch-Südwestafrika verweigert. An dem Ausbruch des Aufstandes trägt die Schuld nicht zum wenigsten die mangelhafte Verwaltung und das falsche System der Kolonialpolitik. Unsere Parteien haben verkehrte Maßnahmen der Regierung auf kolonialem Gebiet stets entschieden bekämpft, haben aber ihre Mitwirkung zur Wiederherstellung der Ordnung im Schutzgebiet nicht versagt. Sie unterstützen auch die verantwortliche Leitung der Reichsgeschäfte bei der Abwehr unverantwortlicher Nebenregierungen und unzulässiger Pressionen, von welcher Seite sie auch geübt werden.

Die Auflösung des Reichstags führt die liberalen Parteien in den Kampf gegen die Uebermacht des Zentrums, das bald im Bunde mit den Rechtsparteien, bald in der Mehrheit mit der Sozialdemokratie einen unheilvollen Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens im Reiche ausübt. In diesem Kampfe muß der Liberalismus den Einfluß erringen, der ihm nach seiner geistigen und wirtschaftlichen Bedeutung gebührt. Zu gemeinsamer Arbeit für Freiheit und Kultur haben sich Freisinnige Volkspartei, Freisinnige Vereinigung und Deutsche Volkspartei zusammengefunden. Wir fordern alle Liberalen in Stadt und Land zu arbeitsfreudiger und opferwilliger Unterstützung auf. Es gilt, das Deutsche Reich zu einem modernen Verfassungsstaat auszubauen, die politische Freiheit zu schützen und die Wohlfahrt aller Volksschichten zu fördern."

Unterzeichnet ist dieser Aufruf von den geschäftsführenden Ausschüssen der drei freisinnigen Gruppen. Ein besonderer Aufruf fordert die liberalen Wähler auf, Beiträge zum „Freisinnigen Wahlfonds" an die Bank für Handel und Industrie (Darmstädter Bank) in Berlin, Schinkelplatz 1—2, und deren Depositenkassen, die Mitteldeutsche Kreditbank in Berlin, Behrenstraße 2, und deren Depositenkassen, und an das Bankhaus Hohenemser, Frankfurt a. M., Gr. Gallusstraße 1, zu senden.

Besonders charakteristisch ist der Inhalt des Aufrufs der deutschkonservativen Partei, der es ängstlich vermeidet, das liebe Zentrum als Gegner auch nur zu nennen. Umso kräftiger wird aber der Kampf für das geführt, was die Herren Junker „nationale Güter" und „Ideale" nennen. Der Schwerpunkt dieses Aufrufs liegt in folgenden Sätzen:

„Im Kampfe für unsere durch die Sozialdemokratie schwer bedrohten nationalen Güter (Brotwucherzoll!) und Ideale (Dreiklassenwahlrecht!) sowie der sozialen (Junker!) und staatlichen (Amtsvorsteher!) Autorität erwarten wir von der Reichsgewalt energische und wirksame Maßregeln, die mehr als bisher jenen vaterlandslosen, mit der christlichen Kultur des Deutschen Reiches in Widerspruch stehenden Bestrebungen entgegenwirken."

So sieht der Kampf der preußischen Junker gegen das Zentrum aus!

Der Aufmarsch der Parteien zum Wahlkampfe vollzieht sich in einem wirren Durcheinander. Die abenteuerlichsten Wahlparolen und die tollsten Kombinationen über das Zusammengehen der einzelnen Parteien werden in die Welt gesetzt. Es ist erfreulich, konstatieren zu können, daß in diesem Trubel eine Anzahl liberaler Blätter kühle Ueberlegung bewahrt und treffend die Richtlinien gekennzeichnet haben, in denen sich in der Wahlbewegung der entschiedene Liberalismus betätigen muß, wenn er sich nicht für reaktionäre Zwecke einfangen lassen will. So schrieb gleich nach der Auflösung des Reichstags die „Frankfurter Zeitung":

„Es ist ganz klar, daß die koloniale Basis . . . nicht zu einem Zusammengehen ganz heterogener Parteien führen kann, ebensowenig wie auf der anderen Seite Zentrum und Sozialdemokratie zusammengehören. Die prinzipielle Stellungnahme der Sozialdemokratie ist anders zu beurteilen als das mehr durch äußere Machtrücksichten geleitete Verhalten des Zentrums. Noch weit mehr aber fallen die allgemeinen politischen Verschiedenheiten der beiden Parteien ins Gewicht, die eine ist ebenso demokratisch wie die andere reaktionär. Die ganze Arbeit der Parteien der bürgerlichen Linken in den letzten Jahren war darauf gerichtet, eine Konzentration nach links vorzubereiten und hier zu einigen, was zu einigen ist. Jetzt sich nach rechts zu einigen, hieße alles verleugnen, was bisher stets als Ziel des nächsten Wahlkampfes bezeichnet worden ist. Die Reaktion gilt es zu bekämpfen, die Reaktion in allen Lagern, und da das Zentrum in dieser Reaktion eine führende Rolle einnahm, wird ihm mit der Hauptkampf der bürgerlichen Linken zu gelten haben. Namentlich im Süden wird er mit Nachdruck betrieben werden; zu seinem wirklichen Erfolge ist aber hier, wie auch anderwärts, die Mithilfe der Sozialdemokratie von großem Werte. Nur so könnte dem Zentrum ernstlich Abbruch getan und seine Mandatsziffer um ein oder zwei Dutzend Mandate verringert werden. Aber selbstverständlich darf auch der Kampf gegen die anderen Reaktionäre nicht eingestellt, sondern muß mit dem gleichen Nachdruck geführt werden, vor allem gegen die ostelbischen Junker und überall gegen das extreme Agrariertum, die uns die Zustände beschert haben, welche in der Fleischnot und in der Fleischteuerung ihren deutlichsten Ausdruck finden."

Das „Berliner Tageblatt" betonte außerordentlich richtig in einem Leitartikel vom Dienstag, daß die Wahlparole des Freisinns bei den diesmaligen Wahlen lauten müsse: „Gegen Zentrum und jede Reaktion!", und es wies die „widernatürlichen Bündnisse", wie sie von einzelnen Phantasten in der Bildung eines „nationalen Wahlblocks" oder eines „Wahlkartells von den Kanitz, Liebermann und Hahn bis zu den

Kopsch, Naumann und Barth" empfohlen werden, nachdrücklich zurück, indem es ausführte:

„Wir möchten auf das allerentschiedenste betonen, daß es ein Unding ist, den Liberalismus mit der agrarischen und antisemitischen Reaktion zusammenkoppeln zu wollen. Und wenn man den Liberalen einen demokratischen Reichskanzler versprechen würde, dann machten sie bei diesem Kuhhandel doch nicht mit. Denn höher als der augenblickliche Vorteil steht ihnen die Wahrung des liberalen Prinzips. Und der liberale Schild würde durch unvertilgbare Flecken besudelt werden, wenn die Liberalen prinzipiell mit Leuten vom Schlage der Stöcker und Liebermann v. Sonnenberg zusammenzugehen genötigt werden sollten. Das wäre allerdings eine Wahllüge, die nie und nimmer zur befreienden Tat führen würde."

Auch die „Berliner Volkszeitung" ist in energischer Weise bemüht, der künstlichen Ideenverwirrung entgegenzuarbeiten, unter deren Schutz die Reaktionäre bei dieser Wahl im Trüben fischen möchten. In einem Artikel „Leimruten für Gimpel" schrieb sie:

„Der neue Reichstag wird auf fünf Jahre gewählt, fünf lange, lange Jahre. Die Kolonialfrage, nur ein kleiner Ausschnitt aus dem Kreise der anderen großen Probleme der Zeit, wird in wenigen Tagen erledigt sein.

Was dann folgt, ist eine Reihe von fünf Sessionen, in denen in reaktionärer Politik, in agrarischer Interessenpolitik, in verderblicher Steuerpolitik so viel geleistet werden kann und geleistet werden wird, daß dem deutschen Volke Hören und Sehen vergehen wird, wenn jetzt ein Reichstag im Sinne der reaktionären Parteien zustande kommt. Alles was bisher schon die Steuerzahler gekränkt und bedrückt, die Freunde des Kulturfortschritts in Deutschland mit Unmut und Zorn erfüllt hat, es wird ein Kinderspiel sein gegen das, was von dem neuen Reichstage zu befürchten ist, wenn er so ausfällt, wie ihn sich die Reaktion wünscht. Immer und immer wieder müssen wir daher wiederholen, was wir schon am Tage der Auflösung ausgeführt haben: Seid auf der Hut vor den falschen Propheten, die euch durch die koloniale Phrase hypnotisieren wollen! Laßt euch den Blick nicht blenden! Haltet euer Auge auf das Ganze, um das es sich hier dreht, um die Niederwerfung des reaktionären Systems, das auf dem Deutschen Reiche lastet! Man will euch für das einfangen, was die Konservativen unter „nationaler Politik" verstehen. Darunter verstehen sie, wie bekannt, nicht nur den extremsten Militarismus zu Wasser und zu Lande; sie verstehen darunter auch die einseitigste, rücksichtsloseste, brutalste Junkerpolitik."

Die Stoßkraft einer geschlossen vorgehenden Linken hat sich eben erst wieder bei den Wahlen zum Stuttgarter Bürgerausschuß erwiesen. Hierbei war es bereits von vornherein zu einem Zusammengehen der Sozialdemokratie und der deutschen Volkspartei gekommen. Die von beiden Parteien gemeinsam aufgestellte Kandidatenliste, die acht Sozialdemokraten, fünf Volksparteiler und drei freiwillig übernommene Mitglieder der Rechten umfaßte, gelangte mit über 2300 Stimmen Majorität zum Siege. Die bisherige nationalliberal-reaktionäre Mehrheit des Bürgerausschusses ist damit gebrochen.

Welche Parteien gemeinsame politische Geschäfte machen wollen, trat deutlich bei den Vorbereitungen der Nachwahlen zum württembergischen Landtag in die Erscheinung. Die Nationalliberalen (deutsche Partei), die sich in bezug auf die Reichstagswahlen in nationalistischem Phrasenschwall berauschen und sich gebärden, als ob sie unter gar keinen Umständen mit dem Zentrum weiter paktieren wollten, tragen die Schuld, daß infolge des Aufrechterhaltens aussichtsloser Zählkandidaturen in Oberndorf und Neuenbürg das Zentrum im württembergischen Landtag zur stärksten Partei wurde. Die bisherige politische Zweideutigkeit der württembergischen Nationalliberalen wurde in der „Frankfurter Zeitung" folgendermaßen charakterisiert:

„Von großer Bedeutung ist der ideelle Gewinn, daß die offizielle Deutsche Partei genötigt worden ist, die liberale Maske ganz abzuwerfen und sich unverhüllt als Bundesgenossin der agrarischen und klerikalen Feinde eines zeitgemäßen Fortschrittes zu zeigen. Mit der Ablehnung des liberalen Bündnisses hat diese Entwicklung angefangen, mit dem Anschluß an das bis vor kurzem noch geleugnete agrarisch-klerikale Kartell hat sie in rascher Abwärtsbewegung geendigt. Die Erkenntnis dieser Metamorphose wird in den politisch fühlenden Kreisen des Bürgertums nach den Wahlen und schon während derselben eine wunderbare aufklärende Wirkung ausüben. Schon allein um dieser Wirkung willen muß man sich über diese Entwicklung freuen."

Das Zusammengehen der Volkspartei mit den Sozialdemokraten beim zweiten Wahlgange hatte wenigstens das Ergebnis, daß von den 27 in Frage kommenden Mandaten der deutschen Volkspartei zwölf und der Sozialdemokratie sechs zufielen, während das Zentrum in zwei, die Nationalliberalen in drei und der Bauernbund in vier Wahlkreisen siegte.

Um das Zustandekommen der Wahlreform sicherzustellen, hat sich die österreichische Regierung veranlaßt gesehen, dem Herrenhause einen Gesetzentwurf zu unterbreiten, der die Zahl der lebenslänglichen Mitglieder dieser feudalen Körperschaft auf 180 limitiert. Indem sich die Krone zu einem solchen Akt freiwilliger Beschränkung eines ihr zustehenden Rechts verstand, hat sie von neuem bekundet, wie ernst es ihr mit der Durchführung der auf dem allgemeinen Wahlrecht beruhenden Wahlreform ist. Das Herrenhaus würde die ganze Schwere der Verantwortung treffen, wenn es entsprechend dem inzwischen fertiggestellten Bericht seiner Wahlkommission auf dem Pluralitätswahlrecht bestände und damit die Reform vereitelte. Unter dem Druck der öffentlichen Meinung haben noch in letzter Stunde verschiedene einflußreiche Körperschaften — wie der Wiener Gemeinderat, der Niederösterreichische Gewerbeverein und die sonst wahrlich nicht radikal gesinnte Zentralstelle der drei österreichischen Industriellenverbände — das Herrenhaus dringend ersucht, von jeder Verschlimmbesserung des Entwurfs abzusehen.

Die französische Regierung bleibt weiter energisch bemüht, Vorkehrungen zu treffen, um den Widerstand der den Weisungen Roms gehorchenden Priester bei der Durchführung des Trennungsgesetzes niederzuzwingen. Es ist ihr auch gelungen, die Opposition zu beschwichtigen, die ihr von dem radikalen Flügel der Sozialisten zu erwachsen drohte. Der von dem Kultusminister Briand ausgearbeitete Gesetzentwurf, der in sechs Artikeln den Gemeinden, Departements und dem Staate das sofortige Eigentumsrecht an allen bisher der Kirche gehörenden Gebäuden zuspricht und die Möglichkeit gibt, den renitent bleibenden Geistlichen sofort die Pension zu entziehen, wurde von der Kammer ohne Widerspruch der Kultuskommission überwiesen.

Inzwischen sind auch die Hoffnungen der römischen Kurie auf eine Unterstützung durch die spanische Regierung arg enttäuscht worden. Diese hat ihrem Botschafter in Paris, der durch Vermittlung des spanischen Botschafters beim päpstlichen Stuhle hinter dem Rücken der spanischen Regierung zu einer Einmischung aufgefordert war, unzweideutig zu verstehen gegeben, daß er sich jedes derartigen Aktes zu enthalten habe. Ueberhaupt findet das entschlossene Vorgehen der französischen Regierung gegen die Uebergriffe Roms in Spanien vielen Beifall; die antiklerikale Strömung in Spanien dürfte durch die französischen Vorgänge eine nicht unwesentliche Stärkung erhalten.

Die englische Unterrichtsvorlage ist nunmehr endgültig gescheitert. Das Oberhaus, das gegen die Behandlung seiner Amendements zu der Bill im Unterhause lebhaft protestierte, hat das Gesetz verworfen. Kurz vorher hatte die „Tribune" den Mitgliedern des Oberhauses ins Stammbuch geschrieben, ein großer Teil des Mißbehagens in der öffentlichen Meinung über das House of Lords sei darauf zurückzuführen, daß sich eine erhebliche Zahl seiner Mitglieder zwar sonst niemals in den Sitzungen sehen lasse, aber stets erscheine, sobald es gelte, eine volksfreundliche, gerechte oder freiheitliche Maßregel zu verwerfen, die vom Unterhause unterbreitet sei.

* * *

Für Leute mit kurzem Gedächtnis.

Forsan et haec olim meminisse iuvabit.

Die verderbliche Macht des Zentrums muß gebrochen werden, — so tönt es heute aus dem Lager der Regierung. Vor den Zelten der Nationalliberalen bläst man diese Melodie im Fanfarenton, und selbst die edlen Konservativen mischen in ihre nationalistischen Preßgesänge, wenn auch mehr adagio, das „Nieder mit dem Zentrum!“. Eine schöne Regung, wenn sie echt wäre! Aber um sie für echt zu halten, muß man an akuter Gedächtnisschwäche leiden.

Wer trägt denn die Schuld, daß der Einfluß des Zentrums fortgesetzt gewachsen ist? Wer hat das Zentrum zur ausschlaggebenden Partei gemacht? Erinnert man sich nicht mehr, daß der Aufstieg des Zentrums mit dem Jahre 1879 begann, als sich Bismarck entschloß, mit den Liberalen völlig zu brechen und reaktionäre Wege zu wandeln? Mit Getreidezöllen, Liebesgaben, reaktionären Handwerkergesetzen, Differenzeinwänden und dem konfessionellen Schulsystem ist seit einem Vierteljahrhundert der Weg zur Zentrumsmacht gepflastert worden, und die eifrigsten Wegebauer waren dieselben Parteien, Agrarier, Konservative, Antisemiten, Junker, Nationalliberale, die heute als nationalistische Vorkämpfer gegen das Zentrum auf den Gassen umhermarschieren und durch überlautes Geschrei gegen Rom darüber hinwegzutäuschen suchen, daß sie mit ihrer reaktionären Politik den Schwarzen den Steigbügel gehalten haben. Das Zentrum war und ist eine Minoritätspartei. Im Reichstag verfügt es über ein Viertel der Mandate, in der Wählerschaft noch nicht über den fünften Teil der Stimmen. Es war unmöglich, daß das Zentrum zur Macht gelangte, wenn nicht die Parteien der Rechten mit den Nationalliberalen und mit der Regierung unablässig eine reaktionäre Politik getrieben hätten, für deren Durchführung sie das Zentrum brauchten. Jetzt ist ihnen das Zentrum unbequem geworden, und sie möchten einen Zustand herbeiführen, bei dem sie ohne Zentrumshilfe ihre reaktionäre Politik durchsetzen können.

Zu diesem Zweck gehen sie jetzt auch den Freisinnigen um den Bart und betreiben sogar den naiven Plan eines nationalistischen Kartells, das in trautem Verein den Grafen Kanitz, Liebermann von Sonnenberg, den Freiherrn von Zedlitz, Dr. Arendt, Bassermann und Heyl von Herrnsheim neben dem gesamten demokratischen Liberalismus umfassen soll. Der „Hannoversche Courier“ hat allen Ernstes diesen „idealen“ Vorschlag gemacht und auch schon angedeutet, daß, wer die Verwirklichung dieser Phantasien im hannoverschen Ratskeller etwa zu stören versuchen sollte, mit dem großen nationalen Bann belegt und politisch mausetot gemacht werden müsse. Es ist uns eine Beruhigung, aus dem „Hannoverschen Courier“ zu ersehen, daß die Freisinnige Vereinigung in dem Verdacht der Renitenz gegen diesen genialen Vorschlag steht. Dieser Verdacht ist völlig begründet. Der Vorschlag erscheint uns weniger ideal als idiotisch, und die Drohung, daß die reaktionären Bundesbrüder dann der widerspenstigen Freisinnigen Vereinigung mit vereinten Kräften den Garaus machen wollen, beantworten wir mit dem Bismarckschen Wort: „Dar lach' ick öwer!“ Was die reaktionäre Genossenschaft mit Einschluß der Nationalliberalen Bassermannschen Gepräges tun kann, um uns zu bekämpfen, wird sie so wie so tun; sind doch bereits gegen Gothein, Potthoff und von Gerlach nationalliberale Bosheitskandidaturen aufgestellt. Wir werden uns unserer Haut zu wehren wissen. Aber bezeichnend für die wahre Natur des Kampfes gegen den Ultramontanismus ist es, daß gerade jene Partei, die niemals, in keiner Frage, mit dem Zentrum paktiert hat, nun von den geeichten nationalliberalen Kämpen gegen das Zentrum als nächstes Schlachtopfer bezeichnet wird.

Wenn die Gelehrten des „Hannoverschen Couriers“ die parlamentarische Geschichte der letzten fünfundzwanzig Jahre durchsehen wollen, so werden sie auf zahlreichen Blättern, speziell auf denen, die von der Wirtschafts- und Steuerpolitik handeln, berichtet finden, daß die Nationalliberalen und das Zentrum e i n e s Sinnes waren und zusammenstimmten, ja daß schließlich selbst auf dem Gebiete der Schulpolitik der Nationalliberalismus vor dem Zentrum niedergekniet ist. Die Gesinnungsverbrüderung ging so weit, daß man bei den jüngsten Wahlprüfungen eine Versicherungsgesellschaft zur gegenseitigen Unterstützung gegen die Folgen von Wahlschwindeleien gegründet hatte, und daß für das Großherzogtum Hessen bereits eine Abmachung für die Wahlen zwischen Nationalliberalen und Zentrum stattfand, die bei der Darmstädter Nachwahl zu einer offenen Unterstützung des Nationalliberalen durch das Zentrum im ersten Wahlgange führte. Die politischen Intimitäten zwischen Zentrum und Konservativen aber sind andererseits notorisch; die Heiligen und die Ritter fanden sich, selbst wenn sie vorübergehend einmal miteinander schmollten, stets in reaktionärer Inbrunst wieder zusammen:

„War ein Gekos' und ein Geschleck!“

Die Freisinnige Vereinigung dagegen hat, solange sie existiert, der Zentrumswirtschaft nie die allergeringste Konzession gemacht. Sie hat unter allen Parteien in Deutschland, was die Gegnerschaft gegen das Zentrum anlangt, den reinsten Rekord. Das ist ihr auch wiederholt von den führenden Preßorganen der Zentrumspartei bescheinigt worden. Als vor jetzt vier Jahren in dem Trierer Schulstreit die preußische Regierung vor dem Bischof Korum so kläglich Kotau machte, kam es bekanntlich im preußischen Abgeordnetenhause zu einer Interpellation, bei der sich verschiedene Parteien durch die Verlesung verlegener Erklärungen aus der Affäre zu ziehen suchten, während die Freisinnige Vereinigung durch ihre resolute Haltung gleichzeitig den wütendsten Zorn der „Germania“, die uns als die „parlamentarische Schutztruppe des Judentums und der Sozialdemokratie“ ansprach, und der Regierungsoffiziösen auf sich lud. Die Nationalliberalen kamen damals mit einer milden Verwarnung davon, den Konservativen aber, deren Sprecher Herr von Heydebrand sehr beredt hervorgehoben hatte, was die Konservativen alles mit dem Zentrum verbinde, wurde gesagt, daß bei ihrer Haltung ja wahrscheinlich auch die Rücksichten auf die bevorstehenden Reichstagswahlen mitgewirkt hätten, daß das aber verzeihlich sei.

„Mag sein,“ so hieß es in der „Germania“ wörtlich, „daß solche Rücksichten mitgespielt haben. Es kann uns aber ziemlich gleichgültig sein, warum man mit den Katholiken Frieden halten möchte, wenn man ihn nur hält. Und wenn es aus Rücksicht auf die Stellung geschieht, die sich die Katholiken im politischen Leben errungen haben, umso besser. Denn dann haben wir es einigermaßen in der Hand, daß der Wind nicht so bald wieder umschlägt.“

So wurden die politischen Helden beurteilt, mit denen der „Hannoversche Courier“ heute einen Bund auf Gedeih und Verderb gegen das Zentrum schließen will, einen Bund, dessen erste Leistung dann sein soll, daß er die Freisinnige Vereinigung vom politischen Erdboden vertilgt, die einzige Partei, die dem Zentrum niemals auch nur die geringsten Konzessionen gemacht hat.

Ich fand dieser Tage bei der Durchsicht meiner Briefschaften aus jener Zeit auch die Zuschrift eines evangelischen Pfarrers, der nicht weit von Hannover wohnt, der sich ausdrücklich als Mitglied der nationalliberalen Partei bezeichnete, und der mir, der ich damals die Freisinnige Vereinigung im Abgeordnetenhause rednerisch vertreten hatte, unter dem unmittelbaren Eindruck der Verhandlungen folgendes schrieb:

„Ihr mannhaftes Auftreten im Landtage in der Trierer Schulangelegenheit und im Reichstage bei der Verhandlung über die katholisch-theologische Fakultät in Straßburg hat meinem deutschen und evangelischen Herzen sehr wohlgetan. Mit vielen aufrichtigen Patrioten bin ich Ihnen für Ihre entschiedene Abwehr der maßlosen ultramontanen Ansprüche aufrichtig dankbar.

Hoffentlich mehren sich die Männer immer mehr, die der verblendeten Regierung die Augen öffnen und das Gewissen schärfen.“

Es liegt wirklich Humor darin, daß ein Hauptblatt der nationalliberalen Partei die Niedertrampelung der Freisinnigen Vereinigung empfiehlt, um besser gegen Rom fechten zu können!

Reden wir einmal deutlich: Es ist ein durch und durch verlogenes Spiel, wenn man dem Volke vorzuspiegeln sucht, man könne mit reaktionären Karten gegen das Zentrum Stiche machen. Im Kampfe gegen das Zentrum wiegt jeder Sieg über einen Reaktionär, der bisher mit dem Zentrum Geschäfte gemacht hat, genau so viel wie die unmittelbare Niederwerfung eines Zentrumskandidaten. Wer einen pommerschen Konservativen im Wahlkampfe zur Strecke bringt, hat sich im Kampfe gegen das Zentrum genau so verdient gemacht wie der Streiter, der einen badischen oder württembergischen Zentrumskaplan überwindet, und wer dazu beiträgt, daß irgend ein Mitglied der konservativen Partei den Sieg erlangt, einerlei gegen wen, der unterstützt indirekt den Ultramontanismus. Das hat in Baden auch die nationalliberale Partei begriffen. Durch politische Wuchergeschäfte irgendwo auf Kosten der Ueberzeugung ein paar Mandate zu ergattern, kann nicht die Aufgabe einer anständigen liberalen Partei sein.

Die jetzige Reichstagsauflösung bezeichnet den Beginn einer Periode konstitutioneller Krisen, die viele Jahre umfassen und entweder in einem tiefen reaktionären Sumpf oder in einem wirklich modernen Konstitutionalismus enden wird. In dieser großen geschichtlichen Auseinandersetzung bedeuten die nächsten Wahlen nur ein Zwischenspiel. Für den Liberalismus ist dabei nicht entscheidend, ob er ein paar Mandate mehr oder weniger bekommt, sondern ob er sich als Vorkämpfer in der Niederwerfung der gesamten Reaktion, einerlei ob klerikaler oder konservativer Reaktion, durchsetzen kann.

Dieser Kampf wird von uns mit Zähigkeit und Energie geführt werden. Wer aber glaubt, daß wir dumm genug sein würden, unter dem Schlachtruf „Gegen das schwarz-rote Kartell!" den konservativ-nationalliberalen Reaktionären die Kastanien aus dem Feuer zu holen, damit sie bei ihren späteren reaktionären Abmachungen mit dem Zentrum für sich noch ein paar Extravorteile herausschlagen können, der hat die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Unsere Wahlparole heißt: „Gegen Heilige und Ritter!"

Theodor Barth.

Neu-Oesterreich.

II.

Die Faktoren der Parteibildung.

Politische Berechnungen sind nicht so einfach wie kommerzielle Kalküle vorzunehmen, denn ein entscheidendes Moment ist niemals zu bestimmen: der Zufall. Zwischen Lipp' und Kelchesrand schwebt der dunklen Mächte Hand, zwischen der Erwartung und dem Ergebnis wirken unabschätzbare Stimmungsmöglichkeiten. Aus dieser Erwägung heraus muß man sich sagen, daß, was immer an Zahlentafeln zur Illustration der künftigen Parteigruppierung in Neu-Oesterreich aufgestellt wird, mehr die Wünsche als die voraussichtlichen Resultate vor Augen rückt. Ein unbekanntes Feld ist zu beackern. Die Erscheinungen, die in der V. Reichsratskurie beobachtet wurden, berechtigen zu keinerlei Schlüssen. Ganz andere Verhältnisse wird die Volkswahl vorfinden. Die „Bourgeoisie" hat ihre Kurienfestungen verloren und kann nicht mehr — wie vielfach bisher — dem Proletariat ein paar Arbeitermandate großmütig „überlassen". Die großen Wahlkreise — 5 044 222 Wähler waren auf 72 Wahlbezirke verteilt — hinderten die intensive Agitation und die systematische Durcharbeitung der Massen. Bei der letzten Erneuerung des Parlaments erfolgten die Wahlen der V. Kurie überdies noch in fast allen Kronländern indirekt durch Wahlmänner, während der Zukunft die direkte Abstimmung gehört. Aber nicht allein das Terrain wird neu sein, auch das Werkzeug bedarf erst der Einarbeitung. Es fehlt also tatsächlich für jede ziffernmäßige Vorhersage der nächsten Parteienbewegung die solide Basis. Uebrigens wird die Frage ganz falsch gestellt, wenn man nachdenkt, in welcher Stärke die einzelnen Gruppen in das neue Haus der 516 Volksvertreter einziehen werden. Das ist eine verfrühte Sorge. Vorläufig scheint es viel wichtiger, zu überlegen, wie die Parteien geartet sein dürften, die im Feuer des allgemeinen Wettbewerbes ihre Form erhalten werden. Wo alles in Fluß gerät, sollten gerade die schwächlichen, künstlichen Fraktionsgebilde wie die Felsenriffe in der Flut unerschüttert stehen bleiben können? Wir haben schon letzthin aufgezeigt, welchen eminent parteibildenden und nachher festigenden Einfluß das allgemeine Stimmrecht in Neu-Oesterreich ausüben wird. Untersuchen wir jetzt die Faktoren, die für den politischen Klärungsprozeß in Betracht kommen. Es sind dabei viererlei Grundsätze zu berücksichtigen: I. nationale, II. wirtschaftliche, III. kulturelle und IV. verfassungsrechtliche.

Halten wir zuerst nach dem am wenigsten komplizierten Problem Ausschau. In kultureller Hinsicht gibt es bloß ein Bekenntnis zum Fortschritt oder zum Rückschritt, denn der Stillstand ist nichts anderes als passiver Rückschritt, als das Sich-überholen-lassen. Nach zwei einander gegenüberliegenden Zielpunkten kann man nicht gleichzeitig streben. Wer die Jugend besser erziehen will, wird nicht für die Schulverschlechterung eintreten; wer die Volksaufklärung wünscht, wird sicherlich nicht nach dem Zensor rufen; wer den freien Staat zu erkämpfen sucht, wird naturgemäß die kirchlichen Bevormundungsversuche zurückweisen müssen, ebenso jedoch auch von der Unterdrückung der Kirche absehen. Auf dem kulturellen Kampfplatz steht jeder vor einem Entweder-Oder: er vermag sich für vorwärts oder rückwärts zu entscheiden, für ein drittes nicht.

Wie sieht es mit der Stellung zu den Wirtschaftsproblemen aus? Uns beschäftigen hier, wo es sich vorerst um eine theoretische Ueberlegung handelt, nicht die feinen Nuancierungen, sondern die augenfälligen Extreme. Wir wollen in unserer Karte die Gebirgszüge bloß mit Strichen markieren und nicht alle Hügel- und Talbildungen mit ihren Abstufungen verzeichnen. Was die wirtschaftlichen Fragen für Oesterreich bedeuten, hat Bauernfeld richtig erfaßt, als er weniger sprachlich schön als politisch zutreffend dichtete:

„Für Ungar, Italiener,
Deutschösterreicher, Kroat —
Gibt's nur ein Zentralisieren:
Man mache sie alle satt.
Und dreht sich frisch der Bratspieß,
Wir essen durch sogleich
Uns ‚viribus unitis'
Zum einigen Oesterreich."

Da in diesem Zusammenhang die wirtschaftlichen Probleme nicht weiter erörtert werden sollen, möchte ich bloß einige Ziffern hersetzen, um zu zeigen, wie sich Oesterreichs ökonomische Struktur seit 1869 verändert hat. Von je hundert berufstätigen Personen entfielen im Jahre:

	1869	1890	1900
auf die Land- und Forstwirtschaft	67,2	62,4	58,2
„ „ Industrie	19,7	21,2	22,3
„ den Handel und Verkehr	5,1	6,3	7,3
„ „ öffentlichen Dienst und auf freie Berufe	8,0	10,1	12,2

Es ist demnach festzuhalten, daß in Zisleithanien noch immer fast $^6/_{10}$ der Bevölkerung in agrarischen Betrieben tätig sind und daß diese Ziffer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nur schwach gesunken ist.

Betrachten wir nun die Tendenzen, die in den Wirtschaftskreisen am stärksten hervortreten. Das Agrariertum war in Oesterreich bisher in zwei Gruppen gesondert. Die Großgrundbesitzer hatten eine durch die Großgrundbesitzerkurie gesicherte politische Existenz. Sie brauchten nicht zu kämpfen, es genügte, wenn sie zugriffen. Zwischen ihnen und dem Bauernstand öffnete sich ein weiter Abgrund, man könnte sagen: ein mittelalterlicher Burggraben, über den die Zugbrücke aber fast nie

gelegt wurde. Die Großgrundbesitzer waren sich selbst stark genug, und sie verfügten überdies in allen wirtschaftlichen Kämpfen über einen natürlichen, mächtigen Bundesgenossen: den ungarischen Agraradel. Diese beiden Kolonnen waren so einflußreich, daß sie ohne Anstrengung die Zollpolitik der Habsburgermonarchie lenken konnten. Ihr Wille geschah, wurde mindestens zum größten Teil befolgt. Das Bauerntum erwies sich den ökonomischen Fragen gegenüber als gleich stumpf wie gegenüber den andern. Wenn beim „Herrn Grafen" der Weizen blüht, wird er wohl auch bei mir in die Halme schießen: das war die Logik. Die deutschen Bauern wählten klerikal, die Klerikalen gingen mit den Konservativen Hand in Hand — selbstredend nur im Parlament. Anders lagen die Dinge im tschechischen Gebiet. Da schlossen sich die Landleute zuerst den Alttschechen an, um nachher zu den Jungtschechen überzugehen, die sich lange Zeit hindurch ziemlich freiheitlich gebärdeten. Eine ausgesprochen agrarische Klassenpolitik, im Sinne des reichsdeutschen „Bundes der Landwirte", trieb das österreichische Bauerntum Jahrzehnte hindurch nicht. Das wird jetzt allerdings anders. Auf deutschem und tschechischem Territorium erstarkt die agrarische Bewegung, die Agrarparteien werden größer und größer. Ihr Kriegsgesang hat den lockenden Refrain: Schutzzoll und Vieheinfuhrverbot. Es ist reaktionäre Baueenpolitik, wie sie im Buche steht.

Eine gar viel umworbene Gruppe bildete bisher der sogenannte Mittelstand. Er trieb in den Städtekurien sein Unwesen; er reformierte die Gewerbepolitik nach seiner Form und verdrängte die Gewerbefreiheit, die in Zisleithanien — sonderbar genug — in der Konkordatszeit, im Jahre 1859, erstand und bis zum Anfang der achtziger Jahre andauerte, durch die Zünftlerei. Wer Werner Sombarts „Modernen Kapitalismus" gelesen hat, der kann über den Wert, richtiger Unwert, dieser „Hilfskonstruktionen" des Handwerks nicht im Zweifel sein, und die spezifisch österreichische Zunftpolitik hat in Sigmund Mayer und Heinrich Waentig gleich tüchtige Schilderer wie unerbittliche Verurteiler gefunden. Tut nichts! Der Zunftgeist durchzieht das Land, und es muß mit einem wehmütigen Lächeln gesagt werden, daß Oesterreich gleichzeitig mit der neuen Wahlordnung eine Verschärfung des Gewerbezwanges erhalten wird, die selbst den Handelsstand in arge Mitleidenschaft zieht. Zünftler und Schutzzöllner haben immer gute Freundschaft gehalten und die Reihen der wirtschaftlichen Reaktion geschlossen.

Anders denkt die industrielle Arbeiterschaft. Sie will billiges Brot, billiges Fleisch. Um von ihrer Hände Werk leben zu können, muß sie Arbeitsgelegenheit finden, und dazu bedarf es dampfender Schlote, rollender Maschinen. Die industrielle Arbeiterschaft blüht und welkt mit der Industrie. Sie zerstört heute nicht mehr die Maschinen, sondern muß aus Egoismus zur eifrigen Vorkämpferin einer großzügigen Industriepolitik werden. Endlich, zuletzt doch nicht am letzten, die „Bourgeoisie": die Intellektuellen, die Industriellen, die Kaufleute usw. Sie ist nicht allein durch ökonomische Rücksichten zur schärfsten Zurückweisung der dreisten Mittelstandsretterei, die nichts anderes als grobe Mittelstandstäuschung ist, gezwungen; sie hat auch ein schwerwiegendes kulturelles Interesse daran. Die reaktionäre Wirtschaftspolitik tritt meistens als Zwillingsschwester der reaktionären Staatspolitik auf. Die „Bourgeoisie" hingegen kann nur vorwärts und aufwärts, wenn die Schulen immer zahlreicher und besser, die kulturellen Bedürfnisse größer, die Sitten feiner werden. Sie muß Licht, Luft und Bewegungsfreiheit erstreben, sie erblaßt und entkräftet im Weihrauchsqualm und im Kerker des mittelalterlichen Innungswesens.

Rekapitulieren wir das Gesagte: Auf der einen Seite schließen sich die wirtschaftlichen Reaktionäre aneinander, die Agrarier und der Mittelstand. Ihr Fetisch ist der Schutzzoll und der Gewerbezwang. Auf der andern Seite drängen sich die industriellen Arbeiter zusammen, und die „Bourgeoisie" stößt zu ihnen. Industrieruf ertönt aus ihren Reihen. Wo wird der Sieg sein? Daß es schwere wirtschaftliche Kämpfe in Neu-Oesterreich geben wird, liegt nahe. Noch ist nicht abzusehen, was die Ministerpräsidenten Beck und Wekerle bezüglich des wirtschaftlichen Verhältnisses beider Reichshälften beschließen werden; aber man kann nicht in die Zukunft schauen, ohne zu erkennen, daß der Zeitpunkt nicht mehr fern erscheint, da Oesterreich selbständig seine ökonomischen Angelegenheiten ordnen wird, nach innen und außen unbeeinflußt von Ungarn. Dann muß es sich entscheiden, ob die numerisch schwächere Armee der Industriepolitiker Hilfskräfte aus den von den Gegnern dominierten Wirtschaftskreisen heranzuziehen vermag. Doch das gehört mit zu den Problemen des österreichischen Liberalismus, die in einem nächsten Aufsatz besprochen werden sollen.

Wenden wir uns jetzt der schwierigsten, der eigentlichen österreichischen Frage zu: der Nationalitätenfrage. Das XIX. Jahrhundert brachte den Streit aller gegen alle, der erst literarisch, nachher politisch und zuletzt mit den Argumenten der Pflastersteine und Stöcke geführt wurde. Wir, die wir inmitten des Kampfes standen, hörten nur das Toben, sahen nur die Opfer. Wie jedoch wird ein kommender Historiker dieser Epoche urteilen? Gingen wir wirklich, wie Grillparzer griesgrämig meinte, von der Humanität durch die Nationalität zur Bestialität über? derselbe Grillparzer, der wenig Voraussicht bewies, als er den Feldmarschall Radetzky versicherte:

„Die Gott als Slaw' und Magyaren schuf, die streiten um Worte nicht hämisch, sie folgen, ob deutsch, auch dem Feldherrnruf, denn: Vorwärts! ist ungrisch und böhmisch!"

War's ein Kampf, der zur Ordnung oder zur Verwirrung führt? Von einer höheren Warte aus blickend, sieht man, daß die Ereignisse des vorigen Jahrhunderts, soweit sie auf der nationalen Walstatt Oesterreichs vor sich gingen, eine einheitliche Tendenz hatten: Die Durchringung zur Anerkennung der nationalen Gleichberechtigung seitens der Nationen. Der Artikel 19 des Staatsgrundgesetzes über die Rechte der Staatsbürger, der übrigens recht unglücklich formuliert ist, sollte allgemeiner geistiger Besitzstand werden. Und er ist es geworden! Die Deutschen Oesterreichs haben gelernt, und eine dankbarere Nachwelt wird es zu würdigen wissen, daß der Großteil dieser Nation eines Tages prinzipiell erklärte: „Wir haben eingesehen, daß die Rechte der Minorität geringer sind als die der Majorität. Wohl haben wir Jahrhunderte kraft der Verdienste unserer Ahnen allein geherrscht, nun aber wollen wir mit euch, ihr Slawen und Romanen, nach der lebendigen Moral der Gegenwart gemeinsam heerschen." Dies waren ja die Empfindungen, die zur Einigung über den nationalen Mandatsschlüssel für das allgemeine Stimmrecht führten. Was die Deutschen den Slawen vis-à-vis getan haben, haben die Polen den Ruthenen gegenüber bloß zum Teil nachgeahmt, und die Südslawen und Italiener sind in ihrem gegenseitigen Gerechtigkeitsempfinden gleichfalls zurück. Aber schon heute läßt sich die Richtung der nationalen Strömung in Oesterreich folgendermaßen skizzieren: Das Nationalbewußtsein ist auf der ganzen Linie erwacht; es führt in erster Reihe zur nationalen Sammlung, schließt aber einen internationalen Ueberbau keineswegs aus. Die Sozialdemokratie ist national bis in die Knochen (Tschechen, Polen), dennoch behält sie Oesterreich im Auge. Die Klerikalen, die für das Volkstum — wenigstens im deutschen Sprachkreise — indifferenter sind, dürften im Laufe der Zeit nationaler werden; dennoch werden sie nicht darauf verzichten, auch fürderhin ganz Oesterreich zu umspannen. Die Mehrzahl der deutschen „Bourgeoisie" wird — unter dem Druck des allgemeinen Wahlrechts noch mehr als jetzt — für ein Zusammengehen mit den anderen Völkern zu haben sein. Wenn Dr. Derschatta, Prof. Marchet, Prade, Dr. Forscht, Dr. Pacak und Graf Dzieduszycki, wenn also deutsche, tschechische, polnische Minister an einem Tische sitzen können, warum sollten nicht ebenso Kunz und Heinz mit Postpischil Arm in Arm über die Gasse gehen? Hierher gehört weiter die Mehrheit der Tschechen (aus den Realisten und Jungtschechen gebildet), die doch — trotz ihrer gelegentlichen Rückfälle — einsehen müssen, daß es viel besser ist, wenn auf den Schlachtfeldern der Hussiten wogende Aehren und nicht neue Grabkreuze aus dem Boden wachsen. Die Ruthenen, die Rumänen sind unbeschadet des starken Nationalbewußtseins ihrer Majorität nach nicht exklusiv; im Gegenteil. Die Polen, die mehr Chauvinismus als klarblickenden Nationalismus zeigen,

werden — wieder zum guten Teile — von ihrem politischen Geschäftssinn gelenkt und zu international gestalteten Bündnissen geleitet. Außerdem gibt es freilich in allen Volkslagern Ultranationalisten, die bloß so weit sehen, wie ihre Sprache verstanden wird. Das Deutschtum hat die Alldeutschen hervorgebracht, das Tschechentum suchen die Staatsrechtler und die Anhänger Klafac; heim, und die Italiener werden vom Irredentismus geschüttelt, der allerdings im k. k. Ministerium des Innern in Wien mehr als in Italien seinen Ursprung hat.

Ehe wir die Folgerungen aus diesen Darlegungen ziehen, wollen wir einen Augenblick beim Verfassungsproblem verweilen. Dabei kann die österreichisch-ungarische Reichsfrage in ihren Details füglich aus dem Spiele gelassen werden, denn für die österreichische Parteibildung kommt vorzüglich die Neugestaltung Zisleithaniens in Betracht. Parteien, die den baufälligen Dualismus stützen wollen, werden ja voraussichtlich fehlen, es ist zu erwarten, daß sich fast alle Gruppen um das Prinzip der Personalunion scharen, während vielleicht die eine oder andere Fraktion großösterreichische Gedanken in ihr Programm aufnehmen wird. Die Frage: Demokratie oder Feudalstaat? ist ausgeschaltet, da sich keine Gruppe finden dürfte, die dem einmal eingeführten Volksstimmrecht den Krieg zu erklären wagt. Es bleibt also die Besprechung des Zentralismus, der gegenwärtig in Oesterreich besteht, übrig. Er hat wenig Freunde. Außer einigen „verfassungstreuen" Grafen sind lediglich die Deutschfortschrittlichen und die Deutschvölkischen (Deutsche Volkspartei) dafür, soweit man ihre tatsächlichen Ansichten erkennen kann. Sie leitet vornehmlich die Erwägung, daß die deutsche Staatsbeamtenschaft im Zentralismus eine gewisse Deckung findet. Allein die nationale Autonomie würde die Deutschen als den reichsten Volksstamm sicherlich nicht wesentlich verkürzen, wobei zu bedenken ist, daß die Aemter der Zentralbehörden ohnehin von Jahr zu Jahr mehr slawisiert werden. Die 15 Millionen der Nichtdeutschen, die in Oesterreich leben, wollen eben ihre Kinder versorgen. Eine eigene Gattung von Zentralisten sind noch die Alldeutschen; sie möchten von Zisleithanien Galizien und Dalmatien ablösen und dann germanisieren.

Man kann demnach das Urteil dahin formulieren, daß nicht die Konservierung der Verfassung, sondern der Umbau das Ziel sein wird. Für den Umbau gibt es unzählige Pläne; alte und neue, verhängnisvolle und verheißungsreiche! Bisher haben es die meisten Politiker unterlassen, der Notwendigkeit, Neu-Oesterreich neu zu organisieren, fest und mannhaft entgegenzublicken. Die Ansichten sind deshalb wenig geklärt, und es würde zu weit führen, alle Vorschläge, Einzelwünsche und Hoffnungen der Reihe nach aufzuzählen. Darum sei nur konstatiert: die Zeit des Beharrenkönnens ist vorbei. Jeder, der in Oesterreich ernstlich Politik treiben will, wird sich nun mit den Bauplänen befassen müssen. Mit dem Zentratismus konnte schon Alt-Oesterreich nicht fortkommen, er wird noch viel weniger in Neu-Oesterreich möglich sein.

Wien. Richard Charmatz.

Der demokratische Gedanke und der Byzantinismus.

Byzantinismus ist im Grunde nichts anderes als das Pathos der Distanz zwischen Fürst und Volk, ein Pathos, das bei der Erreichung einer gewissen Höhe politischer Bildung stets als lästig und lächerlich zugleich empfunden werden wird. Darum wurde auch byzantinische Schreibfertigkeit gerade in ihrer Heimat mehr verspottet als die Form des panegyrischen Servilismus, die sich in ihren Proskynesen an den Höfen Karls V., Philipps II., Ludwigs XIV. und vor manchem deutschen Landesvater breit machte. Denn zu Byzanz wurde jener Michael Psellos, eine wunderliche Vereinigung von Abbé, Courtisan und Journalist, der mit seiner Anrede des Konstantin Monomachus als Helios Basileus dem Roi soleil Frankreichs ein Vorbild geschaffen hatte, in der Satire „Timarion" in bewundernder Anerkennung der anmutigen Gewandtheit des Ausdrucks, der glücklichen Wahl der Worte und der Geschicklichkeit, womit er sie jedem Gegenstand anzupassen wußte, in der Hölle mit Bureauarbeiten beschäftigt. Was dagegen die deutschen Hofpoeten der guten alten Zeit, — man braucht nur an des brandenburgisch-sächsischen Hofdichters Johann von Besser merkwürdige Tätigkeit zu denken, — sich an dithyrambischen Kriechereien geleistet haben, das fand nur wenig Widerspruch, und die Ungeheuerlichkeiten, die sich gar in unsern Tagen Presse, Literatur und untertänigste Redseligkeit erlauben, werden mehr nachgedruckt als rezensiert.*)

Aber auch zu Byzanz waren die Reste attischen Salzes, womit man den Priester der höfischen Phrase verfolgte, nicht allzureichlich, und die Quelle des Studiums für den Byzantinismus in seiner klassischen Form bleibt eben immer noch Byzanz. Der kaiserliche Absolutismus war dort vollkommen: er erstreckte sich auf die Menschen selbst, wie auf ihre Angelegenheiten, das politische wie das religiöse Leben war ihm unterworfen. Der Kaiser machte und änderte die Gesetze, er verkündete und verwarf die Lehren des Glaubens, er hatte Macht über Sitte und Mode, Lebensgewohnheit und Lebensführung. „Es ist eine Wandlung vorgegangen im bürgerlichen Leben," schrieb Leo der Weise zu Anfang des zehnten Jahrhunderts, „und alles hängt künftighin von der Fürsorge und dem Eingreifen der kaiserlichen Majestät ab." Das sind Redewendungen, die unserer Zeit durchaus nicht fern liegen, in der ja auch die kaiserliche Majestät Kanzler und Generalstabschef in eigener Person, höchster Bischof der evangelischen Landeskirche und letzte Autorität in allen Fragen der Kunst und Wissenschaft sein will. Und wenn wir uns weiter erinnern, wie oft wir schon gehört haben, daß auch der Industrie, dem Handel und der Landwirtschaft, nicht minder wie der Erziehung und dem Sport vom Throne her neue Bahnen gewiesen werden, dann müssen wir uns doch mit Recht fragen, wie weit wir noch von der offiziellen Fiktion des byzantinischen Despotismus entfernt sind, daß alles und jedes im Staate eigentlich nur durch den Kaiser unmittelbar geschehe.

Jedenfalls mehren sich aber auch mit jedem Tage die Stimmen, die diese Fiktion als lautere Wahrheit und feststehende Tatsache in alle Welt hinaus verkünden. Die offizielle Wortfreudigkeit, eine der jüngstdeutschen Errungenschaften, befleißigt sich geradezu, in der Ausdrucksweise des Kaisers selber, das Evangelium von der alltägigen Majestät zu verkünden, und wenn man zusieht, wie die Schlagworte vom „weitschauenden Blick" und von „der festen Hand am Steuer" in den vielzuvielen Festreden unserer Zeit als ungeprüfte Schlagworte von Mund zu Mund wandern, um Unheil und Verwirrung zu stiften in der mehr oder weniger arglosen Psyche von Bürgermeistern, Vereinsvorständen und derer, die sie anhören, so begreift man, daß schließlich die politische Tat mit der patriotischen Rede verwechselt wird und die politische Mitarbeit des einzelnen Staatsbürgers im Pathos der Bewunderung verschwindet. Die fernere Folge ist dann die, daß man sich in weiten Kreisen des deutschen Bürgertums größere Sorgen macht über die Pfade, die des Kaisers entlaufener Teckel eingeschlagen haben könnte als darüber, wie man unserer verfahrenen Wirtschaftspolitik wieder auf den rechten Weg zu helfen vermöchte.

Es wäre nun durchaus verfehlt, wenn man das schließliche Ergebnis des fortgesetzten Gebrauchs solcher Byzantinismen, — nach oben die Befestigung des Gefühls unnahbarer Höhe, nach unten die allmähliche Abtötung des staatsbürgerlichen Bewußtseins und die künstliche Erregung staubgeborenen Untertanengefühls, — ausschließlich durch Kritik der kaiserlichen Persönlichkeit bekämpfen wollte. Dies würde aber im letzten Grunde nichts anderes bedeuten, als dem Byzan-

*) Eine sehr anschauliche Zusammenstellung der schlimmsten Auswüchse des neudeutschen Byzantinismus gibt Graf E. Reventlow in einer kürzlich bei J. F. Lehmann-München erschienenen Schrift „Kaiser Wilhelm II. und die Byzantiner".

tinismus von oben die Demagogie von unten entgegenzusetzen — eine äußerst zweischneidige Waffe, die oft gebraucht wurde, aber niemals nützte; denn auch der Pöbel hat zwar zu Byzanz viel ausgerichtet, aber wenig erreicht —; das einzige dauerhafte und erfolgversprechende Mittel im Kampfe gegen die byzantinische Gefahr ist die Erweckung des demokratischen Gedankens und die Stärkung des staatsbürgerlichen Bewußtseins im einzelnen. Es heißt auch hier zu den Anfängen zurückkehren. Sie liegen für den demokratischen Gedanken nicht in der überwundenen Jugendlichkeit der achtundvierziger Bewegung, auch nicht in den Klassizismen der französischen Revolution, sondern sie liegen in den religiös-politischen Bestrebungen Englands im siebzehnten Jahrhundert. Wenn damals gerade die demokratischen Ideen der Antike in einer noch für lange Zukunft brauchbaren Weise umgedacht wurden, wenn gerade in jener Zeit die Idee eines allgemeinen und gleichen Wahlrechts auftauchte, so ist der Grund hiervon vor allem in der in jenen Tagen mit unerhörter Konsequenz vollzogenen Umformung der innersten Anschauungen des Menschen und in der unbeirrten Arbeit an der eigenen Persönlichkeit zu suchen.

Ihrem Wesen nach bedeutete die Reformation zunächst eine Emanzipation des Individuums von der Bindung seines Gewissens durch Autorität und Herkommen. Die selbständige Sicherung des eigenen Seelenheils war damit zur persönlichsten Angelegenheit eines jeden Menschen geworden. Die völlige Selbstüberlassung des Menschen im Kampfe um die ewige Seligkeit führte aber notwendig zu einer unausgesetzten Selbstkritik und Selbstkontrolle, die nicht nur in der Kenntnis der eigenen Fehler, sondern auch im Bewußtsein des eigenen Wertes enden mußte. Der demokratische Gedanke jedoch wurzelt im letzten Grunde in nichts anderem als in der Ueberzeugung jedes einzelnen, Träger eigener Werte za sein, eine Ueberzeugung, die sich eben auf die aus religiösen Motiven hervorgegangene Beobachtung sowohl der persönlichen Schwächen als auch der besonderen Fähigkeiten gründet. Eine natürliche Neigang, die Dinge des staatlichen Lebens in ungeschminkter Farbe zu sehen, und ein ausgesprocheneres staatsbürgerliches Bewußtsein sind die begreiflichen Folgen solcher Selbstbetrachtung für das politische Leben. Daß eine derartige energischere Betonung des demokratischen Gedankens die beste Abwehr gegen byzantinische Velleitäten böte, dafür bringt jeder Tag seine Beispiele.

Denn was bedeutete jene plötzliche Verhüllung der Angesichter beim Erscheinen der Hohenloheschen Denkwürdigkeiten anderes als die völlige Unfähigkeit zu nüchterner Aufnahme tatsächlicher politischer Vorgänge, die auch Herrscher und Regierende als Menschen ohne byzantinische Stilisierung zeigen? Die Furcht vor dem Nackten in der Politik ist eben die natürliche Begleiterscheinung der gewohnheitsmäßigen Drapierung jeder politischen Tatsache durch die byzantinische Phrase. So sind wir in Gefahr gekommen, jenes gesunde Gefühl für politische Wirklichkeit gänzlich zu verlieren, das den Engländer des siebzehnten Jahrhunderts gegenüber dem Byzantinismus der Stuartschen Tage sprechen ließ: „You liken a monarchy to the government of the world by one God.“ Was John Hampden anstelle des Bürgermeisters von Cöpenick getan haben würde, darüber läßt sich vielleicht streiten; daß das Wort „Kabinettsordre“ aber nicht wie Basiliskenblick auf ihn gewirkt hätte, das steht jenseits allen Zweifels. Gerade das Schulbeispiel von Cöpenick hat gezeigt, wie schlecht das Gewissen weiter Kreise gegenüber absolutistischen Möglichkeiten ist, und wie sehr es uns noch an jener ruhigen Ueberzeugung vom eigenen Rechte fehlt, die man sich in England bereits vor Jahrhunderten allerdings anter unermüdlicher und rastloser Arbeit an sich selbst, errungen hatte.

Friedrich Glaser.

Unsere Weihnachtsbräuche.

Was das Weihnachtsfest im spezifisch christlich-kirchlichen Sinne zu bedeuten hat, ist bekannt, aber wie die Weihnachtsgebräuche im einzelnen entstanden sind, und warum gerade der 25. Dezember als Weihnachtstag gefeiert wird, das wissen nur wenige. Ueber Jesu wirklichen Geburtstag, den man am 25. Dezember feiert, selbst über sein Geburtsjahr gibt es ja keine Ueberlieferungen. Wieso wird nun Jesa Geburt gerade am 25. Dezember gefeiert? Und warum entzünden wir an diesem Tage Kerzen am geschmückten Weihnachtsbaum? Wie ist die hübsche Vorstellung vom herumziehenden Weihnachtsmann, vom Weihnachtsengel und vom weißgekleideten Christkindlein entstanden? Warum führt der Weihnachtsmann die Namen „Knecht Ruprecht“ und „großer Nikolaus“? Was bedeuten die Aepfel und Nüsse, die zu Weihnachten eine so große Rolle spielen? So viel Fragen, so viel schwierige kulturhistorische Probleme. Suchen wir sie einmal im einzelnen zu erfassen und zu klären!

Den meisten Lesern dürfte bekannt sein, daß die Kirche Jesu Geburt deswegen auf den 25. Dezember ansetzte, weil an diesem Tage bei den heidnischen Völkern und speziell bei den Germanen das Wintersonnenwendfest gefeiert wurde, das man im christlichen Sinne umdeutete, weil man mit Recht annahm, dadurch der Einführung des neuen Glaubens bei den Heiden am leichtesten die Wege ebnen zu können. Aber wieso feierte man die Wintersonnenwende am 25. Dezember und nicht am 21. Dezember, auf den sie dach bekanntlich in der Regel fällt? — Um diese Tatsache richtig zu verstehen, müssen wir uns zwei Umstände gegenwärtig halten, nämlich erstens das astronomische Faktum, daß infolge der sogenannten „Präzession der Tag- und Nacktgleichen“ das Datum der Wintersonnenwende sich im Lauf der Jahrhunderte ständig etwas rückwärts verschiebt, und zweitens, daß durch die Gregorianische Kalenderreform des Jahres 1582 alle Daten umgewandelt wurden, sodaß der 25. Dezember des alten Julianischen Kalenders nicht mehr dem des neuen Gregorianischen entsprach. Tatsächlich fiel denn auch vor etwa 2000 Jahren der Festtag der Wintersonnenwende auf den 25. Dezember. Die Feier von Jesu Geburt blieb in der Folge an diesem Datum haften, während der Tag der Sonnenwende sich im Lauf der Zeit auf immer andere Daten verschob. Wie stark diese Verschiebung war, zeigt uns besonders deutlich der russische Kalender, der bis auf den heutigen Tag an der alten Julianischen Rechnung festgehalten hat, und der den kürzesten Tag, die Wintersonnenwende, gegenwärtig zumeist schon am 8. Dezember aufweist, während er das Fest der Geburt Jesu nach wie vor am 25. Dezember (7. Januar neuen Stils), also volle 17 Tage später, begeht. Durch die Gregorianische Kalenderreform (1582) wurde der Unterschied zwischen Wintersonnenwendtag und Weihnachtstag, der im 16. Jahrhundert 14 Tage betrug, zwar um volle 10 Tage reduziert, beträgt aber trotzdem heut noch immer vier Tage.

Die Erinnerung an den altheidnischen Charakter des christlichen Festes tritt in unseren Weihnachtssitten und -gebräuchen allenthalben zutage. Besonders trägt der beliebte und doch so gefürchtete Weihnachtsmann unverkennbar heidnische Züge. Im Kindesglauben ist der Knecht Ruprecht zwar der Diener des Christkinds, dessen Fest wir feiern, und dessen Gaben für die Kinder er austeilt — aber wie kommt diese seltsame Gestalt in die christlichen Vorstellungen hinein, die mit den sonstigen, vom Christentum anerkannten überirdischen Wesen, mit Engeln, Heiligen und Teufeln usw., auch nicht die mindeste Aehnlichkeit hat? Um dies zu verstehen, müssen wir daran denken, daß das alte Wintersonnenwendfest das höchste Fest der alten Germanen war, daß in den heiligen „Zwölften“ (25. Dezember—6. Januar) die Gottheiten ihre ganze Macht entfalteten und die Erde durchstreiften, und daß vor allem der oberste der Götter in seiner Eigenschaft als Sturmgott in Gestalt des „wilden Jägers“ durch die Lande dahinbrauste. Der Weihnachtsmann ist nichts anderes als eine Umgestaltung Wotans, und auch die Züge des „Wanderers“

hat er von ihm übernommen, denn wie Wotan einst als wilder Jäger unstet daherzog, so wandert auch Knecht Ruprecht in der Weihnachtszeit von Ort zu Ort. Der Name Ruprecht selbst ist ja geradezu ein altes Beiwort Wotans; das Wort (ursprünglich: hruotperaht) bedeutet: der Ruhmprächtige. Ebenso weisen aber auch die anderen verschiedenen Namen des Weihnachtsmanns trotz ihres christlichen Klanges auf die Beziehungen zu Wotan hin; er heißt bekanntlich u. a. auch Nikolaus (Klas) und Pelzmärte. Nun sind aber sowohl der Tag des heiligen Nikolaus (6. Dezember) wie der des heiligen Martin (11. November) ursprünglich Wotansfeste gewesen, und es ist daher interessant zu beobachten, wie die Namen der Heiligen, deren Gedenktage von der christlichen Kirche ganz zufällig und ohne jede innere Beziehung den heidnischen Wotanfesten substituiert wurden, herhalten müssen, um dem spukhaften Wesen des Weihnachtsmanns, auf das die Verehrung des Heidengottes übergegangen ist, seinen Namen zu geben. Im Mecklenburgischen heißt übrigens bis auf unsere Tage der Weihnachtsmann geradezu Wode!

Die Analogie geht sogar noch weiter. Das eigentliche Kinder- und Freudenfest war in früherer Zeit der Nikolaustag, der 6. Dezember, der auch heut in katholischen Gegenden und in der Landbevölkerung noch eine wichtige Sonderstellung einnimmt. An diesem Tage beschenkte und beschenkt man stellenweise, z. B. in Tirol, bis auf unsere Tage die Kinder mit Spielzeug und Leckereien aller Art; am Julfest, dem späteren Christfest, wurden zwar Erwachsene und Kinder gleichfalls beschenkt, jedoch nur mit nützlichen Gaben und Eßwaren, besonders Aepfeln. Der eigentliche Kinderfreund war daher St. Nikolaus, und das ist er auch geblieben, nachdem die evangelische Kirche in ihrem Kampf wider den Heiligenkult die Feier des Nikolausfestes beseitigt und dessen charakteristische Gebräuche auf das Weihnachtsfest übeenommen hatte. Für die Kinderwelt ist es immer noch der große Nikolaus, der Klas, der in Gestalt des Weihnachtsmanns das Spielzeug und die Süßigkeiten im Auftrag des lieben Christkinds beschert.

So vermischen sich in der Gestalt des Weihnachtsmannes heidnische und christliche Vorstellungen in höchst seltsamer Weise miteinander. Logische Klarheit darf man in all diesem Wirrwarr von Beziehungen nicht zu finden hoffen; der Weihnachtsmann ist eben ein Produkt träumender Volksphantasie, und vom Verstand ist dieses Wesen, wie alle Träume, nicht zu begreifen, sondern nur vom Gemüt.

Wie der Weihnachtsmann selbst, so sind auch einige der stereotypen Gaben, die er zu bringen pflegt, altheidnischen Ursprungs, vor allem die Aepfel, die Nüsse und zum Teil auch die beliebten Pfefferkuchen- und Lebkuchenfiguren. Der Wanderer Wotan war auf seinen Umzügen begleitet von einer weißgekleideten, verschleierten, weiblichen Gestalt, der Göttin Freia oder Hulda (Holle), welche christliche Vorstellungen später als das umherziehende und seine Gaben austeilende, weißgekleidete Christkindlein oder den Weihnachtsengel (gelegentlich auch als Jungfrau Maria) umgedeutet haben. Freia war bekanntlich die Liebesgöttin der altgermanischen Völker, und ihre speziellen Symbole, die Symbole der Liebe, waren die Aepfel und die Nüsse, die sie selbst austeilte, und mit denen man sich am Weihnachtstage schon in sehr frühen Zeiten zu beschenken pflegte. Nach Grimm heißt diese den Weihnachtsmann begleitende Gestalt stellenweise, z. B. in Franken, noch bis auf unsere Zeit „Frau Hulda", und am Meißner in Hessen sagt man noch heut „Frau Holle bringt auf Weihnachten den artigen Kindern schöne Sachen, dagegen den unartigen eine Rute". Eine alte heidnische Sitte war es ferner, in Erinnerung an die früher dargebrachten Opfer am Julfest Figuren der Götter und ihrer heiligen Tiere aus Teig zu formen und von den Frauen im Tempel backen zu lassen — die heutigen Lebkuchenfiguren sind zweifellos noch ein Ueberbleibsel dieser alten Sitte.

Wie der Weihnachtsmann und der Weihnachtsengel mit ihren Gaben, so deutet auch der Weihnachtsbaum, der geschmückte Tannenbaum, und ebenso die in England weit verbreitete Sitte der Aufhängung von Mistelzweigen, unter deren Schutz Kußfreiheit (Liebesgöttin!) herrscht, auf die heidnische Zeit zurück. Die altgermanische Religion war eben eine Naturreligion, und in ihren drei höchsten Festen des Jahres, dem Wintersonnwendfest (Weihnachten), dem Frühlingsfest (Ostern bezw. Walpurgistag) und dem Sommersonnwendfest (Johannistag), spielten überall Bäume und grüne Zweige eine hervorragende Rolle, während die christliche Kirche mit ihrer verinnerlichten Religion niemals von selbst auf die Hineinziehung von Natursymbolen ins religiöse Leben verfallen wäre. Das Ausschmücken der Stuben zur Weihnachtszeit mit den immergrünen Tannenreisern dürfte daher schon sehr alten, heidnischen Ursprungs sein; wir finden es im Elsaß für das Jahr 1507 urkundlich belegt (Emeis Fol. 47, Sp. 4).

Dagegen ist es ein Irrtum, wenn man oftmals die Meinung aussprechen hört, daß speziell die eigenartig schöne Sitte des lichtergeschmückten Weihnachtsbaums schon bei den alten Germanen anzutreffen gewesen sei. Die brennenden Kerzen am Tannenbaum, die ein so herrliches Symbol sowohl für die wiederkehrende Sonne wie für das Licht, das Christus in die Welt gebracht, darstellen, können weder als eine heidnisch-germanische noch als eine christliche Sitte mit Sicherheit angesprochen werden. Ihre Bedeutung und ihre Einführung in die Volksgebräuche sind vielmehr derart in undurchdringliches Dunkel gehüllt, daß wir gerade über die Entstehung dieser Weihnachtssitte, die vor allen anderen für heidnische wie für christliche Vorstellungen das am leichtesten verständliche Symbol zu sein scheint, so gut wie nichts auszusagen wissen. Wir finden zwar in den „Isländischen Volkssagen" von Jon Aenason eine heilige Eberesche erwähnt, auf deren Zweigen in der Julnacht unverlöschliche Kerzen brennen sollen, aber aus dieser Sage kann man nicht darauf schließen, daß das Volk selbst in alter Zeit bereits Bäume mit brennenden Kerzen zur Feier des Weihnachtsfestes geschmückt habe, denn Volkssagen von Naturwundern, die in der Christnacht vor sich gehen, blühenden oder leuchtenden Bäumen, gibt es auch sonst. Das Entzünden großer Holzstöße (Julklötze) finden wir gleichfalls als heidnische und auch als christliche Sitte in der Julzeit ebenso wieder wie in den beiden anderen großen Sonnenfesten im Frühling und am Sommersonnwendtag; aber von diesen allgemeinen Julfeuern zu der speziellen, sinnigen Sitte, brennende Kerzen in den Zweigen eines immergrünen Baumes anzubringen, ist ein weiter Weg. Andererseits aber wissen wir, daß an den deutschen Weihnachtsfesten des Mittelalters und der beginnenden Neuzeit nirgends Weihnachtsbäume gebrannt haben, wie es sicher hätte der Fall sein müssen, wenn die Sitte zur Heidenzeit gang und gäbe gewesen wäre. Der Weihnachtsbaum, den Scheffel im „Ekkehard" auf dem Hohentwiel des 10. Jahrhunderts entzündet werden läßt, ist ein Phantasieprodukt, das den Tatsachen nicht entsprochen haben kann, und auch die beliebte Vorstellung der um den strahlenden Weihnachtsbaum zur Andacht vereinigten Familie Luther ist eine geschichtliche Unmöglichkeit. Prof. Georg Rietschel behauptet, der erste Weihnachtsbaum habe in Deutschland 1605 in Straßburg gebrannt, doch ist mir nicht bekannt, auf welche Literaturstelle er seine Behauptung stützt, und da im ganzen 17. Jahrhundert von brennenden Weihnachtsbäumen nie wieder die Rede ist, so liegt die Vermutung sehr nahe, daß er eine Verwechslung begangen hat mit ausgeschmückten Tannenbäumen ohne Lichter, die gerade in der Straßburger Gegend im Anfang des 17. Jahrhunderts zuerst aufgekommen zu sein scheinen, und bald so beliebt wurden, daß Dannhauer 1654 gegen das in Straßburg übliche Ausputzen der Weihnachtsbäume und ihre nachträgliche Plünderung eifert, weil dies eine heidnische Sitte sei. Im Unterelsaß, insbesondere in Schlettstadt, scheint aber der (lichtlose) Weihnachtsbaum schon erheblich früher, wohl bis in den Anfang des 16. Jahrhunderts, gang und gäbe gewesen zu sein, denn vom Jahre 1555 ist eine Urkunde des Rats von Schlettstadt auf uns gekommen, worin das Hauen von Weihnachtsbäumen verboten wurde. Andere Schlettstädter Urkunden, die auf die Sitte anspielen, stammen bereits aus den Jahren 1521 und 1546. In jedem Fall ist im Elsaß die Geburtsstätte des heutigen Weihnachtsbaums zu suchen. In den handschriftlichen Aufzeichnungen eines unbekannten Straßburger Bürgers, die Tille veröffentlicht hat, und die aus dem Jahre 1604 stammen, finden wir denn auch die nachweislich erste Beschreibung der ausgeschmückten, freilich noch lichterlosen Weihnachtsbäume:

„Aaff Weihenachten richtett man Dannenbäum zu Straßburg in den Stuben auff, daran hängt man roſſen aus vielfarbigem Papier geſchnitten, Aepfel, Oblaten, Ziſchgolt, Zucker uſw. Man pflegt darum einen viereckent ramen zu machen."

Alſo kein Wort von Lichterſchmuck des Weihnachtsbaums!

Und dennoch gibt es eine Stelle in der Literatur, die das Alter des brennenden Weihnachtsbaums noch weiter zurückzuverfolgen geſtattet, freilich nicht in Deutſchland, auch nicht ſonſt irgendwo in Europa, ſondern ſeltſamerweiſe in — Indien! Wir finden dieſe merkwürdige Literaturſtelle in einer Reiſebeſchreibung des Italieners Vartoman vom Jahre 1503, deren 1556 erſchienene deutſche Ueberſetzung den langatmigen Titel führt:

„Die Ritterliche vnnd Lobwirdige Reyß | des Geſtreagen vnnd vber all ander weit erfahrnen Ritter | vnnd Landtfahrer Herrn Ludonico Bartemans von Bolonia | Welche ſagt von den Landen Egypto | Syria | von beiden Arabia | Perſia | India | vnd Ethiopia | von deren Geſtalt | Sitten | Leben Pollicey | Glauben vnd Ceremonien | Auch von mancherley Thieren | Vögeln | vnnd anderen ſeltzamen Dinge. Das alles er ſelbſt erfahren vnnd geſehen hat."

Hierin heißt es bei der Beſchreibung einer Tempelwallfahrtsſtätte in der Nähe von Kalkutta:

„Unnd zu rings vmb | am geſtat des Waſſertheichs | ſtehen vie Baum all in einer geſtalt | daran henken ſie Lichter vnd ampeln ſolcher menig | das es nicht zu zelen iſt | desgleichen auch vmd dieſen Tempel ſo viel angezunter Ampeln vnd Liechter | vnglaablich zu ſagen. Auff den 25. tag Decembers helt man dieſes Feſte | alſo | das alles Volck biß in 15. meil wegs darumb gelegen | Pfaffen Edel vnnd Bawers leut kommen gmeinlich zu dieſer Opfferang."

Welche Bedeutung hier die Lichterbäume haben, bei welcher Sekte die Sitte ſich fand, erfahren wir nicht, aber das Zuſammentreffen des Datums mit der vollſtändigen Eigenart der Sitte iſt zu auffallend, als daß man einen inneren Zuſammenhang des indiſchen Brauches mit unſeren heutigen Weihnachtsbaumlichtern von der Hand weiſen könnte. Sollten wir es hier etwa gar mit einer uralt-buddhiſtiſchen Sitte zu tun haben, die, wie ſo viele andere, von Europa und vom Chriſtentum übernommen, uns vielleicht gar erſt durch heimkehrende Miſſionare bekannt geworden iſt? —

Welche Einflüſſe dann freilich im 17. Jahrhundert die Ueberpflanzung der Sitte auf europäiſchen Boden bewirkt haben können, bleibt völlig rätſelhaft. Jedenfalls ſcheint ſie erſt im 18. Jahrhundert langſam eine etwas weitere Ausdehnung und Verbreitung erlangt zu haben, denn die wahrſcheinlich älteſte Literaturſtelle, in welcher der mit Lichtern geſchmückte Weihnachtsbaum erwähnt wird, ſtammt erſt aus dem Jahre 1737, und zwar von deutſchem Boden. Damals berichtete der Wittenberger Rechtsgelehrte Gottfried Kißling über eine merkwürdige Weihnachtsſitte, welche eine „Frau auf dem Hofe" — wahrſcheinlich in der Nähe von Zittau, Kißlings Vaterſtadt — beobachtete:

„Am heiligen Abend ſtellte ſie in ihren Gemächern ſo viel Bäumchen aaf, wie ſie Perſonen beſchenken wollte. Aus deren Höhe, Schmuck und Reihenfolge in der Aufſtellung konnte jedes ſofort erkennen, welcher Baum für es beſtimmt war. Sobald die Geſchenke verteilt und darunter aasgelegt and die Lichter auf den Bäumen und neben ihnen entzündet waren, traten die Ihren der Reihe nach in das Zimmer, betrachteten die Beſcherung and ergriffen jedes von dem für es beſtimmten Baum and den darunter beſcherten Sachen Beſitz."

Auch Jung-Stilling (geboren 1740) erwähnt im „Heimweh", daß er in ſeiner Kindheit (alſo wohl um 1750 im Naſſauiſchen) den „hellerleuchteten Lebensbaum" gekannt habe. Die Sitte muß damals alſo immerhin ſchon einige Verbreitung und ein gewiſſes Alter gehabt haben.

Ihre erſte Erwähnung in der ſchönen Literatur finden wir in Goethes „Werther": „von den Zeiten, da einen die unerwartete Oeffnung der Tür, und die Erſcheinung eines aufgeputzten Baumes mit Wachslichtern, Zuckerwerk und Aepfeln in paradieſiſche Entzückung verſetzt." Trotzdem dauerte es ſehr lange, bis ſich die brennende Tanne größere Teile Deutſchlands eroberte oder gar über deſſen Grenzen hinausgetragen wurde. Noch im erſten Drittel des 19. Jahrhunderts waren in Deutſchland die Pyramide und die ſchon ſeit dem 13. Jahrhundert übliche Krippe, letztere beſonders in den katholiſchen Gegenden, viel verbreiteter als der Weihnachtsbaum. 1815 erſt hielt dieſer z. B. ſeinen Einzug in Danzig, ungefähr gleichzeitig im übrigen Preußen, in Pommern, Mecklenburg und Holſtein, nachdem er um 1780 nach Berlin, 1796 nach Hamburg, 1807 nach Dresden gelangt war. 1817 tauchte er zuerſt in Wien, 1819 in Budapeſt auf.*) Die altbayeriſchen Teile verſchloſſen ſich aber der Sitte noch bis zum Jahre 1855, Tirol noch länger: in Mals am Eingang zur Stilfſer Jochſtraße brannten z. B. die erſten Chriſtbäume erſt 1889, in Rauris erſt 1898! Hingegen waren in Paris und in London die erſten Lichterbäume ſchon zu Weihnachten 1840 aufgeflammt, dort durch die Herzogin von Orléans, eine geborene mecklenburgiſche Prinzeſſin, hier durch den deutſchen Prinz-Gemahl Albert eingeführt.

Wie dieſe deutſchen Fürſtlichkeiten, ſo haben alle Deutſchen, wo immer ſie ins Ausland verſchlagen wurden, die Sitte des Weihnachtsbaums mit ſich genommen in die Fremde, und am Vorabend der heiligen Nacht, am 24. Dezember, entzünden ſie die Lichter an der Tanne oder einem anderen Baum, der ihnen gerade zur Verfügung ſteht, und träumen ſich in ihrem Schein zurück in die Heimat und in die ſelige Kindheit. So leuchtete der Weihnachtsbaum den deutſchen Truppen vor Paris im Dezember 1870, im fernen China und im unwirtlichen Südweſtafrika, er ſtrahlt auch diesmal wieder auf allen Schiffen, die im weiten Weltmeer ſchweifen, und auf den entlegenſten Farmen, die eine deutſche Familie bewohnt. Der Weihnachtsbaum iſt mit ſeinem ſinnigen poetiſchen Zauber ſo recht eigentlich ein Symbol des Deutſchtums geworden, ein leuchtendes Wahrzeichen deutſcher Innerlichkeit und deutſchen Gemüts!

R. Hennig.

Brentano und ſein Godwi

Clemens Brentano gehört zu jenen Dichtern, deren Namen der Gebildete wohl kennt, deren Werke er aber ſelten lieſt. Man weiß, daß er zuſammen mit Achim von Arnim 1806 des Knaben Wunderhorn herausgab, daß er Märchen geſchrieben hat und ſchließlich — unſer neugieriges Intereſſe an Menſchlich-Perſönlichem wird wach — daß er hinging und katholiſch wurde, wie ſo viele vor und nach ihm.

Bevor er es aber wurde, hat er ein ſeltſam verworrenes, buntes, an einſamen Schmerzen reiches Leben geführt; hat er eine heiße, wilde, begehrliche Jugend durchlebt. Er war väterlicherſeits italieniſcher Abſtammung. In Tremezzo am Comoſee ſteht das Stammhaus der Familie Brentano. Seine Großmutter: Sophie von Laroche, war die Freundin Wielands. Früh verlor er ſeine von ihm unendlich geliebte Mutter. Und der Vater zwingt ihn, Kaufmann zu werden. . . . . Er entflieht dem Geſchäft, kommt als Neunzehnjähriger nach Jena, wo er bei Friedrich Schlegel wohnt.

* * *

1800 erſcheint der „Godwi". Und in dieſem Roman des Zweiundzwanzigjährigen finden wir alle Merkmale ſeines poetiſchen Charakters.

Clemens Brentano war eine ganz und gar unwahrſcheinliche Natur. Ein merkwürdiges, ſchwer zu faſſendes Subjekt. Ein pſychologiſches Problem. Unzuverläſſig und unſtät. Ein

*) Dieſe Daten nach Dr. E. M. Kronfeld: „Der Weihnachtsbaum", Oldenburg und Leipzig, Schulzeſche Hofbuchhandlung. 1906.

„Lügner“ und ein sentimentaler, empfindsamer Jüngling. Von ungewöhnlicher Sensibilität und ausschweifendster Phantastik.

„Es ist schwer, diesen jungen Menschen ganz zu beurteilen, denn sein ganzes Wesen wird durch Eindrücke beherrscht, und der, welcher vor ihm steht, muß nur zu oft falsch über ihn denken, wenn er ihn und nicht sich zu sehen glaubt. Nur das reinste und einfachste Wesen, nur ein Weib ohne Träne und ohne Flitter wird ihn begreifen. und lieben. Er ist der Spiegel der trübbarsten und beweglichsten Flut, und nichts als ein Spiegel. Wie die Welt vor ihm liegt, so sieht sie ihm aus den Augen, das grüne Blatt, das auf ihm schwimmt, ruht auf seinem eigenen Abbilde, und der unendlich hohe Himmel, der auf ihn hernieder blickt, sinkt seinem Bilde entgegen, das aus seiner Tiefe herauf schwebt. . . . . Er kann nur durch Liebe, die heftigste, ruhigste Liebe, in der ihm die schönste Menschlichkeit göttlich dünkt, ruhig und unendlich viel werden.“

Das ist ein Absatz aus einem Briefe, den die kluge Lady Hodefield an einen Freund richtete. Der junge Mensch, von dem sie in diesen wundervoll nachfühlenden Worten spricht, ist der Held — und der Verfasser des Buches, „Godwi“ — Brentano.

Und das ist es, was das ganze Buch durchzieht: die ewig jugendliche Sehnsucht nach Liebe, nach sinnlichster, leidenschaftlichster, auflösender — erlösender Liebe. Und was diesem Verlangen entgegensteht, was seine Sinnlichkeit zu zügeln oder zu hindern sucht, was seinen schwankenden Individualismus beschränken, begrenzen will, mißachtet und höhnt er. Daher rührt wie bei allen Romantikern sein Haß gegen den Staat, die bürgerliche Gesellschaft, das Philistertum, gegen die konventionellen Gesetze der Sittlichkeit, sein Haß gegen die Ehe, weil sie die Liebe trivialisiert, verflacht, entheiligt; er kommt zur Verherrlichung der Geschlechtsliebe, der reinen, tiefen Wollust der Liebenden. Man spürt den Hauch des „Ardinghello“ und der „Lucinde“. Schlegel und Heinse sind die Götter, die er anbetet und die ihn beherrschen.

Fast alle Frauen, die Brentano schildert, fühlen sich in der Liebe frei und unabhängig von den Formen, die die Gesellschaft, in der sie leben, von ihnen fordern zu können glaubt. Der Dichter charakterisiert Molly, eine der schönsten Gestalten des ganzen Buches, eine wundervoll edle, hohe und leidenschaftliche Frau, mit diesen Worten: „Sie war als ein sinnliches Weib erschaffen worden und war so unschuldig geblieben, wie sie Gott geschaffen hatte, das heißt sinnlich. . .“ Ein andermal sagt er: „Wahre Sittlichkeit kann nur aus unbefangener, heißer Sinnlichkeit erstehen.“ Und am Schluß des Romans finden wir die psychologisch interessanteste Frauengestalt des Buches, eine abenteuerliche, liebestolle Gräfin, die ganz und gar ihren Leidenschaften lebt, die keine andere Absicht hat, als zu leben, zu leben, zu leben . . ., die sich zum Bewußtsein dieses Lebens durchgerungen hat und es mit einer messerscharfen, individualistischen Philosophie gegen die Gebote der bürgerlichen Welt verteidigt und behauptet. Sie sagt, Religion sei nichts als unbestimmte Sinnlichkeit. Und die Sinnlichkeit ist ihre Religion. Sie bete oft, weil sie ein Weib sei, und wer nicht sinnlich sei, habe keine Religion, und eine Religion, die nicht sinnlich sei, habe keine Menschen. Sie sei eine Heidin, habe viele Götter und auch Heroen, alle jung, kräftig und in der Liebe menschlich. Und aus dieser heidnischen Sinnenfreude heraus erscheinen ihr alle Religionen nicht als Religionen, sondern bloß als „bequemliche Anstalten, keine Religion zu haben — Konsistorien, wo keine Liebe mehr sei, um die Ehe zu unterstützen — auf Noten gebrachte Ehescheidungen zum Absingen — Religionen für Eunuchen, Amphibien und Hermaphroditen“.

Ihre Philosophie mündet in diese Erkenntnis: Der sinnliche Mensch werde erbärmlich, wenn er, wie man es nimmt, tugendhaft würde, denn er übe dann Tugenden, die von seinem ganzen Leben verachtet würden. Er müsse sich zwingen, und werde eben dadurch lasterhaft, denn er gäbe, um zu leben, endlich die Tugend hin, und schweife, um sich zu trösten, nach Prinzipien aus. Und die Worte der Gräfin sind das Glaubensbekenntnis Clemens Brentanos und das der ganzen Romantik.

Er liebt die Leidenschaft, die Sinnlichkeit um ihrer selbst willen, er kennt im Leben keine Zwecke, keine Ziele; die Willkür im Leben wie in der Kunst ist ihm oberstes Gesetz. Seine explosive Natur ist nicht geschaffen, sich in geregelte Bahnen zu fügen. Und dieses Jugendwerk zeugt auf jeder Seite, auf jeder Zeile von der Willkür, von der grenzenlosen, völligen Freiheit des Dichters. Er ist der Romantischste unter allen Romantikern. Und wenn in dieser gärenden Zeit die Schlegel, Tieck und Novalis mit heißer Begeisterung eine neue Religion, eine neue Moral, eine neue Kunst verkündeten, so übertrumpfte der junge Brentano, der sich seiner ganzen Natur nach zu ihnen hingezogen fühlen mußte, sie alle mit diesem wildverworrenen, zusammenhanglosen, von übersprudelnder Phantasie wuchernden Buche. In ihm sind alle Stimmungen, alle Wünsche, alle Sehnsüchte der Romantik vereinigt.

Der „Godwi“ enthält Lieder, die zu dem Schönsten und Leuchtendsten gehören, was die Romantik hervorgebracht hat. Stille, verklingende Rhythmen und dunkle, verhaltene Töne. Brentano hat den Balladenstoff von der Loreley geschaffen, er hat das Lied von dem „Lustigen Musikanten“ gesungen, das in seinen Motiven wie in seinen Rhythmen an ganz moderne Lyriker erinnert, dessen elegische Melodie Stimmungen von seltsamem Zauber hervorruft:

Da sind wir Musikanten wieder,
Die nächtlich durch die Straßen zieh'n,
Von unsern Pfeifen lust'ge Lieder
Wie Blitze durch das Dunkel flieh'n. —
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und mit Schmerz.

Und die letzte Strophe:

Doch sind wir gleich den Nachtigallen,
Sie singen nur bei Nacht ihr Lied,
Bei uns kann es nur lustig schallen,
Wenn uns kein menschlich Auge sieht.
Es brauset und sauset
Das Tambourin,
Es prasseln und rasseln
Die Schellen drinn;
Die Becken hell flimmern
Von tönenden Schimmern,
Um Kling und um Klang,
Um Sing und um Sang
Schweifen die Pfeifen, und greifen
Ans Herz,
Mit Freud und mit Schmerz.

Seine lyrische Poesie durchdringt eine tiefe, religiöse Mystik. Und hier zeigt sich seine Verwandtschaft mit Novalis. Das Wort des Novalis, daß die Mystik „ein wollüstiges Wesen“ sei, könnte von Brentano stammen. Seiner Mystik entsprießen die bunten, farbenschillernden Blüten seiner Poesie. Entspringen seine Traumvisionen, entspringt all das Keimend-Unbewußte, Irreguläre, Kranke und Abnorme seiner Phantasie. Er findet kein Verhältnis mehr zur Wirklichkeit, zum Alltag und kann sich deshalb dort, wo alles nach Zwecken und Zielen strebt, nie wohl fühlen. So sagt sein Godwi einmal: „Alles, was mich umgibt, mißhandelt mich und greift so derb zu wie ein Fehdehandschuh.“ So haßt er wie alle Romantiker das Durchschnittliche, das Gewöhnliche, die Alltagsmenschen und singt gleich Novalis Hymnen der Nacht, dem Dunklen, dem Triebhaften, dem Unbewußten in uns. Er haßt das Geradlinige, das Korrekte; die Intuition, „das innere Gefühl,“ der Instinkt ist ihm alles. —

Wie seine Phantasie das Bizarre und Groteske liebt, so fühlt sein proteusartiger Geist fortwährend im Leben selbst das Verlangen, zu blenden, zu glänzen, durch Sonderbarkeiten und wilde, einseitige Aeußerungen aufzufallen. Es liegt etwas

Phosphoreszierendes, Schillerndes, Phantastisch-Lügenhaftes, Buntes und Wirres über seinem ganzen Leben. Pittoresk ist sein Wesen wie seine Kunst. —

Und aus dem Bewußtsein seiner allzureichen Reaktionsfähigkeit entsteht bei ihm die Selbstreflexion, die Selbstironie. Beherrscht ihn die Phantasie, so fühlt er sich wie ein Gott, und kommt er zur Selbstbesinnung, zum Erkennen seines Verhältnisses zur Welt, so fühlt er sich geschlagen, bedrückt, erniedrigt und gepeinigt. Er braucht immerfort Menschen, die ihm zuschauen, und wenn diese von der ungewöhnlichen Art seines Wesens nicht nur nicht angezogen, sondern abgestoßen werden, so klagt er in Briefen an eine ihn verstehende Freundin über die feindselige Gleichgültigkeit der Menschen, über die Einsamkeit, zu der er verurteilt sei. Ueberschwenglichkeit und Ohnmacht wechseln einander ab. — Brentano muß sich dem andern rückhaltlos hingeben können; kann er es nicht, so entsteht überhaupt kein Verhältnis, und er sucht sich durch Spott und Hohn schadlos zu halten. Er ist immer voller Unruhe, unstet, in einem gärenden, unbefriedigten Zustande.

Er findet keinen Halt in sich, er sucht und sucht und sucht — nach Ruhegebern, nach Beschwichtigern, nach Menschen, denen gegenüber er sich entladen kann. Er kommt nur zu seinem eigenen Wert, indem ein anderer ihn anerkennt. Und er empfindet selbst das Zerrissene, Zwiespältige seines Wesens aufs schmerzhafteste. Und dieses Nicht-Ruhe-finden-können, diese ewige Sehnsucht ohne Befriedigung ist sein D ä m o n. Seine Geliebte und spätere Frau Sophie Mereau rät ihm in einem Briefe:

„Gebrauchen Sie die einfachsten, natürlichen Mittel, den Dämon namenloser Unruhe zu verbannen, der in Ihnen, nicht außer Ihnen wohnt. Sie haben viel Talente; aber viel Talente ohne Willenskraft gleichen einem zarten, blütenbeladenen Zweig ohne Stütze, den seine Zierde selbst nur tiefer herabzieht. Suchen Sie durch einfache Beschäftigung, Arbeit, körperliche Anstrengung ruhiger zu werden; aber ernstlich und ausdauernd."

Dieser diätetische Rat ist gut; aber es war für Brentano unmöglich, ihn zu befolgen. Ernst und Ausdauer sind Eigenschaften, die mit seinem ganzen Wesen in unlösbarem Widerspruch stehen. Es ist ihm, gleich seiner wesensverwandten Schwester Bettina, unmöglich, systematisch zu arbeiten, ihr Geist kann sich nicht sammeln, nicht auf einen Punkt konzentrieren. Er ist nur ganz er selbst, wenn er ausschweifen, träumen — lügen, dichten kann. Man könnte sagen: das ist sein eigentliches Selbst, wenn er nicht er selbst ist. — — —

Er spürt das Unzulängliche seiner unharmonischen Natur. „Das Große ist still und fest," schreibt er der Schwester, „es schallt nicht in jedem Winde, es klingt, wenn man anschlägt." Er aber wird von seinen Stimmungen hin- und hergeworfen, seine Sensibilität reagiert auf alle Eindrücke. Und der Dichter Maria im „Godwi" spricht ihm aus der Seele, wenn er sagt:

„Nein, das ist ja eben das Unglück, daß ich mich mit jeder Erscheinung begatte und, der Mutter ewig ungetreu, eine Menge unehelicher Kinder habe, nimmer komme ich zu einer honetten Haushaltung in meiner Seele."

Und dieser wirre, konfuse, widerspruchsvolle, unwahrscheinliche Roman zeigt aufs deutlichste, wie unmöglich es ihm war, Ordnung und sinnfällige Konsequenz in den ungeheuer reichen Schatz seiner Einfälle und Gedanken zu bringen, das weite Reich seiner wildwuchernden Phantasie zu begrenzen. Und da er sich selbst genau kannte, so kam er auf diesem Wege zu dem einzigen Gesetz, das er in seinem Leben anerkannte, weil es seinem Wesen ganz und gar entsprach: zu dem Gesetz der Willkür. Und eben das fordert der romantisch-philosophierende Dichter von den Menschen, daß sie das ausbilden, vertiefen und steigern, was sie als den eigentlichen Grundzug ihres Wesens erkannt haben. Sich selbst Gesetz zu sein, seine Natur nicht zu vergewaltigen mit den Prinzipien der Tugend, der Moral und den Gesetzen der Religion und des Staats, sondern sein Ich ungehemmt auszuleben, auszugenießen, auszukosten in allen Verhältnissen, Beziehungen und Situationen.

Und der Roman, der den Untertitel trägt: „Ein Buch ohne Tendenz" hat eben gerade die Tendenz, hinzuweisen auf den Reichtum, auf die Buntheit, auf die wilde Mannigfaltigkeit des sinnlichen Lebens. Brentano liebt das Widerspruchsvolle, Bizarre, Groteske, das Wilde, Reißende, Perverse der liebestrunkenen Gräfin, die ungeheueren Möglichkeiten in ihr, wie die naive, dunkle Sinnlichkeit der jungen, frühreifen, verlangenden Violette.

„Groß und reichlich ist der Tisch des Herrn, und jegliches hat seinen freudigen Wein neben sich stehen, und wie er trinkt, so genießt er. Später, früher und zu früh ergreifen die Gäste den Becher, viele nippen sparsam vom Rande und wahrlich, ihre Höflichkeit ist dem Wirt und seinem Reichtum ein Schimpf, scheinen sie doch aus der Provinz, aus irgend einer Marktfleckenwelt des Universums hier zu Tische und wollen fast genötigt sein."

Das ist die Tendenz des Buches, das leidenschaftliche Erfassen des warmen, fruchtbaren, fortzeugenden Lebens. Und in diesen Rahmen stellt der junge Dichter all seine Gestalten: Jünglinge, die das Leben beginnen, die das Leben zu umarmen suchen, wo sie es finden; junge, zarte Mädchenknospen, schamhaft und sentimental, voller Tränen und zurückhaltend; und schöne, heiße, liebeskundige Frauen, die der Liebe leben; Männer, die auf ihre wilde Vergangenheit zurückblicken, resignierend in stiller, selbstgeschaffener Einsamkeit. — —

Das Werk des zweiundzwanzigjährigen Jünglings zeigt unverkennbar — in seinen Motiven, in seinen Tendenzen, in seiner Form — die Einflüsse der romantischen Schule, besonders Tiecks und Jean Pauls. — Goethes „Wilhelm Meister" war vor einigen Jahren erschienen und hatte sofort die leidenschaftlichste Begeisterung und Nachahmung erregt. — Nicht nur das Leben Godwis ähnelt dem Wilhelm Meisters; der Roman enthält eine Gestalt, Werdo Senne, die der des Harfners ganz entspricht. — Die Ironie Jean Pauls, die Brentanos Wesen so nahe kam, nahm er auf und durchsetzte sie mit einem an Tieck erinnernden Wortwitz, der vor den geschmacklosesten Wendungen und Uebertreibungen nicht zurückscheut. Brentano unterbricht den Lauf der Erzählung durch persönliches Hervortreten des Dichters. Er zerreißt, wie Jean Paul, den Zusammenhang. Er macht sich und seine eigenen Gestalten lächerlich. Es ist ein Lieblingsmotiv von ihm, sich selbst zu verspotten. Der Dichter Maria sucht mit der überreichen Erscheinungswelt seiner Phantasie so schnell wie möglich fertig zu werden, indem er die Geschichte seiner Personen kurzerhand abschließt und ihnen zuruft: „Glückliche Reise, kommt um Gotteswillen nicht wieder!" Brentano weiß zum Schluß nicht mehr, was er mit seinen Gestalten anfangen soll, und er beginnt in ganz subjektiver Form über sie zu sprechen, indem er sich durch Spott und Selbsterhöhung von ihnen zu befreien sucht.

Der Dichter Maria stirbt. Brentano läßt Godwi über ihn reden: „Von seiner Krankheit habe ich nichts zu sagen. Seine Liebe war sein Leben, seine Krankheit sein Tod — —" „Nun sterbe ich ruhig," sagt Maria lächelnd, „ich habe den Humor gesehen . . . . . Von den Anlagen, die mit ihm verloren gegangen sind, hat der Freund nicht zu reden. Der Sinn seiner Dichtung spricht sich deutlich genug aus. — Daß in unserem Zeitalter die Liebe gefangen ist, die Bedingungen des Lebens höher geachtet sind wie das Leben selbst, und die Nichtswürdigkeit über die Begeisterung siegen kann, hatte er mit seiner Jugend und seinem Leben bezahlt. Streit mit der Liebe war sein Schicksal, Streit für die Liebe sein Beruf."

* * *

Vor einigen Jahren hat Alfred Kerr eine aufschlußreiche Studie über den „Godwi" veröffentlicht, die mit ungewohnter Gelehrsamkeit und künstlerischer Psychologie das Wesen des Dichters analysiert. — Eine Neuausgabe des „Godwi" veranstaltete kürzlich der Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, die Dr. Anselm Ruest mit einer Einleitung versah.

Wilhelm Herzog

Pontoppidans neuer Roman.

Dänemark fährt fort uns zu beschenken*); denn das vorliegende Buch**) ist wirklich ein Geschenk. Gelassen und unauffällig in seiner Art, ohne gewaltsame Schreie, ohne artistische, kokett enthaltsame Allüren. Zwei enggedruckte Bände, voll Geschehens und Erzählens. Psychologie, Landschaftsschilderung, Lebensweisheit — alles das wächst unmerklich zwischen den Zeilen, während wir glauben, wir täten nichts anderes, als dem Pfarrerssohn Johann Andreas zuzusehen, wie er lebt, wie er sich zum Hans im Glücke entwickelt und dann wieder zurückkehrt aus der Welt in religiöse Einsamkeit. Das ist alles. Und wie der ganz große Klavierspieler uns seine brillante Technik vergessen läßt, vergessen läßt, wieviele Griffe, wohlbedachte Nuancen, wohlberechnete Zeitmaße nötig sind, damit alles so einfach, so selbstverständlich klinge, wie wir es nun hören, so verbirgt auch Pontoppidan unter seinem schlichten, selbstverständlichen Erzählen ganz große Kunst, ganz großes Können. Und mehr als das, wirklich eigenerlebte Weisheit. Das ist es, was dem Buche seinen Wert gibt. Es ergreift, es geht uns selber an, was unser Bruder da erlebt. Jeder Nachdenklichere unter uns hat ähnliches durchgemacht. Aeußerlich ist der Erzählungsgang so:

Der fromme, strenge Pfarrer Sidenius, der, unbeschadet seiner Askese eine Schar von elf helläugigen, blonden Kindern sein eigen nennt, ist ein Vertreter jener von Generation auf Generation vererbten Geringschätzung aller zeitlichen Werte. Seine Kinder folgen ihm in dieser Auffassung getreulich nach, nur einer der mittleren Söhne hält sich von früh an besonders, bildet voll Lust am Leben seine körperlichen Kräfte aus, verübt allerhand harmlose Kinderstreiche, die vom Elternhause mit pathetischen Züchtigungen und großen religiösen Schlagworten erwidert werden. Der schöne starke Junge fühlt sich einsam, ausgestoßen, wie ein Fremder. In seiner Seele keimt die romantische Idee, er sei der Sohn eines wandernden Zigeunerkönigs, der im Pfarrhause unwürdigen Unterschlupf gefunden. Immer mehr entwickelt er sich zum verabscheuten Gegensatze seiner Geschwister und besiegelt diesen Gegensatz nachdrücklich durch die Wahl seines Berufes. Anstatt Theologie, oder höchstens Rechtswissenschaft zu studieren, begibt er sich nach Kopenhagen auf das polytechnische Institut. In der Vorstadt Nyboder bei einfachen, fröhlichen Leuten, arbeitet er unter Entbehrungen und, was schlimmer ist, Enttäuschungen. Er fühlt Herrscherblut in seinen Adern. Der kindische Traum vom Königssohne taucht in neuer Gestalt auf. Die Erde will er beherrschen durch seinen Verstand, sein Können. Heimlich, während er lernt und Stunden gibt, um sich zu ernähren, entwirft er den Plan zu einer genialen Fjordregulierung. Sauber und stark lebt er inmitten der bunten, lebensvollen Stadt, nimmt sich mit fast nüchterner Selbstverständlichkeit den Teil von Jugendlust aus ihr heraus, den er zukömmlich und bekömmlich hält für sich, und versinkt auch nicht in dem „genialischen" Kaffeehaustreiben der Künstler und Literaten. Dort findet er einen sklavischen Verehrer in dem jungen Salomon, einem der reichsten Männer der Stadt, und dessen Schwester, die kluge, feingebildete Jacobe ist es, die ihn bildet und leitet. Hans Sidenius liebt anfangs ihre Schwester, ein oberflächliches, naiv verdorbenes Geschöpf, zuletzt aber erzwingt er, in einem überspannten Willensrausch die Verlobung mit der innerlich vornehmeren und wählerischen Jacobe. Neben allen übrigen Vorzügen der Schilderung ist das Auftreten und sich Behaupten des germanischen, noch ein wenig oberlehrerhaft erscheinenden Hans in dem Hause des reichen, feingebildeten jüdischen Bankiers eine der vorzüglichsten. Aus lauter kleinen Szenen setzt sie sich zusammen. Wir sehen leben — weiter nichts, aber mit jener ganz unauffälligen, scheinbar unbeabsichtigten Auslese, die uns erst am Schlusse des betreffenden Ereignisabschnittes klar wird, dann, wenn wir den Faden erkennen, der alle diese Perlen mit eigener Rundung und eigenen kleinen Höhepunkte zur verhängnisvollen Kette aneinanderreiht. Man müßte jede Einzelheit anführen und loben, um gerecht zu sein. Nirgends läßt die Intensität nach. Und welche Typen! Georg Brandes, der unter dem Namen Doktor Nathan immer wieder in seiner Eigenschaft als Sauerteig für das bäuerlich stumpfe Dänemark auftaucht und den man fast immer nur in seinem Einflusse auf andere geschildert trifft, hat hier dennoch ein ausgesprocheneres Leben als in den vielen andern dänischen Büchern, deren Held oder Episodenheld er ist. Künstler-, Kaufmanns- und Zeitungswesen rollt sich mit gleicher Frische vor uns auf; das Dasein einsiedlerischer Adliger auf dem Lande, Pfarrhäuser, Bauern, Kleinbürger — alles steht da klar, und doch vielseitig gesehen, nicht nur plakatmäßig nach einer, gerade für das Buch gewollten Seite übertrieben.

Hans Sidenius hat Glück. Der Liebhaber der gefälligen jungen Frau, die ihn die Liebe lehren will, vermacht ihm, aus einer neurasthenischen Laune heraus, ein kleines Vermögen, gerade in einem Augenblick, als Hans am Erliegen ist. Sein Projekt findet nach mancher Zurückweisung begeisterte Förderung, ein Konsortium bildet sich zur Realisierung der Arbeit. Das Mädchen, das ihm wegen ihrer Art und ihres Reichtums unerreichbar schien, verlobt sich ihm; nach einer noch viel reicheren und reizenderen Erbin brauchte er nur die Hand auszustrecken, um sie zu heiraten. Er hält in seinem starken Willen, in seiner nüchternen, ungebrochenen Kraft den Zauberstab in Händen, der ihm alle Herrlichkeiten der Welt erschließen kann, aber — seltsam — so oft er die Hand heben will, um an sich zu nehmen, was sich ihm gibt, sinkt sein Arm lässig nieder. Fast wie im Traume läßt er sich alles entgleiten. Immer ist da irgend etwas, eine wunderliche Unzufriedenheit, eine Disharmonie, deren Stimme in seinem Innern ihn mehr interessiert als alles, was im wirklichen Leben mit ihm vorgeht und vorgehen sollte. Und er, der sich in Trotz und Abneigung von seiner Familie gelöst hat, wird, mitten in seinem höchsten Erfolge, verwirrt durch eine kleine Anzeige, die er in der Zeitung las und die ihm zeigt, daß seine Angehörigen nach dem Tode des Vaters nach Kopenhagen gezogen sind. Dann stirbt seine Mutter. Die Leiche, in einer kofferähnlichen Lattenkiste verpackt, wird nach Jütland eingeschifft, Hans sieht vom Lande aus dem traurigen Aufladen der alten jütischen toten Pfarrerswitwe zwischen Bierkisten, Branntweinanken und Zuckerfässern zu, sieht, wie die Brüder das Schiff verlassen, um nun ihrerseits die Reise zu Lande anzutreten und, einem plötzlichen Zwange folgend, besteigt er das Schiff und hält seiner toten Mutter die Wacht. Die ganze Nacht hindurch. Und wie er so da einsam in Dunkelheit und Kälte ihrer denkt, steigt auf einmal die Stärke ihrer Glaubenskraft, die ihr durch alle Not und Trübsal hindurchhalf, als etwas rätselhaft Gewaltiges vor ihm auf. In der Gestalt dieses armen, gichtbrüchigen Weibes offenbart sich ihm auf einmal die bisher immer geleugnete und verachtete Größe im Leiden, Entsagen, Aufopfern, gegen die ihm nun die Macht eines Cäsar gering erscheint.

Diese kleine Reise, die nur einen Tag dauern sollte, wird entscheidend für sein Leben. Auf dem Lande, entfernt von Jacobe und ihrem Kreis, geht ihm die Wollust des Glaubens auf. Erst in der üblichen sanft poetischen Form. Dann aber mit all ihren gewaltigen, unerbittlichen Forderungen, an Opfermut und Entsagung, mit all der strengen Demut und Enthaltsamkeit des Einsiedlermenschen.

Hans hat seine Verlobung gelöst, seinen Aussichten entsagt, hat die Tochter des Pfarrers dort auf dem Lande geheiratet, aber auch von ihr geht er fort und nimmt, wie sein großer Landsmann Kierkegaard, das Odium einer vermeinten Verschuldung auf sich, weil er weiß, nie würde sie verstehen, was ihn forttreibt, und nur wenn sie ihn haßte und verachtete, würde sie ihn vergessen können.

Zuletzt sieht man Hans in der bescheidenen Stellung eines Wegebaumeisters, auf einem einsamen Dorfe in allen Kümmernissen und Entbehrungen glücklich und zufrieden, denn nun endlich hat er die Harmonie gefunden mit sich selber. Zur Kirche hält er sich nicht, er hat sein eigenes religiöses Leben gefunden und zu wahren. Unter den Papieren seines kleinen

*) Unbegreiflicherweise und leider ist es mir in meinem Artikel in Nr. 4 d. Jahrg. „Zwei neue dänische Bücher" passiert, Strindberg, den Schweden, als Dänen anzuführen.

**) Henrik Pontoppidan „Hans im Glück", ein Roman. Aus dem Dänischen übertragen von Mathilde Mann. (Inselverlag.)

Nachlasses findet man zwischen anderen weisen Worten den Satz: „Nur eins überwindet das Leiden, nämlich die Passion, das lehrt uns Christi Leben." Und vorher: „Solange wir jung sind, stellen wir so unbescheidene Forderungen an die leitenden Mächte des Daseins, wir wollen, daß sie sich uns offenbaren sollen . . . . . . bis uns eines Tages eine Stimme aus der Tiefe unseres Innern anhält, die da fragt: 'Aber wer bist du denn selber?'"

Ich glaube nicht, daß es mir gelungen ist, die Wirkung des Buches, die ich an mir erfuhr, weiterzugeben. Sie ist so eine langsam eindringliche, wie Wassertropfen, die unsere Hand allmählich füllen. Selbst wen das speziell religiöse Erlebnis des Helden nicht interessiert, muß, wie ich glaube, eins mit ihm mitmachen: das unwiderstehliche Ausstoßen aller fremden Bestandteile aus seinem Wesen. Wie ein Gletscher ist dieser Mensch kühl, klar und von einer starken, unbewußten Naturkraft immer weitergeschoben, aufnehmend und ausstoßend, was immer das Leben ihm Fremdartiges zubringt, und zuletzt wieder in ursprünglicher Reinheit leuchtend an der Stelle, an der er sich nun gelagert hat.

Anselm Heine.

Schnee.

So weit ich seh,
Die Welt im Schnee!
Weiß Moorbruch und Torf,
Weiß Weiler und Dorf,
Weiß, weiß ringsum.
Alle Lande stumm.
Kein Schrei, kein Ruf,
Kein Rad, kein Huf,
Die Turmuhr sogar,
Im Pelztalar
Von Schnee, bricht knapp
Den Nachklang ab,
Als wollte sie all das Schweigen
In ganzer Größe zeigen.
O Frieden, o Stille, wie ruht
Die Welt in eurer Hut
So rein! So weiß!
Ein schlummernder Greis.

Tor, wer dem Frieden traut!
Mir graut:
Ich hab' entdeckt,
Was unter der schweigenden Hülle steckt.
Versperrt gegen Frost
Und schneidenden Ost
Die Türen dicht,
Die Fenster verpicht,
Am ärmlichen Herde zusammengeruckt,
Und die Klage verschluckt,
Die in heißen Tagen so kühn
Gen Himmel geschrien,
So hält sich das Elend im kalten Nest
Vor dem kälteren draußen zusammengepreßt
Und zittert gleich einem nassen Hunde
In mitternächtiger Nordwindstunde;
Kein Schauder trieb' ihn hinaus
In den weißen Graus.
So duckt sich unter dem schneeweißen Haar
Das Herz, als schlief es am Hausaltar:
Nach außen der schweigenden Weisheit Schnee,
Aber drinnen das fröstelnde, hungernde Weh.

Horn b. Bremen. A. Fitger.

Der Kamin der Diana.

Am Ausgange des Sommers erwachte der junge Gilbert endlich aus der Versunkenheit, in der er seit fünf Monaten „Tristan und Isolde" genossen hatte. Im Frühjahr war er mit der geliebten Partitur nach Tirol aufgebrochen, hatte sich durch den Schnee nach Biberwier durchgearbeitet und in der Abgeschiedenheit dieses Tales einen allzu schnellen Sommer verträumt. Die Abendgesänge der Grillen klangen ihm wie die brünstigen Striche der Geiger im letzten Finale; er erwachte von den schrillen Schreien des Nachtgevögels, die den Habet-Acht-Ruf Brangänens unendlich und schauervoll wiederholten; und das Fallen der Bergwasser, das tiefe Brausen der Hochwälder war wie die ewige unterirdische Melodie, die den Klagegesang des Verhängnisses, den Liebeszwiegesang, wie den Hymnus des Todes gleicherweise mit schicksalshaft ungerührtem Gleichmaß begleitete.

Aus dieser Vergessenheit kam er zu sich mit einer starken Sehnsucht nach der eigentlichen Stadt des Meisters, nach Venedig. In einer kalten Vollmondnacht wanderte er durch den Neuschnee nach dem nächsten Flecken, erreichte in aller Frühe mit dem Omnibus die Brennerbahn und erblickte am Mittag Verona, das am Fuße der neu beschneiten Berge in einer verspäteten Sommerglut schmachtete. Aber es trieb ihn von Julias Grab weiter. — Mit schlagendem Herzen verließ er das Festland, und in der Abenddämmerung, unter einem regenschweren Himmel, stiegen vor ihm die stillen Türme Venedigs aus der schweigenden Flut . . .

Auf dem Bahnhof herrschte eine ungewohnte Ruhe. Selbst das Zischen des ausströmenden Dampfes klang nicht lauter als der Flügelschlag der Wandervögel, die er des Nachts über die Berge hatte fliegen hören. Er schritt dem Ausgange zu, weit hinter ihm kam ein anderer Mensch — sonst war er allein.

Da lag der Kanal zu seinen Füßen.

Das Wasser war dunkel und trübe, die Laternen brannten, der kleine Dampfer rauschte schon weit weg, verlassene Gondeln schwankten am Fuß der Treppe. Es war die Stunde der Flut. Eine schwere Melancholie lag über der Stadt.

Gilbert sah sich um. Er liebte es, weit weg vom Lärm der Hotels an einem stillen Seitenkanal bei bescheidenen Leuten zu wohnen. Er hatte einen Frühling in dieser Stadt verlebt, in einem hohen, alten Hause des Quartiers von San Salvatore. Ob er dorthin fahren sollte?

In diesem Augenblick trat ein alter Mann an ihn heran und bot ihm eine Wohnung im alten Palazzo Falier an; das ganze Haus stände leer, und der Herr könnte zwei schöne und große Säle mit den alten Tapeten und Möbeln erhalten. Er wäre der Verwalter und wohnte querüber in der Gasse, auf die die Rückseite des Hauses blickte.

Gilbert folgte dem Alten ohne Ueberlegung. Er stieg in eine Gondel, in der ein junger, dunkelhaariger Jüngling auf einem Sack lag.

„Adriano!" rief der Alte. Der Junge sprang auf und ergriff das Ruder. Gilbert setzte sich, und sofort hub jenes träumerische Gleiten und Wiegen an, in dessen Schweigen alle Sinne sich auflösen. Er hörte kaum auf das Schwatzen des Alten, der in dem harten venezianischen Dialekt sprach. Er freute sich, aber nur halb bewußt, des altvertrauten Bildes: die vorüberschwimmenden Paläste, das ziehende Wasser und fein und schmal auf dem silbernen Grund die Figur des Ruderers. Plötzlich sah er die glänzenden Augen des Jünglings warnend auf sich gerichtet. Adriano schüttelte heftig den Kopf — über den Alten hinweg, der ihm den Rücken zuwandte. Gilbert verstand ihn nicht. Die Gondel glitt durch die Rialto-Brücke, auf der das Leben schon erstorben schien. Andere Barken glitten wie Schatten vorüber, schon überdeckt. Die Paläste standen dunkel und stumm. Nur das steigende Wasser gab einen Laut und strömte Kühle und herben Duft aus. Am Palazzo Foskari bog die Gondel in einen Seitenkanal, glitt in ein rauschendes, kaltes Dunkel. Die Rufe Adrianos echoten an den hohen Wänden. Der sternenlose

Abendhimmel war ohne Licht und Glanz. Ein Höhenwind trieb schwere und dunkle Wolken schnell, fast stürmisch vorüber. Die Gondel schwankte heftiger, hart an ihr vorüber glitt eine große Barke — Gilbert sah Frauenaugen leuchten und hörte Spitzen und Seide rauschen. Ein Hündchen kläffte. — Dann ergriff der Alte seine Hand, und Gilbert erstieg eine kleine, feuchte Treppe, wurde ein paar Schritte durch eine Gasse geführt und stand vor dem hohen Portal eines alten Hauses. Er sah empor, aber die schnell hereingesunkene Nacht ließ kaum eine Fensterscheibe glänzen. Der Alte war in ein schmales Haus getreten, um eine Laterne zu holen. Die Tür fiel hinter ihm zu, und von dem lauten Schall schien die Luft zu beben.

Adriano stand neben Gilbert.

„Ziehen Sie nicht hinein," sagte er schnell und leise. Er sprach mit dem schönen Fall der toskanischen Sprache. „Es ist ein Spukhaus, Herr! Der alte Falier, er war der letzte des Geschlechtes, hatte eine einzige Tochter, Diana. Sie soll eine unwürdige Liebe zu einem Gehilfen des Giorgione gepflegt haben. Man glaubte, sie in einer Nacht überraschen zu können, und der Vater brach bei ihr ein. Aber niemand war außer ihr in dem Zimmer. Sie starb sechs Stunden später an der Pest."

Gilbert lächelte. Adriano horchte auf, aber der Alte kam noch nicht wieder.

„Es ist mein Oheim, Herr," fuhr er fort . . „Ich stamme aus Livorno und habe in Florenz das Schnitzen gelernt. Jetzt lebe ich seit dem Sommer hier. Aber ich will in die Heimat zurück. Venedig ist voll Traurigkeit. In Florenz habe ich alle meine Freunde, und dort gibt es Blumen. Hier ist Wasser, Wasser, Wasser. — Ich denke oft, wir gleiten mit allen Häusern von der Welt ab und kommen —."

„Aber du wolltest mir von dem Spuk erzählen," sagte Gilbert und lehnte sich an das Tor des Palastes. Neben ihm hing der Türklopfer: ein Meerweibchen mit einem kühlen, gekrümmten Leib, Delphine waren in seinen Schwanz verbissen.

„Ja, ja," flüsterte Adriano. „Der alte Falier war von dem Sterbebett geflohen. Die Pestknechte kamen die Leiche holen. Sie verbrannten ihre Sachen, wie es Vorschrift war, da hörten sie plötzlich eine Stimme, die nach der jungen Diana rief. Sie schien vom Himmel oder aus der Erde zu kommen, sie klang nicht menschlich. Die Männer liefen davon. Drei Tage wagte sich niemand in den Saal. Der alte Falier starb inzwischen an derselben Krankheit. Als man endlich die Tür öffnete, fand man etwas Furchtbares. Die Tote war aufgestanden und lag vor dem Kamin, wo man ihre Kleider verbrannt hatte. Ihre Hände waren verkohlt, als hätte sie die Flammen ersticken wollen. Ihr Gesicht war entstellt. Man begrub sie schnell. Es war im Oktober. Und bis heute hört man in drei Nächten des Monats die nicht menschliche Stimme nach Diana rufen."

Adriano zitterte. Drüben öffnete sich die Haustür, und der Alte trat mit einer großen Laterne heraus. Zwei Katzen folgten ihm.

„Heut ist die erste Nacht!" sagte der Jüngling schnell.

Der Alte kam heran, sah den Neffen drohend an, blickte von ihm zu Gilbert und begann so schnell in seinem Dialekt zu schreien und zu schimpfen, daß Gilbert kaum ein Wort verstand und Adriano mit einem letzten scheuen Blick auf den Fremden davonging.

Der Alte öffnete das Portal mit einem großen, alten Schlüssel, und die Laterne beleuchtete ein hohes, breites Treppenhaus. Sie stiegen über kalte, niedere Stufen. Die Luft war feucht und warm. Ihre Schatten liefen geisterhaft auf und nieder, wuchsen, fielen zusammen, verschmolzen und stürzten auseinander. Sie kamen an geschlossenen Türen vorbei. Es strich etwas über den Boden: verlaufene Wasserratten. Gilbert war es, als hörte er draußen das Wasser an die Mauern schlagen. Es fröstelte ihn.

Endlich öffnete der Alte eine Tür. Sie gelangten in einen dunklen Raum. Durch ein hohes, schmales Fenster kam das ungewisse Licht der Nacht. Gilbert folgte seinem Führer, der plötzlich schweigsam geworden war, und trat in einen Saal. Zwei Fenster führten auf die Loggia, die nach dem Kanal hinabsah. Im Laternenlicht glänzten das Glas eines Spiegels und das Gold der Wandleisten. Der Alte zündete zwei Kerzen an, die auf einem hohen Kamin standen. Dann trat er schnell zurück und bekreuzte sich, als er sich unbeobachtet glaubte. Gilbert betrachtete mit Entzücken die weinrote Damasttapete und die alten gotischen Möbel. Ein großes Bett stand an einer Wand, ein türkischer Teppich bedeckte den Estrich. In einer Ecke stand ein Betpult, und daran hing ein Rosenkranz.

Gilbert öffnete die beiden Fenstertüren, und während der Alte zu hantieren begann, trat er auf die Loggia hinaus. Unten glänzte matt die steigende Flut. Die Gasse war schmal, aber sie öffnete sich zur Linken, und dort schimmerten die Lichter des Canale grande. Die Stadt erschien von Menschen leer. Gilbert beugte sich über das durchbrochene Geländer. Kühle schauerte ihn an, grenzenloses Schweigen und unendliche Verlassenheit. — Es war seine wahre Heimat. Hier war der Ort des Lauschens auf sich selber, auf die Musik des Raumes und der eigenen Seele Still war die Stadt, kaum rauschte sie; sie selber lauschte, lauschte . . . auf sich selbst — Sie war das Reich des tönenden Schweigens. . . Er glaubte fern — jenseits der Inseln — die Brandung des Meeres zu hören. Er schloß die Augen und sah die weite Flut des Meeres sich wälzen. Der Mond stand still zwischen den eilenden Wolken, sein verlorenes Licht ließ die Gischt der zusammenstürzenden Wellen leuchten. Der kahle Strand war verlassen. In den Lüften schrien die sehnsüchtigen Wandervögel.

Der Alte trat in die Tür und sagte gute Nacht. Er hatte das Bett gerichtet, den Türschlüssel auf den Tisch gelegt und versprach, am andern Morgen den Kaffee zu bringen. Zuletzt verlangte er dreißig Franken für den halben Monat voraus. Er hatte weitere zwei Kerzen auf den Tisch gestellt. Der große Raum lag in goldiger Dämmerung. Aber Gilbert fröstelte und wünschte ein Feuer im Kamin. Der Alte schien zu erschrecken. „Morgen," sagte er schnell und verschwand. Sein fester Tritt verlor sich in den Gängen des Hauses, die Treppen hinab — die Haustür fiel ins Schloß. Und nun fühlte der Zurückgebliebene das Schweigen des leeren, großen Hauses über sich zusammenschlagen. Die Stille rauschte gewaltig auf, es brauste in Gilberts Ohren, als ertränke er, und er hielt sich an einem Schrank fest, als schwankte der Boden unter ihm.

Dann aß er ein wenig Obst und Gebäck, das noch in seiner kleinen Reisetasche sich fand, breitete sein Necessaire aus und ging, ehe er das Bett suchte, noch einmal auf die Loggia des Hauses, dessen Herr er so plötzlich geworden war. Aber wieder versank er dort in Träume, lauschte auf das Ziehen einer fernen Gondel, das Plätschern eines Ruders. Kein Menschenlaut erfüllte diese Nacht. In keinem Fenster sah er Licht. Drüben standen alte, verfallende Häuser, die Pfähle vor ihren Treppen verfaulten, auf den Schwellen wuchs Moos, und verlorene Muscheln und verirrtes, totes Meergetier hing darin. Ein Fensterladen schaukelte auf der Flut, Stück um Stück fiel ab von alter Herrlichkeit. Die Stadt starb hin und trieb davon. Was hatte Adriano gesagt? . . . „Wir gleiten von der Welt ab —."

Wirklich schien es Gilbert, als lösten sich die Inseln vom Grunde, als stiegen sie, senkten sich, schaukelten und trieben ins Uferlose hinaus. Es war ein Gleiten und Wiegen. — Kein Traum kannte so schmerzliches Glück . . . . .

Da schlugen die Glocken der Stadt. Sie schlugen ohne Ende. Vom Markusplatz herüber klangen die tiefen Töne der großen Uhr. Aus dem Innern der Gassen zitterten die Glocken der Kirchen. Es mußte Mitternacht sein. Gilbert raffte sich auf und warf einen letzten glücklichen Blick auf den Kanal, der ihn morgen in alle Seligkeiten Venedigs führen konnte. Dann trat er in das Zimmer. Aber ehe er noch die Tür hinter sich schließen konnte, ergriff ihn die Erstarrung eines plötzlichen, kalten Schreckens. Irgendwoher aus dem Saal klang eine klagende, nicht laute und doch ins Herz schneidende Stimme.

„Diana —" rief sie schmerzlich. „Diana —"

Gilbert wurde langsam ruhig genug, um zu lauschen, woher die Stimme kam. Vor dem Kamin stand ein hoher

Lehnstuhl, und darin schien der Klagende zu sitzen. Gilbert hatte den Kamin betrachtet. Seine Marmorränder bedeckte das zierlichste Pflanzenornament, das aus zwei Vasen herauswuchs und mit allerlei Getier durchflochten war. Am oberen Streifen wanden sich die Ranken durch die gotischen Lettern der fünf Buchstaben der Diana hindurch. Es mußte das Zimmer dieses Mädchens gewesen sein, und der Künstler hatte ihr die heiteren Ehren erwiesen, ihren Namen durch die Blumen zu schlingen.

Gilbert ging näher, und als er von der Seite her um die hohe Lehne herumsah, erblickte er in dem Stuhl einen jungen, blassen Menschen in einem altertümlichen, krokusfarbenen Gewand. Das lange Haar rahmte ein schmales und zartes Oval ein. Seine Füße waren nackt, und Gilbert sah mit Grauen, daß sie verbrannt waren. Als er wieder in das Antlitz blickte, erkannte er aber den Jüngling, und im selben Augenblick fiel alle Angst von ihm. Es war der Jüngling, den einst Giorgione gemalt hatte. Gilbert hatte das kleine Bild im Berliner Museum gefunden. Unbekannt und ungeliebt hing es in einem kleinen Kabinett. Bis zu dieser Stunde war der Porträtierte namenlos geblieben. Ein Geheimnis schien ihn vom Beschauer zu scheiden. Etwas Rätselhaftes war in seinem Blick. So weich und frauenhaft das Antlitz über dem schmalen Halse war, blickte man es eindringlicher an, so schien doch um Nase und Mund ein Zug von erfahrener Reife zu liegen; ein plötzliches Alter schien den schmalen Mund geschlossen zu haben, der, wenn auch empfindsam, so doch zugleich von Selbstbeherrschung und strenger Zucht redete. Nie konnte Gilbert an dieses Bild nur denken, ohne dem Zauber der Augen zu erliegen, und immer liebte er den Jüngling als den geheimnisvollen Bruder der seltsam lächelnden Mona Lisa.

Der Geheimnisvolle hörte zu seufzen auf, er wandte leise den Kopf, hob, wie Schweigen gebietend, seine zarte Mädchenhand auf, deren Finger ruhig waren, und blickte Gilbert an. Es waren die Augen des Bildes, nur erfüllt von lebendigem Glanz, und doch so starr und blind zugleich, als kämen sie aus weltentlegenen Träumen her und fürchteten sich vor den fremd gewordenen Dingen des Lebens.

Der Jüngling führte seine Finger über den oberen Kaminrand. „Diana —" las er leise und klagend. „Diana —" Er sank in sich zusammen. Erst jetzt bemerkte Gilbert, daß durch seinen Körper die geschnitzte Lehne des Stuhles hindurchschimmerte. Und die Grenzen des Leibes schienen nicht fest zu sein. Wie ein leichter Rauch bewegte sich der Umriß der schlanken Figur.

„Suchst du sie auch?" sagte der Unbekannte zu Gilbert. Er sprach ein altertümliches Italienisch. Plötzlich lächelte er. „Ich sah sie in San Marco das erste Mal. Damals lebte noch ihre Mutter. Sie ging jeden Morgen zur Messe. Sie war vierzehn Jahre alt, und ihr helles Haar begann dunkler zu werden. Ein Jahr lag ich vor ihren Fenstern in der Gondel. Dann mied ich sie viele Monde, denn der Senator, ihr Vater, stellte mir nach. Aber im Mai kam ich wieder. Und sie öffnete das Fenster, sie trat auf die Loggia, sie ließ mich reden, hörte mich an, schwieg und verschwand. Drei Nächte später sagte sie „Aristide". Sie wußte meinen Namen . . ."

Gilbert setzte sich. Ein tiefer Friede erfüllte ihn, das Glück des Träumers, dem das angstvollste Erlebnis durch die Ahnung des Erwachens zur Wonne wird.

„Woher kommst du?" fragte er.

„Giorgione ist mein Meister," sagte der Unbekannte. „Ich komme aus Bormio. Meines Vaters Haus steht auf dem Hügel der sieben Zypressen."

„Weißt du nicht," sagte Gilbert leise, „daß du tot bist? Weißt du nicht, daß vierhundert Jahre nach dir gewesen sind? Weißt du, daß du ein Schatten bist, daß ich dich träume?"

Der Geheimnisvolle lächelte seltsam: „Du willst viel wissen," sagte er leise. „Du schiltst mich einen Traum. Aber bist du denn mehr? Ist deine Welt wahrer als die meine? Weil du sie erlebst? . . . Muß nicht der Träumer nur Traum erleben? **Du bist nicht wahrer als ich! Kannst du nicht ge**schlafen haben bis zu dieser Stunde und wachst jetzt auf und redest zu mir und schläfst wieder ein und nennst weiter deinen Schlaf dein Leben?"

Gilbert wiegte den Kopf hin und her. „Ich will es nicht wissen, Aristide," sagte er lächelnd. „Rede, solange ich wache und dich sehe. Wer war Diana? Wer bist du? Deine weißen Füße sind verbrannt. Hast du Schmerzen? Dein Wams ist zerrissen, Ruß ist an deinen schönen Händen."

„Die Spuren der Träume," sagte der Jüngling. „Höre! sie ließ mich ein. Ich warf eine Strickleiter hinauf — dann küßte ich sie. Ich kam sieben Nächte. In der siebenten kam ich von der Leiche des Meisters. Giorgione hatte Cecilia geliebt. Auf einem Gartenfeste der Bellini, wo er musizierte, traf er sie. Sie war so schön wie leichtfertig. Und er — — Er war der Gott aller Frauen, er war schön und freundlich, nur in der Werkstatt brach seine Schwermut aus. Ich war sein Gehilfe, später kam der junge Tizian zu ihm. Er liebte mich, bis er Cecilia traf. Dann verlor er alles. Sie betrog ihn und floh mit seinem Freunde Andrea da Rimini. Nach einem Jahre kehrte sie als Verlassene wieder. Der Meister eilte zu ihr. Sie hatte die Pest mitgebracht. Aber sie umarmte ihn. Sie küßte ihm den Tod in den Leib. Er verließ sie und starb in der nächsten Nacht. Mein Porträt war sein letztes Werk gewesen. Er hatte die Königin von Cypern gemalt und die edlen Dogen der Stadt. Kaiserinnen wären seine Sklavinnen gewesen. Er liebte eine Dirne und starb an ihrer Umarmung."

„Er starb jung," sagte Gilbert.

„Er war kaum mehr als dreißig," flüsterte der Jüngling. „O, wie liebte er das Leben! Er floh den Schlaf aus Furcht, er könnte traumlos sein, und Nächte lang glitt er in seiner großen Barke durch die Stadt. Wir lagen zu seinen Füßen. Die schönsten Frauen saßen an seiner Seite. Es gab Musik und Gesänge, Gedichte und Novellen. Wir fuhren bis ins Meer hinaus. Einmal — —"

Er verstummte. — „Diana!" rief er. „Diana! — Sie ist verloren. — Hörst du? — in jener Nacht lag ich vor ihrem Fenster. ‚Ich steige nicht hinauf,' sagte ich. ‚Ich trage den Tod mit mir. Ich komme von der Pest.' Sie streckte ihre weißen Arme aus. ‚Und wenn du die Hölle mit dir bringst,' flüsterte sie . . . Sage nicht, daß ich hätte standhaft bleiben sollen. Du kanntest nicht die himmlisch blaue Tiefe ihrer Augen und sahst nicht ihre Zöpfe über den Balkon hängen und ihr Gesicht dazwischen wie eine Rose auf dunklem Wasser. Sie warf die Leiter hinab, und ich erreichte sie . . . In der Nacht weckte sie mich. Ich schlief auf den Knien vor ihr . . . Ihr Vater stand vor der Tür. Ich eilte ans Fenster. Neben meiner Gondel lagen die Knechte des Senators, um mich abzufangen. Er schlug an die Tür. ‚Oeffne,' flüsterte ich. Ich ergriff mein Barett und kroch in den Kamin, zwängte mich durch den Rauchfang und stieg in dem Schornstein mühsam empor. Aus der Stube hörte ich dumpfe Stimmen zu mir schallen, als kämen sie aus tiefer Erde. Ich verstand kein Wort. Ich sah die Sterne über mir glänzen, so klar und hell wie nie zuvor. Als unten alles verstummte, begann ich hinabzusteigen. Plötzlich saß ich fest. Ich konnte nicht tiefer, ich konnte nicht höher. Ich rief nach Diana. Sie hörte mich, sie sprach zu mir, sie schrie, sie raste. Und was nun geschah, riet ich nur."

Er hatte ganz regungslos erzählt. Jetzt ließ er den blassen Kopf sinken. Gilbert hörte sein eigenes Herz schlagen. „Sie starb," sagte er.

Aristide wiegte den Kopf. „Sie starb an der Pest. Als sie verstummte, schwieg ich auch. Es durfte mich niemand hören. Es sollte mich niemand bei ihr finden. Sie starb. Und dann verbrannte man ihre gefährlichen Kleider in ihrem Kamin. Der Rauch hüllte mich ein. Die hochschlagenden Flammen versengten meine Füße. Da schrie ich in Schmerz und Wahnsinn nach ihr. Und so groß war unsere Liebe, daß sie den Tod zerbrach. Sie stand auf und löschte mit ihren Händen das Feuer und rief mich an und starb ein zweites Mal. Zwei Tage lang rief ich nach ihr. Sie erwachte nicht mehr. Am dritten starb ich aufrecht im Schornstein . . . **Es ist eine Geschichte zum Lachen, nicht wahr?"**

„Es ist eine Geschichte zum Träumen," sagte Gilbert. „Ich will sie meinen deutschen Freunden erzählen. Sie sind immer sentimental, und sie werden keinen Sinn für das Komische haben, daß der Liebhaber im Schornstein stecken bleibt; sie werden eine Tragödie daraus machen. — Aber, Aristide —"

„Diana," rief der Jüngling, „Diana, — warum kehrt sie nicht wieder wie ich? Warum habe ich keinen Frieden? Blasen sind auf meinen Füßen, und selbst die Wolkenwege machen mir Schmerzen."

„Verschwinde," sagte Gilbert. „Es wird Tag. Ich erwache. Da habe ich eine logische Geschichte geträumt. Oder bin ich vielleicht in den Bergen? rieselt der Schnee über das Fenster? krachen die Bäume und bellen die Hunde hinter der Tür? Morgen will ich nach Venedig —"

In diesem Augenblick glitt der Jüngling von seinem Stuhl, schlüpfte in den Kamin, löste sich völlig auf und stieg als ein weißes Wölklein in den Rauchfang hinein. Und zugleich ertönte vom Hafen her der gellende Pfiff eines abdampfenden Schiffes.

Davon erwachte Gilbert. Noch immer schlugen die Glocken der Stadt. Er stand in der Tür und sah sich um. Goldige Dämmerung erfüllte den großen Saal, der von Leere und Schweigen rauschte. „Seltsam," dachte Gilbert. „Da habe ich zwei Glockenschläge lang geträumt. Wie hieß er? Adriano? — Nein, Aristide · Aristide di Bormio. Er liebte Diana Falier und lebt im Schornstein als durchsichtiger Geist." — Er wusch sich, goß sich ein wenig Cölnisches Wasser in den Nacken und schlief, bis am anderen Vormittag der Alte den Kaffee brachte und ihn weckte.

Er wanderte und fuhr bis in die Nacht hinein durch die stille Stadt, die von Fremden leer war. Von den Bergen her kamen kalte Winde, der Himmel hing tief und trübe, und der schwermutsvolle Abend kam früh wie im Norden. Gilbert ging heim, er überschritt den Rialto, dessen Buden geschlossen wurden, kreuzte schmutzige und lärmerfüllte Gassen, sah den matten Glanz des Wassers unter den Brücken, wies lässig die bettelnden Kinder fort und fand endlich sein Haus. Auf der Schwelle saß Adriano.

„Guten Abend," sagte er und stand auf. „Der Oheim hat Feuer gemacht." Er streckte die Hand aus, als wollte er den Herrn aufhalten. Aber Gilbert war schon in das dunkle Haus getreten. Er fand die Treppe empor. Irgendwo hörte er den Hirtengesang — „Oed' und leer das Meer." Und dann hob sich Isoldens Stimme aus der Flut der Violinen und stieg auf und sank, sank — —

Er öffnete die Tür zum Saal. Im Kamin brannte, glimmte nur ein schwaches Feuer. Der Rauch hatte keinen Abzug und erfüllte das ganze Zimmer. Und mit ihm vermischte sich ein anderer furchtbarer, fremder Geruch. Gilbert eilte hin und schüttete die Wasserflasche in das Feuer. Es zischte ein wenig und erlosch sofort. Im gleichen Augenblick rasselte es im Rauchfang, es rollte etwas hinab, fiel hinunter, polterte in den Saal und stieß an Gilberts Füße.

Es nahm kein Ende, es fiel, krachte und kollerte über den Boden . . . Es war das zerstörte Skelett eines Menschen, das aus dem Schornstein hinabgefallen war. Die Armknochen staken in einem Aermel von krokusfarbenem Stoff. Das Gerippe war von frischem Rauch geschwärzt und angebrannt. Es verbreitete den furchtbaren Geruch. Ein Totenkopf mit geborstener Hirnschale grinste den erschrockenen Lebenden höhnisch an, und aus den leeren Augenhöhlen starrte das ewige dunkle Geheimnis des Todes. Um den weißen Stirnknochen wand sich eine goldene Borte: der Rest eines Baretts.

Eine Viertelstunde später packte Gilbert sein Necessaire zusammen. Er fürchtete den Kamin und reiste ab. Musik schwächt den Charakter und verdirbt den Mut.

Kurt Münzer.

„Kl Ka-Kutsch". Reime von **C. Ferdinands.** Bilder von H. R. von Volkmann (B. Behrs Verlag, Berlin). — **„Im Sommergarten".** Lieder und Märchen von **C. Ferdinands.** Bilderschmuck von Ernst Liebermann. (Verlag von E. Nister, Nürnberg).

Ein Schriftsteller des angehenden 18. Jahrhunderts hat das Wort gesprochen: Für Kinder ist das Beste gerade gut genug. Es hat lange gewährt, bis solche Ansicht Tat geworden ist. Vereinzelt hat es immer Männer gegeben, die ihr Herz und ihre Begabung daran setzten, dem Kinde in seiner Sprache zu reden, sich und den Kleinen eine Welt sinnfälliger Dichtung zu entdecken; aber sie blieben einsame Wanderer und trafen wenig Volks, das nach ihnen fragte. Erst in unserer Zeit, und zwar im letzten Dezennium, haben sich — von England ging auch hier die Anregung aus — hervorragende Schriftsteller der Kinderdichtung zugewandt und im Verein mit begabten Künstlern gute Bilderbücher geschaffen. Richard Dehmel und Gustav Falke sind auf diesem Wege vorangegangen.

Ihnen schließt sich C. Ferdinands — unter diesem Pseudonym verbirgt sich ein nicht unbekannter Schriftsteller, der auch zu den Mitarbeitern dieser Zeitschrift gehört — aufs glücklichste an. Ihm eignet die Kunst, sich in das Empfindungsleben des Kindes hineinzuversetzen. Seine Sprache ist schlicht, jedes Wort scheint sinnlich greifbar. Die Märchen, die er erzählt, sind voll lieblicher Anmut, an Humor fehlt es ihm nicht. Aber erst da, wo er in Reimen spricht, ist er ganz er selbst. Diese Verse sind nicht am Schreibtisch ausgetüftelt, man hat die Empfindung, sie haben sich dem Mitspielenden von selbst auf die Lippen gedrängt. Man glaubt ihn, den beschäftigten Arzt, irgendwo draußen „im Sommergarten" mit den Kleinen herumhaschen zu sehen. Man hat sich ausgetobt, er soll erzählen. Und während die Kinder an ihn herandrängen, legt er leise die Hand vor die Augen, lächelt sein gutes Lachen und sagt:

„Reisig auf dem Storchennest!
Mariechen, halt die Kinder fest,
Daß der lange Storch nicht kimmt
Eins sich in den Schnabel nimmt,
Ueber Dorf und Berg es trägt
Und in Bettlers Wiege legt.
Bettlers Wiege ist nicht frei,
In Bettlers Wiege liegen schon zwei.
Storch mit deinem Schnabel rot
Bring dem Bettler mein Butterbrot."

E. H.

Schillers Werke. Herausgegeben von Albert Köster und Max Hecker (Großherzog Wilhelm Ernst-Ausgabe deutscher Klassiker). Leipzig, 1906, Insel-Verlag.

Der Verlag setzte sich bei dieser Ausgabe das Ziel, Schönheit und Zweckmäßigkeit zu verbinden. Er folgte deshalb der bisher hauptsächlich von englischen Verlegern geübten Praxis, Taschenausgaben auf ganz dünnem, undurchsichtigem Papier zu veranstalten, und erreichte es so, daß der dickste der vorliegenden Bände, der 870 Seiten umfaßt, mitsamt einem geschmackvoll ausgeführten, schmiegsamen Lederband und trotz einer gut lesbaren Antiquaschrift doch nur etwa zwei Zentimeter stark ist.

—z—

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, Rezensionsexemplare und dergleichen bitten wir zu senden an eins der Mitglieder der

Redaktion

Robert Schultze, Halensee-Berlin, Lützenstraße 11 (Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn, W. Kurfürstenstraße 83 (Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth, W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 13. Berlin, den 29. Dezember 1906. 24. Jahrgang

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Friede in Südwestafrika! Der Stamm der Bondelzwarts hat sich ergeben. 120 Männer und 105 kleinkalibrige Gewehre repräsentieren die unterworfene Streitmacht. Die Regierungspresse teilt mit, an der leitenden Stelle von Berlin hege man „in Uebereinstimmung mit dem Oberkommando in Südwestafrika die Zuversicht, daß nunmehr der Krieg rasch zu Ende gehen werde und die kolonisatorische Arbeit in den weiten von ihm berührten Gebieten wieder beginnen könne". Ist es wirklich erst vierzehn Tage her, daß der Reichstag aufgelöst wurde, weil sich eine Reichstagsmehrheit nach der Meinung des Reichskanzlers herausgenommen hatte, die Regierung an der wirksamen Aufrechterhaltung der nationalen Ehre in Südwestafrika zu hindern? 120 Wilde auf der einen Seite, das Deutsche Reich mit seinen enormen Hilfsquellen und mehr als 60 Millionen Einwohnern auf der anderen. Welch ein Hohngelächter wird in der Welt erschallen! Deshalb Räuber und Mörder! Deshalb eine Auflösung des Reichstages! Fürst Bülow kann von Glück sagen, daß das Zentrum beim „Simplicissimus" so schlecht angeschrieben ist. Gäbe es einen ultramontanen „Simplicissimus", welche wohlgefüllte Schale von Spott würde sich über das Haupt des Reichskanzlers ergießen.

Die ganze Kolonialfrage darf jetzt für so gut wie ausgeschaltet aus dem Wahlkampfe gelten, wenigstens für die ernsthafte Diskussion. Nunmehr treten die großen politischen Gegensätze wieder ganz klar in die Erscheinung.

Wir haben von vornherein die Ablehnung des Nachtragsetats für Südwestafrika nur als den äußeren Anlaß, aber nicht als die innere Ursache der Auflösung behandelt. Für unsere politischen Freunde ist jetzt auch der letzte Grund weggefallen, der sie hätte hindern können, eine ganz klare Frontstellung gegen die Reaktion in all ihren Schattierungen ohne jede Kompromisselei einzunehmen.

Es ist in der „Nation" mit aller Deutlichkeit auch schon darauf hingewiesen worden, daß der koloniale Zwischenfall nicht im entferntesten ein Ende der konservativ-klerikalen Verbrüderung bedeutet, wie sie bei allen wichtigen gesetzgeberischen Akten der letzten Jahrzehnte sehr zum Schaden der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des deutschen Volkes in die Erscheinung getreten ist. Die Fäden zwischen den Konservativen und dem Zentrum, die in der einen Frage des südwestafrikanischen Nachtragsetats gerissen waren, werden bereits jetzt von neuem zusammenzuknüpfen versucht. So proklamierte das führende Zentrumsorgan in Westdeutschland, die „Kölnische Volkszeitung", folgende wahltaktische Grundsätze:

„1. Keinem sozialdemokratischen Kandidaten eine Stimme!

2. Keine Stimme einem nationalliberalen Kandidaten!

3. Auf gleichem Fuße zu behandeln ist die Freisinnige Vereinigung.

4. Bei Kandidaten aus der Freisinnigen Volkspartei und der Konservativen Partei wird von Fall zu Fall zu entscheiden sein."

Die Freisinnige Vereinigung kann mit großer Befriedigung von diesen wahltaktischen Grundsätzen Kenntnis nehmen, da sie von neuem dartun, daß sie als energische Gegnerin jeder klerikalen Reaktion respektiert wird. Wie wenig dagegen die Konservativen daran denken, der von der Regierung zuerst ausgegebenen Wahlparole zur Zerschmetterung der Zentrumsmacht Folge zu leisten, beweist die „Kreuzzeitung", die angesichts der Bereitwilligkeit des Zentrums, „unter Umständen konservative Kandidaten zu unterstützen", erklärt: „Dies entspricht durchaus dem, was wir den konservativen Wählern gegenüber den Zentrumskandidaten empfohlen haben," und die ferner ausführt:

„Wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß wir gerade deshalb, weil ein starkes Anwachsen der liberalen Mandate die Regierung und die konservativen Parteien zwingen würde, liberale Forderungen stärker zu berücksichtigen, eine Schwächung der konservativen Elemente im Zentrum nicht wünschen können."

Daß Zentrum und Konservative bei den Wahlen kooperieren werden, erklärte außerdem die „Germania" in folgenden Sätzen:

„Am Ende wird es wohl die Zentrumspartei sein, die den Konservativen in verschiedenen Wahlkreisen gegen die liberalen Regierungsparteien zum Siege verhilft. Wir haben gewiß nichts dagegen einzuwenden, vorausgesetzt, daß die Konservativen annehmbare Persönlichkeiten als Kandidaten nominieren."

Das „Berliner Tageblatt", das in der politischen Begriffsverwirrung der jetzigen Wahlkampagne die Grundsätze des entschiedenen Liberalismus mit erfrischender Klarheit vertritt, und dessen Wahlbetrachtungen wir daher unseren politischen Freunden zur besonderen Beachtung empfehlen, bezeichnet wiederholt als die Hauptaufgabe der diesmaligen Wahlen den Kampf gegen die gemeinsame konservativ-klerikale Reaktion und schreibt:

„Erst wenn die Kraft der Reaktion gebrochen ist, ist auch die Kraft des Zentrums gebrochen. Deshalb kann es sich diesmal bei den Wahlen um gar nichts anderes als um die Frontstellung des Liberalismus gegen die gesamte Reaktion handeln. Auch von den sozialdemokratischen Wählern darf man erwarten, daß sie wenigstens soweit bei der Stange bleiben, als sie die Zahl der Zentrumsstimmen nicht vermehren helfen. Denn indem sie die ausschlagende Stellung des Zentrums zerbrechen, stärken sie ihre eigene Position. Es ist dann wenigstens die Möglichkeit einer fortschrittlichen Politik im Reichstage gegeben, an der es heute gefehlt hat. Wenn man sich der ohnmächtigen Kämpfe der Linken gegen den neuen Zolltarif erinnert, dann weiß man, was eine solche Verschiebung des Schwergewichtes im Reiche zu bedeuten hätte.

Eine solche Mehrheit wäre auch der beste Schutz gegen allen Absolutismus. Unsere Offiziösen mögen sich die Finger wund schreiben, um darzulegen, daß im Reiche für eine Betätigung des Absolutismus kein Raum sei. Das Volk hat zu viele Beweise, daß es an solchen Betätigungen nicht gefehlt hat. Es wird auch in Zukunft nicht daran fehlen, wenn in den Reichstag eine gefügige Mehrheit zurückkehrt, die sich den Absolutismus gefallen läßt. Erst wenn der Reichstag stark genug ist, das Geschick der Nation selbst in die Hand zu nehmen, erst dann wird der Absolutismus zu einem leeren Schlagwort geworden sein."

Das Pluralitätswahlrecht abgelehnt, die Wahlreform auf Grundlage des allgemeinen Stimmrechts gesichert — das ist das für Oesterreich ebenso bedeutsame wie erfreuliche Ergebnis der entscheidenden Sitzung des Herrenhauses vom vorigen Freitag, mit dem somit eine neue politische Aera in der Donaumonarchie anhebt. Noch einmal hatte der Ministerpräsident Freiherr von Beck in einer eindrucksvollen Rede darauf hingewiesen, wie das Interesse jedes Staatsbürgers mit dem Staatsinteresse und der Dynastie durch das gleiche Mitbestimmungsrecht an der Gesetzgebung dauernd verbunden werde. Die Zustimmung des Herrenhauses zu dem Gesetzentwurf, dessen Zustandekommen noch bis zum letzten Tage schwer gefährdet erschien, bedeutet zugleich einen Sieg der öffentlichen Meinung; denn vornehmlich unter ihrem Druck hat das Herrenhaus schließlich nachgeben müssen. Graf Thun, der Obmann der Rechten, erkannte dies ausdrücklich an, indem er eingestand, daß es eine große Unklugheit sein würde, gegen die Wahlreform zu stimmen, nachdem sie schon soweit gefördert worden wäre.

Eine erheblich geringere Bedeutung besitzt gegenüber dieser Reform die gleichzeitig vom österreichischen Herrenhause akzeptierte Vorlage, nach der die Höchstzahl der Herrenhausmitglieder 170, die Mindestzahl 150 beträgt. Erst wenn diese Vorschläge die Zustimmung des Abgeordnetenhauses gefunden haben, soll gleichzeitig das Grundgesetz über die Aenderung der Reichsvertretung formell erledigt werden.

Zu einem vollen Siege der französischen Regierung hat sich die Abstimmung über die von dem Kultusminister Briand eingebrachten Vorschriften zur Durchführung des Trennungsgesetzes gestaltet: mit 338 gegen 146 Stimmen und bei 36 Stimmenthaltungen wurde die Vorlage angenommen. Mit rücksichtsloser Deutlichkeit und getragen von dem Vertrauen in die unbezwingliche Vernunft der in dieser Frage beobachteten Haltung legte Briand dar, wie gemäßigt die Politik der französischen Regierung bis zu dem Tage war, da der Vatikan den französischen Geistlichen Ungehorsam gegen die Gesetze ihres Landes gebot. Angesichts dieses Gewaltstreiches lehnte es Briand rundweg ab, einen „Akt des Verrats" zu begehen, wie er in der Anknüpfung von Verhandlungen mit dem Papst liegen würde. Die staatsmännische Rede des französischen Kultusministers fand in der französischen Presse vielfachen Beifall, und selbst das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie, das Briand als einem „Abtrünnigen" nicht sonderlich gewogen ist, mußte gestehen, „die bourgeoise Regierung Frankreichs habe einen Schritt getan, für den ihr die Anerkennung nicht versagt bleiben könne". Die resolute Stellungnahme der französischen Regierung läßt es ausgeschlossen erscheinen, daß die Protestnote, mit der sich der Vatikan wegen des Vorgehens gegen den päpstlichen Geschäftsträger in Paris beschwerdeführend an die Mächte gewandt hat, irgendwo ernsthafte Beachtung findet.

Wenn es der deutschen Regierung, die den Kampf gegen das Zentrum als wichtigste Wahlparole wenigstens unmittelbar nach der Reichstagsauflösung proklamiert hatte, wenngleich sie jetzt schon wieder in die alte Schlaffheit zurückfällt, aufrichtig ernst ist, die klerikale Uebermacht zu brechen, dann mag sie von der französischen Regierung lernen, wie man gegen den Ultramontanismus vorzugehen hat. Sie muß sich dann aber auch bewußt sein, daß nur ein wirklich demokratisch gestaltetes Staatswesen den Sieg in einem solchen Kampfe möglich macht. Sie scheint aber weiter als je von dieser Einsicht fern zu sein. Leider gibt es ja auch verschiedene freisinnige Organe, die noch immer nicht begriffen haben, daß der Kampf gegen das Zentrum ohne gleichzeitigen Kampf gegen die Reaktionäre jeder Schattierung eine politische Farce ist.

Die belgische Kammer hat länger als drei Wochen über eine Angliederung des Kongostaates diskutiert. Der Abschluß der Debatten gestaltete sich zu einer nachdrücklichen Zurückweisung der autokratischen Gelüste des Königs der Belgier, wie sie dieser noch in einem Briefe vom Juni d. J. bezüglich des Kongostaates zu erkennen gegeben hatte. Männer aus allen Parteien, von der sozialistischen Linken bis zur klerikalen Rechten, wehrten die Zumutung, daß Belgien die politische Verantwortung für koloniale Riesenländereien übernehmen sollte, bei deren Verwaltung es nichts mitzureden hat, unzweideutig ab. Einstimmig nahm die Kammer — unter Stimmenthaltung der Sozialisten — eine von der liberalen Linken eingebrachte Tagesordnung an, nach der Belgien den Kongostaat bei Lebzeiten des Königs übernehmen will, jedoch „bei vollkommener Aufrechterhaltung der belgischen Freiheit und Souveränität". Die Regierung erklärte sich mit dieser Tagesordnung einverstanden, nachdem sie auch zu der Versicherung gedrängt worden war, daß vom König keinerlei Bedingungen bei den Uebernahmeverhandlungen gestellt werden würden. Durch die Angliederung des Kongostaates dürfte Belgien der Abhaltung einer Konferenz zur Beschlußfassung über dessen Lage zuvorgekommen sein, wie sie neuerdings besonders von England lebhaft gefordert wurde.

Die diesjährige Session des englischen Parlaments ist in der vorigen Woche mit einer Thronrede geschlossen worden, in der u. a. auch der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, daß die den südafrikanischen Besitzungen Transvaal und Oranjekolonie gewährte eigene Verwaltung zur Einigkeit und Stärkung dieser jüngsten englischen Angliederungen beitragen möge. Mit der Verleihung der Rechte des selfgovernment an die früheren Burenrepubliken ist der erste Schritt zur Schaffung eines sich selbst verwaltenden föderierten britischen Südafrika getan worden. Die demokratische Gestaltung der Verfassung für Transvaal zeigt, daß die liberale Regierung nicht mehr an eine Gefährdung der englischen Machtstellung in den ehemaligen Freistaaten glaubt, daß sie vielmehr bestrebt ist, durch eine möglichst weitgehende Heranziehung der Bevölkerung zu den politischen Angelegenheiten jene südafrikanischen Kolonien fest zu konsolidieren. Die 69 Mitglieder des aus allgemeinen Wahlen hervorgehenden Unterhauses (das hier übrigens zum erstenmal als erste Kammer bezeichnet wird) sollen von den weißen männlichen Bürgern über 21 Jahre gewählt werden, der Krone ist nur vorläufig das Recht vorbehalten, die 15 Mitglieder des Oberhauses (der zweiten Kammer) zu ernennen; nach vier Jahren kann das Parlament bereits ein Gesetz beschließen, nach dem auch diese zweite Kammer aus Volkswahlen hervorgehen soll. Von einer Zurücksetzung der Burenbevölkerung gegenüber den Engländern ist keine Rede; sogar für die Parlamentsdebatten ist die holländische Sprache neben der englischen zugelassen. Die liberale Presse Englands hat das vorurteilsfreie Vorgehen der englischen Regierung beifällig begrüßt, und auch ein in Johannesburg abgehaltener Burenkongreß erklärte sich mit der Verfassung widerspruchslos einverstanden.

Als Termin für die Neuwahlen der Duma ist für das europäische Rußland der 19. Februar 1907 festgesetzt worden. Inzwischen geht der revolutionäre Kleinkrieg mit Attentaten auf hervorragende Vertreter des Regierungssystems weiter. Unter anderem ist Graf Ignatiew, der frühere Generalgouverneur von Kiew, das Opfer eines Mordanschlags geworden.

* * *

Politische Neujahrsbetrachtungen.

Vor hundert Jahren brach der Staat Friedrichs des Großen auf dem Schlachtfeld von Jena zusammen, weil die absolute Monarchie nur Untertanen und keine Staatsbürger kannte. Das Volk war für die Gesetzgebung und für die Verwaltung nur ein Objekt, kein Subjekt. Herr von Kröcher, der Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, ist ein würdiger Nachfahre der Junkerkaste, deren sich der absolutistische preußische Staat jener Tage als seiner Hauptstütze bediente. Er knüpfte an die Traditionen der Zeit der Jenaer Niederlage an, als er vor einigen Jahren im Reichstage das geflügelte Wort sprach: Die Arbeiter dürften bloß Objekt, aber nicht Subjekt der Gesetzgebung sein. Wenn heute ein Reformminister vom Schlage des Reichsfreiheren vom Stein in Preußen möglich wäre, das eine unterläge keinem Zweifel: die preußischen Junker würden ihn als Revolutionär und/als Sozialdemokraten, mindestens aber als Sozialistenhelfer verschreien, und wenn sein Name in einer politischen Versammlung genannt würde, so würden sie „Pfui“ rufen, wie sie das vor zehn Jahren schon zu tun pflegten, wenn nur der Name des Grafen Caprivi genannt wurde.

Man muß sich die Geschichte der Steinschen Städteordnung ins Gedächtnis zurückrufen, um sich zu vergegenwärtigen, wie ungeheuer der Fortschritt war, den diese Städteordnung aufwies. Es war deshalb nur zu begreiflich, daß das preußische Junkertum gegen eine so sündhafte Reform Zeter und Mordio schrie. Aber auch das preußische Bürgertum war politisch so herabgekommen, daß ihm die Wohltat der Städteordnung geradezu oktroyiert werden mußte. Hätte es an ihm gelegen, so wäre alles im alten absolutistischen Sumpf stecken geblieben. Der Bürgermeister von Berlin wimmerte angesichts der Steinschen umstürzlerischen Vorlage: „Der monarchische Staat läuft Gefahr, seine Verfassung zu verlieren, wenn er dem Volke ohne alle Vorbereitungen ein republikanisches Administrationsverfahren einräumen will.“ „Warum,“ so klagte ein anderes Mitglied des Berliner Magistrats, „das städtische Regiment wieder größtenteils in die Hände der Bürger geben, denen solches in der neueren Zeit bei steigender Kultur, bei größeren Erfordernissen zur Führung der städtischen Administration von seiten des Landesherrn entrissen wurde?“

Trotz all dieser Widerstände und trotz des Widerwillens des Hohenzollernkönigs Friedrich Wilhelms III. setzte der große Reichsfreiherr seine Reform durch und brachte damit das Prinzip der Selbstverwaltung in den preußischen Polizeistaat hinein. Seitdem gibt es in Preußen Staatsbürger, d. h. Subjekte der Verwaltung, nicht bloße Untertanen. Neben dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht, auf dem das Deutsche Reich errichtet ist, erscheint die Einführung des Prinzips der Selbstverwaltung in das preußische Regierungssystem, die wir den Steinschen Reformen verdanken, als der wichtigste konstitutionelle Akt. Aus den Grundsätzen des allgemeinen Wahlrechts und der Selbstverwaltung heraus muß ein moderner Verfassungsstaat Preußen-Deutschland erwachsen. Unsere politischen Miseren rühren im letzten Grunde alle daher, daß man die Konsequenzen aus diesen Grundsätzen nicht refolut gezogen hat. Deutschland und Preußen sind in wirtschaftlicher Beziehung allmählich modernisiert. Die Anpassung an die wirtschaftlichen Existenzbedingungen eines modernen Großstaats ist erfolgt, aber die Anpassung an die Lebensbedingungen eines *politischen* Großstaats ist bisher unterblieben. Wir leben noch immer in den obsolet gewordenen Formen des absolutistisch-feudalistischen Polizeistaats und verkümmern darin.

Die Auflösung des Reichstages, die so überraschend kam, ist in letzter Linie nur der Ausdruck für die Unhaltbarkeit des ganzen gegenwärtigen Regierungssystems. Dies Regierungssystem hat sich nach allen Richtungen hin festgefahren. Nachdem es in der inneren Politik nach und nach mit und gegen fast alle politischen Parteien Verbindungen eingegangen ist und die Grundsatzlosigkeit zum obersten Prinzip der Regierung erhoben hat, stellt sich heraus, daß man nicht weiter kann. Dies System geht an seiner Ideenlosigkeit zugrunde. Vergeblich wird man versuchen, durch immer neues Mischen der Karten das Glück wieder auf seine Seite zu ziehen. Das persönliche Regiment und die Politik der politischen Grundsatzlosigkeit sind historisch verurteilt. Die absolutistische Götterdämmerung ist in ganz Europa hereingebrochen, selbst im fernen Osten.

Daß es für das Deutsche Reich eine Unmöglichkeit geworden ist, sich der demokratischen Entwicklung zu einem wirklichen Verfassungsstaat auf die Dauer zu entziehen, geht auch aus der immer wachsenden Unzulänglichkeit unserer auswärtigen Politik hervor. Wir haben ja bei der Marokkoaffäre gesehen, daß die deutsche Regierung, obwohl sie alle Hände voll Trümpfe hatte, trotzdem das Spiel verlor. Die demokratischen Regierungen Englands und Frankreichs zeigen sich heute gerade auch in der auswärtigen Politik den in der konstitutionellen Entwicklung zurückgebliebenen alten Monarchien gegenüber als ungleich erfolgreicher. Die Demokratisierung Deutschlands ist deshalb durchaus eine Lebensfrage geworden. Bei den bevorstehenden Reichstagswahlen kann es danach für jeden Liberalen, der die Politik nicht als Mandatskrämer betreibt, nur das e i n e Ziel geben: die reaktionären Kräfte, einerlei wo sie stehen, ob in der Zentrumspartei oder bei den Konservativen oder den Antisemiten oder sonstwo, nach Möglichkeit zurückzudrängen. Ein freisinniges Bürgertum, das sich zum Schleppenträger der Reaktion erniedrigte, würde nicht nur schlechte Wahlgeschäfte machen, sondern außerdem, mit der allgemeinen Verachtung beladen, nur noch ein politisches Scheindasein führen und alle aktiven demokratischen Elemente mit Gewalt ins sozialdemokratische Lager hineintreiben.

Diese Reichstagswahlen vollziehen sich unter einer Begriffsverwirrung, die alles übertrifft, was wir bisher auf diesem Gebiet erlebt haben. Innerhalb dieser Konfusion ist ein bürgerlicher Demokrat, der weiß, was er will, und der sich weder durch nationale Phrasen noch durch das blöde Umsturzgeschrei vom rechten Wege ablenken läßt, mehr wert als ein Dutzend halbliberale Waschlappen, die sich mit Mühe und Not bis zu einem Reichstagsmandat hindurchlügen. Mehr als je tut uns heute Charakter in der Politik not. Denn wir stehen nicht am Ende, sondern erst am Anfang einer großen konstitutionellen Auseinandersetzung. Die Nachtragsforderung für Deutsch-Südwestafrika spielt dabei nur die Rolle des kleinen Steinchens, das eine Lawine in Bewegung setzt. Das ganze alte Parteiwesen ist im Vergehen: Männer an die Front!

Theodor Barth.

Blockbildungen und Parteikonstellationen im Reichstage.

So wichtig die Bestrebungen zur politischen Blockbildung in der Wählerschaft für die zukünftige Gestaltung der deutschen Politik sind (liberaler Block, Block der gesamten Linken, Block der Rechten, der bürgerlichen Parteien, interfraktionelle Blocks von Interessentengruppen), für die Beurteilung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse kommen in erster Reihe die blockähnlichen Parteikonstellationen in Betracht, wie sie sich immer erneut im Reichstag in dem Zusammengehen gewisser Parteien bei den wichtigeren Gesetzesvorlagen ergeben. Die Mehrheitsbildung im ganzen ist ja bekannt. Im einzelnen illustriert das parlamentarische Freundschafts- und Feindschaftsverhältnis die folgende Tabelle des Zusammengehens der politischen Parteien bei den einundzwanzig namentlichen Abstimmungen während des im Juni 1906 zu Ende gegangenen Sessionsabschnitts.

Es stimmten zusammen bei namentlichen Abstimmungen:

Mit der Mehrheit	Parteien	Mit Parteien 20	19	18	17	16	15	14	13	12	11	10	9	8	7	6	5	4	3	2	1
19	Zentrum (Z)	—	—	—	—	N	R	—	W	K, Wv	Rf	P	—	S	—	F	E	—	—	—	—
7	Sozialdemokraten (S)	—	—	—	—	F	—	P	Rf	—	—	Wv	E	Z	W	—	N	R	—	—	K
14	Deutschkonservative (K)	—	—	R	N	—	—	—	—	Z, W, Wv	—	—	—	Rf	E	—	P	—	F	—	S
18	Nationalliberale (N)	R	—	—	K	Z, Wv	—	—	—	Rf	—	—	—	W	F	—	S, P, E	—	—	—	—
8	Drei freisinnige Parteien (F)	F	—	—	—	S, Rf	—	—	—	P, Wv	E	—	—	—	N	Z, R	W	—	K	—	—
17	Reichspartei (R)	N	—	K	—	—	Z, Wv	—	—	—	Rf	—	W	—	—	F	—	S, P, E	—	—	—
8	Polen (P)	—	—	—	—	—	—	S, W	—	Rf, F	—	Z	—	E, Wv	—	—	N, K	R	—	—	—
13	Wirtsch. Vereinigung (Wv)	—	—	—	Rf	N	R	—	—	Z, K, F	—	S	E	P	—	—	W	—	—	—	—
6	Elsässer (E)	—	—	—	—	—	—	—	—	Rf	F	—	S, Wv	P	K	W	Z, N	R	—	—	—
12	Reformpartei (Rf)	—	—	—	Wv	F	—	—	S	N, P, E	Z, R	—	—	K	W	—	—	—	—	—	—
11	Welfen (W)	—	—	—	—	—	—	P	Z	K	—	—	R	N	S, Rf	E	F, Wv	—	—	—	—

Anmerkung. Elsaß-Lothringer nahmen überhaupt nur (und auch dann nur vereinzelt) an 16 von 21 namentlichen Abstimmungen teil. Die drei freisinnigen Parteien, die zwanzigmal ganz einheitlich stimmten, sind als Einheit behandelt. Abweichungen siehe bei Tabelle 2, eine detaillierte Statistik der Stellungnahme der Parteien zu den einzelnen namentlichen Abstimmungen in meiner Jahreschronik des deutschen Reichstags, Kürschners Jahrbuch 1907 S. 264 ff.

Die intimste parlamentarische Freundin der bisher führenden Mehrheitspartei, des Zentrums, ist also — die nationalliberale Fraktion. Beide Parteien stimmten zusammen in allen vierzehn mit der Reichsfinanzreform zusammenhängenden namentlichen Abstimmungen (Ablehnung der Vermögenssteuer, Annahme der Brau-, Zigaretten-, Fahrkarten-, Tantieme-, Erbschaftsteuer, einschließlich der Privilegierung der kirchlichen Stiftungen und der Landesfürsten, sowie bei der Gesamtabstimmung) ferner bei den beiden Abstimmungen der Verfassungsänderung durch die Diätenvorlage. Getrennt stimmten sie nur bei den Kolonialfragen. Auf der anderen Seite ging am häufigsten mit der stärksten Fraktion der Minderheit, den Sozialdemokraten, der Freisinn zusammen, der trotz seiner Trennung in drei Gruppen so völlig einig war wie kaum eine andere Fraktion. Nur bei vier der fünf Kolonialabstimmungen und bei der Tantiemesteuer, die auch allein die drei freisinnigen Fraktionen trennte, unterschieden diese sich in den wichtigsten parlamentarischen Handlungen, den namentlichen Abstimmungen, von den Sozialdemokraten.

Ein ähnlich geschlossenes Zusammenstimmen wie der dreigeteilte Freisinn zeigten nur noch die Nationalliberalen und die Reichspartei, die lediglich bei der Diätenvorlage nicht ganz miteinander harmonierten. Die Uebereinstimmung zwischen Nationalliberalen und Reichspartei ist sogar größer als die zwischen der freikonservativen Partei und dem deutschkonservativen Flügel der Rechten, der in seiner Mehrheit gegen die Erbschaftssteuer stimmte. Auch nur bei dieser und der Diätenvorlage stimmten Deutschkonservative und Nationalliberale gegeneinander. Andererseits waren dies die einzigen Fragen, in denen außer beim Kolonialstaatssekretär Nationalliberale und Freisinnige zusammengingen. Am feindlichsten standen sich Deutschkonservative und Sozialdemokraten, die nur bei der Tantiemesteuer, und Deutschkonservative und Freisinnige gegenüber, die lediglich beim Kolonialamt zusammenstimmten.

Die beiden antisemitischen Gruppen stimmten trotz persönlicher Befehdung nur selten verschieden voneinander. Daß sie sich trotz der Gemeinsamkeit bei den Einzelabstimmungen in der Gesamtabstimmung über die Reichsfinanzreform trennten, dürfte daher rühren, daß sich die Wirtschaftliche Vereinigung vielfach beim gemäßigten, der radikalere Auswuchs einer Mittelstandsvertretung, die Reformpartei, beim entschiedenen Liberalismus politisch orientierten (siehe die Tabelle), und daß die Reformpartei in höherem Maße im städtischen Mittelstand Fuß gefaßt hat, der durch die Reichsfinanzreform ja besonders belastet wird, als die führende Gruppe der Wirtschaftlichen Vereinigung, die Deutschsozialen. Erhielt doch die Reformpartei 1903 24 Prozent ihrer Stimmen in den Großstädten, 21 Prozent in den Mittel- und Kleinstädten, 55 Prozent auf dem Lande, die Deutschsoziale Partei dagegen 72 Prozent ihrer Stimmen auf dem Lande.

Interessant ist ferner, daß die partikularistischen, protestlerischen und nationalistischen früheren Nebenparteien des Zentrums: Elsässer, Welfen und Polen, in recht vielen Fällen anders stimmten als das Zentrum. Am wenigsten verwunderlich erscheint dies bei den Polen, die alle Regierungsanträge ablehnten außer der Diätenvorlage und — nach Ablehnung des Kolonialstaatssekretärs — der Kolonialabteilung. Sie traten ebenso scharf oppositionell auf wie die Sozialdemokratie, mit der sie in vierzehn Fällen zusammengingen, während sie nur zehnmal mit dem Zentrum gemeinsam stimmten.

Die Parteikonstellationen im Parlament weichen also vielfach von denen in der Wählerschaft ab. Das Gepräge hat der Session die Steuermehrheit von Zentrum, Nationalliberalen, Reichspartei und Deutschkonservativen aufgedrückt, zu denen häufig Wirtschaftliche Vereinigung, Reformpartei und Welfen traten, und denen Sozialdemokraten, Freisinnige, Polen und Elsässer gegenüberstanden. In der Verfassungsfrage der Diäten gehörten zur Minderheit Konservative, Elsässer und Welfen. Für die Kolonialabstimmungen hat sich noch keine geschlossene Gruppierung gebildet. Bei den wichtigsten Kolonialabstimmungen (über die Bewilligung des Staatssekretärs des Reichskolonialamts) stimmten zusammen Konservative, Antisemiten und Agrarier, aber auch sämtliche liberalen Parteien und die Elsässer. Ihnen standen gegenüber Zentrum, Sozialdemokraten, Polen und Welfen.

In dieser summarischen Besprechung konnte nur berücksichtigt werden, wie die Mehrheit jeder Fraktion oder Gruppe stimmte. Zur Vervollständigung gehört auch die Statistik der Geschlossenheit oder Spaltung in den einzelnen Fraktionen. Sehr interessante Bemerkungen macht hierüber Abg. von Gerlach in einer Abhandlung über „Die Freisinnige Vereinigung im Parlament" im neuen „Patria-Jahrbuch der ‚Hilfe'". Die von ihm mitgeteilte Tabelle enthält aber eine

Reihe von Fehlern; ich wiederhole sie daher hier berichtigt und füge eine Zusammenstellung der jeweiligen Höchstzahl der Dissidenten bei, da es natürlich für die Geschlossenheit der Fraktion belanglos ist, wenn bei einzelnen Abstimmungen ein oder zwei Abgeordnete aus irgend welchen Gründen absplitterten. Es stimmten:

Fraktionsstärke		bei Abstimmungen geschlossen	getrennt	Höchstzahl der Dissidenten
99	Zentrum	4	17	15
52	Deutschkonservative	9	12	14
15	Wirtschaftliche Vereinigung	10	11	3
51	Nationalliberale	12	9	4
11	Elsaß-Lothringer	13	3	1
6	Welfen	14	7	2
22	Reichspartei	16	5	8
6	Reformpartei	18	3	1
(36	Drei freisinnige Parteien	18	3	7)
20	Freisinnige Volkspartei	19	2	1
10	Freisinnige Vereinigung	20	1	1
6	Deutsche Volkspartei	20	1	1
16	Polen	21	—	—
79	Sozialdemokraten	21	—	—

Das interessanteste Ergebnis dieser Zusammenstellung dürfte die Feststellung sein, daß, entgegen allen Erfahrungen über die Uneinigkeit schwacher Minoritäten und die Einigkeit starker Majoritäten, die Einigkeit am größten bei den Minderheitsparteien und am geringsten bei den Mehrheitsparteien war — ein neuer Beweis für die Schwäche der politischen Position der gegenwärtigen Mehrheit.

Vom Zentrum splitterten ab beim Kolonialamt 7—13, bei der Fahrkartensteuer (zweite Lesung) 9, der Erbschaftssteuer 6—10, der Brausteuer 5—6 Abgeordnete, sonst nur höchstens 4.

Mit am stärksten war die Spaltung bei den Deutschkonservativen. Für die Erbschaftssteuer stimmten in zweiter Lesung 22, in dritter 24, gegen sie je 14 (darunter 3 Stimmenthaltungen); bei der Fahrkartensteuer zählte die oppositionelle Minderheit 7 und 8, bei der Diätenvorlage 8, der Gesamtabstimmung über die Reichsfinanzreform 7 Stimmen. Die Diätenvorlage spaltete die Reichspartei in 2 Teile von 11 und 5 sowie von 9 und 8 Mitgliedern. Sehr gering war die Absplitterung bei den Nationalliberalen, noch am stärksten (4) bei der Brausteuer. Gespalten war die Wirtschaftliche Vereinigung bei der Schlußabstimmung über die Reichsfinanzreformvorlage, die nur 5 von 8 anwesenden Mitgliedern annahmen. Dem freisinnigen Antrag auf Einführung der Reichsvermögenssteuer stimmten außer Sozialdemokraten und Freisinnigen seltsamerweise die reinen Landwirtsbündler der Wirtschaftlichen Vereinigung als einzige Abgeordnete zu. Der Freisinn spaltete sich lediglich bei der Abstimmung über die Tantiemesteuer (dafür 5 Mitglieder der Freisinnigen Vereinigung, 2 der Deutschen Volkspartei, dagegen 12 Mitglieder der freisinnigen Volkspartei, 1 Vereinigung). Einheitlicher als der Freisinn stimmten nur die unter Fraktionszwang stehenden Oppositionsparteien sans phraso, Sozialdemokraten und Polen.

In der letzten Tagung des Reichstages, die am 13. November begann und am 13. Dezember ihr plötzliches Ende erreichte, fanden keine namentlichen Abstimmungen über wichtigere Gesetzesvorlagen statt. Wohl aber ergaben sich bei den drei namentlichen Abstimmungen über die Gültigkeit von Reichstagsmandaten (es handelte sich um die Mandate der konservativen Abgeordneten Dietrich und Malkewitz) ganz ähnliche Parteikonstellationen wie beim Zolltarif und der Reichsfinanzreform. Im übrigen trat in den Verhandlungen wieder besonders scharf die Trennungslinie zwischen Nationalliberalen und Freisinnigen in die Erscheinung. Insbesondere kämpften gegen die Einführung des Befähigungsnachweises Freisinnige und Sozialdemokraten Schulter an Schulter, während die Nationalliberalen mit den konservativen Mittelstandspolitikern zusammenwirkten. Und bei der Besprechung der Poleninterpellation, der Malzgersteninterpellation und der Fleischnotinterpellation standen die Nationalliberalen abermals durchaus auf Seiten der Reaktionäre. Bei der letzten Abstimmung über die Kolonialvorlage ergab sich dann die ungewöhnliche Konstellation: auf der einen Seite Konservative, Nationalliberale, Antisemiten, Agrarier, Freisinnige, auf der anderen Seite als Mehrheit Zentrum, Polen, Elsässer, Welfen, Sozialdemokraten. Keine einzige freisinnige Stimme ist bei dieser Abstimmung der Mehrheit zugefallen.

Mannheim. **Arthur Blaustein.**

Neu-Oesterreich.

III.

Die Parteien und Parteigruppierungen.

Die Parteien Neu-Oesterreichs werden es nicht so gut haben wie Pallas Athene, die in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus sprang. Erst allmählich kann sich die innere Klärung und Festigung vollziehen, die einem gesunden Parteileben vorausgehen muß. Gewohnheit, Vorurteil und andere Erbsünden sind zu überwinden, ehe die holperige Bezirksstraße, auf der sich das politische Getriebe bisher abspielte, verlassen und die breite, ebene Reichsstraße, auf die das öffentliche Leben gelangen soll, erreicht werden kann. Wer schon von der ersten Volkswahl Wunder erwartet, wird nicht auf seine Rechnung kommen. Den Sumpf, den Jahrzehnte gebildet haben, wird nicht der Sturm eines Wahltages austrocknen. Zuerst dürfte der Zug der alten Parteien aufmarschieren, um zu sehen, daß es mit den liebgewordenen Waffen nicht mehr geht. Die Flammen des allgemeinen Stimmrechts werden aufschlagen und das Ueberlebte verzehren, die daseinsfähigen Gebilde aber nur allgemach in ihrem Feuer umschmieden. Wenn wir uns dennoch schon jetzt unter Zugrundelegung der jüngst untersuchten, parteibildenden Faktoren ein Bild von den Parteiorganisationen zu machen suchen, die im demokratischen Oesterreich ihre Kräfte messen werden, so geschieht dies im Bewußtsein, daß einem längeren Entwicklungsgang vorgegriffen wird. Jede zisleithanische Nation repräsentiert, wie gezeigt wurde, ein selbständiges Kristallisationsgebiet für das Parteileben. Sehen wir daher, wie es mit dem deutschen Volkstum bestellt sein wird. Das Schema, das wir auf diese Weise gewonnen, kann mit einigen Korrekturen verallgemeinert werden. Es stellt das komplizierteste nationale Parteibild dar und wird umso einfacher, je weniger der Volksstamm wirtschaftlich entwickelt ist.

Die Klerikalen und Christlichsozialen dürften vorerst als zwei Aeste eines Stammes fortbestehen. Ihnen muß die Vertretung des konservativ-religiösen Prinzips zufallen. Später einmal, wenn die antisemitische Phrase vollends abgewirtschaftet haben wird, kann es zu einer offiziellen Verschmelzung kommen. Beide Gruppen werden nach dem Landmann und nach dem städtischen Mittelstand ausschauen, dem einen Schutzzölle, dem andern Zunftschutz versprechend. Ihnen dürfte eine agrarische Partei geistig nahe stehen, die sich ausschließlich auf die Landgemeindenwahlbezirke verlegen und mit einem reaktionären Bauernprogramm Wählerfang treiben wird. Da oder dort kann dem feudalen Adel die Führerschaft zufallen.

Ein isoliertes Fähnlein könnten eventuell die Alldeutschen bilden, die jetzt den deutschen Bauer (Schönerer), den industriellen Arbeiter (Stein) und den Fabrikanten (Berger) vertreten. Um sie vermöchten sich die unzufriedenen Elemente zu sammeln, die mit dem Schicksal, das die Deutschen zur klugen, sich keineswegs unterschätzenden Bescheidenheit zwingt, hadern oder den alldeutschen Traum wirklich träumen und „los von Oesterreich“ gehen wollen. Ihnen ist der nationale Protest die Hauptsache, und er kommt bereits im neuen alldeutschen Programm so-

weit zum Ausdruck, wie dies ohne Hochverrat geschehen kann. Die wirtschaftlichen und sozialen Fragen interessieren weniger. Wer ein ideales Ziel wie Alldeutschland verfolgt — die Utopie erkennt er natürlich nicht —, der schert sich wenig darum, ob der Weizenzoll just höher oder niederer ist, und wer seiner Verdrossenheit wirksam Luft machen will, der nützt die beste Gelegenheit, selbst wenn der Streich etwas kosten sollte.

Das Extrem zur konservativen Weltanschauung bildet die deutsche Sozialdemokratie, die nationale Föderationsgruppe der internationalen Gesamtpartei. Sie schreitet am äußersten linken Rand des Kampffeldes; die Klerikalen, Christlichsozialen und Agrarier marschieren rechts. Es fragt sich jetzt, wer die Mitte ausfüllen wird. Die Rechtsparteien stützen sich auf das Bauerntum und den Mittelstand, die Sozialdemokratie zieht die Arbeiterschaft an sich; unvertreten sind mithin die sogenannten liberalen Berufe der „Bourgeoisie". Heute wetteifern drei Gruppen, die Stimmen dieses Kreises zu erhalten. Die Deutschfortschrittliche Partei, die jüngste Verpuppung der Altliberalen, hat einen geradezu historischen Anspruch. Sie war einst die Partei der Bourgeoisie, sie verfügte über ungeheure Macht, ohne damit etwas Rechtes anzufangen. Die „Deutsche Volkspartei" hat ihnen den Boden unter den Füßen abgegraben; ihr lächelte zuletzt der große Erfolg. Aber sie will heute alles: mit den Hunden jagen und mit den Hasen laufen; sie wird zum Hans Dampf in allen Gassen. Die Ostdeutschen wieder sind mit dem Makel ihrer Vergangenheit belastet.

Das sind die eigentlichen Parteien der liberalen Berufe; doch wie kläglich sieht ihr Freisinn aus! Das Kurienwahlrecht hat sie zerstört, der Antisemitismus verwüstet. Man kann den Jammer erst begreifen, wenn man sich in die — leider noch nicht geschriebene — Geschichte der deutschen Parteien Oesterreichs vertieft. Der Altliberalismus war um 1880 auf eine Sandbank geraten: das mußte jeder sehen, und wer es nicht sah, der hätte es sicherlich gefühlt. Der Zusammenbruch der deutschen Verfassungspartei hatte ja die schwersten Folgen für das Reich. Was taten indes die Liberalen? Vor allem: sie lernten nichts, sondern spannen sich noch tiefer in ihre veralteten Ansichten ein. Zur Not wurde die „vereinigte deutsche Linke" geschaffen, die eine Einheit sein sollte, jedoch immer eine mehrköpfige Vielheit war. 1885 begann das Zerbröckeln. Man ging auseinander und gründete den „Deutsch-österreichischen" und den „Deutschen Klub". Wie nicht anders zu erwarten, nahmen beide Klubs das gleiche Programm an; der Deutschösterreichische Klub beschwerte seine Satzungen nur noch mit einem nichtssagenden Protest gegen die Korruption. Nachdem man sich über die gelungene Spaltung herzlich gefreut hatte, fand man sich wieder in einem „Exekutivkomitee". Von einer Auffrischung der Ideen, von einer Neubelebung des Liberalismus war damals, da sich selbst die Konservativen durch den Freiherrn von Vogelsang und durch Rudolf Meyer dem Marxismus näher bringen ließen, keine Rede. Man blieb stumpf. Bald gab es wieder eine Spaltung.

Im Februar 1887 trat ein Teil des „Deutschen Klubs" zu einer „freien Vereinigung der Deutschnationalen" zusammen. Wer nun glaubt, daß diese Partei ein neues Programm schuf, der überschätzt österreichische Parteigründungen. Der Unterschied zwischen dem „Deutschen Klub" und der „Freien Vereinigung" bestand darin, daß man in ersterem keine Judenfrage kannte, in letzterer aber Stellung nehmen durfte — „wie man wollte". Was von 1880 bis 1890 geschah, wiederholte sich im nächsten Dezennium, bis eines Tages die Wahrnehmung gemacht wurde, daß der Altliberalismus schon längst geistig tot sei und nur mehr als blutloses Gespenst herumspuke. Man kümmerte sich nicht weiter um ihn und ließ ihn teilnahmslos gewähren. Wer hätte auch nach einer Weltanschauung Sehnsucht haben sollen, die inhaltlos geworden war? So gerieten die liberalen Berufe in die Arme der drei Parteien, soweit der Mißmut nicht entweder zur Unterstützung der reaktionären oder sozialdemokratischen Bewegung getrieben hatte. Welches Schicksal harrt nun der Deutschen Fortschrittspartei, der Deutschen Volkspartei und der Ostdeutschen in Neu-Oesterreich? Den Führern dieser Gruppen wird es bange zu Mute. Noch ahnen sie nicht, wie naturnotwendig das Verhängnis hereinbrechen muß, allein sie möchten schon heute gern aus ihrer Haut heraus. Die politischen Quacksalber meinen allerdings: Nur keine Angst. Gebt's nicht zu dreien, so verbrüdern wir uns. Auf das bißchen Antisemitismus der einen, auf das Zünftlertum der anderen kommt's wahrlich nicht an. Das Papier ist geduldig, der Mund und die Ohren sind nicht verwöhnt. Verkünden wir ein Programm, irgend eines! Ja, wenn das allgemeine Wahlrecht nicht zur klaren Aussprache zwänge, dann könnte die Verwandlungskunst über Gegensätze hinweghelfen. So aber kann die „Konzentration" der Bourgeoisieparteien, die jetzt in Oesterreich überall versucht wird, bestenfalls nur ein Zwischenstadium sein: eine Vorstufe zur unvermeidlichen prinzipiellen Klärung.

Ein neues Lied, ein besseres Lied laßt uns singen! Großes ist in Neu-Oesterreich zu verrichten. Der Industrialismus muß über den Agrarismus siegen, wenn der Staat in die Höhe kommen, wenn der Gesichtskreis der Bürger weiter, der Nacken steifer werden soll. Die Sozialdemokratie allein kann diesen Kampf mit dem Feudalerbe nicht ausfechten, ja sie vermag nicht einmal die Führung zu übernehmen. Die erste Linie muß von der „Bourgeoisie" bezogen werden, von einer starken, rückhaltlos freisinnigen Partei besetzt sein. Der Sprung in den Industriestaat wird nicht von heute auf morgen gelingen — wir haben gesehen, wie langsam der Industrialismus numerisch erstarkt —, aber er wird in einer nicht zu fernen Zukunft glücken, wenn sich Neu-Oesterreich nicht darauf beschränkt, einen neuen Namen für einen alten Körper geschaffen zu haben. Ein frisches Gewand wäre zu wenig, die Verjüngung muß bis zum Mark der Knochen greifen. Eine lebensstarke freisinnige Partei ist also erstens eine Notwendigkeit für Neu-Oesterreich. Zweitens kann die „Bourgeoisie" selbst ihrer nicht entraten. Die Intelligenz, die Industriellen, die Kaufleute müssen eine politische Vertretung haben. In dem morschen Staat, dessen Ehrgeiz seit Jahrzehnten darin bestand, das Alte älter werden zu lassen und jede Neuerung ängstlich zu vermeiden, konnte es schließlich mehr oder minder gleich bleiben, wie das Parlament zusammengesetzt war, wer im „hohen Hause" saß. Die Demokratie wird in die „lichten Hallen" Arbeitsgeist bringen, während die erkünstelte Welt der Kurien zur Trägheit verführte. Jede Abstimmung im neuen Hause kann für die Bourgeoisie bedeutungsvoll werden; es wäre ein Verhängnis, wenn die so sehr Beteiligten ohne Sachwalter blieben.

Die Partei, die erstehen muß, darf nicht schwanken und zweifeln. Ihre Gewehre nach rechts hin richtend, nach links bin gute Freundschaft haltend, wird sie durch ihre natürliche Stellung zur Achse des politischen Getriebes werden. Das Programm dieser Gruppe läßt sich in Kürze nicht entwickeln. Für die Freiheit auf allen Gebieten! das muß jedenfalls der erste Leitsatz sein. Ueber den neuen Liberalismus wurde ja in Deutschland von Barth und Naumann Beherzigenswertes geschrieben und gesprochen, sodaß die Oesterreicher in der glücklichen Lage sind, aus einem Brunnen zu schöpfen, den andere gegraben haben, aus ihm die durchgearbeiteten Theorien zu holen. Die praktische Verwertung wird einleuchtenderweise von den heimatlichen Bedürfnissen bestimmt werden. Ueberlegen wir nur, woran der Altliberalismus in Oesterreich zugrunde ging. Vorerst daran, daß er alt wurde, und er alterte, als er seine Ideale verloren hatte. Er starb, weil er kosmopolitisch war, als er national — im Sinne von Arndt, Jahn, Kleist — hätte empfinden sollen, und engherzig national dachte, als die Zeit danach verlangte, daß er sich durch den Nationalismus zur österreichischen Völkerbundidee durcharbeite. Der Liberalismus verfiel, weil er das Volk, das ihn emporgehoben hatte, zurückstieß; dadurch schwächte er sich so sehr, daß er nur halbe Arbeit leisten konnte. Er entkräftete und fand schließlich nicht mehr die Energie, das Unrecht gut zu machen. Hinter ihm — 1848 — und vor ihm — Sozialismus — lagen Sünden des Undanks und des Verkennens. Der neue Liberalismus hat diese Fehler zu beherzigen, und das ist nicht schwer.

Die Partei des Freisinns zu schaffen, wird die ernsteste Aufgabe für die „Bourgeoisie" sein müssen, wenn sie Neu-Oesterreich schützen und die Demokratie erhalten will. Die internationale Gemeinschaft der Reaktionären — der Klerikalen, Antisemiten und Agrarier — und die ganz Zisleithanien umspannende Wirksamkeit der Sozialdemokratie bedingen, daß sich

der national organisierte Freisinn zu einer höheren Einheit, zu einem österreichischen Verband, zusammenschließe; denn nicht bloß das Deutschtum, sondern auch die andern volkswirtschaftlich reiferen Stämme werden ihre liberalen Parteien erzeugen. Das Gebiet, das der Freisinn in Neu-Oesterreich allmählich okkupieren kann, läßt sich nicht leicht abstecken. Es wird mit jedem Prozent, um das der Analphabetenstand fällt, größer; jeder Lehrer, der seine Schüler zur Freiheit erzieht, erweitert es. Auch bleibt der Freisinn keinesfalls auf den engeren Kreis der liberalen Berufe beschränkt. Er wird — überflüssig zu sagen: unbeschadet seiner Prinzipien — weitergreifen und vielleicht bei einem Teil des Mittelstandes und der Bauernschaft Fuß fassen können. Dazu ist allerdings viel schwierige Aufklärungsarbeit notwendig. Diese wird jedoch in der Zukunft leichter fallen als in der Vergangenheit, denn wir haben erkannt, daß in der Aera des allgemeinen Wahlrechts nicht bloß daseinsfrohe Parteien bestehen werden, sondern auch ein rühriges Parteileben herrschen wird.

Werfen wir noch einen Blick auf die Eventualitäten, von denen der Gang der Parteigruppierung abhängt. Hat das XIX. Jahrhundert die prinzipielle Anerkennung der nationalen Gleichberechtigung gebracht, so obliegt es der nächsten Zeit, die praktischen Konsequenzen aus der Theorie zu ziehen und bei der Neubildung der Verfassung nutzbringend anzuwenden. Wird es dabei nochmals heftigen Streit setzen oder werden die Völker am grünen Tisch ihre Machtverhältnisse regeln, den autonomen nationalen Wirkungskreis abgrenzen? Wird das Blut stärker als der Verstand sein, oder hat die traurige Erfahrung gelehrt, daß die Vernunft gebietet, freiwillig zu tun, was nicht unterbleiben kann, und nicht zu warten, bis die Zeit den Widerstand schmerzhaft bricht? Allein dies sind Fragen der Stimmung, und wer würde sich zu prophezeien berufen fühlen? Hier sei lediglich hervorgehoben, daß die große österreichische Parteigruppierung erst dann eine unerschütterliche Grundlage erhalten kann, wenn es der Demokratie gelungen ist, den Völkerstaat Neu-Oesterreich an die Stelle des untauglichen zentralistischen Gebildes zu setzen.

Früher oder später: die schöne Zeit, da dieses Werk vollbracht sein wird, kommt! Dieser frohe Glaube durchstrahlt die Zukunft, die heute freilich nur in unseren Köpfen Gestalt und Leben gewonnen hat. Er drängt den quälenden Pessimismus Alt-Oesterreichs zurück und läßt einen warmen Optimismus aufleuchten, der zur Arbeit lockt, weil ihr reicher Lohn winkt.

Wien. Richard Charmatz.

Franz Xaver Kraus.

Ein Vorkämpfer des Reformkatholizismus.

Dante hat „tiefer und energischer als irgend jemand vor ihm die Idee des Kulturstaates erfaßt und denselben einer sittlichen Idee unterstellt. Dieser Kulturstaat hat nicht den Leidenschaften und Begierden der Fürsten und Völker zu dienen, sondern es geht seine Absicht auf die geistige und sittliche Bildung des Menschengeschlechts, als die Vorbedingungen der Glückseligkeit, welche dieses Geschlecht auf Erden erstrebt, und die es nicht erreichen kann ohne den allgemeinen Frieden." So charakterisiert Franz Xaver Kraus in seinem Monumentalwerke über den Dichter der „Divina Commedia", das fortleben wird, dessen Vermächtnis an die Nachwelt. In dieser Beleuchtung erscheint uns auch der edle Streiter, der aufrichtige Wahrheitssucher Franz Xaver Kraus selbst in dem vortrefflichen Lebensbilde aus der Zeit des Reformkatholizismus, das von Ernst Hauviller entworfen worden ist und bereits in zweiter Ausgabe (J. F. Lehmann-München) vorliegt.

In knappen, klaren Zügen schildert der Verfasser die Entwicklung des Gelehrten und Forschers, der sogleich im Beginn seiner Laufbahn gewagt hat, die Gesetze der strengen historischen Forschung gegen eine einseitige dogmatische und apologetische Tendenz in Schutz zu nehmen. Nur konnte Franz Xaver Kraus, dessen ungemein sympathisches Jugendbildnis der verdienstvollen Arbeit Hauvillers zur Zierde gereicht, in seinem aufrichtigen Drange sich selbst nicht verhehlen: „Wehe dem, der die Wahrheit nur der Wahrheit willen liebt und auch anderen zeigt!" Sollte doch auch er in dem Kampfe, den er als berufener Vertreter des „religiösen Katholizismus" mannhaft gegen die hierarchische und politisierende Richtung der katholischen Welt führte, unterliegen. Welche Seelenschmerzen er indessen erdulden mußte, sicherlich war ihm der große Dante auch in dieser Hinsicht ein trostreiches Vorbild. Nicht ohne Melancholie, aber zugleich mit berechtigtem Selbstbewußtsein klingt deshalb das große Werk über Dante aus: „Gewiß zu den Glücklichen dieser Welt hat dieser von Haus und Hof vertriebene, dreimal zum Tode verurteilte Mann niemals gehört — und doch wer würde nicht alles hin für einen kleinen Anteil an seinem Ruhm und seiner Größe!" An ein Wort Macaulays anknüpfend, schließt Franz Xaver Kraus mit einer Paraphrase dieses Ausspruchs, wie sie ihm Jahre zuvor von den Tannen seines Schwarzwaldes in die Feder floß:

> „Zu stolz und weich, um glücklich je zu sein —
> Zu stolz, um das Gemeine je zu schonen,
> Zu weich, mit Liebe Liebe nicht zu lohnen:
> So wandelt Er, ein Fremdling, durch dies Land;
> Gehaßt, geliebt, der Menge stets ein Rätsel:
> Den Wenigen, die, was er war, geahnt,
> Hat er den Weg zum Paradies gebahnt."

In einer Zeit, in der die politisierende Richtung des Katholizismus maßgebenden Einfluß auf die Staatsgewalt behaupten will, erhält die vorliegende Schrift besondere aktuelle Bedeutung. Wehmütig berührt uns, wie bereits in dem epochemachenden „Lehrbuch der Kirchengeschichte für Studierende" die Wandlungen und Enttäuschungen gleich dem Abendliede eines müden Entsagenden ertönen. Auch schwebte ihm als Krönung aller seiner kirchenhistorischen Arbeiten eine „Geschichte der Reformbestrebungen innerhalb des Katholizismus" vor. Charakteristisch ist in dieser Hinsicht, daß Francesco d'Assisi ihm den Reigen der besten Katholiken bis auf Rosmini und die modernsten, edelsten Vertreter dieser Richtung eröffnete. Immer wieder erschien es geboten, auf das Monumentalwerk über Dante hinzuweisen. Erhellt doch aus zahlreichen Stellen der „Divina Commedia", wie Dante selbst über Francesco d'Assisi dachte. In dem Kapitel „Dantes Kirchenpolitik. Sein idealer Katholizismus" knüpft Franz Xaver Kraus daran an, daß der Einfluß dieser großen Persönlichkeit auf Dante nicht bloß in religiösen, sondern auch nach der künstlerisch-poetischen Richtung sich bemerkbar macht, und daß die lyrische Dichtung in engstem Zusammenhange mit der religiösen Lyrik Francescos d'Assisi und der Franziskaner steht.

Wie weitab von dem idealen Katholizismus Dantes, den Franz Xaver Kraus den hierarchischen, politischen, sich in unseren Tagen vordrängenden Bestrebungen entgegensetzt, liegt diese moderne Richtung, die den „Heiligen und den Rittern" Vorschub leisten will!

Eine universale Natur, hat Franz Xaver Kraus auf verschiedenen Gebieten Großes geleistet. So sind die vier Bände seines Werkes: „Kunst und Altertum in Elsaß-Lothringen" für die Wissenschaft ein nahezu mustergültiges Vorbild, gerade wie die „Roma Sotterranea" den archäologischen und kunsthistorischen Werken des Meisters voranging, die in der Realencyklopädie der christlichen Altertümer gleichsam eine Zusammenfassung fanden. Durchaus zutreffend lautet ein Urteil über die „Geschichte der christlichen Kunst":

„Alle Vorzüge seines Genius: die immense Gelehrsamkeit, die Vielseitigkeit des wissenschaftlichen Interesses, die feine Empfindung für Schönheit und ideale Gedanken, die vollendete Kunst der Darstellung haben sich hier zu einem Ganzen vereinigt, das selbst wieder ein Kunstwerk ist. Ein Buch dieser Art war noch nicht geschrieben und wird so leicht nicht wieder geschrieben werden."

Welche Fülle von Anregungen bot die Lehrtätigkeit des Mannes, der durch die Universalität seines Wissens die Bildungselemente der Antike, des Mittelalters und der Renaissance mit

der madernen historischen und naturwissenschaftlichen Methode innerhalb der katholischen Kirche zu vereinigen strebte! Nur äußerte Franz Xaver Kraus sich allzu optimistisch, als er annahm, daß einst der Tag kommen würde, da die katholische Kirche in dem historischen Sinne der deutschen Nation einen zwar niemals schmeichelnden und schönfärbenden, aber ehrlichen und zuverlässigen Freund entdecken würde. Mit Fug und Recht bemerkt Ernst Hauviller, daß Kraus damals nicht wissen konnte, daß durch das schmeichelnde und schönfärbende Element mit dem in Deutschland zur Macht gelangenden Ultramontanismus die kritische Selbständigkeit, die mutige Ehrlichkeit vielmehr unterdrückt werden würde.

Bedeutsam war die Stellung, die Franz Xaver Kraus zur modernen Frauenfrage einnahm. War er doch ein überzeugter Anhänger einer allseitigen, gründlichen und zwar nicht klösterlichen Frauenerziehung. Auch weist er, um die Einwendungen der Gegner zu entkräften, auf hervorragende Frauen hin, die sich, wie in früheren Zeiten, auch in unseren Tagen auf den verschiedenen Gebieten bewährt haben. Selbst ein Kranz von Archäalaginnen fehlt nicht. So werden wir nach einem römischen Palast nahe bei Santa Maria in Campitelli geleitet, wo eine Frau den Reigen der archäalagischen Damen anführt. Es ist, wie in den Essays hervorgehoben wird, Donna Ersilia Gräfin Caetani-Lavatelli, die Tochter eines der erlauchtesten Geschlechter Roms, aus dem der herrschgewaltige Bonifaz VIII. hervorgegangen, eine jener vornehmen Damen, in deren Freundschaft und deren geistigem Verkehr Kraus sein eigenes, erweitertes Ich wiederfand. „Ihr Salon," bemerkt Ernst Hauviller, „wurde das Rendezvous aller derer, welche Geist und Wissen nach Ram zusammenführte, Theodor Mommsen und Gregorovius waren hier alte, gern gesehene Gäste. De Rassi, ein alter Hausfreund des Vaters, lieferte daselbst den Beweis, daß man ein großer Altertumsforscher und doch ein Mann von vollendeter Grazie des Benehmens sein kann. Die Vertreter der französischen wie der deutschen Schule begegneten sich hier auf neutralem Felde."

Im ausgleichenden, versöhnenden Sinne wirkte Franz Xaver Kraus auch in der Zeit, in der er berufen war, die harmanische Mitarbeit der Altelsässer mit den eingewanderten Altdeutschen zu fördern. Gerade diese in den Augen der Elsässer sympathische Eigenschaft war es auch, die der deutschen Sache am meisten nat tat und heute noch geboten erscheint, wenn positive Ergebnisse erzielt werden sallen. Volle Anerkennung verdient zugleich die Tätigkeit, die Fürst Chlodwig zu Hohenlohe als Stotthalter für die Universität Straßburg entfaltete. Franz Xaver Kraus war kein Freund der ausgesprochen konfessianellen Professuren. Widerfuhr es ihm aber, daß er selbst Anhängern des politischen Katholizismus seinen Rat und seine Hilfe geliehen halte, so bedauerte er später seinen Irrtum. Ernst Hauviller hebt in dieser Hinsicht hervor: „Seinem tiefen Ekel an der Wandelbarkeit der Gesinnung so mancher, denen er mit seiner Feder wie mit seinem Worte geholfen, hat er öfters Ausdruck gegeben, und auf die wenigen, die sich und ihm treu geblieben, hätte auch er am treffendsten jenen Ausspruch Petrarcas anwenden können: ‚Von dieser ganzen Rasse van Menschen seid Ihr wenige nur noch übrig, mit denen ich leben und sterben möchte'."

Die kirchenpolitischen Briefe, die Franz Xaver Kraus in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" von 1895 bis 1899 als „Spektator" veröffentlichte, werden in dem von Ernst Hauviller entworfenen lichtvollen, scharf umrissenen Lebensbilde charakteristisch gewürdigt. „Wie man sich Dantes Stirn," schreibt er, „nicht leicht ohne Zornader denken konn, so konnte man den Mann, der als Spektator seiner Entrüstung über das Vorgehen des politischen Katholizismus so aft Ausdruck gegeben, sich nicht vorstellen, ohne daß eine Falte des Unmuts sein edles Antlitz furchte. Aehnliche Lebensschicksale und ähnliche Geistesrichtung, die gleiche tiefreligiöse Innerlichkeit, verbunden mit rücksichtslasem Wahrheitssinn haben den edlen Freiburger Kirchenhistoriker zum Verkünder Dantesker kirchenpalitischen Doktrinen im neunzehnten Johrhundert prädestiniert."

Nur verhehlte er sich bis zuletzt nicht, daß solcher rücksichtslase Wahrheitssinn mit dem eigenen Herzblute bekannt werden muß. „Sterben ist nicht das größte Opfer, das uns auferlegt werden kann," betant Franz Xaver Kraus in seinem Essay über Rosmini, „schwerer ist zu leben mit Menschen, mit denen man nicht leben möchte; Dinge sehen zu müssen, die man nimmer hätte sehen mögen; Hoffnungen und Ideale zu Grabe tragen, die zu verwirklichen wir uns berufen glaubten, und deren Besitz und Dienst uns das Leben allein wert und erträglich machte."

Wie mancher andere den maßgebenden kirchlichen Kreisen unbequeme Beobachter wurde auch Franz Xaver Kraus durch das Odium theologicum über das Grab hinaus verfolgt. In der von ihm selbst verfaßten Grabschrift heißt es unter anderem:

„Cui pharisaeorum secta semper in odio fuit."

In einem Anhang teilt Ernst Hauviller Fragmente aus Kraus' Gedichten als Beitrag zu dessen Charakteristik sawie Briefe des römischen Bildhauers Josef von Kopf mit. In einer Nachschrift des Verfassers wird dann darauf hingewiesen, wie ein Professor der Theologie sagar seinem Befremden Ausdruck geben zu müssen glaubte, daß Franz Xaver Kraus mit einem dem Christentum sa feindlichen Manne wie Kopf im Leben freundlich verkehrte. So fand das Anerbieten Kapfs, für ein würdiges, einfaches Grabdenkmal des Freundes das van ihm nach dem Leben modellierte Relief in Branze als Beitrag zu widmen, keine Berücksichtigung. Treffend schreibt in dieser Angelegenheit Kopf an eine ungenannt bleibende Gräfin, die sich für die Errichtung des Denkmals interessierte: „Sie haben alles getan, was man einer falchen Rasse von Menschen gegenüber tun kann! Dieselbe heuchelt eben im Namen Gottes weiter! Auch unser unsterblicher Freund F. X. Kraus kämpfte gegen sie vergebens. Haß ist ihr Losungswort."

Dantes großes Vorbild lehrte den deutschen Gelehrten solchen wilden Haß frühzeitig verachten, und auch sein unvergeßliches Andenken kann durch posthume Rachsucht nicht geschädigt werden. Wer je in Ravenna den letzten Spuren des Dichters der „Divina Commedia" nachgegangen ist, kann einem Franz Xaver Kraus die wahr und tief empfundenen Warte nachfühlen:

„Es gibt auf Erden kaum etwas, was mich von jeher so ergriffen hat, wie eine Wanderung durch das schweigende, verödete Ravenna. Man sagt, die Fieberluft dieser Totenstadt sei todbringend für den Fremden. Und doch zieht es mich immer und immer wieder dahin. Ich wandere durch die einsamen grasüberwachsenen Gassen immer begleitet von dem Bilde des großen Verbannten, der vor nahezu sechshundert Jahren in dieser Grabstätte des antiken Kaisertums seine letzte Zuflucht gefunden hat. Ich sehe im Geiste seine gebeugte Gestalt schwermütig und schweigend dahinwandeln — nur hier und da hebt er das in Trauer gesenkte Haupt empor — soweit es not tat, um den feuchten Blick wieder rasch zur Erde sinken zu lassen."

Mit dem Namen Dantes hat Franz Xaver Kraus den seinigen aufs innigste verknüpft, und seine eigenen Werke sichern ihm trotz des Hasses seiner dunklen Widersacher ein Denkmal aere perennius.

Siegfried Samosch.

„Königin Lear."

Als ich im Mai an dieser Stelle einige Bücher Georgs von der Gabelentz besprach, glaubte ich seinen Schriften eine Ehre zu erweisen, indem ich rühmte, sie gehörten „zur Kategorie der guten Unterhaltungslektüre". Daran werd' ich erinnert, da ich im Begriff bin, von Arthur Sewetts „Königin Lear"*) ein Gleiches auszusagen: sein neuester Roman läßt nach Form und Inhalt ein Fortschreiten zweifellos erkennen; — innerhalb der Grenzen des

*) Roman. Zwei Teile in einem Bande. Berlin, Verlag von Otto Janke.

weitgedehnten belletristischen Gebietes, das denn an einigen Stellen kaum merklich in den Garten der Poesie übergeht. Diese Tatsache wird nicht immer genug beachtet. Andererseits wäre es nicht nur ein Unrecht gegen die „Belletristik", sondern ungerecht gegen die sehr vereinzelt aufleuchtenden Dichterwerke der wenigen wahrhaften Poeten, den Belletristen jenen dichterischen Charakter beizulegen, den nur Originalität des Fühlens, ausgeprägt in originale Form, zu beanspruchen hat. Es sei gestattet, in einem kleinen Bilde das eigentümliche Verhältnis des Publikums zur Welt der dichterischen Kunst und Halbkunst anschaulicher zu machen.

Während nämlich im Bereich der lyrischen und dramatischen Dichtung — ich betone: Dichtung — Konzessionen an die Wünsche einer kompakten Majorität, die lediglich das Bedürfnis sich zu unterhalten befriedigt, weder in Gehalt noch Form noch Ausführung statthaben, während es also, kurz gesagt, lyrische Dichtung gibt oder mannigfach gefärbtes und oft finnreich verhülltes Epigonentum, dramatische Dichtung gibt oder Dilettantismus, — führt zum Heiligtum der Epik gleichsam ein Vorhof, in dem die bunte Menge des Volkes sich vergnügt durcheinander an Gauklern und Schmeichlern, ehrsamen Arbeitern und Pfuschern. Dann und wann gelingt es einem oder dem anderen der Erzähler, im lärmenden Gedränge sich vor den anderen Gehör zu schaffen und die flüchtige Menge zu bannen: dann ahnen unheilige Sinne die Nähe des Gottes und lernen die Sehnsucht kennen. . .

Dadurch, daß unter den Heerscharen der Romanschreiber, die dem ungeheuren Tageslesebedürfnis der Zerstreuung suchenden Menge dienen, etliche „Gerechte" sind, gleich freiwilligen Tempeldienern, die Wege weisen zur Schönheit, dadurch erlauft sich das Sodom und Gomorrha der Belletristen (um dem Anschauungskreis des Alten Testamentes treu zu bleiben) den Anspruch auf Existenzberechtigung. In dieser Erziehung des Publikums zum Höheren, in dieser feiner spielenden Vorbereitung auf die Fähigkeit, Poesie zu genießen, ruht das Verdienst der guten Belletristen, — sub specie aeternitatis betrachtet.

* * *

Es ist gewiß kein ungünstiges Zeichen für den vorliegenden Roman, daß er Veranlassung bot, seine Gattung von so hoher Warte zu betrachten. — Sewett hat seinen bedeutsamen Stoff wirksam anzuordnen gewußt und das Thema mit entschiedenem psychologischen Feingefühl durchgeführt. — Daß die ganze Handlung auf einer allgemeinen psychologischen Ueberzeugung des Verfassers begründet ist, lehrt eine Bemerkung, die gelegentlich der Charakterisierung einer Nebenperson gemacht wird: „Sie irren, die da meinen, ein Mensch ändere sich im Grunde seines Herzens nie. Es gibt ein Gesetz der Wandlung. Nur die geheimnisvollen Triebkräfte kennen wir nicht, die es in Bewegung setzen." Diese Triebkräfte aufzudecken und sichtbar zu machen am Beispiel der stolzen Frau Amelung, der ehemaligen Besitzerin des Ritterguts Wehrwalde, stellt sich Sewett zur Aufgabe.

Diese „Königin ohne Land und Krone" hat mit der Festigkeit ihres Willens das Gut und ihre ganze Familie unbedingt beherrscht. Aber sie achtete weder an ihrem Gatten noch an ihren Kindern die Eigenart, sondern suchte sie ihrem Willen rücksichtslos zu unterwerfen. Sie befolgte eine böse Pädagogik, da sie aus ihren Kindern Geschöpfe machte, keine selbständige Entwicklung und nicht den leisesten Widerspruch duldend. In den beiden älteren Söhnen, Arno und Richard, glaubte sie sich gehorsame und liebevolle Kinder erzogen zu haben, indem sie sich von ihrer Ehrerbietung und Nachgiebigkeit täuschen ließ. Aber der jüngste, Hans, der des verstorbenen Vaters Ansehen und Herzensgüte geerbt hat, doch auch der Mutter unbeugsamen Charakter, setzte ihr von jeher einen passiven Widerstand entgegen. Er konnte nicht schmeicheln wie seine Brüder und galt als trotzig und verstockt. Er war immer „der Paria zu Hause". Ihm gegenüber ward der Mutter Energie gleichgültige Härte; und der Jüngling empfand die Zurücksetzung zuerst mit heißen Tränen, dann mit Zorn, zuletzt mit verbissener Bitterkeit.

So ist die Mutter, ohne es zu ahnen, den Herzen aller drei Söhne entfremdet, da sie das Gut, dessen Universalerbin sie geworden, zwischen den beiden älteren Söhnen teilt, während Hans nur das Pflichtteil erhält und mit seinem treuen, der adelsstolzen Mutter als nicht ebenbürtig verhaßten Weibe ins Ausland geht. — Aber da Frau Amelung dann zu ihren Kindern zieht, muß sie die herbsten Erfahrungen machen. Richard, der frühere Offizier, hat durch schlechtes Wirtschaften und dank der Verschwendungssucht seiner Frau Wehrwalde ruiniert und enthält der Mutter nicht nur ihre Rente vor, sondern läßt es geschehen, daß seine kokette und intrigante Gattin sie aus ihrem einstigen Besitz vertreibt. Arno, der vielgesuchte Arzt, gibt ihr nur widerwillig das Gnadenbrot, und seine Frau behandelt die immer noch Stolze so lieblos, daß die jetzt Machtlose dem Wahnsinn nahe kommt. — Aber in der höchsten Not erscheint Hans, reich aus Mexiko zurückgekehrt, und rettet das Gut und die Mutter. Diese, in der harten Schule der Entbehrungen, des Elends und der Demütigung, die als Gespenster des Alters sie bedrohten, weich geworden, hat endlich Einkehr bei sich selber gehalten, ihre Herbigkeit ist von ihr gewichen. „Sie dankt Gott, daß sie noch lebt . . . zu lieben und gutzumachen." —

In dieser Sinnesänderung liegt ja ein Zug von Konventionell-pastörlichem, besonders in der typischen Metanoia, die mit dem Gebet am Krankenbett des fiebernden Enkels einsetzt. Auch sonst lassen wohl gelegentlich starke Akzente erkennen, daß der Verfasser gewohnt ist, vor einer größeren und vielfältig zusammengesetzten Gemeinde von Hörern zu sprechen. Im ganzen aber ist die lebhafte Darstellung von einer erfreulichen Einfachheit, die mit gleich gutem Erfolge vermeidet, das Gegenständliche über das Vermögen hinaus auszumalen wie den Strom der Sentimentalität allzu breit anschwellen zu lassen. An feinen Beobachtungen, die eigenes Schauen offenbaren, ist kein Mangel; auch finden sich hübsche Naturschilderungen und -personifikationen. Aber gerade in diesem Punkte zeigt sich der Unterschied von Dichtern wie Stehr und Frenssen, dessen Vorbild hie und da zu spüren ist: was bei Sewett doch mehr an der Oberfläche des Geschehens bleibt, diese Landschaftsbilder verwachsen bei jenen mit den Geschicken der Menschen und Dinge.

Strausberg. Raimund Pissin.

Ein Satiriker des Kirchenstaates.

Die Literatur des sechzehnten und noch am Anfang des siebzehnten Jahrhunderts hatte eine sehr theologische Färbung. Es gab kein Zeitalter, in welchem das Dogma und überhaupt die kirchlichen Institutionen so enge mit dem Staat verknüpft waren, wie damals." Was Ranke hier in seinen Vorträgen über die Epochen der neueren Geschichte von der europäischen Literatur erklärt, gilt für die römische auch noch bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Denn im Kirchenstaat waltete das Prinzip der Kirche vor, die Konfession schrieb die Gesetze, und die Literatur und das Leben bewahrten, so ange es den Kirchenstaat gab, den vollkommen geistlichen Anstrich, den Ranke für das Europa der früheren Jahrhunderte als Merkmal angibt.

Und nicht bloß die ernste Literatur, sondern auch die satirische Dichtung war ganz von dem geistlichen Getriebe beeinflußt. Selbst zur Zeit der höchsten politischen Erschütterungen, als durch die große französische Revolution und ihre Folgen mit dem Kirchenstaat das gesamte Italien in die staatumwälzenden Wirren hineingerissen wurde, hielt sich der damals bekannteste und beliebteste Dichter in Rom von den Weltereignissen fern und blieb mit seinem Schaffen und Wirken in den engen Grenzen des Kirchenstaats.

Guiseppe Belli, 1791 in Rom geboren, war früh verwaist und hatte bis in sein fünfundzwanzigstes Jahr den Hunger zum Lehrmeister, einen strengen, aber erwiesenermaßen für

Dichter höchst geeigneten Erzieher. Der knurrende Magen machte Belli zum Satiriker, und das blieb er dann allerdings auch, nachdem er durch die reiche Heirat mit einer jungen Witwe und durch die Gunst eines Kardinals zu Besitz und Amtswürden gelangt war. Erst das Alter brachte in seine Gesinnung einen Umschwung, der aber das Bild seiner früheren Tätigkeit nicht mehr verwischen konnte.

Die Zustände des Kirchenstaates forderten die Satiriker zu allen Zeiten heraus, und so konnte es Guiseppe Belli, der keck gegen den Klerus und sein Treiben die scharfen Pfeile des Witzes richtete, nicht schwer fallen, bei seinen Landsleuten Verständnis und ermutigenden Beifall zu finden.

An Tageszeitungen war das Publikum damals noch nicht gewöhnt, an Witzblätter vollends war überhaupt nicht zu denken. Belli warf seine Verse wie Confetti in die Menge, — Flugblätter, die meist geschrieben von Hand zu Hand gingen und erstaunlich rasch und weit Verbreitung gewannen.

Und es ist beachtenswert: während die flammenden Dichtungen seines berühmteren Zeitgenossen Leopardi, so weit sie in großer vaterländischer Begeisterung für ein einiges Italien eintreten, heute nur noch historisch wirken, haben die in engerer Anschauung geborenen Sonette von Guiseppe Belli für uns eine stärkere Bedeutung. Sie führen uns in einen kleinen, aber sehr lebendigen Kreis jener Epoche, sie schildern uns allgemein menschliche Zustände, die immer wichtig bleiben, wenn die Zeiteinflüsse längst verschwunden sind.

Es war deshalb keine undankbare, wenn auch eine höchst schwierige Aufgabe, die ein deutscher Schriftsteller auf sich nahm, als er den Versuch machte, die römischen Satiren von **Belli** unter dem Titel „**Narrenspiegel der ewigen Stadt**" dem deutschen Publikum bekannt zu geben.*) Der Verfasser der deutschen Ausgabe, **Albert Zacher**, lebt in Rom und hatte so Gelegenheit, Volk und Sprache jenes Gebietes, das die eigenartige Welt des Satirikers Belli umfaßt, durch zweifellos recht mühsame Studien kennen zu lernen.

In der Einleitung erzählt Zacher, daß er seinen deutschen Lesern nur ein Kosthäppchen vorsetze. Und dieses Kosthäppchen bildet ein Buch von siebzehn Druckbogen in Großoktavformat. Aber man versteht die Bescheidenheit des Uebersetzers, wenn man erfährt, daß von Guiseppe Belli nicht weniger als 2335 Sonette gedruckt erschienen sind. Belli ist 71 Jahre alt geworden, dennoch deutet die große Zahl seiner Satiren auf eine außergewöhnliche Fruchtbarkeit des Geistes.

Er hat die gewaltigsten Wandlungen des Kirchenstaates miterlebt, Rom war in dieser Zeit abwechselnd republikanisch, kaiserlich-napoleonisch und päpstlich. Päpste wurden eingesetzt, vertrieben und wieder eingeholt.

Den Päpsten wendet Belli naturgemäß die größte Aufmerksamkeit zu. Die Wahl Pius des Achten begleitet er mit den Versen:

> Endlich haben sich die Herren
> Kardinäle ausgequält
> Und den schönsten aller Päpste
> — Accidente, uns erwählt.
> Unter Ghettos Mümmelgreisen
> Gibt's kein lahmeres Gestell . . .

Und alle Kennzeichen der Häßlichkeit dichtet er in satirischer Uebertreibung diesem Papste an: kahlen Kopf, schielende Augen, Geschwüre, Beulen.

> Recht drum sprach des Goldschmieds Dienstmagd,
> Die ihn in der Kirche sah:
> „Hu, welch' schöne Vogelscheuche
> Wählte man zum Papste da!"

Das Gedicht zeigt, von welchem Schönheitssinn diese Römer geleitet werden. Die äußerliche Häßlichkeit eines alten Mannes genügt, um ihn seinem Volke unsympathisch erscheinen zu lassen. In der Tat zeichneten sich auch die meisten Päpste durch körperliche Schönheit aus. Man darf aber aus dem Gedicht noch einen anderen bedeutsamen Schluß ziehen: die Duldsamkeit der herrschenden Päpste gegen satirische Sticheleien auf ihre Person. Belli ist nie wegen seiner Angriffe auf das Papsttum und dessen Einrichtungen verfolgt worden. Man vergleiche damit das Schicksal seines Reimgenossen Béranger, der im freigeistigen Paris mit wiederholten Gefängnis- und Geldstrafen die lustigen Spottlieder auf die Herrschenden büßen mußte.

Und wie schonungslos schildert Belli die verhängnisvolle Uebermacht des Papstes: der Papst darf segnen und fluchen, Fesseln anlegen und lösen:

> Jedoch damit ist es noch nicht genug,
> Erlaubt ist ihm auch jeder böse Trug,
> Wenn er die Menschen hinters Licht will führen.

Zwei Schlüssel hat er, mit dem einen öffnet er den Kasten, wenn Geld kommt, mit dem anderen verschließt er den Schatz, damit keiner etwas davon habe. Und seine stolze Krone sagt uns:

> Daß die Popanze tapfer er verlacht:
> Das Paradies, das Fegefeuer und die Hölle.

Selbst den toten Päpsten ruft Belli noch seine Hohnsprüche nach. Das Begräbnis Leos XII. erbittert ihn wegen des unverdienten Pompes:

> Welch' Getue! Wohl ein Tausend
> Mönche sangen manch ein brausend
> Requiem und Miserere
> Noch dazu dem Papst zur Ehre.
> Nach der Grabfeier folgten Messen
> Ohne Zahl. Kurz zu Erzessen
> Kam es fast . . . O Hohn und Spott!
>
> Und wozu dies alles nur denn? —
> Selbst die jüngsten Pfaffen wurden
> Müde ob der langen Fron.
> War denn Leo ein Kujon
> Oder sonst ein Schwerenöter
> Und nicht Gottes Stellvertreter?
>
> War er aber wirklich Gottes
> Stellvertreter, dann des Spottes
> Bitterkeit wird hier zur Pflicht,
> Glaubte ich bisher doch nicht,
> Sündigen könnt' ein Vizegott!

Das Volk, das im Uebereifer des Glaubens dem Aberglauben verfällt, geißelt Belli in all der Mannigfaltigkeit, die sich aus der Verquickung kirchlicher und weltlicher Angelegenheiten ergibt. Er zeigt uns den Hausburschen, der mit naiver Frivolität die heilige Jungfrau anruft, daß sie ihm helfe und den Prälaten, seinen Herrn, bald sterben lasse, damit er ihn beerben könne. Er kennzeichnet die „Wohltätigkeit" der Geistlichen. Wenn ein Armer für seine hungernden Kinder um Almosen fleht, wird er vom Pfarrer auf die Güte des Papstes verwiesen, der jedem, der brav fasten tut, einen Ablaß schenkt. Natürlich flucht dann der Bettler:

> Wenn die Kinder abends stöhnen,
> Soll ich dann, sie zu versöhnen,
> Ihnen einen Ablaßschund
> Stopfen in den Hungermund?

Die Verbohrtheit der Betschwestern wird verspottet, die sich über die Neuerung des Blitzableiters ärgern, da es für sie doch fest steht,

> daß zum Stocken
> Man den Wetterstrahl nur bringe,
> Wenn man läute alle Glocken
> Und das Miserere singe.

Da Belli es mit dem Volke hält, fehlt es auch nicht an Ausfällen gegen den Adel, dessen Angehörige er mit bissigen Hunden vergleicht, an Angriffen gegen die Behörden, die dem

---

*) „**Narrenspiegel der Ewigen Stadt.**" Ausgewählte Lieder und Satiren von G. G. Belli. In freier Uebertragung von Dr. **Albert Zacher** (Rom). Leipzig, Richard Sattlers Verlag. 1906.

Krämer mit willkürlichen Steuern und Verordnungen das Leben sauer machen, fehlt es nicht an Verhöhnungen der Fürsten, denn die Liebe zu den Souveränen

. . . . hat die Kirche uns und Gott befohlen,
Zudem wird der Befehl durch Guillotinen
Sehr stark geschützt. . . .

Und auch die Juristen mit ihrem leeren Wortgepolter werden abgestempelt. Auf dem Amtsgericht tollster Lärm:

Das schimpft sich Esel, Flegel, Lump und
Das beißt sich auch wie Katz und Hund.
Plötzlich ist's aus, --
Und man geht nach Haus.

Und auf der Straße hübsch Arm in Arm
Geht freundlich drauf der Schreierschwarm,
Die Kompliment'
Nehmen kein End'.

Wo bleibt denn, was man laut geflucht
In Zank und Streit? . . . . Das wird gebucht
Und zu gut Letzt
Den Klienten aufs Konto gesetzt.

Belli zögert aber auch keinen Augenblick, dem Volk eins zu versetzen. In dem Gedichte: „Dienergespräch" taucht eine biedere Seele auf, die allerliebste Anschauungen verrät. Einer schimpft über seinen Herrn, wie schlecht dieser zu ihm sei:

„Denk' dir nur, heut schickt der Oste (Wirt),
Weil er den Prozeß gewonnen,
Eine Flasche, schilfumsponnen,
Uns zum Dank. Schon sagt' ich: Prosit!

Doch das Prosit das war Essig.
Als den Pfropfen ich gezogen,
Hat den Wein er ausgesogen
Ganz allein. Gott, wie gehässig!"

Wie man bei einem Dichter der romanischen Zunge nicht anders erwarten kann, zog er einen großen Teil seiner Satiren auch aus den Beobachtungen der heimlichen Liebessitten seiner Landsleute. Hier findet man Lieder. die sich wie Uebersetzungen aus der reichen Literatur französischer Pikanterien ausnehmen. Man kennt von Béranger und anderen den gutmütigen Gimpel von Ehemann, der sich der Gönnerschaft des Monsignore rühmt und sich namenlos freut, daß Hochderselbe auch seinem Weibchen gar so wohlgeneigt ist. Zumeist gilt die Stichelei den Weibern, der Witwe, die am Sarge des Mannes schon mit dem anderen liebäugelt, der Nonne, die hinter sicheren Klostergittern ihr Lüstchen sättigt, der Marquise, die den Lakai auch über seinen Dienst hinaus beschäftigt. Und dann werden die Beichtväter vorgenommen, die keine Gelegenheit versäumen, ihr strenges Amt durch stille Freuden zu verschönen, denen es aber auch manchmal gar zu leicht gemacht wird, rasch einmal einen Schritt vom Wege zur Seligkeit abzubiegen.

Wenn man über diese Liederchen, die uns nichts Neues künden, schneller hinweggleitet, so wird man desto aufmerksamer bei jenen Sittenschilderungen verweilen, die uns das römische Leben der unteren Schichten in seinem Urzustand, in seiner südlichen Leidenschaftlichkeit und in seinem malerischen Schmutz aufdecken.

„Römische Erziehung" wird in einer Mahnrede des Vaters an seinen Sohn erläutert. Er soll sich die Vetterschaft vom Leibe halten, sich vor Schulmeistern in acht nehmen, Püffe doppelt kräftig erwidern, und wenn andere spielen, ihren Wein aussaufen. Die weise Lehre gipfelt in dem Schlußwort:

Schließlich: Rosenkranz in Hose!
Das ist christlich und das ehrt dich.
Doch daneben, aber lose,
Trag den Dolch. . . . . . .

Der Dolch spielt bei den Römern eine gefährliche Rolle, Händel werden allzurasch mit der spitzen Waffe ausgeglichen. Darum wünscht sich auch das Römerweib, das sich guter Hoffnung fühlt, lieber ein Mädchen als einen Knaben:

Halt' den Bengel ich im Arme,
Seh' ich schon, wie die Gespielen
Mit dem Messer auf ihn zielen. . . .

Wie diese Art der Auseinandersetzung dem Volk geläufig ist, ergibt sich aus der drastischen Darstellung eines alltäglichen Vorfalls im Trödlerladen.

Eine Jacke ging ich kaufen
Bei dem Händler, den Freund Langen
Jüngst empfohlen, doch zum Saufen
War der dumme Kerl gegangen.

Das war Pech, denn sein Geselle
War ein Kerl von jener Sorte,
Die auf Kain schwört. Auf der Stelle
Gab's drum heiße, wilde Worte.

Puh! Der grobe Unflatpratzen
Wollte mir mit dummen Kniffen
Frech ein Luderwams aufschwatzen,
Drin wohl tausend Flöhe pfiffen.

Selbst für einen Saustallputzer
Wär' das noch zu schlecht gewesen,
Griff ich drum am Hals den Schmutzer
Ohne langes Federlesen,

Warf zur Erd' ihn. Drauf der Lummel
Auch nicht faul, packt meine Haare.
Na, du ahnst wohl, wie der Rummel
Ausgegangen? — Auf der Bahre . . . .!

Kurz und bündig, als ob es garnicht anders sein könnte! Das Gedicht zeigt auch wieder die Meisterschaft Bellis in der dramatischen Zuspitzung des Erzählten und die Deutlichkeit, mit der er die Volkstypen wiederspiegelt.

Manch sonderliche Sippschaft, die noch zu des Dichters Zeit das Straßenbild belebte, mag wohl inzwischen verschwunden sein, wie die Gilde der Matratzenreiniger. Aus Bellis drolligen Versen lernen wir einen kennen, der die neue Konkurrenz des eben eingeführten Insektenpulvers als eine dumme und wertlose Erfindung bezeichnet und meint, daß seine Art, das Bettzeug von Wanzen zu befreien, unentbehrlich sei. Ohne Wollekratzer werden die Römer nie auskommen, und — so verrät er den Trick seines Meisters:

Um den Putzsinn zu befeuern
Und sich Arbeit zu erneuern,
Läßt e i n Wänzlein er zurück,
Wenn ein Bett er reinigt.

Mit komischem Zorn schimpft unser römischer Satiriker auf die Sakristane: Gibt's wohl schlechtere Kerle, als zu Rom die Sakristane? In der heiligen Sakristei spielen sie Karten, betrinken sich am Meßwein, treiben mit Beichtbilletten und der Vermietung von Kirchenstühlen einen ergiebigen Handel. Und kommt so einer abends froh nach Haus:

Speist er besser als Jud Nathan,
Mit der ewigen Lampe Oel
Mischt er sich den Kopfsalat an.

Das ist in der Tat echt römischer Geschmack!

Selbst einer so peinlichen Zeit wie dem Cholerajahre 1835 gewinnt Belli die lustige Seite ab. Er schildert die Angst vor der Krankheit:

Das ist ein Lärm, ein Disputieren!
Jedweder hat ein anderes Mittel,
Sor M. kämpft nur noch mit Klistieren,
Und X. schwärmt nur für Wollenkittel.

A. wünscht Lavendel. — Lindenblüte
Freund B. und Fett von jungen Schafen,
Doch F., das fromme Prachtgemüte,
Empfiehlt im Kuhstall nachts zu schlafen.

Bei all dem Streiten sind die Weiber
Merkwürdig still, seitdem Herr Z. gefunden,
Daß, falls gesegnet ihre Leiber,
Sie unverzüglich all' gesunden.

Es sucht nun jede sich das Glück zu schaffen . . . .

Einen ernsteren Untergrund hat seine Rüge gegen den Pomp, der an die Toten verschwendet wird:

Weihrauch, Weihnacht, Grabmusik,
Dazu kommt noch Kindersang,
Ablaß, Grabschrift, Glockenklang.

Wie schlecht wird dagegen der Lebende behandelt:

Steuer, Zoll und Bulletin,
Pranger, Kerker, Guillotin,
Päffe, Tribunal und Stock
Treffen ihn als Sündenbock . . . . .

Und so gilt nicht nur für das damalige Rom, sondern für alle katholischen Länder unserer Zeit noch Bellis Epigramm:

Lebt man, ist man nur ein Aas,
Stirbt man, wird man wunders was!

Auf die ganze päpstliche Gemeinschaft fallen die Geißelhiebe des Dichters ununterbrochen. Sie treffen die weltlichen Herrschgelüste und die Geldgier des Papstes, die Maskerade der päpstlichen Garde, das Strebertum der Kardinäle, das Nonnenwesen, den Wunderglauben, die Heiligsprechungen. Während Belli über manche soziale Einrichtungen, über den Militarismus, über die Impfgegner u. a. in ganz modernem Sinn urteilt, ist sein Spott gegen die gelehrten Frauen heut nicht mehr zeitgemäß.

Sie sollen Kinder machen und
Sie säugen . . . . .

aber sich um Gotteswillen nicht mit dem Bücherkram befassen und sich nicht darum kümmern, ob sich die Erde dreht und wer das Mikroskop erfunden.

Solche kleine Rückständigkeiten zerren ihn dennoch nicht von der Höhe einer freien Weltanschauung herab. Wenn er über die Enge des Kleinbürgertums hinaus zur Würdigung allgemein menschlicher Verhältnisse übergeht, zeigt er sich, wie ja jeder Satiriker, als Pessimist. Das Gedicht: „Was ist der Mensch?" antwortet auf diese Frage:

Neun Mond ist er in Leibeshaft,
Dann kommt er in die Windelschaft,
Mit allem, was daran und drum:
Geschrei, Gewinsel und Gebrumm.

Es folgen die Mühen der Schule, das Ungemach der Kinderkrankheiten, die Pein der Lehrzeit, die Sorgen der Meisterjahre, Miete, Hospital und Drangsal der Regierenden, bis

Der Herrgott segnet ihn zuletzt
Und in den Höllenschlund ihn setzt.

Noch kräftiger zeichnet Belli das herbe Menschenlos in dem Vergleich mit der Kaffeemühle:

Die armen Menschen unserer Welt
Sind Kaffeebohnen gleichgestellt:
Denn alle gehn wie diese doch
Schrumm in das gleiche Todesloch.

Jedwede Bohne meiner Mühl'
Wechselt den Platz im Mischgewühl,
Die große drängt die kleine fort —,
Beide sperren die Ausgangspfort.

So auch das Menschenvölklein haust,
Gemengt, gedrängt, von Schicksalsfaust,
Die es in einer Mühle rund
Und um dreht bis zur Todesstund.

Und so der Mensch gedrängt, gedreht,
Und ob er's gleich auch nicht versteht,
Langsam zum Mühlenboden sinkt,
Wo ihn des Todes Schlund verschlingt.

Man ist leicht geneigt, den Satiriker im Gegensatz zu dem Verkünder des harmlosen Humors als einen Menschen zu verdächtigen, der nur Vergnügen daran findet, anderen wehe zu tun. Solches Urteil ist oberflächlich. Das erweist Belli, der Pessimist. Wer, wie er, den Erdenjammer mitfühlend darstellt, muß von Liebe zu seinen Mitmenschen erfüllt sein. Das offene Auge für ihre kleinen und großen Fehler verrät nichts anderes, denn nur ein empfindungsvolles Herz macht den Dichter so wachsam und gibt ihm den Scharfblick für die Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft.

Belli schilderte nur, was ihm seine eigenen Beobachtungen zeigten. Daher bewegt sich seine Satire innerhalb der Grenzen des Kirchenstaats, und wie er nur von diesem erzählt, bedient er sich auch der Sprache, die dort allein verstanden wird, der Trasteveriner Mundart. Trastevere ist der rechts vom Tiber gelegene Teil, das Arbeiterviertel Roms, und hat einen eigenen Dialekt. Man könnte ihn nach dem Vorbild der langue d'oc die A-Sprache nennen, da das besondere Merkmal der Trasteveriner Mundart die Vorliebe für das breite a ist. Alle Silben werden auf den A-Klang gestimmt, Belli häuft den A-Laut in seinen Versen oft ganz unerwartet und erzielt damit viel komische Wirkungen.

Die klangvolle Sprache Dantes gestattet an sich schon eine behagliche Lautmalerei. So beginnt ein Sonett Bellis (eine Satire auf veralteten Kanzleistil):

Ed avendo il médemo bariggello
Conforme del Marchese sullodato
Gli era stato ordinato, dieamato
Detta squadra alle fosse del castello . . . .

Der Uebersetzer schwankte, ob er Bellis Verse mundartlich wiedergeben solle. Er kam zu keinem Entschluß, weil ihm der Berliner Dialekt zu protestantisch erschien, und der kölnische, der ja von einer katholischen Bevölkerung gesprochen wird, nicht bekannt genug sei, um überall in Deutschland verstanden zu werden. Dieser Grund ist wohl nicht stichhaltig. Die Literatur der letzten Jahrzehnte hat uns an alle möglichen Dialekte gewöhnt, und der kölnische würde auch deutschen Lesern im Osten und Norden des Vaterlands keine Schwierigkeiten bereiten. Die Abwägung, ob der Dialekt protestantisch oder katholisch sein müßte, ist ganz hinfällig, denn es sollte schwer werden, aus irgend einer Mundart konfessionelle Merkmale herauszuhören. Wenn nicht die besondere Befähigung für einen bestimmten Dialekt maßgebend war, sondern freie Wahl, hätte man das Schwäbische als für Bellis Verdeutschung am geeignetsten empfehlen können, weil es wie kein Dialekt dem A-Klang einen großen Vorzug einräumt. Erinnert sei an das Lied:

Auf de schwäbische Eisebahne
Gibts au viele Reschtratione,
Wo mer fress'n und saufe ka
Alles, was der Mage ma.

Auf de schwäbische Eisebahne
Dürfet Küh und Ochse fahre,
Büeble, Mädle, Weib und Ma,
Kurzum all's, was zahle ka.

Aber jeder süddeutsche Dialekt wäre wegen der in ihm steckenden Lustigkeit ohne weiteres eine Stütze für die Uebertragung geworden. Die vorliegende ist nun hochdeutsch, untermischt mit einigen, leider nicht immer glücklich geformten Abweichungen ins Burschikose. Auch die Verstechnik ist dem

Ueberseßer augenscheinlich nicht so geläufig, wie es gerade bei der schwierigen Wiedergabe epigrammatisch zugespitzter Reime notwendig ist. Es soll nicht gleich auf Paul Heyse verwiesen werden, der sechzig Sonette Bellis nachgeformt hat. Aber eine tüchtige Uebung in der Behandlung von Reim und Rhythmus ist jedem Ueberseßer sowohl zu seinem eigenen, als auch zum Vorteil seiner Leser zu wünschen.

Sigmar Mehring.

Sonntag Abend in London.

Eine Rhapsodie.

Autorisierte Ueberseßung von Max Meyerfeld.

Verheiratete wissen es immer, nur der Junggeselle fragt: „Wo soll ich essen? Soll ich zwei Schilling in einer Kneipe, fünf in meinem Klub oder zehn im Café Royal ausgeben?" Läßt man es sich noch zwei bis drei Schilling mehr kosten, so kann man auf dem Balkon des Savoy-Hotels sitzen und hat das Schauspiel des dunkelnden Abends vor sich, der auf den Fluß herabsinkt, und die Lichter der Brücken, Werften, Warenlager, die sich in den Fluten spiegeln. Verheiratete Leute kennen ihren Schlafkameraden; der Hagestolz und vielleicht auch die alte Jungfer wissen nicht so sicher, wer es sein wird. Dies ist eine Nebenfrage, auf die wir uns nicht weiter einlassen wollen; eine Andeutung mag genügen, den durchgreifenden Unterschied zwischen dem Leben der Verheirateten und dem der Unverheirateten zu veranschaulichen. O ihr Verheirateten, vom Frühstück bis sechs Uhr abends nur gleicht unser Leben dem euren! Dann beschleicht uns ein Gefühl der Freiheit und — daß ich's nur gestehe! — auch der Einsamkeit. Vielleicht ist das Leben wesentlich eine einsame Angelegenheit, und Eheleute und Unverheiratete unterscheiden sich bloß darin, daß wir uns einsam fühlen, wenn wir allein, sie, wenn sie zusammen sind.

Um halb sieben hat der Junggeselle nach des Tages Arbeit aufzuräumen; er stellt sein Bild beiseite, wenn er Maler, macht auf dem Schreibtisch Ordnung, wenn er Schriftsteller ist, und dann erhebt sich die sehr ernste Frage, bei wem er speisen soll. Er läßt die wohlhabenden Häuser in Belgravia und Mayfair Revue passieren, bummelt in Gedanken um Portman Square und einen weiteren Platz im nördlichen Viertel, steigt alsdann in die Lüfte und wendet sich nordwärts gen Regent's Park, um sich dort jemand auszusuchen, der in einer der angrenzenden vornehmen Straßen wohnt und ihn zum Essen dabehalten wird. Bei Soundsos gibt es stets Filet und kaltes Geflügel, während Dingskirchens mit Suppe anfangen. Aber die Verpflegung spielt wirklich keine Rolle; interessante Gesellschaft sucht er.

Vorige Woche kam es mir zum erstenmal zum Bewußtsein, wie verschieden das Leben der Verheirateten von dem der Unverheirateten ist. Es war ein Sonntag, ich hatte den ganzen Tag geschrieben, und in der Schammerstunde, die gegen sechs Uhr hereinbricht, fiel mir ein, daß ich zum Abend nicht eingeladen war. Die Tasse Tee, die ich gewöhnlich so um halb fünf trinke, hatte es mir ermöglicht, noch eine Stunde weiter zu arbeiten; aber kurz nach sechs wollten sich die Sätze nicht mehr formen, es flimmerte mir vor den Augen, und die Frage — nicht nur: „Wo sollst du essen?" sondern: „Wo sollst du die Stunde vor Tisch verbringen?" trat mir entgegen. Vor allem mußte ich mich einmal ankleiden. Dabei fiel mir ein, daß ich schon eine ganze Zeit nicht mehr im St. James-Park gewesen, der mich seit meiner Kindheit entzückt hat. Der St. James-Park und der Green Park haben an mir stets einen gleichmäßigen Bewunderer ihrer Schönheit gehabt. Die Bäume, die am Gitter in Piccadilly wachsen, sind im St. James-Park schöner oder scheinen es wenigstens durch die gut angelegten Vertiefungen. Die Kunst der Landschaftsgärtnerei berührt sich enger mit der Kunst des Musikers als der des Malers, es ist eine Art kolorierter Architektur. Die steife Landschaftsgärtnerei in Versailles erinnert an eine Tragödie Racines; dagegen sind die romantischen Modulationen der grünen Hügel, die sich Piccadilly entlang ziehen, bezaubernd wie Haydn.

Es gab eine Zeit, da ging ein junger Mensch manch liebes Mal von Brompton nach Piccadilly, nicht etwa um die Bäume, sondern um die Weiber zu sehen, wenn sie aus den Argyle Rooms and der Alhambra kamen, aber nach kurzem Zaudern schritt er oft von der lebhaften auf die stille Seite hinüber; da blieb er stehen und bewunderte die weißen Strahlen des Mondlichts, die sich zwischen den Baumstämmen hindurchstahlen und ihm in der Dunkelheit einen Blick auf die Form der Vertiefungen gönnten. Die Bäume wachsen so schön um die Erdhügel herum und auf ihnen, daß man sich wie von selbst die Zwischenräume mit Gestalten Gainsboroughscher Bilder ausfüllt: mit Damen in Reifröcken und gepudertem Haar, eleganten Kavalieren in Schnallenschuhen und Schoßröcken, mit Degen an der Seite, die sie erst zu Kavalieren machten. Gainsborough ließ seine Kavaliere nicht um Gunst betteln — darin versah er es; aber Watteaus Damen führen den Fächer so schelmisch an die Lippen und fragen den Erhörung heischenden Kavalier, ob er auch alles, was er sagt, glaubt, denn sie wissen wohl, daß seine Liebesschwüre bloß Beiwerk sind in dem zierlichen Getändel. Doch warum hat der Meister, der den Grundriß zum St. James-Park entwarf, keine griechischen Tempelchen darin gebaut — jene Tempel mit Säulen und Kappeln, die dem englischen Park eine solche Anmut verleihen? Vielleicht war der große Künstler, der den Green Park angelegt hat, ein Moralwächter und ein Prophet; vielleicht hat er geahnt, was für ein Strom von Damen sich einmal von Brompton nach Piccadilly ergießen werde, und gedacht — nun, seine Gedanken sind Privatsache, und jetzt deckt ihn der Rasen, würde Rossetti sagen.

Vor fünfundzwanzig Jahren fielen die weißen Strahlen schräg durch die Baumstämme, und die Abstände dehnten sich, in trügerischen Lichtern und Schatten verschwimmend. Dann stieg der junge Mensch die Anhöhe hinan, ließ den Blick über die menschenleere Ebene schweifen und betrachtete voll Staunen die Lichter im Kriegsministerium, das in der Ferne wie ein Dorf schimmerte.

Vielleicht bin ich heut Abend, um Mitternacht, wieder in Piccadilly zu finden, denn wir ändern uns sehr wenig: was uns in der Jugend interessiert hat, fesselt uns fast bis zuletzt. Der St. James-Park ist womöglich bei Sonnenuntergang noch schöner. Da ist der See, über dem ich manchmal die Sonne habe scheiden sehen; die Erinnerung daran lenkte meine Schritte, als ich vorigen Sonntag von Victoria Street abbog and durch das östliche Tor eintrat, ganz erfüllt von der Schönheit der Natur. Im Geiste sah ich die Konturen der Bäume, die majestätisch gegen den Abendhimmel standen, und das Kleinleben auf den Teichen: die Enten rudern hin und her, eine jede eifrig beschäftigt, in ihrem Liebesverlangen aufgehend. Ich war ganz besonders vom Glück begünstigt, denn etwas Schöneres als die Lichtwirkung im Green Park am vorigen Sonntag hab ich nie gesehen. Die Zweige der hohen Platanen hingen über den grünen Rasen, das dem Untergang geweihte Blätterwerk bewegte sich kaum im blassen Sonnenlicht, und mein Herz fühlte sich hingezogen zu dem zeremoniösen, zynischen Garten, dessen Künstlichkeit mit den verschlungenen Reimpaaren des achtzehnten Jahrhunderts wetteiferte. Die verwilderte Natur dagegen stößt mich ab. Wie interessant ist es doch, dachte ich, über sich selbst nachzusinnen, über seine Sympathien zu grübeln! Unsere Antipathien sind nicht ganz so reizvoll, aber auch sie sind es bis zu einem gewissen Grade, denn sie gehören gleichfalls zu uns, und die eigene Person ist des Menschen Hauptbeschäftigung; alles, was außerhalb unseres Selbst liegt, ist unbestimmt, alles entflammt unserm Selbst, alles kehrt dahin zurück. Gewiß aus keinem andern Grunde begehrte ich am vorigen Sonntag nach dem St. James-Park, als weil er zu mir gehörte, wenn auch nicht zu dem Ich, das meine Freunde kennen; unsere Freunde begreifen nur die freiliegenden Teile ihres eigenen Selbst, die sie an uns wahrnehmen. Nie ist mir jemand im Leben begegnet, weder Mann noch Frau, der aus eigener Beobachtung gemerkt hätte, daß

ich Bäume lieber mag als Blumen, oder der ein tiefes Interesse für die Tatsache bezeigt hätte, wenn die Rede darauf kam . . .

Ich sehe den Bäumen zu und werde nicht müde, das Auf und Ab ihrer Bewegungen zu betrachten. Feierlich still und seltsam grün sind sie an langen Regentagen; aufgeregt, wenn ein frischer Wind weht; bei schönem Wetter schwatzen sie wie leichtfertige Mägdlein. Wenn sie zitternd absterben, sind sie schöner denn je, viel schöner als Blumen. Jetzt beichte ich von mir, meine Seele unter der Schwelle des Bewußtseins hat das Wort. Und wie unsagbar lieblich hingen die langen Aeste von den hohen, stolzen Platanen herab, die wie Hutfedern emporstanden. Bei gedämpftem Schall, im ersterbenden Licht sprachen die welken Blätter zu mir wie eine Erinnerung. Es war mir, als kennte ich den Park seit Jahrhunderten. Dort die Lichtung mutete mich an wie eine, die Watteau gemalt. Auf welchem Bilde? Das ist schwer zu sagen, so leicht fließen seine Bilder ineinander über mit ihrer stets gleichen Melancholie, der Melancholie rauschender Feste, dem Schmerz in der Brust, der Sehnsucht nach dem Jenseits, an der alle leiden, deren Lebensaufgabe es ist, bunte oder gestickte Kleider zu tragen und zuzuhören oder das Wort zu führen, mit der einzigen Abwechslung, daß die, welche heute zuhören, morgen das Wort führen werden. Watteau ahnte die Leiden derer, die unter einem Säulengang sitzen und stets eine Rolle, eine große oder kleine, in der Komödie der Liebe spielen, die dem Plätschern des Springbrunnens lauschen, einem Kavalier und einer Dame zuschauen, wie sie aufeinander zugehen und sich verbeugen, sich verbeugen und wieder zurücktreten, wie sie auf einem Teppich in prächtigen Farben eine Pavane tanzen. Pierrot, das weiße Sinnentier, die vom achtzehnten Jahrhundert ausgebildete Spielart des Satyrs, des Fauns, zupft die Guitarre; die Pansflöte ist mit der Guitarre vertauscht worden.

Mit zunehmender Dämmerung wurde mein Traumgesicht unter den Platanen wirrer und krankhafter. Ich wußte kaum noch: war das Bild, das mir vorschwebte, das Gemälde in der Dulwicher Galerie oder das köstliche im Louvre „Une Assemblée dans le Parc?" Wir alle kennen das Bild: Kavaliere und Damen am Ufer, während der blaue Abend durch die hohen Bäume schimmert. Das Bild, das mir vor Augen stand, glich diesem; nur die Stellung der Bäume und die Böschung des grünen Rasens ließen eine Komposition von solchen Größenverhältnissen nicht zu. Ein rauher Baumstamm, von dem ein großer Ast abgebrochen oder gekappt war, trat plötzlich mit dem ganzen Naturalismus des neunzehnten Jahrhunderts heraus und beschwor die Erscheinung eines Bildes, in dem ich sofort einen Corot erkannte. Hinter dem Baum tauchte ein zarter, verblassender Himmel auf, der, rein und durchsichtig wie das Innerste einer Blume, den Park mit Romantik erfüllte, und da sich die scheidende Sonne auf das Wasser senkte, sprach meine Seele: „Der See!" Ah, die schwermütigen Schatten, die sich von den Bergen über beide Ufer des Sees breiten, während sie die Mitte des Bildes von einem langen Lichtstrom übergossen lassen! Doch die Bäume auf dem diesseitigen Ufer dieses Londoner Sees waren wuchtiger als die vergeistigten Bäume auf dem Bild „Am Ufer", und nirgends war die Schönheit der geknickten Birke zu sehen, die auf dem Bilde „Le Lac de Garde" sich über den See neigt. Dann fiel mir das Bild „Der Hohlweg" ein, denn die dunkelnde Insel gemahnte mich an die Berghalde auf dem Bilde. Aber es fehlt dem Himmel im St. James-Park die erlesene Konzentration des Lichtes auf dem Bilde „Der Hohlweg", die so wundervoll, tief unten auf dem Gemälde, erstrahlt hinter etlichen dunklen Zweigen, die rechts vorspringen. Der Unterschied zwischen der Natur und einem Corot ist so groß wie der zwischen einem echten und einem unechten Corot, womit nicht gesagt sein soll, daß die Natur etwas Unechtes hat, es mangelt ihr nur an Menschlichkeit — an Individualität! Darum ist sie nicht ganz so interessant wie ein guter Corot.

So plauschte ich mit mir, während ich mich der Brücke näherte, der lieben Brücke, die gerade wie ein Brett über den See geworfen ist. Da hatten sich zahlreiche Wasservögel versammelt, ein schwarzer Schwan jagte die Enten umher und schnappte mehr Brot auf, als ihm von Rechtswegen zukam. Kleine Kinder starrten ihn blöde, mit ängstlichen Blicken an und wurden beständig von ihren Müttern ausgezankt — weswegen, das muß dem Junggesellen, scheint es, stets dunkel bleiben. Ein sanfter Wind webte, die Enten tanzten wie Korkstöpsel auf den Wellen und hielten sich durch anmutige Seitenstöße im Gleichgewicht. Manchmal stiegen sie aus dem Wasser auf und flogen um die Bäume oder den See hinunter, mit ausgestreckten Hälsen, wie Enten auf einem japanischen Fächer; dann ließen sie sich wieder an der dunkelnden Insel ins Wasser hinab und zogen lange Silberstreifen hinter sich her, die der Abend sogleich verwischte.

Ein Eindruck der Vergänglichkeit des Einzellebens, des Dahinschwindens. Man seufzt bei dem Gedanken, daß es nun einmal so ist, daß das Leben vergeht, Sonnenuntergang nach Sonnenuntergang, Mondschein nach Mondschein, Abend um Abend, und wir sind nur Libellen auf dem Spiegel eines Stromes, nichts weiter mit all unsern Dichtern und Priestern.

Die Uhr schlug sieben; das erinnerte mich, daß es Essenszeit, daß ich heut Abend allein speisen müsse. Um dies zu vermeiden, hätt' ich nicht so lang im St. James-Park verweilen sollen, aber dann wär' ich um eine köstliche Stunde süßen Träumens gekommen, und das ist mir eine Notwendigkeit wie Absinth dem Absinthtrinker. Nun fehlte nur noch das Tüpfelchen auf dem i: ich müßte jemand treffen, den ich lange nicht gesehen — ob Mann oder Frau war einerlei — jemand, der mir als Mittel zum Zweck diente, ihm die Dämmerung zu beschreiben, wie sie zwischen den Bäumen hereinbricht. Im Park selbst war ich keinem Bekannten begegnet, aber jetzt auf der Straße tauchte einer auf: ein junger Mann, ein Maler, dessen Bilder mich gelegentlich interessierten. Wir gingen in ein Restaurant, um Kunst zu simpeln.

„Nach dem Essen," sagte ich, „wollen wir die besten Zigarren bestellen und um Piccadilly-Circus herumspazieren. Da wimmelt es am Sonntag Abend von Menschen. Man sieht die Weiber auf der Liebesjagd. Der warme Abend lockt sie alle in weißen Kleidern heraus, und ein weißes Kleid im Mondenschein ist etwas Bezauberndes. Siehst du es nicht gern, wenn die Federboas fast bis zur Erde reichen? Das ist etwas für mich. Dirnen, die ihrem Geschäft nachgehen, interessieren mich ungemein; sie, die Rastelbinder und die Zigeuner sind die letzten Ueberbleibsel einer alten Welt, in der Vogelfreie gang und gäbe waren. Jetzt sind wir durch die Bank Sozialisten und kümmern uns mehr oder weniger um die Erfüllung von Pflichten, die sich allgemeinen Beifalls erfreuen. Mich dünkt, es ist ein Trost zu wissen, daß auch noch Menschen außerhalb der Gesellschaft stehen. Ich liebe dies London, dies London um Mitternacht, wenn der Vollmond über der reizenden Kurve der Regent Street heraufsteigt und gleich einem Habicht sich der leuchtende Jupiter erhebt, der seiner eigenen Bahn folgt. Wir unserer kleinen, er seiner größeren."

Die Nacht war heiß, kein Lüftchen regte sich, und an dem weiten, seidenen Himmel zog sich die halbkreisförmige Straße mit ihrem Tönegewirr wie ein Amphitheater hin . . . Ich riß meinen leichten Ueberzieher auf, ergriff den Arm meines Freundes und sagte, in unserer Unterhaltung über Wagner fortfahrend:

„Er erinnert mich an einen von Houris umgebenen Türken. Die zehrende, schleichende Sinnlichkeit in seinem Motiv — dem einen Motiv —, wie bezeichnend ist sie für die Form und die Weiße einer Schulter, für die geschmeidige Kraft der Armmuskeln, das Feuer des Auges, dessen Glanz noch durch Belladonna erhöht wird! Wohlgerüche schwelen auf silbernen Schalen, und durch den Rauch erscheinen die gedämpften Farben mit Stickereien gezierter Stoffe und die unentzifferbaren Schnörkel von Bronzelampen. Oder die Szene spielt sich vielleicht auf einer Terrasse ab, mit der Aussicht auf einen dunkeln Strom. Hinter den Kuppeln und Minarets steht träumend ein gelber Mond, einer Odaliske gleich, die die Hand an die Rundung ihrer Brust gelegt hat; und durch die schwüle Stille des Gartens, durch den Duft überreifer Früchte und das Geräusch, das ihr Niederfallen verursacht, dringt das schwermütige Lied eines Springbrunnens. Oder ist es das Leid der Lilien, das durch die schlaffe Luft zum Himmel aufsteigt? Die

Nacht ist blau und regungslos; in kurzen Abständen zucken die Blitze zwischen den Minarets und Kuppeln; das heiße, ungestüme Fieber des Gartens äußert sich gesteigert in dem mandelartigen Duft der Pfirsiche und ergreift die heraustretenden weißen Odalisken, weiche Stimmungskünderinnen . . . Er erinnert mich an den dunkeläugigen Zigeuner, der schweigend in eine Kneipe kommt, sich in eine Ecke stellt und mit weit ausholendem Bogen wilde, hinreißende Weisen spielt. Ich seh' ihn nicht, ich höre ihn kaum, meine Gedanken sind weit weg; meine Seele schlummert — wunschlos. Ich mag den Kopf nicht heben. Warum soll ich den Zauber meiner Träumerei brechen? Aber ich fühle, seine dunkeln Augen sind auf mich geheftet, und allmählich erwachen meine Sinne wieder, aller Willenskraft zum Trotz. Ein seltsames Keimen geht in mir vor; Gedanken und Begierden, die ich fürchte, von deren Vorhandensein in meinem Innern ich nichts wußte, deren Dasein ich gern leugnen möchte, kommen geschwind und kommen langsam und setzen sich fest und füllen mich aus und werden ein Teil von mir . . . Die Angst packt mich, doch ich kann nicht Halt gebieten; ich werde weiter gejagt, ein Zurück gibt es nicht, Beten, Flehen, Händeringen ist umsonst — Gott hat mich verlassen, das Schlimmste meiner Natur ist zu oberst. Ich sehe es aus den Tiefen meines Wesens aufsteigen, ein klebriger Schaum. Aber ich kann nichts tun, ihn zu hemmen, ich habe keine Gewalt über ihn . . . Gott hat mich verlassen . . . Ich bin dem dunkeln Zigeuner mit den sinnlichen Augen und seiner fluchwürdigen Fiedel verfallen. Und ich werfe ihm alles, was ich habe, hin: Papiergeld, Gold und Silber. Ich heiße ihn aufhören und sinke erschöpft zurück. Spiel mir den ‚Ring', spiel mir den ‚Ring'! Seine Wolkenpaläste, seine Meereshöhlen und Wälder, die tierischen Wesen, die da hausen, seine Riesen und Zwerge und Nixen, seine menschlichen und göttlichen Gestalten — wahrhaftig, der ‚Ring' gibt mehr vom Leben! Oder geh mit Beethoven auf die Wiesen und lausche der Lerche und der Amsel! Wir sind dem Leben näher, wenn wir an einem schattigen Bache liegen und der Wachtel auf den Wiesen und der Goldammer im Dickicht zuhören, als jetzt, unter diesem drückenden Himmel. Hier die Straße gleicht dem Garten Klingsors; und hier gibt es Blumenmädchen — Patschuli, Jasmin, Veilchen. Hier weht die erschlaffende Luft des ‚Parsifal'. Komm, laß uns gehen! Wir wollen eine ländliche Gegend aufsuchen, die vom geisterhaften Mondschein übergossenen Lichtungen, die wir in Piccadilly durchs Gitter sehen. Hast du einmal am tiefsten Punkt von Piccadilly gestanden, das Mondlicht zwischen den Bäumen beobachtet und dir vorgestellt, eine Komödie von Wycherley werde hier agiert vor einem erlauchten Kreise von Kavalieren und vornehmen Damen, die als Zuschauer unter den Bäumen sitzen? Alle sind in bemalten Sänften gekommen, und die Träger stehen in geringer Entfernung auf einem Haufen zusammen."

„Lieber Freund, du schwatzt so viel, daß du die Vorübergehenden nicht siehst. Das Mädel, das sich eben nach uns umgedreht hat, gebraucht Heliotrop als Parfüm; der wonnige Duft ist noch zu riechen. Sie ist so allerliebst wie nur irgend eine, die je in der Sänfte zu einer Komödie von Wycherley gekommen ist. Die Komödie ändert sich blutwenig: es ist immer dasselbe Spiel, und immer ist es interessant. Piccadilly-Circus gleicht an einem schwülen Sommerabend bei Vollmond Klingsors Garten. Komm, wenn du kein Parsifal bist."

Dublin. **George Moore.**

Georg Hirschfeld: „Das Mädchen von Lille". Roman. Berlin 1907, S. Fischer.

Dieses will ich gestehn: mit einigem Mißtrauen habe ich Georg Hirschfelds neues Buch in die Hand genommen. Ich erwartete Botschaft von der glücklichen Ankunft des Mannes im Hafen unheilbarer Durchschnittsbelletristik. Die klingt nicht aus dem Buche; vielmehr ist Hirschfeld noch immer ein Dichter. Willig und freudig ist dies gesagt.

Von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet, dünkt mich „Das Mädchen von Lille" ein schönes Werk: Literatur und Leben dürfen es anerkennen. Der ehemalige Naturalist Hirschfeld (der lernende Dilettant und der Wählende) sucht hier nach Neuland. Sucht . . . Ihn nach ästhetischem Dogma zu registrieren ist ein leichtes; einen glücklich durchgeführten Stil — von Virtuosität zu schweigen — finde ich bei ihm nicht; kein Vermögen, die Sprache in persönlicher Weise zu meistern, welches zu schätzen, hochzuschätzen man endlich einmal wieder gelernt hat, (wohl aber schöne und köstliche Worte); keine starke Originalität überhaupt. Leopold Kompert, Altheidelbergromantik, Symbolismus, Naturalismus, — solche Geister schweben hier. Das gute Herz Georg Hirschfelds ist noch das Persönlichste an ihm. Insofern hat seine Kunst Seele. Und er sucht nach geistiger Kunst . . . Ich sage nicht, — er findet alles, er dringt durch.

Das Leben aber nimmt Interesse an einem Konflikt zwischen hoher alter und hoher neuer (neuer?) Moral. Und der Beziehungen von Kern zu Kern, von Schicksal zu Schicksal, von Weib zum Manne, von Vater zum Kind sind unzählige. In die Probleme, die hier behandelt werden, haben in letzter Zeit namentlich französische Romanciers von verwandtem Temperament hineingeleuchtet: Edouard Rod („Le Sens de la Vie", „L'indocile") und Léon Daudet („Le Partage de l'Enfant") etwa. Bei Dostojewski übrigens findet man schon ähnliches, hinter Hexentänzen und Vivisektionen. Wie Weib und Mann, stehen sich Religion, Tradition, Zartsinn — und Freiheit, Lust am Leben, Glaube an das Leben gegenüber.

Das Mädchen von Lille ist eine Büste, die vielleicht der Wille Lionardos, vielleicht die Intuition Raffaels geschaffen hat. Ihr gleicht — nicht im einzelnen, unwesentlichen, aber als Ganzes, Bedeutsames — des Kunsthistorikers Grüning Kind Madda. (Ihre Heimat ist Venedig, die Stadt der Träume und des Lebens). Der starke Mann hatte sich an eine todgeweihte, schwindsüchtige Frau gekettet. Nach kurzem Glück lebte er als Anschauender, Entsagender neben der Frau, wie ein Priester bei einem Madonnenbild, lange Jahre. Mußte sich krümmen, wenn in seinem Innern Ruhe, Fruchtbarkeit, Gelingen, leuchtende Synthese, von wildchaotischen, aufschäumenden Gewalten überflutet wurden. Gab dann doch den rauschenden Wallungen des Blutes nach, — nicht ganz, wie ein Brutaler, Lachender — aber in seinem Fühlen, Denken, innern Leben. Die Erzieherin Maddas war's, — eine deutschere, zartsinnigere Rebekka West. Nach dem Tode der Frau aber steht Madda zwischen beiden. Und erst nachdem diese erkennend und verzeihend gestorben, wenden sie sich noch einmal dem lebendigen Leben zu.

Madda aber, die Sechzehnjährige (oder Jahrtausende alte), ist die interessanteste Gestalt des Romans, — sicher Nummer 1 an Bedeutung. Hirschfeld, der ein guter Charakteristiker ist, bleibt doch leicht im Konventionellen stecken. Hier aber versucht er aus seinem Eigensten Reines und Einziges zu schaffen. Stofflos-Weibliches. Das Kind Madda, eine geistige Schwester Hanneles, wächst sich zum Symbol aus. Ein Gewebe aus den leisen Vorurteilen der Seele, eine Passionsblume, Sehnsucht nach Ewigem, Urfarbe — ist Madda. Sie ist wie eine schöne, ausdrucksvolle Geste, wie eine zarte Schwingung, wie ein reiner, schmelzender Geigenton, wie der Sehnsuchtsgesang eines unbekannten Vogels. Etwas von einer Mutter wohnt in diesem Kinde: fast ehrfürchtig stehen wir an seinem Sterbelager und denken über die Pflichten der Freien nach. Und denken über absurde und unabweisbare Fragen nach, die so manchmal den Irrenden auf den Pfaden des Lebens überkommen. Und vergessen darüber sogar dann ihren Vater, den Professor der Kunstgeschichte, der sich aus Ueberzeugung entschlossen hat, den gordischen Knoten auf bewährte Weise zu lösen. — Schön und gut . . . Madda, die heilige Idee des Leidens, der Engel des Leidens, breitet darüber ihre Fittiche. Denn wer kann schließlich entscheiden, was recht, was unrecht ist? Und ob das Leben nicht schließlich doch bei einsamen Menschen und in Hölderlins Gedichten gefunden wird? Oder ob doch in der unendlichen Zukunft? Oder ob es ein höchst tragikomisches Spiel ist?

Von Georg Hirschfeld aber (der nur sehr darauf achten sollte, seine Idee des Leidens, die Musik seines patriarchalischen Empfindens, seine stillen Gefühle nicht zu vulgarisieren) sage ich, daß er noch immer ein Dichter ist.

A. Sakheim.

Voltaire-Literatur.

Die Rückwärtserei hat im neunzehnten Jahrhundert mehrere Erfolge zu verzeichnen, worüber sie im schmetternden Fanfarenton zu prahlen nicht versäumt hat. Sie kann auch das weniger beneidenswerte Verdienst beanspruchen, vor einer Reihe von Geschlechtern das Andenken Voltaires dahin gebracht zu haben, wo dasjenige Spinozas bis zu der ihm durch Lessing und Jacobi gewordenen Wiederbelebung gewesen. Schon gegen Ablauf des vorigen Jahrhunderts war ein Umschwung zugunsten einer gerechten Würdigung Voltaires bemerklich: er ist in erheblichem Zunehmen. Recht brave Leute, die nie ein Buch von Voltaire in Händen gehabt, lassen es sich aber noch immer gesagt sein, seine Zeit wäre längst um, obwohl er einst als Poet sich einen Namen gemacht habe, zumeist mit Dramen, die längst veraltet, ungenießbar und von gähnender Langeweile. Die Richtigkeit dieser Behauptung zu prüfen, erfordert ein Eindringen in seinen Geist und seine Schriften. Diese umfassen ein halbes Hundert Bände und sind der Mehrzahl der Leser schwer zugänglich. Abhilfe dafür kann durch Publikationen geschaffen werden, die aus eingehender Kenntnis seiner Werke erwachsen. Kürzlich sind zwei für deutsche Leser berechnete Arbeiten erschienen, die jedem, der hierin guter Belehrung bedarf, bestens empfohlen seien.

Dr. R. Schiremacher, schon seit Jahren durch eine verdienstliche Voltaire-Biographie bekannt, hat ein Voltaire-Büchlein erscheinen lassen, das anscheinend aus Vorstudien zu jenem Werk entstanden ist. Es trägt seinen Namen als Titel und steht an der Spitze einer Publikationsreihe, die Mitteilungen „Aus der Gedankenwelt großer Geister“ (Stuttgart bei Rob. Lutz), bringen soll. Eine gedrängte Uebersicht der vornehmsten Einzelheiten aus Voltaires Leben, gedachtem größeren Buch entnommen, geht der stofflich geordneten Zusammenstellung seiner beachtenswertesten und belangvollsten Aussprüche einleitend voraus. Wer unbefangen an diese lichtvollen Auseinandersetzungen herantritt, wird staunen, in ihnen einen geistvollen, wohlunterrichteten Mann zu finden, der rastlos und redlich für Aufklärung und dadurch bedingte Förderung wahrhafter Menschlichkeit gewirkt. Ein hartnäckiger Gegner von Unwissenheit, war er es noch mehr gegen deren im Namen der Bildung betriebene Züchtung aus Selbstsucht und Rechthaberei. Der betreffende Abschnitt des hierüber Mitgeteilten gehört zu seinen beachtenswerten Ansichten über Religion und Kirche, wobei er einen entschiedenen Unterschied zwischen beiden einhält.

Voltaire war ebenso aufrichtiger Verfechter wahrhafter Gottesverehrung und strengsittlicher Gesinnung, wie unentwegter Bekämpfer einer durch hergebrachten Wahn geschützten Verlogenheit und Anmaßung. Sein Wahrheitsmut entschädigt mehr als hinlänglich für etliche Mangelhaftigkeiten und nicht über Anfänge hinauskommende Aeußerungen, die seinem erst im Beginn größerer Geistesmündigkeit stehenden Zeitalter angehören. Zum besseren Verständnis ist eine Menge aufklärender Noten beigefügt, von denen einige freilich besser weggeblieben wären, teils weil den Leser gar zu sehr bevormundend, teils auch an vorlaute Besserwisserei gemahnend. Da die Darstellung auf einer Uebersetzung aus dem Autor beruht, wären etliche Absonderlichkeiten zu meiden gewesen. Auf S. 51 heißt es im Text: „schlage den Buchstaben F auf“, womit das auf „Freiheit“ bezügliche gemeint ist; Freiheit heißt französisch liberté, der Hinweis hier kann unmöglich dem Autor gehören. Desgleichen S. 80: „schlage beim Artikel ‚Allmacht‘ nach“, was offenbar auf vorliegendes Büchlein Bezug hat, also nicht Voltaire entstammt. Derlei gehört in eine Fußnote, das weiß Herausgeberin ohnehin, wie aus S. 62 und 107 ersichtlich.

Fast gleichzeitig mit dem soeben besprochenen Büchlein veröffentlichte Rob. Saitschick eine Darstellung französischer Skeptiker (Berlin, E. Hofmann & Co.), betitelt: Voltaire — Mérimée — Renan. Dem erstgenannten gehört mehr als die Hälfte des Buches. Bei einer peinlichen Objektivität, die eine Charakteristik Voltaires auf Grund biographischer Daten bringt, wird jedes Wohlwollen gemieden. Alle Schwächen und Schattenseiten Voltaires werden so sorgsam gebucht, daß sogar die Großherzigkeit und der beharrliche, selbstlose Eifer, die Voltaire in seinem Wirken zugunsten Calas', Sirvens usw. entwickelte, gleichsam widerwillig zugestanden werden. Anerkennung findet gleichwohl Voltaires Lebensberuf als Aufklärer, zumal er darin mehr Glauben an die Menschheit bekunde, als seine Theorie eigentlich zulasse. Auf dem Gebiete der Prosa und Kritik sei Voltaire wahrer Meister durch staunenswerte Leichtigkeit im Auffassen und Bewältigen eines umfangreichen Stoffes sein wahrer Ruhm sei mustergültiger Stil, sowie Klarheit und Einfachheit seiner Sprache. Hiermit dürfen wir uns heute begnügen: es begründet vollauf die Bewunderung und Verehrung, welche spätere Geschlechter dem großen Manne schulden; völlig gleichgültig sind uns die Beziehungen, in denen er als Mensch den Menschen seines Zeitalters gegenübergestanden. Die dem Buch sonst noch gehörenden Charakteristiken zeugen von umfassender und sorgfältiger Belesenheit und geben einen belehrenden Einblick in das Fortwirken der Geistesrichtung, die in Voltaire einen ihrer bedeutendsten und hervorragendsten Vertreter gehabt.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Dr. Fritz Wertheimer: Die Stenographie in der Volkswirtschaft. Berlin, 1906, Verlag von Ferdinand Schrey.

In der vorliegenden Arbeit ist ein erster Versuch gemacht worden, zusammenfassend darzustellen, wie weit sich das Anwendungsgebiet der Stenographie im öffentlichen Leben und im Privatgebrauch erstreckt, und ferner, wie sich die wirtschaftliche Lage der ausübenden Jünger dieser Kunstfertigkeit gestaltet. Es ist leider noch immer Tatsache, daß weite Kreise des deutschen Volkes die Stenographen in sozialer Beziehung zu gering einschätzen. Vielfach herrscht noch das Vorurteil, ein Stenograph sei lediglich ein „besserer Schreiber“. Man muß allerdings zugeben, daß die Stenographen zum Teil selbst daran schuld sind, wenn ihnen nicht die gebührende Wertschätzung gezollt wird. Der leidige Kampf der Systeme untereinander, der, nur zu oft in wenig ansprechenden Formen geführt, auf Fernerstehende geradezu abschreckend wirken muß, das marktschreierische Anpreisen neuer System-„Erfindungen“ und vor allem das Mißverhältnis zwischen der riesigen Zahl der „Unterrichteten“ und der geringen Zahl wirklich tüchtiger Stenographen, — das alles sind Momente, die es begreiflich machen, daß die soziale Bewertung der Stenographen in ihrer Gesamtheit manches zu wünschen übrig läßt.

Gerade darin liegt meines Erachtens der Wert der von Wertheimer angestellten Untersuchung, daß sie auch den Kreisen, die auf eine möglichst weitgehende Popularisierung der Kurzschrift hinarbeiten, den Nachweis erbringt, wie wenig die Unterrichtserfolge mit den Riesenzahlen übereinstimmen, die von den verschiedenen großen Stenographieschulen als das Resultat ihrer propagandistischen Tätigkeit zusammengestellt zu werden pflegen. Nach den von Wertheimer wiedergegebenen Ziffern zählten die stenographischen Vereine 1903 119 087, 1904 sogar 124 558 Mitglieder; es wurden unterrichtet 1903 143 133, 1904 154 241 Personen (bei allen diesen Zahlen sind die sogenannten kleinen Schulen nicht einmal berücksichtigt). Und die Erfolge? Aus einer von Wertheimer veranstalteten privaten Enquete, bei der er allerdings auf 8000 Fragebogen nur 544 Antworten bekam, ergibt sich, daß unter 133 in Geschäften tätigen Damen aus den verschiedensten Teilen des Reiches, die die Fragebogen ausgefüllt zurücksandten, nicht weniger als 94, d. h. 71 Prozent, noch nicht einmal eine Schreibgeschwindigkeit von 150 Silben in der Minute erreichten. Sie blieben also hinter einer Leistungsfähigkeit zurück, die als das Minimum dessen bezeichnet werden muß, was von einem Geschäftsstenographen zu verlangen ist. Nur vier Damen genügten höheren Ansprüchen, indem sie mehr als 200 Silben in der Minute schrieben. Etwas günstiger war das Resultat bei den männlichen Beantwortern der Enquete. Unter diesen Geschäftsstenographen gaben 110 von 223, also 49 Prozent, ihre Leistungsfähigkeit auf weniger als 150 Silben pro Minute an und waren 31 imstande, in einem Tempo von über 200 Silben zu schreiben. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Angaben über die Geschwindigkeit lediglich nach einer nicht immer zuverlässigen Selbsteinschätzung erfolgten.

Obwohl sich die Ermittlungen Wertheimers nur auf einen derart kleinen Kreis aller im kaufmännischen Leben tätigen Stenographen erstrecken konnten, lassen sie doch wenig erfreuliche Rückschlüsse auf die große Masse der Kurzschreiber zu. Eine Besserung der Verhältnisse wird weit weniger durch ein Einheitssystem, dessen Schaffung Wertheimer befürwortet, zu erzielen sein, als dadurch, daß die verschiedenen Systeme mehr als bisher dazu übergehen, die Qualität und nicht die Quantität der Stenographen zu steigern.

Robert Schultze.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 14. Berlin, den 5. Januar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Das Jahr 1906, das Säkularjahr der Niederlage von Jena, ist abgelaufen. Vor hundert Jahren folgte in Preußen auf Jena die Reformarbeit des Freiherrn vom Stein, die, trotzdem sie nicht zur vollen Reife gelangte, etwas wie eine politische Wiedergeburt Preußens bedeutete. Wird auch das Jahr 1907 uns eine politische Renaissance bringen? Es sieht einstweilen noch nicht danach aus. Der politische Wirrwarr war seit der Gründung des Deutschen Reiches bei uns noch nie größer als gegenwärtig. Was wird aus dem Hexenkessel der bevorstehenden Reichstagswahlen hervorgehen? Man mag über den Platz streiten, den Deutschland in der Reihe der großen Völker einnimmt; daß seine *politische* Kultur aber keine Bewunderung und nur Erstaunen hervorruft, ist eine ausgemachte Sache.

Auch die innere Anteilnahme an der Entwicklung der großen Kulturideen der Menschheit ist in Deutschland heute nicht stark. Im Haag tritt in diesem Jahre die *zweite internationale Friedenskonferenz* zusammen. Es herrscht allgemein die Empfindung, daß die deutsche Regierung auf dieser Konferenz keinerlei Initiative entwickeln werde. Man kann den Besuch der Konferenz nicht ablehnen, aber man nimmt die Miene des blasierten Skeptikers an. Es würde Deutschlands Prestige sicherlich nicht heben, wenn es sich im Haag nur widerwillig mitschleppen ließe und auf jede Führung verzichtete. In England, in den Vereinigten Staaten, in Italien und in Frankreich werden starke Anstrengungen gemacht, um aus der zweiten Haager Konferenz wesentliche Verbesserungen des Völkerrechts hervorgehen zu lassen. Die wichtige Frage der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten wird vermutlich in positivem Sinne gelöst werden. Auch sonst verspricht die zweite Haager Konferenz an Resultaten erheblich mehr als die erste.

William T. Stead, der unermüdliche Förderer internationaler Freundschaften, der mit dem Eifer des Propheten das Geschick eines großen Journalisten verbindet, hat an die hervorragendsten Repräsentanten der internationalen Presse ein Zirkular gerichtet, in dem er auf die Bedeutung der nächsten Haager Konferenz beredt hinweist und eine Reihe von Vorschlägen macht, zu denen man sich kritisch stellen mag, wie man will, die aber gewiß den Zweck nicht verfehlen werden, auf die große Bedeutung der Konferenz die öffentliche Meinung aller Kulturvölker nachdrücklich hinzulenken. Wir entnehmen seinem Zirkular das nachstehende:

„Der erste Vorschlag geht dahin, daß die Regierungen der Welt im Haag selbst förmlich die Propaganda für Frieden und Brüderschaft der Völker übernehmen sollten und diese Aufgabe nicht Privatpersonen und Gesellschaften überlassen, die dazu mehr oder weniger befähigt sind. Und als Zusatz möchte ich mir vorzuschlagen erlauben, daß die Konferenz den hohen Mächten die Stiftung eines Friedensbudgets für diesen Zweck empfiehlt, indem jede Regierung festsetzt, daß ein gewisser Prozentsatz, sagen wir 0,1 Prozent, des Kriegsbudgets für diese Propaganda bestimmt wird. Das wäre eine Mark auf je 1000 Mark, die wir jetzt auf Vorbereitungen gegen den Krieg verwenden.

Mein zweiter Vorschlag wäre, den Artikel VIII der Haager Konvention für obligatorisch zu erklären. Dieser Artikel erteilt den streitenden Parteien den Rat, ehe sie das Schwert ziehen, ihre Sache neutralen Freunden vorzulegen, die als Sekundanten oder Friedensvermittler handeln und auf eine Zeit von nicht mehr als dreißig Tagen miteinander beraten sollen, um den Krieg abzuwenden. Wenn man dies obligatorisch machte, sollte jeder Staat, welcher die Waffen ergriff, ohne vorher Friedensvermittlung nachgesucht zu haben, oder der sich weigerte, den Streit einer Commission d'enquête zu unterbreiten, für einen Feind der Menschheit erklärt und finanziell und kommerziell von allen anderen Mächten boykottiert werden. Wenn man dieses Prinzip 1899 angenommen hätte, würden der Welt vielleicht der Krieg in Südafrika und der Krieg zwischen Japan und Rußland erspart worden sein.

Wenn man diesen Vorschlägen zustimmte, so wäre der Weg angebahnt, die Ausgaben für Marine und Heer nicht nur in Schranken zu halten, sondern beträchtlich zu vermindern. Jene Ausgaben paralysieren die Bemühungen der sozialen Reformatoren und erschöpfen die finanziellen Hilfsquellen des Staats. Als der Zar 1899 seinen Haltruf erschallen ließ, verschlangen Marine und Heer in Deutschland, England, Frankreich und Rußland zusammen 165 Millionen Pfund, 3300 Millionen Mark. Im Jahre 1904/05 war diese Ausgabe auf 202 000 000 £, also um 22$^1/_3$ Proz. gestiegen. Und allem Anschein nach wird diese ungeheure Summe Jahr für Jahr weiter wachsen, bis nach Gambettas charakteristischen Worten das Menschengeschlecht auf einen Bettler beschränkt ist, der sich um das Kasernentor herumdrückt. Der einstimmigen Entscheidung des House of Commons gemäß wird die britische Regierung im Haag die Frage vorbringen, wie man diese Ausgaben in Schranken halten und vermindern kann. Daß die Regierung ernstlich beabsichtigt, in dieser Sache vorzugehen, wird dadurch bewiesen, daß sie das Marinebudget bereits um 5 Millionen Pfund vermindert hat, und daß man sich fortwährend bemüht, an Personal und Kosten im Heere zu sparen. Ich appelliere an alle Friedensfreunde in der Welt, diese Schritte der britischen Regierung energisch zu unterstützen und die Verbreitung der entente cordiale zu fördern, soweit nur irgend in ihren Kräften steht. Nur auf diese Weise können wir hoffen, den Sumpf des verdrossenen Hasses und der bitteren Eifersucht zu entwässern, dessen Ausdünstungen uns die militärische Depression und den fürchterlichen Kriegswahn bringen.

Um dieses Programm — einfach, praktisch einleuchtend — den Regierungen aufzuzwängen, müssen wir an die Völker appellieren. Nur durch Druck von unten her können die, welche das Ruder führen, zum Handeln angeregt werden. An die Journalisten, die das Ohr des Königs Demos im Gewahrsam halten, wende ich mich zu allererst. Denn ohne deren Hilfe kann man nicht auf Erhörung rechnen. Den Geistlichen aller Konfessionen und allen Gesellschaften, die Frieden und Wohlgefallen auf Erden zu verbreiten streben, würde natürlich die Aufgabe zufallen,

in ihrem Lande den Aufruf der Massen an die Regierung zu organisieren und die Friedensliga auf der Konferenz im Haag zu unterstützen. In jedem Lande sollte man sich während der nächsten drei Monate bemühen, die öffentliche Meinung zu veranlassen, sich über diese Frage zu äußern."

Welch ein unpraktischer Enthusiast, so werden manche ausrufen. Enthusiast ja, unpraktisch keineswegs. Ohne Enthusiasmus ist noch nie ein Fortschritt im Völkerleben erreicht. Die Enthusiasten müssen immer voranschwärmen; die große Masse folgt stets langsam nach, und ganz hinten kommen in der Politik immer erst die sogenannten praktischen Männer, deren Praxis meistens nur in Ideenlosigkeit besteht.

Die offiziöse Presse bleibt krampfhaft bemüht, den Anschein zu erwecken, daß die koloniale Streitfrage die vornehmste Wahlparole für die bevorstehenden Reichstagswahlen bilden werde. Sie setzt einen großen Teil ihrer Hoffnungen auf die „Partei der Nichtwähler", als ob der im Jahre 1903 erreichte Prozentsatz von 76,1 gerade bei einer so wenig zugkräftigen Parole noch weiter gesteigert werden könnte. Immer klarer wird demgegenüber in den Kreisen des Liberalismus die Erkenntnis, daß es sich bei diesen Wahlen genau wie bei früheren darum handelt, die grundsätzliche Stellungnahme zu den politischen und wirtschaftlichen Fragen unzweideutig zum Ausdruck zu bringen. Der Liberalismus kann froh darüber sein, daß ihm durch die plötzliche Reichstagsauflösung schon jetzt Gelegenheit geboten ist, einen energischen Stoß gegen die gesamte Reaktion zu führen. Die Konservativen suchen mit den Zentrumsleuten auch bei den diesmaligen Wahlen ihre politischen Geschäfte zu machen. Besonders ängstlich besorgt zeigen sich die Konservativen darüber, daß bei einem Erstarken des Liberalismus der ausschlaggebende Einfluß ihrer lieben Zentrumsfreunde zurückgedämmt und damit auch die konservative Machtstellung geschwächt werden könne. Die „Kreuzzeitung" schreibt deshalb:

„Glaubt die Regierung wirklich, sich durch Stärkung des Liberalismus von der Nebenregierung des Zentrums befreien zu können, so darf sie sicher sein, unter den liberalen Zwang zu geraten, der sich ebenso wenig scheuen wird, mit der parlamentarischen Opposition zu drohen, wenn mißliebige Minister and andere hohe Beamte nicht beseitigt werden."

Von der „Kölnischen Volkszeitung" wird abermals ganz offen eine umfassende Kooperation mit den Konservativen für die Wahlen proklamiert:

„Besonderes Gewicht ist auch in den Kreisen, in denen die Entscheidung sehr wahrscheinlich erst in der Stichwahl fällt, darauf zu legen, daß nicht durch Zersplitterung der nichtliberalen Stimmen ein liberaler Einigungskandidat oder ein Nationalliberaler in aussichtsvolle Stichwahl, namentlich mit den Sozialdemokraten, kommt. Bei den badischen Landtagswahlen hat das Zentrum auch bereits mehrfach mit gutem Erfolge so verfahren, daß es in solchen Fällen von vornherein für die schwächeren Konservativen stimmte, um den Sieg eines liberalen Blockmannes zu verhindern; ein Zentrumskandidat wäre da vielleicht auch in die Stichwahl gelangt, aber in dieser nicht durchgedrungen. Jetzt gilt es, diese Wahltaktik im großen zu erproben."

Die bevorstehenden Reichstagswahlen sind lediglich ein Zwischenspiel in dem vom „Berliner Tageblatt" zutreffend bezeichneten Kampfe der Zukunft, der sich um die Frage dreht: „Volkstümlich-parlamentarisches oder absolutistisch-bureaukratisches Regime?" Nur ein Liberalismus, der nicht daran denkt, auf seine demokratischen Grundsätze zu verzichten, und der sich nicht vor den konservativ-klerikalen Reaktionswagen spannen läßt, wird in diesem Kampfe bestehen können.

Josef Unger, Mitglied des österreichischen Herrenhauses und Präsident des Reichsgerichts, der auch eine Zeit lang österreichischer Minister war, hat zu den jetzt glücklich abgeschlossenen Wahlreformkämpfen, aus denen das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht siegreich hervorgegangen ist, in der „Neuen Freien Presse" einen höchst bemerkenswerten Epilog geschrieben, dem wir folgende Sätze entnehmen:

„Ich wünsche und hoffe, daß eine entsprechende Anzahl von Sozialisten im neuen Haus Zutritt finde. Diesen Wunsch müßten gerade jene haben, die in der Sozialdemokratie einen Raub- und Stoßvogel erblicken: ist es doch viel ungefährlicher, wenn der Lämmergeier im Käfig des Parlaments sitzt, als wenn er frei in den Lüften umherfliegt und bald da, bald dort Unheil anrichtet. Das neue Wahlgesetz ist das beste Sozialistengesetz — weit besser als jenes reichsdeutsche drakonische Sozialistengesetz von 1878, ungleich besser als alle die brutalen polizeilichen Vexationen, die Stellung unter Polizeiaufsicht und die Ausweisungen, die ja doch nur nach Cöpenick fahren. Durch die Beteiligung am staatlichen Leben und den parlamentarischen Arbeiten werden die Sozialisten nach und nach lernen, nicht gegen den Staat, sondern für den Staat zu arbeiten. Im Parlament mögen die Geister aufeinanderplatzen, statt ‚draußen im Freien den blutigen Kampf zu erneuen'; im Parlament mögen die entgegengesetzten Welt- und Lebensanschauungen aufeinandertreffen und sich friedlich auseinandersetzen. Andererseits werden die Sozialisten das soziale Gewissen des Staates wach erhalten und dazu beitragen, daß der Staat in der Aus- und Fortbildung der sozialpolitischen Gesetzgebung nicht erlahme."

Das neue französische Kultusgesetz ist bereits mit dem 1. Januar in Kraft getreten, nachdem ihm auch der Senat mit 190 gegen 100 Stimmen seine Zustimmung erteilt hat. Im Senat vertrat der Kultusminister Briand die Stellungnahme der Regierung ebenfalls mit außerordentlicher Energie und Gewandtheit. Seine Rede machte einen so tiefen Eindruck, daß ihr öffentlicher Anschlag mit großer Stimmenmehrheit beschlossen wurde. Der Vatikan dürfte vorläufig noch auf seinem intransigenten Standpunkte beharren. Daß sich jedoch die französische Regierung auf keinerlei entwürdigende Kompromißverhandlungen einlassen wird, erscheint nach dem Ausgang der Kammerdebatte sicher. Briand konnte bereits darauf verweisen, daß die ablehnende Haltung der römischen Kurie auch von einem beträchtlichen Teile der französischen Geistlichkeit nicht gebilligt wird, und daß sich die Priester schlecht und recht mit den gesetzlichen Vorschriften abfinden würden, wenn ihr Gehorsam den Befehlen des Papstes gegenüber „nicht an Sklaverei grenzte". Die Kirchen sind fortan der Verwaltung durch die Gemeinden unterstellt, sie sollen dem Kultus, also nicht einer bestimmten Art des Kultus, erhalten bleiben. Die Gemeinden sind danach in der Lage, dieselben Kirchen verschiedenen Kultusgemeinschaften zur Verfügung zu stellen. Eine gleiche Praxis war schon einmal in Frankreich in Uebung, und zwar während der acht Jahre zwischen der Revolution und dem von Bonaparte abgeschlossenen Konkordat. In bezug auf die geistlichen Seminare ist bereits jetzt ein Nachgeben des französischen Klerus zu verzeichnen. Sie sollen als höhere Unterrichtsanstalten fortgeführt werden, und deshalb werden die in dem letzten Rundschreiben Briands bezeichneten Formalitäten für zahlreiche Seminare erfüllt werden. Auch hohe geistliche Würdenträger haben inzwischen am eigenen Leibe erfahren müssen, daß die französische Regierung streng auf der Durchführung des Gesetzes besteht. So wurde der Bischof Turinaz zu einer Geldstrafe von 50 Francs verurteilt, weil er sich bei der Räumung seines Palais zu Gewalttätigkeiten gegen einen Vertreter der staatlichen Autorität hinreißen ließ.

Auch die französischen Sozialisten haben sich neuerdings mit der Frage befaßt, ob ihren Parteigenossen die Mitarbeit an bürgerlichen Blättern gestattet sein soll. Bekanntlich steht die Entwicklung der französischen sozialistischen Parteipresse weit hinter der deutschen zurück. Schuld daran sollen zum Teil jene sozialistischen Journalisten tragen, die in der radikalen Presse oder in farblosen Informationsblättern oder in solchen Blättern tätig sind, die, wie die „Petite République", „ihre ‚sozialistische' Tendenz zwar auch auf dem Titel aufgegeben, aber einen ganzen Mitarbeiterstab von sozialistischen Deputierten behalten oder nachträglich gewonnen haben, um ihren Kredit beim Arbeiterpublikum aufrechtzuerhalten". Der Pariser Korrespondent des „Vorwärts" fügt dieser Mitteilung die Bemerkung hinzu:

„Es ist zweifellos, daß die sozialistischen Journalisten heute viel zu zahlreich sind, um bei der Parteipresse unterzukommen. Andererseits wirk-

die Tätigkeit bei der Bourgeoispresse auf sie unbedingt korrumpierend. Der empfindliche Schaden aber, der aus dem Bestehen einer halbsozialistischen Presse entspringt, ist die Förderung des demokratischen Konfusionismus in den besitzlosen Klassen."

Charakteristisch ist, daß die Mehrzahl der Delegierten in der Seine-Föderation, die sich mit dem Antrage auf ein bebedingtes Verbot der Mitarbeit an bürgerlichen Blätteen zu beschäftigen hatte, für eine solche Auffassung kein Verständnis besaß. Mit 166 gegen 63 Stimmen gelangte der Antrag zu Fall, sodaß die „Mitarbeit an der Bourgeoispresse" keiner Beschränkung unterworfen wird.

Die englische Regierung legt, seitdem sie in den Händen der Liberalen ist, ein besonders lebhaftes Interesse an freundschaftlichen Beziehungen mit den Vereinigten Staaten von Amerika an den Tag. Eine Bestätigung dieser Tatsache erblicken wir in der jüngst erfolgten Ernennung des Kabinettsministers James Bryce zum englischen Botschafter in Washington. Der Verfasser des berühmten Werkes über „The American Commonwealth" ist in Amerika außerordentlich populär. Seine Ernennung ist deshalb jenseits des Ozeans enthusiastisch begrüßt worden. Man sieht es als einen ungewöhnlichen Freundschaftsakt an, daß ein so angesehenes Mitglied des gegenwärtigen englischen Kabinetts dazu designiert ist, England bei der Regierung der großen Republik zu vertreten. Da Bryce zugleich ein aufrichtiger Freund Deutschlands ist, so haben auch wir alle Ursache, mit dieser Auswahl der englischen Regierung zufrieden zu sein.

Die Situation in Marokko hat sich wieder friedfertiger gestaltet. Der Bandenführer Raisuli, der sich eine Zeitlang in der ihm eigenartig anstehenden Rolle eines Pazifikators gefiel, ist von dem marokkanischen Sultan „wegen des vielen Schadens, den er dem Lande zugefügt hat", feierlich seiner Funktionen enthoben worden. Raisuli will allerdings nicht ohne weiteres auf seinen Gouverneurposten verzichten, doch scheint seine Anhängerschar nicht ausreichend zu sein, um sich auf längeren Widerstand einzulassen.

In seiner letzten Botschaft an den Kongreß der Vereinigten Staaten sprach Präsident Roosevelt von den Bewohneen Porto Ricos als von „fellow-citizens". Roosevelt bediente sich dabei einer unzutreffenden Bezeichnung; bisher sind die Porto Ricaner, nachdem ihr Land von den Spaniern abgetreten worden war, noch immer ohne die amerikanische Staatszugehörigkeit. Sie sind also lediglich subjects, aber noch keine citizens der amerikanischen Union. Das Bestreben des Präsidenten geht dahin, dieser staatsrechtlichen Absonderlichkeit möglichst bald ein Ende zu bereiten. Es ist jedoch charakteristisch, daß die gesetzgebenden Körperschaften ebenso wie die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten den kolonialen Fragen ein außerordentlich geringes Interesse entgegenbringen. Bisher hat der Kongreß noch keine Gelegenheit genommen, die „plain duty" der Gewährung des Bürgerrechts an die Porto Ricaner zu erfüllen. Auch die mit der zeitweiligen Annexion Cubas in Zusammenhang stehenden Fragen haben merkwürdig wenig Eindruck in der amerikanischen Union hervorgerufen. Zwei Wochen lang tagte der Kongreß, ohne daß über die cubanischen Angelegenheiten auch nur gesprochen wurde, und erst durch den ausgiebigen Bericht, den der Kriegssekretär Taft kürzlich über seine Expedition nach Cuba erstattete, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit wieder etwas auf die Intervention der amerikanischen Regierung bei den cubanischen Wirren hingelenkt. Nach den von der „Evening Post" wiedergegebenen Aeußerungen eines hervorragenden amerikanischen Staatsmannes ist die allgemeine Teilnahmlosigkeit an kolonialen Dingen nicht zum wenigsten darauf zurückzuführen, daß die Regierungsmaschinerie für eine koloniale Verwaltung noch zu wenig ausgebildet wurde, und daß man sich deshalb mit der Lösung der neuen Fragen, für deren Regelung die früheren Geschlechter keine Vorsorge treffen konnten, erst allmählich abzufinden habe.

* * *

La journée des dupes.

Fürst Bülow ist kein Richelieu, aber seine journée des dupes, seinen Tag der Betrogenen, möchte er doch auch haben, und er hat den 25. Januar, den Wahltag, dazu ausersehen. Die Rolle der dupes, der politischen Einfaltspinsel, aber hat er freundlichst dem Freisinn zugedacht. Das Wahlmanifest, das der Reichskanzler dem Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie als Flugblatt schrieb, bestätigt mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, daß Fürst Bülow nicht im entferntesten daran denkt, jene reaktionären politischen Wege zu verlassen, die er seit Jahren mit dem Zentrum zusammen gewandelt ist. Er wünscht nur, dem Zentrum eine Lektion bei den Wahlen zu erteilen, damit es sich später bequemer brauchen läßt. Es ist ihm unbequem geworden, von dem guten Willen des Zentrums abzuhängen. Er findet das „nicht unbedenklich" und möchte deshalb eine Kombination schaffen, die es ihm ermöglicht, seine bisherige Politik mit einer zweiten Mehrheit ohne das Zentrum „von Fall zu Fall" (de chute en chute?) weiter zu betreiben. Und zu der Verwirklichung dieses seines staatsmännischen Ideals sollen ihm die guten Freisinnigen behilflich sein.

Um sie günstig zu stimmen, beschwört er den Schatten Eugen Richters, und um auf die schreckhaften Gemüter Eindruck zu machen, erinnert er an den Degen Bonapartes. Daß Eugen Richter in einem kanzlerischen Manifest gegen ein Zentrum, das sich bei Kolonialforderungen widerspenstig erwiesen hat, als Kronzeuge aufgerufen wird, ist von ganz besonderer Ironie. Gerade in all den Fragen, die das Wahlmanifest als spezifisch nationale in den Vordergrund rückt, — Heeresfragen, Flottenfragen, Kolonialfragen — war Eugen Richter von einer Intransigenz, die weit über die des Zentrums hinausging. Ob er bei den Abstimmungen über den Nachtragsetat für Südwestafrika, wenn er gelebt hätte, auf Seite der Regierungsmehrheit gewesen wäre, ist mehr als bloß zweifelhaft. Es ist geradezu beleidigend für die Freisinnige Volkspartei, bei dem Versuch, sie zu Mameluckeu der Bülow-Politik zu machen, an ihren verstorbenen Führer zu erinnern, der wie wenige andere gegen die Lockungen mit nationalen Phrasen unempfindlich war. Wie niedrig muß Fürst Bülow den Freisinn einschätzen, wenn er es für denkbar hält, daß er in blinder Angst vor der Sozialdemokratie solchen plumpen Schmeicheleien zugänglich sei!

Wir von der Freisinnigen Vereinigung haben uns seit 1893 bei allen Armee-, Flotten- und Kolonialforderungen entgegenkommend bewiesen, weil wir mit den demokratischen Parteien aller Länder der Meinung gewesen sind, daß in der größeren oder geringeren Bemessung der Aufwendungen für den Schutz des Landes nach außen hin kein Merkmal für die schwächere oder stärkere Betätigung der demokratischen Idee liegt. Umso nachdrücklicher können wir jetzt gegen die Zumutung des Fürsten Bülow protestieren, uns mit reaktionären Parteien vor seinen Wagen spannen zu lassen, damit er bequemer kutschieren kann.

Auf uns ist die Bemerkung des Bülowschen Manifestes von den liberalen Köpfen, in denen die Idee herrsche, daß die Reaktion im Reiche von rechts drohe, ja wohl vornehmlich mit gemünzt. Wir akzeptieren diese Charakteristik gern; nur können wir nicht zugestehen, daß es sich dabei um einige wenige Köpfe handelt. Was im freisinnigen Lager überhaupt politisch denkt, ist heute mehr als je davon durchdrungen, daß die Reaktion nicht nur von rechts droht, sondern das deutsche Volk von rechts her umklammert hält, und daß sich Fürst Bülow zum geschmeidigen Exponenten dieser Reaktion gemacht hat. Man darf dem Fürsten Bülow Glauben schenken, wenn er versichert, er sei bereit, mit jeder Partei zu arbeiten. Er hat das ja bewiesen, als er keinen Augenblick Bedenken trug, mit dem Zentrum zu paktieren und ihm ein Zugeständnis nach dem anderen zu machen. Diese Vorurteilslosigkeit wird es ihm auch erleichtern, mit dem Zentrum später abermals politische Geschäfte zu treiben.

Die kolonialpolitischen Differenzen sind nur vorübergehende Trübungen engster politischer Freundschaft. In dem Wahl-

manifest ist schon von den „nationalgesinnten Elementen im Zentrum" die Rede. Es wird dem Reichskanzler nicht viel kosten, schon nach wenigen Monaten zu entdecken, daß alle Elemente des Zentrums national gesinnt sind. Er hat sich in seinem Manifest wohl gehütet, auch nur die geringste Andeutung zu machen, daß er gesonnen sei, in Zukunft eine Politik zu treiben, die den weitestgehenden klerikalen Ansprüchen nicht Genüge leisten könnte. Es soll genau so fortgewurstelt werden, wie es bisher in der an Mißerfolgen so reichen Politik des Fürsten Bülow geschehen ist.

Nichts deutet insbesondere darauf hin, daß er geneigt sei, dem Liberalismus auch nur die kleinste materielle Konzession zu machen. Für den Liberalismus hat er nur einige Worte wohlwollender Herablassung. Er mutet den Freisinnigen zu, sich mit den Konservativen, Antisemiten und Nationalliberalen im Wahlkampf zu verbrüdern, damit ihnen der unschätzbare Vorzug zuteil werde, demnächst der alten Bülowschen Politik Handlangerdienste leisten zu können. Sie sollen alles vergessen, was sie von den Agrariern, von den Mittelständlern, von den Antisemiten, von den geheimen Gegnern des allgemeinen Wahlrechts, von den Urhebern des Zolltarifs von 1902 und der Steuergesetze von 1906 trennt; sie sollen die Erinnerung an den heftigen Kampf gegen die konfessionelle Reaktion im Schulwesen und die Herrschsucht der engherzigen Eiferer in der Kirche aus ihrem Gedächtnis tilgen und mit den preußischen Junkern zur Wahlquadrille antreten! Kann man sich eine verächtlichere Herausforderung des Liberalismus denken? Würde sich der Freisinn des kompromittierenden Vertrauens des Fürsten Bülow würdig erweisen, so bedeutete das nichts anderes als das freiwillige Ausscheiden aus den Reihen des ernsthaften Liberalismus, als ein Uebertreten zum Feinde beim Beginn der Schlacht.

Durch das Wahlmanifest hat Fürst Bülow der Partei, die er in erster Linie bekämpft wissen will, nämlich der Sozialdemokratie, einen ganz besonderen Dienst geleistet. Die Sozialdemokratie krebst fortgesetzt mit der Behauptung, daß der Freisinn aufgehört habe, der Vertreter eines demokratischen Liberalismus zu sein, daß er längst ein Glied der großen reaktionären Masse geworden sei, daß sein Programm nur aus leeren Worten bestehe, denen keine resolute Tat mehr wirklichen Inhalt verleihe. Der Brief des Fürsten Bülow an den Generalleutnant von Liebert gibt der Sozialdemokratie ein Recht, zu behaupten, daß Fürst Bülow über den Freisinn — mit Ausnahme von „einigen liberalen Köpfen" — genau so denke wie sie, die Sozialdemokratie. Dies Manifest wirft den Freisinnigen danach zu allem Ueberfluß auch noch einen Knüppel zwischen die Beine, der ihnen die Auseinandersetzung mit der Sozialdemokratie erschwert. Die stärkste Waffe des entschiedenen Liberalismus gegen die Sozialdemokratie besteht in dem Nachweis, daß es eine Verleumdung ist, er sei fähig, mit den Konservativen, den Antisemiten und sonstigen Reaktionären zu techtelmechteln, seine demokratische Gesinnung sei ein bloßer Ueberzieher, den man im Vorzimmer irgend eines höfischen Staatsmanns abzulegen sich leicht bereit finden lassen werde.

Wenn der Freisinn dazu fähig wäre, nach den Rezepten des Bülowschen Manifestes zu handeln, so hätte er seine Existenzberechtigung als eine wirklich liberale Partei verwirkt. Die Kundgebung des Fürsten Bülow ist somit geradezu eine Aufreizung an demokratisch gesinnte Liberale, sich weiter nach links zu wenden und Mitläufer der Sozialdemokratie zu werden. Ich hoffe, der Reichskanzler hat, ebenso wie er den Charakter des Freisinns verkennt, auch die Einsicht der sozialdemokratischen Mitläuferaspiranten unterschätzt. Andernfalls würde er zu seinen sonstigen großen Verdiensten ums Vaterland auch noch das eines Zutreibers der Sozialdemokratie in Anspruch nehmen können.

Für die Freisinnigen aber erwächst jetzt mehr noch als vorher die Pflicht, durch ihr Verhalten im Wahlkampf jeden Zweifel darüber zu zerstreuen, daß sie des Vertrauens, das der Herr Reichskanzler in ihre Charakterlosigkeit und Dummheit setzt, unwürdig sind. Ob für sie bei den bevorstehenden Wahlen ein paar Mandate mehr oder weniger herausspringen, ist von ganz untergeordneter Bedeutung. Unendlich viel wichtiger ist es, daß sie als eine ehrenhafte politische Partei aus dem Wahlkampf hervorgehen. Der Wunsch des Fürsten Bülow, d.n 25. Januar zu einer journée des dupes zu machen, wird sich dann in einem anderen Sinne erfüllen, als er gemeint war: er selbst wird der Düpierte sein.

Theodor Barth.

Zur Charakteristik des Fürsten Bülow.

Das Schreiben des Fürsten Bülow an den Vorsitzenden des Reichsverbandes zur Bekämpfung der Sozialdemokratie hat in der „Straßburger Zeitung" vom 27. und 28. Dezember v. J. im voraus eine Erwiderung gefunden, die das Spinnengewebe der Bülowschen Sophistik wie mit einem Staubbesen wegfegt. Es ist bisher nichts Kraftvolleres gegen die alexandrinische Politik des gegenwärtigen Reichskanzlers geschrieben worden. Wir bringen deshalb den Artikel vollständig zum Abdruck.

I.

Von niemandem ist die Reichstagsauflösung ernstlich zuvor erwogen, von niemandem vorhergesehen worden, am allerwenigsten von dem jetzt angeblich Leidtragenden, dem Zentrum. Waren alle unsere Politiker so kurzsichtig, alle die hohen Würdenträger so wenig unterrichtet? Oder lag die politische Notwendigkeit so zwingend vor, den unvergleichlich regierungsgefügigen Reichstag heimzuschicken? Ließ sich der traurige Beschluß, die Mittel für unsere Kolonien zu verweigern, nicht mit leichter Mühe verhüten? — Wenn das alles aber nicht zutraf, warum wurde der zu ungünstiger Zeit urplötzlich gefaßte Entschluß ausgeführt, und wer war sein Urheber?

Man denkt bei solchen Ueberraschungen seit einer Reihe von Erfahrungen an ein Werk der höchsten Stelle in Deutschland. Wenn wir dem gegen eine solche Vermutung entgegengestellten amtlichen Dementi auch nicht uneingeschränktes Vertrauen schenken wollten, — die nüchterne Ueberlegung läßt nur einen als den alleinigen Urheber der Auflösung erscheinen: den Reichskanzler. Er hat den Schluß herbeigeführt, nicht weil die Kolonien gegen Zentrum, Sozialisten und beider blasse Mitläufer nicht weiter zu halten gewesen, nicht weil eine Nebenregierung plötzlich aufgedeckt, die Zentrumsherrschaft endlich unerträglich geworden wäre, sondern um seine eigene Position zu retten, zum mindesten um sich einen guten Abgang zu wahren.

Man nenne uns den verantwortlichen Leiter eines großen Staatswesens, der, in Macht und Glanz eintretend, in nicht ungewöhnlich bewegten Zeiten eine so stattliche Reihe von Mißerfolgen nach außen wie nach innen erlebt hat, wie Bülow. Das schlechte Verhältnis zu England, die Wesenlosigkeit des Dreibundes, die Gefährlichkeit unserer Situation in Afrika und China, das Versäumnis einer Aktion vor dem Ausbruch des Marokkohandels, die Vereinsamung in Algeciras — das alles reicht vielleicht noch nicht heran an die Befremdung, welche die Welt gegenüber unserer Liebedienerei gegen Rußland, der Behandlung der Polen, der Unterwürfigkeit vor dem Vatikan, dem Klerikalismus, den Agrariern und Junkern zeigt. Wir wollen das Register nicht weiter aufrollen, wir wollen nicht vergessen, daß Fürst Bülow täglich Einflüssen nachgeben, Fehler beschönigen oder ausgleichen muß, die eben von anderer Seite kommen; aber Bernhard von Bülow hätte bei der ersten Gelegenheit der starke Mann sein müssen, den er heute affektiert. Er ist der Minister mit dem leichten Herzen gewesen, welcher Krisen im Innern vielleicht nicht gescheut, aber jedenfalls nicht gesehen hat. Indem er vor dem Lande und der Welt die Fiktion aufrecht zu erhalten bestrebt war, daß Deutschland hinter der von ihm vertretenen äußeren und inneren Politik stände, ist er direkt schuld an der ärgerlichen Verfassung geworden, in der sich Deutschland für jeden, der sehen will (Schwarzseher oder nicht), heute befindet.

Man hat nicht überall vergessen, in welcher eigentümlichen Art die Chinaexpedition zustande kam, man erinnert sich, daß die finanziellen Schwierigkeiten im Reiche dort drückend zu werden anfingen, daß die Belastung der Einzelstaaten, die Verdrossenheit darüber, die allgemeine Abhängigkeit von dem zielbewußt bewilligenden Zentrum, die unglaublichen Neubelastungen des Volkes ebendort ihren Ursprung genommen haben. Sämtliche kolonisierenden Staaten mußten damals so mißtrauisch werden, wie sie es heute tatsächlich sind. Der Aufstand in Afrika konnte unter den Konsequenzen dieses Mißtrauens der Nachbarstaaten überhaupt nue seinen ungeahnten Umfang, seine Dauer gewinnen.

Aber auch an dem Fiasko der inneren Politik ist der Reichskanzler direkt schuld, und gerade der Tiefstand der kulturellen Auffassung in dem führenden Bundesstaat hat nicht nur die Süddeutschen, sondern die vorurteilslosen Gebildeten aller Völker von uns abgewendet und zu anderen Zentren verwiesen, in denen man von den altertümlichen Bretteen immer mehr wegräumt, welche dem vollen Sonnenlicht von Freiheit und Menschlichkeit den Eingang beeinträchtigen. Die Abhängigkeit, in welche man die Beamtenschaft, die Schule, das Handwerk, die Börse, ja die Verkehrseinrichtungen von Agrariern, Junkern und der Kirche gezwungen hat, entspricht nicht der Bedeutung Preußens, läßt sich in den lebendigen Entwickelungsgang dieses Landes nicht einfügen und ist heute schon unmöglich geworden. Genützt hat das olles nur dem vor dem Ruin stehenden Großgrundbesitz, denn nur dieser, nicht die Landwirtschaft war notleidend. Der Kirche hat die Politik keinen Segen gebracht, der Klerikalismus allein hat sich auf den Kutscherbock gesetzt; das Handwerk quält sich nach wie vor durchs Leben, die Börse besorgt ihre Geschäfte zum Nachteil unseres Landes vielfach außerhalb desselben, Schiffahrt und Eisenbahnen aber sind dem Bureaukratismus und der Beamtengewalt mehr ausgeliefert als je. Eine Schulreform wurde einmal versprochen, gekommen ist ein trauriges Kompromißwerk, das unseren Kindern die konfessionelle Separation aufdringt, die Aufsicht direkt oder indirekt der Geistlichkeit, die Unterhaltung aber den Städten oder dem freigebigen Gutsbesitzer gibt. Von den beiden alten Ruhmestiteln Preußens, Heer und Schule, ist der eine unter Bülow im Wert gesunken.

Wie konnten aber dreißig Jahre nach dem ruhmvollen Krieg und der Einigung der vorgeschrittenen Deutschen solche Zustände entstehen? Solange der Eine lenkte, der zugleich mit Kraft und Ernst eigene Gedanken besaß, mußte sich alles willig oder gezwungen fügen. Seitdem die schöpferischen Gedanken ausgeblieben sind und nur noch ein gesteigertes Machtbewußtsein Anerkennung fordern will, fehlt es an einer wirklichen Regierung. Vergebens wird der Geschichtsschreiber der letzten zehn Jahre ein Regierungsprogramm, ein Ziel der äußeren oder gar der inneren Politik Deutschlands suchen. „Mehr Soldaten, mehr Schiffe", das scheint alles zu erschöpfen, das muß durchgesetzt werden, gleichgültig mit welchen Majoritäten, mit welchen Opfern an reellen und idealen Güteen, an Prestige. Die Partei, welche unter dem Vorgeben nationaler Ueberzeugung jeden Mann und jeden Groschen bewilligte, hat sich jeden Mann und jeden Groschen hundertfach wieder herauszahlen lassen, sie war mit diesen Regierungen hoch zufrieden, welche pflichtmäßig Heer und Flotte allzeit mehrten und in der Hypnose dieses alleinigen Gedankens klerikale Geschäfte besorgten. So nur war es denkbar, daß neben einem reaktionären Minister des Innern ein nationalliberaler Großkaufmann als Handelsminister und ein alter General bald in diesem, bald in jenem Amt saß, der sich nur als Soldat fühlte und benahm. Und diese einige Regierung schaute gelassen auf einen hilflosen Kultusminister, der inzwischen die preußische Volksschule reformierte. Man vergleiche diese Volksschulaktion mit der gegenwärtigen in England. Dort wird dieses Wichtigste einer Nation zu einer Lebensfrage der ganzen Regierung, in Preußen lehnt das Ministerium die Gesamtverantwortung ab und läßt sie dem Kultusminister allein. Wenn das eine Regierung ist, dann ist die deutsche Sprache wieder einmal eine arme Sprache!

Der Ministerpräsident scheint von dem schweren Schaden, der durch den Landwirtschaftsminister angerichtet wird, Notiz zu nehmen; er unterbreitet eine Art von Abschiedsgesuch desselben dem König, der es ablehnt; die beiden einigen Brüder regieren also weiter im einigen Ministerium! Kenner unserer Verhältnisse werden noch eine hübsche Anzahl solcher Unbegreiflichkeiten anführen können. Da das aber alle Spatzen von den Dächern pfeifen, muß es wahl ein bißchen unbequem sein, weiter so zu regieren. Will man in solchem Moment nicht seiner Wege gehen, so überrascht man die Welt durch ein Gewaltmittel. Ein solches bedeutet die Reichstagsauflösung.

II.

Es heißt aber, daß durch Bülow und Dernburg eine Nebenregierung aufgedeckt worden sei. Merkwürdig! Es müssen erst jahrelang bestehende, jahrelang bekannte Skandalgeschichten öffentlich bloßgelegt werden, damit der Reichskanzler erfährt, daß eine Nebenregierung existiert, — und nur im Kolonialamt. O nein! Wer sie selbst geschaffen und gefestigt hat, der kennt sie schon lange. Sie besteht in allen Ministerien Preußens. Im Kultusministerium sind die Klerikalen und ihre Gönner fast ausschließlich an der Arbeit, im Ministerium des Innern ist die Erhaltung der nichtultramontanen Kultur in den Rheinlanden vergessen, die „Parität" und „Toleranz" aber Vorschrift. Wer einmal nach Trier geht, der kann erzählen, wie die Regierung mit beiden Ohren nach den Wünschen Korums horcht usw. usw. Der Briefwechsel Bülow-Rären läßt trotz des grandiosen Abschlusses doch auch auffällige Zwischenspiele erkennen. Das Meisterstück der Schöpfung einer Nebenregierung aber hat Bülow beim Durchdrücken des Zolltarifs geliefert. Hier hat er persönlich ein Nebenparlament ins Leben gerufen und dem deutschen Volke gelehrt, wie man außerhalb der legalen Grenzen regiert. Das Wort „Nebenregierung" wurde damals oft gehört, bei einem bekannten Prozeß machte es den Staatsanwalt so nervös, daß er eine Beleidigungsklage daraus zu konstruieren drohte; heute brauchen es die damals Beleidigten ungeniert — Aber eine Nebenregierung wird auf die Dauer unbequem und erniedrigend. Da hilft vielleicht ein Gewaltstreich. Die Nebenregierung wird dem entsetzten Volk nackt gezeigt und der Reichstag aufgelöst.

Wir hören aber noch, daß der Druck des Zentrums unerträglich geworden sei. Ja, wer sich den bekannten Riesen auf Kopf und Schulteen setzt, der bricht zusammen. Ein bißchen Kenntnis der älteren und neueren Geschichte derjenigen Staaten, die unter klerikaler Herrschaft standen oder stehen, könnte vor bittern Erfahrungen schützen. Anfangs geht das mit dem gefährlichen Freunde recht schön: Geld, Soldaten und Schiffe die Fülle — auf allgemeine Kosten. Bald lernt man auch die Art, „wie es gemacht wird". Meister sind die preußischen Regieeenden in den Künsten geworden, die den Deutschen sonst verhaßt waren. Die Lex Aichbichler, die schlaue Durchbugsierung des Zolltarifs, die Abfassung des Volksschulgesetzes angeblich ohne Mitbeteiligung des Zentrums, die Verschleierung persönlichen Gewinns durch geschäftliche Praktiken eines Ministers, die wider besseres Wissen abgegebenen Versicherungen über das Aufhören der Fleischnot, die Sperrung der Grenzen angeblich wegen Seuchengefahr sind wahre Musterleistungen. Aber allmählich läßt sich das weder verbergen, noch nach Belieben fortsetzen; jede selbstverständliche Bewilligung im Parlament muß durch neue Demütigungen und Leistungen erkauft werden, — da hilft nur ein Gewaltstreich: Reichstagsauflösung.

Wir geben also unumwunden zu: die nationale Ehre war in Gefahr durch die Ablehnung des Nachtragsetats, eine Nebenregierung war nachgewiesen, der Druck seitens des Zentrums unerträglich geworden, — aber das alles kommt auf das Schuldkonto des Reichskanzlers. Eine Krisis bestand, aber eine Regierungskrisis. Sie ist vorläufig durch die Reichstagsauflösung verflacht, es wird aber dafür gesorgt werden, daß sie nicht weiter verschleiert werde. Der Streich soll dem Fürsten Bülow nicht gelingen, dem deutschen Volke in hohen Tönen eine nationale Gefahr vorzumalen, wo es sich mit geschichtlicher Logik nur um die schnelle Reifung der von ihm besorgten Saat handelt. Wie die Neuwahlen auch ausfallen mögen: dieser Reichskanzler hat ausgespielt. Er ist zusammengebrochen mit seinen Diplomatenkünsten, und keine Huld, keine Beredsamkeit

wird ihn weiter halten. Es fehlt ihm an Autorität, dem deutschen Volke an Vertrauen zu ihm.

Aber die Reichstagsauflösung ist auf seiten der Liberalen mit lautem Beifall aufgenommen worden! Von den Nationalliberalen kann man das wahrhaftig verstehen. Sollten sie nicht vor dem Strafgericht zittern, das über sie niedergehen mußte, wenn der Reichstag sein physiologisches Ende erreichte? Die wahnsinnigen Steuern, die sie geschaffen oder schaffen geholfen, die Preisgabe der elementaren liberalen Prinzipien beim Volksschulgesetz und bei den letzten Wahlprüfungen wären an ihnen gerächt worden, wie sie es verdient. Da baut ihnen der Kanzler eine schimmernde Brücke über den drohenden Abgrund, und mit nationalem Sang und Klang ziehen sie in die Wahlschlacht gegen die, mit denen sie gestern noch Arm in Arm gingen. Sie mögen sich vorsehen! Zeigen sie sich jetzt unzuverlässig in der liberalen Sache, so sind sie dem Strafgericht doch nur für kurze Zeit entronnen, denn dem neuen Reichstag prophezeit man ja nur ein kurzes Leben. Es bietet ihnen ein gütiges Geschick die Möglichkeit, ihre Sünden an der liberalen Sache durch Mannhaftigkeit vergessen zu machen. Die Zeiten des Paktierens mit der Rechten und dem Zentrum sind vorüber.

Daß die Liberalen den wahren Grund der Krisis nicht sehen wollen, ist kaum anzunehmen, daß sie eine überhaupt diskutable Aufgabe darin erkennen wollen, die Sozialdemokratie zu bekämpfen, trostlos. Die ganze Aktion verpufft mit dem Moment, in dem sie den abgedroschenen Redensarten vom Kampf sogenannter Ordnungsparteien gegen den Umsturz Rechnung tragen. Die badischen, württembergischen und Frankfurter Liberalen haben gezeigt, wie ein freisinniger Sieg allein zu erfechten ist. Die Freude der Liberalen an der heutigen Reichstagsauflösung ist unverständlich, wenn sie daraus nicht die einzig logische Konsequenz ziehen: unter allen Umständen gegen Zentrum und Reaktion.

Warum mögen wohl die Konservativen so auffällig schweigsam bleiben? Weil sie ganz richtig urteilen, daß aus dem unsinnigen Kampf der Liberalen gegen Zentrum und Sozialdemokratie nur die konservativen Fraktionen sicheren Gewinn ziehen werden.

Aber man droht schon mit der mehrmaligen Auflösung des Reichstages und findet damit Zustimmung selbst in liberalen Kreisen. Wir sind nicht der Ansicht, daß dergleichen geschehen wird, eben weil es dem Kanzler an Autorität gebricht — zumal nach einem für ihn unerwünschten Ausgang der Wahlen. Wir fordern nicht wiederholte Reichstagsauflösungen, sondern so oft wiederholte Demissionen von Kanzlern und Ministern bei jeder Gelegenheit, die eine Nebenregierung oder ein persönliches Regiment erkennen lassen sollte, bis wir wieder normale Verhältnisse, eine wirkliche Regierung und ein fortschrittliches Programm haben.

Die Stunde des liberalen Bürgertums hat geschlagen. Eine Einigung von den Nationalliberalen bis zu den Sozialdemokraten ist vollzogen, wenn die Parole lautet: Gegen persönliches Regiment, Zentrum und Reaktion!

Die Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit.

Die schlechte Entlohnung der Frauenarbeit gehört zu den ernstesten Problemen und zu den bedenklichsten Erscheinungen unseres sozialen Lebens. Die verhängnisvollen Folgen machen sich nicht allein für die Frauen bemerkbar, durch Ueberarbeitung und Unterernährung einerseits, durch die Zunahme der Prostitution und die Verschlechterung der Rasse andererseits, sondern auch für die Männer, deren Arbeit die Frau unterbietet, die ihnen — wie man allgemein annimmt — dadurch zur gefährlichen Schmutzkonkurrentin wird.

Diesen Mißstand zu bekämpfen, vermag allein eine starke Frauenorganisation, die es der weiblichen Arbeiterschaft ermöglicht, ihrerseits ein Machtfaktor zu werden, kräftig genug, vom Arbeitgeber den gleichen Lohn zu verlangen, den der männliche Arbeiter erhält. Man geht bei dieser Beurteilung der Sachlage von dem Standpunkt aus, daß die schlechtere Entlohnung der Frauenarbeit in erster Linie ein Akt der „Willkür" des Arbeitgebers sei, die man durch die Vervollkommnung der sozialen Gerechtigkeit bekämpfen kann. Ob dies Mittel allein zum Ziele führen würde, hängt natürlich davon ab, wieweit die Prämisse, von der man ausgeht, richtig ist.

Dies zu untersuchen, ist der Zweck einer ebenso gründlichen wie interessanten Studie von Dr. Alice Salomon über die „Ursachen der ungleichen Entlohnung von Männer- und Frauenarbeit"*), die das Problem von allen Seiten beleuchtet und dabei verschiedene neue Gesichtspunkte heranzieht, die geeignet sind, unsere Ansichten nach manchen Richtungen hin zu rektifizieren.

Dr. Alice Salomon geht von der Annahme aus, daß die ungleiche Entlohnung von Mann und Frau bei gleicher Arbeit in gewissem Umfange durch das Gesetz des Grenznutzens bedingt wird. Sie begründet diese Ansicht mit der Tatsache, daß der Lohn der Frauenarbeit nicht allein bestimmt wird durch die Leistungen, noch nach dem wirtschaftlichen Nutzwert des Produktes, auch nicht nach der aufgewendeten Zeit und Kraft oder gar nach dem Bedürfnis der Arbeiterin, sondern daß er vielmehr entsteht als freier Konkurrenzpreis nach dem Verhältnis vom Angebot der Arbeitskräfte zu der Nachfrage nach solchen. Angebot und Nachfrage sind aber nur die konkrete wahrnehmbare Wirkung tieferer Ursachen, die als eigentliche und letzte Lohnbestimmungsfaktoren anzusehen sind.

Alice Salomon gründet ihre Untersuchungen über die Ursachen der ungleichen Löhne von Mann und Frau auf folgende Betrachtungen: Die Frau ist für eine Reihe von Gewerben nicht brauchbar; ihre Muskelkraft bleibt hinter der des Mannes zurück. Sie scheidet für die Konkurrenz auf diesen Gebieten (Maschinenbau usw.) aus. Der Marktwert der Güter, die nur von engeren Arbeiterkreisen hergestellt werden können, pflegt aber größer zu sein als der von Produkten, deren Hersteller leicht zu vermehren oder zu ersetzen sind.

Außerdem aber richtet sich die Preisforderung der Arbeiterin selbst nach dem Klassenbedarf der Frauen und ihrer Konkurrenz im Angebot. Die meisten Frauen haben nun nicht, wie der Mann, für einen Familienbedarf zu sorgen, sondern ihre Preisforderung richtet sich nach den Bedürfnissen der eigenen Person; dazu kommt noch eine große Anzahl von Frauen, die zwar einem Erwerbe nachgehen müssen, aber deren Einkommen nicht den vollen Unterhalt ihrer Person zu decken braucht. Der dritte Faktor, der hier in Rechnung zu ziehen ist, liegt in dem Umstand begründet, daß das junge Mädchen weit weniger als der junge Mann das Bestreben hat, in höhere Lohnklassen aufzurücken, weil eine eventuelle Verheiratung für sie die umgekehrten Konsequenzen zu haben pflegt. Bedeutet sie für den Mann einen größeren Bedarf, der sich in seiner Lohnforderung ausdrücken muß, so pflegt die Frau mit der Eheschließung meist — wenn in vielen Fällen auch nur für eine Reihe von Jahren — aus dem Berufsleben auszuscheiden. Und gerade die Auffassung, den Erwerb als Provisorium anzusehen, trägt dazu bei, die Bedarfsforderung der ganzen Gruppe niederzuhalten.

Zur Bekräftigung ihrer Ansicht weist Alice Salomon auf eine Erhebung hin, die von der Berliner Gewerbeinspektion über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der ledigen Fabrikarbeiterinnen gemacht worden ist. Von 900 befragten Arbeiterinnen gaben 88, also fast zehn Prozent an, Zuschüsse in barem Geld, Kleidung und Lebensmitteln zu erhalten, und zwar in der Hälfte der Fälle von den Eltern, in der anderen Hälfte vom Bräutigam. Doch soll nach Ansicht der Berichterstatter in Wirklichkeit die Zahl derer, die Zuschüsse beziehen, weit größer sein. Namentlich bei den jüngeren Mädchen mit sehr geringem Verdienst, die diesen den Eltern als Entgelt für den

*) Im 122. Heft der Staats- und sozialwissenschaftlichen Forschungen. Herausgegeben von G. Schmoller und Max Sering. Verlag von Duncker & Humblot, Leipzig.

vollen Unterhalt abgeben, dürfte dieser Schluß zulässig sein. Diese sind aber sehr zahlreich. Von 933 Befragten wohnten 542 bei den Eltern und 57 bei anderen Verwandten, zusammen 69 Prozent. Dabei konnte zahlenmäßig festgestellt werden daß gerade die schlechter entlohnten Mädchen bei den Eltern wohnen.

Unterstützungen oder Unterhaltungskosten für Verwandte und Kinder zahlten 197 Arbeiterinnen, also 20 Prozent. Die Hälfte davon hatten Kinder zu erhalten, für die sie im Durchschnitt 1,50 bis 2 Mark wöchentlich aufbrachten.

Diese Stichproben beweisen, daß die erwerbenden Frauen, die nicht nur für sich zu sorgen haben, durch jene kompensiert werden, die sich nicht allein erhalten, sodaß schließlich wohl die alleinstehende Arbeiterin den Ausschlag in dieser Lohnklasse gibt. Eng verwandt mit diesem Bestimmungsgrund der ungleichen Entlohnung ist die verschiedenartige Gruppierung der Altersstufen bei den erwerbenden Männern und Frauen. Während die Mehrzahl der Männer bis in ein höheres Alter der Berufstätigkeit nachgeht, scheidet ein großer Prozentsatz der Frauen schon in jugendlichem Alter wieder aus. Von 6,5 Millionen über vierzehn Jahre alter erwerbender Frauen sind nach der Reichsstatistik zwei Millionen, also 30 Prozent, unter 20 Jahren; im Alter von 20—30 stehen schon etwas weniger, nämlich nur noch 1,98 Millionen. Nach dem dreißigsten Jahr wird die Erwerbstätigkeit in ganz erheblichem Maß geringer; nur noch 800 000 Frauen arbeiten im Alter von 30—40 Jahren.

Bei weitem die Mehrzahl der erwerbenden Frauen, über 60 Prozent, ist danach jünger, dagegen mehr als die Hälfte der erwerbenden Männer älter als 30 Jahre. — Das Vorwiegen der Frauen mit niedriger Altersstufe auf dem Arbeitsmarkt übt natürlich einen großen Einfluß auf die Lohnhöhe aus. Zunächst bringt die Mehrzahl der arbeitenden Frauen es nicht zu einer höheren Leistungsfähigkeit. Auch da, wo Frauen und Männer auf Gebieten konkurrieren, für die Frauen ebenso geeignet erscheinen wie Männer, — bei Arbeiten, die keine besondere Muskelkraft erfordern — können die meisten Arbeiterinnen es nicht zur Uebernahme der komplizierten Beschäftigungen bringen. Es ist ganz unzweifelhaft, daß niemand im vierten oder fünften Jahr der Berufstätigkeit dieselbe Fertigkeit, Geschicklichkeit und Tüchtigkeit erreichen kann wie im fünfzehnten oder zwanzigsten Jahr. Die Frauen aber behalten infolge der kurzen Dauer ihrer Berufsarbeit nicht nur geringere Fertigkeiten, sondern sie eignen sich schon im Hinblick auf die voraussichtlich kurze Berufstätigkeit auch in der Regel eine geringere Berufsausbildung an. Gegen eine langwierige und kostspielige Lehrzeit der Mädchen besteht in allen Gesellschaftskreisen — nicht zum wenigsten in der Industriearbeiterschaft — eine ganz intensive Abneigung, sowohl bei den Mädchen, wie in noch verstärktem Maße bei den Eltern. Die Zeit, die ein heranwachsendes Mädchen in diesen Kreisen nicht zum Verdienen, sondern zum Erlernen eines Berufes verwendet, wird von den meisten Eltern geradezu als Vergeudung angesehen. Die dadurch bedingte Beschränkung der Arbeiterinnen auf Verrichtungen, die in kurzer Zeit, meist in wenigen Wochen, erlernt werden, macht die Konkurrenz unter den weiblichen Arbeitskräften auf diesen Gebieten naturgemäß doppelt groß. Jederzeit sind Frauen, die nichts gelernt haben, bereit, in solche Betriebe einzutreten. Und da sie ihre ganz unerprobte Arbeitskraft niedrig einschätzen und auch niedrig einschätzen müssen, sind sie immer willig, die in Arbeit stehenden Frauen, die eine gewisse Uebung erlangt haben, zu einem niedrigeren Lohnsatz zu unterbieten.

Wehren sich in solchen Industriezweigen Frauen gegen eine Lohnherabsetzung, so gelingt es den Unternehmern fast stets, sie durch die weibliche Reservearmee, die nicht nur bereit, sondern bei der unerheblichen Lernzeit auch dazu fähig ist, zu ersetzen. Auch dies ist ein Moment, das die Arbeitslöhne der Frauen herabdrückt; auf diese Weise ist bei verschiedenen Industriezweigen der Lohn der Frauen dauernd unter die Höhe herabgesunken, bei der eine Befriedigung der notwendigsten Lebensbedürfnisse noch möglich wäre. So entstehen parasitische Industrien, die sich nur dadurch halten können, daß nicht alle Arbeiterinnen vollständig für ihre Existenz aufzukommen haben, daß viele nur einen Zuschußverdienst zum Einkommen des Mannes oder der Eltern erwerben, oder eine Unterstützung von der Armenverwaltung, vielleicht auch von einer weniger einwandfreien Seite, durch einen unehrenhaften Nebenerwerb, erhalten. Die Frauen, die keine solchen Hilfsquellen finden, gehen zugrunde, und die Industrie sucht sich neue Opfer aus anderen Arbeiterkreisen, die für den gleichen minimalen Lohn die Arbeit aufnehmen. Es bieten sich immer wieder Frauen für einen Hungerlohn an, da er für sie kein „Hungern" bedeutet; und dadurch zwingen sie jene, die ihren Bedarf und ihre Arbeit nicht so niedrig einschätzen können, auch ihren Preis auf jenes niedrige Niveau herabdrücken zu lassen, obgleich sie tatsächlich dabei hungern müssen. Also nicht allein das große Angebot der ungelernten weiblichen Arbeit an sich ist es, das den Lohn so niedrig hält, sondern dies im Zusammenhang mit der kurzen Dauer der weiblichen Erwerbstätigkeit, der geringen Leistungsfähigkeit und Uebung in der Arbeit, dem niedrigen Klassenbedarf usw., was für die ungelernte weibliche Arbeit einen anderen Lohnmaßstab herbeiführt als für die ungelernte männliche Arbeit.

Dieselben Ursachen erklären aber auch die mangelhafte Organisationsfähigkeit der Arbeiterin, die wiederum die Löhne der Frauen niederhält oder wenigstens verhindert, durch koalierte Lohnforderung diese lohndrückenden Ursachen auszuschalten. Frauen pflegen kollektive Arbeitsverträge fast nie abzuschließen. Der provisorische Charakter ihrer Berufsarbeit hält die Frauen von einer Vertretung ihrer Standesinteressen fern und vermindert die Initiative zu einem Kampf um bessere Arbeitsbedingungen. Und wo die Frauen gezwungen sind, für ihre Familie zu sorgen und zu arbeiten, wo sie neben der Berufsarbeit häusliche Pflichten zu erfüllen haben, da fehlt es an Zeit, Kraft und pekuniärer Opferfähigkeit zur Teilnahme an der Berufsvereinigung. Die ganze Entwicklung der gewerkschaftlichen Arbeiterinnenbewegung, die so unendlich weit hinter der der Männer zurückbleibt, läßt darauf schließen, daß sich für die Organisationsfähigkeit der Frauen besondere, in der Natur der weiblichen Arbeit liegende Schwierigkeiten ergaben, wenn auch in Deutschland den Frauen durch das mangelnde Vereinsrecht noch ganz besondere Hemmnisse in den Weg gelegt werden.

Daß aber eine kräftige Berufsvereinigung die natürliche Tendenz der Frauenlöhne, sich unter den Männerlöhnen zu halten, besiegen kann, wird an den Webern in Lancashire bewiesen. Dort bilden die Frauen die Majorität, wie im Gewerbe so im Gewerkverein; sie verdienen dieselben Löhne wie die Männer, und die Löhne selbst sind beständig gestiegen. In Lancashire scheinen alle Bedingungen für niedrige Löhne und die Hemmnisse der Organisation bereits überwunden zu sein. Die Weberei dieses Distrikts beschäftigt seit nahezu einem Jahrhundert weibliche Arbeitskräfte in großer Zahl. Es hat sich durch Generationen die Sitte herausgebildet, die heranwachsenden Mädchen den Beruf gründlich erlernen zu lassen, und so ist allmählich eine Frauengruppe entstanden, die es mit dem Beruf ernst nimmt, die tüchtige, wertvolle Arbeit leistet, die den dilettantischen Charakter abgestreift hat, die für den Einsatz des ganzen Menschen auch einen vollen Unterhalt fordert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dadurch auch das Solidaritätsgefühl, das Klassenbewußtsein, die Organisationsfähigkeit entstanden und gewachsen sind, denn man kann bei diesen Wechselbeziehungen nicht immer bestimmen, was Ursache, was Wirkung ist. Wenn aber die Organisation in diesem Fall auch nicht die erste Ursache für die Gleichstellung der Frauenlöhne mit den Männerlöhnen sein dürfte, so hat sie sicherlich erheblich dazu beigetragen, die Position der Frauen zu stärken. Sie hat durch Aufstellung von Tarifen gleiche Akkordlöhne für Mann und Frau durchgesetzt; wohl hat sie dadurch eine stets wachsende Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern herbeigeführt, aber besonders fähigen Frauen das Erringen von Männerlöhnen ermöglicht und jede Konkurrenz durch Unterbieten beseitigt.

Es ist eine unbestrittene sozialpolitische Wahrheit, daß die Organisation die beste Waffe ist, um die natürlichen Bestimmungsgründe der Löhne bis zu einem gewissen Grade unwirksam zu machen. Daß diese Waffe von den Frauen noch nicht genügend benutzt wird, für sie auch schwerer benutzbar ist, stellt ein neues Glied in der Kette der Ursachen dar, die den Unterschied der Entlohnung von Frauen- und Männerarbeit be-

wirken. Wenn man die einzelnen, vielfach verschlungenen und zusammenwirkenden Bestimmungsgründe der Lohnbildung betrachtet, so erscheint die ungleiche Entlohnung von Mann und Frau unter den gegebenen wirtschaftlichen, sozialen und rechtlichen Verhältnissen nicht lediglich als willkürliche Unterdrückung der Frau durch den Mann, sondern als eine gesetzmäßige Erscheinung des Wirtschaftslebens, die sich notwendig aus den Bedingungen der Frauenarbeit entwickelt hat. Aber es wäre falsch, diese Entwicklungsbedingtheit als unveränderliches Naturgesetz anzusehen. Eine ganze Reihe dieser Ursachen sind wandelbar und werden durch die Praxis zu überwinden sein.

Alice Salomon lehnt es jedoch aufs entschiedenste ab, diese Wandlung durch eine Gesellschaftsordnung herbeiführen zu wollen, in der die Berufstätigkeit der Frau im selben Umfang wie die des Mannes üblich ist, und in der auch innerhalb der Familie beide Ehegatten zu gleichen Teilen für den Unterhalt beizusteuern haben.

Sie schreibt im Anschluß hieran (S. 60):

„Es muß die Ueberzeugung Platz greifen, daß die Frau ebenso wie der Mann für die Berufsarbeit zu erziehen und tüchtig zu machen sei, gleichviel ob sie den Beruf dauernd in vollem Umfang, sogar ob sie ihn überhaupt ausüben wird. Es muß in den Frauen die Liebe zur Arbeit, die Berufstreue und die Berufshingebung gepflegt werden, damit sie während der Dauer ihrer Berufsarbeit den ganzen Menschen einsetzen und den ganzen Unterhalt für einen Menschen beanspruchen können. Dann wird auch bei denen, die in niederem Alter aus dem Beruf ausscheiden, der Charakter des Provisorischen, Dilettantischen, Zufälligen der Arbeit nicht den Stempel aufdrücken; und alle, deren Berufstätigkeit zur Arbeit eines ganzen Lebens wird, werden durch rechtzeitiges ernstes Erfassen der Arbeit zu höheren Stufen der Leistungsfähigkeit emporklimmen. Dann wird der Teil der Lohnunterschiede für Männer- und Frauenarbeit beseitigt werden, der sich heute aus der schlechteren und untergeordneten Beschaffenheit der Frauenarbeit ergibt."

Wenn nun auch, wie Alice Salomon nachgewiesen hat, die schlechtere Bezahlung der Frau vielfach auf die Tatsache zurückzuführen ist, daß ihre Leistungen nicht gleichwertig sind, sondern quantitativ, wie qualitativ hinter denen des Mannes zurückstehen, so konstatiert sie doch auch anderseits, daß die Frauenlöhne unverhältnismäßig niedrig sind; d. h. daß der Unterschied der Entlohnung größer ist als der Unterschied in der Leistung. Selbst in Industrien, wo gleiche Akkordsätze bestehen, müssen sich die Frauen mit einer geringeren Entlohnung begnügen, weil ihnen der weniger qualifizierte Teil der Verrichtungen zufällt. Und diese weniger qualifizierte Arbeit wird außerdem noch unverhältnismäßig niedrig bezahlt. Das Aufrücken zu den Posten der Werkmeisterin oder auch nur zu qualifizierterer Arbeit ist aber den Frauen in den meisten Industrien auch prinzipiell verwehrt. Alice Salomon kommt somit zu dem Fazit:

„Ließ sich also nicht eigentlich eine ungleiche Bezahlung gleicher Leistungen, vielmehr sogar häufig gleicher Lohn für gleiche Leistungen feststellen, so ergibt sich doch die paradox klingende Tatsache, daß die weibliche Arbeitskraft im allgemeinen geringer als die männliche bezahlt wird."

So traurig diese Tatsache für die Frauen selbst ist, so bestreitet Alice Salomon doch die zweite, verhängnisvolle Konsequenz, die man im allgemeinen aus dieser Tatsache zieht, nämlich daß die schlechtgelohnten Frauen die Männer unterbieten und dadurch verdrängen. Dies mag vorübergehend in einzelnen Industriezweigen der Fall sein, aber von einer allgemeinen Verdrängung des Mannes im Wirtschaftsleben, oder gar von einem Herabdrücken seines Lohnniveaus durch die Unterbietung der billigen Frauenarbeit kann nicht die Rede sein. Sie beweist vielmehr an zahlreichen Beispielen, daß von einer Verdrängung der Männer durch das Eintreten der Frauen in den Arbeitsmarkt nur in durchaus relativem Sinne, jedenfalls nur für bestimmte Zeitabschnitte, gesprochen werden kann. Die Männer widmen sich vielmehr den neuen, von der Technik erschlossenen lohnenderen Arbeitsgebieten, während die Frauen in die von den Männern verlassenen, minderwertigen Arbeitsstellen einrücken und die ihnen von der Natur mehr als den Männern gelegenen Arbeitsverrichtungen (namentlich in der Textil-, Konserven-, Tabakfabrikation) übernehmen. Besonders auffallend war dieser Vorgang in der Landwirtschaft, wo die Frauen als Ersatz für die ehemaligen männlichen Arbeitskräfte herangezogen werden mußten.

Alice Salomon legt den Maßstab ihrer Theorie, die sie an dem Beispiel der Industriearbeiterin exemplifiziert, auch an die anderen Kategorien erwerbsarbeitender Frauen. Sie konstatiert, daß in der Landwirtschaft die gleichen Ursachen wirksam sind und dementsprechend die gleichen Konsequenzen auslösen. Im Handelsgewerbe, speziell bei den Bureauangestellten, liegen die Verhältnisse ganz anders. Dort werden die Frauen in Anbetracht ihrer kürzeren Lehrzeit und ihres jugendlichen Alters kaum schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen. Daß es ihnen auch hier in den meisten Fällen versagt ist, zu den verantwortlichen und gut gelohnten Stellen aufzurücken, findet eben seinen Grund in ihrer geringeren Vorbildung. Dieser Grund fällt noch schwerwiegender bei den Verkäuferinnen ins Gewicht: die mangelhafte Ausbildung, die kurze Berufsdauer machen sie in der Regel für die höheren Stellungen weniger brauchbar, und die Bezahlung ist fraglos, namentlich bei den älteren Verkäuferinnen, unverhältnismäßig gering.

In den Schlußkapiteln beschäftigt sich Alice Salomon mit der Frage der Gehaltsunterschiede der Beamtinnen im Post- und Eisenbahndienst und bei Lehrerinnen. Hier fallen natürlich die lohnbildenden Gründe, die in der freien Konkurrenz liegen, vollständig fort. Trotzdem ist das Resultat gleich. Staat und Kommunen betrachten ihre weiblichen Beamten als eine Beamtenkategorie zweiter Klasse, von denen sie nicht die gleiche Vorbildung verlangen, und denen sie nur die niedriger entlohnten Posten offen halten. Dies geht so weit, daß bei der Lehrerin, selbst wenn Vorbildung und Leistung gleichwertig sind, doch eine ungleichwertige Normierung beibehalten wird, und das Prinzip: „Gleicher Lohn für gleiche Leistung" sich noch immer nicht Bahn gebrochen hat, trotz des energischen Eintretens der Lehrerinnenorganisationen für diese Forderung. Erklärlich ist die traurige Tatsache nur durch den Umstand, daß die oben dargelegten Gründe für die niedrige Entlohnung der Frauenarbeit im freien Wettbewerb auch die Stellung der Frau als Beamtin beeinflussen. Die Frauen mußten sich zunächst unter schlechten Bedingungen in eine Lücke hineindrängen, sie müssen erst nach und nach die Ungleichheit der Leistungen überwinden und müssen selbst dann noch unter ungünstiger Entlohnung verharren, bis sie bewiesen haben, daß sie nicht mehr zu entbehren sind. Dann erst können sie — sei es in freier Konkurrenz, sei es gegenüber öffentlichen Körperschaften — gleiche Entlohnung fordern.

Die ganze Tendenz unserer wirtschaftlichen Entwicklung führt anscheinend immer mehr und mehr zur Differenzierung der Arbeit, zu einer Arbeitsteilung zwischen Mann und Weib, die jedem Geschlechte das ihm adäquate Arbeitsfeld zuweist.

„Wollen nun die Frauen nicht zulassen, daß innerhalb der Volkswirtschaft eine Arbeitsteilung Platz greift, bei der dem Mann überall die schwierigere und wertvollere, der Frau die leichtere und geringere Arbeit zufällt, so müssen sie sich auf allen Gebieten zu gleichwertiger Berufsausbildung entschließen. Denn ein Bedürfnis nach weniger qualifizierten Arbeitskräften wird sicherlich immer bestehen bleiben, und wenn die Frauen fortfahren, sich mit einer kurzen Vorbereitung zu begnügen, die mehr den Verdienst als den Beruf im Auge hat, dann werden sie überall die geringeren Plätze einnehmen und die Frauenarbeit auf einem niedrigen volkswirtschaftlichen Werteniveau erhalten. Wenn aber Frauen und Männer gleich vorbereitet an ihre Berufsarbeit herangehen, werden die Frauen sich in alle Arbeitergruppen — die wertvolleren und die wertloseren — eingliedern, und die unterste Schicht der ungelernten Arbeiter wird sich gleichmäßiger aus beiden Geschlechtern zusammensetzen, während heut die Frauen aus den dargelegten Gründen naturgemäß die niedrigeren und schlechter bezahlten Stellungen stärker besetzen."

Mit diesen treffenden Worten zieht Alice Salomon das Fazit ihrer Untersuchungen, die sicherlich dazu beitragen werden, den Frauen in ihrem Kampfe um bessere Existenzbedingungen wertvolle Winke zu geben.

A. Pappritz.

Die Germanen in Frankreich.

Seitdem Graf Gobineau in seinem berühmten Rassenwerke als genialer Dilettant die Grundzüge einer anthropologischen Geschichtsauffassung darlegte, hat diese immer mehr Anhänger und Verfechter gewonnen, nach deren Ansicht sie in Zukunft der idealistischen wie der materialistischen gegenüber, deren Resultate sie nicht im geringsten leugnet, die sie sich vielmehr selbst zu eigen macht, Recht behalten wird. Sie allein faßt alle Umstände ins Auge, während die idealistische, am reinsten von Hegel vertreten, zu einseitig den Machtfaktor der Ideen betont, die materialistische, von Marx begründet, die Bewegungen der Völker zu ausschließlich aus dem Stonde ihres jeweiligen Soll und Haben erklärt.

Die anthropologische Geschichtsauffassung will es vor allem nie vergessen, daß der Mensch selbst, von ihr mit den Augen des Naturforschers angesehen, die Geschichte macht, ihr Träger ist. Entgegen der Humanitätslehre der Rousseauschen Schule vertritt sie — nicht im ethischen oder gar theologischen Sinne — jedoch die Ansicht: Mensch ist nicht Mensch. Die Unterscheidung von aktiven und passiven Völkern, die man G. Klemm verdankt (1843), war schon ein großer Fortschritt zur Erkenntnis des wahren Sachverhalts. Weitere Differenzierung führte zur Unterscheidung dreier Menschenrassen in unserem westlichen Kulturgebiet: der blonden, blauäugigen, langschädeligen, **nordischen**, der brünetten, schwarzhaarigen, braunäugigen, langschädeligen, etwas kleineren **mediterranen**, und der **alpinen** mit kurzem Schädel, schwarzen Haoren, braunen Augen und gelber oder brauner Haut, möglicherweise in naher Beziehung zu der mongolischen im mittleren Asien, die jedoch strafferes Haar und Schlitzaugen besitzt.

Schon Gobineau hat die Geschichte unserer westlichen Kultur als den Eroberungskampf der blonden Rasse und ihr Aufgehen in dunkleren Völkern erklärt und aufgezeigt, wie bei den alten Indern, den alten Griechen die blonde Rasse die uns überlieferten großen Kulturen hervorbrachte, deren Untergang mit ihrem Aussterben zusammenfällt. Es handelte sich hier jedoch um ein Gebiet, das nicht absolute Sicherheit ermöglicht. Wenn wir auch, um zwei der bedeutsamsten Beispiele zu nennen, von David und von Alexander dem Großen wissen, daß sie blond waren, wenn ouch das griechische wie das indische (und persische) Schönheitsideal noch sehr lange das blonde ist, was die Schilderung der Götter bezeugt, so können wir doch nicht mehr im einzelnen feststellen, welchem Typus dieses oder jenes Genie angehörte.

Gobineaus geistreiche Untersuchungen waren daher zum größten Teil Hypothesen, deren Richtigkeit erst im Kampfe der gegnerischen Ansichten zu erweisen war. Unter den neueren Forschern ist nun jedenfalls der Leipziger Professor **Ludwig Woltmann** der bedeutendste. Er hat zuerst den zahlenmäßigen Nachweis zu führen gesucht und meines Erachtens tatsächlich geführt, daß der blonde, nordische Mensch im nachrömischen Italien, wie ouch in Frankreich, die große Kultur hervorgerufen hat, die wir nur zu gern als eine fremde betrachten, während sie doch im wesentlichen unsere eigene ist. Denn die blonden Völker, die in den beiden Ländern einströmten, waren eben Germonen, während in den östlichen Ländern auch die Slawen, ebenso der nordischen Rasse angehörend, in Betracht kommen.

Es war olso zunächst nachzuweisen, daß der blonde Mensch in der späten Römerzeit in der Tal so gut wie ausgestorben war, wofür es eine ziemliche Zahl sicherer geschichtlicher Nachrichten gibt. Wir erfahren zugleich, daß das Militärmaß immer niedriger angesetzt werden mußte, um die erforderliche Zahl von Rekruten zu bekommen, daß selbst die ursprünglich blonden Gallier ein schwarzes, kleinwüchsiges Volk geworden waren, sodaß die Behauptung, die später in so großer Menge auftouchenden Blonden seien Nachkommen der Gallier, unbegründbar ist. Dagegen ist es außer jedem Zweifel, daß Frankreich wie Italien von germanischen Völkerschaften, Goten, Longobarden, Franken, Normannen, in rascher Folge besetzt wurden und diese überall die Herrschaft an sich nahmen.

Kein Wunder, daß in der Provence die weitaus größte Zahl der Troubodours dem Adel angehört, germanische Namen trägt und ein rein germanisches Schönheitsideal verherrlicht. Das Bewußtsein der „gotischen" Abstammung erhält sich noch lange und wird direkt in Gegensatz zu der römischen gebracht, den verwandten Dentschen begegnet mon mit Sympathie: so heißt es noch in einem spätprovençalischen Bericht über sie: „grandas so de statura, ardidas per natura, so gran cassadors et trebalhadors, de cara graciozes, alegres et ganjozes, han saurs pels en color, so liberal de cor."*) Erst allmählich mit der Wiedererweckung des klassischen Altertums, eben durch sie, beginnt man, sich der Abstammung von den alten Römern zu rühmen und ouf die „Barbaren" jenseits der Alpen oder des Rheins herabzusehen.

Aber in diese Zeit reichen auch schon die uns erhaltenen Porträts der großen Männer herab und wir sind nun imstande, an ihren anthropologischen Merkmalen zu erkennen, welchem Typus sie angehören. Während es in der ersten Zeit der germanischen Einwanderung nömlich ziemlich sicher ist, daß Personen, die germanische Namen trugen, auch Germanen waren, wird dies später schon sehr zweifelhaft, da man ohne weiteres onnehmen kann, daß edle „römische" Geschlechter oder Emporkömmlinge aus der dunkleren Rasse in die blonde Aufnahme fanden. Es genügt daher nicht, daß Dantes Fomilienname ein germanischer ist (Alighieri, ursprünglich Aldighieri ist das longobardische Aldiger), nicht einmal, daß auch andere Vorfahren germanische Namen tragen (so Waldroda, Guido Guerra, die in der göttlichen Komödie genannt sind); es muß hierzu noch Dantes eigene Nachricht kommen, daß er blond war (flavus), das bekonnte Bild Giottos, das seinen lichten Teint bezeugt, und die noch bekanntere Büste, deren typisch germanische Physiognomie keinen Zweifel mehr zuläßt, daß Dante wirklich Germone war, wahrscheinlich sogar reinrassiger Germane.**)

Dies Beispiel zeigt, welche Schwierigkeiten der Forscher zu überwinden hat, ehe er zu sicheren Resultaten kommt. Und leider ist es sehr häufig zu beobachten, daß die Biographen es ganz oder fast ganz unterlassen, die äußere Gestalt der betreffenden Persönlichkeit, wenn sie nicht irgend etwas besonders Auffallendes zeigte, zu schildern. Fehlen dann sicher bezeugte Oelbilder oder sind nur Kupferstiche vorhanden, ist das Haar ergraut oder gepudert, so sind wir völlig im Stich gelassen. So ist es z. B. unmöglich, den Typus von Watteau festzustellen, da seine Selbstporträts unauffindbar, vielleicht überhaupt verloren sind. Andererseits lassen wieder viele Bildnisse an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig, sodaß selbst geringe Abnormitäten in der Färbung der Iris festgehalten sind, wie bei Michelangelo, dessen eines Auge zur Hälfte gelb war, während die andere Hälfte sowie das andere Auge blau sind. Die Schädelform läßt sich ganz sicher nur dort nachweisen, wo Profil und Enface-Ansicht zugleich vorhanden sind oder in besonders günstigem Falle noch der Schädel erhalten ist. Allerdings entspricht dem langen Gesicht und der gebogenen Nase fast ausnahmslos ein Langschädel***); doch kommt auch eine gerade Form der germanischen Nase vor, die leicht mit der alpinen in ihrer Verfeinerung durch nordische Beimischung verwechselt werden kann — eine solche Nase, im Nordosten Deutschlands häufig, hat der reinrassige Robespierre.

Außerdem bestehen von der Langschädligkeit sehr abweichende Begriffe. Eine von vorn breit erscheinende Stirn schließt Langschädligkeit nicht aus, ebenso nicht die wenig ovale Form des Hutrandes, den man sehr dilettantisch als Schädelmaß anzunehmen pflegt: das Hinterhaupt, das eigentlich den Langschädel bestimmt, beginnt erst darunter. Nur dort, wo das Hinterhaupt sich fast garnicht über die Nackenlinie ausbaucht — man spricht in diesem Fall von Stiernacken — ist der Kurzschädel so gut wie sicher, mindestens aber ein starker Einschlag von Kurzschädligkeit zu

*) „Sie sind groß von Statur, kühn von Natur, geschickt im Jagen und Mühen zu ertragen, von Antlitz anmutig, scherzhaft und frohmutig, blondfärbig von Haar, freiherzig immerdar."

**) Man vergleiche Dantes Physiognomie mit der Carusos.

***) Vgl. das volkstümliche Wort: „Große Männer haben große (d. i. gebogene) Nasen."

konstatieren. Bei dieser genauen Schädelbestimmung fallen dann auch jene verblüffenden Resultate weg, die einerseits die Mehrzahl der Genies für die Dolichocephalen, andererseits für die Brachycephalen reklamieren, und das Endresultat gibt den Langschädeln das bedeutende Uebergewicht. Der Volksmund bezeichnet, damit übereinstimmend, den wenig begabten als Dickkopf und derber als Quadratschädel, während vor den „Großkopfeten" allgemeiner Respekt herrscht.

Dies sind die Grundsätze, nach denen Woltmann den anthropologischen Charakter der Genies untersucht. In einem früheren, jetzt in neuer Auflage bereits angezeigten Buche: „Die Germanen und die Renaissance in Italien" (Leipzig und Eisenach. Thüring. Verlagsanst.) wies er den germanischen Einschlag in der italienischen Kultur bis in die neuere Zeit nach. Das Resultat ist überraschend genug. Nur eine kleine Zahl von Genies gehört der dunklen Rasse an (so Verocchio, Mazzini) oder ist Mischtypus (so der aus germanischem Adelsgeschlechte stammende Michelangelo, Ariosto, Manzoni, Leopardi) weitaus die Mehrzahl sind rassenreine Germanen (Dante, Leonardo, Rafael, Tizian, Giordano Bruno, Galilei, Columbus, Alfieri. Garibaldi, Cavour und viele andere) und nicht nur das, sie repräsentieren sogar einen weit reineren Typus als die als Germanen schlechthin bezeichneten Deutschen.

Der Grund hierfür ist ein sehr natürlicher: nur die tüchtigsten, regsamsten trieb es im Tatendrang in die Ferne, und hier gründeten sie einen stolzen Adel, der sich nicht so leicht mit der unteren Bevölkerung, die ihm an Masse überlegen war, vermischte und selbst, wenn er Verbindungen mit ihr einging, seinen starken Typus immer wieder durchschlagen ließ. Eine eingehendere Familiengeschichte wird es wohl auch nachweisen können, daß bei gemischter Zusammensetzung das Genie, das einer Familie entsprießt, die größte Annäherung an den nordischen Typus darstellt.

Nun erstreckte Woltmann seine Untersuchungen auf zweihundertfünfzig französische Genies. Das Buch führt den Titel: „Die Germanen in Frankreich" (Jena, Eugen Diederichs).

Ich kann natürlich hier nur einige Hinweise geben, möchte auch nicht den Inhalt des außerordentlich wertvollen Buches vorwegnehmen. Sechzig Bildnisse sind ihm beigegeben, wie ebenso das Buch über die Italiener die wichtigsten Persönlichkeiten neben ihrer anthropologischen Beschreibung im Bilde brachte. Leider fehlt noch eine völlig exakte farbige Wiedergabe; diese würde dann noch beweiskräftiger für jedermann sein. Das Resultat ist wieder ein ähnliches wie bei den Italienern, nur macht sich eine etwas stärkere Beimischung dunkleren Blutes in den ziemlich häufig auftretenden braunen Augen bei sonst nordischem Typus geltend, während die Italiener in den weitaus meisten Fällen auch die lichte Augenfarbe zwischen blau, grünlichblau und graublau schwankend, erhalten haben. Mirabeau, Pascal, P. Corneille, Viktor Hugo, Lamartine, Clouet sind solche Typen, während Beaumarchais, Dumas père, Millet die entgegengesetzte Mischung, blaue Augen bei schwarzem Haar, wie sie Michelangelo hatte, vertreten. Ziemlich häufig ist auch der brünette Typus Goethes mit braunem Haar, braunen Augen bei germanischer Gesichtsbildung oder sonstigen Merkmalen nordischen Einschlags: so Desmoulins, Diderot, Gautier, Gobineau, Michelet, Racine, Stendhal, Zola, Ingres, Meissonier, Boieldieu, George Sand. Auch die Mischung von braunem Haar und blauen Augen erscheint mehrfach: Mehul, Saint-Saëns, Thomas, Pasteur, Taine, Descartes, Ludwig XIV. Den reinsten nordischen Typus vertreten: Coligny, Carnot, Danton, Heinrich IV., Karl der Kühne, Lafayette, Robespierre, Saint-Just, Talleyrand, Montaigne, Voltaire, Berthelot, Berthollet, Cuvier, Laplace, Mignet, Montesquieu, Renan, die beiden Saint-Simon, Augier, Béranger, Bernardin de Saint Pierre, die beiden Chénier, Thomas Corneille, Peter Corneilles Bruder, Delavigne, Fénelon, Flaubert, Mérimée, Molière, Ronsard, Saint-Beuve, Vigny, Rodin, die Maler Bougereau, David, Manet, Puvis de Chavanne, H. Vernet, die Musiker Auber, Berlioz, Bizet, Chopin,*) Couperin, Gounod, Grétry, Massé, Vieuxtemps, dann Charlotte Corday, die Roland, Madame Sévignée und die Vigée-Lebrun.

*) Slawischer Einschlag

Der größte Franzose blieb bisher noch ungenannt: es ist der in der Jugend blonde, später rothaarige, blauäugige Napoleon, dessen Familienname Bonaparte noch an das longobardische Bonipert erinnert, eine grazile Variation des nordischen Typus, wie wir ihn auch bei Kant, Menzel, Richard Wagner, Swinburne finden, nach seinem reinrassigen Vater geartet, indessen seine Mutter, groß, aber brünett, einen Mischtypus repräsentierte.

Neben dieser Ueberzahl an reinrassigen Blonden sind schwarzhaarig und braunäugig nur Richelieu, Larochefoucauld (dieser sehr bezeichnenderweise aus sehr altem germanischen Adel), J. J. Rousseau, Arago, Thiers, Balzac, die Maler Delacroix und Lorrain, Madame Staël, auch von ihnen die meisten mit einer Beimischung nordischen Blutes, das sich im aufgehellten Teint (Rousseau), in hoher Gestalt (Gautier), germanischem Gesichtstypus (Richelieu, Larochefoucauld, George Sand) verrät, der reinste Alpine von ihnen wohl der kleine, gedrungene Balzac mit der bekannten „gewöhnlichen" Physiognomie. Eine leichte Beimischung dunkleren Blutes zeigt sich bei dem blonden, blauäugigen Molière in der bräunlichen Färbung des Teints und dunklen Augenbrauen. Der Prozentsatz der Germanen ist 70 bis 75, der Mischtypen 20 bis 25, der brünetten 5. Ganz im Gegensatz zu diesen Zahlen gehört nach den statistischen Ergebnissen die Hauptmasse des heutigen französischen Volkes dem alpinen dunklen, kurzschädligen Typus an, der allmählich, nicht erobeend, sondern einfach nachdrängend die Lücken ausgefüllt hat, die in der oberen germanischen Schicht durch Rassenerschöpfung, Krieg, Zölibat, Hugenottenverfolgung, Revolution, die Wirkung der „polypenarmigen" Städte, wie Verhaeren sagt, entstanden waren. Ein weiteres Kapitel deutet die Grundzüge eines geplanten ähnlichen Werkes über Spanien und Portugal an und kann schon jetzt feststellen, daß ihre größten Genies Cervantes und Camoes der reinen nordischen Rasse angehörten, während Velasquez ein hochgewachsener, frischgefärbter, doch schwarzhaariger und dunkeläugiger Mischtypus von der Art Ariostos war. Eine Arbeit über die Genies der Juden, die ebenfalls geplant ist, verspricht auch hier den Anteil der blonden nordischen und der dunklen Mittelmeerrasse, wozu noch alpine, mongoloide und Negerelemente kommen mögen, zu erweisen. Besonders wertvoll wäre eine genaue Untersuchung über die genialen Begabungen der Deutschen, bei denen sich Blonde und Brünette ziemlich das Gleichgewicht halten dürften. Denn Goethe war, wie erwähnt, Mischtypus, Luther und Beethoven stehen dem alpinen Typus weit näher als dem nordischen, und mancher große Name mag noch hinzukommen.

In Deutschland liegen eben die Verhältnisse wesentlich anders als in Frankreich, Italien und Spanien und Portugal. Hier war jedenfalls der Norden der rassenreinste Teil; aber ungünstiges Klima, ungünstige Weltlage verhinderten lange Zeit seine Entfaltung. Mitteldeutschland mit seiner stärker untermischten Bevölkerung kam ihm zuvor. So konnte eine Zeitlang die Ansicht bestehen, eine reine Rasse könne in sich keine Genies erzeugen, es bedürfe vielmehr immer der Mischung. Dies wird dahin zu berichtigen sein, daß die nordische Rasse die Kraft hat, auch noch in der Mischung Genies zu erzeugen, wie sie es in ihrer Reinheit vermag (Leonardo, Dürer, Napolean, Schiller, Thorwaldsen, Bismarck). Daß man dabei nicht von absoluter Reinheit, sondern nur von einer Annäherung sprechen darf, ist selbstverständlich. Im allgemeinen kann man aber sehr wohl die verschiedenen Typen nach ihren Hauptmerkmalen unterscheiden, und dies ist eine bloße Konstatierung von Tatsachen, keineswegs eine Gehässigkeit. Dadurch, daß Balzac im wesentlichen als der alpinen Rasse angehörig, Spinoza als Mediterraner bezeichnet wird, soll ihr Genie durchaus nicht verkleinert werden. Ja, sogar die Feststellung der Tatsache, daß die nordische Rasse der große Kulturträger ist und alle anderen Rassen an Begabung übertrifft, ist keine Ueberhebung aus Eitelkeit des zufällig diesem Typus angehörenden Verfechters dieser Idee — Gobineau selbst z. B. war nicht reinrassig —, sondern auch sie hat ihren sehr natürlichen Grund: die blonde Rasse entstand zweifellos im Norden unter rauhem Klima und durch stete Auslese der Tüchtigsten; die verminderte Pigmentierung hatte zur Folge, daß der Körper die sonst hierzu

nötigen Stoffe anderweitig verwerten konnte; die späte Mannbarkeit bedingt eine längere Aufnahmefähigkeit des Geistes. Und wie es nun in der Landwirtschaft längst bekannt ist daß in rauherem Klima erzielte Frucht in einem wärmeren doppelt üppig gedeiht (der „sibirische Hafer" ist ein Beispiel), so mußte auch die nordische Rasse, wenn sie in südlichere Breiten kam, sich unter den günstigeren Verhältnissen weit mächtiger und vor allem reicher entfalten als in ihrem kargen heimatlichen Norden. Aber hier droht ihnen auch das Capua der Verweichlichung, und einst blühende Gefilde wie Sizilien, das die hohe Kultur der Hohenstaufen und Normannen sah, wie die herrliche Provence, das glorreiche Spanien erleiden einen langsamen geistigen Tod, wie allmählich das geruhige, fleißige, doch weit wenigee betriebsame dunkle Element vordrängt. Die Zahl der Genies, die es aus sich selbst zu erzeugen vermag, ist eine verschwindend geringe.

Dies ist die große Gefahr, auf die Professor Woltmanns Forschungen eindringlich verweisen. Sein Buch hat darum eine höhere Bedeutung als nur die einer geistreichen und gut geführten Untersuchung. Recht verstanden, sollte es ein Land wie Deutschland lehren, der Auswanderung gerade seiner regsamsten Elemente zu steuern und dem Verbrauch seiner Rassenkraft zu wehren. Denn die Kraft eines Volkes beruht zweifellos auf der breiten Masse, auf den „Emporkömmlingen" aus dieser; wenn diese aber durch Erschöpfung des bedeutenderen Elements aufhört, ein Keimplasma für Genies zu sein, ist sein Niedergang nicht mehr fern.

Wien. Otto Hauser.

Ein historischer Roman von Riccarda Huch.

Seit der seligen Mühlbach war der weibliche historische Roman unheilbar in Verruf gekommen; und wirklich gibt es auch heute nicht allzuviele Frauen, die weitblickend und tiefgebildet genug sind, um das Wagnis, Geschichte zu verdichten, unternehmen zu dürfen. Wenn eine unter uns, so ist wahrlich Riccarda Huch dafür geeignet. Nicht, weil sie die Universität besucht und ihren Doktor gemacht hat, nicht ihrer Kenntnisse wegen, aber deshalb, weil sich bei ihr in einer seltsam reizenden Weise Begeisterungsfähigkeit für das Alte, Ehrwürdige und pietätloses Eigenurteil verbindet. Sie sieht das Alte mit neuen, jedenfalls mit eigenen Augen an, erschrickt nicht davor, wo es groß und furchtbar ist, und füllt es mit lebendigem Blute da, wo es nur als etwas Halbverwelktes, Verdorrtes zu uns kam.

Wie sehr die Dichterin selber die Empfindung in sich trägt, ihre Feder sei zur Wiederbelebung der Geschichte berufen, zeigt ein Blick auf ihre früheren Werke. Während ihres Aufenthaltes in Zürich schrieb sie aus der Geschichte der Schweiz „Der Bundesschwur" und die weniger dichterische als gelehrte Arbeit über die Neutralität der Eidgenossenschaft während des spanischen Erbfolgekrieges. Da schon aber begab sie sich nach Italien mit ihrer Dichtung, in die Zeit der italienischen Renaissance, und aus der Stimmung ihres Züricher Studentenlebens heraus entstand ein Drama in Versen „Evoe". Eine Weile dann besinnt sich Riccarda Huch auf persönlichere Konflikte. Sie dichtet den Roman, der sie bei einer kleinen, erlesenen Schar berühmt machte und der noch heute ihr wärmstes, eigengeborenes Werk ist „Ludolf Ursleu". Er auch hat etwas Chronikenhaftes, und die Einkleidung stempelt ihn zu einer Historie. Ludolf der Jüngere, ein Mönch, schreibt seine Erinnerungen nieder. Kleine Erzählungen wie „Der Mondreigen von Schlaraffis", „Hadewig im Kreuzgang" befolgen dasselbe Prinzip. Sie umgeben die Gegenwart mit einem silbern schimmernden Ferndunst. Die „Teufeleien" gehen ins Mittelalter hinein. Dann schreibt sie ihre „Blütezeit der Romantik", ein Buch, in dem wieder umgekehrt die Vergangenheit uns so nahe wird, daß wir sie als dicht neben uns empfinden. Drei Jahre später erschien die Ergänzung des Buches „Ausbreitung und Verfall der Romantik", die ähnliche Wirkung hat. Dazwischen gibt sie eine Neudichtung des „Armen Heinrich"; ihr soziales Gemälde aus der italienischen Gegenwart „Die Triumphgasse"; den Patrizier- und Studentenroman „Vita somnium breve" und, wieder, aus italienischen Erinnerungen und Gegenwartserlebnissen psychologischer Art gemischt, das halb fabulierende, halb real schildernde Buch „Von den Königen und der Krone". Danach kleinere Erzählungen verschiedener Art.

Die Mode und selbst die wirklichen Errungenschaften des Realismus in der Dichtung sind spurlos an Riccarda Huch vorübergegangen. Ebenso spurlos die L'art pour l'art-Bestrebungen. Eine unbändige und leider oft auch ungebändigte Lust am Fabulieren beherrscht ihre Kunst. Wie ein orientalischer Märchenerzähler sitzt sie da und schildert, malt was eben gerade in diesem Augenblicke sie interessiert, ohne Rücksicht auf das Ganze. Und das gerade ist es, was auch an ihrem neuen Roman verstimmt.

Die „Verteidigung Roms" nennt sie ihn, und er soll den ersten Teil einer Trilogie bilden, die den Titel „Geschichten von Garibaldi" führen wird. Ich weiß nicht, wie man das aushalten soll. Drei Bände, die doch hintereinander gelesen werden wollen, dermaßen überfüllt von Menschenschicksalen! Fast auf jeder Seite ein neues.

Herrliche Gobelins in satten Farben hängt sie vor uns auf, einen Figurenteppich neben den anderen. Schließlich meint man nur ein Gemisch wundervollee Farben zu sehen, ein Nebeneinander von Gliedern, unentwirrbare Szenen von Kampf, dazwischen einmal eine einzeln stehende schöne Figur, Gold und glühende Steine sind angebracht, manchmal flammt irgendwo ein starkes Feuer auf, beleuchtet eine Szene besonders farbig, oder macht eine Frucht, ein Ornament, ein Gesicht seltsam lieblich transparent. Meist aber herrscht eine hohe, kalte Gleichgültigkeit vor, eine Gleichgültigkeit, die manchmal grausam wirkt. Menschen, mit denen wir durch das Buch hindurchgewandert sind, von denen uns Erregendes und Bewegendes erzählt wurde, Trauriges und Süßes, werden eilig, mit ein paar flüchtigen Worten zu Tode gebracht, gleichsam in eine Grube verscharrt.

Eine andere Art Grausamkeit, die ihren Ursprung gleichfalls in der Kälte hat, zeigt sich in der Ausmalung entsetzlicher Greuel. Diesen Zug nach dem Schrecklichen hat Riccarda Huch bereits in ihren früheren Werken gezeigt, und er wirkt, wenn auch manchmal befremdend, doch immer durchaus künstlerisch. Mit sichtlichem Behagen, selbst humoristisch, wurden uns in den „Teufeleien" Folter und Martern aller Art vorgeführt. Und eben diese unsentimentale Art, schauerliche Todesschrecken aufzufassen und darzustellen, gab dort das besonders echte Zeitkolorit, gerade so wie die Gleichgültigkeit gegen den Tod und die Schrecken der Trennung zeitgemäß wirken für eine Epoche, in der alle Gefühlsordnung auf den Kopf gestellt wird, ein übermächtiger Trieb alle anderen unterdrückt.

Das Buch beginnt mit einem Hymnus in erhobener Prosa:

> „Wir wollen alte Lieder singen, um den Toten der Insel zu beschwören. Eine Aeolsharfe wollen wir zwischen die Klippen spannen; wenn der Wind darüber fährt, wird sie von heiligen Erinnerungen tönen."

Dann beginnt die Erzählung in Rom im Jahre 1846, berichtet die Stuhlbesteigung Pius IX. und geht nach einem raschen Bericht über die damalige Stimmung des italienischen Volkes zu einer Predigt über, die der patriotische Priester Ugo Bassi im Kolosseum hält; kaum aber haben wir eine kurze Charakteristik der beiden Päpste, eine etwas längere von Ugo Bassi gehabt, da wird uns schon wieder, Ende der zweiten Seite, Angelo Brunetti vorgestellt, seine Person, seine Abkunft, sein Hausstand, seine Gesinnung, Gestalt und Charakter seines ältesten Sohnes. Dann erst beginnt eine der Prachtschilderungen, die Riccarda Huch zu schreiben versteht. Die Predigt des Ugo Bassi wird wiedergegeben, die Stimmung der Zuhörer, das Aufflammen des Patriotismus in der Menge. Aber nun gibt man uns noch einmal die Erklärung von Bassis Charakter aus

seinem Milieu heraus. Jedes einzelne Wort ist schön, jede Bemerkung treffend, voll Anschauung, namentlich die Eigenschaftsworte bezaubern durch ihren Klang, der musikalisch das Gleiche auszudrücken versteht, was ihr Sinn sagen will — — aber zuviel! zuviel! Auch im Satzbau.

„Die Blicke der Zuhörer, die anfangs mit Spannung an dem kühnen Manne gehangen hatten, der . . . . ., dann aber sich von ihm verloren hatten und zerstreut den steinernen Bogen gefolgt waren, die schwer und weich am grauen Abendhimmel hinwallten, ..." Die vielen Einschiebsel, selber „schwer und weich", umhüllen bis zur Unkenntlichkeit die Struktur der Sätze. Auch optisch ist nichts für Gliederung und Klärung getan. In demselben Absatze gehen die Zustände von vor- und rückwärts durcheinander.

Regen fließt, Brunetti und der Mönch gehen, Brunetti hätte gern . . ., aber Bassi wollte den Abend bei Brunettis Familie zubringen. Gleich dahinter kommt, in der gleichen Zeile „Brunettis Frau Lucrezia stammte". Und nun zwei Seiten voll fesselnder Charakteristik, dann weiter in der Erzählung.

Es mag kleinlich scheinen, daß ich mich so lange und ausführlich bei diesen Mängeln aufhalte; wer aber das Buch gelesen hat, wird, wie ich, unwillig gelitten haben unter dem, was ihm den Genuß des interessanten, starken, nur allzu wertvollen Buches verkümmern wollte. —

Bassi erzählt einen Traum: Er befand sich neben einer edeln Frau, die wie eine Kranke schmerzhaft hingestreckt war. Diese Frau war Italien. Sie rief immer „Wer errettet mich?" Als sie es zum drittenmal gerufen hatte, antwortete ein „Ich". Es war eine Stimme, die den wüsten Raum mit Glanz und Klang füllte. Diese Stimme nun aus seinem Traume hofft er dem neuen Papste zu eigen. Aber als er Garibaldi hört, weiß er, es ist die seine.

Pius IX. tritt seine Regierung mit einer großen Amnestie an. Aber die Freude über ihn währt nicht lange. Anschaulich ist die Zerrissenheit und Führerlosigkeit der Patrioten dargestellt. Ein Heer Freiwilliger, das ungeduldig gegen Oesterreich ziehen will, mit dem Segen des Papstes ausgerüstet, muß auf Befehl des Papstes feiern, und als der Papst den Krieg widerruft, ist der Zwiespalt offenbar. „Gegen den Papst" ist fortan die Losung der Männer, die ein einiges Italien schaffen wollen. Und nun tritt Garibaldi in den Roman ein. Er kommt mit seiner Legion nach Rom, um dem aufgelösten Staate seine Dienste anzutragen. Der Rat beschließt, ihn zwar in Sold zu nehmen, aber unschädlich zu machen, indem man ihn in entlegene Gegend verschickt. Zuletzt, in der Not, ruft man ihn.

Riccarda Huch folgt genau der Ueberlieferung in jeder Hauptperson, die im Buche vorkommt, ihre beredte Phantasie strömt trotzdem durch jede einzelne, schafft lebensvolle Nebenpersonen und wunderlich plastische Szenen, die in dem Allzuvielfältigen, Unorganisierten, dem die künstlerische Auswahl zu fehlen scheint, sich ausnehmen wie reife, lockende Früchte zwischen dem Gewirr des Laubes, das nun abfallen mag und verdarren, nachdem es diese Herrlichen genährt hat.

In Sonderheit zu Ende des Buches, da Garibaldis Getreue in Rom eingeschlossen sind und gegen die Franzosen sich verteidigen, bringt die gesteigerte und zusammengefaßte Situation Auftritte von heroischer Eindringlichkeit hervor. Namentlich die bescheidenen, eiligen Feste der Belagerten, in denen die unverwüstliche Lebenslust der Italiener, ihr feines Schönheitsgefühl, die erlesene Lieblichkeit ihrer Frauen eine Rolle spielen, zeigen die Dichterin auf der Höhe ihres großen Könnens. In solchen Schilderungen liegt die Stärke des Buches. Die einem historischen Roman so notwendigen Charakteristiken dagegen wirken in ihrer allzu großen Breite ungegliedert, verschwommen. Die künstlerische Auswahl fehlt auch hier. Garibaldi, Mazzini, Manara, Bassi, die Nebenhelden, jeder wird mit gleicher Umständlichkeit, gleicher Intensität vorgeführt. Nur wenn man rein ästhetisch bewertet, hat man auch von diesem historischen Buche Riccarda Huchs den gleichen Genuß wie von ihren früheren, in denen das lässige Fabulieren keine Gesetze verletzte.

Denn groß ist auch hier wieder der Reiz, der über jeder Zeile liegt. Man muß ihn gewaltsam abschütteln wie einen lähmenden Traum, will man dem Buche gerecht sein, es nicht nur bewundern, sondern auch beurteilen. Und das ist man dem Genius einer Riccarda Huch schuldig.

Anselm Heine.

Neuerscheinungen.

Vor kurzem stand ich im Geschäft eines bekannten Buchhändlers. Er klagte über die nicht mehr zu bewältigenden Fluten von Katalogen und Anpreisungen, über die Ballen von Büchern, die ihm aus allen Himmelsrichtungen ins Haus kämen. Dann nahm er aus dem Regal einen einfachen Band geringen Umfangs: „Sehen Sie," sagte er, „das ist das Verzeichnis der Neuerscheinungen von 1866—70." Es enthielt 442 Seiten. „Und hier" und er wies auf einen Koloß von Buch, das wuchtig, als wollte es sie zerdrücken, auf der Platte seines Schreibtisches lag, „sehen Sie das Verzeichnis der Neuerscheinungen aus demselben Zeitraum, aber es sind dreißig Jahre später." Dieses zeigte 1505 fast unförmlich große Seiten. So gewaltig hatte ich mir den Unterschied, so rapide das Anschwellen denn doch nicht vorgestellt. „Um tausend Stück pro Jahr," sagte der Buchhändler. „Und im ganzen? Wieviel Werke erscheinen wohl neu in einem Jahr?"

„28 886 im letzten," gab er lakonisch zur Antwort. Vor meinen Augen aber nahm die Riesenzahl plötzlich Leben an. Sie zerflog in ungezählte Atome, in Seelen, hoffende, harrende, hochbeschwingte, die alle die verschiedenen Autoren einst in diese ihre geistigen Kinder gelegt mit ihren großen Hoffnungen und Erwartungen, ihren heißen Wünschen und Träumen. „Ein Buch schreiben," fuhr mein Bekannter fort, als erriete er meine Gedanken, „gleichviel welcher Art es ist, das ist ungefähr dasselbe, als wenn sich jemand ein Lotterielos kauft in der stillen Hoffnung, er werde einen Hauptgewinn einheimsen. Ja, ich behaupte, man hat in der preußischen Klassenlotterie mehr Aussicht, eins der größeren Lose zu gewinnen, als mit seinem Buch einen nennbaren Erfolg zu erringen. Und dort kommt man wenigstens oft mit seinem Einsatz heraus. Aber bei einem Buche . . . den Einsatz von Mühe und Arbeit, von Nerven und Kräften . . . wieviel Autoren gewinnen den zurück?"

Dies Gespräch lebt in mir auf, da ich auf die beträchtliche Zahl von neuerschienenen Büchern blicke, die sich in meiner Arbeitsstube gesammelt haben und denen ihr Schöpfer doch auch so etwas wie eine Seele eingehaucht hat oder wenigstens hat einhauchen wollen. Und ihre Seele zu erschließen, das erscheint mir denn doch mehr die Hauptsache einer Besprechung als lediglich apodiktische Urteile über Wert oder Unwert solcher Bücher abzugeben. Vorausgesetzt, daß das Werk eine Seele hat.

* * *

Eine helle, sonnenklare Seele, eine rechte, reine Kinderseele, spricht aus Wilhelm Fischers neuem Buche „Lebensmorgen" (Georg Müller, München und Leipzig). Ich las vor kurzem in irgend einer Betrachtung, daß nur die echte Künstlernatur und das Kind das Leben sehen, wie es ist. Sie allein fühlen voll seine Werte und fassen es als Ganzes. Sie geben den Dingen ihren rechten Namen und den Worten ihren wirklichen Inhalt. Hieran mußte ich bei der Lektüre dieser Erzählungen denken; sie sind für Kinder geschrieben, gleichviel ob sie erwachsen oder noch nicht erwachsen sind. Es sind zum Teil Märchen mit dem tiefen Sinn des Lebens. So gleich die beiden ersten „Das alte Stadttor" und „Das Regenbogenschüsselchen". Ein heiterer, blauer Himmel liegt über ihnen, und wenn es einmal ein Nachthimmel ist, dann sieht man kein Dunkel, so leuchtend funkeln und glitzern die Sterne, als wäre es lauter Gold, und zwischen ihm nur einige mattblaue Streifen.

Wilhelm Fischer ist einer der wenigen Optimisten unter den Modernen, aber sein Optimismus entspringt nicht oberflächlicher Lebensbetrachtung, fließt nicht aus Augen, die nicht in die Tiefe zu sehen vermögen, er ist vielmehr geadelt durch innere Kämpfe und behauptet auch da den Sieg, d. h. den Glauben an die Welt und den Menschen, wo er in die Tragik des Lebens hineinblickt, an der niemand vorüber kann, es sei denn, er wolle nicht sehen.

* * *

Die Musik heißt die Seele eines Romans von **Paula Laufen**: „**Im Bannkreis der Musik**" (ebenda). Der Roman ist figurenreich, aber nicht durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen verwirrend. Es sind weiche, zarte Hände, die hier langsam und nachdenklich über die Tasten gleiten. Wohl schwellen die Töne dann und wann zu Tiefen und Leidenschaften an, wohl irren sie hinunter in das Dunkel von Sünde und Tod. Aber aufregen wollen sie unser Inneres nie, zuletzt glätten sich die Wogen in einer Art der Beruhigung, die oft genug weichlich anmutet. Eine Dämmerung des Empfindens liegt über dem Ganzen, sowohl über dem Charakter wie über den Geschehnissen, die es zu einer Größe der Konsequenz nie kommen läßt. Das Buch mutet an wie eine gute Abendmusik, die uns einige Stunden wohltuender Unterhaltung geben will, dazu ernste, ja auch tiefe Empfindungen anregt, aber stets mit einer gewissen Aengstlichkeit vor jedem Aufrühren der Tiefen in uns überlegenden Einhalt tut. Diese Vorsicht aber hat ihre Schattenseiten. Sie weiß nichts von dem Großen der Kunst, das, indem es unsere Seele erschüttert, ihr zugleich die Befreiung gibt. Das Werk unterhält, es regt an, aber es bleibt eben sanfte, weiche Abendmusik, nach der man gut und traumlos schlafen kann. Von der Musik habe ich viel in diesem Roman gelesen, von ihrem „Bannkreis" habe ich nichts verspürt. Vorzüglich sind dagegen die Naturschilderungen: ganz knapp, ohne jede Sentimentalität, fern von der leisesten Schablone geben sie der lebendigen Schöpfung auch so etwas wie eine leicht, leise schwingende Seele. In der Charakteristik der Anna von Stengern, in dem Erwachen und sich Entfalten ihres Innenlebens, in ihrem Heranreifen zum tapferen Weibe hat die Verfasserin den Beweis geliefert, daß sie über die erste Kunst der Romanschriftstellerin verfügt: Menschen zu schaffen. Wie auch ihre anderen Gestalten leben. Ich habe an dem Buch manches ausgesetzt, werde aber den mir bisher nicht bekannten Namen von Paula Laufen mit Interesse weiter verfolgen.

* * *

Gar keine Seele hat Rupprecht, der Held von **Heinrich Kellers** Roman: „**Streber**" (Egon Fleischel & Co. Berlin), womit ich jedoch nicht sagen will, daß die Dichtung seelenlos sei. Darin, daß ihre Hauptperson keine Seele besitzt, — besteht die Seele des Romans. Hans Rupprecht ist der Typus des Strebers, der in eine kleine, von den Parteikämpfen der Deutschen und Tschechen durchwühlte Stadt Böhmens kommt, heute dieser, morgen jener Richtung folgt, ohne je ein anderes Ziel zu haben, als das der eigene Vorteil ihm diktiert. Ein Mann, den weder Skrupel noch Zweifel plagen, der, von des Gedankens Blässe niemals angekränkelt, auch die heiligen Empfindungen des Glaubens und der Liebe seiner niedrigen „Ich-Politik" unterordnet, bis er den Höhepunkt seiner ehrgeizigen Wünsche erreicht: ein Reichstagsmandat, das ihn mitten in das pulsierende Leben Wiens versetzt. Hier ergibt er sich, obwohl von Hause aus freisinnig, ja demokratisch veranlagt, dem klerikalen Einfluß und einer alternden, frömmelnden Aristokratie, um durch deren vereinte Kräfte seine Rolle zu spielen. Als seine Falschheit entlarvt ist und seine Anhänger alle sich von ihm wenden, ist er der einzige, der sich nicht aufgibt und jenen Mut im Glauben an sich und sein skrupelloses Können beweist, der uns, bei allem moralischen Abscheu, doch mit einem gewissen ästhetischen Wohlgefallen erfüllt, wie es Größeren als Heinrich Keller für ihre abscheulichen Helden vermöge ihres Genies hervorzurufen gelungen ist. „Für jeden ward es nicht Abend. . . . Nur für die Eintagsfliege, die den nächsten Morgen nicht mehr erlebt. Für die anderen ging aber morgen die Sonne wieder auf, auch morgen hell und strahlend und vielverheißend. Und er wollte keine Eintagsfliege sein. . . ." Ein großes und zweifellos dankbares Motiv für einen Roman! Ob dem Verfasser die Durchführung gelungen, ist eine andere Frage. Die Anlage ist viel zu breit. Keller will uns mit Humor und Satire zuerst den kleinstädtischen Nationalitätenkampf, von Spießbürgern und Dunkelmännern geführt, später klerikale Zustände in Oesterreich schildern. Das letztere ist ihm gelungen, im anderen aber ist er nicht Meister genug, Situationen und Charaktere zu beherrschen. Was mit wenigen Strichen wirkungsvoll hätte abgetan werden können, zerrt sich in oft langweilig wirkenden Ausführungen, und geradezu häßlich wirkt der Liebesrausch der bigotten Gräfin.

* * *

Und nun „**Jettchen Gebert**". „Namen sind ein Programm", liest man jetzt oft auf Anpreisungen für Zeitungen und Zeitschriften. Auch hier in **Georg Hermanns** Roman (ebenda) Titelname und Titelbild ein Programm! Mit einigem Mißtrauen ging ich an dieses Buch heran. Ich bin angenehm enttäuscht worden. Die Seele des Romans ist eine sehr harmlose, für unser modernes Denken und Empfinden gar zu harmlose, aber vielleicht wirkt gerade deshalb dieser Roman erfreuend und erfrischend, vorausgesetzt, daß „die gute, alte Zeit," in der er spielt, auch in dem Leser noch lebt und ihm Muße und Ruhe gibt, langsam und ohne Ungeduld dem Verfasser zu folgen. Altmodisch und schlicht nämlich erzählt das Buch eine sehr lange Liebesgeschichte von Jettchen Gebert, der hinterlassenen Tochter eines Berliner jüdischen Kaufmanns. Aber hinter dieser sonst auch gar zu wesenlosen Geschichte birgt sich ein kulturelles Bild. Wir sind in Berlin, im Vormärz der vierziger Jahre. Ein kulturfeines, demokratisches und im besten Sinne preußisches Judentum zieht an unsern Augen vorüber. Durch Hineinheiraten von östlichem, kulturlosem, aber lebenskräftigem Blut ist die alte, feine Ueberlieferung bereits gesprengt. Nur die Familie der Geberts, obwohl religiös und sozial dem Judentum als solchem entfremdet, hält an der Väter Glauben fest. Und der Tradition, starr in der Familie behauptet, muß Jettchen ihre innerliche, von dem Verfasser mit vieler Liebe und Poesie gezeichnete Neigung zu einem christlichen Literaten opfern und einen widerwärtigen jüdischen Kaufmann heiraten. Aber daß sie dies Opfer bringt, nachdem sie am Vorabend ihrer Hochzeit mit dem wirklich Geliebten eine berauschende Liebesszene genossen, das ist das nicht Begreifliche an dieser sonst psychologisch fein und tief gebauten Geschichte. Märtyrer wirken in jeder Dichtung mit einer gewissen Peinlichkeit, Märtyrer aber ohne zwingend gebietende Notwendigkeit verstimmen. Und eine solche Märtyrerin der Liebe ist das anmutige, reife und kluge Jettchen. Warum? Trotz aller Kunst, die der Verfasser mit fast blendendem Geschick aufbietet, glaube ich ihm diese Frauengestalt, wenigstens diese entscheidende Wandlung, nicht. Dafür ist vieles köstlich in dem Roman. Die Familienzusammenkünfte der Geberts und der in sie hineingeheirateten Jakobis, die, wie es ja leider immer im Leben geschieht, als die niedrigeren und brutaleren die Oberhand gewinnen, sind mit ihren Schmausereien und Unterhaltungen, ihrem Stumpfsinn und Spießertum Kabinettstücke humoristischer Erzählungskunst. Freilich wäre auch hier weniger — mehr gewesen, was die gar za sehr ausgedehnten und in ihrer Länge ermüdenden Schilderungen betrifft. Dafür entschädigt der Verfasser durch prachtvolle Figuren. Jason Gebert, dieser weltfremde, lahme Idealist, der inmitten einer Familienanschauung, der Geld und geschäftlicher Erfolg die einzigen Faktoren des Lebens ausmachen, unverstanden nach andern Lebenswerten sucht. Onkel Eli, seine Ehehälfte Minchen, und Ferdinand Gebert sind Gestalten, mit einer solchen Plastik und Wahrheit geschildert, daß sie kennen zu lernen allein die Lektüre des Romans wert ist.

* * *

Eine kämpfende und leidende Frauenseele in Gertrud Degenhart birgt der Roman von **Max Grad**: „**Unsere liebe Frau**" (ebenda). Unter den fast zahllosen Gestalten der Erzählung ragt sie als jüngster Sproß einer Münchener „Neun-Kinder-Familie" hervor. Abgesehen von der sorgsamen Aus-

malung, mit welcher der Verfasser bestrebt ist, alles Licht auf diese Figur zu konzentrieren, verwendet er nicht ohne Geschick das bekannte Mittel, die übrigen Gestalten in äußere und innere Beziehung zu ihr zu bringen und sie auch dadurch in den Mittelpunkt aller Handlung zu setzen.

„Simplicitas", eine Jugendgeschichte von Hermine Villinger (Adolf Bonz & Co., Stuttgart) will in Briefen ebenfalls eine Seele und ihr Werden, die einfältige Seele eines unbewußt zur Dichterin heranreifenden jungen Mädchens vor uns enthüllen. Aber dies Herzchen ist in ein dichtes Gewand von so ausschließlichem Unterhaltungsstoff gekleidet, daß man von seinem Pulsschlag wenig merkt.

Von leichtem Spiel vertrieben wird das seelische Interesse in Fedor von Zobeltitz' sonst nicht ohne Gewandheit geschriebenem Roman: „Eine Welle von drüben" (Egon Fleischel & Co.); wer eine leichte und gesunde Unterhaltungslektüre sucht, kommt hier auf seine Rechnung.

Eine ausgesprochene, jede Szene, ja jedes Wort durchatmende Seele erfüllt: „Das Ewige", ein Festspiel in zwei Tagen von Max Semper (ebenda). Das psychische Ringen, das Suchen des Menschen nach dem Unvergänglichen, das allem Irdischen zugrunde liegt, ist der Inhalt des ersten Tages dieses Festspiels, der in mehr philosophischer als dramatischer Entwicklung den Sieg eines auf dem Boden Israels erwachsenden Christentums über hellenische und römische Weltanschauung zur Darstellung bringt.

Danzig. Arthur Sewett.

Das Messer.

So war ich nach langer Fahrt endlich bei Pahls angekommen, um meinen alten Schulkameraden und seine Frau zu porträtieren. Wie oft hatten sie mich schon darum gebeten, wie oft aber hatten unvorhergesehene Zwischenfälle die Reise nach Böhmen verhindert! Ich bedauerte das immer von neuem aufrichtig, denn Beate von Pahl, die Gattin meines Freundes, war eine Schönheit.

Ich wurde am Tor mit Freuden empfangen, wie man gute Freunde auf einsamen Landsitzen aufnimmt. Pahl führte mich selbst in das mir zugedachte Zimmer im ersten Stock des Herrenhauses. Es war ein großes, altmodisch aber behaglich eingerichtetes Zimmer, mit gestreifter Tapete, tiefem Himmelbett und breitlehnigen Holzstühlen, herrlichen, bequemen Stühlen, die sicher seit mehr als hundert Jahren im Hause standen.

Ein Strauß frischer, vielfarbiger Feldblumen duftete auf dem runden Tisch; sonst war der Raum ohne jeden besonderen Schmuck, bis auf ein großes Bild, das dem Bett gegenüber an der Wand hing, das Porträt eines jungen Weibes, halb Kind, halb Frau.

Aber welch einer Frau!

Bewundernd blickte ich auf das feine Oval des Gesichts, dem zwei fast übernatürlich große, schwermütige Augen unter dunklen Wimpern und wunderbar gezeichneten Brauen etwas von der mütterlichen Milde einer Raffaelschen Madonna verliehen. Der kleine Mund war ein wenig geöffnet, und in der vollen Unterlippe lag ganz verborgen und in seltsamem Gegensatz zum kindlichen Ausdruck der Augen ein heimlicher Zug frohen Sinnengenusses. Seiner Jugend und Anmut zum Trotz redete das Antlitz keine heitere Sprache, es war das Gesicht einer Frau, die wohl auch bittere Tränen gekannt hatte.

Nie hat mich ein Bild im Ausdruck wieder so an jenes berühmte Porträt der unglücklichen Beatrice Cenci von Guido Reni erinnert, das in Rom im Palazzo Barberini hängt.

Ich wandte mich an meinen Freund: „Wer ist das?"

Viktor von Pahl klopfte mir auf die Schulter: „Aha, sie gefällt dir," entgegnete er. „Glaub's gern! Jeder, der dies Zimmer bewohnt, fragt immer zuerst nach dem Bilde. Alle haben ihre Freude daran, und du sollst sehen, die braunen Augen beheren einen jeden."

„Ihr kennt den Namen?"

„Es ist eine junge Frau von Wallhausen. Ihr Mann erbaute das Haus und legte den Park am Abhang des Hügels an. Du wirst übrigens später sein Bild unten im Eßzimmer sehen, ein energisch dreinschauender Kerl mit einer großen, stark gebogenen Adlernase und harten Augen. Er war Offizier in österreichischen Diensten und focht bei Chotusitz, Prag, Hohenfriedberg, und ich weiß nicht, wo noch. Krieg und Jagd scheint er geliebt zu haben. Ein Wunder, daß er daneben Zeit fand, eine Frau zu nehmen und dies nette Haus zu bauen. Nun komm aber zum Essen, dann führen wir dich durch seine Schöpfung, durch Schloß und Garten."

Ich trennte mich nur ungern von dem Bilde, um mit Pahl hinabzugehen.

Nach dem Mittagessen wurde ich durch verschiedene Wohn- und Schlafräume nach Küche und Gewölbe geführt; es war nicht viel daran zu sehen. Endlich geleitete man mich nach einer kleinen, dem Herrenhaus angebauten Kapelle. Sie wurde als das Interessanteste bis zuletzt aufgespart. Helles Licht flutete durch zwei schmale Fenster und fiel auf die weißen Bänke und weißgetünchten Wände. Holz- und Steinwerk, Mauern und Decke, alles war ganz einfach und schmucklos.

Nur der Altar erhob sich im Hintergrund in reicherer Verzierung. Eine fast lebensgroße, aus Holz geschnitzte und bemalte Madonnenfigur krönte ihn. Sie hielt den Christusknaben im Arm und hätte sich in nichts von den tausend Madonnenfiguren anderer kleiner Kirchen unterschieden, wenn nicht das Kind am Arm einen seltsamen und fast unheimlichen Schmuck gehabt hätte. An einer rostigen Kette, die dem Kinde durch die geöffneten Finger lief, hing — ein langes Messer.

Das Licht traf mitten auf den Stahl, und ich trat neugierig näher, die Hand nach der Waffe ausstreckend. Es war ein gekrümmtes, scharf geschliffenes Messer, und seine Klinge zeigte, deutlich eingelegt in Gold, das Bild einer sich ringelnden Schlange.

Mein Freund schaute mich lächelnd an:

„Ja, mein Lieber," erklärte er, während seine Frau sich fast ängstlich und mit zärtlicher Bewegung in seinen Arm lehnte, „dies Messer ist ein rätselhaftes Ding, unser Hausgeheimnis sozusagen. Niemand weiß, wer es dorthin gehängt. Eins ist sicher, seit vielen Geschlechtern schwebt es schon über dem Altar am Arm des Christuskindes, wohl als Kriegsbeute oder als Sühne verbrecherischer Tat. Mag es dort in alle Ewigkeit bleiben! Niemand würde auch wagen, es zu entfernen, als könnte man dadurch einen Spuk lebendig machen."

„So hat man nichts Näheres von diesem sonderbaren Weihgeschenk erfahren?"

Pahl zuckte die Achseln. „Die Leute sagen, jener Dolch sei orientalischen Ursprungs und habe dem Erbauer des Hauses gehört. Wallhausen soll ihn aus seinen Kriegen mitgebracht haben, und Gott mag wissen, welche dunkle Tat sich daran knüpfte, daß er ihn gerade hier aufhing. Damals waren's eben rauhe Zeiten! Doch laß jetzt das unheimliche Ding und folge uns in den Garten, draußen scheint herrlich die Sonne."

So verließen wir die Kapelle, und meine Freunde geleiteten mich an den verschnittenen Boskettes des Parks entlang, zwischen hohen Bäumen hindurch, in denen der Wind rauschte, und an die Ufer eines Baches, dessen klare Wellen geschwätzig über dunkle Kiesel rannen. Wir wanderten immer weiter, bis wir am Ende einer schattigen Lindenallee auf einen Pavillon im Rokokostil trafen, der bis ans Dach versteckt unter buntem Gewühl blühender Rosen lag.

Pahl zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die knarrende Tür.

Ein Raum nahm uns auf, der zugleich als Wohn- und Schlafzimmer geplant war. Zwei geschnitzte und vergoldete Betten streckten sich verlonnen in einem Alkoven, zeltartig spannte sich ein verblaßter, seidener Himmel darüber, und ein vergoldeter Amor mit Bogen und Köcher hielt oben mit der kleinen, rundlichen Hand die schweren Vorhänge zusammen. Zwischen den Fenstern waren nach damaliger Sitte schmale Spiegel in die Stuckornamente der Wand eingelassen. Eine

Bronze, Venus mit dem Liebesgotte auf dem Schoße, stand auf marmornem Säulenschaft in einer halbrunden, von einer goldenen Muschel überwölbten Nische. Stühle und Tische zeigten den reinsten Stil jener lebensfrohen, lang vergangenen Zeit.

„Hier werden Wallhausens manche süße Schäferstunde verträumt haben," sagte mein Freund lächelnd.

Der Pavillon erhob sich auf einer sanften Anhöhe, etwas tiefer plätscherte draußen der Bach unter blühendem Flieder und Dorn, Sonnenwärme und Rosenduft fluteten durch das Gemach, und in den alten Bäumen sangen die Vögel um die Wette. Pahl hatte sicher recht, denn es war ein Ort, geschaffen zum Träumen und Lieben!

Doch alles Heitere jenes Gartenhauses wollte den seltsam trüben Ernst nicht völlig verscheuchen, den das in die kleine Hand des Christuskindes gehängte Messer in mir erweckt hatte. Auch als wir abends um die Lampe versammelt saßen, vermochte ich nur mit halbem Ohr dem Plaudern Pahls und seiner schönen Frau zuzuhören, immer wieder irrten meine Gedanken nach der blanken Waffe und dem auf ihr gezeichneten Bild einer goldenen Schlange.

Warum schwebte diese Waffe gerade an heiliger Stätte, gerade über dem Altar? Welche Tat war mit ihr vollbracht worden, welcher Fluch schlang vielleicht seine ewige Fessel um den geschliffenen Dolch?

Unwillkürlich knüpfte ich ein unsichtbares Band zwischen dem Messer und seinem einstigen Besitzer. Das Bild im Speisesaal hatte mir nicht gefallen. Die harten Augen blickten kalt und fast grausam, und die fest auf einander gepreßten schmalen Lippen schienen dazu geschaffen, ein böses Geheimnis bis zum Tod zu bewachen.

Da mir die Anstrengung der Reise noch in den Gliedern lag, begab ich mich zeitiger als ich sonst gewohnt war, nach meinem Zimmer. Noch einmal betrachtete ich vor dem Schlafengehen das Porträt des unbekannten Meisters, denn meine Blicke wurden wie durch einen Zauber immer von neuem auf dies seltsame Frauenantlitz gezogen.

Nein, ich hatte noch nie solche herrlichen Augen gesehen, solch reine, weiße Stirn, solch entzückenden Mund. Ein Mund zum Küssen!

Und welche feinen Schultern, welch voller, schön geformter Hals! Die Linie vom Haaransatz über die linke Schulter hinab war einfach berückend. Und all diese irdische Schönheit wurde verklärt durch jenen wehmütig verschleierten Blick, wie ihn auch das Bild Guido Renis aufweist.

Es war ein hervorragend gut gemaltes Werk, und Frau von Wallhausen mußte eine hervorragend schöne Frau gewesen sein!

Wenn doch die alten Bilder reden könnten! Was würden sie uns erzählen! Wieviel würden wir nicht von ihren gemalten Lippen erfahren, was haben jene toten Augen von der Wand herab nicht alles gesehen! Freud und Leid haben vor ihnen abgewechselt in ununterbrochener Reihe, wie die Tage, die Monate, die Jahre einander folgen.

Ja, wer doch das Zauberwort besäße, solchen Bildern die Sprache zu verleihen!

Er würde sich in den Galerien alter Schlösser nicht langweilen, würde heimlich erschauernd den fremden Tönen halb verklungener Mundarten und ganz verwischter Begebenheiten lauschen.

Je länger ich Frau von Wallhausen anschaute, desto lebendiger und interessanter erschien sie mir, und ich konnte schließlich dem Wunsch, den Maler kennen zu lernen, nicht mehr wehren, ich mußte sehen, ob das Bild nicht irgendwo, vielleicht auf der Rückseite, signiert war. Nicht ohne Mühe hob ich es von der Wand, wischte mit dem angefeuchteten Taschentuch den Staub sorgfältig ab und stellte es neben die hell brennende Lampe. Aber umsonst suchte ich in allen Ecken nach dem Namen oder Künstlerzeichen des Verfertigers. Es war nichts zu sehen.

Schon wollte ich das Bild wieder zur Seite lehnen, um endlich mein Bett aufzusuchen, als ich auf der Brust der jungen Frau ein merkwürdiges Zeichen entdeckte, das sich kaum kenntlich von ihrer weißen Haut abhob. Es war offenbar die Darstellung des Geäders, das durch die zarte Haut hindurchschimmerte, dies Geäder aber, das sich vom Halse aus über die linke Brust der Gemalten hinzog, glich einer sich windenden Schlange, die den Kopf nach der Stelle streckte, wo sich unter der Schwellung des Busens das Herz befinden mußte. Ich schob die Lampe näher, ich blickte länger hin; sonderbar! dies Bild einer Schlange stimmte genau mit dem überein, das in Gold auf dem Messer in der Kapelle eingelegt war.

Es war dieselbe Schlange, deren Rachen weit geöffnet und deren gespaltene Zunge hervorgestreckt war.

Lange grübelte ich über dies merkwürdige Zusammentreffen nach. Unterlag ich einer Augentäuschung, spielte mir meine Phantasie einen Streich, oder war es wirklich an dem? Wiederholte sich das goldene Zeichen auf der Klinge tatsächlich hier auf der Brust der jungen Frau? Und was hatten diese beiden Zeichen mit einander zu tun? Lag dem Ganzen irgend ein geheimnisvolles Ereignis oder ein bloßer Zufall zugrunde?

Immer mehr verstrickte ich mich in allerlei Mutmaßungen und Gedanken, die ich schließlich immer wieder selbst als widersinnig verwarf. Ueber eins nur blieb mir zum Schluß kein Zweifel, jene gekrümmte, rötliche Linie auf dem bloßen Hals der Frau von Wallhausen war nicht die Darstellung des Geäders, so sicher mir das auch auf den ersten Blick erschienen war, sondern das deutliche, wenn auch nur unendlich zart ausgeprägte Bild einer kleinen Schlange.

Hätte ich das Gemälde nicht von der Wand genommen und genauer untersucht, nie hätte ich jenes merkwürdige Mal entdeckt, und ich war sicher, daß meine Freunde nichts von seinem Dasein wußten, denn der Staub von Generationen mußte es ihnen verborgen haben. Trotz meiner Müdigkeit kam ich über solchen Gedanken erst spät zur Ruhe. — —

Am andern Tage nahmen die Sitzungen vor der Staffelei ihren Anfang. Ein zu ebener Erde gelegener Gartensaal war zum geräumigen und hellen Atelier umgewandelt worden. Dort schlug ich mein Künstlerheim auf mit Leinwand und Palette, Kreide und Oelfarben. Die Stunden des Vormittags wurden ausschließlich der Arbeit gewidmet, doch nach dem Essen war ich frei. So hatten wir's von Anfang an ausgemacht. Ich konnte mich dann nach Belieben im Parke ergehen, Skizzen nach der Natur aufnehmen oder in der reichhaltigen Bibliothek meines Freundes herumstöbern. Auch diese Büchersammlung war in ihren Anfängen einst von Herrn von Wallhausen angelegt worden und enthielt eine ganze Reihe wertvoller französischer Kupferstichwerke aus dem achtzehnten Jahrhundert, gerade das, was ich besonders schätze.

Ein Band Molière fiel mir eines Tages zufällig in die Hände. Auf dem ersten Blatte las ich mit graugelb gewordener Tinte und in zierlicher, sehr feiner Handschrift eine Widmung eingetragen. Frau von Wallhausen hatte das Buch ihrem Gatten zum Geschenk gemacht. Unter dem letzten Satze standen gesondert die drei Worte: Toujours à vous! Immer dein eigen.

Ein seltsames Gefühl ehrfürchtiger Scheu überkam mich bei dem Gedanken, daß jene schöne Verstorbene einst dies Buch besessen, daß ihre braunen Augen auf dieser ersten Seite geruht, ihre Hand liebend diese Worte niedergeschrieben habe.

Es vergingen acht Tage. Ich hatte meinen Freunden zwar von der Entdeckung der kleinen Schlange auf dem Bilde erzählt, sie hatten auch daraufhin beide genau das Porträt angesehen, konnten sich aber nicht oder doch nur schwer entschließen, mir recht zu geben und meinten, jenes rote Geäder habe wohl nur zufällig merkwürdige Aehnlichkeit mit der Schlange auf dem Messer.

Zufällig? Ich selbst vermochte mich nicht mit dieser Auslegung abzufinden. Es gibt viel weniger Zufälligkeiten, als der Mensch meint, und das Schicksal knüpft tausend Fäden, die unseren plumpen und stumpfen Sinnen nicht sichtbar werden. Stehen dann einmal zwei Dinge scheinbar völlig zusammenhanglos nebeneinander, so meinen wir, es sei der Zufall im Spiel gewesen, denn wir können den unendlich feinen, doch zähen Faden nicht fassen, der sie verbindet.

So wollte mir das Rätsel des Messers nicht aus dem Sinn. Mehrmals schlich ich mich in die Kapelle und nahm es aus dem Arm des Christusknaben, um es von allen Seiten genau zu betrachten. Wie kam es gerade dorthin, was hatte

es mit jenem Ehepaar zu tun, dessen Bilder seit Generationen stumm und verschwiegen im Herrenhaus hingen, dessen Gebeine auf dem Friedhof des Dorfes unter schweren Steinplatten moderten?

Wie kam dies unheimliche Zeichen auf die Brust der schönen Frau?

Pahl lachte mich aus, als er eines Tages bemerkte, wie meine Gedanken von dem Messer nicht mehr loskonnten. „Du wirst so wenig hinter jene dunkle Geschichte kommen, wie irgend ein anderer," sagte er, indem er mir mitleidig auf die Schulter klopfte.

„Mag sein," erwiderte ich, „aber ich kann nun einmal nicht anders, sie läßt mich nicht ruhen. Vielleicht weil ich immer jene beiden Schlangenbilder miteinander in Verbindung setzen muß."

„Habt Ihr denn keinerlei Dokumente oder Briefe der beiden mehr?" fragte ich ein andermal Pahl.

„Doch, im Archiv," erwiderte er, „aber sie sind völlig belanglos für das Rätsel, das dich so interessiert. Es sind einige wenige Briefe voll alltäglicher Kleinigkeiten, wie sie ein Ehepaar austauscht. Einmal bedauert Wallhausen, daß ihn der Kriegsdienst so lange fernhalte, ein andermal erzählt er nebenbei, daß er in Ungarn, um den Zudringlichen los zu werden, von einem umherziehenden Händler eine seltene Waffe gekauft habe. Wir erblicken in ihr jenes Messer in der Kapelle wieder. Nirgends aber findet sich auch nur der geringste Anhalt, warum jene Waffe später an geheiligter Stätte aufgehängt wurde."

„Weiter weiß man vom Schicksal der beiden nichts?"

„Nicht viel! Sie soll jung gestorben sein, er aber scheint seine Frau um viele Jahre überlebt zu haben, und die Sage will wissen, daß er seine letzten Lebenszeiten hier in finsterer Zurückgezogenheit verbracht hat."

„Er wird den frühen Tod seiner schönen Frau betrauert haben," warf ich ein.

„Wahrscheinlich," erwiderte mein Freund. „Die Briefe, die er aus dem Lager an seine Elisabeth richtet, sind wohl kurz, aber es spricht viel leidenschaftliche Liebe daraus. Uebrigens kein Wunder bei einem so reizenden Wesen!"

Damit brach Pahl das Gespräch über die Toten ab und lenkte es auf einen anderen Gegenstand, der ihn mehr interessierte, seine Jagdpassion. . . .

Dresden. Georg von der Gabelentz.

(Schluß folgt.)

Russen über Rußland. Ein Sammelwerk. Herausgegeben von Josef Melnik. Frankfurt a. M. Rütten & Loening, 1906.

Der Herausgeber Josef Melnik hat eine große Reihe hervorragender Russen aufgefordert, je einen Abschnitt des vorliegenden Buches zu schreiben. Jeder einzelne der Mitarbeiter behandelte nur ein besonderes Problem des russischen Lebens, für dessen Beurteilung er vor allem kompetent ist, und so ergab sich schließlich ein Werk, das zu den allerbesten zu rechnen ist, die über die Lage des heutigen Rußland überhaupt erschienen sind.

Diese hervorragenden, fachverständigen Russen, verschiedenen Parteien angehörig, sind einig darüber, daß eine Aenderung des bestehenden Zustandes in ihrem Vaterland unumgänglich notwendig ist.

Sollte das interessante, fast in allen Teilen klar und ansprechend geschriebene Buch ausgiebig charakterisiert werden, so hieße das ein Bild Rußlands entwerfen, es mögen daher, ohne auf Einzelheiten einzugehen, hier die Namen einiger der Mitarbeiter angeführt werden, die auch in Westeuropa bekannt sind. Peter Struve äußert sich über Wesen und Charakter der russischen Revolution, Fürst Eugen Trubetzkoi aus Kiew über die Universitätsfrage; Alexander Nowikow über das Dorf; Professor Oserow-Moskau über die Finanzpolitik; Nabokow-Petersburg über das administrative Strafverfahren; Kornilow-Petersburg über die Bauernfrage und so fort — eine stattliche Liste ausgezeichneter Männer.

Läßt man die Gesamtheit dieser Ausführungen auf sich wirken, so stellt sich einem das russische Problem etwa so dar: Kann ein Staat stark sein, während es das höchste Ziel der Verwaltung dieses Staates ist, jedes Individuum des Landes in willfähriger Schwäche zu erhalten; und damit nicht genug, während das Gerüst dieses Staates, die Bureaukratie, morsch und faul ist und sein muß, weil der freie Luftzug öffentlicher Kritik durch dieses Staatsgebäude nicht hindurchfegen darf? Der Fortbestand der Autokratie ist daher unverträglich mit der Erstarkung des russischen Volkes, und ohne ein starkes russisches Volk hört Rußland auf, eine Großmacht zu sein. Es ist nicht die einzelne Bombe und nicht die einzelne Emeute, der die Autokratie erliegt; diesen Angriffen könnte sie noch lange widerstehen; sie muß zugrunde gehen, weil der moderne Großstaat mit seinen gewaltigen Ansprüchen an wirtschaftliche und intellektuelle Leistungsfähigkeit seiner Bewohner eine regsame, aufgeklärte Bevölkerung voll eigener Initiative zur unentbehrlichen, ganz unabänderlichen Voraussetzung hat. Die russische Autokratie, die moderne Großmachtspolitik, das heißt Politik unter äußerster Anspannung und Entfaltung der nationalen Fähigkeiten treiben muß und die gleichzeitig bei Strafe der Selbstvernichtung gezwungen ist, ihre Bevölkerung in Armut und demütiger Unwissenheit verkommen zu lassen, — sie geht an diesem unlösbaren Widerspruch zugrunde, und dieser Abgrund läßt sich nicht ausfüllen mit den Opfern des Galgens, der Feldgerichte, der Pogrome, der Gefängnisse und Sibiriens.

Mit eindrucksvoller Deutlichkeit geben „die Russen über Rußland" zu solcher Auffassung die sachgemäße Begründung.

P. Nathan.

König Friedrich Wilhelms IV. Briefwechsel mit Ludolf Camphausen, Herausgegeben und erläutert von Erich Brandenburg. Berlin, Gebrüder Paetel. 1906.

Wie der Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, so eröffnet auch der vorliegende Band einen Einblick in die Denkweise und das Empfinden des Königs. Man kann nicht sagen, daß durch diese genauere und tiefere Kenntnis sein Bild gewonnen hat; es bleibt das gleich ungünstige, wie es bereits in dem Urteil der Mit- und Nachwelt besteht; ja die abstoßenden Eigenschaften der mit Hartnäckigkeit und Eigenwillen gepaarten Hinterhaltigkeit, der Haltlosigkeit, die vor jedem Widerstande zurückweicht, um durch List und Unwahrhaftigkeit dem Gegner beizukommen, der absoluten Verkennung alles Realen, um geistreichen aber durchaus verkehrten Trugbildern nachzuhängen, treten nur schärfer hervor. Brandenburg verbirgt diese Schattenseiten keineswegs. Mit der Ruhe und dem Scharfblick des wahren Historikers hebt er das Charakteristische hervor und läßt sich nicht durch die glänzenden Hypothesen blenden, durch die man kürzlich das Wesen und das Denken Friedrich Wilhelms IV. zu retten versucht hat. Ein kurz gehaltener, aber alles Wesentliche zum Verständnis bringender Text des Herausgebers verbindet die einzelnen Briefe; aus genauer Kenntnis der Sachlage und der Persönlichkeiten geschöpfte Anmerkungen erklären sie; eine willkommene Zugabe sind Beilagen, die in wichtigen Dokumenten den Briefwechsel ergänzen. Es ergibt sich aus diesem unzweifelhaft, daß Friedrich Wilhelm IV. von vornherein gewillt war, seine in den Märztagen gegebenen Versprechungen einer freiheitlichen Verfassung Preußens und des Aufgehens dieses Staates in Deutschland zu brechen. Er hielt vielmehr an der ständischen Gliederung des Staates und an einem etwas verbesserten deutschen Bund unter Oesterreichs und Preußens gemeinsamer Hegemonie fest. Zwischen der Unwahrhaftigkeit des Königs und dem Andrängen der Demokratie konnte sich der aufrichtig, aber royalistisch liberale Camphausen nicht lange halten; er trat schon am 20. Juni 1848 von dem Ministerium zurück. Ein Mangel nicht seines Charakters, wohl aber seiner Einsicht war es, wenn er trotz aller am Könige gemachten Erfahrungen schon einen Monat später dessen Vertretung bei der provisorischen Zentralgewalt in Frankfurt am Main annahm. Die Enttäuschung konnte nicht ausbleiben. Nachdem Friedrich Wilhelm das Ansehen und das Vertrauen, das Camphausen genoß, so lange wie es nötig schien, ausgenutzt hatte, ließ ihn der Monarch fallen (April 1849).

Das Buch ist geeignet, unsere Kenntnis der Vorgänge jener bewegten Jahre wesentlich zu fördern. M. P.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 15. Berlin, den 12. Januar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der preußische Landtag ist am 8. Januar mit einer vom Ministerpräsidenten verlesenen Thronrede eröffnet worden. Diese Thronrede übertrifft an politischer Inhaltlosigkeit noch bei weitem die Thronreden früherer Jahre. Treffend charakterisiert das „Berliner Tageblatt“ die Thronrede folgendermaßen:

„So wenig man auch von der heutigen preußischen Regierung zu erwarten hat, und so wenig das Abgeordnetenhaus in seiner heutigen Zusammensetzung geeignet ist, große Kulturaufgaben zu lösen, so bedeutet doch die vorliegende Thronrede einen geradezu kläglichen Tiefstand des politischen Lebens in Preußen. Das ganze Ministerium des Königreichs Preußen hat offenbar darauf verzichtet, auch nur den kleinsten Gedanken in die Welt zu setzen. Es führt schlecht und recht die Geschäfte weiter, ohne den Versuch zu machen, den führenden Staat des Deutschen Reiches in Einklang mit den lebendigen politischen Gedanken der Gegenwart zu setzen. In der Thronrede ist kein Wort von einer Reform des Dreiklassenwahlrechts zu finden, obgleich doch die süddeutschen Staaten mit gutem Beispiel vorangegangen sind.“

Das Echo, welches das Wahlmanifest des Reichskanzlers in der Presse des In- und Auslandes fand, läßt erkennen, daß das Schreiben nirgend besonderen Eindruck gemacht und nicht im geringsten zur Klärung der verworrenen politischen Situation beigetragen hat. Allein der „Berliner Lokalanzeiger“ gab der Meinung Ausdruck, „der Brief des Fürsten Bülow sei so klar, in so entschiedenen Worten gehalten und spreche sich über die Ansichten und Pläne der Regierung so deutlich aus, daß es irgend eines Kommentars nicht bedürfe“. Aus den sonstigen Preßäußerungen geht nur soviel mit Sicherheit hervor, daß keine Partei um der schönen Worte des Reichskanzlers willen daran denkt, die allgemeinen politischen Differenzen zu vertuschen und die vom Fürsten Bülow gewünschte Sammelpolitik mitzumachen.

Auch Professor Delbrück hat in den „Preußischen Jahrbüchern“ auf die Unmöglichkeit eines Wahlkartells jener Parteien hingewiesen, die bei der Abstimmung über die Kolonialforderung eine Mehrheit bildeten. Mit Recht sagt er, es wäre bei einem solchen Zusammenschluß „eine völlig prinzipienlose, verschwommene Masse herausgekommen“. Er ist auch einsichtig genug, die Unmöglichkeit zu erkennen, für die Stichwahlen eine allgemeine Parole gegen die Sozialdemokratie auszugeben, „da man bei einer Stichwahl zwischen einem agrarischen Schutzzöllner und einem Sozialdemokraten auf keine Weise verhindern könne, daß ein Teil der freisinnigen Wähler gegen den Lebensmittelverteuerer und für den Sozialdemokraten stimme“. Als „einzigen Weg zur Rettung“ glaubt Professor Delbrück die Parole bezeichnen zu können, im ersten Wahlgange dafür zu sorgen, daß nicht der Agrarier, sondern der Freisinnige in die Stichwahl komme:

„Selbst wenn die Agrarier eine ganze Anzahl Sitze verlören, behielten sie immer noch die Majorität, da ja die Zentrums- und polnischen Stimmen ihnen sicher sind. Diese Frage, ‚sollen wir uns gegenseitig unterstützen‘, liegt also tatsächlich für die Agrarier und die Freisinnigen sehr verschieden. Freisinnige, die für Schutzzöllner stimmen und deren Majorität noch vergrößern, geben sich sozusagen selber auf; Agrarier, die für Freisinnige stimmen, bringen ein patriotisches Opfer; aber nur der Selbstüberwindung, ohne sich einen tatsächlichen Schaden zuzufügen. Man darf dieses Opfer umsomehr von ihnen verlangen, als ja eben die Rücksicht auf ihre Interessen die Hauptschwierigkeit in dem bevorstehenden Wahlkampf geschaffen hat, den Punkt, an dem möglicherweise noch der ganze Feldzug verloren geht, nämlich, daß nichts Rechtzeitiges und Genügendes gegen die Fleischteuerung geschehen ist. Es ist sozusagen nichts als eine Gegenleistung hierfür, wenn nunmehr gefordert werden muß, daß die agrarischen Wähler mit Entschlossenheit und von Anfang an für die Freisinnigen eintreten, nämlich in den Wahlkreisen, die auf andere Weise den Sozialdemokraten nicht entrissen werden können. Die Freisinnigen haben heute den Vorzug, daß sie gleichzeitig dem kleinen Mann sagen können, wie sie immer gegen die Lebensmittelverteuerung gekämpft haben, und den Patrioten, daß sie für die Welt- und Wehrstellung Deutschlands die Mittel nicht versagen wollen.“

Vorläufig tun die Konservativen alles, um zu zeigen, daß sie auch nicht im entferntesten geneigt sind, den Ratschlägen Professor Delbrücks zu folgen, vielmehr sind sie weiter bemüht, ihr inniges Freundschaftsverhältnis mit dem Zentrum neu zu befestigen. Außer der „Kreuzzeitung“ ist auch die konservative Provinzpresse auf diesen Ton gestimmt. Selbst der „Reichsbote“ plädiert für ein Wahltechtelmechtel mit dem Zentrum. Die „Kölnische Volkszeitung“ gebärdet sich allerdings noch so, als ob sie von den „Reichsboten“-Konservativen nirgends etwas wissen wolle, sie konstatiert aber doch mit Behagen,

„daß nun sogar der so schwer bezechte ‚Reichsbote‘ aus dem ‚nationalen‘ Rausch vom 13. Dezember erwacht ist. Von den interessanten Erscheinungen des gegenwärtigen Wahlkampfes ist das vielleicht die interessanteste. Die Sache wird immer besser!“

In der Zeit bis zu den Wahlen wird die Seelenharmonie auch zwischen dem Zentrum und der Gefolgschaft des „Reichsboten“ sicherlich voll zur Geltung kommen.

Daß der Kampf des Liberalismus dem Zentrum und der gesamten Reaktion gilt, hat jetzt die elsaß-lothringische liberale Landespartei in ihrem Wahlaufrufe ebenfalls nachdrücklich betont. Es heißt in diesem Aufruf:

„Wir begrüßen es, daß immer weitere Kreise zu der Ansicht gelangen, daß das bisherige Regierungssystem unhaltbar geworden ist. In voller Unabhängigkeit nehmen wir auf Grund unserer politischen Ueberzeugung und unserer Programme den Kampf gegen das Zentrum und die mit ihm verbündete Reaktion auf. Wir sind nach wie vor fest ent-

schlossen, in erster Linie für die Freiheitsforderungen zu kämpfen und insbesondere die Gleichstellung unseres Landes mit den Bundesstaaten und die gleichzeitige Einführung des allgemeinen, direkten, gleichen und geheimen Wahlrechts auf das nachdrücklichste zu betreiben. Der Kampf gegen das Zentrum, den wir führen, trägt keinerlei religions- oder kirchenfeindlichen Charakter. Wir verlangen die volle Durchführung der Gewissensfreiheit und die Trennung von Konfession und Politik."

Kurz vor den Reichstagswahlen werden den Konservativen die volksfeindlichen Aeußerungen ihrer führenden Männer, die diese leichtfertigerweise von Zeit zu Zeit dem Zaune ihrer Zähne entschlüpfen lassen, unbequem, und sie bemühen sich, den Anschein zu erwecken, als ob das alles nicht so böse gemeint sei. Man kennt die frivolen Aeußerungen, die Graf Mirbach und andere preußische Junker gegen das Reichstagswahlrecht abgegeben haben. Zu solchen, das Wesen des reaktionären Junkertums allzu deutlich offenbarenden Worten gehört auch die in den Dezembertagen des Jahres 1902 gefallene Bemerkung des Herrn von Kröcher, des Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, von den Objekten und den Subjekten der Gesetzgebung. Er erklärte damals ganz gemütlich, die Sozialdemokratie dürfe im Reich nur Objekt, nicht auch Subjekt der Gesetzgebung sein; mit andern Worten: das Reichstagswahlrecht müsse dahin abgeändert werden, daß es den sozialdemokratischen Arbeitern nicht möglich sei, einen Vertreter in den Reichstag zu entsenden.

An dieses geflügelte Wort des Herrn von Kröcher wurde kürzlich in der „Nation" anläßlich der politischen Neujahrsbetrachtungen erinnert, und zwar mit der Wendung: Herr von Kröcher habe die Arbeiter zu bloßen Objekten der Gesetzgebung machen wollen. Darob gewaltige, künstliche Entrüstung im konservativen Lager. Die „Konservative Korrespondenz" erklärt das in den höchsten Tönen für eine Entstellung der reinen Absichten des Herrn von Kröcher, denn er habe nicht von den Arbeitern, sondern von den Sozialdemokraten als bloßen Objekten der Gesetzgebung gesprochen.

Diese heuchlerische Entrüstung ist kostbar. Jeder weiß, daß die Sozialdemokratie bei uns eine spezifische Arbeiterpartei ist, daß Millionen von Arbeitern in dieser Partei stecken. Wer also nicht länger zulassen will, daß auch die Sozialdemokraten mit zu den Subjekten der Gesetzgebung gehören, der verlangt damit unzweideutig, daß Millionen deutscher Arbeiter des Mitbestimmungsrechts bei der Gesetzgebung verlustig gehen sollen. Aber weiter: Wie stehen denn die Dinge in Preußen? Dort ist das Ideal des Herrn von Kröcher in der von dem Herausgeber dieser Zeitschrift gewählten Formulierung volle Wirklichkeit. In Preußen sind nicht nur die sozialdemokratischen, sondern alle Arbeiter bloße Objekte der Gesetzgebung. Das Dreiklassenwahlsystem ist so eingerichtet, daß es den Arbeitern, allen Arbeitern, tatsächlich unmöglich gemacht wird, einen Mann ihres Vertrauens in das preußische Abgeordnetenhaus hineinzubringen.

Niemand weiß das besser als Herr von Kröcher, denn er ist ja Präsident dieses Abgeordnetenhauses. Er kennt die dort vorhandenen „Subjekte der Gesetzgebung" ganz genau und weiß, daß keine Vertrauensmänner der Arbeiterschaft darunter sind. In Preußen ist der gesamte Arbeiterstand infolge des elendesten aller Wahlsysteme ein bloßes Objekt der Gesetzgebung. Hat aber das preußische Junkertum jemals auch nur die mindeste Neigung verspürt, diesen Zustand zu ändern? Tun die Konservativen nicht vielmehr alles, was in ihren Kräften steht, um jede ernsthafte Reform des Dreiklassenwahlsystems zu hindern? Ja, sind sie nicht sogar bemüht, jene Arbeiterschichten, die ihnen besonders nahe stehen, die Landarbeiter, selbst als Objekte der Gesetzgebung politisch herabzudrücken? Die industriellen Arbeiter haben ein Koalitionsrecht, die Landarbeiter haben es nicht. Vor vierzig Jahren hat sogar eine preußische Regierung durch Vorlage eines Gesetzentwurfs die Reformbedürftigkeit dieses Zustandes anerkannt. Wer steht dem Koalitionsrecht des Landarbeiters entgegen? Die Freunde des Herrn von Kröcher, die Konservativen.

Aber selbst an dieser Verweigerung des Koalitionsrechts haben die konservativen „Arbeiterfreunde" noch nicht genug. Die Westpreußische Landwirtschaftskammer, deren Vorsitzender der konservative Abgeordnete von Oldenburg-Januschau, der Vorsitzende des Bundes der Landwirte für Westpreußen, ist, hat jüngst eine Kundgebung erlassen, in der ganz offen ausgesprochen wird, daß, wenn der Arbeitgeber nicht mehr als bisher gegen den Kontraktbruch geschützt werde, man zur Anwerbung von chinesischen Kulis schreiten müsse. Die konservative Arbeiterfürsorge geht danach soweit, daß man sich aus China billige Arbeitskräfte kommen lassen will, um den deutschen Landarbeitern in des Wortes verwegenster Bedeutung eine Schmutzkonkurrenz zu machen.

Es ist danach wahrhaftig zum Lachen, wenn sich konservative Politiker als Arbeiterfreunde aufspielen wollen. Ein Arbeiter, der nur eine Spur von politischem Verständnis besitzt, kann seine Stimme für keinen konservativen Kandidaten abgeben. Wo er es tut, geschieht es ja zumeist nur unter dem äußeren Druck wirtschaftlicher Abhängigkeit. Dieser Druck kann aber nur dann aufhören, wenn sich der Arbeiter gegen die Vergewaltigung seiner Ueberzeugung mit Nachdruck wehrt und sich nicht blindlings zur Wahlurne kommandieren läßt, sondern von den Rechten, die ihm das Reichstagswahlrecht verleiht, allem Druck zum Trotz Gebrauch macht.

Die Ankündigung einer neuen Polenvorlage wird von dem offiziösen Wolffschen Telegraphenbureau weiterverbreitet. Am bemerkenswertesten ist das Eingeständnis, auch

„in amtlichen Kreisen scheint kaum noch ein Zweifel zu bestehen, daß die bisherige Ansiedelungspolitik in mancher Beziehung fehlerhaft gewesen ist, und daß es in Zukunft, um zu einem Erfolge zu gelangen, in verschiedenen Richtungen einer Abänderung der bisherigen Maßnahmen bedarf."

Gerade von freisinniger Seite wurde immer wieder darauf hingewiesen, wie verkehrt die bisher von der preußischen Regierung befolgte Polenpolitik gewesen ist. Die vom Abgeordnetenhause bewilligten Hunderte von Millionen für den Ansiedelungsfonds haben nicht zu einer Schwächung, sondern tatsächlich zu einer Stärkung des Polentums geführt. Es scheint indes nicht, daß die preußische Regierung aus den Fehlern der Vergangenheit gelernt hat, denn es sollen weitere Gelder zur „Fortführung der Ansiedelungspolitik in den vom Polentum bedrohten Landesteilen" für den 1. April d. J. gefordert und dabei gleichzeitig Maßregeln vorgeschlagen werden, die auf eine „Verstärkung der bisherigen Machtmittel des Staates" abzielen, um das fortgesetzte ungesunde Steigen der Grundstückspreise infolge der Tätigkeit der Ansiedelungskommission zu hindern.

Muzaffer ed Din, der Schah von Persien, ist im Alter von 54 Jahren gestorben, sein ältester Sohn Muhammed Ali Mirza besteigt den Thron. Muzaffer ed Din war keine alltägliche Erscheinung. Er nahm es um seine Regentenpflichten ernst. Er reorganisierte das Münzwesen und die Zollverwaltung seines Landes, hob lästige Steuern auf und gab seinem Volk eine Verfassung. In seiner Stellungnahme zwischen England und Rußland erwies er sich als geschickten Diplomaten, und die Kunst, sich kaufen zu lassen, ohne sich zu verkaufen, war ihm geläufig.

Die Ermordung des Petersburger Stadthauptmanns und des verhaßten Obermilitärprokurators Pawlow wird auf die leitenden Kreise der russischen Politik ihren Eindruck nicht verfehlen. Einerseits beginnt man zu erkennen, daß durch alle Gewaltmaßregeln die Kraft der Revolutionäre nicht zu brechen ist, und wird deshalb dem Gedanken geneigter, die tatsächlich überflüssigen Ausnahmezustände zu beseitigen, andererseits ruft man nach neuen, blutigeren Abwehrmitteln. Es erweist sich aber, daß der Funke unter der Asche nicht erstorben ist, und bald genug mögen die reinigenden Flammen erneut zu hellem Brande emporschlagen.

Die widersprechenden Nachrichten, die von der Presse über die politische Lage in Serbien verbreitet werden, lassen keinen Zweifel darüber, daß es der neuen Dynastie Karageorgiewitsch nicht gelungen ist, sich im Volke besondere

Sympathien zu erwerben. Schon vor einiger Zeit wurden allerlei böse Nachrichten über den Sohn und Thronfolger des jetzigen Königs kolportiert. Nunmehr scheint sich die Unzufriedenheit auch gegen König Peter selbst zu entladen, und man spricht bereits von der Möglichkeit eines abermaligen Staatsstreichs in Serbien. Den Hauptanlaß zur Unzufriedenheit dürften gewisse Geldforderungen gegeben haben, die der Monarch an seine getreuen Untertanen gestellt hat. In Geldsachen hört aber in Serbien von vornherein die Gemütlichkeit auf.

* * *

Gleiches Wahlrecht.

Am 8. Januar ist das preußische Abgeordnetenhaus wieder in Tätigkeit getreten. Das Volk weiß, daß es von diesem Dreiklassenparlament nichts Gutes zu erwarten hat. Es ist die festeste Burg der Reaktion in Preußen und in Deutschland. Der preußische Junker ist der Beherrscher des Dreiklassenparlaments. Was ihm dort bei Mehrheitsbildungen an Stimmen fehlt, erlangt er ohne Schwierigkeiten bald vom Zentrum, bald von den Nationalliberalen, bald von beiden. Die preußische Regierung ist weder stark genug, noch auch gewillt, sich der parlamentarischen Junkerherrschaft zu entziehen. Sie betreibt nicht nur in Preußen selbst die Geschäfte eben dieses reaktionären Junkertums, sondern auch im Bundesrat, und da der preußische Einfluß im Bundesrat entscheidend ist, so kann man ohne Uebertreibung sagen, daß der preußische Junker den maßgebenden politischen Faktor in Deutschland noch heute darstellt.

Dies Junkertum, das obendrein die einflußreichsten Posten in der Armee, in der Zivilverwaltung, bei Hofe besetzt hält, denkt nicht im entferntesten daran, der Regierung blindlings zu folgen; es ist nur dann Regierungspartei, wenn sich die Regierung seiner Interessenpolitik rückhaltlos zur Verfügung stellt. Wir sehen das auch jetzt wieder bei dem Versuch des Fürsten Bülow, gegen das Zentrum mobil zu machen. Die preußische Junkerpartei lehnt glatt ab. Sollte die Linke des Reichstags gestärkt aus dem Wahlkampfe hervorgehen, so muß mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß die entente cordiale zwischen Zentrum und Konservativen noch stärker wird, als sie es in den letzten Jahren schon war. Auch wenn nicht eine so nahe Gesinnungsverwandtschaft zwischen den Heiligen und den Rittern bestände, die eine Erwägung würde schon für die Konservativen Ausschlag gebend sein, daß sie das Zentrum bei guter Laune erhalten müssen, um einer wirksamen Aenderung des Dreiklassenwahlsystems vorzubeugen, auf dem ihre ganze politische Machtstellung begründet ist. Das Zentrum hat es bisher verstanden, trotz aller gelegentlichen demokratischen Redewendungen, in Preußen jede Wahlreform zu hintertreiben. Es hat sich im preußischen Landtage immer nur für solche Reformen ausgesprochen, von denen es wußte, daß sie keine Mehrheit finden würden, während es anderen Reformen, für die eine Mehrheit zu haben war, unter den faulsten Ausreden seine Unterstützung versagte. So hat sich das Zentrum bei allen Anträgen auf Neueinteilung der Wahlkreise negativ verhalten. Denn für diese Anträge waren außer den Freisinnigen auch die Nationalliberalen zu haben; das Zentrum hätte also durch seine Zustimmung eine Mehrheit herbeiführen können. Dagegen hat das Zentrum den Antrag auf geheime Stimmabgabe unterstützt, nachdem es sicher war, daß die Nationalliberalen in ihrer reaktionären Verblendung jeden Antrag auf geheime Stimmabgabe zu Fall bringen würden.

Dies Spiel wird voraussichtlich auch in Zukunft fortgesetzt werden, und zwar umso sicherer, je intimer sich die Beziehungen zwischen Konservativen und Klerikalen auch in Zukunft gestalten. Man kann deshalb ohne Uebertreibung wohl sagen, daß die Frage einer gründlichen Wahlreform in Preußen die Kardinalfrage unseres gesamten politischen Lebens in Preußen und in Deutschland ist. Die Reichstagswahlen mögen ausfallen, wie sie wollen: solange die reaktionäre Hochburg des Dreiklassenwahlsystems in Preußen steht, wird sich nicht viel ändern. Aber allerdings, wenn sich bei diesen Wahlen ein starker demokratischer Zug geltend macht, so wird der Angriff auf diese reaktionäre Feste viel kräftiger sein und der Erfolg viel rascher eintreten, als wenn sich die reaktionären Elemente bei diesen Reichstagswahlen in alter Stärke behaupten.

Es ist bezeichnend für die Unpopularität dieses Dreiklassenparlaments, daß die Nationalliberalen ihre Reichstagswahlkampagne mit der Ankündigung eines Wahlreformantrages für die beginnende preußische Landtagssession eröffneten. Durch diese Ankündigung, deren agitatorischer Zweck dadurch noch erkennbarer wird, daß man die Reformabsicht in Rieseninseraten wie Champagnerreklamen der Welt kund und zu wissen tut, suchen sie ihre reaktionären Taten aus der jüngsten Vergangenheit etwas zu verwischen. Man kann aber nicht sagen, daß sie das sehr geschickt angefangen hätten. Die Forderung einer Neueinteilung der Wahlkreise in Preußen, die, nebenbei bemerkt, auch im Reich kaum noch länger aufgeschoben werden kann, ist gewiß gut und der Unterstützung durch jeden weiter links stehenden Abgeordneten sicher. Was dagegen die nationalliberale Partei an weiteren Reformvorschlägen macht, ist völlig reaktionär. Es läuft auf die Einführung eines Pluralwahlrechts hinaus. Wie dies Pluralwahlrecht im einzelnen aussieht, ist von untergeordneter Bedeutung. Es mag aussehen, wie es will, es widerspricht dem demokratischen Gerechtigkeitsprinzip direkt und hat nirgends, wo es versucht wurde, einen befriedigenden konstitutionellen Zustand herbeigeführt.

Daß auf dem Grundsatz des Pluralwahlrechts keine befriedigende Wahlreform aufzubauen ist, wurde gerade eben erst in Oesterreich erprobt. Das Herrenhaus versuchte dort, dem Gesetzentwurf über das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht, das im österreichischen Abgeordnetenhause nach langen Kämpfen durchgedrückt war, in letzter Stunde noch dadurch ein Bein zu stellen, daß man den Grundsatz des Pluralwahlrechts einfügen wollte. Für diese Aktion war eine Mehrheit im Herrenhause gesichert. Aber angesichts der drohenden Stimmung der öffentlichen Meinung und der festen staatsmännischen Haltung des österreichischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Beck haben die österreichischen Notablen ihren reaktionären Plan fallen gelassen. Die nationalliberale Partei Preußens nimmt jetzt einen Gedanken auf, den der österreichische Feudaladel nicht weiter zu betreiben riskiert hat!

Bei den parlamentarischen Verhandlungen des österreichischen Herrenhauses hat Ministerpräsident Freiherr von Beck u. a. auch folgenden Satz ausgesprochen:

„Das Interesse jedes Staatsbürgers wird mit dem Staatsinteresse und der Dynastie durch das g l e i c h e Mitbestimmungsrecht an der Gesetzgebung dauernd verbunden."

Die staatserhaltende Bedeutung des gleichen Wahlrechts ist damit vortrefflich zum Ausdruck gebracht. Jedes Pluralwahlrecht beruht auf einer völlig willkürlichen Abmessung des politischen Einflusses, auf einer Einteilung der Staatsbürger in Wertvolle und weniger Wertvolle, Einsichtige und weniger Einsichtige, Nützliche und weniger Nützliche. Aus Besitz und allgemeiner Bildung Ansprüche auf ein mehrfaches Wahlrecht herleiten zu wollen, ist irreführend. Die allgemeine Bildung deckt sich keineswegs mit der politischen Bildung. Gerade bei vielen Leuten von großer allgemeiner Bildung ist ein beklagenswerter Mangel an politischem Interesse bemerkbar und dementsprechend eine Einsichtslosigkeit vorhanden, die in einem recht kläglichen Gegensatz zu dem werktätigen Interesse steht, das zahllose einfache Arbeiter den Geschicken ihres Landes entgegenbringen.

Und der Besitz? Gerade ein ausgedehnter Besitz verführt den Eigentümer nur zu leicht zu der eigennützigsten Interessenpolitik, bei der das Allgemeininteresse des Staates kaum noch flüchtige Berücksichtigung erfährt. Josef Chamberlain hat in seinen guten liberalen Tagen einmal die Bemerkung gemacht, wenn man ein Pluralwahlrecht einführen wolle, gut, — dann aber müsse man den ärmeren ein doppeltes Wahlrecht geben,

denn sie würden von jeder schlechten Gesetzgebung am meisten betroffen. Wer unsere Lebensmittelverteuerungspolitik im Reiche kennt, dem wird der tiefere Sinn dieser ironischen Bemerkung nicht entgehen.

Der nationalliberale Antrag auf Weiterentwicklung eines Pluralitätswahlrechts in Preußen unter Festhaltung jenes tatsächlichen Pluralitätsprinzips, das heute in dem Dreiklassenwahlsystem bereits liegt, kann somit nur dazu beitragen, der schon reichlich vorhandenen Empfindung der Bevölkerung, daß die reaktionären Tendenzen im nationalliberalen Lager sehr lebendig sind, neue Nahrung zu geben. Für den demokratischen Liberalismus dagegen erscheint es als das oberste Gebot, den Grundsatz des gleichen Wahlrechts rein zu erhalten und auch in den bevorstehenden Reichstagswahlkämpfen dafür zu sorgen, daß nicht der leiseste Verdacht aufkommt, als ob man zu irgendwelchen Konzessionen an den unglücklichen Gedanken des Pluralitätswahlrechts geneigt sei.

Auch rein taktisch betrachtet, ist der nationalliberale Antrag ein großer Fehler, denn der Schluß liegt nahe, daß, wer die Einführung des Pluralitätswahlrechts in Preußen will, für die Abschaffung des gleichen Wahlrechts im Reich zu haben sein werde. Es ist das Geheimnis des Polichinell, daß unsere Reaktionäre jede Gelegenheit beim Schopf ergreifen werden, die eine Beschränkung des Reichstagswahlrechts möglich macht. Die Versicherungen des Gegenteils sind unmittelbar vor einer Reichstagswahl billig wie Brombeeren. Nur ganz naive Leute können aber an der Ernstlichkeit der bösen Absicht zweifeln.

Daß sich irgendein verwegener politischer Abenteurer finden sollte, der es versucht, das allgemeine, gleiche, geheime und direkte Wahlrecht im Reich über den Haufen zu werfen, ist nicht gerade wahrscheinlich. Gefährlich dagegen ist die reaktionäre Minierarbeit, die mit Teilverschlechterungen vorgeht. Es liegt auf der Hand, daß dabei die Empfehlung des Pluralitätswahlrechts durch die Nationalliberalen in Preußen bei jedem reaktionären Anschlag auf das gegenwärtige Reichstagswahlrecht seine Rolle mitspielen wird. Deshalb hands off! Eine Wahlreform in Preußen, die mit der Preisgabe der Forderung des gleichen Wahlrechts erkauft würde, muß jedem bürgerlichen Demokraten als ein Danaergeschenk schlimmster Sorte erscheinen.

Theodor Barth.

Der ausübende Volkswirt und sein Arbeitsgebiet.

Was ist ein ausübender Volkswirt oder, wie der gebildete Deutsche zu sagen pflegt, ein praktischer Nationalökonom? — Ein theoretisch gebildeter, praktisch tätiger Mann. Einer, der Volkswirtschaftslehre studiert hat und das Gelernte nun in die Praxis umzusetzen sucht; nicht in der Form des Experiments, sondern in der Form der Durchdringung des täglichen Lebens mit volkswirtschaftlichem Wissen und Erkennen; in der Form der Regelung des praktischen Wirkens nach den Grundsätzen, die durch das Studium der Volkswirtschaftslehre als richtig und durch das Studium des Lebens als durchführbar erkannt sind. — Giebt es eine Grenze für das Eindringen der Volkswirtschaft in das sogenannte praktische Leben? — Kaum. In immer steigendem Maße beherrschen wirtschaftliche Fragen unser staatliches und gesellschaftliches Leben, wird die grundlegende Bedeutung der Wirtschaftsfragen erkannt; die Notwendigkeit, daß jeder, der das staatliche oder gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen regelnd beeinflussen will, und jeder, der als Glied eines sozialen Körpers privatwirtschaftlich tätig ist, auch die Lehren und Gesetze der Volkswirtschaft, der Sozialökonomie kennt. Jedes nationalökonomisch gebildete Mitglied einer gesetzgebenden oder verwaltenden Körperschaft, jeder Kaufmann mit allgemeinen volkswirtschaftlichen Kenntnissen gehört in die Kategorie der ausübenden Volkswirte. Längst ist es als ein schwerer Uebelstand erkannt, daß so viele Gesetzgeber so wenig von Volkswirtschaft wissen, daß so vielen wirtschaftenden Personen die Grundlagen allgemeiner wirtschaftlicher Bildung fehlen. Auf wenigen Gebieten ist der Unterschied zwischen der Zahl derer, die von einer Sache reden, sie kritisieren, sie besser machen wollen, und derer, die wirklich etwas von der Sache verstehen, so groß wie in der Volkswirtschaft.

Wenn trotz dieser Allgemeinheit sich der Begriff des ausübenden Volkswirtes gebildet hat, so ist damit natürlich ein enger, begrenzter Personenkreis von praktisch tätigen Leuten mit nationalökonomischer Bildung gemeint; ein Kreis, den wir am besten zunächst so umgrenzen, wie es die Satzung des Deutschen Volkswirtschaftlichen Verbandes tut, der um die Jahrhundertwende begründeten „Vereinigung der Fachbeamten wirtschaftlicher Interessenvertretungen". Dieser Ausdruck umfaßt sicherlich nach Art und Menge den Kern der neuen Berufsgruppe, die, wie so viele Glieder des sogenannten neuen Mittelstandes, ihre Entstehung der jüngsten wirtschaftlichen Entwicklung verdankt.

Es ist nicht ein Zufall oder eine Folge „selbstsüchtigen Interesses", daß in den letzten Jahrzehnten im politischen und sonstigen öffentlichen Leben Wirtschaftsfragen immer mehr eine überragende Rolle spielen, sondern es ist die Folge der wachsenden Erkenntnis, daß die wirtschaftlich-technischen Verhältnisse tatsächlich von entscheidender Bedeutung für alle Kultur, für alles soziale und geistige Leben sind. Und daß diese Erkenntnis trotz der Abneigung gegen ihren hervorragendsten Vertreter so rasche Fortschritte gemacht hat, ist wieder ein Beweis ihrer Richtigkeit. Denn es ist die Folge davon, daß selten ein Volk und eine Zeit eine solche Fülle wirtschaftlicher „Ereignisse", eine solche vollständige Umwälzung seines wirtschaftlichen Baus, eine so sprunghafte Entwicklung seiner Wirtschaftsformen erlebt hat, wie unser Volk in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung. Das hat die verhältnismäßig junge Wissenschaft der Volkswirtschaftslehre in Deutschland „populär" gemacht. Die starke Steigerung der Vorlesungen, der Hörer, der Seminarien an den Universitäten, technischen und Handelshochschulen ist dafür ein Ausdruck.

Dazu kam ein zweites. Die freiheitliche Gesetzgebung des 19. Jahrhunderts, durch die Gewerbe und Handel sich die Möglichkeit riesiger Entfaltung erzwangen, hat alte Ordnungen, staatliche und private Organisationen aufgelöst. Sie wollte freieste Entfaltung des Individuums durch möglichste Ungebundenheit. Aber die Wellenbewegung der Geschichte gab Hegel recht. Anstelle der zerstörten Verbände stiegen neue herauf, in einem Maße, daß man unsere Zeit direkt als die Zeit der Organisation bezeichnet hat; daß es gewiß keine Zeit gab, in der jeder einzelne mit so vielen Organisationen verknüpft war. Nur daß anstelle der staatlichen, der Zwangsorganisation mehr die private, die freiwillige trat; daß anstelle der festgefügten, allgemeinen Körperschaften, die den ganzen Menschen erfaßten, mehr Zweckverbände traten, die nur auf einzelne Seiten des menschlichen Lebens sich erstreckten, gleichsam nur einzelne Fasern der einzelnen Menschen verknüpften, sodaß heute mancher in einer Organisation Seite an Seite mit demjenigen steht, den er durch eine andere Organisation aufs heftigste bekämpft. Gewiß ist unsere Zeit nicht arm an Zwangsorganisationen, allgemein politischen (Kommunalverbände), beruflichen (Handelskammern, Handwerkskammern, Landwirtschaftskammern), Zweckverbänden (Deichverbände). Ihre Zahl ist in ständigem Wachsen. Gewiß ist auch bei manchen Körperschaften ohne gesetzlichen Zwangscharakter (Syndikaten, Gewerkschaften) ein gewisser Beitrittszwang durch wirtschaftlichen oder gesellschaftlichen Druck nicht zu leugnen. Aber das Charakteristische der neueren Organisation ist doch die Freiwilligkeit.

Der Grundsatz der Arbeitsteilung, der Spezialisation, der sich auf technisch-wirtschaftlichem Gebiete so fruchtbar erwiesen hat, ist auch in der Interessenvertretung zum Durchbruch gekommen. Nach beruflicher, sozialer, geographischer oder sonstiger Verwandtschaft der Organisationsträger, nach den Arbeitsgebieten, nach den Zwecken, nach allen möglichen Gesichtspunkten

haben sich Spezialverbände gebildet. Dadurch ist auch eine große Fülle von Vereinigungen entstanden, die ausschließlich oder vorwiegend wirtschaftliche Zwecke verfolgen. In dem Maße, wie solche Vereine sich bildeten; wie sie wuchsen, sodaß ihre Leitung und Geschäftsführung nicht mehr von einem in anderem Berufe tätigen Manne nebenamtlich geführt werden konnte; wie sie in Berührung, in freundliche oder feindliche Verflechtung mit anderen Organisationen, in Zusammenhang mit dem großen Getriebe des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens kamen, sodaß besondere Kenntnisse und besondere Fähigkeiten für ihre Leitung erforderlich wurden; in diesem Maße entstand und wuchs das Bedürfnis nach Vereinsbeamten mit volkswirtschaftlicher Vorbildung. Damit ergab sich die Möglichkeit eines besonderen Beamtentypus: des ausübenden Volkswirtes.

Das ihm eigentümliche Arbeitsgebiet läßt sich theoretisch gut umgrenzen: In den allgemeinen Zwangsverbänden des Staates und seiner Unterorgane wird naturgemäß die Beherrschung des Rechtes vor allem in Frage kommen. Deswegen dürfte hier in leitenden Stellen der Jurist noch lange das Feld behaupten. In den Verbindungen zu rein geschäftlichen Zwecken wie Kartellen, Konsumvereinen, Genossenschaften, werden von dem Leiter vor allem kaufmännische Kenntnisse und Erfahrungen verlangt werden. Der volkswirtschaftliche Beamte ist der gegebene Mann überall da, wo eine Verquickung von Geschäftlichem und Staatlichem in Frage kommt, wo es sich um die Vertretung der öffentlichen Interessen einer wirtschaftlichen Gruppe, um die Beeinflussung des Staates, der Gesetzgebung und der Verwaltung durch einen Berufsverband oder einen wirtschaftlichen Zweckverein handelt. Auf diesem Gebiete sehen wir die überwiegende Mehrheit der ausübenden Volkswirte tätig. Hier haben sie die Herrschaft erlangt. Und wenn in den älteren Organisationen, namentlich den Handelskammern, vielfach die Geschäftsführung noch in den Händen von Kaufleuten oder Juristen liegt (dieses namentlich in Süddeutschland und Oesterreich), so verschwinden diese doch immermehr zugunsten der Nationalökonomen.

Aber naturgemäß ist die angegebene Umgrenzung keine absolute. Es gibt eine Reihe von anderen Organisationsgebieten, auf denen volkswirtschaftliche Beamte tätig und auf denen sie durchaus am Platze sind. Da ist vor allem das große Feld der sozialen Tätigkeit: einerseits der Sozialpolitik, der Interessenvertretung wie der gemeinnützigen Strebungen, andererseits der sozialen Wohlfahrtseinrichtungen. Da alle sogenannten sozialen Probleme und Erscheinungen auf das engste mit wirtschaftlichen zusammenhängen, da es ein besonderes Bildungsschema für Sozialpolitiker nicht gibt, so ist auch hier der Nationalökonom am ersten zur Geschäftsführung befähigt.

Im übrigen können von dem Grundbegriffe „Volkswirtschaftlich gebildeter Beamter einer wirtschaftlichen Vereinigung" nach drei Seiten hin Abweichungen stattfinden: Es kann jemand „Fachbeamter wirtschaftlicher Interessenvertretung" sein, der nicht die Volkswirtschaftslehre als theoretisches Studium betrieben hat. Er wird durch Stellung und Erfahrung zum volkswirtschaftlichen Beamten, zum praktischen Nationalökonomen. Es kann jemand volkswirtschaftlicher Beamter einer Vereinigung sein, die nicht die Vertretung wirtschaftlicher Interessen sich zum Ziele setzt. Er kann trotzdem in dieser Stellung seine volkswirtschaftlichen Kenntnisse in der Wirklichkeit anwenden, praktischer Nationalökonom sein. Und schließlich kann jemand in gleichem Sinne tätig sein, ohne überhaupt angestellt zu sein. Soweit er die praktische Verwertung nationalökonomischer Erkenntnis für die Sozialwirtschaft und für die Privatwirtschaft zu seinem Berufe macht, werden wir ihn auch als ausübenden Volkswirt anzusprechen haben. Hier ist die Grenze nach der Seite des theoretischen Nationalökonomen natürlich völlig offen. Jeder Professor, der ein Parlamentsmandat ausübt, jeder Gelehrte, der ein Gutachten über ein wirtschaftliches Gesetz veröffentlicht, treibt damit praktische Nationalökonomie. Wie nach der Einleitung dieses Aufsatzes jeder „Praktiker" in Staat und Wirtschaft mehr oder minder Nationalökonom ist oder wenigstens sein sollte, so ist auch umgekehrt jeder Nationalökonom mehr oder minder „praktisch" tätig — oder sollte es sein. Deswegen hat der Deutsche Volkswirtschaftliche Verband das Tor weit geöffnet und neben den „Fachbeamten wirtschaftlicher Interessenvertretungen" auch „sonstige berufsmäßige Volkswirte" zum Beitritt eingeladen. Wer über die Betätigung und über die Aufgaben der ausübenden Volkswirte auf den verschiedenen einzelnen Arbeitsgebieten sich unterrichten will, findet alles Nähere in dem „Handbuch", das der Verband demnächst veröffentlicht.

Düsseldorf. Heinz Potthoff.

Rußland und England in Afghanistan.

Der Emir von Afghanistan ist soeben mit großem Gefolge und unter Entfaltung gewaltigen Pompes, begrüßt von den britischen Würdenträgern und willkommen geheißen durch ein Telegramm König Eduards, in dem ihm — unseres Wissens zum erstenmal — der Titel Majestät offiziell zugebilligt wurde, auf britisch-indischem Boden angekommen. Als Freund und Bundesgenosse hat er seinen Einzug in Indien gehalten, und die englische Presse gibt ihrer großen Befriedigung darüber Ausdruck, daß nunmehr Afghanistan, das Bindeglied zwischen der indischen und der westasiatischen Welt, der nicht nur durch seine Lage, sondern auch durch seine Militärmacht wichtige Nachbarstaat des anglaindischen Reiches für das britische Weltreich, wenigstens diplomatisch, gewonnen ist. Das langwierige und mühevolle Werk der englischen Diplomatie, besonders Lord Curzons, die Beziehungen zwischen Afghanistan und Indien zu „konsolidieren", ist von Erfolg gekrönt worden, und England steht heute an einem wichtigen Wendepunkt in seiner mittelasiatischen Politik, die im Laufe der Jahrhunderte so manche, nicht immer für Großbritannien angenehme Wandlungen durchgemacht hat.

Früher als die Engländer traten die Russen in Beziehungen zu Afghanistan. Seit dem Jahre 1675, als der Zar Alexei Michailowitsch den Gesandten Kossimoff zum Großmogul Aurengzib schickte, und seit Peter der Große und Katharina II. die Expeditionen nach Chiwa, Buchara und Kabul unternehmen ließen und vorbereiteten, ist der Plan Rußlands, einen Zugang nach Indien sich zu verschaffen, nie zur Ruhe gekommen. 1800 wurde dem Kaiser Paul I. von dem ersten Konsul von Frankreich, Bonaparte, der Entwurf zu einer gemeinsamen Expedition nach Indien vorgelegt, um die Engländer aus Hindostan zu vertreiben, diese reichen Gebiete von dem englischen Joche zu befreien und den europäischen Staaten neue Handelswege zu eröffnen. Die Thronbesteigung Alexanders I. ließ diesen bereits in Angriff genommenen Plan nicht zur Ausführung kommen. Am 14. Februar 1808 nahm ihn Napoleon nach der Tilsiter Zusammenkunft mit Alexander I. in einem Schreiben wieder auf. Nur die Entwicklung der Ereignisse, der Krieg Napoleons mit Spanien, mit Oesterreich und schließlich der endgültige Bruch Alexanders mit Napoleon verhinderten seine Ausführung. Keineswegs aber hat man russischerseits den Gedanken an ein Vorgehen nach Indien seitdem aufgegeben. Besonders nach dem Krimkriege, in dem ja England den Russen feindlich gegenüber gestanden hatte, breitete sich die russische Herrschaft in Mittelasien stetig mehr und mehr aus. 1865 fiel Taschkent, 1868 Samarkand, 1873 erfolgte die Expedition gegen Chiwa, 1876 hatte es mit dem Chanat Kokan ein Ende.

Es war nun der General Skoboleff, der damalige Gouverneur von Fergana, der dem Generalgouverneur von Turkestan, dem General Kaufmann, einen fertigen Plan für einen Feldzug gegen England in Indien vorlegte: Es seien mit dem Emir von Afghanistan Verhandlungen anzuknüpfen; durch ein gegen seine Hauptstadt Kabul vorgeschicktes Korps sei er zu einem Bündnis zu zwingen. Nachdem Kabul genommen sei, müsse man mit den unzufriedenen Elementen in Indien in Verbindung treten, sie organisieren, dann eine Masse irregulärer Reiterei

zusammenziehen und nach Indien werfen „sous la bannière du sang et de l'incendie“ wie unter Timur.

Das Vorgehen der Russen in Mittelasien hatte England in hohem Maße erregt. Es suchte ein weiteres Fortschreiten aufzuhalten; seine Agenten entfachten die Flammen des Aufruhrs auf der Balkanhalbinsel, und so wurde Rußland in den Krieg mit der Türkei 1875/78 verwickelt. Als Antwort auf die feindliche Haltung Englands im Jahre 1878 sollte nun, noch vor dem Beginn des Berliner Kongresses, jener Plan Skobeleffs in seinen Grundzügen zur Ausführung kommen. Drei Kolonnen rückten aus Petro-Alexandrowsk am Amu-Darja, aus Samarkand und Margellan aus. Die erste Kolonne, unter dem Kommando des Generals Grotenhelm, ging den Amu-Darja bis Tschardshui aufwärts; mit ihr sollten sich vom Kaspischen Meere kommende Truppen vereinigen; aller Wahrscheinlichkeit nach war sie zum Vorgehen gegen Merw und Herat bestimmt. Die zweite Kolonne, die der General Kaufmann führte, sollte über Buchara, Balch, Bamian auf Kabul vorgehen, während die dritte Kolonne, unter dem General Abramoff, aus Fergana abrückte und das Altaigebirge überschritt mit der Absicht, über den Pamir in Tschitral und Kaschmir einzudringen. Der Berliner Kongreß hielt diese Bewegungen schon bei ihrem Beginn auf. Infolge der geringen Stärke, die für alle drei Kolonnen kaum 20 000 Mann betrug, konnte aber kaum daran gedacht werden, die Engländer in Indien anzugreifen; nur von einer Demonstration nach der Nordgrenze konnte die Rede sein.

Ein sich vorbereitendes Bündnis zwischen Rußland und Afghanistan beunruhigte die Engländer in hohem Maße, zumal die Bevölkerung Indiens 1878 so erregt war, daß es nur eines Anstoßes bedurft hätte, um sie zu einem Aufstand zu bringen. Die Engländer selbst haben die Ansicht ausgesprochen, daß damals die Inder nur zu sehr zu einem Aufstande geneigt waren.

Mehr noch als früher bildete seit dieser Zeit Afghanistan, das zwischen dem indobritischen Reiche und den mittelasiatischen Besitzungen Rußlands eingekeilt liegt, die Schranke, die einen bewaffneten Zusammenstoß der Russen und der Engländer verhindert hat. Langsam und bedächtig, jeden sich darbietenden Vorteil sorgfältig ausnützend, drangen die beiden Nebenbuhler — Rußland von Norden, England von Südosten — militärisch gegen die afghanische Grenze vor. Zunächst kam es darauf an, durch kluge Entfaltung der Militärmacht den Emir zu beeinflussen und in Afghanistan selbst wirtschaftliche und politische Erfolge zu erzielen. Denn dessen waren sich Engländer wie Russen bewußt, daß die Vorherrschaft in Afghanistan soviel bedeutet, wie den sicheren Sieg in der Hauptschlacht. Allein Abdurrahman war nicht der Mann, sich einschüchtern zu lassen und widerstandslos fremden Einflüssen zu folgen. Er kannte die beiden Mächte ganz genau, die um seine Freundschaft buhlten, um ihm zu gelegener Zeit plötzlich den Fuß auf den Nacken zu setzen. Mit der russischen Politik war er wohl vertraut. Er hatte in seiner Jugend, als er zehn Jahre lang bei den Russen in Samarkand das Brot der Verbannung aß, Gelegenheit genug, die Russen aus nächster Nähe zu beobachten. Andererseits war ihm auch nicht fremd geblieben, daß die Engländer, als sie ihn am 22. Juli 1880 nach dem Tode des Emirs Scher Ali im Einvernehmen mit Rußland auf den Thron erhoben, sich selbst damit den größten Vorteil zuzuwenden gedachten. Emir Abdurrahman hielt sich sowohl den englischen wie den russischen Freund in gehöriger Entfernung und kümmerte sich wenig darum, daß beide sich durchaus enttäuscht fühlten. In den letzten Jahren seiner Herrschaft hatten sich die Verhältnisse derart gestaltet, daß er selbst genau so eifrig rüstete, wie die beiden Mächte, die ihn mit Liebeswerbungen verfolgten. Um Afghanistan unabhängig zu erhalten, richtete er sein Hauptaugenmerk auf die Schlagfertigkeit seines Heeres und auf die Verteidigungsfähigkeit der Gebirgspässe längs der Landesgrenzen. Er war ein gewiegter Diplomat, dem es nicht darauf ankam, bald den Russen, bald den Engländern die süßesten Worte zu geben, aber zugleich war er ein Soldatenherrscher.

Als man nun in politischer Hinsicht nicht recht weiter kommen konnte, versuchte man es, in den mittelasiatischen Pufferstaaten wirtschaftlich festen Fuß zu fassen. Rußland ging dabei mit großer Vorsicht vor. Besonders als der General Kuropatkin die Verwaltung des Transkaspigebietes erhielt, entwickelte sich ein reger Handelsverkehr zwischen Afghanistan und dem benachbarten Rußland. Aber der russisch-afghanische Grenzhandel ging sehr bald zurück, als Abdurrahman ein strenges Ausfuhrverbot erließ. Dieser verschlagene und tatkräftige Herrscher verstarb indessen im Jahre 1901, und nun schien sich wieder eine bessere Zeit für das Zarenreich vorzubereiten. Anfangs freilich zeigte auch der Emir Habib Ullah geringes Entgegenkommen. Rußland hatte sofort nach dem Thronwechsel mit großer Energie seine Wünsche und Forderungen in Kabul zu verlautbaren begonnen. Aber der englische Einfluß machte sie anfangs stets zu nichte. Allmählich jedoch gewannen die Russen mehr und mehr Boden, ohne das nach außen pomphaft zu verkünden, in aller Stille. Man bemerkte in Europa nur das eine, daß russische Kaufleute in größerer Anzahl in Afghanistan eintrafen und sich genau nach allen dortigen Verhältnissen erkundigten. Die Engländer meinten, diese Kaufleute seien eigentlich politische Agenten, die ganz andere Zwecke als Handelsbeziehungen verfolgten.

So lagen denn die Verhältnisse für Rußland zunächst recht günstig und hätten sich wohl noch günstiger gestaltet, wenn nicht der unglückliche russisch-japanische Krieg eine Schwenkung herbeigeführt hätte. Wohl hatte auch Habib Ullah das Wort seines Vaters nicht vergessen: „Ein schwarzer Hund! ein weißer Hund! Hunde sind sie alle beide!“ Aber der Zusammenbruch Rußlands mußte mit Naturnotwendigkeit ihn zu der Ueberzeugung bringen, daß Großbritannien nun allein für lange Zeit der maßgebende Faktor in Mittelasien sein werde. Die Folge war der Abschluß eines englisch-afghanischen Vertrages im Sommer des Jahres 1906, nach dem Habib Ullah nicht nur seine Einwilligung gab, die von seinem Vater bezogene, von ihm aber abgelehnte Subsidie wieder anzunehmen, sondern sich auch verpflichtete, in allen Fragen der auswärtigen Politik sich von der indischen Regierung beraten zu lassen. Das war eine offene Absage an Rußland und eine Anerkennung des britischen Uebergewichts in optima forma.

Sehr geschickt ist die jetzige Reise auf einen Zeitpunkt verlegt, in dem die Macht Englands in vollem Glanze strahlt und der Zusammenbruch Rußlands nur zu offenbar ist. Wahrscheinlich wird die nächste Folge der Bau von Eisenbahnen und Telegraphen in Afghanistan sein, englische Instruktionsoffiziere werden sehr bald ihren Einzug in Afghanistan halten, um das schon heute numerisch und qualitativ nicht zu unterschätzende Heer zu einer auch für moderne Feldzüge brauchbaren Kriegsmacht auszubilden. Es kann keinem Zweifel mehr unterliegen, daß heute Englands Verbündeter Afghanistan ist, das in kommenden kriegerischen Ereignissen sicher für die Befestigung und weitere Entwicklung der britischen Weltmacht von unschätzbarem Werte sein wird.

J. Wiese.

Pearys Polarfahrt.

Selbst das heiße Bemühen, in die so vielfach anders gelagerten Verhältnisse der Länder um den Gegenpol der Erde einzudringen, hat der Nordpolarforschung nicht ernstlich Abbruch getan; es war vielmehr so, als habe auch die letztere aus der vor einem Jahrzehnt inaugurierten Neubelebung der antarktischen Erschließungsarbeit neue Kraft gezogen. Allerdings stand das, was man den „Sturm auf den Pol“ nennen könnte, zeitweise zurück gegenüber anderen geographischen Bestrebungen, die wesentlich auf das alte Schmerzenskind der Arktis, auf die sogenannte Nordwestliche Durchfahrt, gerichtet waren. Auf diesem Gebiete ist in den letzten Jahren durch Harrison und Mikkelsen, ganz besonders aber durch Amundsen Hervorragendes geleistet worden. Direkte Vorstöße gegen den nördlichen Endpunkt der Erdachse sind, seitdem es Umberto Cagni den Nansenschen Rekord um einen

kleinen Betrag zu schlagen gelungen wae, so ziemlich aufgegeben worden. Die alterprobte Methode des Vordringens auf dem Eise mit Schlittenhunden schien an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt zu sein, und die neu zur Erörterung gestellten Hilfsmittel, Luftschiff und Unterseeboot, haben ihre Brauchbarkeit erst noch darzutun. Es schien also zu einem zeitweiligen Stillstande kommen zu wollen, aber die Tatkraft eines einzigen Mannes hat diesen Zeitpunkt, wenn er überhaupt eintreten sollte, um ein bedeutendes weiter hinausgeschoben. Freilich ist auch ee zunächst noch weit von der Erreichung seines Endzieles entfernt geblieben, das auch für ihn die Eigenschaft aller Ideale, überhaupt unerreichbar zu sein, schwerlich verlieren dürfte. Aber um ein Stück weiter ist man doch sowohl in räumlicher, wie insbesondere auch in methodischer Beziehung gekommen, und so mag es wohl am Platze sein, diese neueste Phase heldenhaften Ringens um die Entschleierung eines noch von tiefstem Dunkel verhüllten Stückes der Erdoberfläche einer kurzen Betrachtung zu unterziehen.

Der frühere Kapitän, jetzige „Commander" Peary *) hat immer die Richtigkeit der in Amerika von jeher als Leitmotiv anerkannten Idee verfochten, der Weg zum Pole müsse, so wie dies Kane und Hayes, Hall und Greeley anstrebten, durch den Smithsund, den Kennedykanal und die nördlich von diesem sich ausbreitende Lincolnsee genommen werden. Jahrelang hat er in Verfolgung dieses Gedankens die Westküste der Rieseninsel Grönland unter den schwersten Opfern zu ergründen sich bemüht, und ihm ist es vorwiegend zu danken, daß wir jetzt ziemlich genau wissen, wo jene im Norden endet; nur wenige Strecken des Küstenverlaufes sind noch nicht kartographisch fixiert. Dagegen hatte ein vierjähriger Aufenthalt in jenen unwirtlichen Regionen (1898—1902) die Hauptfrage nicht in dem Maße zu föedern vermocht, wie es des kühnen Forschers Wunsch gewesen wäre. Wer jedoch der Meinung war, Peary werde sich mit dem immerhin sehr wertvollen Nebenergebnis begnügen und den Kampf um den Nordpol einstellen, der hatte die Eigenart des zähen Amerikaners nicht richtig eingeschätzt. Kaum wieder heimgekehrt, trat er in eine rastlose Agitation ein, die ihm die Beschaffung neuer, umfassender Mittel ermöglichen sollte, und nach Verlauf dreier Jahre schon sah er die Verwirklichung seines Planes in greifbare Nähe gerückt. Es bildete sich rasch ein „Peary Arctic-Club", und unter dem Einfluß des faszinierenden Schlachtrufes, nur ein Amerikaner dürfe die große Aufgabe lösen, kam rasch die für europäische Verhältnisse — ohne Staatseingeeifen — unfaßbaee Summe von 700 000 Mark zusammen. Zweieinhalb Jahre reichten hin, um den Bau eines den neuesten Erfahrungen über die Eismeerbefahrung angepaßten Schiffes, des Dampfers „Roosevelt", zu vollenden, der für zwei Jahre verproviantiert wurde. Am 12. Juli 1905 verließ die Expedition den Hafen von Newyork und nahm ihren Kurs nach der Davisstraße, um sodann die oben bezeichneten Engwege, die zum Polarmeere führen, zu passieren. Einiger Aufenthalt mußte bei der unter 81° n. Br. gelegenen Eskimoansiedlung Etah, in der die ἔσχατοι τῶν ἀνθρώπων, die nördlichsten Menschen, ihren Wohnsitz haben, gemacht werden, weil Peary sich des Beistandes dieser ihm schon von früher her bekannten Leute versichern und eine Anzahl von Hunden erwerben wollte. Er war auch so glücklich, diesen Zweck zu erreichen, und nicht weniger als 68 Personen verstärkten die Besatzung seines Schiffes. Ganz mit Recht glaubte er sich der Treue und Anhänglichkeit der Männer viel eher versichert halten zu dürfen, wenn diese von ihren Weibern und Kindern begleitet waren, und die Erfahrungen, die seine Vorgänger Hall und Hayes mit den Eingeborenen Joseph und Hans gemacht hatten, sprachen zugunsten der Annahme. Auch 250 Schlittenhunde wurden an Bord genommen, sodaß also die günstigsten Vorbedingungen für die geplante Eiswanderung gegeben schienen. Von Etah aus konnte noch einmal eine Nachricht in die Heimat gesandt werden, und vom August 1905 ab ging jede Fühlung mit der übrigen Menschheit verloren.

Das letzte Landfragment im Westen, das angelaufen ward, führt den Namen Grantland; es gehört zu dem von Sverdrup bereisten Inselkomplex, der Grönland gegenüber liegt und noch ein wenig weiter nach Norden hinaufreicht. Hier wurde, unter 82° 30', das Winterquartier bezogen.*) Füe Schlittenreisen eignen sich am besten der Spätwinter und Vorfrühling, denn wenn erst die Sonne, die ja in solchen Breiten monatelang nicht mehr untergeht, ihr Auflösungswerk begonnen hat, stellen sich dem Fortkommen allzu große Schwierigkeiten entgegen. So brach man denn auch bereits am 21. Februar 1906 auf, um möglichst bald eine beträchtliche Strecke, auf dem Eise zurückzulegen. Der nördlichste Punkt von Grantland besitzt, wie die Ortsbestimmung zeigte, bereits eine höhere Breite, als jeder der von Nansen und Cagni erreichten Umkehrpunkte, denn er liegt jenseits des 87. Parallels. Allein der weitere Fortschritt entsprach, wie wir jetzt hören, nicht den Erwartungen, die Peary gehegt hatte, und so blieb auch ihm nur übrig, der höheren Gewalt zu weichen.

Ueber die näheren Umstände klärte zuerst eine Depesche auf, die am 2. November an den Sekretäe des oben genannten Klubs gerichtet worden war. Der Aufgabeort war die Missionsstation Hopedale an der Küste von Labradoe, ungefähr unter einer Polhöhe von 55° gelegen. Das Telegramm enthielt die Nachricht, daß der nördlichste Punkt bei 87° 6' lag, 53 Bogenminuten nördlicher als derjenige der Norweger, 33 Bogenminuten nördlicher als derjenige der Italiener. Setzen wir das der Mehrheit unserer Leser minder geläufige Gradmaß in Längenmaß um, so stellt sich heraus, daß Nansen und Johansen noch ungefähr 420 Kilometer, Cagnis kleine Schar 387 Kilometer und die Pearysche Expedition 322 Kilometer von dem Punkte entfernt bleiben mußten, auf den sie es abgesehen hatten. Man sieht, groß sind die Unterschiede nicht, aber es ist eben doch eine Annäherung an den Pol unverkennbar, und die Möglichkeit, wirklich einmal den Sieg über die feindlichen Elemente davonzutragen, wird nicht in Abrede gestellt werden können. Allerdings mehren sich mit jedem Kilometer, den man vorschreitet, auch die Hemmnisse, deren Bezwingung sich immer schwieriger gestaltet.

Schon bald nach dem Abschied vom festen Lande drängte sich Peary die schlimme Wahrnehmung auf, daß das Eis nicht fest lag, sondern sich in einer durch eine langsame Strömung veranlaßten Bewegung gegen Osten befand. Dadurch wurde aber die Verbindung der drei Abteilungen, in welche die Karawane aus naheliegenden Gründen gleich anfänglich zerlegt worden war, gestört und endlich ganz aufgehoben. Das Projekt, zur Schonung der eigenen Vorräte sich längere Zeit von den beiden anderen Schlittenzügen ernähren zu lassen, die dann rechtzeitig umzukehren gehabt hätten, mußte bei solcher Sachlage aufgegeben werden, und für sich allein durfte die Begleitmannschaft des Führers sich nicht allzuweit vorwagen, weil sonst der sichere Untergang außer Zweifel stand. Der 21. April war der Unglückstag, an dem die südliche Richtung eingeschlagen werden mußte. Man war tatsächlich schon zu weit gegangen, denn der Mangel meldete sich bald, und es blieb den hart um ihr Leben kämpfenden Männern nur der Ausweg übrig, der seinerzeit auch Nansen und seinen Freund gerettet hatte. Acht Ziehhunde wurden getötet und verspeist. Dazu trat noch eine furchtbare Kälte, wie sie sich im Monat März, der oft kälter als der Januar ist, nur allzuhäufig einzustellen pflegt; einmal sank während eines heftigen Schneesturmes das Thermometer auf — 39° C.**) So traf die kleine Gesellschaft, in ihrem Befinden aufs äußerste herabgekommen, bei Kap Neumayer im nördlichen Grönland ein, wo es zum Glück Moschusochsen zu jagen gab, deren gesundes und wohlschmeckendes Fleisch die Rekonvaleszenz mächtig förderte. Man zog an der Küste hin,

*) Der kühne Reisende wurde auf seiner vorletzten und letzten Tour von seiner nicht minder mutigen Gattin begleitet, und es ist ihm in der Welt des ewigen Eises eine Tochter geboren worden.

*) Ein anderes amerikanisches Schiff, dee „Alert", hatte schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Grantland eine Ueberwinterung ausgehalten. Dieser Ort lag jedoch etwas südlich von dem Kap Sheridan, in dessen unmittelbarer Nähe Peary einen strengen Winter durchmachte.

**) Das absolute Temperaturminimum, welches man bisher kennt, wuede zu Werchojansk in Ostsibirien mit — 66° C. gemessen.

setzte über die Robesonstraße, den nördlichsten Ausläufer des Kennedykanals, und traf endlich wieder mit den beiden anderen Abteilungen zusammen, die auch ihrerseits die schwerste Not auszustehen gehabt hatten. Eine Bereisung der Nordküste von Grantland verhalf zu wesentlichen Ergänzungen der von Sverdrup gemachten Entdeckungen, und nunmehr ging es an die Heimkehr. Daß dieselbe glücklich ausgeführt werden konnte, ist uns bekannt.

Seit Peary wieder nach Newyork zurückgekommen ist, hat er selbstredend schon manches Interview über sich ergehen lassen müssen, aber einem wissenschaftlichen Bericht werden wir wohl kaum schon für die allernächste Zeit entgegensehen dürfen. Indessen vernimmt man immerhin, daß der vielversuchte Polarfahrer sich keineswegs eingeschüchtert oder abgeschreckt fühlt, sondern sein hohes Ziel nach wie vor im Auge zu behalten entschlossen ist und sich von neuem den Weg der Agitation zu betreten anschickt. Daß der rüstige, im einundfünfzigsten Jahre stehende Pennsylvanier, der schon als angehender Dreißiger mit dem eisigen Norden seine erste Bekanntschaft schloß, ganz der Mann dazu ist, über den selbstgeschaffenen Rekord obzusiegen, dürfen wir gern glauben. Auch hat das Fahrzeug „Roosevelt" die schwierige Probe, auf die es gestellt worden ist, so gut überstanden, daß seine Rolle noch lange nicht ausgespielt erscheint.

München. S. Günther.

Altes und neues Studententum.

Wo sind die deutschen Studenten? Wie oft ist diese Frage aufgeworfen worden, wenn das Gefühl sich aufdrängte, daß in den Kämpfen der Gegenwart die akademische Schicht die Rolle nicht mehr spielt, die sie einstmals zweifellos in Anspruch nehmen durfte. Die Kultur ist in einem tiefgreifenden Umformungsprozeß begriffen, aber der Student scheint sich nicht darum zu kümmern.

Es scheint so zu sein. In Wirklichkeit ist auch die Studentenschaft nicht unberührt vom Wechsel der Zeiten geblieben. Man frage nur die ältere Generation nach ihren Studentenjahren und vergleiche mit ihren Erinnerungen das, was unsere Studentenwelt bewegt. Welch ein fröhliches, harmloses und reines, aber im Grunde genommen doch auch recht gedankenloses Dasein haben jene alten Studenten der sechziger Jahre gehabt! „O alte Burschenherrlichkeit, wohin bist du entschwunden?" Wo sind die Zeiten, da man vom freien Burschenstaat schwärmte, mit Stolz auf seine Farben pochte, die ein Symbol hoher Ideale waren, denen im Reiche der Wirklichkeit allerdings nichts Realisierbares entsprach, die vielmehr lediglich der überschwängliche Ausdruck einer allgemeinen Frühlingsstimmung waren, die durch die jungen Adern brauste. „Gott, Freiheit, Vaterland" — dafür stritt der Bursche mit echter Begeisterung. Kaum ahnte er, daß hinter jedem dieser Worte eine schwarze Flut von Problemen lauerte, an die er seine ganze Manneskraft zu wenden habe. Für Wirklichkeitsgüter einzutreten, war ihm gänzlich fremd. Seinem Schwärmersinn stand alles im rosigen Nebel einer utopistisch gerichteten Jugendphantasie: Gegner und Siegespreis, Idee und Erfüllung.

Das alles ist anders geworden. Die ungeheuere Ausbreitung des Hochschulwesens in unserer Zeit, die moderne Spezialisierung der Wissenschaften, sowie die gesteigerten Ansprüche, die das Leben überhaupt an den Studenten stellt, haben bewirkt, daß sich die kleinbürgerlichen Formen des älteren Studententums notwendig modifizieren mußten. Das lediglich auf Freundschaft und allgemeine Ideale gerichtete ältere Studententum verlor seine führende Bedeutung; immer größer wurde die Masse derjenigen Studenten, die nichts von Cerevis und Salamander, nichts von Schläger und Landesvater wissen wollten. Eine große Anzahl wissenschaftlicher Vereine traten ins Leben, die dem Fachmann erleichtern sollen, das gewaltige Gebiet des Spezialwissens sich anzueignen. Zahllos sind sie emporgekommen, die neuphilologischen, juristischen, historischen, mathematischen und theologischen Studentenvereine, alle getragen von dem Bedürfnis, den Druck der gesteigerten Examensangst gemeinsam zu tragen. Hier soll sich der Student als Fachmann unter Fachleuten ausbilden. Er atmet gleichsam die Wissenschaft mit der Vereinsluft ein, und wenn er glücklich die Hochschule nach wohlbestandener Prüfung verlassen hat, tritt ihm in jedem Lehrerkollegium, in jedem Amtsgericht ein freundlich lächelnder Vereinsbruder entgegen. So liegt es wenigstens im Prinzip. Daß sich in der Praxis auch in diesem Studententum vielfach ein anderer Geist regt, daß man der banausischen „Fachsimpelei" und „Vereinsstreberei" mit allen Mitteln zu Leibe geht, soll gern anerkannt werden. Aber gerade diese Bestrebungen beweisen doch, daß die wissenschaftlichen Vereine in ihrer Grundlage unakademisch sind. Sie fördern mit einem Wort nicht die Ausbildung zu Persönlichkeiten, sondern zu Fachmännern. Daher die tiefe Abneigung des älteren Studententums gegen die sogenannten „Fachblasen". Der alte Student ist sich bewußt, daß seine Couleurideale trotz aller Ideologie himmelhoch erhaben sind über dem Nützlichkeitsstandpunkt dieser strebsamen Praktiker. Ihm ist der wissenschaftliche Fachverein ein Symptom des Eindringens philiströser Betriebsamkeit in das Gebiet des freien Burschenlebens.

So streiten heute im studentischen Vereinswesen zwei Prinzipien miteinander, das Korporationsprinzip und das Fachprinzip. Es ist nicht so, daß die alten Korporationen ausschließlich zum alten Studententum, die wissenschaftlichen Vereine ausschließlich zu dem soeben geschilderten Typus zu rechnen seien. Vielmehr kämpfen beide Prinzipien innerhalb fast aller studentischen Organisationen miteinander. Oft ist ein Wechsel der Grundstimmung in wenigen Semestern zu konstatieren. Die Tendenz geht meist auf eine Verbindung beider Prinzipien, um möglichst allen Elementen gerecht zu werden. Gelegentlich ist auch versucht worden, andere Ideen in den Mittelpunkt des akademischen Vereinslebens zu schieben. Eine Zeitlang schien es, als sollten politische Tendenzen durch die Agitation des antisemitischen Vereins deutscher Studenten in die akademische Jugend hineingetragen werden. Die Bewegung ist wie manche andere abgeflaut und hat nur die an sich bedeutungslose Tatsache hinterlassen, daß alle studentischen Vereine ängstlich bemüht sind, gelegentlich ihre „nationale Gesinnung" (ein dehnbares Wort, unter dem man alles mögliche versteht!) zu betonen.

Während die Studenten in diesen Kämpfen — die sich meist in den Fragen von bedingter oder unbedingter Mensur, Farben- oder Vereinsprinzip, Zirkel, Bierzipfel, Einrichtung wissenschaftlicher Abende oder Betonung des Freundschaftsgedankens erschöpfen — in trostloser Zersplitterung dahinleben, wächst die Zeit mit ihren Problemen der Studentenschaft sozusagen über den Kopf. In den großen Städten sind die Preise für „Studentenbuden" in zehn bis fünfzehn Jahren fast aufs doppelte gestiegen, und während einst der minderbegüterte Student durch Privatunterricht fast seine ganze Existenz bestreiten konnte, hat eine erbärmliche Honorarunterbietung es dahin gebracht, daß man mit der Tatsache eines Studentenproletariats rechnen muß, der gegenüber das weitausgebreitete Stipendienwesen lediglich als Palliativmittel in Rechnung zu setzen ist. Numerisch schwoll die Zahl der Studenten in den großen Städten immer mehr an. Daß dadurch das alte, patriarchalische Verhältnis zwischen Universitätsbehörde und Studentenschaft gesprengt worden ist, wurde leider nicht erkannt. Eine Reihe ganz unangebrachter Verordnungen hemmen die Studentenschaft auf dem Wege der Selbsthilfe, sodaß wir heute vor der Tatsache stehen, daß im Zeitalter der Berufsorganisationen die deutsche Studentenschaft nachgerade die einzige Berufsschicht ist, die nichts für die Besserstellung ihrer Lage tut.

Daß hieran die Zersplitterung des Vereinswesens einzig und allein die Schuld trägt, geht schon aus der Tatsache hervor, daß ausländische Studentenschaften längst in großen Organisationen energisch für die eigenen Interessen tätig sind. In Deutschland mußte früher oder später gegen die unerträglichen Zustände eine Reaktion aus den Reihen derer eintreten, die dem studentischen Vereinswesen fern stehen. So ist das Auftreten der Freistudentenbewegung zu erklären, die, von

Leipzig ihren Ausgang nehmend, insbesondere seit den grundlegenden Freistudententagen von Wittenberg und Berlin des Jahres 1900 in immer stärkerem Maße auf Organisation der Studentenschaft, auf Ueberwindung der unmodernen Ueberbleibsel des alten Studententums und in letzter Linie auf eine Durchdringung von Studententum und moderner Kultur hinarbeitet. Es ist ungeheuer schwer, ein klares Bild von dieser Bewegung zu geben, da sie noch immer in ihren Anfängen steckt, lokal außerordentlich verschiedenartig arbeitet, fast an allen Hochschulen einen schroffen Wechsel von energischem Vordringen und raschem Verfall, dem dann plötzlich wieder ein staunenswerter Aufschwung folgen kann, vorweist — Eigenschaften, die ausnahmslos auf die Tatsache zurückzuführen sind, daß die Leitung der Organisationen infolge der an sich schon kurzen und durch die akademische Freizügigkeit noch mehr verkürzten Amtsdauer der führenden Persönlichkeiten fortwährend zu schwanken und zu wechseln pflegt.

Immerhin lassen sich heute zwei Prinzipien aufstellen, die dem modernen Freistudententum eigentümlich sind, und die wir etwa als das soziale und das pädagogische Prinzip dieser Bewegung bezeichnen dürfen. Das soziale Prinzip wird mit besonderem Nachdruck auf den technischen Hochschulen gepflegt, an denen die Freistudentenbewegung meist unter dem Namen „Wildenschaft" bekannt geworden ist. Hier sind eine Reihe Aemter ins Leben gerufen worden, die dem Verkauf billiger Materialien, dem Austausch von Büchern, der Vermittlung aon Privatunterricht und Anfängerstellen und dergleichen dienen. Mit diesen Mitteln sucht man die Studenschaft materiell zu heben. Zahlreiche Vergünstigungen für kaufmännische und industrielle Unternehmungen sind durch ein besonderes Amt erwirkt worden, und rüstig strebt man nach dem großen Ziel der Errichtung eines sogenannten Studentenheims auf genossenschaftlicher Grundlage. Charlottenburg ist hierin mit einer Gründung vorangegangen, die lange Zeit mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, jetzt aber definitiv sichergestellt zu sein scheint.

Anerkennenswert ist namentlich die Tatsache, daß die Vorteile der sozialen Aemter in der Hauptsache allen Studenten zugute kommen. Auch die Verbindungsstudenten dürfen genießen, was sie nicht gesät, und es mehren sich die Anzeichen, daß sie in Zukunft den Wettbewerb auf diesem Gebiete aufnehmen werden. Wenigstens hat der auf korporationsstudentischer Grundlage errichtete Verband Deutscher Hochschulen in vielen Punkten das freistudentische Programm übernommen.

Entspeicht diese soziale Betätigung den praktischen Interessen der Studentenschaft, sa kommt das der Freistudentenschaft innewohnende pädagogische Prinzip in hohem Maße den ideellen Bedürfnissen der modernen Studenten entgegen. Dem immer weitergreifenden Spezialistentum wird die Forderung nach Allgemeinbildung entgegengestellt. Durch zahlreiche Diskussions- und Versammlungsabende, auf denen bekannte Politiker, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller sprechen, wird der Student mit dem modernen Leben bekannt gemacht. In den sogenannten „Abteilungen" oder „Gruppen" werden wissenschaftliche oder künstlerische Interessen gepflegt. Gesellschaftsabende größeren Stils und sportliche Unternehmungen aller Art aervollständigen das Bild des freistudentischen Lebens, das in der Art seiner Anlage ein bewußt pädagogisches Ziel verfolgt: dem Studentum die Erwerbung einer wirklichen Allgemeinbildung, einen klaren Einblick in die moderne Kultur und freien Austausch der Meinungen mit Altersgenossen zu bieten, ohne ihm den geringsten Zwang aufzuerlegen. Denn das gilt als oberstes Gesetz in allen freistudentischen Organisationen: niemand ist zu irgend einer Leistung aerpflichtet, alle Mitarbeit geschieht freiwillig, wie auch die gesamten Organisationskosten lediglich durch freiwillige Beiträge bestritten werden. Es existiert schlechterdings kein Mitgliedsbegriff. Jeder Student, der keinem Verein angehört, ist Freistudent und kann als solcher alles genießen, was die Organisation bietet. Das oberste Organ ist die Hauptversammlung, in der jeder Freistudent Stimm- und Rederecht, sowie aktives und passives Wahlrecht für alle zu vergebenden Aemter hat. Nur der Freistudent, der ein Amt übernimmt, hat auch Verpflichtungen, alle übrigen kommen und gehen nicht anders als die Bienen im Bienenkorb.

Diese schrankenlose Freiheit hat selbstverständlich absolute Toleranz in allen Fragen der Weltanschauung zur Folge. Wie die Hochschule als liberale Bildungsanstalt jede religiöse, politische und wirtschaftliche Ueberzeugung als gleichberechtigt anerkennt, so steht der Freistudentenschaft als solcher die Gleichberechtigung aller Kommilitonen, sie mögen kommen, aus welchem Lager sie wollen, als unantastbare Grundlage fest. Nur wenn alle Strömungen zugelassen sind, kann der Student in der Freistudentenschaft wirklich das ganze Leben kennen lernen, nur dann kann die Organisation ihre erzieherische Wirkung auf die einzelnen ausüben. Daß auch die Studentinnen mit gleichen Rechten zugelassen werden, ist nach der ganzen Grundlage der Freistudentenbewegung selbstaerständlich. Eme besondere Schwierigkeit liegt für die Einzelorganisationen in der Notwendigkeit, immer von neuem die Kommilitonen auf die Bewegung aufmerksam zu machen. Es geschieht dies durch Flugblätter und Wochenschriften. Zentralisiert ist die Bewegung in der „Deutschen Freien Studentenschaft", die alljährlich in Weimar einen Kongreß, den sogenannten Freistudententag, abhält. Als Hauptorgan sind die von Rostock aus in sehr maßvoller Weise redigierten „Finkenblätter" anzusehen.

Die Zukunft der Bewegung hängt jedenfalls davon ab, ob es im Laufe der Zeit gelingen wird, jenen oben angedeuteten Wechsel von Blüte und Verfall durch Schaffung einer festen Tradition zu beseitigen. Vorläufig hat die schrankenlose Freiheit, auf der die Organisationen basieren, fast überall einen unruhigen Werdegang nach der Deaise „drunter und drüber" gezeitigt, der erst in allerjüngster Zeit in gefestetere Bahnen einzumünden scheint. Eine wesentliche Hilfe zur Konsolidierung der Freistudentenbewegung ist in den „Verbänden der ehemaligen Freistudenten" erwachsen, die zu immer größerer Macht gelangen.

Wie sich auch die Zukunft der akademischen Welt entwickeln mag, man darf in jedem Fall von dieser Bewegung erhoffen, daß sie ein treues Abbild des modernen Studententums darstellen wird.

Tübingen. Wilhelm Ohr.

Moderne Geschichtsauffassung.

Charakteristisch für jedes Zeitalter ist der besondere Geist der Geschichtsschreibung, der sie erfüllt. Je freier dieser Geist, desto freier die Auffassung. Und es ist gut, wenn der Geschichtsschreiber zum Dichter neigt, nicht in dem Sinn, daß er aus eigenem zu den Ereignissen etwas hinzufabeln soll, damit sie amüsanter werden, sondern in dem Sinn, daß er das Große wirklich Merkenswerte anschaulich, unvergeßlich macht. So: ein Tacitus, ein Montesquieu, ein Gibbon, ein Schiller, denen kurzsichtige Gelehrte, aus der Enge ihres Forschungsgebietes heraus, die Künstlernatur vorwarfen, und deren Künstlerauge doch das Wichtige so gut sah und darstellte, daß ihre Lektionen aus der Weltgeschichte zu unseren besten Gütern gehören.

Im Geiste salch großer Menschen dichtete der feinsinnige Raaennate Pasolini ein Buch, das er eine „historische Vision" *) nennt. Die Säkularjahre, seit dem ersten von Augustus gefeierten, ziehen an seinem inneren Auge vorüber. Mit wenigen festen Strichen zeichnet er die ersten, zur Antike gehörigen. Dann wird die Darstellung immer breiter, bis die letzten Ausblicke oder Querschnitte eine Fülle anekdotischen Materials enthalten, unmittelbar Erlebtes und von den Vorfahren Erlebtes, das die Schicksale des modernen Rom und Italien, die Art, wie alle Weltereignisse in diesem alten Mittelpunkt der Erde Widerhall finden, mit klarer Treue schildert. Die Darstellungen sind warm und im besten Sinne individuell, so objektiv sie auch ge-

*) „Die Säkularjahre". Eine historische Vision von Pier Desiderio Pasolini. Deutsch von Mr. Salis-Marschlins. München. G. Müller, 1907.

halten sein mögen. Man hat das Gefühl einer bedeutenden Persönlichkeit gegenüberzustehen und empfindet fast eine gewisse Wehmut, denn die Art dieser Persönlichkeit gehört zu einem aussterbenden Menschheitstypus, zu jenem feinen, durchgeistigten Typus des „grand seigneur ami des lettres“, von dem Memoiren und verblassende Pastellporträts willkommene Kunde geben. Solche Männer vereinen die Vorzüge des tiefsinnigen Gelehrten mit denen des vollendeten Weltmanns und urteilen daher ebenso fein und klug wie wohlwollend über Menschen, Taten und Dinge. Die Klassiker sind für sie nicht Schulweisheit, sondern intimer, unentbehrlicher Umgang, Roms große Zeit keine mühsame, pedantische Rekonstruktion sondern unmittelbare Gegenwart. Es wird erzählt, daß Cagliostro sich rühmte, uralt zu sein und, gleichsam als vergesse er sich im Strom der Jahrhunderte, plötzlich gesprächsweise meinte: „Wie mir mein Freund Horaz gestern gesagt hat.“

Pasolini erscheint so intim mit allen Großen der Vergangenheit, daß wir uns nicht wundern möchten, wenn er ähnlich spräche. So befreundet, so nahe sind ihm alle Großen seiner Nation. Sie sind gegenwärtig in der freundlichen Schreibstube des Gelehrten, wo seltene Einbände, Marmorstatuen, Familienreliquien den Besucher in gehobene Stimmung versetzen und einen trefflichen Rahmen für den vornehmen Besitzer dieser Welt von Büchern und Andenken bilden. Ein Freund schöner Frauen, schöner Statuen, schöner Gedanken, wie die erlesensten Männer der Renaissance, die er mit durchdringendem Geist studierte, liebt es Pasolini mit allen geistig regsamen Menschen in Verkehr zu sein und besitzt Freunde in allen Ländern. Ein Echo der Gespräche, die hervorragende Männer und Frauen aller Nationen im Salon der geistvollen Gräfin geführt, lebt in den Aufzeichnungen und Eindrücken aus moderner Zeit und gibt der „historischen Vision“ des Grafen einen besonderen, man möchte sagen, prickelnden Reiz, den Reiz, den Memoiren und Briefe des achtzehnten Jahrhunderts bieten, weil sie der Niederschlag fein pointierter Dialoge sind und nicht einsamer Grübeleien.

Es ist ungerecht von einem Historiker zu verlangen, daß er ganz kaltblütig, ohne Liebe und ohne Haß berichte. Ein heiliger Groll gegen das Böse steht dem Jünger Klios wohl an. Vaterlandsliebe, ja sogar eng begrenzte, lokale Vaterlandsliebe, wie der Ravennate Pasolini sie immer zur Schau trägt, wirkt anziehend, wenn sie nicht zur Affenliebe, zum törichten Chauvinismus wird. Vor dieser Gefahr hat sich der italienische Patriot dank seiner umfassenden Bildung bewahrt. Trotz aller Liebe für sein Vaterland ist er nicht kleinlich, sondern gerecht und groß in seinem Urteil. Er scheut sich nicht einzuräumen, daß ein Theoderich, ein Alkuin für die Schätze römischen Altertums Sorge trugen, während die Römer selbst frevelhaft damit umgingen. Der Glanz der Renaissance blendet ihn nicht, er meldet streng und klar die Bluttaten jener Zeit und gesteht, daß er seine Vorfahren von damals nicht in ihrer Häuslichkeit besuchen möchte, denn er fürchte sich vor ihrer gewissenlosen Wildheit. Trotz einer idealen Frömmigkeit des Herzens, die ihn lehrt, mit Dante das geheimnisvolle Liebesfeuer des Weltalls anzubeten: „Amor che muove il sol e l'altre stelle“ urteilt der Historiker kühl und streng über das kirchliche Christentum, von seinen Anfängen bis in unsere Zeit. Er neigt sich vor allem Großen, Ehrfurcht gebietenden im Wesen des Katholizismus und beleuchtet ebenso treffend dessen Auswüchse. Er ist in dieser Beziehung mit der einzigen Ausnahme von Schiller der gerechteste historische Beurteiler dieser Streitfrage, den ich kenne. Ich gestehe, daß auch die Größten unserer Historiker mir unerquicklich sind, sobald sie durch religiöse Parteilichkeit das Weltbild verzerren. Die Geschichtslügen, die sich in unseren Schulbüchern breit machen, sind geradezu unmoralisch. Eine moderne Schriftstellerin erzählt in einer ihrer Novellen, daß einer jungen Dame des österreichischen Hochadels in der Geschichtsstunde die Existenz Luthers einfach verheimlicht wurde. Doch dieser katholischen Auffassung steht die protestantische Auffassung als schönstes Gegenstück gegenüber. Sie ist noch gefährlicher, weil große Gelehrte sich zu ihr bekennen. Sie hat schnödeste Gemeinplätze gezeitigt, wie den z. B., daß die Kirche immer bildungsfeindlich war. Ein Blick in alte Reskripte und Verordnungen lehrt den Unbefangenen, daß gerade in den geistlich regierten Fürstentümern Deutschlands die Landesherren um die Volksbildung herzlichst bemüht waren und das Schulwesen zu hoher Blüte brachten. Der dreißigjährige Krieg knickte diese mühsam gepflegte Kultur und hielt den Fortschritt in Europa auf. Auch in Italien vernichtete finstere Reaktion die friedlich angebahnte Reform, die der Humanismus bringen wollte.

Dieser Tage ist eine Gustav Adolf-Kapelle errichtet worden. Es gibt einen Gustav Adolf-Verein. Gustav Adolf ist eine Art von protestantischem Schutzpatron geworden. Und dieser noch heute von vielen Deutschen verehrte Mann war in Wirklichkeit Deutschlands schlimmster Feind, und es ist eine Schmach deutscher Fürsten, die Scharen barbarischer, grausamer Schweden ins Vaterland gerufen zu haben. Wenn zufälligerweise der Katholizismus in den Niederlanden die Oberhand behalten hätte, so müßten heute die Niederländer den blutigen Herzog von Alba logischerweise ebenso verehren, wie man Gustav Adolf in Norddeutschland verehrt. Das Volk hat einen gesünderen Geschichtssinn. Im Volksmund heißt es noch heute: „Wie die Schweden hausen.“

So wendet sich auch Pasolini an Volksüberlieferungen und vervollständigt damit, was er aus Briefen, Chroniken und Akten über die verschiedensten Zeiten erfahren. Es gelingt ihm dadurch, ohne langweilig zu werden, sehr gerecht zu bleiben. Er sucht mit Vorliebe, die Gegensätze der Kulturepochen sich selbst und seinen Lesern klar zu machen. Deutlich tritt zum Beispiel das Ideal des Erlösungsgedankens im Mittelalter hervor, neben der peinlichen Wirklichkeit, die Rom, als ideales „refugium peccatorum“, zum Sammelpunkt des schrecklichsten Gesindels machte. Auch der Moment, wie Napoleon laut und unsanft das schlaftrunkene Italien um das Jahr 1800 erweckt, die Widersprüche im Rom unserer Zeit treten plastisch in Erscheinung. Denn in der „coincidentia oppositorum“ Giordano Brunos, in dem unmittelbaren Aneinanderstoßen des Gegensätzlichen, besteht der eigentliche Pulsschlag der Geschichte.

Aus der ungeheueren Menge heutiger Vorkommnisse wählt freilich der italienische Patriot mit Vorliebe diejenigen, die ihm ans Herz greifen, alle, die mit dem „Risorgimento“, mit dessen erfüllten und unerfüllten Hoffnungen, zusammenhängen. Für die soziale Tätigkeit hat er milde, anerkennende Worte. Pasolini versäumt es nicht, zuweilen die Beredsamkeit der Zahlen sprechen zu lassen. Er erwähnt unter anderem, daß unter Julius Cäsar die Zahl der in Rom öffentlich unterstützten Personen von 320 000 auf 156 000 herabgesetzt wurde und daß heutigen Tages etwa 3000 Personen täglich von Roms Klöstern gespeist werden. Seine Aussprüche sind oft von origineller Treffsicherheit. So, wenn er gewisse römische Leute in einem Brief an die englische Essayistin Vernon Lee charakterisiert: „Sie sind sicher und ruhig, als ob sie eben so viele ins Paradies adressierte Briefe wären.“

Kluge Worte vermag der Dichter der „historischen Vision“ über die Geschichte zu sagen: „Die Geschichte ist Selektion mittels des Schmerzes.“ — „Die Geschichte kann uns in den Einzelfällen des Lebens nicht Lehrmeisterin sein, weil die gleichen Umstände sich nicht wiederholen. Aber große Ereignisse hinterlassen leuchtende Spuren und eine Macht zu begeistern, welche die Gemüter erhebt und stärkt. Wir können unsere Seele am besten dadurch weihen und stählen, daß wir sie dem begeisternden Zauber der Geschichte offen halten und sie von ihm befeuern lassen.“ Und die Kultur ist, wie die Perle, eine Frucht des Schmerzes.

Sinnend steht der feinsinnige italienische Edelmann an der Schwelle des neuen Jahrhunderts und wiederholt die Worte Marc Aurels: „Lieb sei dir, was dir widerfährt und mit dem Faden deines Lebens verwoben ist. Was hast du dir Gemäßeres zu erwarten.“

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Noch einmal der Garibaldiroman von Ricarda Huch.

Zunächst ist der Setzer in Nr. 14 der „Nation“ mit Frau Ricarda Huch etwas zu hart umgegangen, indem er ihren Voenamen durchaus mit dem Staccato von zwei „cc“ bedachte. Oder hatte Fräulein Anselm Heine so geschrieben? Das würde mich an die californische Geschichte von Bret Harte erinnern, wo die kleine M'liß, das magere, brünette Feuerteufelchen, ihre Abneigung gegen eine blonde, üppige Mitschülerin dadurch verrät, daß sie deren ohnehin schon etwas umständlichen Voenamen Klytemnästra zu „Klytemnerestera“ erweitert.*)

Nämlich mit etwas Abneigung oder wenigstens nicht so recht aus freudig mitfühlendem Herzen heraus scheint mir die A. Heinesche Kritik des Romans „Die Verteidigung Roms“ geschrieben. Gewiß wird dem Roman mit feinen Worten viel Schönes nachgesagt, aber eine gewisse Verdrossenheit blickt häufig durch. Im Hinblick z. B. darauf, daß Ricarda Huch uns einstweilen nur den ersten Teil einer Trilogie gegeben hat, die den Titel „Geschichten von Garibaldi“ führen soll, schrieb Anselm Heine: „Ich weiß nicht, wie man das aushalten soll. Drei Bände, die doch hintereinander gelesen werden wollen, dermaßen überfüllt von Menschenschicksalen! Fast auf jeder Seite ein neues.“

Nun glaube ich Anselm Heine unbedingt, daß sie genau so empfunden hat. Aber es ist mir dabei das Goethesche Wort eingefallen, wie Kirschen schmecken, müsse man Kinder und Sperlinge fragen. Und, setze ich hinzu, wie ein Heldenepos, oder ein Roman von Waffen und vom Tode vor dem Feind schmeckt — Männer. Ich will damit sagen, daß auch bei feinsten Geisteen, zu denen ich Anselm Heine seit lange schan rechne, die Aufnahmefähigkeit einer Dichtung zuweilen doch durch die besondere Subjektivität etwas beeinflußt und eingeschränkt ist. Zwar „Die Verteidigung Roms“ ist das Werk einer Frau. Aber die Feuerseele der Kriegsgöttin, der heiße Atem Bellonas weht uns aus diesem Garibaldiepos an, und solchen Atem spürt die männliche Psyche anders als die weibliche.

Als ich neulich im Monat Dezember, als literarischer Redakteur des „Bund“, wahrhaftig täglich mehr Bücher zum Lesen zugesandt erhielt, als der Tag Stunden hat, konnten mir die 375 eng bedruckten Seiten des R. Huchschen Romans anfänglich auch einen gewissen Schrecken einjagen. Aber wie verwandelte sich dieser Vorschauer in erregte Spannung und freudig gehobene Stimmung, als ich das Buch zu lesen begann. Dem rein künstlerischen Genuß an der sprachlichen Schönheit der Darstellung verband sich die naiv unmittelbare Teilnahme am Stofflichen, an den schicksalsvollen Begebenheiten, an den Helden und ihren Kämpfen. Meine fünfundsechzig Jahre loderten wie die Seele eines Knaben, wenn er zum erstenmal von Siegfrieds Tod am Born im Odenwalde oder von den Kämpfen der Nibelungenrecken mit den Hunnen Etzels liest. Mit einem alten Offizierssäbel an der Wand meiner Studierstube, mit einem Vorderladerstutzen im Winkel bei der Tür liebäugelte ich wie ein richtiger Freischärler. Diese Welt von Papier, Literatur genannt, in der wir Männer unsere besten Jahre wie raschelnde Mäuse in einer Futtertenne zubringen, schien mir mehr als jemals ein recht erbärmliches Surrogat für ein tatenvolles Wirken, bei dem man Blut und Leben kühn aufs Spiel setzt. Und bei aller Einsicht in die praktische Ergebnislosigkeit solcher späten Empfindungen eines alten Mannes war das mich durchströmende Gefühl doch kein unangenehmes, sondern ein beglückendes, weil es von der Illusion schwellender Jugendenergie begleitet war. Zugleich auch sagte mir die Vernunft, wie heilsam zeitgemäß solche Fanfaren der Kühnheit und des Mutes in einer Gegenwart seien, die — wenigstens wie die Gesellschaft Mitteleuropas — im allgemeinen nur allzusehr von der Todesfurcht beherrscht wird. Wäre ich oberster Kriegsherr einer Nation, Ricarda Huchs „Verteidigung Roms“ würde ich meinen Offizieren zu lesen geben, das Buch könnte mir ein Armeekorps wert sein.

„Ja,“ dürfte Anselm Heine erwidern, „das sind doch aber keine künstlerischen Werte.“ Zugegeben; aber da die künstlerischen Werte ebenfalls da sind, wie Anselm Heine es selbst ausgesprochen hat z. B. mit dem schönen Vergleich: „Herrliche Gobelins in satten Farben hängt sie vor uns auf, einen Figurenteppich neben den anderen“ — ja, warum soll da nicht auch diese überwältigend starke stoffliche Wirkung hervorgehoben werden? Ueberhaupt fürchte ich, wir zergliedern unsere ästhetischen Genüsse zu sein. Wenn Hellenen dem Rhapsoden lauschten, der ihnen die Kämpfe der Ilias erzählte, gaben sie sich gewiß einheitlicher und unbedenklicher dem Gesamtzauber der Dichtung hin, nicht forschend, ob mehr die Form oder der Inhalt der Verse sie hinriß. Je mehr es uns wieder natürlich würde, ihnen hierin zu gleichen, desto eher würde die Poesie bei uns die Stelle einnehmen, wo jetzt die Literatur sich breit macht.

Zum Schlusse muß ich noch in einem besonderen Punkte meine von Anselm Heines Kritik abweichende Meinung aussprechen und kurz begründen. Anselm Heine tadelte: „Meist herrscht eine hohe, kalte Gleichgültigkeit vor, eine Gleichgültigkeit, die manchmal grausam wirkt. Menschen, mit denen wir durch das Buch hindurchgewandert sind, von denen uns Erregendes und Bewegendes erzählt wurde, Trauriges und Süßes, werden eilig, mit ein paar flüchtigen Worten zu Tode gebracht, gleichsam in eine Grube verscharrt.“

Eigentlich habe ich nur beizufügen: ja, so ist es. Aber im Ton größten Lobes füge ich es bei. Die brutale Wahrheit und Wirklichkeit des Krieges kann ja nicht meisterhafter veranschaulicht werden, als wenn die aus der Ferne kommende, wahllos treffende Bleikugel — ein fliegendes: la mort sans phrase — bald diesem, bald jenem blühenden Menschenleben voll des reichsten Gemütsinhalts ein plötzliches Ende bereitet. Je härter uns der jäh eingetretene Stillstand eines eben noch lebenslustig pochenden Herzens zum Bewußtsein gebracht wird, desto eenstlicher machen wir selbst die kriegerische Aktion mit und stehen im Pulverdampf, wo höchstens Zeit bleibt, dem gefallenen Freunde einen letzten Blick zu gönnen. Uebrigens fehlt es nicht an herzlichen Abschiedsworten der Waffengefährten in dem Roman. Ganz jammervoll ist nur die Trennung des von den österreichischen Schergen gehetzten Garibaldi von seiner treuen, sterbenden Gattin Anita; das soll aber auch ohne den beliebten Wundbalsam der ästhetischen Versöhnung im Tragischen wehtuend wirken, damit im Leser der Zorn nicht verglühe, der seine Stillung erst finden wird, wenn in der Vollendung dieser Garibalditrilogie der große Dulder und Held das Werk der Befreiung wird vollbracht und seinen Feinden obsiegt haben.

Bern. J. V. Widmann.

*) Anm. d. Red. Auf den Titelblättern des Romans „Aus der Triumphgasse“ ist der Name Ricarda das eine Mal mit 2 c das andere Mal mit einem c zu lesen. Wenn es also die Verfasserin selbst nicht weiß, wie es um die Orthographie ihres Vornamens bestellt ist, —?

Ein Anti-Jakobiner.

Jene seltsamen Geschichtstheoretiker, die an regelmäßig wiederkehrende, zyklische Strömungen glauben, mögen ihrem Beweismaterial eine neue Tatsache einreihen. In der ultra-nationalen, überspannt-patriotischen fremdenfeindlichen, hochkonservativen Stimmung Englands am Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts wiederholt sich Zug um Zug die Bewegung, der die Literatur die ewig junge, heute wieder ganz aktuelle Anti-Jakobiner-Dichtung verdankt. Im Jahre 1797 taten sich eine Anzahl junger Leute zusammen, um eine Zeitschrift zur Bekämpfung der revolutionären, demokratischen Grundsätze zu gründen; kein geringerer als Canning war die Seele des neuen Unternehmens. Der

„Anti-Jacobin“ erschien und eroberte das Publikum im Sturm. Schon der Prospekt sprach Hunderttausenden von echten Briten aus der Seele: „Wir wollen keine Neuerungen in unseren Sitten und staatlichen Einrichtungen, wir wollen keine fremden Vorbilder für unsere Schriftsteller, wir wollen nichts wissen von den gleichmachenden Grundsätzen der französischen Republik — wir sind uns ganz recht, wie wir sind!“ Aber die Zeitschrift hatte ihren großen Erfolg nicht etwa diesem Pathos nationalen Selbstbewußtseins allein zu verdanken; sie unterhielt vielmehr ihre Leser besser als die besten Lustspiele jener Zeit. Der „Anti-Jacobin“ brachte köstliche, heute noch unübertroffene Parodien auf berühmte Dichtungen revolutionärer Gesinnung und schuf damit geradezu eine neue Gattung der Tagesliteratur. Der damals noch erzdemokratische Southey wurde unbarmherzig hergenommen; der „notleidende Scherenschleifer“ entfesselte ein homerisches Gelächter, dessen Echo noch in den deutschen Witzblättern des Jahres 1848 zu hören ist („Nee, edler Menschenfreund, Hunger hammer keenen, aber Dorst, viel Dorst!“); Godwin und Tom Paine bekamen ihr Teil ab. Das Meisterstück ihrer bissigen Laune aber lieferten die Anti-Jakobiner in der Parodie auf die „Räuber“, in der freilich nicht nur Schiller, sondern auch Goethe (wegen der „Stella“!) zu überaus lustigen Zerrbildern verarbeitet werden.

Einer der eifrigsten Mitarbeiter am „Anti-Jakobiner“, eine Zeitlang der intimste Freund Cannings, ist nun John Hookham Frere*), dessen Andenken Eichler zur rechten Zeit mit einem großen Aufwand von Gelehrsamkeit und respektabler Gestaltungskraft auffrischt. Wir sehen Frere als hochbegabten Schüler in Eton, wo er der Freund Cannings wurde, als fleißigen Studenten in Cambridge, als Diplomaten und ultra-toryistischen Anhänger Pitts, als außerordentlichen Gesandten auf der pyrenäischen Halbinsel, wo er geringe Erfolge erzielt, als Landedelmann, als guten Gesellschafter in London, als etwas kaltblütigen Ehemann auf Malta wo er seiner kränklichen Frau zuliebe die letzten Lebensjahre verbrachte. Außer den Parodien im „Anti-Jakobiner“ hat Frere noch ein satirisch sein sollendes Arthur-Epos „Die Mönche und die Riesen“ gedichtet und eine meisterhafte Uebersetzung des Aristophanes geliefert. Sehr interessant ist der von Eichler geführte Nachweis, daß Byrons „Beppo“ und „Don Juan“ in Sprache und Stil den Einfluß von Freres komischem Epos verraten. Frere und Byron waren gute Freunde, trotzdem der behagliche Squire den rücksichtslosen Himmelsstürmer nicht eigentlich verstand; wenn Byron auf den Rat des vorsichtigen Frere gehört hätte, wäre der „Don Juan“ niemals der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Für Nicht-Engländer ist weder das komische Epos Freres noch seine Aristophanes-Uebersetzung von Bedeutung; aber wer zu seiner Satire im „Anti-Jakobiner“ greift, kann sicher sein, nach jeder Richtung auf die Kosten zu kommen.

Czernowitz. Leon Kellner.

Die Flamme des Lebens.**)

Zwei Menschen, zwei gezeichnete Menschen finden sich auf ihrem Lebensweg . . . .

Der letzte Sproß einer alten Patrizierfamilie, die in Bremen lebte und zugrunde ging: Paul Friedrich Ulrici. Er ist anders als seine Väter, die alle tüchtige Kaufleute waren; obschon es auch Ulricis gegeben hatte, die literarische Neigungen hatten und — in den vierziger Jahren — mit den Romantikern in Briefwechsel standen. Paul Friedrich selbst hat gar keine literarischen Interessen. Er flüchtet aus den ihn beengenden Kreisen der Heimat in die Einsamkeit ungarischer Wälder und Steppen. Gespenster, Dämonen treiben ihn. Dunkle Schatten senken sich auf das Leben seiner Eltern; der Vater hatte durch Selbstmord geendet, den — wie sich die lieben Verwandten erzählten — die lebenslustige Mutter durch den Aufwand und die Verschwendung, die sie trieb, verursachte. Als ein Glückloser, als einer, der sich heimlich gezeichnet fühlt, auf dem die Vergangenheit lastet, der aber mit seinem Schicksal hartnäckig kämpft, obwohl ihm nichts so klar ist als die Nutzlosigkeit, die blödsinnige Zufälligkeit dieses Daseins, — als ein Friedloser geht er durchs Leben. Und er wandelt sich die Willkürlichkeit, das Sinnlose dieser Welt in gesetzmäßige Bestimmung: ein lebenskräftiger Pessimismus wird seine Grundanschauung. Er fühlt, daß sein Geschlecht mit ihm stirbt, und er erkennt die Notwendigkeit des Untergangs. „Es ist das Leben selbst, das wieder verschlingt und begräbt, was es schuf.“

Sein äußeres Leben ist dies: als Jüngling verläßt er Berlin, wo er nach dem Tode seiner Eltern bei seinem Vormund, einem verständigen Professor, gewohnt und das Gymnasium besucht hat. Er studiert in Halle und Wien und geht dann als Adjunkt auf ein ungarisches Gut. Er wird durch ein Weib in eine abenteuerliche Geschichte verwickelt; er erschießt in einem Duell seinen Gegner, den Mann dieses Weibes — und reist darauf nach Südafrika. Nach drei Jahren kehrt er zurück. Er geht wiederum nach Oesterreich, pachtet hier ein Gut und bewirtschaftet es mit ernstem Fleiß und strenger Energie.

Neben Lubing — so heißt sein Gut — liegt ein anderes, Türnitz, das einer Baronin von Alst gehört. Er lernt die Besitzerin, Gabriele v. Alst, kennen. Eine nicht mehr junge, 29jährige Frau mit blonden Haaren; sie ist von einer seltenen Schönheit; ein weher, schmerzvoller Zug adelt ihr Gesicht; ihre Haltung und ihre Bewegungen sind vornehm, schlicht, ernst, — von einer anmutsvollen Hoheit. Sie lebt auf ihrem Schloß, zurückgezogen von aller Welt, allein mit einem alten Onkel und einer verknöcherten Tante. Dann und wann besuchen sie ihre Brüder. Ihre Eltern sind lange tot; — als sie achtzehn Jahre alt war, als sie sich freute auf das Leben da draußen und auf das, was vor ihr lag, als es heller, leuchtender, aufgehender Tag für sie werden sollte — wurde ihr ganzes Leben für immer verdunkelt durch die Krankheit, die plötzlich bei ihrer Mutter ausbrach. Die Mutter wurde wahnsinnig und mußte in eine Anstalt gebracht werden.

Des Vaters Egoismus läßt es zu, daß die junge Gabriele die Mutter dorthin bringt. Und hier erwachen in ihr die Vorstellungen, die von nun ab immerfort als tiefe, schwarze Schatten auf ihrem Wege liegen . . . . Trübe, furchtbare Ahnungen steigen auf, ängstigen und jagen sie, und in peinvoller Entsagung, doch mit dem durch den tiefsten Schmerz gehärteten Entschluß umgeht sie die Flamme des Lebens. „Glaubst du, daß der leben will, der das gesehen hat und weiß, daß er selber ebenso werden kann? . . .“ So spricht sie zu Paul Friedrich, dessen werbende Liebe sie fühlt und von dem sie sich scheu zurückzieht, da sie fürchten muß, daß durch seine Leidenschaft die Flamme des Lebens, die sie austreten will, von neuem emporlodern werde.

Seine Leidenschaft bezwingt sie, bezwingt ihre Bedenken und ihre Furcht. Nur eins erbittet sie von ihm: einen Revolver, sofern sie fühlen sollte, daß sie Mutter wird . . . „Ich darf nie ein Kind bekommen.“ Und später sagt sie: „Ich könnte den Gedanken nie ertragen, daß mein Kind in solcher Angst und Verzweiflung leben müßte, in der ich gelebt habe . . .“ — Es kommen glückliche, von wohltuender Ruhe und liebestoller Freude gesättigte Tage. Zwei tiefe, ernste Menschen haben sich gefunden und genießen ein reines, stilles, einsames Glück, ein durch tiefstes Leid verklärtes Glück. Drei Jahre leben sie so. Und in dem Mann vollzieht sich — für ihn selbst fast unmerklich — eine bedeutungsvolle Wandlung: in all seinem Glück vergißt er das Vergangene, vergißt er die Last, die auf ihm liegt, vergißt wohl auch das Versprechen, das die geliebte Frau einst von ihm forderte.

Den sensibleren Sinnen des Weibes bleibt seine Wandlung nicht verborgen. Sie empfindet sein Anderssein, seine Lust am Leben, am fortzeugenden Leben wie einen Abfall von ihr.

Und sie kämpft mit ihm, der erst durch ihre Liebe diese gesteigerte Vitalität gewann, der nun — wie nach langem Siechtum genesen — mit Sehnsucht am Leben hängt, dem

*) John Hookham Frere. Sein Leben und seine Werke. Sein Einfluß auf Lord Byron. Von Dr. Albert Eichler. Wien, Braumüller 1905.

**) Roman von Karl Federn. S. Fischer, Verlag, Berlin 1907.

Leben vertraut und es weitergeben will . . .", der den Sinn der Ehe jetzt doch im Kinde sieht; sie kämpft mit ihm einen wortlosen, fürchterlichen Kampf.

In dem Manne siegte der natürliche Trieb, die Notwendigkeit der menschlichen Entwicklung über ein dunkles, ungerechtes, mitleidloses Gesetz. Er fühlte sich zum erstenmal frei; er atmete auf. Und mit einer tiefen Resignation, aber dennoch hoffnungsfreudig und erfüllt von einer großen Sehnsucht bekennt er: „Das Kind, das geboren wird, soll alles überwinden, was wir gefürchtet haben! Es soll sein Leben leben . . . Irgendwo, irgendeinmal ist die Flamme entzündet worden, die Leben heißt — sie muß brennen und weiter brennen . . . Gabriele, denke doch . . . ein Kind! . . . ein neues Leben aus unserer Liebe, denke doch, Gabriele . . .!"

Auch diese verzückte Sprache kann die skeptischere Frau nicht verlocken, ihm in das Land, das sein trunkenes Auge erblickt, zu folgen. Sie sieht es anders. — Und die sich Mutter Fühlende siegt in dem Kampfe, den sie mit dem seinem Schicksal abtrünnig Gewordenen kämpfen muß, auf ihre Weise: sie wählt den Tod . . . .

Wieder tauchen die so lange verscheuchten Gespenster auf . . .

Er verläßt Deutschland und geht nach Südafrika. Dort zerrinnt sein Leben.

* * *

Der Mann, der dieses Buch schrieb, ist ein gescheiter und kluger Kopf; ein scharfer und feiner Beobachter; ein Mensch, der das Schmerzliche des Lebens kennt, ihm nicht feige aus dem Wege geht, es vielmehr auf sich nimmt und ernsthaft mit ihm ringt.

Er ist ein gescheiter und kluger Kopf, ein kultivierter Geist, aber kein Künstler, kein Dichter. Und dieses Buch ist keine Dichtung, ist auch kein Roman.

Natürlich wird ein so begabter Mensch auch ein Buch schreiben können, das lesbar ist, das Interesse erweckt, dessen geistiges Niveau jedenfalls ein unvergleichlich höheres ist als das unserer „guten Unterhaltungsromane", — dem aber immer das Letzte, der Anfang und das Ende alles Künstlerischen, das Spezifisch-Dichterische fehlen wird. Seine Diktion hat etwas ganz Typisches, sie ist unauffällig und ohne besondere Prägung. Keine eigene, originale Melodie von einiger Bedeutung; kein prägnanter, individueller Stil.

Das Wertvolle bleibt: der Ernst und die Vornehmheit seiner Haltung. Er gibt Menschen, die am Leben leiden. Scheue und verschlossene, vom Schicksal gezeichnete Menschen. Menschen mit erblicher Belastung. Menschen, die mit einem Fluch, mit einem dumpfen Verhängnis beladen, umhergehen. Der Autor sagt: Es gibt keine Befreiung. Alles ist Bestimmung, Determinismus!

Vor zwanzig Jahren hat das der große Einsame im Norden eindringlicher, schärfer, — glaubhafter formuliert, und obwohl in fast agitatorisch-bewußter Weise, dennoch künstlerischer ausgesprochen, in dem er einige Dramen schrieb, deren Verlauf, deren Tonfärbung, deren Rhythmus immer ein ungeheueres Ereignis, irgendeine Schuld, ein Todesfall oder eine Krankheit bestimmt, die vor der eigentlichen Handlung liegt. Die Mächte der Vergangenheit üben ihre Wirkung. Gespenster werden Wirklichkeiten, ungeheuere Wirklichkeiten . . . Und er gab das schulmäßige, klassisch gewordene Beispiel.

* * *

Ich las die früher erschienenen Romane und Novellen Federns*) und machte die gleiche Beobachtung: Interessante Probleme, — fast immer das Problem der Ehe —; sympathische Menschen, oft komplizierte Naturen, scharf beleuchtete Situationen, aber noch mehr als in seinem letzten Buch fehlt den früheren jede künstlerische Konzentration, fehlt ihnen der Rhythmus, der Stil. Die Größe eines Künstlers offenbart sich noch mehr in dem, was er wegläßt, als in dem, was er gibt — könnte man sagen. Und dem Romanschriftsteller Federn mangelt diese Fähigkeit des Ausschaltens, des Weglassenkönnens.

Er ist — im Verhältnis zu seiner poetischen Begabung — zu intellektuell, um ein Dichter sein zu können. Es fehlt ihm die instinktive Anschaulichkeit, die Intuition des wahren Künstlers. Wo diese entbehrlich ist, leistet er Vorzügliches. Federn hat eine Reihe feiner, kluger Aufsätze und Essays geschrieben.*) Ueber Dante, Shelley, Meredith, über das Londoner Theater und über d'Annunzio, also hauptsächlich über englische und italienische Literatur. Er hat einen ausgezeichneten, feinfühligen, aufschlußreichen Essay über Leopardi veröffentlicht, — bereits vor zehn Jahren.**) Er ist in seinen Romanen wie in seinen Essays ein Anreger, ein gescheiter Beobachter, der Zusammenhänge sieht.

* * *

So viel schätzenswerte Eigenschaften sind vereinigt; nur das Fünkchen fehlt . . .

Wilhelm Herzog.

*) „Zwei Novellen" 1899; „Rosa Maria", ein Roman, 1901; „Jahre der Jugend" (Roman) 1904; alle bei Gebrüder Paetel, Berlin.

*) „Essays zur vergleichenden Literaturgeschichte, München und Leipzig bei Georg Müller, 1904.

**) In dem bei Gebrüder Paetel 1900 erschienenen Bande „Neun Essays".

Der alte Hirt.

Dämmrung ist hereingebrochen,
Und der Abendwind geht kühl,
Und die alten, müden Knochen,
Sie begehren nach dem Pfühl;
Unters ärmste Hüttendach
Dieser Glieder Schmerz zu strecken
Wie genöß ich's! — und kein Tag
Brauchte fürder mich zu wecken.

Aber über meine Herde
Bin ich aufgestellt zur Hut,
Und ich sah des Wolfes Fährte,
Und ich hörte seine Brut,
Hört' ihr hungriges Geheul,
Wie sie eure Hürd' umjagten;
Arme Lämmer, welch ein Greul,
Wenn mir Aug' und Faust versagten!

Schwarze Nacht. Die holde Flöte,
Die Schallmai verstummte lang,
Die in Jugendmorgenröte
Hell wie Lerchenlieder klang,
Die zum Tanze Paar an Paar
Sonntags auf den Anger führte
Und um Weihnacht am Altar
Unsrer Frauen psalmodierte.

Morgenrot ward Abendgrauen,
Und zum Tanz sich niemand schürzt,
Und das Bildnis unserer Frauen
Liegt vom Thron in Staub gestürzt.
Retten wollt' ich; Hilfe bot
Hinz und Kunz; doch als der Gassen-
Pöbel siegt', in meiner Not
Hat mich alles feig verlassen.

Und so lang ist nun die Nacht,
Und so gerne möcht' ich schlafen;
Denn was nutzt am End' die Wacht
Meinen Lämmern, meinen Schafen?
Schirm' ich heute vor dem Zahn
Sie des Wolfs — auf groben Sohlen
Tritt der Metzger morgen an,
Sie zur Schlachtbank abzuholen.

Horn bei Bremen. A. Fitger.

Das Messer.

(Schluß.)

Am selben Tage wanderte ich gegen Abend mit dem Molière hinaus nach dem Pavillon. Ich vertrieb mir täglich dort einige Stunden mit dieser Lektüre die Zeit. Unter dem runden Dache war es kühl und einsam, ich brauchte nicht zu befürchten, daß man mich beim Lesen des George Dandin stören werde, denn Herr und Frau von Pahl schienen das abgelegene Häuschen geradezu zu meiden.

Während ich ihr Buch in den Händen hielt, stieg das Bild der schönen, vor mehr als hundert Jahren verstorbenen Frau vor mir auf. Hier hatte sie sicher oft mit ihrem Gatten gesessen, auf diesem Ruhebett hatte sie ihre zarten Glieder im Schlummer gedehnt, an jenes verschossene, gelbe Seidenkissen ihre Schulter gelegt, während draußen vor dem kleinen Pavillon das Glück Wache gestanden hatte.

Der Gedanke, der Schatten jenes jungen Weibes gehe noch immer im Häuschen hin und wieder, wurde allmählich so lebhaft, daß ich plötzlich in aller Deutlichkeit das leise Knistern ihres Kleides zu hören glaubte.

Ich fuhr erschrocken auf und horchte. — Nein, es war keine Täuschung! Ich vernahm wirklich von irgend woher ein feines Rascheln, wie das Schleifen eines seidenen Kleides über den Parkettboden. Erstaunt wandte ich mich um und suchte nach dem Grunde des sonderbaren Lautes. Lange blickte ich vergebens nach allen Seiten, immer auf das Geräusch lauschend, das bald leiser, bald lauter klang und zuweilen ganz verstummte. Endlich gewahrte ich einen großen Käfer, der sich an der Seitenwand einer eingelegten Kommode in eine breite Ritze einzwängte. Er war die Ursache des vermeintlichen Spukes.

Mich ärgerte das häßliche, langbeinige Tier, das mich so erschreckt hatte und sich nun eilig vor mir in der Fuge zu verbergen suchte. Schnell zog ich mein Taschenmesser hervor und bohrte seine Klinge in die Oeffnung, um das Insekt zu verjagen. Es wollte mir aber nicht gelingen, der Käfer entwischte mir, und ich drückte den Stahl mit einem Fluche kräftig hin und her. Da stieß ich bei meinen Bemühungen auf eine verborgene Feder, die Seitenwand des Kastens klappte plötzlich auf, und ein geheimes Fach, das sich zwischen den doppelten Wänden befand, wurde geöffnet. Ein kleines Paket Briefe, mit einem vergilbten, blauen Bande zusammengehalten, fiel mir entgegen und glitt über meine Hand zur Erde.

Ich hob es eilig auf. Es waren zwei verschiedene, ganz verblaßte Handschriften. In der einen erkannte ich deutlich die nämliche, die jene Widmung mit den Schlußworten: „Toujours à vous" in den Molière eingetragen hatte; das waren die zarten, wie gestochen erscheinenden Schriftzüge der Frau von Wallhausen. Ein anderes Paket enthielt Briefe von männlicher Hand, die an die junge Frau gerichtet waren, darunter stand: Hans von Riegersburg.

Warum waren diese Briefe so sorgfältig aufgehoben und versteckt worden, daß sie über hundert Jahre unentdeckt hier ruhen konnten?

Eine plötzliche Ahnung sagte mir, daß ich in ihnen das Geheimnis jenes seltsamen Messers finden müsse. Vorsichtig breitete ich die Briefe auf dem Tische aus und entfaltete die morschen Blätter. Ein merkwürdiger Duft entströmte ihnen, es waren feine Reste eines starken Parfums, aber vermischt mit einem weichen Modergeruch.

Langsam las ich die Seiten durch, alle, der Reihe nach, hier in den Räumen, in denen die Schreiberin geweilt, auf dem nämlichen Stuhle mit gelbseidenem Bezuge sitzend, auf dem Elisabeth von Wallhausen einst gerastet hatte.

Zeile für Zeile, Blatt für Blatt las ich sie durch, während hinter mir die Gestalt aus dem Bilde in meinem Zimmer, diese Frau mit dem wunderbaren Guido Reni-Gesicht wieder lebend durch ihren Pavillon zu schreiten schien, sodaß ich von neuem das Schleifen des Kleides über den Boden, ja ihre leisen Atemzüge hörte.

Und die Briefe täuschten mich nicht. Sie enthielten den Schlüssel, der mir die Geschichte jenes Messers in der Hand des Christuskindes erschloß. Es war eine Geschichte so wehmütig und dabei so rauh und absonderlich, daß sie wie ein wildes Waldmärchen in unsere zahmen Tage herüberklang. Jener grausige Altarschmuck wird mir stets vor Augen stehen, wie eine Mahnung an die tollen Irrungen menschlicher Leidenschaften.

Die letzten vier Briefe der Frau von Wallhausen schrieb ich in mein Notizbuch. Hier sind sie, in die Sprache unserer Zeit übertragen.

Der erste Brief: Mein geliebter Hans! Einen langen Brief laß dir heute ins Lager senden, denn ich meine, so lange ich die Feder halte, um dir zu schreiben, so lange müßtest du besonders stark an mich denken, als reichte ich dir damit eine Brücke, auf der dein Herz zu meinem wandern kann. Wie werde ich die lange Trennung von dir aushalten können? Sollen diese schrecklichen Kriegsläufte, in denen wir leben, denn niemals ein Ende nehmen? Kannst du nicht Urlaub erbitten? Ich suche wohl auf der Karte all die Orte auf, so du mir als deine Quartiere angibst, aber ich finde mich nicht hinein in Eure vielen Märsche und Gegenmärsche. Mein Gott, wie schwer muß es sein, solche Manoeuvres zu leiten, und welche Mühe geben sich die großen Herren, um einander Schaden zu tun! Nun, wenn ich auch nicht den rechten Ort finde, so schaue ich doch lange auf die Karte in dem Gedanken, irgendwo auf diesem Papier müsse mein Hans jetzt kampieren. Ich tue das heimlich im Pavillon, damit es niemand sieht. Dort sitze ich ja alle Tage, um von dir zu träumen. Ich verstecke mich, denn mein Gatte darf mich bei solchem Sinnen nicht attrapieren.

Ich fürchte mich und bin so feig. Er ist schrecklich in seinem Zorn! Und wenn seine Eifersucht wach würde? Ich danke Gott, daß er nichts davon weiß, daß ich dich so sehr, sehr liebte, ehe meine Eltern mich mit ihm verlobten. Seit unser Kind in der Nähe ist, hab ich zwiefach Angst vor ihm, und ich muß acht geben, daß er nichts merkt, wenn ich es aufsuche. Du schiltst mich deshalb, aber ich kann nicht anders, das Land ist durch den Krieg so unsicher, und ich will es wenigstens heimlich sehen und herzen können, da ich's vor den Leuten nicht darf. Verstehst du, was das für eine Mutter bedeutet? — Mein Gatte hat mir neulich große Angst eingejagt. Er spielte mit dem Messer, so er vor kurzem im Zuge nach Ungarn von einem Händler erstanden, und ich fragte, welche Bedeutung er wohl jenem goldenen Schlänglein gebe, das auf der Klinge eingelegt erscheint. Da hat er mich auf seine Knie genommen und zärtlich karessiert und mir dabei erzählt, es sei das Waidmesser eines polnischen Woiwoden gewesen. Dieser habe seine untreue Frau damit getötet und dann auf die Klinge eine Schlange gravieren lassen.

Du weißt, daß die großen Herren zuweilen von kunstfertiger Hand auf ihre Waffen das Bild desjenigen Wildes gravieren lassen, dessen Erlegung ihnen am meisten Freude und Ehre eingebracht hat.

Das furchtbare Messer will mir seitdem nicht aus dem Sinn. Ich muß immer daran denken. Vielleicht ist jene Geschichte garnicht wahr, mein Mann ist wohl imstande sich so etwas Grausames auszudenken! Einerlei, ich sehe das Messer nur noch mit heimlichem Grausen an, als werde es sich im nächsten Augenblick in meine Brust bohren. Schreibe recht bald und vertreibe mir die schlimmen Gedanken. Ich küsse dich und werde den lieben, herzigen Buben von dir küssen. Elisabeth von Wallhausen.

Der zweite Brief, vierzehn Tage später geschrieben: Ich freue mich über alle Maßen, daß du bald heimkehren willst. Wie viel blicke ich heimlich hinüber vom Pavillon nach dem Berg, hinter dem der Turm von Riegersburg steht, und wie froh werde ich sein, wenn dein Haus nicht verödet sein wird! Wir haben neues Leben im Haus. Vor acht Tagen kam der Maler an, der unsere Porträts malen soll. Ich muß ihm jeden Tag viele Stunden sitzen, und wir plaudern zusammen. Er ist sehr unterhaltend, er scherzt gern und hat lange Italien bereist. Wir fühlen uns schon wie gute Freunde, auch meinen Gatten

versteht er aufzuheitern, wenn ihn seine sonderbare Melancholie erfassen will.

Ich konnte nicht anders, ich mußte ihm eines Tages auch von dem Messer erzählen und der kleinen goldenen Schlange, und welche Sage mem Gatte daran knüpfte. Mir ist immer, sagte ich ihm, als sei ich an irgend etwas angefesselt, und die kalte Schlange jener Klinge krieche über meinen Hals, und beiße sich an meinem Herzen fest. Er lachte mich tüchtig aus, ich aber wische mir zehnmal mit der Hand über die Brust, damit ich mich überzeuge, daß das alles wirklich nichts als dumme Ideen sind. Nun, zum Schluß mußte ich selbst über solche Ideen lächeln.

Denke dir, jetzt hat mir unser Maler scherzweise auf den Hals eine feine Ader gemalt, die genau wie eine kleine Schlange aussieht, denn er meint, meine kindischen Ideen müßten für alle Zeiten verewigt werden. Meinem Gatten haben wir auf meine Bitten nichts gesagt, und er wird sich wohl endlich überzeugen lassen, daß dies Zeichen, wenn es ihm auffällt, nur eine Ader darstelle.

Er ist übrigens seit einiger Zeit wieder so sonderbar. Ich verstehe seine Art nicht, und sie jagt mir Furcht ein. Er kreuzt immer unversehens meinen Weg er tritt plötzlich hinter mir aus dem Holz, wenn ich in der Dämmerung nach dem Jägerhaus eile, um den Buben zu umarmen. Er kommt leise hinter mir die Treppe hinab, wenn ich ausgehe. Nie sagt er ein Wort, nie fragt er, und er wird, er kann ja auch nichts wissen. Deinen Namen habe ich in seiner Gegenwart nie, nie in den Mund genommen.

Ist's bloßer Zufall, daß er immer auf der Landstraße steht, sobald ich den Park verlasse, daß er mit seinen Hunden immer am Jägerhaus jagt?

Du solltest das süße, liebe Kind sehen, wenn es bei den alten Leuten am Fenster steht und die Aermchen nach mir streckt, wenn es mir entgegenläuft. Und es hat ganz deine Augen! Der liebe, einzige Schatz! Was wäre ich ohne ihn! Ich weiß gewiß, ich würde sterben!

Ach, ich möchte fort, ich möchte zu dir, aber ich kann nicht! Ich bin gefesselt, ich kann mich nicht rühren, und die Schlange gleitet über meinen Leib, ihre Augen starren auf die Stelle, wo mein armes Herz klopft! Du ahnst nicht, welche Qualen ich zuweilen ausstehe, unser Kind nicht immer um mich haben zu können! Warum ist die Liebe so bitter? Sei nicht böse über mich!

Es wäre mir lieber, der Maler hätte die häßliche Schlange nicht gemalt. Aber er will es nicht mehr ändern, und ich wage nicht, in ihn zu dringen.

Ich schließe, denn unser braver Bote soll den Brief mitnehmen, auf ihn allein können wir uns verlassen, nicht wahr? Er hat dich ja schon als Knaben auf den Knien getragen.

Vier Wochen später ist der dritte Brief datiert.

Er lautet: Ich kann es nicht erwarten, daß du heimkehrst, ich muß dich sehen und dich sprechen. Als ich neulich des Abends hinaus zu unserm Kinde wollte, trat, denke dir! mein Mann unversehens — aus dem Hause des Jägers. Ich verbarg mich rasch hinter einen Baum und er ging an mir vorbei, so dicht, daß ich sein Antlitz genau erkennen konnte. Er sah starr und finster zu Boden, als sinne er gewaltsam über etwas nach. Soll ich dir's schreiben? — Ich fürchte, er ahnt, daß es unser Kind ist, das jene fremden Leute aufgenommen haben. Was in aller Welt treibt ihn sonst dazu, immer wieder gerade dies Revier aufzusuchen?

Täglich, stündlich, jede Minute ruft mein Herz mir zu, daß sich irgend etwas Furchtbares begeben wird. Er spricht jetzt nie mehr mit mir über meine Spaziergänge, er fragt nie, wo ich so lange bleibe, als wär's ihm ganz gleich. Aber er steht zuweilen stumm und drohend neben mir wie aus dem Boden gewachsen, wenn ich ihn ganz wo anders vermute. Neulich traf ich ihn, wie er das Messer in der Hand hielt und lange darauf hinblickte. Er hörte nicht einmal, als ich zu ihm an den Tisch trat und ihn anredete.

Mein Gott, was plant er? Wenn er von irgendwoher deinen Namen hörte, wenn er irgendwo untrügliche Beweise fände, daß ich dir angehört habe, ehe ich seine Frau wurde, daß unser Kind in seiner Nähe lebt?

Eins nur beruhigt mich, er kennt dich bestimmt nicht, er kann von keinem Menschen deinen Namen hören. Aber mein Kind, wenn der Jäger plauderte? Doch nein, nicht wahr, auf den kann man sich verlassen? Er verrät nichts. Der arme Kleine! Ich muß mein Herzblatt doch wieder fortgeben, um den Verdacht zum Schweigen zu bringen.

Schicke mir meine Briefe zurück, man weiß nicht, was dir im Krieg zustoßen kann, und in wessen Hände sie fallen können. Ich hebe sie im Pavillon auf in einem verborgenen Fach, das nur ich kenne.

Komme bald, mich quält die Angst, mich martert der Gedanke, daß er etwas sinnt, das ich nicht erraten kann. Wollte er doch sprechen! Sein lauter Zorn, sein Verdammen, sein Verfluchen selbst wäre mir tausendmal lieber als dies unheimliche Schweigen. O, dies schreckliche Schweigen! Was geht in ihm vor? Sucht er nach dir? Sinnt er Rache an mir? Wird er mich mit seinen Jagdhunden eines Tages vom Hof hetzen?

Die Sorge tötet mich noch, wenn du nicht bald kommst! Ich bin unglücklich, verzweifelt! Ich weiß nicht, was ich tun werde! Elisabeth.

Das letzte Schreiben war flüchtig, mit kaum leserlicher Hand hingeworfen. Es enthielt nur wenige Worte:

Mein Mann ist verschwunden. Er soll zum Jäger hinausgegangen sein, das Messer ist fort!

* * *

Das Geschick eines von folternden Sorgen gepeinigten Mutterherzens hatte sich mir entrollt. Jener finstere Mann, der lange Zeit stumm und ingrimmig alle Qualen des beginnenden Mißtrauens, der Eifersucht, der verletzten Ehre, des Hasses und der Verachtung in sich hineingefressen, war eines Tages heimlich, schweigend zum Mörder geworden.

Wie mag ihm zumute gewesen sein, als er sich nach vollbrachter Tat in die Kapelle geschlichen hat, um von der Reue gepeinigt den Dolch dem heiligen Kinde in den Arm zu hängen?

Als ich die Abschrift der letzten Briefe beendet hatte, wickelte ich das seidene Band von neuem fest um die losen Blätter und legte das Ganze an seine Stelle zurück, indem ich die Feder wieder einspringen ließ. Die Briefe, die zwei Toten einst ein Schatz gewesen, den ihre blutenden Herzen in heißer Liebe gehütet, sollten nicht von fremden Händen auseinandergerissen und entweiht werden.

Sie werden da weiter ruhen, wohin Elisabeth von Wallhausen sie einst verborgen.

Dresden. Georg von der Gabelentz.

Die Wahrheit über den Prozeß gegen die Gräfin Linda Bonmartini-Murri von Karl Federn, Dr. jue. München und Leipzig bei Geoeg Müller. 1907.

„Dee Staatsanwalt Colli hat im Prozeß Murri vor Gericht gelogen und gelogen und wieder gelogen." (S. 144.)

„Der Präsident Dusio hat eine Anklagerede gehalten, die doppelt wirksam sein mußte, weil sie scheinbae die objektive Darstellung des Prozesses bot, während er in Wahrheit die wichtigsten Argumente der Verteidigung wegließ oder entstellte." (S. 170.)

Können Männer, denen öffentlich in einem augenscheinlich mit heiligem Ernst geschriebenen Buche von einem namhaften Schriftsteller, von einem, der anerkanntermaßen als ein besonderer Kenner italienischee Kultur gilt, so furchtbare Vorwürfe, so tödliche Beleidigungen stillschweigend über sich ergehen lassen? Müssen sie nicht mit ihrem Ankläger Dr. Karl Federn um ihre Ehre auf Tod und Leben kämpfen? Der sittliche Zorn einerseits und der logische Scharfsinn andererseits, mit dem Federn sich auf sie und ihre Verbündeten und das ganze faule Heuchtersystem stürzt, dem sie die Justiz Italiens geopfert haben sollen, erinnert an Zolas weithallendes, durchgreifendes „J'accuse!" An Voltaires Fehden

für Jean Calas und Sirvens und Lally Tolendal. Dem Leser des Buches stehen natürlich nur die von Federn berichteten Tatsachen zu Gebote; allein es ist nicht erlaubt, an diesen Tatsachen zu zweifeln, solange sie nicht einander aufheben oder von dritter Seite widerlegt sind. Wer, ohne sich auf Gründe zu stützen, die Frage aufwerfen möchte, ob auch wohl alles wahr sei, was Federn vorbringt, der beschäftige sich überhaupt nicht mit dem Buche. Bei der ersten besten Reisebeschreibung hat der Autor ein Recht auf unser Vertrauen, wie viel mehr der Autor eines Buches, der zu Ehren der Wahrheit seine eigene Ehre aufs Spiel setzt. Und ohne den Schatten eines egoistischen Nebengedankens. Lohengrin focht doch wenigstens für eine schöne, junge Braut; — nichts Aehnliches kommt hier in Betracht. Es ist ein Götter und Menschen erfreuendes Schauspiel, wenn ein einzelner Mann gegen siegreiche Massen für Recht und Unschuld vom Leder zieht.

Der Prozeß Bonmartini-Murri, der vor dem Geschworenengericht zu Turin am 11. August 1905 mit dem „Schuldig des Mordes" gegen Tullio Murri und dem „Schuldig der Beihilfe zum Morde" gegen dessen Schwester Gräfin Linda Bonmartini-Murri endigte, hat Italien, ja schier die Welt, in Bewegung gesetzt. Was ihm dieses immense Interesse verleihen konnte, ist nicht ganz klar. Es standen keine Trufeleien auf der Szene, wie sie den von Zeit zu Zeit ja sich noch immer wiederholenden Ritualmordprozessen eigen sind, vollends keine feindlichen politischen Grundtendenzen wie in dem Dreyfus-Prozeß. Und vom klerikalen Haß gegen liberale, philosophische Bildung kann doch auch nur in beschränktem Maße die Rede sein. In den eigentlichen Verhandlungen scheint kaum die Rede davon gewesen zu sein. Mein Gott: Italien ist doch eins der klügsten, fortgeschrittensten Kulturvölker, und die Sache hat sich nicht in ein paar Tagen vor irgend einem Sindaco in den Abruzzen abgespielt, sondern sie hat vier Jahre lang alles, was in Italien auf des Lebens Höhen steht, lebhaft beschäftigt. Mögen wir die Intelligenz der Geschworenen von Turin auch nur als sehr mittelmäßig einschätzen, allein das ganze Volk stand hinter ihnen, ja vielleicht noch mehr als hinter ihnen, hinter dem Staatsanwalt und dem Gerichtspräsidenten. Wie erklärt sich diese Erscheinung? Aus der Natur des Prozesses schwerlich; denn dieser würde, wenn sich's um einen erfundenen Roman handelte, als entschieden langweilig bezeichnet werden müssen; triviale, abgebrauchte Motive: unglückliche Ehe, Kinder, welche die Trennung verhindern, ein klein bißchen Ehebruch, ein Bruder, der durch den Mord des Gatten die Schwester erlöst. Ja, der Bruder gesteht sogar selbst nach einiger Zeit seinen, nebenbei gesagt, ohne alles Raffinement mit plumper Dummheit ausgeführten und zu allem Ueberfluß auch noch bereuten Mord. Niemand wird behaupten, daß solche, wenn nicht alltäglich, so doch alljährlich die Gerichte in X. oder in Y. oder in Z. beschäftigenden Vorkommnisse ein ganzes Land, die größten Blätter des Auslandes sonderlich erregen könnten. Der Geist der tapferen Verteidigung, der immer und immer wieder die üblen Velleitäten der Anklage aus dem Felde schlug, hat unstreitig viel gewirkt, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Fall zu lenken; allein auch dieser Aufwand an Logik hätte den Verteidigern erspart geblieben sein können, wenn nicht die Anklage so wütend unlogisch gewesen wäre.

Federn kämpft nicht, um die Gräfin Linda aus dem Kerker zu erretten; der König hat sie begnadigt. Aber Federn sieht den Prozeß damit nicht als erledigt an. Er sagt am Schluß: „Wenn ich ein persönliches Gefühl beim Schreiben dieses Buches empfand, so war es das der Ehrfurcht vor Lindas Schicksal und dem ihres Vaters. Es ist so betrübend und erschreckend zu denken, daß der Haß weniger und die Torheit vieler so unheilbares Leid herbeiführen kann, und daß eine gleichgültige Unmenschlichkeit sich findet, die es vollstreckt. Wer soll es gut machen?

A tanta sventura reverente habe ich dieses Buch geschrieben."

A. F.

Heinrich Laubes Ausgewählte Werke. 10 Bände. Herausgegeben von H. H. Houben. Leipzig, Max Hesses Verlag.

So viel Gediegenes und Gescheites (von dem Flüchtigen und Törichten gar nicht zu reden) zum 100. Gedenktag der Geburt Laubes im September 1906 auch zu lesen und hören war, das Tüchtigste und Glaubwürdigste sagt doch immer wieder ein rechter Mann *als auctor*. Soweit die noch nicht abgelaufene Schutzfrist dem tätigen, um die Verbreitung guter Texte in wohlfeilen Ausgaben verdienten Verlag Max Hesse in Leipzig das verstattete, geschieht das durch eine in der Hauptsache rühmliche zehnbändige Auswahl aus Laubes Schriften. Die Biographie Houbens bringt viel aus erster Hand Geschöpftes. Das Beste steht nach wie vor in den richtigerweise sichtlich bevorzugten „Erinnerungen", den „Briefen über das deutsche Theater", und den drei berühmten „Commentarii de bello theatralico", m. a. W. in Laubes Werken: „Das Burgtheater." „Das norddeutsche Theater." „Das Wiener Stadttheater." Wesentlich ergänzt sind alle bisherigen Ausgaben der Denkwürdigkeiten durch 18 bisher in Buchform noch nicht gesammelte, zuerst meist in der „Neuen Freien Presse" gedruckte Kapitel aus Laubes Biographie. Von Stücken sind nur Proben, darunter allerdings die meistgespielten („Essex" und „Karlsschüler") eingereiht. Vom Erzähler gar nur die schwächliche Novelle des Greises Louison. Am schmerzlichsten vermissen Freunde des außerordentlichen geborenen Memoirenschreibers „Das deutsche Parlament", und gar zu gern hätten die strengsten Kritiker des Epikers Laubes Roman „Der deutsche Krieg" als Volksbuch begrüßt. „Das deutsche Parlament" wird hoffentlich Professor Hänel, Laubes Stiefsohn, in der von ihm geplanten vollständigen Neuausgabe der „Erinnerungen" nicht beiseite lassen: es gibt (nicht nur unter den Chronisten der Paulskirche) wenige Meister der Feder, die Führer und Troßleute, Verhandlungen und Abstimmungen, Minister und Volksboten mit gleicher Wucht und Anschaulichkeit im Rechenschaftsbericht über Reichstagsverhandlungen hätten festhalten können.

Ziemlich gleichzeitig mit Houbens Auswahl aus Laubes bekannten Büchern hat Alexander v. Weilen in den Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte zwei reichhaltige Bände, bisher nur in Zeitschriften verstreuter Kritiken, Charakteristiken und Abhandlungen des geborenen Theatermannes herausgegeben. Im kritischen Urteil über Dramatiker (z. B. gegen Shakespeare und Molière) bald zu hart, bald (Benedix und der Birchpfeiffer gegenüber) zu gelind, ist Laube als Porträtmaler von Dramaturgen und Darstellern (der Devrients, Anschütz, Löwe, Joseph Wagner, Seydelmann usw.) schlankweg ein Klassiker. Gedrungen, sachlich, mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd, Farben und Abstufungen ohne besondere stilistische Faxen sicher und sorgsam scheidend, ein Unikum, dem mancher den Vorzug selbst vor Lichtenbergs Garrick- und Tiecks Fleck-Blättern zubilligen wird. Auch sonst ist in Laubes längst verschollenen, durch Weilen neu hervorgezogenen Theaterkritiken aus seinen Anfängen in Breslauer und Leipziger Zeitungen, und aus seinen letzten Jahren (in der „Deutschen Rundschau") viel zu lernen. Gehässigkeit und Verbitterung führen den abgedankten Alten zu gröblichen Mißgriffen: seine Abwehr der Shakespeareschen Historien, einer der unvergeßbarsten Leistungen des alten Burgtheaters unter Dingelstedt, bleibt eine unwiderrufliche Verirrung. Nicht weniger seine durch persönliche Reibungen erklärliche, und darum noch weniger entschuldbare, Bekämpfung Richard Wagners, über den der völlig musikunverständige Laube, schon seiner fachmännischen Unzulänglichkeit wegen, am besten geschwiegen hätte. Wo Laube aber von solchen Stimmungen und Verstimmungen unbeirrt, aus Liebe, ja man darf wohl sagen, aus Passion über die Aufgaben der deutschen Bühne, über Schauspielkunst und Dichterpflege sich ausspricht, ist es eine Lust, ihm zuzuhören. Von Theodor Fontane bis zu Alfred Berger, von Tieck und Immermann bis auf Eduard Devrient und Gustav Freytag ist, als Richter über Schauspielkunst und Bühnenleitung, kein einziger Heinrich Laube überlegen, und unter den angesehensten alten Theaterkritikern, der jüngeren selbstgefälligen Stilclowns zu geschweigen, kaum einer der Sachkenntnis und Eindringlichkeit im Vortrag Laubes gewachsen. Seine Prosa wird und muß wieder einmal modern werden.

A. Bettelheim.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, Rezensionsexemplare und dergleichen bitten wir zu senden an eins der Mitglieder der

Redaktion

Robert Schultze,
Halensee-Berlin, Lützenstraße 11
(Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn,
W. Kurfürstenstraße 113
(Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth,
W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 16. Berlin, den 19. Januar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Ausmarsch der Parteien hat sich vor den diesjährigen Reichstagswahlen langsamer und schwieriger vollzogen als jemals früher. Dabei hat man auch wohl zu unterscheiden zwischen dem, was man sieht, und dem, was man nicht sieht. Manche, die über den Tisch gegeneinander die Fäuste ballen, drücken sich die Hände unter dem Tisch. Insbesondere zwischen Zentrum und Konservativen ist das Verhältnis gemischt. Die politische Ideengemeinschaft überbrückt auch die Ungnade der Regierung, von der die Konservativen wohl mit Recht voraussetzen, daß sie dem Zentrum gegenüber nicht allzu lange standhalten wird. Die Konservativen haben an dieser Auflösung von Anfang an keine rechte Freude gehabt. Wie man einst von der „gräßlichen Flotte" sprach, so spricht man in vertrauten Kreisen jetzt von der „gräßlichen Auflösung".

Es war deshalb auch begreiflich, daß die Junker in das preußische Abgeordnetenhaus keinerlei Neigung zu politischen Exkursen mitbrachten. Ueber Thema darf nicht gesprochen werden, — so lautete die Parole, und so konnte denn auch die Generaldiskussion über den Etat im preußischen Abgeordnetenhause in zwei Tagen erledigt werden. Nach dieser Leistung vertagte sich das hohe Haus bis nach den Reichstagsstichwahlen, bis zum 7. Februar.

Unter solchen Umständen hielt es auch der Reichskanzler nicht für erforderlich, sich seiner Eigenschaft als preußischer Ministerpräsident zu erinnern und etwa mit programmatischen Erklärungen in die Debatte einzugreifen. Dagegen beteiligten sich verschiedene preußische Minister in den speziellen Fragen ihres Ressorts an der Diskussion, und namentlich Herr von Studt glaubte zweimal die Gelegenheit wahrnehmen zu müssen, neue Proben des rückschrittlichen Geistes zu geben, der in dem preußischen Kultusministerium umgeht. Natürlich vermied es die Regierung ängstlich, auf die von dem freisinnigen Abgeordneten Broemel angeregte Frage einer Beseitigung des preußischen Dreiklassenwahlsystems einzugehen, von dem er mit Recht hervorhob, daß gerade seine Aufrechterhaltung der Sozialdemokratie immer neue Mitläufer zutreibe. Auch die anderen Parteien hatten für die Erörterung dieser wichtigsten aller politischen Fragen in Preußen kein Interesse.

Am bemerkenswertesten in den Aeußerungen der Redner der konservativ-klerikalen Reaktion erschienen die Bemerkungen des konservativen Abgeordneten Erffa und des Zentrumsabgeordneten Graf Praschma, die unter Hinweis auf die Forderung der Westpreußischen Landwirtschaftskammer ausdrücklich erklärten, die Einfuhr chinesischer Kulis als Landarbeiter dürfe nicht als bloße Drohung, sondern müsse als ein ernsthafter Zukunftsplan betrachtet werden. Die deutschen landwirtschaftlichen Arbeiter, deren standard of life durch die Schmutzkonkurrenz chinesischer Kulis noch weiter hinabgedrückt werden soll, werden am Wahltage auf diese reaktionäre „Arbeiterfreundlichkeit" die Antwort hoffentlich nicht schuldig bleiben!

Wie weit der Uebermut preußischer Junker geht, das zeigte auch recht deutlich eine Wahlrede des Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses, des Herrn von Kröcher, die dieser kürzlich in dem Wahlkreise Salzwedel hielt. Er sagte darin nach dem Bericht der „Magdeburger Volksstimme" u. a.:

„Er könne noch besser die Interessen des Kreises vertreten als ein ‚Magdeburger Liberaler', der doch nur Magdeburger Interessen habe. Und dann sei er doch Präsident des Abgeordnetenhauses, in dieser Eigenschaft könne er schon mal einen Minister ärgern, wenn der gerade eine eilige Vorlage einbringen wolle und er dieselbe um ein paar Tage hinausschiebe. Dann müßte ihm der Minister kommen und sich die Geneigtheit des starken Mannes erwerden. Dabei sei es dann leicht, die Minister für die speziellen Interessen des von ihm vertretenen Kreises geneigt zu machen, so ein kleiner Bahnbau usw. käme damit viel besser in Gang."

Herrn von Kröcher bereitet es augenscheinlich Plaisir, aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen. Diese Offenheit, die ihn menschlich in gewissem Sinne sympathisch macht, hat seinen konservativen Freunden schon manche Ungelegenheit verursacht. Wenn er nicht Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses wäre, würde er auf die Bezeichnung eines enfant terrible der konservativen Partei Anspruch erheben können.

Offenheit ist im allgemeinen sonst keine bei der konservativen Partei sehr beliebte Eigenschaft. Die Konservativen, die so gern als nationalgesinnte Männer posieren, sind dieselben, von denen der verstorbene Reichskanzler Fürst Hohenlohe in seinen Memoiren berichtet, sie pfiffen auf das Reich, wenn es ihren Interessen nicht entgegenkomme. Auch die Abneigung gegen die Sozialdemokratie hat die konservativsten Männer im Bunde der Landwirte nicht gehindert, offen mit dem Uebergang ins sozialdemokratische Lager als mit einer politischen Möglichkeit zu kokettieren. Neuerdings hat das Verhältnis der Konservativen zur Sozialdemokratie im Reichstagswahlkreise Greifswald-Grimmen eine charakteristische Illustration erfahren. Das „Greifswalder Tageblatt" berichtet über eine Versammlung in Neunkirchen, in der Gotheins konservativer Gegenkandidat Rewoldt sprach:

„Man hatte in dieser Versammlung wieder einmal die Kühnheit, den freisinnigen Kandidaten Gothein als ‚Anhängsel' der Sozialdemokratie zu bezeichnen. Herr Rewoldt selbst erklärte pathetisch: ‚Nur wir Kon-

servativen bekämpfen die Sozialdemokratie.' Einer der anwesenden Führer der dortigen Sozialdemokraten rief ihm zu: 'Ja, mit 1000 Mark.' Herr Rewoldt behauptete, nichts zu wissen. Da erhob sich der betreffende Sozialdemokrat und rief laut: 'Die Konservativen haben uns mehrfach tausend Mark angeboten, wenn wir in der Stichwahl zwischen Rewoldt und Gothein nicht für Gothein eintreten.' Auf die dann folgenden 'Hört, hört'- und 'Pfui'-Rufe sagte Herr Rewoldt zwar nochmals, daß er davon nichts wisse. Man wird ihm das glauben dürfen. Aber die Mitteilung selbst braucht deshalb nicht unwahr zu sein, und die Tatsache selbst kennzeichnet jedenfalls die Art und Weise, wie dort der Kampf gegen Herrn Gothein von konservativer Seite geführt wird."

Die Landesproporzwahlen in Württemberg, bei denen es sich um 17 Mandate handelte, haben den einzelnen Parteien folgenden Zuwachs gebracht: der Deutschen Volkspartei 4, den Sozialdemokraten 4, dem Zentrum 4, den Konservativen 3, der Deutschen Partei 2. Die Stärke der Parteien in der württembergischen Zweiten Kammer ist danach: Zentrum 25, Deutsche Volkspartei 24, Sozialdemokratie 15, Konservative und Bauernbund 14, Deutsche Partei 13, ein Wilder. Da nach der württembergischen Tradition die stärkste Partei den Präsidenten stellt, so muß man erwarten, daß das Präsidium an das Zentrum übergeht, — ein klerikaler Triumph, an dem vorzugsweise die Taktik der Deutschen Partei schuld trägt. Daß die Nationalliberalen den Ultramontanen in dem vorwiegend protestantischen Württemberg in den Sattel helfen, darin liegt eine besondere Ironie.

Die Handschreiben, die der Zar am russischen Neujahrstage seinen leitenden Staatsmännern, dem Ministerpräsidenten Stolypin und dem Finanzminister Kokowzew, zugesandt hat, zeigen, wie wenig auch im neuen Jahre in Rußland an eine Aenderung des reaktionären Kurses zu denken ist. Nach der Auffassung des Zaren hat das Kabinett Stolypin es im Laufe von 5½ Monaten verstanden, „durch energisches Auftreten eine deutliche Besserung hinsichtlich der öffentlichen Ordnung herbeizuführen, trotz des tollkühnen Auftretens der Revolutionäre und wiederholter Uebeltaten zu dem Zwecke, die regierenden Kreise in Verwirrung zu setzen". Die „deutliche Besserung hinsichtlich der öffentlichen Ordnung" wurde gerade am Neujahrstage in Petersburg selbst durch einen abermaligen blutigen Zusammenstoß zwischen Revolutionären und Polizeiorganen grell beleuchtet.

Auch der Brief an den Finanzminister Kokowzew beweist, wie seltsam sich die Dinge im Geiste des russischen Kaisers widerspiegeln. Er redet darin von einer „Erstarkung des Vertrauens in die Finanzverhältnisse des Reiches" sowie davon, daß „die russischen Werte im Auslande gegenwärtig wieder viel mehr begehrt werden". Die gleichzeitig bekannt gewordenen Ziffern des russischen Staatshaushaltsetats reden eine ganz andere Sprache und zeigen, daß Rußland nach wie vor mit den schwersten Finanzsorgen zu kämpfen hat und dem Bankrott entgegengeht, wenn es nicht gelingt, die ausländischen Gläubiger zu bewegen, dem alten Gelde neues nachzuwerfen.

Das entschlossene Vorgehen der französischen Regierung in der Frage der Trennung von Kirche und Staat hat der Papst durch eine Enzyklika beantwortet, in der er sehr ausführlich seine ablehnende Haltung jenem Gesetz gegenüber zu begründen sucht. Die Presse der klerikalen Reaktion, die alles kritiklos zu bejubeln pflegt, was von Rom kommt, bezeichnet diese neueste Kundgebung des Papstes als ein historisches Dokument von größter Wichtigkeit. In der Kammer dagegen verfehlte sie ihre Wirkung völlig, und auch die Aeußerungen der unabhängigeren Organe der öffentlichen Meinung Frankreichs lassen erkennen, daß die Enzyklika ohne besonderen Eindruck auf die Stimmung des Landes geblieben ist. Trotz seiner Weitschweifigkeit verabsäumt es das päpstliche Schreiben, dem Klerus positive Weisungen zu geben, wie er sich der jetzigen Situation gegenüber zu verhalten habe. Es ist deshalb auch nicht anzunehmen, daß durch die gegenwärtig tagende Bischofskonferenz eine entscheidende Klärung der Lage herbeigeführt werden wird.

* * *

Gärung.

Eine Wahlbewegung, die sich auf Grund des allgemeinen Wahlrechts vollzieht, zutreffend zu beurteilen, ist ein schwieriges Ding. Kaum jemals war es schwieriger als gegenwärtig im Deutschen Reich. Die Reichstagsauflösung ist so unerwartet gekommen, daß keine Partei auf die Neuwahlen recht vorbereitet war. Außerdem wurde durch die unmittelbare Reichstagsauflösungsursache ein Keil zwischen die Regierung und die Hauptregierungspartei der letzten Jahre, das Zentrum, getrieben, während zugleich der Freundschaftsbund zwischen Ultramontanen und Konservativen, wenigstens vorübergehend, gelockert wurde. Die Beziehungen der Parteien zueinander und der Parteien zur Regierung hatten sich plötzlich verschoben. In knappen sechs Wochen sollte nun eine Neuorientierung erfolgen. Kein Wunder, daß eine Konfusion entstand, wie sie niemals gleich stark bei einer früheren Reichstagswahl in die Erscheinung trat.

Es ist nicht leicht, in diesem wirren Durcheinander zu erkennen, was die Wählerschaft vornehmlich bewegt. Daß die Kolonialfragen dabei eine untergeordnete Rolle spielen, sieht man gleich. Wer selbst mitten im Wahlkampf steht, bemerkt sofort, daß die Kolonialpolitik dem Volke nicht ans Herz greift. Die Wählerschaften stehen dem Auflösungsgrunde wie unsern Kolonien überhaupt ziemlich gleichgültig gegenüber. Dagegen macht sich ein unbestimmtes Gefühl des Mißbehagens über die bestehenden politischen Verhältnisse Luft. Eine alles aufrührende politische Gärung ist unverkennbar. Sie treibt auch die Bevölkerung massenhaft in die Wählerversammlungen. Ich habe seit sechsundzwanzig Jahren jede Reichstagswahl aktiv als Kandidat mitgemacht und erinnere mich keiner Wahl, in der das Interesse des Volkes durch gleich zahlreichen Besuch zutage getreten wäre. Selbst auf dem platten Lande strömen die Wähler aus weiter Umgebung zu den Versammlungen herbei. Ich habe während der letzten Zeit in ländlichen Ortschaften manche Versammlung abgehalten, bei der weit mehr Wähler erschienen waren, als die Ortschaft selbst eingeschriebene Wähler aufwies, — und das trotz des miserabelsten Wetters! Verschiedene meiner kandidierenden Freunde berichten über gleiche Beobachtungen in ihren Wahlkreisen.

Wenn es auch voreilig sein mag, solche Erfahrungen für ganz Deutschland zu verallgemeinern, so ist diese Erscheinung doch charakteristisch genug, um ihr symptomatische Bedeutung beizulegen. Eine so starke politische Erregung, die sich nicht an einzelne bevorzugte Fragen, wie etwa Zoll- und Steuerfragen, knüpft, sondern aus einer allgemeinen, vielfach noch ganz unklaren Stimmung hervorgeht, ist höchst merkwürdig. Es ist, als ob eine instinktive Ahnung die breiten Massen der Bevölkerung ergriffen hätte, daß wir mit unserm Regierungssystem in Deutschland auf einen toten Punkt gekommen sind, daß die Dinge so nicht weitergehen können, und daß es insbesondere auf die Dauer ganz unmöglich ist, die reaktionäre preußische Politik zum kontrollierenden Faktor der gesamten Reichspolitik zu machen. Der Gegensatz zwischen dem elendesten aller Wahlsysteme in Preußen und dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht im Reich drängt sich auch dem einfachsten Staatsbürger als unleidlich auf. Preußen hindert das Deutsche Reich an einer modernen, freiheitlichen, konstitutionellen Entwicklung, daher auch die wachsende Abneigung Süddeutschlands gegen die preußische Regierungsmethode. Ohne den Rückhalt, den die Reaktion in Preußen hat, ohne die Herrschaft des Junkertums im preußischen Landtage würden wir im Reich nicht das an konstitutionellen Mißständen haben, was unter dem Begriff des persönlichen Regiments seit einiger Zeit zum Stichblatt der grausamsten Kritik gemacht wird.

In dieser Volksstimmung haben wir den Niederschlag der demokratischen Bewegung zu erblicken, die durch ganz Europa geht. Ein Reich von mehr als sechzig Millionen Menschen, das zu einer industriellen Weltmacht herangewachsen ist, und dessen Volk politisch wie ein unmündiges Kind am Gängelbande geführt wird, ist eine solche politische Monstrosität, daß dieser Zustand nicht konserviert werden kann, ohne den Staat in die schwersten Krisen zu stürzen. Fürst Bülow hat durch diese

Reichstagsauflösung ein Spundloch geöffnet, aus dem sich die politische Unzufriedenheit in heftigem Strom ergießt.

Daß die bevorstehende Reichstagswahl noch keine Klärung herbeiführen wird, ist gewiß. Aber selbst wenn der nächste Reichstag im wesentlichen genau so zusammengesetzt sein sollte wie der vorige: beim alten kann die Sache doch nicht bleiben. Die traditionellen reaktionären Walzen sind abgespielt. Die Zeiten, in denen Deutschland eine fromme politische Kinderstube war, sind für immer vorbei. Die Politik des Fortwurstelns dürfte ihr Ende erreicht haben. Fürst Bülow war der Staatsmann der kleinen diplomatischen Mittel und hat damit bei all seiner persönlichen Gescheitheit die denkbar unfruchtbarste Politik getrieben, die zu allem Ueberfluß ihn auch noch von einem diplomatischen Mißerfolg zum andern in der äußeren wie in der inneren Politik geführt hat. In der Auflösung des Reichstags lag das offene Zugeständnis dieses Mißerfolgs seiner Diplomatie. Denn auf der diplomatischen Behandlung des Zentrums beruhte ja die ganze Bülowsche Politik.

Ich glaube, Deutschland kann froh sein, daß die Zeit dieser alexandrinischen Politik jetzt zu Ende geht. Die List der Idee hat es gewollt, daß sich Fürst Bülow selbst zum Vollstrecker des historischen Verdammungsurteils über seine diplomatisierende Staatsmannschaft gemacht hat. Für die deutsche Politik aber beginnt ein neues Kapitel, ganz einerlei, wie die Wahlen ausfallen werden, und dieses Kapitel, mag es lang oder kurz sein, muß die Ueberschrift tragen: „Uebergang Deutschlands zu einem modernen Verfassungsstaat".

Köslin. Theodor Barth.

Die Lebenshaltung des Proletariats in den Vereinigten Staaten.

I.

In seinem kürzlich erschienenen Buche „Warum gibt es in den Vereinigten Staaten keinen Sozialismus?" führt Werner Sombart das Fehlen einer umfassenden sozialistischen Bewegung in Amerika in erster Reihe auf die günstige wirtschaftliche Lage der arbeitenden Klassen zurück. Und in der Tat, die große Masse der Arbeiterschaft in den Vereinigten Staaten lebt in günstigen wirtschaftlichen Verhältnissen. Der durchschnittliche Tagelohn des gewerblichen Arbeiters ist drüben trotz kürzerer Arbeitszeit bekanntlich etwa dreimal so hoch als bei uns. Nach den neuesten mir vorliegenden Zahlen*) stellte er sich — um nur wenige Beispiele herauszugreifen — bei den städtischen Straßenarbeitern auf $7^1/_2$ Mark, bei den Möbeltischlern und Bäckern auf etwa 10 Mark, bei den Zimmerern, Malern, Schmieden, Modellschreinern, Eisenformern und Buchbindern auf 12—13 Mark, bei den Zeitungssetzern auf 18 Mark und bei den Maurern auf 20 Mark. Allerdings ist es richtig, daß der amerikanische Arbeiter selbst in Zeiten günstiger wirtschaftlicher Konjunktur im allgemeinen weniger regelmäßig beschäftigt ist als der deutsche, und daß der amerikanische Haushalt ungleich seltener als der deutsche einen Zuschuß durch den Verdienst der Ehefrau erhält, sodaß der Unterschied zwischen der Jahreseinnahme der deutschen und amerikanischen Arbeiterfamilie etwas geringer ist, als ihn ein Vergleich zwischen dem Tagelohn des deutschen und des amerikanischen Arbeiters vermuten läßt; aber es ist nicht minder richtig, daß der Geldbetrag, über den der amerikanische Arbeiterhaushalt in der Regel pro Jahr verfügt — ich schätze das jährliche Einkommen der großen Masse der gewerblichen Arbeiterfamilien in den Städten für das letzte Jahrfünft auf 2500—4000 Mark — trotzdem reichlich doppelt so groß ist, wie der, mit dem sich der deutsche behelfen muß, und daß es nur ganz vereinzelte Arbeiterfamilien in Amerika gibt, die sich mit einem so geringen Einkommen begnügen müssen wie die Mehrheit der deutschen Arbeiterfamilien. Die Bedeutung dieser Tatsache wird ohne weiteres klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die Kaufkraft des Geldes für die normale amerikanische Arbeiterfamilie, also für Haushaltungen von durchschnittlich rund 3000 Mark, keineswegs geringer ist, als bei uns, daß also die amerikanische Arbeiterfamilie sich Wohnung, Kleidung, Lebensmittel usw. mindestens in der gleichen Quantität und Qualität beschaffen kann wie bei uns eine Familie, die in einer Industriestadt jährlich 3000 Mark ausgibt, und in reichlich zweimal so großer Quantität, beziehungsweise besserer Qualität, als eine deutsche Arbeiterfamilie mit einem Einkommen von 1500 Mark.

Es könnte scheinen, als ob es außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes liege, auf diese Dinge näher einzugehen und die Befriedigung der Bedürfnisse in der normalen amerikanischen Arbeiterfamilie zu besprechen, die ja keineswegs wie bei uns zum Proletariat zu rechnen ist; aber um eine feste Grundlage für die Beurteilung der Lage der wirtschaftlich Schwächsten zu gewinnen, muß man zunächst die Lage der ökonomisch Abhängigen überhaupt kennen; um den richtigen Gesichtswinkel zu finden, unter dem man sich anzusehen hat, wie diese Aermsten, die unterste Klasse der Handarbeiter lebt, muß man sehen, wie die große Masse der Handarbeiter lebt.

Wie lebt nun die normale Arbeiterfamilie in den Vereinigten Staaten? Zunächst, wie wohnt sie? In der Regel bewohnt sie ein ganzes Haus. Gab es doch nach der Zählung vom Jahre 1900 unter den 78 Städten mit mehr als 50 000 Einwohnern nur fünf, in denen die Mehrheit der Häuser nicht von einer einzigen Familie bewohnt worden wäre: Worcester, Paterson, Fall River, Troy und Hoboken, und nur in Hoboken überstieg der Anteil der Häuser mit mehr als zwei Familien ein Drittel. Unter den 28 größten Städten der Union war also nicht eine, in der nicht die Mehrheit der Häuser eine einzige Familie beherbergt hätte. In den 160 Städten mit mehr als 25 000 Einwohnern bewohnten annähernd 70 Prozent aller Familien ein Haus für sich. Nun könnte man vielleicht einwenden, daß diese Zahlen zwar für die gesamte Bevölkerung zutreffen, nicht aber für die Arbeiterfamilie, die wir eben besprechen, und daß diese Arbeiterfamilien eben nur in der Minderheit zu jenen Glücklichen zählen, die ein Haus für sich bewohnen. Es liegt auch leider kein Material vor, um den direkten Beweis des Gegenteils zu erbringen. Man darf aber nicht übersehen, daß erstens die wohlhabenden Familien, deren Ausscheidung das obige Zahlenverhältnis verändern könnte, nicht zahlreich genug sind, um das Ergebnis wesentlich zu verschieben, und daß zweitens gerade die wohlhabenden Familien in steigendem Maße in die eleganten Etagenhäuser ziehen, wo sie einen Komfort finden, der für ein Einfamilienhaus unerschwinglich wäre.

Nicht selten ist der Arbeiter auch der Eigentümer des Hauses, das er bewohnt. In den Städten mit mehr als 25 000 Einwohnern waren rund ein Viertel aller Familien die Eigentümer ihres Heims, und daß auch hier die normale Arbeiterfamilie, trotzdem bei der Frage des Eigentums natürlich Kapitalbesitz und Kredit eine große Rolle spielen, von dem Durchschnitte für die Bevölkerung nicht wesentlich abweicht, zeigt eine Untersuchung des arbeitsstatistischen Amtes der Vereinigten Staaten*), wonach von etwa 25 000 Arbeiterfamilien nahezu 5000 die Häuser, die sie bewohnten, im Eigentume besaßen.

Wie groß ist nun die Wohnung dieser Arbeiterfamilie? Im Durchschnitt besteht sie aus fünf Räumen. Sehr häufig ist eine Badeeinrichtung vorhanden, gelegentlich auch Zentralheizung. Der Mietspreis ist natürlich sehr verschieden. Der von dem arbeitsstatistischen Amte für das Jahr 1901 ermittelte Durchschnitt für 20 000 Familien, die sich über die Industriestädte des ganzen Landes verteilen, beträgt annähernd 500

*) Wages and Hours of Labor, 1890—1905 (Bulletin of the Bureau of Labor No. 65, July 1906, Washington).

*) Cost of Living and Retail Prices of Food (18th Annual Report of the Commissioner of Labor 1903). Die Angaben beziehen sich in der Regel auf das Jahr 1901.

Mark oder etwa 15 Prozent des Einkommens. In Deutschland wendet eine Familie des Mittelstandes mit einem Einkommen von reichlich 3000 Mark in einer Industriestadt vielleicht ebenso etwa 300 Mark für ihre Wohnung auf. Aber was erhält sie dafür? Hier und da wird sie sicherlich ähnlich wie die amerikanische Arbeiterfamilie eine Vierzimmerwohnung mit Zubehör bekommen, aber in der Mehrheit der deutschen Großstädte und in zahlreichen kleineren Städten kann sie es nicht. Ja, es gibt in Deutschland eine ganze Reihe Städte, in denen für den Betrag von 300 Mark schwer auch nur eine Dreizimmerwohnung zu haben ist. Das Tarifamt der deutschen Buchdrucker hat kürzlich eine Untersuchung über die Veränderungen in den Wohnungs- und Lebensmittelpreisen durch Umfrage bei zahlreichen Kommunalbehörden angestellt. Da ergab sich denn, daß der jährliche Mietspreis für eine Wohnung von zwei Stuben, Kammer und Küche in einigen Dutzend Städten 400 Mark und darüber beträgt. Und eine Untersuchung des Statistischen Amtes der Stadt Berlin,*) in die 30 Familien mit einer jährlichen Ausgabe von 2700 bis 4000 Mark, bei einer Durchschnittsausgabe von 3119 Mark, einbezogen waren, zeigt denn tatsächlich, daß diese 30 Familien zusammen 64 heizbare Zimmer, also im Durchschnitt fast genau zwei heizbare Zimmer hatten. Das kann uns nicht wundernehmen, wenn wir sehen, daß der Durchschnittspreis einer Wohnung mit drei heizbaren Zimmern in Berlin schon vor sechs Jahren 642 Mark betrug. Aber selbst wenn man annehmen wollte, die deutsche Familie mit einem Einkommen von reichlich 3000 Mark habe für den gleichen Betrag eine ähnlich große Wohnung in einer Industriestadt wie die normale amerikanische Arbeiterfamilie, so hat diese dennoch den großen Vorzug der infolge der Bauweise ungleich freieren, luftigeren Lage und des höheren Komforts.

Für Heizung hat die amerikanische Arbeiterfamilie, da die Kohle trotz der ungeheuren Vorräte und der billigen Produktion etwa ebenso teuer ist wie bei uns, einen recht erheblichen Betrag aufzuwenden. Der Durchschnitt beträgt pro Jahr 130 Mark. Es ist möglich, daß die Familie des Mittelstandes in Deutschland mit weniger auskommt. Die 30 Berliner Familien, die allerdings nur etwa zwei heizbare Zimmer hatten, wendeten im Durchschnitt nur 76 Mark auf. Anders liegt es mit der Beleuchtung. Petroleum ist in den Vereinigten Staaten billig, und die amerikanische Arbeiterfamilie wendete nur 32 Mark auf, während die Berliner Familien trotz ihrer kleinen Wohnung auf 31 Mark kamen.

Für Ernährung gibt die amerikanische Arbeiterfamilie im Durchschnitt im Monat aus: für Fleisch 33 Mark, für Geflügel 3 Mark, für Fisch 3 Mark, für Eier 6 Mark, für Milch 7 Mark, für Butter 10 Mark, für Käse 1 Mark, für Speck 3 Mark, für Tee 2 Mark, für Kaffee 4 Mark, für Zucker 6 Mark, für Mehl 6 Mark (viele Arbeiterfamilien backen nämlich ihr Brot selbst), für Brot vom Bäcker 4 Mark, für Kartoffeln 4 Mark, für Gemüse 7 Mark, für Obst 6 Mark, für Sonstiges 9 Mark. Insgesamt gibt die amerikanische Familie 114 Mark im Monat und 1373 Mark im Jahr aus. Demgegenüber wenden die 30 Berliner Familien 1477 Mark im Jahre oder 123 Mark, also 9 Mark mehr im Monat auf. Sieht man sich aber die einzelnen Posten an, so findet man, daß das Mehr fast ausschließlich auf Brot entfällt. Die amerikanische Familie gibt für Brot und Mehl zusammen 10 Mark, die deutsche für Brot allein 19 Mark aus. Weniger gibt die deutsche Familie vor allem aus für Gemüse, Obst und Zucker. Und wenn man sich im einzelnen ansieht, was so eine amerikanische Arbeiterfamilie verzehrt, dann gewinnt man erst recht den Eindruck, daß sie, trotzdem sie 2 Mark weniger pro Woche aufwendet, sich doch jedenfalls nicht schlechter ernährt, als die Berliner Familie. Sie verbraucht nämlich pro Woche: 7 Pfund Rindfleisch, 4 Pfund Schweinefleisch, $1\frac{1}{4}$ Pfund Hammel- und Kalbfleisch, 1 Pfund Geflügel; und zwar zahlte sie (1901) für Rindfleisch und ebenso für Geflügel 65 Pfennige für das Pfund, für Schweine-, Kalb- und Hammelfleisch 60 Pfennige. Sie verzehrt $1\frac{1}{2}$ Pfund Fische zu 47 Pfennigen, 20 Eier zu 7 Pfennigen, $6\frac{1}{2}$ Liter Milch zu 27 Pfennigen, 2 Pfund Butter zu 1,13 Mark, 130 Gramm Käse, das Pfund zu 73 Pfennigen, $1\frac{1}{2}$ Pfund Speck, das Pfund zu 50 Pfennigen, 100 Gramm Tee, das Pfund zu 2,30 Mark, 400 Gramm Kaffee, das Pfund zu 1,05 Mark, $4\frac{1}{2}$ Pfund Zucker, das Pfund zu 27 Pfennigen, 12 Pfund Mehl, das Pfund zu 11 Pfennigen, $4\frac{1}{2}$ Pfund Brot, das Pfund zu 23 Pfennigen, 200 Gramm Reis, das Pfund zu 38 Pfennigen, 14 Pfund Kartoffeln, den Zentner zu 8 Mark. Die Berliner Familie ißt nicht nur weniger Gemüse, weniger Obst und weniger Zucker, sondern auch weniger Fleisch und weniger Fisch. Hingegen ißt sie etwa zwei bis dreimal so viel Brot und zwei bis dreimal so viel Kartoffeln wie amerikanische Arbeiterfamilie.

Der Unterschied in den Ausgaben für die Ernährung wird nun mehr als ausgewogen durch die größere Aufwendung für Kleidung bei der amerikanischen Arbeiterfamilie. Sie gibt im Durchschnitt nicht weniger als 453 Mark im Jahre hierfür aus, gegenüber nur 307 Mark bei der Berliner Mittelstandsfamilie. Dies liegt aber nicht daran, daß die Kleidung drüben teurer wäre; der Grund ist ein anderer: die amerikanische Arbeiterfamilie ist sorgfältiger und eleganter gekleidet als die Berliner Familie mit einem Einkommen von 3000 Mark.

Auch für Arzt, Medizin und Versicherung — wir müssen diese Beträge wegen der gesetzlichen Versicherungspflicht in Deutschland zusammenfassen — gibt die versicherungsfreudige amerikanische Arbeiterfamilie mehr aus, als die Berliner Mittelstandsfamilie; dort sind es 174 Mark pro Jahr, hier 120 Mark. An Steuern zahlt die amerikanische 24, die deutsche 26 Mark; an Vereinsbeiträgen die amerikanische 38, die deutsche 34 Mark, für Zeitungen und Bücher die amerikanische 35, die deutsche 33 Mark; für Tabak beide 46 Mark.*)

Fassen wir das Ergebnis kurz zusammen, so müssen wir sagen, daß die amerikanische Arbeiterfamilie mit einem durchschnittlichen Einkommen von 3000 Mark jedenfalls nicht schlechter wohnt, sich nicht schlechter ernährt und sich nicht schlechter kleidet, als eine Mittelstandsfamilie in einer deutschen Industriestadt mit einem Einkommen von 3000 Mark, und daß auch wesentliche Unterschiede in der Befriedigung der übrigen Bedürfnisse nicht in die Erscheinung treten.

Wir haben bisher die normale Arbeiterfamilie mit einem durchschnittlichen Einkommen von reichlich 3000 Mark betrachtet, und diese Familien mit einem Einkommen von 300 bis 1200 Dollar dürften in der Tat das Gros der gewerblichen und auch der Handelsbevölkerung ausmachen. Sie umfassen in normalen Jahren die große Mehrheit der weißen amerikanischen Arbeiterfamilien, vielleicht auch die Mehrheit der aus Mittel- und Nordeuropa eingewanderten Familien und einen geringen Teil der Neger und der aus Ost- und Südeuropa Eingewanderten. Selbst sehr pessimistische Schätzungen geben den Anteil der Familien mit weniger als 500 Dollar, d. h. also weniger als 2100 Mark, einschließlich der Landwirtschaft treibenden, für das Jahr 1890 auf nur 44 Prozent aller amerikanischen Haushaltungen an**), während nach der neuesten

*) Lohnermittelungen und Haushaltrechnungen der minder bemittelten Bevölkerung im Jahre 1903 (Berliner Statistik, 3. Heft). Bei den folgenden Berechnungen sind die Haushaltungen mit mehr als 10 Personen ausgeschieden worden.

*) Hingegen dürften die Ausgaben der amerikanischen Arbeiterfamilie für alkoholische Getränke hinter denen der Berliner Mittelstandsfamilie etwas zurückbleiben. Hier sind 77 Mark unter Bier, Branntwein, Likör und 93 Mark als „Trinken im Wirtshause" gebucht; dort erscheint ein Teil (52 Mark) als Ausgabe für „berauschende Getränke", während ein anderer Teil, dessen Größe sich natürlich nicht genau angeben läßt, unter den „sonstigen" Ausgaben, wohl auch unter „Vergnügungen" zu suchen ist. Es liegt ja auch auf der Hand, daß in einem Lande, in dem wie in den Vereinigten Staaten der Genuß alkoholischer Getränke unter dem Drucke der öffentlichen Meinung in weiten Kreisen der Bevölkerung verpönt ist, die zur statistischen Verarbeitung überlassenen Haushaltsrechnungen in dieser Beziehung versagen müssen. — Vergl. hierzu die Widerlegung der irrigen Schlußfolgerungen Sombarts (und Laqueurs) durch Kautsky („Neue Zeit" vom 3. März 1906).

**) Vergl. Robert Hunter, Poverty, Newyork 1904.

Statistik in Preußen noch nicht 8 Prozent, in Sachsen noch nicht 10 Prozent aller Familien mehr als 2100 Mark Einkommen versteuerten. Und der größte Teil der amerikanischen Haushaltungen mit einem Einkommen von weniger als 2100 Mark, die im ganzen Lande noch nicht die Hälfte, unter Ausschluß des platten Landes aber noch einen erheblich geringeren Anteil bilden, hat ein Einkommen, das zwar niedriger als 2100 Mark, aber höher als 1200 Mark ist, das also durchschnittlich mindestens ebenso hoch ist, wie das der normalen Arbeiterfamilien in Deutschland. Da sich nun die normale amerikanische Arbeiterfamilie für 3000 Mark Wohnung, Kleidung, Lebensmittel usw. mindestens in der gleichen Qualität und Quantität beschaffen kann, wie bei uns, und in mindestens zweimal so großer Quantität bezw. besserer Qualität als eine deutsche Arbeiterfamilie mit einem Einkommen von 1500 Mark, so scheint der Schluß unabweisbar, daß die Aermsten, das Proletariat in den Vereinigten Staaten mindestens ebenso gut leben wie bei uns die normale Arbeiterfamilie. Wir wollen sehen, ob dem wirklich so ist.

Wie steht es zunächst mit der Befriedigung des Wohnungsbedürfnisses? Das Arbeitsstatistische Amt der Vereinigten Staaten hat vor einer Reihe von Jahren eine sehr eingehende Untersuchung der „Slums", d. h. also der elendesten Wohnviertel, der Schlupfwinkel erschreckendster Armut und Verwahrlosung in Newyork, Chicago, Philadelphia und Baltimore angestellt.*) Die Untersuchung erstreckte sich auf etwa 7500 Häuser mit 17 134 Familien. Der Anteil der Häuser, die nur von einer Familie bewohnt waren, betrug in Newyork 14 Prozent, in Chicago 29 Prozent, in Baltimore 62 Prozent und in Philadelphia 77 Prozent. Der Anteil der Einfamilienhäuser war damit in den Slums erheblich geringer als in den übrigen Wohnvierteln, aber immerhin noch recht beträchtlich. Was ferner die Zahl der Zimmer angeht, so ergab sich, daß auf jede Familie im Durchschnitt entfielen: in Newyork 2,6 Räume, in Chicago 3,7, in Philadelphia 3,5 und in Baltimore 3,8. Zu einem gleichen Ergebnisse für Chicago kam vor wenigen Jahren eine Kommission, die sich die Aufgabe gestellt hatte, die Wohnungsverhältnisse in den ärmsten und übervölkertsten Stadtteilen zu untersuchen, und die sich zu diesem Zwecke drei Bezirke, einen mit Juden und Italienern, einen zweiten mit Tschechen und einen dritten mit Polen, die zusammen etwa 10 000 Familien umfaßten, ausgesucht hatte. Auch diese Untersuchung**) führte zu dem Ergebnis, daß bei den Aermsten der Armen Chicagos $3^{2}/_{3}$ Räume auf die Familie trafen. Endlich hat eine im vergangenen Jahre in Washington angestellte, sehr sorgfältige Untersuchung,***) welche die Lebensverhältnisse von 19 armen Familien auf Grund von Haushaltsrechnungen festgestellt hat, ergeben, daß von den 19 Familien 16 ein ganzes Haus bewohnten, und daß auf die einzelne Familie im Durchschnitt genau vier Räume entfielen. Dem Deutschen, der die Wohnungsverhältnisse in unseren Städten kennt, erscheint das viel; anders den amerikanischen Berichterstattern. Der Verfasser der Untersuchung für Washington z. B. schreibt: „Die meisten dieser Häuser sind so klein, daß an ein geordnetes Familienleben nicht zu denken ist, und einzelne sind so überfüllt, daß die Sittlichkeit gefährdet ist." Und dabei hat keine einzige dieser Wohnungen weniger als drei Räume, und die Zahl der Bewohner pro Raum schwankt zwischen 1,0 und 2,7. Was würde der Berichterstatter wohl sagen, wenn er nach Berlin käme, wo auf jede Wohnung im Durchschnitt überhaupt nur genau drei Räume einschließlich Küche entfallen und in den Hinterwohnungen, die etwa die Hälfte aller Wohnungen ausmachen, gar nur 2,3, nach Berlin, wo noch nicht die Hälfte aller Wohnungen mehr als ein heizbares Zimmer hat, oder gar nach Königsberg, Magdeburg oder Görlitz, wo diese Dinge noch ungünstiger liegen als in Berlin?*)

Warum haben nun diese armen Familien in Amerika eine verhältnismäßig so große Wohnung? Warum haben sie mehr Räume als bei uns eine Arbeiterfamilie und kaum weniger als bei uns eine Familie des Mittelstandes? Der Grund ist sehr einfach, die Häuser in den amerikanischen Großstädten sind wie überall auf das Gros der Bevölkerung, auf die normale Arbeiterfamilie zugeschnitten. Die normale Arbeiterfamilie in Amerika will aber eine geräumige Wohnung haben. So schwer es in unseren Städten mit einer reinen Arbeiterbevölkerung ist, eine Sechszimmerwohnung zu bekommen, so schwer ist es in den meisten amerikanischen Großstädten eine Zweizimmerwohnung zu finden. Für die Aermsten werden eben Wohnungen nirgends gebaut. Wie bei uns die Aermsten in die früher von normalen Arbeiterfamilien bewohnten Wohnungen ziehen, so sind sie auch in den amerikanischen Großstädten gezwungen, in den verlassenen Wohnungen von normalen Arbeiterfamilien einen Unterschlupf zu finden. Und weil die normalen amerikanischen Arbeiterwohnungen groß sind, sind auch die Wohnungen der Aermsten nicht klein.

Immerhin suchen sich die Aermsten, wie gezeigt, die kleineren Wohnungen aus, und dementsprechend ist auch die Miete geringer als der Preis, den die normale Arbeiterfamilie zahlt. Während diese z. B. in Washington für ihre Wohnung von 5,5 Räumen rund 550 Mark ausgibt, zahlten die neunzehn armen Familien für ihre Wohnung von vier Räumen durchschnittlich 392 Mark, also nahezu ebenfalls 100 Mark pro Raum. In Chicago liegen die Verhältnisse ähnlich. Hier zahlten nach der vorhin erwähnten Untersuchung 420 ausgesucht elende Familien, die im Durchschnitt nur 3,3 Wohnräume hatten, 307 Mark oder 94 Mark pro Raum pro Jahr. Noch nicht 10 Prozent dieser Familien zahlten weniger als 200 Mark, noch nicht die Hälfte weniger als 300 Mark. Und daß es sich hier tatsächlich um ausgesucht elende Familien handelt, kann man daraus ersehen, daß nach der älteren Untersuchung des Arbeitsamtes, die sich auf 3572 Familien in den Slums Chicagos erstreckte, nur $2^{1}/_{2}$ Prozent weniger als 200 Mark, noch nicht $^{1}/_{3}$ weniger als 300 Mark zahlten. Und schlimmer noch lagen nach derselben Untersuchung die Verhältnisse in Newyork. Hier zahlten von mehr als 5000 Familien in den Slums nur $1^{1}/_{2}$ Prozent weniger als 200 Mark, nur 7 Prozent weniger als 300 Mark pro Jahr. An diesen Beispielen kann man sich so recht den Unterschied zwischen der Wohnweise in amerikanischen und in deutschen Großstädten und die große Schwierigkeit, die die Wohnungsfrage für die Aermsten in Amerika bietet, vergegenwärtigen. Trotzdem der Wohnraum selbst in Newyork**) vielleicht nicht teurer ist als in Berlin, Hamburg, München, Dresden oder Hannover, kosten dort nur vielleicht 4 Prozent aller Wohnungen weniger als 300 Mark, während in den genannten deutschen Großstädten ein Drittel bis zur Hälfte aller Wohnungen hinter diesem Betrage zurückbleibt. Trotzdem der Preis pro Wohnraum, den die Aermsten in Washington und Chicago zahlen, an dem Maßstab deutscher Großstädte gemessen, niedrig erscheint, müssen sie eben infolge der Größe der Wohnung ungleich mehr als eine deutsche Arbeiterfamilie mit dem gleichen Einkommen aufwenden.

Während von den Ausgaben einer normalen Arbeiterfamilie in Washington nur ein Sechstel auf die Miete entfällt, ist es bei den Aermsten nahezu ein Fünftel. Nach einer Erhebung des Arbeitsstatistischen Amtes in Massachusetts entfiel

*) Seventh Special Report of the Commissioner of Labor. Washington 1894.

**) Tenement Conditions in Chicago. Report by the investigating Committee of the City Homes Association. Chicago 1901.

***) S. E. Forman, Conditions of living among the Poor. (Bulletin of the Bureau of Labor No. 64, May 1906, Washington.)

*) Es sei übrigens darauf hingewiesen, daß diese Erscheinung keineswegs auf Großstädte beschränkt ist. Im Gegenteil. Hat doch eine Untersuchung des Sächsischen Statistischen Bureaus vom Jahre 1904, die sich auf vierzehn Mittel- und Kleinstädte erstreckte, ergeben, daß nur in einer einzigen dieser Städte die Mehrheit aller Wohnungen mehr als ein heizbares Zimmer hatte; in neun Städten hatte noch nicht ein Drittel aller Wohnungen mehr als ein heizbares Zimmer. (Vergl. Zeitschrift des Königlich Sächsischen Statistischen Bureaus. 50. Jahrgang 1904.)

**) Vergl. First Report of the Tenement House Department of the City of Newyork vol. II.

bei einer Jahresausgabe von 3150—5000 Mark auf die Miete: 11 Prozent, bei 2100—3150 Mark: 17 Prozent, bei 1400—2100 Mark: 21 Prozent. Während die Washingtoner Erhebung und die von Massachusetts übereinstimmend für die Aermsten eine Jahresausgabe von etwa 1/[illegible] an Miete ergaben, bewegte sich der Anteil nach den mir vorliegenden Untersuchungen in deutschen Großstädten für die besser gestellten Arbeiter mit einem ähnlichen Einkommen wie diese Aermsten in den Vereinigten Staaten, auf durchschnittlich nur etwa ein Sechstel.

R. Kuczynski.

(Zwei weitere Artikel folgen.)

Aus guter alter Zeit.

Auch wer freudig die große Entwicklung des Wirtschaftslebens verfolgt und vor den bitteren Gegensätzen, die es heraufbeschwört, nicht zurückschreckt, wer das Erschütternde des Großstadtlebens Tag und Nacht gern an sich vorüberrauschen hört — auch er wird in Ferienstimmung den heimlichen Reiz kleiner Verhältnisse würdigen und die einfache, ruhige Schönheit der Kleinstadt, des Landes empfinden. Aber er verwechselt nicht das klare Gefühl, mit dem er in das Lichtergewirr eines Großstadtbahnhofs blickt, mit der Traumstimmung, die ihm aus einem malerischen Stück alten Gemäuers ein Bild versunkener Zeit zurückzaubert.

Die Traumstimmung beherrscht heute weite Kreise der Volkswirtschaft und der Politik. Sie, deren ästhetische Berechtigung wir alle würdigen, macht auch Anspruch, als Grundlage wissenschaftlicher und politischer Erkenntnis zu gelten. Die wirtschaftsgeschichtliche Forschung hat die Aufgabe, ihr Licht, sei es auch manchem Auge allzu grell, in diese Traumgespinste zu werfen.

Die gute alte Zeit ist nicht gewesen. Der goldene Boden des Handwerks, die sichere Rentabilität der Landwirtschaft sind dem achtzehnten Jahrhundert, das so vielen als vorbildlich erscheint, fremd. Trefflich bestätigen dies zwei vor kurzem erschienene, auf bayrischen Verhältnissen fußende Untersuchungen Arthur Cohens und Karl v. Tyszkas.*)

Die beiden Werke gestatten die gemeinsame Besprechung, trotzdem sie verschieden lange Zeiträume erschließen. In beiden liegt der Schwerpunkt auf der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, oft nimmt Cohen auf spätere, Tyszka auf vorausgehende Verhältnisse bezug. Uebrigens handelt es sich um eine Zeit der langsamsten, bedächtigsten Entwicklung.

Der Rahmen, in dem sich das agrargeschichtliche Buch bewegt, ist weitaus umfassender er bietet ein Gemälde von großartigem Hintergrund, reich belebter Komposition, weiten Ausblicken. Aber auch die enger gesteckte Untersuchung des Gewerbehistorikers bietet mannigfache Anregungen, gründliche statistische Ausbeute. Beide, selbständig auf Anregung Brentanos hin entstandene Werke ergänzen sich vortrefflich.

Cohen hat die Verschuldung des bäuerlichen Grundbesitzes zur Diskussion gestellt; er sah sich indes genötigt, der Würdigung dieser Frage die gesamte wirtschaftlich-soziale Lage des bayerischen Bauernstandes zugrunde zu legen. Er hat gezeigt, wie die unzweifelhaft vorhandene Not, die zur Verschuldung treibt, die Folge des Feudalsystems und des durch rechtliche und wirtschaftliche Gesichtspunkte bedingten Kreditmangels ist.

Zu einem nicht unähnlichen Ergebnis kommt, mit einer durchaus verschiedenen Fragestellung übrigens, die Tyszkasche Untersuchung. Auch die soziale Not des Handwerks ist mit dem allgemeinen wirtschaftlichen System verkettet. Sie entspringt dem Zunftwesen, das, in sich zerfallen und veraltet, nur mehr mechanisch die alten Funktionen verrichtet, und dem Mangel an Kapital, Unternehmungsgeist, in letzter Linie an Kredit. Nur der eine Unterschied, allerdings fundamentaler Natur, scheidet Landwirtschaft und Handwerk: die soziale Not kann nur bei ersterer, die im Grundbesitz die genügende reale Sicherheit bietet, zur Ueberschuldung führen.

Auf diesem wirtschaftlichen Hintergrunde heben sich die staatlichen Aktionen deutlich hervor. Sie tun die völlige Ohnmacht eines Staates dar, der nicht in klarer Erkenntnis volkswirtschaftlicher Notwendigkeit vorgeht. Bayern hat sie im allgemeinen vor der Aufklärungsperiode vermissen lassen. Es sind anziehende Bilder, die uns Cohen aus der bayerischen Agrarpolitik vorführt; für Abwechslung sorgte die Geschichte. Die widersprechenden Interessen des feudalen Grundbesitzes, des Beamtentums, der Kirche, schließlich einmal auch des Bauern lösen sich ab als Motive dieser Politik; am unschlüssigsten stand sie der Frage gegenüber, ob der Gläubiger oder der Schuldner zu schützen sei. Nicht unähnlich behaupten sich in der Gewerbepolitik abwechselnd die Forderungen der Konsumenten und der Produzenten, unter diesen wiederum der Handwerker, der Gesellen, der Manufakturen. Tyszka gibt einmal eine Parallele zu preußischen Verhältnissen, welche die Ueberlegenheit egoistischer Motive über sentimentale auch im Völkerleben dartut: Trotz mannigfacher Anläufe vermochte man in Bayern das zünftige Handwerk nicht auf die Stadt zu beschränken, was in Preußen mit Rücksicht auf das fiskalische Interesse an der städtischen Akzise ohne weiteres gelang.

Bayern ist um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Land mit geringen materiellen Mitteln. Den erwerbenden Klassen fehlt es an Kapital und Unternehmungsgeist, draußen, bei den Nachbarn, regt er sich umso freudiger. Wohl huldigt man auch in Bayern merkantilistischen Ideen, man sucht den Export zu fördern und hält doch seine Vorbedingung, die Eigenproduktion, in starrer Fessel.

Nur ein Stand im Staate verfügt über feste, konsolidierte Macht. Die Kirche ist die Kreditgeberin, die Kapitalistin. Sie hatte mit dem kanonischen Recht und seinem Zinsverbot einen Pakt auf Leben und Lebenlassen abgeschlossen und vermochte nun auf Grund zierlicher juristischer Fiktionen ihre erheblichen Mittel den produktiven Kräften zuzuführen. Cohen bringt eine Fülle des interessantesten Materials, aus dem sich die kapitalistische Funktion der Kirche und der frommen Stiftung ergibt. Schwere volkswirtschaftliche und juristische Mißstände standen freilich im Wege.

Denn weder Landwirtschaft noch Handwerk konnten frei über ihr Kreditbedürfnis, damit über ihre wirtschaftliche Entwicklung entscheiden. Sie waren gebunden, freilich aus verschiedenen Gründen. Der Bauer einmal galt zwar als persönlich frei, sein Grundbesitz aber lag in den engen Banden der Feudalherrschaft. Eine reiche Mannigfaltigkeit von Abgaben und Verpflichtungen ließ es als seine Hauptaufgabe erscheinen, seinem Grundherrn untertan zu sein. Vor allem unterstand seine Wirtschaftsführung großenteils dem Konsensrechte dieses Grundherrn, das, anfänglich nur für die Auflassung geschaffen, bald auch bei der Verpfändung sein Machtwort sprach. Dieses Konsensrecht ist ein Tummelplatz widerstreitender Interessen geworden. Wie hier der adlige Grundherr patriarchalisch die Ueberschuldung seines Schützlings hintanhalten möchte, dort aber in der Kreditaufnahme eine Stärkung der Produktionskraft des Bauernguts, hierin wiederum eine Beeinträchtigung seines Herrengutes erblickt; wie der Beamte dem grundherrlichen Konsensrechte widerstrebt, weil es ihm die aus der Verpfändung fließenden Sporteln mindert; wie auf der andern Seite die Kirche beweglich klagt, daß das Gut der „armen Waislein“ mangels gutsherrlichen Konsenses nicht als Hypothek angelegt werden könne; wie schließlich der Bauer, müde der ewigen Plackereien, nächtlicher Weile ausreißt und den Grundherrn auf dem von Betriebsmitteln entblößten Hofe zurückläßt, — das alles entrollt sich bei Cohen in lebensvollen Bildern. Manche Tatsachen der Geschichte finden wirtschaftlich ihre Erklärung: Wir verstehen es, daß sich um 1750 Hunderte bayerischer

*) A. Cohen, die Verschuldung des bäuerlichen Grundbesitzes in Bayern (1598—1745), Leipzig, Duncker & Humblot, 1906; K. v. Tyszka, Handwerk und Handwerker in Bayern im 18. Jahrhundert, München, E. Reinhardt, 1907.

Bauernfamilien durch gewandte Agitatoren zur Auswanderung nach Spanien bewegen ließen.

Außer durch Hypothek ließ sich Kredit nur durch Bürgschaftsstellung erlangen. Mindestens zwei bis drei Bürgen, oft sechs und mehr waren erforderlich. Es erhellt von vornherein, daß bei dieser Sachlage der Kredit des Handwerkers ganz gering und seinem Unternehmungssinn eine feste Schranke entgegengesetzt war. Ein weiteres Hindernis seiner Entfaltung wurde die Zunftordnung. Cyszka hat nachgewiesen, daß die weitüberwiegende Zahl aller Handwerksmeister Alleinmeister waren, daß nur in fünf Prozent der Fälle sich größere Werkstätten mit etwa fünf Gesellen fanden. Naturgemäß, der Grundsatz gleichen Rechts und gleicher Erwerbsaussichten für alle verbot das Emporsteigen des einzelnen aus den engen Verhältnissen; es hätte die Stabilität des Marktes gestört. Ein System, das sich im isolierten Staate vielleicht behauptet haben würde, erlag der auswärtigen Konkurrenz. Allenthalben klagt das Handwerk über die Hochflut fremder Waren, die, billig in Manufakturen hergestellt, das Land überschwemmen.

Und doch wäre, trotz der Schwierigkeit, Produktionskapital zu erlangen und zu verwerten, die Lage der erwerbenden Klassen nicht ganz schlecht gewesen, hätte man sie nicht mit Verpflichtungen überlastet, die, weil sie unbedingt Befriedigung forderten, die besten Kräfte in Anspruch nahmen.

Für die Landwirtschaft war die Fülle der Abgaben eine unerschöpfliche Quelle der Verschuldung. In meisterhafter Weise hatten gefällige Juristen die Rechtstitel der Grundeigentümer zu erweitern gewußt und „den verschlagenen alten Grundholden" ihre „verdrehten Griffe" abgewöhnt. Düster genug ist das Bild der Zeit; nur die Kirche übt ihre Rechte in milder Form. Freilich hatte der Bauer die Möglichkeit der Flucht und der Dereliktion des Grundstücks; aber, wie so oft, fanden die Herrschenden einen starken Rückhalt in Volksanschauungen; diese verlangten eine feste Stellung von dem, der Anspruch auf allgemeine Achtung erhob; das städtische Handwerk war geschlossen, das ländliche galt als Pfuscherwesen, so blieb nur die Landwirtschaft. Auch die Völkerpsychologie kennt pathologische Erscheinungen, in denen sich liebenswürdiges, echtes Gefühl offenbart, und die volkswirtschaftlich doch verderblich wirken.

Der Erwerb eines Gutes hing in vielen Fällen von einer reichen Heirat ab, nur so konnte der bisherige Besitzer entschädigt, nur so die angewachsenen Abgabenrückstände samt den durch den Besitzwechsel neu entstandenen Lasten getilgt werden.

Die reiche Heirat spielt auch beim Handwerk eine Rolle. Denn in ganz ähnlicher Weise war seine Ausübung mit Abgaben belastet. Cyszka berechnet die Summen, die ein Handwerksbursch in seinem Werdegang zum zünftigen Meister zu entrichten hatte. Nur Wohlhabende konnten sie erschwingen, und auch ihnen beeinträchtigten sie in bedrohlicher Weise das Produktionskapital. Da erschien die Heirat mit einem Meisterstöchterchen, schließlich auch mit einer bejahrten Meisterswitwe als glänzender Ausweg.

Das Handwerk war im Laufe der Zeit eine Realgerechtigkeit geworden. Wer nicht zur geschlossenen Meisterzahl gehörte, fristete als Störer und Pfuscher ein zweifelhaftes Dasein. Denn auch hier hatte die volkstümliche Tradition scharf ausgeprägte Vorurteile geschaffen. —

Cohen schreibt einmal: Um diese Zeit liegen zwei Weltanschauungen miteinander im Kampfe, die ständisch-transzendentale und die staatswirtschaftlich-merkantilistische. Man suchte das Kulturideal fern von der realen Wirklichkeit der wirtschaftlich-sozialen Tatsachen.

Wir sollten auch in dieser Richtung aus der Geschichte lernen.

Wir Deutsche haben heute jene harmonische Kultur, die zur Zeit Goethes und Kants Gemeingut der Nation war, zu einem guten Teil eingebüßt. Wir mußten sie verlieren im wirtschaftlichen Ringen, in der ungeheuren Anstrengung, die der technische, wirtschaftliche, soziale Fortschritt gerade von unseren Größten verlangte. Wenn sich nun heute, unter dem Eindruck dieses Verlustes, weite Kreise aus dem Getümmel der materiellen Interessen in das Traumland vergangener Epochen, in die gute alte Zeit, flüchten, so liegt eine Gefahr nahe: man erblickt in dieser Pflege der alten Kultur eine neue, selbständige kulturelle Weltanschauung. Und dies ist, neben der Einwirkung auf Wissenschaft und Politik, von der wir einleitend sprachen, die zweite Gefahr, die mißverständliches Verkennen der Vergangenheit in sich birgt.

München. Adolf Günther.

Empfindsames.

Ein Buch über den „empfindsamen Roman in Frankreich", das der Heidelberger Professor Freiherr von Waldberg vor kurzem veröffentlicht hat,*) regt zu allerlei Betrachtungen an — Gedanken, die flug- und Zugrecht haben, die man anhält, um sie wieder gehen zu heißen, die um das Thema kreisen, enger oder weiter es umziehen, wie es gerade kommt; Anmerkungen, flüchtig und leichthin entworfen.

Die Empfindsamkeit gehört dem 18. Jahrhundert zu. Das ist die Zeit, da alles sich regt, sich ausgibt in einem Ueberschuß von Selbstgefühl und Selbstgewißheit; à la débandade geht es einher, in guten und bösen Dingen. Da ist kein Halt mehr; ungezügelt, maßlos, lockend, voll gesteigerter Wirkung, so schwirren die Tage hin. Die Kunst und die Literatur wissen davon zu erzählen. Welch eine subtile Finesse des Stils, wenn man ein Buch wie die „liaisons dangereuses" aufschlägt! Das Leben sprüht und knistert darin, es differenziert sich, die Sinnesart, die Geste, die Laune jeder Person setzt sich im Ausdruck ab. Das Wort wird sprechend, anschaulich, durchsättigt mit sinnenfälliger Bewegung. — Nun freilich, von diesem Zeitalter höchsten Dranges spürt man in unserem Buche noch wenig. Nur einer ist da, der schon in etwas den Ton des 18. Jahrhunderts anschlägt, Robert Deschalles, dessen Novellensammlung „Les illustres françoises" 1712 erschien. Er schreibt den degagierten Stil, er hat die flotte Strichführung, die man bereits aus Dancourts Komödien kannte, den gleichen, unbedenklichen Realismus, der die Persönlichkeit auf das Interessante, statt auf das Moralische hinausspielt. In diesen Geschichten wogt ein Stück Leben aus dem bürgerlichen Paris vorüber, temperamentvoll, sinnenstark, ungebunden, manchmal roh. Noch immer haftet dem Ganzen ein abenteuernder Zug an: Die Wirklichkeit selbst birgt eben noch zu viel unausgeglichene Gegensätze; stößt sich an Vorurteilen, Aberglauben, Sitten und Unsitten, an einem fonds von Brutalität in den Charakteren. In diesem bewegtlichen Gewirr sieht man Paare, die sich heimlich heiraten, sich das Recht der Selbstbestimmung ertrotzen, einen Sohn aus guter Familie, der schließlich das Kammermädchen heimführt; Bürgerliche, die mit ihrem Gespons vor den Toren spazieren gehen und das Vergnügen nehmen, wo sie es finden; Väter, welche die Tochter zu Hause für ihre eigenen alten Tage notwendig brauchen und sie darum dem Liebhaber vorenthalten. Treffliche und gewinnsüchtig erbärmliche Mütter; sittsame und imperiös verlangende, sich antragende Frauen; solche, die ein anständig gewagtes Wort nicht scheuen und andere, die im stillen ihren Lüsten frönen. Eine kleine Welt geht hier aus und ein, amüsant, treffsicher gezeichnet, keck, aus Freude am bunten Getriebe gestaltet. Oder, wie ihr Schöpfer behauptet: aus einer Moral erschaut, die umso „christlicher" ist, als sie „natürlicher" ist.

Deschalles war ein witziger Beobachter und auch ein Mann, der künstlerische Qualität hatte. Aber darf man ihn darum wirklich schon mit Honoré de Balzac vergleichen? Und was soll man sagen, wenn er „ein Verkünder der kommenden Zeit, ein Seher" genannt wird, „der mit hellem Blick durch die wallenden und wogenden Nebel der Gegenwart in die Zukunft

*) Der empfindsame Roman in Frankreich von Max Freiherr von Waldberg. Erster Teil. Die Anfänge bis zum Beginn des XVIII. Jahrhunderts. Straßburg und Berlin. Karl J. Trübner 1906.

schaut!? . . . In dämmernder Ferne sieht er den Siegespreis winken, den erst die nächste Generation ganz erringen sollte, als das Zeitalter eines Voltaire, Diderot und Rousseau angebrochen war!" Ich denke, man sagt ganz einfach: das ist eine üble Emphase, gerade so unangebracht, wie wenn ein andermal im Zusammenhange mit Deschalles Albrecht Dürer bemüht wird. Das ist „der Herren eigener Geist," der diese Kombinationen eingeht.

* * *

Die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts steht unter den Aspekten gesteigerter Empfindlichkeit. „Die Zeichen trügen nicht! An die Tore, die zu dieser Welt des schönen Scheines führen, pochte ein fremder, ernster Gast; noch war er nicht eingetreten, aber man konnte sein Kommen schon ahnen . . . . Mademoiselle de La Vallière hatte bereits manche Vorgängerin, als sie sich aus der stolzen Weltdame in die Louise de la Miséricorde verwandelte . . . ." Ehrlich gesagt, was soll ein solches Beispiel? Als ob gebrochene Herzen, die um ihre Liebe betrogen wurden, nicht immer, zu allen Zeiten und aller Orten, sich ins Kloster geflüchtet hätten! Spezifische Bedeutung für ein besonderes Zeitalter hat das nicht. Der Verfasser zeigt sich höchstens im Glanz seines Wissens; und noch dazu verträgt diese Gelehrsamkeit eine Korrektur. „Stolz" hat man Louise de la Vallière bisher nie genannt. Im Gegenteil, sie war eine hingebende Natur, unter den Geliebten Ludwigs XIV. die einzige, die an dem Manne selbst hing. Das Beiwort paßt garnicht für sie. Wenn man von „stolz" spricht, denkt man an ihre Nachfolgerin, die Montespan, der Racine in seiner „Esther" noch den unwilligen Ausruf über die „altière Vasthi" nachgesandt hat.

„Monsieur de La Rochefoucauld m'a donné de l'esprit, mais j'ai réformé son coeur!" hat Frau von La Fayette geäußert. „Réformer le coeur!" wiederholt Waldberg. Da haben wir es! Das Herz ist dran! „Nun wurde eine neue Welt für sie entdeckt — das Herz!" Gemach, gemach; derselbe La Rochefoucauld, um im Beispiel zu bleiben, hatte **sein** Herz schon früher entdeckt. „Der Verstand ist immer der Narr des Herzens," so meinte er, als er über seine Jugend abschloß, die um einige Jahrzehnte zurücklag. — Weshalb diese Bagatellwirtschaft, die einzelne Fakten und Worte gleich programmatisch nimmt? Was besagt es für die Allgemeinheit, wenn wirklich ein enttäuschter Einsamer auf seine späten Tage noch glücklich wird? Dergleichen kommt überall vor und immer; niemand erblickt darin ein Symptom, das in die Zeit- und Geistesgeschichte hinausdeutet.

Der sentimentale Zustand reichte am Ende doch noch weiter, als man annehmen möchte. Selbst die Lebewelt, versichert Herr von Waldberg, verspürte an sich etwas von einer ernsteren Auffassung. Beweis: Ninon de l'Enclos. „Es war mehr als Spott, als die schöne Ninon de l'Enclos ihre Genossinnen in der Liebe ‚Jansénistes d'amour' nannte." Der Jansenismus, wie erinnerlich, war eine strengere Richtung im Katholizismus. Also, die leichte Schar wird hier als die strengere angesprochen! Für gemeine Köpfe, wie unsereins bleibt das ein Widersinn. Wenn ich nicht irre, hat übrigens Ninon de l'Enclos etwas anderes gesagt. Als die Königin Christine von Schweden sich bei ihr erkundigte, wer denn die viel genannten „Preziösen" seien, habe die also Gefragte schlagfertig erwidert: das sind die Jansenisten der Liebe. Die Bemerkung war frech, wie man sich dessen von der Hetäre versehen konnte, aber sie war witzig zugleich; umso mehr, als eine Person, wie Ninon, wohl geneigt sein mochte, die Menschen nach ihren Grimassen zu schätzen. Mit den „Jansénistes d'amour" dürfte es demnach wahrscheinlich nichts sein. Aber immerhin, das Laster, welches sich in Andacht exekutiert, bleibt doch eine „trouvaille".

* * *

Waldbergs Buch zeugt von einer Belesenheit, die über das eigentliche Thema weit hinausgeht und innerhalb der engeren Schranken des französischen siebzehnten Jahrhunderts noch neue Gebiete aufschließt. Er mag sich mit Recht rühmen, daß dieser Abschnitt der Geschichte des Romans niemals zuvor mit gleicher oder ähnlicher Ausführlichkeit behandelt worden ist, auch jenseits der Grenzen nicht. Man findet bei ihm Namen von Büchern, von Autoren, die man nie mehr gehört hatte. Wer weiß etwas von Mademoiselle Caumont de la Force oder Mademoiselle de la Roche-Guilhem? Man wird also dankbar mancherlei annehmen können; und es fehlt dem Buche nur eins, die Perspektive. Wer sich vorsetzt, das Wachsen der „modernen Seele" zu verfolgen, darf sich nicht auf die untergeordneten Geister beschränken, wie sie zufällig in die Kategorie des Romans verschlagen. Es fragt sich vielmehr, von wo die stärksten Anregungen ausgehen, wo die großen Strömungen des Jahrhunderts rauschen? Erst muß man den Geist in seiner Breite erfassen. Hernach mag man die besondere Anwendung auf das erzählende Genre machen. So erhält das Buch seinen tieferen Durchblick, zugleich staffeln die einzelnen Gestalten sich ihrer Bedeutung nach besser ab. Die Darstellung wird rundlicher, weniger thematisch, weniger philologisch und dafür historischer.

Wer darf, um nur eines zu erwähnen, von dem Empfindungsleben des siebzehnten Jahrhunderts sprechen, ohne ausführlich auf der Bedeutung Molières zu verweilen? Bei ihm vibriert die Erregung bis in die ausgelassensten Szenen der Komödie. Das Lustspiel baut sich über Empfindungen, oft über den schmerzhaftesten auf; und das, was angeblich die große Errungenschaft der sentimentalen Epoche sein soll, das Recht des Herzens, meldet sich auch hier schon. „Ce n'est pas la raison ce qui règle l'amour!" Racines eindringliche Kunst beruht auf eben derselben Voraussetzung. Die Bühne ist es gewesen, die den Menschen am wirkungsvollsten mit der „modernen Seele" vertraut gemacht hat. Wer also die Physiognomie des Jahrhunderts erkennen will, muß schon zunächst über den Roman hinaussehen. Und ebenso wenig kann man die ältere Generation, Corneille und Descartes, beiseite lassen, wenn man die Richtung des psychischen Geschehens feststellen will. Das heißt, es genügt nicht, den einen oder den anderen gelegentlich da und dort zu zitieren, man muß sie ergründen. Ob es Waldberg vermag? Er weiß von Corneille nur zu sagen, daß der Kultus der gloire bei ihm „kalt", von Molière, daß sein Witz „menschenverachtend" sei, über Descartes einige flinke Wendungen. Mir will es scheinen, als bliebe das alles zu sehr im Angemerkten stecken, als fehle das letzte Verständnis, der Mitgenuß am französischen Wesen.

* * *

Was verstehen wir unter „empfindsam"? Waldberg faßt sich dahin zusammen:

„Gestaltlos wogende Empfindungen, Reizbarkeit des Gemütes, krankhafte Stimmungen, überquellendes Mitleiden, melancholische Weltbetrachtung, Zerrissenheit des Gemütes, das in der Frivolität und im Zweifel seine Rettung sucht! Die ersten Vorboten des modernen Weltschmerzes melden sich! Es ist, als ob jetzt ein Bann von den Menschen gelöst worden wäre! Belles âmes! Schöne Seelen! Wir sind in das Zeitalter der Empfindsamkeit getreten!"

Und „schöne Seelen"? — „In der Weite taucht eine Welt mit neuen Zielen auf, Seelen, die nach weicher Schönheit streben, sich in schmerzlichem Sehnen nach neuen Idealen verzehren, Menschen, die den zartesten Schwingungen ihres Gemütes nachgebend, eine edle harmonische Ausbildung ihrer Seele suchen!"

Gewiß, das alles ist richtig, es bezeichnet den Stimmungs**gehalt**; aber „empfindsam" durch „Empfindung" zu charakterisieren, ist nicht eben aufschlußreich. Und eine dritte Stelle besagt noch weniger:

„In die steifen Romangestalten flutet mit einem Male ein frisches Leben, pulsieren die Adern, schlagen die Herzen! Und alle diese großen Wunder gehen auf einen einzigen Zauber zurück, auf das Erwachen der menschlichen Seele aus ihrem dumpfen Schlafe! Ermüdet vom leeren Glanze der Kunst und des äußeren Daseins, hatten die Menschen begonnen, sich nach einer Verinnerlichung des Lebens zu sehnen, die verkümmerten Kräfte ihrer Seele hatten immer stärker nach Betätigung gedrängt. Nun besannen sie sich auf sich selbst, und mit freudigem Staunen nahmen sie wachsende Empfänglichkeit für diese neuen Reize gewahr, genießen alle Wonnen eines reicheren seelischen Lebens, sie sind mit einem Worte **empfindsam** geworden."

„Empfindsam“ stellt sich eben zum Schluß noch als der klarste Ausdruck dieser Beredtheit ein. Wer glaubt an die Metaphern von Zauber, vom Schlaf und Erwachen, von den verkümmerten Kräften und freudigem Staunen der Seele, wer anders, als ein Stilist in Nöten?

Die Seele hat nicht geschlafen. Schon im sechzehnten Jahrhundert zieht sich Michel de Montaigne, ergötzt und erstaunt, auf sein Ich zurück. In seinen wunderlich launigen Essays sucht er seiner selbst habhaft zu werden: „car c'est moi que je peins“. Und der große Reaktionär der nächsten Epoche, Pascal, stellt ihn hin als einen der Führer und Verführer zum Individualismus, zugleich verdammt er diese ganze gefährliche Strömung: le moi est „haïssable“! Das Ich ist hassenswert! Aber darum schreitet es doch weiter — zunächst, bei Corneille und Descartes, sich in edlem, vernunftgemäßem Aufschwung von der Roheit des Temperamentes und der Affekte befreiend; dann, von La Rochefoucauld bis zu La Bruyère, mit psychologischem Verstand den moralischen Charakter des Menschen begreifend. Man studiert seine Natur, wie sie ist, aber noch mit sittlicher Absicht. Doch bald wird die Freude am Spiel und an der Verwirrung der Gefühle sich Selbstzweck. Marivaux schreibt mit tändelndem Behagen seine kleinen psychologischen Umständlichkeiten. Er ist auch der erste unter den besseren Schriftstellern, der, auf der Bühne und im Roman, ins Sentimentale vordeutet. Das Ich von seiner eigenen Wichtigkeit erfüllt, sich selbst Inhalt und Gegenstand, von sich aus die Welt erfüllend: ob Diderot in seinen Briefen an Sophie in Schilderung der Natur schwelgt; ob Werther seine Seele aus ihr widertönen läßt; ob Pamela und Grandison die Tugend bewähren, es ist immer eines und das gleiche, der Selbstgenuß im Empfinden.

Und während so das Ich sich gefühlsmäßig ausgibt, unterfängt es sich zudem, in der Aufklärung auch verstandesmäßig die Welt darzustellen. Daneben frivole, schamlose Lüsternheit, die sich auslebt, um sich nichts zu versagen. Oder ein schales, welkes Gefühl der Leere bei denen, die schon zu viel genossen haben. Widersprüche, wie daß Empfindungsüberschwang und Verstandesenge zusammengehen; daß ein bacchantischer Zug sich verträgt mit Sehnsucht nach idyllischer Einkehr! Doch nur in der Erscheinung eben Widersprüche, im Grunde sich aus einem einzigen erklärend: aus dem schrankenlosen Kultus und Recht des Ichs.

Die Ueberspannung dieses Ichs nach der Seite des Gefühls macht das „Empfindsame“ aus.

G. Ransohoff.

Aus Marie Ebners Jugend.

Die nun achtzigjährige Dichterin will uns in diesem Buche*) ihre Anfänge schildern. „Der Ring des Lebens schließt sich, Anfang und Ende berühren sich,“ meint sie in ihrer Vorrede — und zeigt doch in den darauf folgenden Seiten deutlich, daß auch sie noch nicht am Ende ihrer Entwicklung steht, daß auch in der Greisin sich noch Vervollkommnungen vollziehen. Aus Rom schreibt sie, wo sie, als ein aufmerksamer und verständnisvoller Lauscher mitten im Gebrause der Ewigkeiten sitzt und dem mächtigen Gange der Weltgeschichte, wie er sich im Einst und Heute dort offenbart, mit jugendlicher Erregung zuschaut. Und das, was sie dort empfindet, nimmt sie nun als Maßstab für das Manuskript, das ihr zur Korrektur dorthin nachgesendet wird: die vorliegenden Skizzen. So erscheint ihr „Dies Geplauder von Puppen und Ammenmärchen“ armselig und geringfügig.

Uns aber sind sie willkommene Gabe, diese Skizzen, wie alles, was diese Frau uns schenkt, die uns ja von je nur Gutes tat.

*) Meine Kinderjahre. Biographische Skizzen von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin 1907. Gebr. Paetel.

Fünfzig Jahre sind ein Prüfstein. Und so lange ungefähr ist es, daß die Dichterin veröffentlicht. Keiner unter uns, der nicht mit Liebe und Verehrung zu ihrem Schaffen aufsähe! Und nun will sie uns in ihrem neuen Büchlein sagen, wie sie wurde, wie sie selber sich gestaltete bis zu dem Tage, da sie als erwachsener Mensch mit eigener Verantwortung in das Leben trat.

Was in dem Buche vor allem auffällt, ist die vornehme Schlichtheit und Wahrhaftigkeit, die aus jeder Zeile klingt. Nicht viel Neues bringt sie uns. Sie selber hat schon einmal das Wort genommen, um ihre Kinderjahre zu schildern, damals, als sie für den Sammelband von Karl Franzos die Geschichte ihres Dramas „Maria von Schottland“ erzählte. Manche Stellen sind wörtlich von dem einen Buch in das andere übergegangen. Es sind die Schilderungen der allerersten Lebensjahre, sie, für die unsere Erinnerung oder unsere Phantasie nur die eine einmal festgegossene Form anerkennt.

Amüsant ist es, daß die spätere Schriftstellerin absolut nicht die Kunst des Schreibens, ja nur die des Lesens erlernen wollte. Sie hielt jeden Versuch, ihr die ars litterarum beizubringen entschieden für eine Schande, die sie erdulden sollte, zum mindesten für eine unerhörte Freiheitsberaubung.

Anschaulich, Schritt für Schritt wird uns das Leben der Familie auf dem Lande und in der Stadt dargestellt. Wir leben mit den beiden Stiefmüttern, deren Eigenart ohne jede direkte Beschreibung vor uns aufersteht, mit dem adelig empfindenden Vater, der geliebten, bis zuletzt reizvollen Stiefgroßmutter; wir lernen die Geschwister Mariens kennen mit ihren kleinen Sonderheiten, die Lehrer und Lehrerinnen. Und unmerklich entsteht ein ganzes Kulturbild vor uns. Jede der Hintergrundsfiguren hat ihr eigenes Leben und färbt doch zugleich mit ihrem Kostüm, formt mit ihren Gebärden den allgemeinen sozialen Grund, auf dem die Vordergrunderscheinungen auftreten. Köstlich sind die ersten Zeiten des geliebten Burgtheaters geschildert, in denen bescheidene, rohrgeflochtene Kanapees der Phantasie ein Prunkgemach vorzuzaubern hatten, und zwei Stühle, dicht vor den Souffleurkasten gestellt, ein wichtiges Gespräch für die nächste Szene prophezeiten. Dort zuerst kam der jungen Dichterin, die ihre ersten Versuche von der Familie mißachtet wußte, die begeisterte Märtyrerlust für ihre unbezwingbare Gabe, alle Leiden auf sich zu nehmen, die sie sich bevorstehen fühlte.

Und sie wurden ihr nicht erspart! Der geharnischte Kämpfer für sein Recht kennt sie nicht, erkennt sie wohl kaum an, diese Leiden, die sich in alles Weiche und Zärtliche der Welt vermummen — Familienzärtlichkeit, Familienstolz, Standesbewußtsein —, um desto schmerzlicher zu treffen, desto ausschließlicher zu fördern.

Rücksichten! dieses entsetzliche, idealtötende Wort. Damals wurde es noch nicht als Herrenmoral mundrecht gemacht, damals herrschte es noch in unverminderter Strenge. Niemand in der Eschenbachschen Aristokratenfamilie sah den Dichterdrang des Kindes für wichtig an oder selbst für standesgemäß. Man erschrickt davor, wie vor etwas Ungebärdigem, das Schwesterchen macht ein trauriges Gesicht. „Du bist aber heute wieder kurios.“ Und kurios sein, war eine schimpfliche Verurteilung.

Das Lieblingswort der Großmutter dem Kinde gegenüber ist „Sei gescheit“, bald im heiteren, bald im strengen Tone gesprochen. Sie sind charakteristisch genug diese beiden Sprüche. Man könnte sagen, daß das ganze damalige Leben sich zwischen diesen beiden Aeußerungen eingrenzte. Nur nicht kurios sein! Ich kannte eine alte Dame aus jener Zeit, deren größte Verurteilung einer Frau gegenüber darin bestand zu behaupten: „Sie hat einen Stich ins Geniale.“

Nur nicht kurios sein! Lieber nicht mehr träumen, nicht mehr dichten!

So rasch aber gelang dieser Verzicht nicht bei einer so starken Kraft wie es Marie von Eschenbachs Dichtergabe war. Langsam streckte der künftige Baum seine Wurzeln ins Erdreich und sog sich aus allem, was ihm nahe war, allmählich die stille Kraft zur Entfaltung seiner grünen, zuletzt doch allen sichtbaren Schönheit.

Unterwegs aber bildet, ehe man ihr Trieb läßt, die unterdrückte Kraft allerhand krause, unnütze Schößlinge. Marie, das fast allzubescheidene, streng wahrhaftige Kind, bildet sich zu

einem großen Flunkerer und Prahlhans aus, die ihre Lehrerin und Freundin mit phantastischen Schilderungen ihres Könnens und Wagens unterhält und sich an den besorgten, bewundernden Erwiderungsbriefen berauscht. Es ist eine wunderliche psychologische Erfahrung, daß bei begabten Kindern ausgebildetes Lügen und strenge Wahrheitsliebe dicht beisammen wohnen können. So liebte es die kleine Marie, inmitten ihrer gehorsamen Zurückhaltung im Hause, dieses funkelnde Vergrößerungsglas über ihre kleine Persönlichkeit zu halten und die ferne Getreue da hindurchschauen zu lassen. Unabhängig hiervon aber reckte sich in ihr, stolz und schweigend, das durchaus klare und ehrliche Bewußtsein, eine Auserkorene zu sein, die leiden und siegen würde.

Und die ersten furchtbaren Stürme der gläubigen, kleinen Seele erleben wir mit, als Marie durch ein Lehrbuch der Astronomie, das ihr zufällig gegeben wird, sich belehrt, daß die Bibelworte von der Entstehung der Erde in sechs Tagen falsch sind, daß Sonne, Mond und Sterne nicht um der Erde willen, nicht für den Menschen entstanden.

Auch auf ihrem eigensten Gebiete kommen die Erschütterungen. Die Lektüre unserer Größten, Schiller, Lessing, verschüchtern und entmutigen die aufkeimende Schaffenslust. Bald aber werden die Werke der großmütterlichen Bibliothek der demütigen Adeptin Lehre und Richtschnur, geben ihr Tiefe anstatt Verzagtheit. Immer stärker, immer unwiderstehlicher entfaltet sie ihre Schwingen, sich dabei immer in vornehmster Bescheidenheit an den Höchsten prüfend und messend. Bis zuletzt, bis heute, da sie im vollen Ruhme, anerkannt und bewundert, auf ihre Anfänge herniedersieht.

Nichts Ueberraschendes bringen diese Blätter für uns, die wir Marie von Ebner-Eschenbach kennen, aber ein liebes, leises Wiederklingen geben sie von stärkeren, wohlbekannten Melodien. Es kommt mir vor, als käme man von einem erhebenden Konzerte heim und säße noch eine Weile im Dunkeln am Klavier, mit nachdenklicher Hand halbe, erinnerungsvolle Töne anschlagend, und so gleichsam innigeren Besitz nehmend von dem, was eben noch da draußen für alle Welt sich offenbarte. So klingt ihr langes, gutes Schaffenswerk leise hindurch in Marie von Eschenbachs Erinnerungsskizzen. —

Anselm Heine.

Englische Mystiker.

Dieser Pfad ist schwer gangbar, geheimnisvoll, von Schrecken umdroht", warnt Emerson in seinem Aufsatz über Swedenborg, und ich habe mich alle die Jahre über nicht ohne Erfolg der Versuchung verwehrt. Ich kenne den Irrgarten der Ekstase aus ureigenster Erfahrung und gehe ihm mit heiliger Scheu in weitem Bogen aus dem Wege. Aber der Literaturforscher hat keine freie Wahl, ihm steht das Recht nicht zu, nach Gutdünken und Bequemlichkeit ganze Geisterscharen zu „schneiden". Man kann, ohne seinem Gewissen weh zu tun, die „Geschichte der Schönberg-Cottas" von Mrs. Elisabeth Rundle Charles links liegen lassen, man kann zur Not „John Inglesant" von Shorthouse übersehen, obgleich die Erzählung in den achtziger Jahren für ein Meisterwerk ersten Ranges galt und dem bis dahin ganz unbekannten Verfasser Ruhm und Vermögen erwarb, sogar eine Unterschlagung ließ ich mir zuschulden kommen, indem ich in der Charakteristik des Naturkindes Richard Jefferies (in diesen Blättern: 1905) die mystische Seite unberührt ließ. Wie zum Hohne auf eine solche Boykottierung wächst der Mystizismus in England von Jahr zu Jahr, man kann nach den rapid einander folgenden Veröffentlichungen der letzten Wochen sagen: von Tag zu Tag; da erwacht denn das literarische Pflichtbewußtsein und schiebt alle persönlichen Hemmungen zur Seite.

Im Mittelpunkte der ganzen mystischen Literatur steht der Dichter und Maler **William Blake** (1757—1827); himmelstürmende Freigeister und glaubensselige Gemüter finden sich da in Anbetung zusammen. Swinburne und James Thomson der Jüngere haben zur Neubelebung seines Ruhmes nicht weniger beigetragen als Yeats und dessen Kreis. Die Literaturforscher bringen seine lyrischen Gedichte in immer neuen Ausgaben unter das Volk, die Kunsthistoriker sorgen dafür, daß seine Holzschnitte und Kupferstiche den Mittelklassen zugänglich gemacht werden. Nur wenige Stockanglikaner stehen ihm schroff ablehnend gegenüber: das sind dieselben Auserwählten, die sich — von ihrem Standpunkte aus mit Fug und Recht — vor Meister Eckart und Jakob Böhme bekreuzen. Wir werden sehen, warum.

William Blake*) wurde als der Sohn eines Strumpfwirkers in London geboren. Er war fast ganz sich und seiner Phantasie überlassen und hatte im zartesten Alter die ersten Visionen. Einmal sah er, wie der liebe Gott den Kopf an die Fensterscheibe drückte, ein andermal war es ihm auf einem Spaziergange, als säßen ganze Engelscharen auf einem Baume, und ein drittes Mal erzählte er der Mutter, er hätte den Propheten Ezechiel unter einem Busche gesehen. Der Knabe wurde nicht viel mit Erziehung und Unterricht geplagt, nur ein Buch, das Buch der Bücher, war seine Bibliothek; sein ganzes Leben hindurch hat er die Bibel, die ihm in Fleisch und Blut übergegangen war, als den Urquell aller Schönheit und Weisheit gepriesen. Seine künstlerische Begabung trat schon früh so offenkundig zutage, daß Vater Blake den Zehnjährigen in eine Zeichenschule schickte. Seine Lehrer waren nacheinander Pars, Basire, Ryland, Moser. Aus dieser Zeit wird uns ein merkwürdiges Beispiel vom unheimlichen Tiefblick des jungen Blake erzählt. Als er zum genannten Ryland, dem ersten Röteltechniker Londons, in die Schule kam, fühlte er sich in solchem Grade abgestoßen daß er seinem Vater sagte: „Der Mensch hat ein Galgengesicht." Und diese seltsame Prophezeiung in bezug auf einen hochangesehenen Hofgraveur, der ein Jahresgehalt von 200 Pfund bezog, ging später tatsächlich in Erfüllung, denn Ryland wurde wegen Wechselfälschung gehängt. Bei Basire lernte Blake eine Kunstrichtung kennen, die für seine ganze künstlerische Zukunft maßgebend wurde. „Basire entfachte seinen Fanatismus für die Linie, die scharfen, gewissenhaften Umrisse, in denen er fortan das wahre Wesen der Kunst erblickte; bei ihm lernte er die typische, stilisierte Form, die mehr der Ausdruck der Idee als des unmittelbaren Lebens ist."

Im Auftrage Basires zeichnete Blake die Denkmäler in der Westminsterabtei und einigen alten Kirchen in der Umgebung van London; das war eine Arbeit nach dem Herzen des jugendlichen Visionärs, für den die Gotik die Verkörperung seines mystischen Denkens war. Mitten unter den Königsgräbern der Abtei hatte er wieder göttliche Gesichte. Zum Abschluß seiner künstlerischen Lehrlingszeit kam Blake auch in die Akademie, trug aber als einzigen Gewinn bewußten Widerspruch gegen Reynolds und die von ihm vertretene Kunstrichtung davon. Reynolds war das Studium der Natur die Basis seiner Kunst daher tadelte er an Blakes Zeichnungen die Extravaganz und ermahnte ihn, sich größerer Einfachheit und Korrektheit zu befleißigen. Blake aber hatte die allen religiösen Mystikern eigentümliche Abneigung gegen die Natur, die sie, die Gottbegeisterten, mit dem Schrecken des heidnischen Pan erfüllt. Das Zeichnen nach dem Leben, sagte Blake, sei ihm verhaßt, weil es an Tod und Modergeruch erinnere.

In diesem Gegensatz zu Reynolds und zur Kunst jener Zeit, in der Abneigung vor der unbeseelten Natur haben wir im Keime den ganzen Mystizismus Blakes: die Seele, die Phantasie ist mehr als alles Leben, alle Natur, denn sie selbst ist Leben und Natur. „Ich bekenne," sagte er später einmal, „daß ich die äußere Schöpfung nicht sehe, daß sie für mich ein Hemmnis, nicht Tatkraft bedeutet Wie? wird man einwenden, siehst du nicht, wenn die Sonne aufgeht, eine Feuerscheibe, un-

*) Meinem Aufsatz liegt das Buch von Helene Richter (William Blake. Mit 13 Tafeln in Lichtdruck und einem Dreifarbendruck. Straßburg, Heitz. 1906) zugrunde, in welchem minutiöse Forschung mit plastischer Darstellung aufs glücklichste vereinigt ist.

gefähr wie ein Goldstück? O nein! Ich sehe die himmlischen Heerscharen, die da rufen: Heilig, heilig, heilig ist der Herr, Gott, der Allmächtige! Ich befrage mein leibliches Auge nicht mehr als ich ein Fenster über seine Aussicht befragen würde. Ich sehe durch das Auge, nicht mit dem Auge." Eine solche Kunst- und Weltanschauung stand damals begreiflicherweise allein; aber das Können Blakes machte ihm Freunde unter den ersten Künstlern der englischen Hauptstadt; der Schweizer Füßli, der berühmte Ossian-Illustrator Rothard, der ausgezeichnete Flaxman standen mit ihm in vertrautem Verkehr.

Im Alter von fünfundzwanzig Jahren heiratete Blake eine Gärtnerstochter, seine Catherine, die für sich ein Denkmal in der Geschichte der Weiblichkeit verdient. Von dem Augenblick, da sie ihrem Manne fürs Leben die Hand reichte, hörte sie auf, ein selbständiges Seelenleben zu führen, sie ging ganz in den Bestrebungen Blakes auf, sah mit seinen Augen, fühlte mit seinem Herzen. Als der weltfremde Dichter seine irdischen Angelegenheiten so weit vernachlässigte, daß er kaum mehr imstande war, den Wolf von der Tür fernzuhalten, fand er durch ihre Fürsorge immer noch dreimal täglich einen gedeckten Tisch. Und als er starb, lebte die Witwe nur noch in der Erinnerung an das Glück, das sie an seiner Seite gefunden hatte.

Blakes Zeichen-, Mal- und Schneidekunst, die er anfangs in selbständiger Weise ausübt, tritt bald in den Dienst seiner Dichtung: er wird der Illustrator seiner eigenen Werke. Das ist vielleicht einzig in der Geschichte der Kunst und Literatur. Abgesehen von den belanglosen Uebungen des ersten Versuches (Poetical Sketches) ist alles, was Blake geschrieben hat — mit Ausnahme des verschollenen Bändchens „Die französische Revolution" — von ihm selbst illustriert und vervielfältigt worden; das macht die Originalausgaben zu Publikationen einziger Art. Man wird an die von frommen Händen mit liebevoller Sorgfalt hergestellten Handschriften des Mittelalters erinnert. „Blakes Illustrationen", sagt Helene Richter, nachdem sie seine Vervielfältigungsmethode ausführlich dargestellt hat, „waren kein nachträglich hinzugefügter Buchschmuck, sondern sie entstanden gleichzeitig mit dem Text; beides floß, wie auf dem Blatte, so auch im schaffenden Geiste des Künstlers ineinander, ein unzertrennliches Ganzes von seiner Entstehung an. Maler und Dichter sind bei Blake nicht auseinanderzuhalten."

Das erste und genießbarste der so entstandenen Werke hat er „Lieder der Unschuld" genannt; das Titelbild zeigt uns die Muse als einen kindlichen Genius in den Lüften, zu dem ein Hirtenknabe an der Spitze einer dichtgedrängten, goldglänzenden Herde emporsieht. Alle Mystiker, alle Idealisten erblicken im Antlitz des Kindes den Ablanz des Himmels, der rein geistigen Welt. Das hat Yeats in seiner Weise so ausgedrückt:

> For life moves out of a red flare of dreams
> Into a common light of common hours,
> Until old age bring the red flare again.
>
> (The Land of the Heart's Desire.)

Die „Lieder der Unschuld" wollen das Kindheitsparadies in Wort und Bild wieder in die nüchterne, verdorbene Welt zaubern, und die Bewunderer Blakes finden, daß er sein Ziel erreicht hat.

Die nächste Dichtung, „Thel", nimmt sich aus wie eine Vertiefung des mystischen Gedankens, demzufolge das Kind dem Göttlichen, Unendlichen soviel näher steht als der Mann. Thel ist die Seele, die in den Körper eingehen soll, aber vor der Materie zurückschaudert und es vorzieht, im Reiche der Geister zu bleiben. Das ist ein beliebter Vorwurf in der kabbalistischen Literatur, mit der Blake nach meiner Ueberzeugung recht vertraut gewesen sein muß. Für die Illustrationen zu dieser Dichtung hat Helene Richter Worte der höchsten Bewunderung. „Thel" ist ziemlich durchsichtig in seiner Allegorie, aber schon das folgende Werk Blakes, „Tiriel", zeigt rätselhafte Namen, kaum verständliche Symbolik, und diese Dunkelheit steigert sich von Buch zu Buch. „Die Vermählung von Himmel und Hölle" (The Marriage of Heaven and Hell). Die „prophetischen Bücher" (The Visions of the Daughters of Albion and America, Europe, Urizen, Book of Ahania, Book of Los, Song of Los), „Vala", „Milton", „Jerusalem" enthalten alles, was Blake von Gott, der Welt, der Hölle, dem Menschen geträumt, in plastischer, durchaus dichterischer Sinnlichkeit, die aber bis zur Unfaßbarkeit vom Rankenwerk seiner unergründlichen Symbolik verkleidet wird. Yeats hat in seiner großen Blake-Ausgabe diese kommentarbedürftigen Texte in kongenialem Geiste zu erklären versucht. Rudolf Kaßner hat in einem gehaltvollen Essay — um einen brutalen Ausdruck Dr. Johnsons zu gebrauchen — diesen Büchern ihr Herz entrissen. Helene Richter hat in liebevoller Versenkung mit dem Dichter zu sehen und zu träumen, dann aber an der Hand Böhmes, Swedenborgs und verwandter Mystiker das Stoffliche sowohl als das Wesen in den Dichtungen Blakes zu verstehen gestrebt. Jetzt ist es möglich, wenigstens aus der Ferne verstandesmäßig die Gedanken dieses Sehers zu erfassen, vielleicht auch seinen Platz unter den Mystikern zu bestimmen.

Wie ist die Welt geworden? Wie verhält sie sich zu ihrem Schöpfer? In der Beantwortung dieser Fragen zeigt sich Blake als Schüler Böhmes und Swedenborgs, wäre aber vielleicht am besten als Kabbalist zu bezeichnen. Der Urquell alles Seins ist Gott, das von ihm ausstrahlende Licht ist die Seele der Welt. Es ist zwischen der materiellen, sichtbaren Welt und der Welt der Idee wohl zu unterscheiden: diese ist die Welt der Vorbilder, aus der erst in einer langen Reihe von Emanationen die Materie entsteht. Dieser uralte Gedanke wird am schärfsten im Sohar ausgesprochen: „Alle Dinge dieser Welt, alle Geschöpfe des Alls, waren, bevor sie in diese Welt eintraten, in ihren wahren Gestalten vor Gott gegenwärtig."

Ist es dem Menschen gegeben, die Welt der Ideen (Vorbilder) zu sehen oder kann er nicht über die Materie hinaus?

In der Ekstase, antwortet die Mystik, sieht der Mensch mit seinem inneren Auge die Dinge in ihrer wahren, ideellen, vorbildlichen Realität. An die Stelle der Ekstase setzt Blake die Phantasie: das unterscheidet ihn, soviel ich sehen kann, von allen seinen Vorgängern in der Mystik. „Die Eiche stirbt, aber ihr ewiges Bild oder ihre Individualität stirbt niemals, sondern sie erneut sich durch ihren Samen. Geradeso kehrt das Phantasiebild wieder durch den Samen des kontemplativen Gedankens. Die Welt der Phantasie ist die Welt der Ewigkeit . . . . in ihr existieren die dauernden Realitäten der Dinge, die wir in diesem körperlichen Spiegel der Natur wiedergegeben sehen."

Die Welt, wie sie dem nüchternen Verstande erscheint, ist Lug und Trug, eine hinfällige Illusion. Daher Blakes Haß gegen die sogenannte Natur und alles, was an Naturwissenschaft erinnert. Diesen Haß hat er mit allen Kabbalisten gemein; Elisabeth Barrett Browning und Carlyle haben dieser Empfindung ebenfalls entschiedenen Ausdruck gegeben, Richard Jefferies in einem Grade, daß man seine Aufrichtigkeit bezweifelt („Die Geschichte eines Herzens." Jena, Diederichs, 1906). Aus diesem Grunde hat Blake die Deisten des achtzehnten Jahrhunderts mit seinem ganzen Ingrimm bedacht: sie sind ihm die Feinde der Christenheit, der Menschheit, der universalen Natur, denn sie predigen Naturmoral und Naturreligion, die Anbetung des Gottes dieser Welt. Am schärfsten fällt er über die Empiriker her, denn Empirie ist der eigentliche Sündenfall des Menschen, die Abwendung von der göttlichen Phantasie. Newton und Locke sind die verkörperte Phantasielosigkeit; also ebenfalls Feinde der Menschheit, Bacon aber ist (wie man in den Randbemerkungen zu Blakes Bacon-Exemplar lesen kann) ein Narr, ein Schurke, ein Lügner, ein Atheist, Satan in Person. . . .

Mit den religiösen Mystikern hat Blake die Visionen gemein. Wir haben gehört, daß er als Kind den lieben Gott am Fenster, die Engel in den Zweigen und den Propheten Ezechiel unter einem Busche sah; als erwachsener Mann erzählte er ganz gelassen von seinem Verkehr mit Milton und anderen Geistern der Vergangenheit. Alle wahre Kunst und Erkenntnis ist ihm Vision; sie ist ein Blick in die ewige Welt der Vorbilder, der Ideen, Formen, die niemals vergehen.

Aufs innigste verwandt mit dem inneren Sehen ist die Inspiration. Blake spricht immer von seinen dichterischen und künstlerischen Werken in ganz unpersönlicher Weise, als käme er dabei garnicht in Betracht. Für ihn war das Kunstwerk die Offenbarung einer höheren Macht; er ist nur ein Werkzeug, die

Feder wird ihm vom göttlichen Geiste geführt. Daher ist alles Raisonnieren und Spintisieren vom Uebel; alle wissenschaftliche Analyse ist Torheit. Alles Große wird **unbewußt** geleistet, alles Echte kommt durch Inspiration.

Soweit berührt sich Blake auf Schritt und Tritt mit Kabbala und christlicher Mystik, vielfach wird man an die Cambridger Platoniker des siebzehnten Jahrhunderts (Whichcote, More, Calverwel, Smith), sogar an die heilige Teresa erinnert. Aber die Orthodoxie in England weiß sehr wohl, warum sie ihn mit Schweigen übergeht. Vor allem wegen seiner merkwürdigen Ketzerei in der Auffassung von Gut und Böse, die zwar weit entfernt ist von den Lehren Nietzsches, an die Helene Richter erinnert, aber doch schlimm genug ist, um die Altgläubigen zu verletzen. Blake kennt nämlich schon das später von Jacobi, Schleiermacher und Schelling so stark betonte Gesetz der Polarität, und da folgt denn daraus naturgemäß die Gleichberechtigung von Gut und Böse in der Welt. Der Trieb, den die Askese seit achtzehnhundert Jahren in Acht und Bann getan hat, ist göttlichen Ursprungs, und die Freude am Leben jedes Menschen natürliches Recht. Hinweg, ruft er, mit der heuchlerischen Tugend und der engherzigen Moral!

Auch abgesehen von dieser Lebensbejahung ist Blake der mystischen Theologie ein sehr unbequemer Genosse. „Jesus Christus," sagte er einmal zu Crabb Robinson, „ist der einzige Gott; aber dasselbe bin ich, dasselbe sind Sie!" Und dieser Ausspruch wird durch andere erläutert und ergänzt. (Vergl. Helene Richter, William Blake S. 54, 77.) Wenn man näher zusieht, ist zwischen dieser Auffassung und dem indischen „Das bist du" die engste Verwandtschaft zu erkennen, und es ist begreiflich, daß die kirchliche Gläubigkeit sich vor einer Mystik bekreuzt, die, den Atheismus übertrumpfend, den Menschen auf Gottes Thron erhebt.

Czernowitz. **Leon Kellner.**

Ein Freund Theodor Storms.

Unerwartete Weihnachtsgaben sind nicht die unwillkommensten. Als angenehme Bescherung dieser Art flog mir ein bescheidenes, erstaunlicherweise nur als Manuskript gedrucktes Heft ins Haus „**As ik so'n Jung weer. Jugenderinnerungen von Christian Eckermann**". Nach der kurzen, kernigen Biographie seines Schwiegersohnes im IX. Band des „Deutschen Nekrologes" war Eckermann (geboren 1833 in Elmshorn, gestorben 1904 in Kiel) im bürgerlichen Leben zuletzt Landesbaurat der Provinz Schleswig-Holstein (hochverdient um Weg- und Deichbauten seiner engeren Heimat, nah befreundet mit Theodor Storm, dem er in technischen Einzelheiten des „Schimmelreiters" ein zuverlässiger Ratgeber war, ein durchaus aufrechter Charakter, der den Wert der Persönlichkeit in ihrem eigenen Kern, nicht in fremder Gunst und äußerer Anerkennung suchte, neben seinem Beruf historischen Liebhabereien und Studien zugetan. In seinen ursprünglich nur für die Seinigen niedergeschriebenen, nunmehr von seinem Eidam, dem Berliner Bibliothekar **Johann Saß**, dem weiteren Freundeskreis zugänglich gemachten Jugenderinnerungen offenbart sich Eckermann überdies als geborener Humorist und Meister der Mundart. Sein „Jung'sparadies" hält entschwundene Zeiten, vormärzliche Zustände, kleinstädtische Gestalten mit solcher Kraft, Laune, gegenständlicher Wahrhaftigkeit fest, daß manche vielgefeierte Modegröße, ganze Sternhimmel von sogenannten Heimatkünstlern der neuesten Leihbibliotheksgloria durch diesen Unzünftigen verdunkelt werden. Knapp fünf Bogen umfaßt das Büchlein. Blatt um Blatt bringt aber mit fester Hand umrissene Bilder aus der deutschen Vergangenheit, wohl wert, von einem ebenbürtigen Nachfolger Gustav Freytags eingerahmt und gedeutet zu werden. Kleinbürger und Handwerker, Schulmeister und Pfarrer, Bürgerwehr der Biedermeierzeit und streitbarer, zur Befreiung Schleswig-Holsteins von Dänemark rüstender schleswig-holsteinischer Nachwuchs, Schiffer und Schmuggler, verkannte und echte Narren, ehrenfeste Dürftigkeit und windige Großtuerei, Wasser und Heide werden uns gezeigt. Ohne andere Kunstmittel, als welche die Natur des Erzählers und die Sprachfarbe der überlegen beherrschten Mundart mit sich bringen. Tragisches, Mordtaten, denen nahe Blutsverwandte zum Opfer fallen, werden chronikalisch ruhig, fast nüchtern und darum nicht minder wirksam gebucht. Eigene kindliche Spitzbübereien und miterlebte, ganz ernsthaft vermeinte Hanswurstiaden der anderen mit anmutigster Schalkhaftigkeit vorgetragen. Fritz Reuter malt seine mecklenburgischen Revoluzzer von Achtundvierzig derber und greller. Eckermann belustigt kaum weniger mit seinen sparsameren, schnurrigen Zügen. Eine Probe:

„En groten Spaß weer dat vaer vun wenn unse Friwilligen, de mit op den Dän losslan wulln, exerceern den. Se warn, ehr se na Rendsborg afgüngen, eerst wat nothdürftig inövt*) und dar marscheern se denn mit er verrosten Gewehrn oppe Nack links un rechts, de Een in langen Rock, de Anner in en linnen Jack, Flügelmann weer een vun uns' Schoollehrers; wi keeken op den Platz, wo se exerceern, dörch det Stakett un freun uns, dat dat Drilln ümgan de, un nu ok mal an de Schoollehrers kamen weer. Un naher keem de Börgerwehr, Lange und Korte, Krumme un Grade, jüs as se wußen**) weern; awer wenn se vunt' Exerceern torügg kemmen un mit er Trummeln dörch de Straten raßeln, föhl sik jeder doch as'n Held, de dat Vaderland mit redden de. Ik weet nich mehr, ob se ok Bayonetten opharrn oder sik in't Schetten övt hebbt; jedenfalls is mi darvun bekannt warn, dat dat so togaen***) weer as in Meldörp, wo toletzt keen Minsch mehr in't eerste Glied stan wul, wil se all bang weern, dat de Achtermann†) Een mal mit dat Bayonett prickel, oder en verlorn Schuß Een üm de Ohrn bellern war. Ik heff mi aewrigens vertelln laten, dat den Dichter **Adolph Strodtmann**, de mit sin Gewehr ok ümmer Unheil anrichten de, vun sin Kameraden vun't Studentencorps dat ok verbaden war, sin Gewehr to laden. Bi Bau kunn he dat awer doch nich laten, harr awer ok richtig bina en Unglück mit sin Kugel anricht, as de Ahlmann, de naher as dänsche Oberst to Grunn gan is, nög bi't Ohr vaerbi sus. ‚Verdammter Kerl' sä de to Strodtmann, ‚Du weißt doch, daß Du Dein Gewehr nicht laden darfst.' Glik naher kreeg Strodtmann en dänsche Kugel an de Rippen un smeet sik op de Eer. Do säh Ahlmann noch koldblödig to em: ‚Du kommst auch immer so dumm fort.'"

Die Liebe, mit der Eckermann seine Landsmannschaft malt, äußert sich in solchen Anekdoten fast verschämt. Unumwundener und nach aller früheren Zurückhaltung besonders zu Herzen gehend, kommt sie zu Wort, als er Abschied nimmt von der Enge des Geburtsortes, von allen seltsamen Käuzen, die seine Kinderzeit ergötzten. Auf fremder Leute Kosten studieren mag er so wenig, wie in Hamburg hinter Heringstonnen und Ladentischen stehen. Durch das Itzehoer Wochenblatt gerät er auf den Einfall, Landmesser zu werden. Er wird noch zur schelmisch geschilderten Konfirmation geführt. Je näher der Tag der Abreise herankommt, desto stärker wird sein Heimweh, das dann in der Fremde beständig wächst. Am schlimmsten wird es, als er nach Wochen und Wochen in seinem Koffer tief versteckt ein ganz vertrocknetes Stück Schwarzbrot findet. Erst kann er sich keinen Vers darauf machen, woher das kommt, bis ihm auf einmal einfällt, daß nach dem alten Volksglauben einer solange kein Heimweh kriegen soll, als er Brot aus dem Elternhaus bei sich hat. „Min Mutter harr det Stück Brot heemlich ünner min Saken verpackt." Wer aber das rechte Heimwohl von Grund aus verkostet hat, wird das rechte Heimweh zeitlebens nicht los. Ein Abglanz dieser Jugendsonne durchleuchtet und durchwärmt die Blätter, in denen der Alte den Tagen nachging „As ik so'n Jung weer."

Wien. **A. Bettelheim.**

---

*) eingeübt. **) gewachsen. ***) zugegangen. †) Hintermann.

Die Geiseln.

Aus der schwedischen Handschrift
übersetzt von Emil Schering

I.

Im Hochsommer 1518 herrschte große Bewegung im Franziskanerkloster zu Stockholm. Christian II. war bei Brännkyrka geschlagen worden und hatte sich in ein befestigtes Lager auf den südlichen Bergen zurückgezogen, dann und wann einen Ausfall oder eine Landung versuchend. Das offene Kloster auf der Graumönchsinsel war darum befestigt worden, und die Mönche waren gezwungen, eine Besatzung in Quartier zu nehmen. Der Gardian hatte gerast, aber unter den Waffen schweigen die Gesetze.

Der Reichsverweser, der junge Herr Sten, war auch so beim Volk beliebt und mächtig geworden, nach den glänzenden Siegen, die er im vorigen Jahre bei Dufvenäs und jetzt bei Brännkyrka gewonnen, daß er sich Freiheiten gegen die sonst für heilig geltenden Graubrüder herauszunehmen wagte; er hatte sie zu den Dominikanern am Eisenmarkt gewiesen, als Gäste. Aber diese beiden Orden waren Feinde, und wenn sie zusammentrafen, war stets auf Streit zu rechnen; ein Streit, der einen wohltuenden Frieden in Staat und Gesellschaft verbreitete.

Der Klosterhof war nun voller schwedischer und ausländischer Kriegsleute; die letzten waren teils Gefangene, die übergetreten waren, teils Ueberläufer, jetzt in schwedischem Sold, die aus Christians Lager geflohen, weil sie drauf und dran waren zu verhungern. Da waren furchtbare sächsische Reiter; Schotten, die sich nach der Heimat sehnten; trotzige Franzosen, Preußen, Holsteiner, aber keine Dänen, denn auf die konnte man sich nicht verlassen; die waren vielmehr als Arbeiter auf Schlössern und Burgen verteilt.

Im Konventsaal saß der Reichsverweser Sten Sture der Jüngere mit seinen besten Männern und beriet. An seiner Seite saß der achtzigjährige Doktor Hemming Gad, gewählter Bischof von Linköping, aber niemals vom Papst bestätigt, daneben Ritter Gustav Eriksson Wasa, der das Reichsbanner bei Brännkyrka getragen hatte.

Doktor Hemming, der Neuigkeiten mitbrachte und der weiseste aus der Gesellschaft war, sprach wie gewöhnlich am meisten und längsten:

„Während die Stadt von den Dänen belagert wird, die nicht hineingelassen werden, haben wir unsere Türen dem Doktor Johannes Angelus, genannt Arcimboldus, geöffnet. Daß er für Leo X. Ablaß verkauft, zum Aufbau der Peterskirche, das bedeutet wenig, weil die Zeiten schlecht sind und der Verkauf nichts einbringt. Aber ein anderer Umstand enthält eine gewisse Gefahr: ich kenne den Krämer von älteren Zeiten her, da ich, wie die Herren wissen, Kammerherr und Mathematikus bei — ich schäme mich es zu sagen — seiner Heiligkeit Alexander VI. war . . ."

„Davon müßte Doktor Hemming nicht sprechen," unterbrach ihn Olof Ryning.

„Sehr wahr, Alexander war ein Borgia und hatte drei Juwelen als Kinder: Giovanni, Cesare und Lucrezia. Verzeiht des Alten Schwatzhaftigkeit, aber dieser Arcimboldus, der Archidiakonus von Arcisate, hat schon einmal Lübeck geprellt — das konnte er tun — und hat sich dann lange in Dänemark aufgehalten, wo er mit Christian verkehrte und geheime Aufträge von ihm empfing. Mit einem Wort, die Feinde liegen vor der Stadt, aber wir haben den Feind mitten in der Stadt."

„Lieber Doktor," antwortete Herr Sten, „Ihr seht immer das Dunkle . . ."

„Aber ich sehe recht, auch im Dunkel und immer; habe es immer getan! Ihr aber, Herr Sten, wollt immer Licht sehen, weil Euch das am meisten freut; Eure Sanftmut, die ich sonst preise, gleicht oft Leichtsinn; Euer Edelmut Hochmut; und Euer guter Glaube an alles Böse erinnert sehr an Einfalt. Hundert Jahre haben wir dänische Sitten kennen gelernt, aber Ihr habt doch nichts gelernt."

„Was hat der Legat des Papstes mit den Dänen zu tun?"

„Ich wollte Euch nicht dadurch verletzen, daß ich fremden Unrat vorbringe, nun aber nötigt Ihr mich dazu! Seht diesen Brief, von König Christian an Titulus Angelus, aber werdet wegen der Schändlichkeiten gegen Eure Person nicht zornig auf mich; ich will das Papier nicht mit den bloßen Händen überreichen, deshalb gebe ich's Euch so."

Der Doktor wickelte einen Zipfel seines Rockes um das Schreiben, als er es überreichte.

Herr Sten nahm den Brief mit seinem Dolch und las ihn. Er wurde abwechselnd rot und weiß.

„Ich bin in den Bann getan, und Ihr, Doktor Hemming, das wußten wir. Aber hat dieser Legat den Auftrag, unter dem Schutz des Heiligen unser Ansehen zu untergraben und für die Dänen zu arbeiten . . ."

„Ja, das hat er; und in der Kirche heute morgen hat sein Kramhandel großen Zulauf gehabt, obwohl nicht viel Geld eingekommen ist. Er hat Fürbitte gehalten für den Erzbischof . . ."

„Den Verräter, den Staatsgefangenen?"

„Ja, für den Feind des Reiches, für Gustav Trolle; und das Volk hat Amen gesagt!"

„Kann man ihn aus der Stadt hinausschaffen?"

„Nicht mit Gewalt, denn dann entsteht ein Auflauf!"

„Gibt es eine andere Art? Sagt, Doktor, Ihr wißt ja immer zu raten."

„List gelingt den Listigen!"

„Das will ich nicht, das kann ich nicht!"

„Das sollt Ihr auch nicht, Herr Sten; das würde Euer Gewissen beunruhigen; aber gebt mir Vollmacht, dann wird der Legat bald unser Mann sein; ich kenne Rom, ich kenne Leo X., ich kenne Christian, die Welt und die Menschen, die Höhe des Himmels und die Tiefe der Hölle. Darf ich handeln?"

„Aber nur recht!"

Gustav Wasa nahm jetzt das Wort, er, der Schwindler nicht liebte:

„Doktor Hemming kann falsche Briefe schreiben; da ist er wohl der Mann, mit den Dänen zu unterhandeln."

„Ihr meint die Briefe, die ich im Namen des seligen Herrn Svante schrieb, als er tot war. Danket mir dafür, sonst säße Herr Sten nicht hier als der Hauptmann des Reiches."

„Er hat ein italienisches Gewissen, Doktor Hemming," fiel Lars Siggeson ein.

„Alles für mein Vaterland, alles, Körper und Seele, Treu und Glaube, Wort und Ehre!"

„Waschen wir unsere Hände und lassen Doktor Gad nach Gutdünken und zum Besten des Reichs handeln?" schlug Herr Sten vor.

„Er handle!" antworteten die Versammelten.

* * *

Doktor Hemming ging in die Stadt hinaus. Des Alten zusammengesunkene Gestalt und unansehnliches Aeußere, seine vernachlässigte Kleidung machten, daß er nicht beachtet wurde, als er durch die Gassen nach dem Hafen an der Salzsee wanderte.

Birger Jarls Stadt, die jetzt seit hundert Jahren fertig war, hatte durch die ewigen Fehden und nicht am wenigsten durch Feuersbrünste gelitten. Im Jahre 1435 brannte ein Drittel der Stadt ab, vom Schuhmachertor bis zur Graumönchsinsel. Im Jahr darauf, im Todesjahr Engelbrechts, brannte das Klarakloster. Im Jahre 1495, als die Pest zugleich 18000 Menschen tötete, soll ein Viertel der Stadt niedergebrannt sein; und 1501 wurden fünfzig Häuser von den Dänen in Brand gesteckt, die damals das Schloß besetzt hatten; und dessen erinnerte sich Doktor Hemming wohl, denn er selber, als Bischof, hatte das Schloß von Stockholm eingenommen.

Hemming hatte das südliche Tor erreicht, das von Christians Belagerungsarmee übel mitgenommen war, und er konnte die Lager der Dänen auf den südlichen Bergen, wo Feuer brannten, bemerken. Aber dorthin führte ihn sein Geschäft nicht, sondern er lenkte seine Schritte nach dem Hafen hinunter, wo die Warenhäuser und die Landungsbrücke der Hanseaten belegen waren.

Wider Erwarten fand er die Hoftür offen und mit Laub geschmückt. Der Hof, der sonst von bösen Hunden bewacht war, lag still und ruhig, aber unten an der Brücke hatten sich die Hanseaten versammelt, um ein Fest zu feiern; da waren Narren und andere Possenreißer; die Kräne waren mit Fichtenzweigen bekleidet, und auf einem vertäuten Schiff wurde ein großes Wesen gemacht.

Der Doktor war nicht in Feststimmung und litt nicht unter Neugier, darum bog er in ein Warenhaus ab. Als er dort keinen Menschen sah, ging er weiter und kam in ein Magazin mit Warenballen, die von Laternen beleuchtet wurden. Er erreichte einen Kellerhals, stieg die Treppen hinunter, kam in einen gewölbten Keller, in dem Weinfässer wie große Karrenbüchsen auf Lafetten lagen. Ein großer, schwarzer Kater kroch heran und rieb sich an dem Alten, kehrte darauf um und schlich erst geradeaus, dann nach rechts, worauf er verschwand.

Jetzt hallten Stimmen unter den Gewölben, und ein abgebalkter Raum zeigte sich in der Ferne zwischen den Weinfässern. Der Doktor hatte den gefunden, den er suchte; als er aber eine fremde Stimme hörte, beschloß er die seltene Gelegenheit, Meister Korts wirkliche Ansicht in einigen Angelegenheiten zu hören, sich zunutze zu machen. Der listige Altermann der Hanseaten hatte nämlich die Angewohnheit, den Audienz Suchenden seine Geheimnisse aussprechen zu lassen, während er selber seine behielt.

Hinter einem Ohm verborgen, das nach Rheinwein roch, stand der Doktor und hörte folgendes Gespräch zwischen einem Unbekannten und dem Hanseatenchef an.

„Der neue Handelsweg hat uns ruiniert, sage ich noch einmal!"

„Was im Himmel haben wir mit Cristofero Colombo und seinem Indianerland zu tun?"

„Gold und Silber kommt von dort, und die Banken in Amsterdam und Frankfurt haben bereits verkaufen müssen, um nicht Bankrott zu machen, und selbst Fugger in Augsburg zittert."

„Fugger, der Bankier der Päpste, ist ja unser Hauptgeschäftsmann, und er hat mich verlockt, diesem Legaten hier auf seinen verfluchten Kramhandel Vorschuß zu geben .... Da bin ich verloren!"

„Wartet mal, Meister Kort, habt Ihr einen Schuldschein vom Legaten?"

„Natürlich habe ich seine Verpflichtung, und die lautet auf sechstausend Mark für Hamburg, aber er hat nicht mehr als eintausend hier in Stockholm eingenommen, und in der Provinz hütet man sich, herzukommen, solange der Däne hier liegt."

„Aber er ist ja mit dem Dänen befreundet?"

„Er befreundet? Johannes Angelus Arcimboldus ist nur mit seinem Bauch befreundet; kriegt er eine Bischofsmütze und seine fünftausend Mark, so ist er befreundet mit dem edelmütigen Geber; heißt er Trolle heute, kann er morgen Gad heißen! Aber ich wünschte, ich besäße meine fünftausend selber in Sicherheit; um Gottes willen, wie konnte ich ein solcher Esel sein."

„Aber Ihr habt ja den Schuldschein?"

„Was kann ich damit machen? Nichts, solange man die Geistlichen nicht vor weltliches Gericht ziehen kann . . ."

Jetzt machte sich Doktor Hemming in Ordnung, um mit einem Husten seine Anwesenheit erkennen zu geben, als rasche Schritte auf dem Boden des Kellers zu hören waren; ein junger Mann, wie ein deutscher Magister gekleidet, kam von draußen und schritt direkt auf die Hanseaten zu, die schwiegen und lauschten.

„Wer da?" rief Meister Kort.

„Ihr kennt mich, verzeiht, wenn ich störe."

„Magister Pedersen, glaube ich, Olaus Pedersen! Willkommen zu Hause!"

„Ich weiß nicht, ob ich so willkommen bin, aber ich möchte Euch erst grüßen und Euch danken für alles Wohlwollen während meiner Studienjahre in Wittenberg und Leipzig . . ."

„Ihr kommt zuletzt von Wittenberg; da habt Ihr große Neuigkeiten, Magister."

„Ja, wahrhaftig: so große, daß . . . ."

„Setzt Euch doch und erzählt, junger Mann; mein Freund Meister Brems kann hören und schweigen."

„Nun, Kaiser Maximilian liegt im Sterben . . ."

„Dann wird Friedrich der Weise von Sachsen Kaiser! Und das ist der Bruder von König Christians Mutter! Da haben wir ein Basiliskenei . . . ."

„Nein, so ist es nicht! Friedrich ist allzu weise, um die Kaiserkrone zu wählen; dagegen hat Maximilians Enkel alle Aussichten . . ."

„Karl der Fünfte! Herr Jesus, dann ist das letzte Uebel schlimmer als das erste, denn er ist König Christians Schwager!"

„Aber es ist bereits etwas anderes Neues geschehen, das die Welt auf den Kopf stellen wird. Doktor Luther ist gegen den Ablaßhandel aufgetreten . . ."

„Gegen den Ablaßhandel . . . was . . ."

„Ich war selbst dabei, als er seine Thesen an die Tür der Schloßkirche von Wittenberg nagelte; und jetzt steht Deutschland in Flammen."

„Um was handelt sich's denn?"

„Los von Rom ganz einfach!"

„Das ist sehr gut! Aber Ihr sagtet etwas vom Ablaßhandel. — Brems, ich bin verloren!"

„Luther begann mit dem Ablaßhandel, aber er hat noch nicht Amen gesagt! Indessen ist mir folgendes auf der Reise geschehen. Als wir auf die Ostsee kamen, wuchs der Sturm; wir wurden nach Gottland getrieben, erlitten Schiffbruch, aber wurden ans Land geworfen. In Visby saß Severin Norrby und hielt das Schloß, aber draußen in der Stadt war ein großer Lärm, denn dort wurde die Vergebung der Sünden verkauft; und da die Sünde den Ort überschwemmte, so gab man soviel hin, wie man besaß. Ich war gerade im Lutherischen drin, stieg auf Treppen und Prellsteine, predigte gegen den Krämer, wäre beinahe totgeschlagen! Aber siehe, meine Predigt behagte Herrn Norrby, und ich wurde in Gnaden aufgenommen."

„Ihr seid ein gefährlicher Mann, Meister Olof! — Der Ablaß ist ja an sich verdammenswert . . . aber ich bin Kaufmann, und als solcher bin ich verloren!"

Doktor Hemming verlangte nicht nach längeren Litaneien über die fünftausend Mark, und da er seine Absicht vollständig erreicht hatte, schlich er sich wieder fort, um ins Schloß zum Reichsverweser zu gehen.

* * *

Draußen auf der nördlichen Landzunge der Walmundinsel (des jetzigen Tiergartens) besaß Herr Sten einen schloßartigen Viehhof, der im Schutz des Blockhauses lag. Schöne Rinderherden weideten auf fetten Wiesen, die sich bis an den Strand mit seinen Fischerhütten erstreckten. Im Lusthaus hatte der Reichsverweser sich niedergelassen, während seine Hauptleute im Blockhaus saßen, um ein Auge auf König Christians Flotte zu haben, die jetzt schräg gegenüber bei Kungshamn lag. Das Lager auf den südlichen Bergen war nämlich abgebrochen und die Dänischen eingeschifft. Jetzt warteten sie auf Wind, um nach Hause zu segeln, aber Christian war von Gegenwind verfolgt, und sein Proviant war längst zu Ende, sodaß die Knechte von ihm flohen.

Jetzt Ende August trat Herr Sten an einem sonnigen Morgen aus dem kleinen Steinhaus an der Badehausbrücke heraus und sah über den blauen Fjärd. Am Strand stand ein Brauhaus, aus dessen Schornstein es rauchte, und von innen waren fröhliche Lieder zu hören, von den Dienerinnen, die Butter machten und Käse bereiteten.

Da kam von oben aus dem Garten die Frau des Hauses, die schöne Christine Gyllenstjerna, mit einem fünfjährigen Sohn an der Seite und einem einjährigen an der Brust.

„Ein gesegneter Morgen!" grüßte Herr Sten.

„Und ein gesegnetes Jahr, mein Gatte! Wiese und Feld haben noch nie so getragen; die Vorratskammern voll, die Scheunen gefüllt; die Bäume biegen sich unter ihren Früchten . . . Gebe es Gott allen ebenso gut wie uns . . ."

„Ich hörte die Stimme eines Fremden in der Küche; wer war das?"

„Das war — ja, das war ein Däne!"

„Christine, alle Dänen sind unsere Feinde . . ."

„Nicht dieser, Sten; er war beinahe eine Leiche . . . Du weißt, sie haben drüben gehungert, und du hättest diesen erzählen hören sollen . . . Er bat ihn gefangen zu nehmen . . . Werde nicht zornig: ich gab ihm zu essen und schickte ihn mit einem Landsknecht nach dem Blockhaus. Der König selber hat gehungert, sowohl aus Mangel wie aus Trauer."

„Trauer? Kann der trauern? Wen betrauert er?"

„Weißt du nicht, daß seine Dyveke tot ist, und Torbern Oxe enthauptet ist, weil er im Verdacht stand, ein unerlaubtes Verhältnis zu ihr gehabt zu haben?"

„Ist die Dyveke tot? Armer Christian . . . Nicht daß ich diese Roheit verteidigte, weil er gesetzlich mit der guten Isabelle verheiratet war und doch eine Mätresse im Haus hatte, aber ich denke daran, daß er die Dyveke geliebt hat, und ich kann mir vorstellen, wie er leiden wird . . . Verstehst du, wenn man selber glücklich ist, wird man mehr von fremdem Unglück gepeinigt. Ja, in diesem Augenblick, da die Sonne auf uns scheint, auf uns vier, da der Himmel so blau und das Wasser so ruhig ist, könnte ich den Feinden dort Gutes wünschen . . ."

Er zeigte nach dem andern Strand, wo die feindlichen Schiffe lagen, dunkel, leblos, mit hängenden Segeln und Flaggen.

„Du sprichst meine Gedanken aus, Sten, und glaub mir, etwas Güte hülfe vielleicht mehr als Pulver und Blei . . ."

„Einen geschlagenen Feind kann man speisen, aber einen ungeschlagenen nicht . . . ich werde aber zum Versuch eine Schute mit Lebensmitteln hinausschicken. Ist überhaupt etwas Gutes in diesem Mann, so muß er es dann zeigen! Ich will's tun."

Herr Sten kehrte um und ging den Garten hinauf, um den Befehl zur Herbeischaffung der Lebensmittel zu geben; da erblickte er einen alten Bettler, der ihm entgegentrottete. Bei näherer Betrachtung glaubte er die kleine, zusammengefallene Gestalt zu kennen.

„Doktor Hemming!" rief er aus.

„Der bin ich," flüsterte der Alte; „wenn ich mich setzen darf, will ich sprechen, denn ich sterbe vor Müdigkeit."

Er setzte sich auf eine Bank und schloß die Augen.

„Es ist mir gelungen!" war alles, was er sagen konnte, bis die Ohnmacht vorüberging.

„Aber wo seid Ihr diese drei Tage gewesen?"

„Ueberall! — Ich habe den Ablaßkrämer für zehntausend Mark gekauft."

„Wo habt Ihr die herbekommen?"

„Ich habe gebettelt, von allen großen Leuten des Reiches, Freunden des Vaterlandes."

„War der Legat mit der Summe zufrieden?"

„Er hatte Gelder veruntreut, den Strick um den Hals; ich kaufte einen Schuldschein. Er schrieb in meiner Gegenwart einen Brief an den Papst (den ich kopiert) und beteuerte, daß Gustav und Erich Trolle Schurken sind, daß König Christian irregeführt sei, und daß allein Ihr, Herr Sten, ehrlich und gesetzlich gehandelt habet."

„Das mit den Trolles war ja der Kern der Anklage . . . und die Veranlassung zu unserer Aechtung, deshalb Dank, Doktor Hemming, und besonders für Euer Vorgehen, daß von Eurer Seite nicht tadelnswert, aber von des Legaten Seite — verabscheuenswürdig ist."

„Aber, Herr Sten, ich mußte ihn auch mit einem Versprechen ködern."

„Was habt Ihr versprochen?"

„Nichts! Es war eine Vorspiegelung oder ein falsches Versprechen."

„Ihr seid schrecklich . . ."

„Ich versprach, eventuell, daß er den Erzbischofstuhl von Uppsala nach dem Troll bekommen solle!"

„Wie konnte er sich das einbilden?"

„Ich hatte ein Präjudiz. Ihr erinnert Euch wohl, als der Papst anno 1513 sich weigerte, meine Wahl zum Bischof von Linköping zu bestätigen, derselbe Papst, es war Julius, den Linköpinger Stuhl dem Spanier Jacobus Arboreusis gab, übrigens einem römischen Kardinal. Die Sprache war ihm im Weg, und Brask bekam die Mütze — das brauchte Arcimboldus nicht zu wissen."

„Kann Lüge und Betrügerei in der Welt vorwärts kommen, dann habt Ihr ein Meisterstück gemacht."

„Dankt mir, daß Ihr's nicht tun brauchtet, denn jetzt ist der Legat abgereist, nach Süden!"

„Eine Gewissensfrage, Doktor Hemming! Wenn Ihr Euern Feind hungern sähet, würdet Ihr ihm Essen geben?"

„Essen? Gift würde ich ihm geben. Rattengift! Meint Ihr Christian? Das ist kein Mensch, das ist ein Teufel; aber wie alle Tyrannen hat er eine satanische Frau bekommen, die ihn tyrannisiert. Die Dyveke ist tot, aber Mutter Sigbrit lebt, die Krügerin-Kupplerin ist Reichsdrost von Dänemark und hundsfottiert den Tyrannen; ja, sie ist es, die ihn einmal um Thron und Reich bringen wird."

„Wie kann sich solch ein starker Mann von einer Frau regieren lassen?"

„Er läßt es nicht, aber Gott-Vater läßt es zu; der Herr im Himmel hat den Despoten in die Hände des Satans gegeben. Er brauchte nur ein Fenster des Schlosses am Amagermarkt zu öffnen und zu winken, dann würde die Hexe in die See geworfen, so verhaßt ist sie."

„Warum tut er's denn nicht?"

„Er kann nicht, denn er ist verhext."

„Geht ins Gastzimmer und ruht Euch aus; ich will nach dem Blockhaus hinunter; dann treffen wir uns alle beim Mittagstisch."

* * *

Am Abend desselben Tages stand der Reichsverweser auf dem Turmdach des Blockhauses zusammen mit seinen Hauptleuten und betrachtete die Manöver der dänischen Flotte bei Kungshamn. Ein schwacher Nordwind hatte den Segeln Wind gegeben, und das Schiff des Königs steuerte in den Skurösund hinein, jedoch zwei schwere Galeoten zurücklassend.

„Jetzt fährt er nach Dalarö und Elfsnabben," sagte Gustav Wasa; „Ihr hättet diesem Vogel niemals Essen geben sollen, dann wäre er nicht geflogen."

„Wartet ein wenig, Herr Gustav, wir werden sehen, ob er nicht fürs Essen danke sagt. Täuscht mich mein Auge nicht, so kommt ein Boot von den Galeoten angefahren."

„Ja, es kommt, bestätigte Lars Siggeson, und mit einer weißen Flagge am Vortop."

„Haltet die Kartaunen bereit," sagte Doktor Hemming, „denn mit dem Jüten und dem Teufel soll man nur mit Pulver unterhandeln. Sechzig Jahre habe ich mit den Dänen unterhandelt, und bin jedesmal geschlagen worden; kam ich aber mit Pulver und Blei, so wurde er geschlagen. Stockholm nahm ich mit Büchsen und Kugeln; Kalmar nahm ich auch; damals aber warfen wir nur mit Steinen, und es ging doch. Aber mit Jüten anbinden — nein:

> Schwedische Leut', ihr hütet euch heut
> Vor Briefen, die Dänen schreiben!"

Herr Sten ging an den Strand hinunter, um dem dänischen Parlamentär ein Boot entgegen zu senden, und seine Paladine folgten ihm.

Schwedens Reichsverweser, noch nicht dreißigjährig, hochgewachsen, blond, blauäugig, mehr Bauer als Herr, machte nicht den starken Eindruck eines Herrschers; er war allzu unbewacht, leicht zu beeinflussen; sein Mangel an gesundem Mißtrauen konnte auf geringe Erfahrung deuten; seine Neigung, allen gutes zuzutrauen, kam wohl von dem Verlangen, Friede und Ruhe zu genießen, beliebt zu sein; seine Empfindlichkeit für fremde Leiden mochte in schwacher Widerstandskraft gegen eigene Plagen wurzeln. Er war der letzte Ritter, aber in einer Zeit, als die Roheit des Heidentums, welche die Renaissance wiedergeboren hatte, des christlichen Ritters Zartheit für die Schwachen ausgerodet hatte; darum konnte er die Schicksale Schwedens nur auf offenem Schlachtfeld leiten, während er im Rat sich leicht von dem einfachsten Lügner besiegen ließ.

Als sich der dänische Parlamentär näherte und einen Büchsenschuß vom Blockhaus entfernt lag, fuhr das schwedische

Boot vom Land ab, unter dem Schutz der Kartaunen. Ein Brief wurde überreicht und ans Land gebracht, wo ihn der Reichsverweser empfing und öffnete.

Als er eine Seite gelesen, schien er seine Bewegung verbergen zu wollen; aber Doktor Hemming bewachte sein Gesicht und gab mit einem Gemurmel zu erkennen, daß er klaren Bescheid erwartete.

Herr Sten las zu Ende, gab aber das Papier nicht weiter, sondern steckte es in seine Tasche.

„Doktor Hemming, ich bin stolz und glücklich der Menschheit wegen, Recht bekommen zu haben. König Christian ist nicht der, für den Ihr ihn haltet; er ist ein Mensch wie wir, mit allen den Gefühlen, die man bei einem Christen und Ritter treffen will. Er ist dankbar für den Entsatz, den ich einem Notleidenden gewährt; er legt die Waffen nieder und will einen ewigen Frieden mit dem Volk schließen, das ihn Hochherzigkeit und Barmherzigkeit gelehrt hat."

„Was wünscht er?" unterbrach ihn Doktor Hemming, außer sich vor Wut.

„Er wünscht zu unterhandeln! Und ich gehe in dieser Stunde zu Schiff, um ihn in Dalarö oder in der Kirche von Oesterhanninge zu treffen."

„Herr Sten, in Jesu Namen. . . ."

Mehr konnte der alte Bischof und Heerführer nicht hervorbringen, denn er war sprachlos geworden. Aber Gustav Wasa ergriff das Wort.

„Herr Sten Sture, wenn Ihr in dieses Boot steigt, so gehen wir im nächsten Augenblick nach Stockholm ins Rathaus und wählen dort einen neuen Reichsverweser!"

Alle Herren stimmten mit einem Mund ein. Herr Sten aber blieb dabei, von seinen Gefühlen ergriffen.

„Laßt uns den Brief lesen," schlug Doktor Hemming vor, der das größte Ansehen besaß, da er der Aelteste war und all die jungen Herren in Wissenschaft, Staatskunst und Kriegswesen unterrichtet hatte.

Widerwillig überreichte der Sture den Königsbrief; die Herren gingen auf die Seite, um zu lesen und zu beraten.

Christian, von Trauer über den Tod seiner Dyveke aufgelöst, von Scham über Oxes Prozeß gebeugt, von der Niederlage bei Bränkyrka vernichtet, war wirklich von einem Edelmut ergriffen worden, den er wahrscheinlich noch nie im Leben angetroffen. Und unter dem frischen Eindruck der schönen Handlung eines guten Menschen hatte er aus vollem Herzen geschrieben, aufrichtig ohne Hintergedanken. Darum wurden die Herren jetzt unmittelbar beeinflußt, und keiner konnte widerstehen. Selbst der Doktor mußte ausrufen:

„Das kommt vom Herzen; das kann der Teufel selbst nicht leugnen; das hätte ich ihm nie zugetraut! Aber ich muß noch einmal lesen."

Die anderen Herren, nicht so durchtrieben wie der Alte, waren sofort bereit, die Unterhandlungen zu eröffnen; als aber der Doktor den Brief zum zweitenmal gelesen, war sein Ultimatum fertig:

„Höret, Ihr Herren, Freunde und schwedische Männer! Dieser Brief ist der eines wahrhaftigen Mannes, aber es sind auch die schweren Worte der fressenden Trauer; in dem Brief ist etwas von der Dyveke zu merken, und die Tränen der Sehnsucht haben die Tinte verdünnt. Doch glaubt mir, Trauer vergeht, das Glück macht verstockt, und guter Wind trocknet die Tränen des Mißgeschicks. Deshalb, und um die bald vorübergehende Bereitwilligkeit eines bewegten Herzens zu benutzen, nehmt meinen Vorschlag an: Herr Sten geht nach Dalarö, um den König zu treffen, und wir, die wir hier anwesend sind, einer für alle, alle für einen, steigen ins Boot, um als Geiseln für König Christians Person zu haften. Ich habe gesprochen!"

„Und gut gesprochen, alter, lieber Freund und Vater!" antwortete Herr Sten, während die anderen Herren ihren Beifall ausdrückten.

Der Beschluß war gefaßt und sollte unverzüglich in die Tat umgesetzt werden. Drei Stunden später war Herr Sten auf dem Weg nach Dalarö; und die sechs Herren saßen in dem dänischen Boot, das an die größte Galiote in Kungshamn anlegte.

Doktor Hemming stand an der Fallreeptreppe, auf Gustav Wasas starke Arme gestützt, und wollte zuerst an Bord steigen, als er sich plötzlich vor die Stirn schlug und ins Boot zurückstieg:

„Herr Jesus, flüsterte er, **wir** hätten ja Geiseln für Herrn Stens Person verlangen müssen! Daß er uns, mich, Hemming Gad, hat anführen können!"

In diesem Augenblick wurde das ganze Boot mit Taljen an Bord gehoben; und als die schwedischen Herren den Betrug entdeckten, waren sie bald übermannt, denn sie waren waffenlos.

„Der Wind hat sich gedreht; Gott sei uns gnädig!" war alles, was Hemming hervorbringen konnte, ehe er in eine stumpfe Resignation fiel.

* * *

Als Herr Sten am folgenden Tag im Morgengrauen nach Dalarö kam, sah er keinen König Christian; vom Lotsenberg aber konnte man sehen, wie die dänische Flotte mit gutem Wind über den Mysingfjärd nach Süden steuerte. Da weinte Herr Sten über die Falschheit und Treulosigkeit der Menschen, mehr aus Schmerz denn aus Zorn; und er wollte nicht mehr in einer Welt leben, in der das Gute keinen Platz hatte, sondern das Böse herrschte.

Stockholm. **August Strindberg.**

(Schluß folgt.)

B. Kellermann: Kritische Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Christentums. Berlin 1906. M. Poppelauer.

Die Hypothese Kalthoffs, Jesus sei keine historische Gestalt, sondern nur der Heros eponymos der christlichen Gemeinden, und die Ueberlieferung von ihm enthielte auch nicht den geringsten geschichtlichen Kern, ist auch von den freiesten und wissenschaftlich strengsten Kirchenhistorikern einmütig abgelehnt worden. Für den Grund dieser Ablehnung halten Kalthoff und Kellermann, der sich seine Hypothese aneignet, theologische Befangenheit; in Wahrheit liegt er in der historisch-philologischen Schulung, die ihre Jünger davon zurückhält, aus einzelnen Beobachtungen zu weit gehende Schlüsse zu ziehen und neben den Merkmalen des Unechten die des Echten zu übersehen.

Gewiß enthält die Erzählung der Evangelien Züge, die aus der hellenistisch-römischen Welt stammen. Aber diese Züge beweisen nur, daß die Evangelien, wie schon ihre Sprache zeigt, ihre heutige Gestalt in der hellenistischen Welt erhalten haben. Bekanntlich trägt der Jesus des Heliand germanische Züge; wenn nun zufällig alle ältere Ueberlieferung von Jesus verloren wäre, so müßten Kalthoff und Kellermann nach ihrer Methode schließen, daß die Gestalt Jesu eine germanische Erfindung sei. Je größer eine historische Persönlichkeit ist, desto mehr wird sie von der Sage umrankt; aber darum bleibt sie selbst doch historisch. Wer imstande gewesen wäre, die Gestalt Jesu zu erfinden, hätte beinahe noch größer sein müssen, als Jesus war.

Wenn ein so klarer und philosophisch gebildeter Beurteiler wie Kellermann sich für Kalthoffs unhistorische Hypothese hat einnehmen lassen, so bestimmt ihn dazu offenbar eine Antipathie gegen die christliche Moral und Vorliebe für die mosaische Gesetzlichkeit, die für ihn mit Kantischem Rigorismus zusammenfällt. Man muß ihm zugeben, daß die Befreiung von den strengen Normen des Sittengesetzes und insbesondere die paulinische Lehre von der Wertlosigkeit der guten Werke gelegentlich zu moralischer Erschlaffung und Zügellosigkeit verleitet haben, und daß es dem gegenüber gerade in unserer Zeit am Platze ist, an den Ernst des kategorischen Imperativs und den erzieherischen Wert des alten Testamentes zu erinnern.

Elberfeld. Friedrich Cauer.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 17. Berlin, den 26. Januar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Wie sehr Deutschland noch in den konstitutionellen Kinderschuhen steckt, dafür ist die Rede bezeichnend, die der Reichskanzler Fürst Bülow auf dem Kolonialdiner am 19. d. M. hielt. In England, Frankreich, Italien pflegen die Leiter der Regierung vor den Wahlen ihren politischen Standpunkt klipp und klar darzulegen. Bei uns wird immer ängstlich die Fiktion aufrechterhalten, als ob die Regierung eine Art politische Vorsehung über den Parteien bilde, ohne daß sie selbst Partei ergreifen dürfe. Eine so unnatürliche Haltung nötigt geradezu zur Zweideutigkeit. Von dieser Zweideutigkeit und Unklarheit war schon der Silvesterbrief des Fürsten Bülow erfüllt. Seine jüngste Rede trägt dieselben Mängel. Sie kommt über allgemeine politisch-philosophische Betrachtungen nicht hinaus, sucht alle Rückzugslinien offenzuhalten, vermeidet jedes deutliche Ziel und kann deshalb auch nie werbende Kraft erlangen.

Auch diese Rede hat wieder deutlich gezeigt, wie unnatürlich unser ganzes Regierungssystem geworden ist. In einem wirklich konstitutionell regierten Lande darf nur der Monarch über den Parteien stehen; die Regierung aber muß Partei ergreifen. Aus dieser Forderung erwächst ohne weiteres das parlamentarische Regiment. Wir müssen endlich in Deutschland aus dem Zwitterzustande des Halbabsolutismus hinaus, in dem es keinerlei klare politische Verantwortung gibt.

Auch Exzellenz Dernburg hat noch zweimal vor den Wahlen sich vernehmen lassen; er sprach in München und in Stuttgart.

Liebt Fürst Bülow die vorsichtigen, schattenhaften Allgemeinheiten, so liebt sein Kolonialdirektor die massive Derbheit; der eine malt in den verschwommensten Wasserfarben; der andere trägt die Oelfarben recht schreiend und dick auf.

Dem resoluten Optimismus des Herrn Dernburg kann man mit einiger Skepsis gegenüberstehen; man mag seinen Zahlen nicht trauen, immerhin muß man zugeben, daß die kraftvolle Unbekümmertheit, mit der er seine Aufgabe anpackt, erfrischend wirkt gegenüber einer politischen Methode, die nicht wagt, das Steuer fest in die Hand zu nehmen.

Nicht der Gesichtspunkt ist für den Fürsten Bülow maßgebend: Wohin muß das Staatsschiff im wohlverstandenen Interesse Deutschlands gesteuert werden? sondern er handelt nach dem Grundsatz: Wohin kann das Staatsschiff bei der parlamentarischen Ladung, die zu erwarten ist, und bei den Sympathien und Antipathien des ersten Befehlshabers gesteuert werden? Und er ist bereit, ein wenig weiter nach rechts oder ein wenig weiter nach links zu halten, je nachdem; und er wird auch geneigt sein, nochmals auf Zentrum zu steuern, wenn es verlangt werden sollte.

Es ist recht unwahrscheinlich, daß die zupackende Kraft, die Herr Dernburg entwickelt hat, bis in die Tiefe gereicht hat und für die Gestaltung der Wahlen irgendwie erheblich in das Gewicht gefallen ist; es ist aber ganz ausgeschlossen, daß die politischen Zierlichkeiten, mit denen Fürst Bülow schriftlich und mündlich das deutsche Volk beschenkte, irgend einen Einfluß auf das Wahlergebnis haben sollten.

Die Entscheidung ist bereits gefallen, wenn diese Zeilen vor die Augen der Leser kommen; dann wird unser bescheidener Reichskapellmeister wissen, welche Kompositionen dem neuen Orchester zugemutet werden können; ob die hergebrachten agrarisch-römischen Choräle, oder ob seine ureigenste Komposition von der höchst monströsen „Paarung konservativen Geistes mit liberalem Geiste" sich exekutieren läßt. Man könnte dieses Paarungsstück auch nennen: das politische Locklied für den unpolitischen deutschen Philister.

Zwischen dem Deutschen Reiche und Dänemark ist ein Staatsvertrag über die Behandlung der sogenannten „staatenlosen" Optantenkinder zustande gekommen.

Durch die Ereignisse von 1864 war für eine Anzahl von Bewohnern der Grenzgebiete gegen Dänemark eine derartige Situation geschaffen, daß sie weder die dänische noch die deutsche Staatsangehörigkeit besaßen. Dieser Zustand konnte für den einzelnen nicht unerhebliche Nachteile haben, und dieser Zustand bildete die Quelle immer neuer Verstimmungen zwischen dem Deutschen Reich und Dänemark.

Wir begrüßen es mit aufrichtiger Freude, daß eine Regelung nunmehr eingetreten ist, die sachlich zweckmäßig erscheint, und die ein Beweis ist für den Willen in Berlin und in Kopenhagen, freundschaftliche Beziehungen zu einander zu pflegen und die eingesargte Vergangenheit zu vergessen.

Die Zeit wird nicht fern sein, da es eine Dänenfrage bei uns in Preußen nicht mehr gibt. Wären wir nur so weit, daß wenigstens der richtige Weg beschritten ist, auf dem wir auch zu einer Lösung der elsaß-lothringischen und der freilich viel schwierigeren Polenfrage gelangen können. Aber wie gehen wir vor allem bei der Behandlung der Polen noch immer in der Irre.

Als ein wahres Paradigma politischer Kraftlosigkeit kann die Behandlung der Thronfolgefrage in Braunschweig durch den dortigen Staatsminister von Otto bezeichnet werden. Resolut sind nur die Welfen in Braunschweig, und die gesamte nichtwelfische Bevölkerung ist unvermögend, sich des welfischen Einflusses zu erwehren, und so ergibt sich denn eine Stimmung, die das Glück des Staates darin sieht, daß irgend ein Cumberland-Sprosse das braunschweigische Land als Souverän beglücken soll. Herr von Otto aber leitet diesen Wunsch des loyalen Braunschweig auf einem Umweg an den deutschen

Bundesrat, um vermittels dieses politischen Umweges die Ungnade Preußens zu vermeiden.

Wir setzen voraus, daß der Bundesrat einen Cumberland-Sohn nicht auf den braunschweigischen Thron zulassen wird. Auch ein Cumberländer würde zwar in normalen Zeiten ebenso ungefährlich in Braunschweig sein wie in Gmunden oder wo sonst. Aber in ernsten Zeiten könnte er zu einer Unbequemlichkeit wohl werden; da andererseits die Braunschweiger gemäß alter, süßer Gewohnheit ein Landeshaupt haben müssen, so wird sich hoffentlich ohne Schwierigkeit irgend ein deutscher Prinz auftreiben lassen, der das Regentschaftsgeschäft in Braunschweig zu übernehmen bereit ist, der insbesondere die praktischen Annehmlichkeiten einer Hofhaltung sowohl der Residenzstadt wie dem Lande Braunschweig angedeihen läßt und zwar zur Mehrung der Loyalität mit größerer Freigebigkeit, als es bisher geschehen ist.

Es liegt eine neue Bestätigung dafür vor, daß Fürst Bismarck in der Tat zum Schluß seiner amtlichen Laufbahn die Absicht hatte, den Kaiser in einen blutigen Konflikt mit der Sozialdemokratie hineinzureißen.

Professor Kämmel hatte am 30. Oktober 1892 eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck, die er jetzt in den „Grenzboten“ veröffentlicht.

Zwei Stellen seien aus dieser Unterredung mitgeteilt.

Fürst Bismarck äußerte als seine Ansicht:

„In Rom war aqua et igni interdictus, wer sich außerhalb der Rechtsordnung stellte, im Mittelalter nannte man das ächten. Man müßte die Sozialdemokratie ähnlich behandeln, ihr die politischen Rechte, das Wahlrecht nehmen. Soweit würde ich gegangen sein.“

Und über die Stellung des Kaisers äußerte Bismarck:

„Der Kaiser sagte mir, er wolle nicht einmal ‚Kartätschenprinz‘ heißen wie sein Großvater und nicht gleich am Anfange seiner Regierung ‚bis an die Knöchel im Blute waten‘. Ich sagte ihm damals: ‚Ew. Majestät werden noch viel tiefer hinein müssen, wenn Sie jetzt zurückweichen.‘“

Damit werden die Angaben von Hohenlohe durchaus bestätigt, und damit finden auch die Folgerungen ihre Bestätigung, die bei Besprechung der Memoiren von Hohenlohe hier in der „Nation“ (laufender Jahrgang Nr. 7) gezogen worden sind.

Deutschland stand vor einer furchtbaren inneren Krisis, und die Entlassung Bismarcks verhinderte Blutvergießen und beseitigte die Gefahren eines Bismarckschen Hausmeiertums mit ihren zersetzenden Wirkungen für die politische Fortentwicklung des Reiches.

Ungarn erinnert daran, daß es in unmittelbarer Nähe der Balkanländer liegt.

Die Enthüllungen in der Presse über den Minister Geza Polonyi sind so arge, daß der Skandal sich nicht mehr ersticken ließ und das Ministerium vor die Frage gestellt ist, wie es sich seines Justizministers, dessen Hände arg beschmutzt sind, entledigen kann. Es scheint, daß die Aufgabe keine ganz leichte ist, möglicherweise aus dem Grunde, weil eine Reihe anderer Politiker die Indiskretionen des gestürzten Polonyi zu fürchten hätten.

In Rußland haben die ersten Wahlen von Bevollmächtigten der Arbeiter stattgefunden und zwar in Petersburg; sie fielen in der erdrückenden Mehrheit oppositionell aus. Das ist ein Symptom für die Erfolge der Stolypinschen Politik; ein zweites Symptom tritt auch immer erneut in die Erscheinung. Zwar arbeiten die Kriegsgerichte weiter, und zwar verkündet der offiziöse Telegraph immer von neuem, daß mit den letzten Verhaftungen die Revolution enthauptet sei; die schon so oft enthauptete Revolution schießt alsdann aber wie seither verhaßte Staatsbeamte über den Haufen. Auch in der Chronik dieser Woche gibt es eine Reihe solcher politischen Morde.

Es scheint sicher zu sein, daß die russische Regierung einen neuen Pump im zivilisierten Europa zu machen im Begriff ist. Die Reisen russischer Finanzagenten wären weniger beweiskräftig, als die Ankündigung einer liberalen Gesetzgebung. Da Herr Stolypin mitteilen läßt, daß er dabei sei, einen Gesetzentwurf über die Unverletzlichkeit der Person und des Briefgeheimnisses ausarbeiten zu lassen, so kann kaum noch daran gezweifelt werden, daß ein Angriff auf die europäischen Geldspinden unmittelbar bevorsteht. Würde Herr Stolypin gar verkünden lassen, daß auch den Juden Erleichterungen gewährt werden sollen, so wäre es ganz sicher, daß nichts im Werke ist, als eine neue russische Anleihe. — in der einen oder der anderen Form — mit dem Zwecke, dem morschen bureaukratisch-absolutistischen System noch für eine kurze Spanne Zeit vor dem endgültigen Zusammenbruch einige Kraft zur Unterdrückung des Volkes einzuflößen.

Vor dem schwer heimgesuchten Kingston hat sich ein kleiner englisch-amerikanischer „Zwischenfall“ abgespielt. Der amerikanische Admiral, der zur Hilfeleistung herbeigeeilt war, blickte nicht, bevor er irgend einen Schritt tat, in das internationale Komplimentierbuch; er hat in seiner zugreifenden Art es vorgezogen, nützlich zu sein statt korrekt. Das hat der Gouverneur der Insel übel genommen, und so konnte der Draht ein paar Tage hindurch die Zeitungen durch Telegramme über dieses gewichtige Ereignis unterrichten. Es war freilich nie zweifelhaft, daß die Regierungen zweier mächtiger, aufgeklärter Völker diese Etikettenfragen so behandeln würden, wie sie es verdienen.

* * *

Eine Wählerversammlung in Cordeshagen.

Wenn diese Nummer den Lesern vor Augen kommt, ist die Wahlentscheidung gefallen. Die hellen und die dunklen Lose sind aus der Wahlurne herausgenommen. Ueber die mutmaßlichen Wahlresultate heute zu spekulieren, ist danach zwecklos. Dagegen wird es unsere Leser gewiß interessieren, einmal einen kleinen Ausschnitt aus der Wahlbewegung zu erhalten, der ihnen zeigen mag, wie die politischen Zustände im Machtgebiet der preußischen Junker sind.

Um das politische Kulturbild recht anschaulich zu gestalten, will ich eine Wählerversammlung in einem hinterpommerschen Dorfe beschreiben, die ich am vorigen Sonnabend abgehalten habe. Cordeshagen ist eines der größeren Dörfer des Kreises Köslin, in dem die Liberalen seit langer Zeit eine Anzahl treuer Anhänger haben. Es war beschlossen worden, auch vor dieser Reichstagswahl dort eine Versammlung abzuhalten. Früher hatten wir im Ortsgasthof die Versammlungen veranstalten können; diesmal war es den patriotischen Bemühungen der konservativen Herren gelungen, den Wirt zu bestimmen, uns seinen Saal zu verweigern. Diese Saalabtreibungskünste sind hier in Hinterpommern gang und gäbe. Die Wirte knirschen mit den Zähnen, aber sie wissen, was für polizeilichen Schikanen sie ausgesetzt sind, wenn sie dem Willen der Großgrundbesitzer, der Amtsvorsteher usw. Trotz bieten. Schon allein in der Handhabe der Polizeistunde liegt ein immer bereites Mittel, den Wirten Scherereien aller Art zu verursachen. Aber auch sonst ist ja ein Wirt, der sich mit dem gestrengen Polizeiherrn überworfen hat, nicht auf Rosen gebettet.

Da wir in Cordeshagen keinen Gasthofssaal bekommen konnten, schickten wir einen Mann hinaus, um in einem Privathause einen Raum für die Versammlung zu mieten. Ein liberaler Drechslermeister, ein alter Freund unserer Sache, erklärte sich bereit, seine Werkstatt herzugeben. Das Anerbieten wurde angenommen, die Werkstätte ausgeräumt und die Versammlung angemeldet. Da die polizeiliche Vorsehung des Ortes, der Amtsvorsteher Herr von Blankenburg-Strippow, einer unserer heftigsten Gegner ist, so rechneten wir mit der Möglichkeit, daß noch in letzter Stunde feuerpolizeiliche oder andere Bedenken ins

Feld geführt werden würden, um die Versammlung unmöglich zu machen. Die Besorgnis erwies sich jedoch als überflüssig. Dagegen wurde ich am Versammlungstage in Köslin von mehreren Seiten telephonisch darauf aufmerksam gemacht, daß der ganze konservative Heerbann beschlossen habe, anzutreten und den beschränkten Raum vorher mit zuverlässigen Mannschaften zu besetzen. Die Aussicht war nicht sehr schreckhaft, denn unser braver Drechslermeister war leicht zu bewegen, uns das Hausrecht zu übertragen, und da es in einer anderen Versammlung schon gelungen war, den überwachenden Gendarmen zu veranlassen, einen rebellischen Amtsvorsteher aus dem Lokal zu weisen, so fuhr ich mit einigen handfesten Freunden durch die Winternacht Cordeshagen in munterer Laune entgegen.

Nach zweistündiger Wagenfahrt ist Cordeshagen erreicht. Das Versammlungslokal ist höchst originell: Ein niedriger Raum, aber groß genug, daß etwa 150 Leute dicht nebeneinander darin stehen können. Zwei kleine Oellämpchen, die von der Decke hängen, verbreiten über die erwartungsvoll harrende Menge ein Rembrandtsches Helldunkel. Auch alle Nebenräume und die Gänge sind dicht besetzt. Die Fenster stehen offen, und vor den Fenstern drängen sich noch 80 bis 100 Wähler.

Mit Mühe dringen wir in den Hauptraum vor. Ein vierbeiniger Schemel wird gebracht. Die Versammlung kann beginnen. Bevor aber die Sache losgeht, tritt der Herr Gendarm höflich an mich heran und verlangt, daß die Fenster eingehängt werden. Es entspinnt sich zwischen dem Gendarmen und mir eine kleine staatsrechtliche Diskussion über den Begriff einer Versammlung im geschlossenen Raum. Ich mache das Argument geltend, daß die Fenster offenbleiben müßten, weil wir sonst alle in dem engen Raum ersticken würden, und daß niemand die Leute verhindern könne, sich auf einem privaten Grundstück vor einem offenen Fenster aufzuhalten, wenn der Eigentümer des Grundstücks nichts dagegen habe. Der Friede mit der Behörde wird auf der Grundlage abgeschlossen, daß die Fenster zwar eingehängt werden, aber offenbleiben.

Nun beginnt die Versammlung. Das übliche Kaiserhoch wird ausgebracht, und ich besteige meinen Rednerschemel. Die gnädigen Herren der Umgegend sind ausgeblieben. Ein Blick auf meine Zuhörer überzeugt mich davon, daß sie sehr recht daran getan haben: die Versammelten sind zumeist kleine Leute, deren Liebe zu den gestrengen Herren äußerst gering ist. Dagegen haben sich zwei junge Diener der Kirche eingefunden, um die Sache ihrer Patrone zu führen. Meine Rede knüpft natürlich an die Zustände in der Gemeinde und des Kreises an. Der Terrorismus der Grundherren wird gebührend behandelt. An Stoff dazu aus dem alltäglichen Leben fehlt es nicht. Nach und nach erweitere ich den Kreis der politischen Betrachtungen, komme auf die Zustände im Staat und Reich, auf Schulfragen und das gleiche Wahlrecht. Diese einfachen Dorfbewohner bilden ein äußerst dankbares Auditorium. Mit gespannten Gesichtszügen blicken die Zuhörer auf den Redner. Ein paar schwarze Schafe, die gelegentlich im Hintergrunde zu stören versuchen, werden sofort von ihren Nachbarn zur Ruhe verwiesen. Die Stimmung der Versammlung überträgt sich auf den Redner. Ich merke bald, daß ich die Zuhörer in der Hand habe. Zuerst wagt sich der Beifall schwerfällig hervor, dann wird er lebhafter. Plötzlich — noch mitten in der Rede — wird mir aus der Versammlung ein Hoch ausgebracht. Nach dreiviertelstündiger Rede schließe ich.

Die Stimmung ist sehr günstig. Nun beginnt die Diskussion. Die beiden jungen Vertreter der Gottesgelahrtheit rücken vor. Der eine, der Pastor des Orts, meldet sich zum Wort. Er macht seine Sache nicht ganz ungeschickt. Das teuere Schwein, die konservative pièce de résistance bei diesen Wahlen, bildet den Mittelpunkt seiner ethisch-politischen Ausführungen. Dann wird der Pastor etwas kühner und verteidigt die Junker als opferwillige, hilfsbereite und humane Männer. Ein starkes Murren in der Versammlung belehrt ihn sofort, daß er einen Schwupper begangen hat, aber er ist nicht geschickt genug, das heikle Thema rasch zu verlassen, sondern spinnt es weiter.. Seine Sache ist bereits verloren, bevor er die gebührende Antwort erhält.

Der zweite Diener der Kirche, ein junger Pastor der Umgegend, besteigt den Rednerschemel. Er arbeitet mit rechtsnationalliberalen Redensarten. Er ist in gewissem Sinne auch liberal, er schätzt das gleiche Wahlrecht; aber er kennt die Junker, sie sind besser als ihr Ruf; auch sie haben ein Herz für den kleinen Mann; auch sie wollen das Reichstagswahlrecht unangetastet lassen. Aber auch ihm wollen die Zuhörer nicht glauben, was er schönes and gutes von den Junkern berichtet, und als ich einige drastische Aeußerungen der „Kreuzzeitung", des Grafen Mirbach und des Freiherrn von Zedlitz vorlese, um nachzuweisen, wie die Vorliebe der Konservativen für das Reichstagswahlrecht aussieht, ist der zweite pastorale Diskussionsredner so aus der Fassung gebracht, daß er sich in der Duplik wieder den teuren Schweinepreisen zuwendet. Aber es stellt sich heraus, daß die Anwesenden, als ich ihnen die Bedeutung der Verteuerungspolitik klarmache und insbesondere auch die Wirkung der Kornzölle ausgiebig heranziehe, den verführerischen Klängen der hohen Schweinepreise gegenüber ziemlich unempfindlich sind. Die beiden Pastoren suchen nach einem guten Abgang und erklären, daß sie von der Diskussionsfreiheit keinen unbescheidenen Gebrauch machen wollen. Ich bestehe aber darauf, daß sie alles sagen, was sie auf dem Herzen haben, ein Entgegenkommen, das sie nicht sehr zu schätzen scheinen. Endlich treten sie vom Kampfplatz ab. In einigen Schlußworten werden die Ergebnisse der Diskussion zusammengefaßt, und der Vorsitzende — in diesem Falle der Vor s t e h e n d e, denn auch er hatte keinen Platz — schließt mit einem dreifachen Hoch auf den liberalen Kandidaten, in das die Versammlung kräftig einstimmt.

Langsam leert sich der Raum. In Gruppen bleibt die Versammlung zusammen. Ich rede mit diesem und jenem, dessen charakteristische Physiognomie mir auffällt. Unser braver Drechslermeister läßt es sich nicht nehmen, uns noch mit Schnaps, Bier und Butterbrot zu bewirten, dann wird die Rückfahrt angetreten. Unser Wagen überholt einzelne Gruppen von Wählern, die aus der Umgegend herbeigekommen waren, kleine Trupps, von denen einzelne eine Laterne mitgebracht haben, um in der dunklen Nacht sicher wieder nach Hause zu kommen.

Ich sage mir: Welch ein öffentliches Interesse! Welch ein Segen liegt in diesem allgemeinen gleichen Wahlrecht! Unsere sogenannten gebildeten Kreise, die vielfach lau und flau der Politik gegenüberstehen, könnten sich an diesen einfachen Landleuten, die durch Nacht und Regen zu einer Wählerversammlung pilgern, ein Beispiel nehmen. Und wie schwer wird es diesen armen Leuten gemacht, ihrer politischen Ueberzeugung zu folgen. Wie mancher arme Teufel wird aus dem Dienst gejagt, wenn es herauskommt, daß er liberal gewählt hat. Wer das wahre Wesen unserer Reaktion verstehen will, der lerne den preußischen Osten kennen!

Köslin. **Theodor Barth.**

Die Lebenshaltung des Proletariats in den Vereinigten Staaten.

II.

Wie sind nun die Wohnungen der Aermsten in Amerika beschaffen? Eine gute Einführung bietet die Betrachtung der Washingtoner Familien, weil ihre Wohnungsverhältnisse als typisch für die des Proletariats in allen amerikanischen Städten, den kleinen wie den großen, mit Ausnahme etwa von Newyork und Chicago, angesehen werden können.

Familie Nr. 1 besteht aus zehn Personen: der Mann, die Frau, eine alte Tante und 7 Kinder im Alter von 8 Jahren bis zu 5 Monaten. Der Vater ist etwa 30 Jahre alt und ist das einzige erwerbende Mitglied der Familie. Er ist Kohlenschaufler und verdient 38 bis 50 Mark die Woche. Sie bewohnen ein zweigeschossiges Holzhaus mit 4 Räumen. Die

Zimmer sind von mittlerer Größe. Das Haus hat keinerlei Bequemlichkeiten, und das Wasser muß aus der Entfeenung herangeschafft werden. Haus und Umgebung sind unhygienisch. Der Wert des Grund und Bodens beträgt 1130 Mark, der des Hauses 630 Mark, die Jahresmiete 428 Mark.

Familie Nr. 3 besteht aus 7 Personen, der Mann, die Frau und 5 Kinder. Der Vater, ein Mann in mittlerem Alter arbeitet für eine Baugesellschaft. Sein Tagelohn beträgt 8,40 Mark, aber er verliert sehr viele Tage infolge schlechten Wetters. Eine Tochter von 16 Jahren ist in einem Restaurant tätig und bringt etwas Geld nach Haus. Sie bewohnen ein zweigeschossiges Holzhaus am äußersten Ende der Stadt. Das Haus hat drei mittelgroße Räume und eine Hütte, die im Sommer als Küche benutzt werden kann; aber die Wohnung ist in jeder Beziehung unhygienisch. Das Wasser muß aus der Entfernung herangeschafft werden und ist bei kaltem Wetter sehr schwer zu bekommen. Der Wert des Grund und Bodens beträgt 760 Mark, der des Hauses 630 Mark, der jährliche Mietspreis 252 Mark.

Familie Nr. 4 besteht ebenfalls aus 7 Köpfen, der Mann, die Frau, ein Sohn von 24 Jahren und 4 Kinder. Vater und Sohn arbeiten beide als Tagelöhner, jeder zu 6,30 Mark pro Tag. Bei gutem Wetter sind sie regelmäßig beschäftigt. Sie bewohnen zwei Hinterzimmer im Erdgeschoß und zwei Zimmer im Keller. Der Vorderraum des Erdgeschosses dient als Laden. Das Haus hat keinerlei Bequemlichkeiten und ist unhygienisch. Die Miete beträgt 378 Mark pro Jahr.

Familie Nr. 5 besteht ebenfalls aus 7 Personen: Mann, Frau und 5 Kinder. Der Vater steht in mittlerem Alter, ist Kutscher und ist ziemlich regelmäßig beschäftigt. Sein Lohn beträgt 38 Mark die Woche. Das älteste Kind, ein Mädchen von 15 Jahren, arbeitet gelegentlich in einer Kartonfabrik und verdient dann 8,40 Mark die Woche. Sie bewohnen ein zweigeschossiges Holzhaus mit 6 kleinen Räumen ganz am äußersten Ende der Stadt. Das Haus ist schadhaft, hat keinerlei Bequemlichkeiten und ist im ganzen ungesund. Wasser muß aus der Entfernung herangeschafft werden. Der Wert des Grund und Bodens beträgt 250 Mark, der des Hauses 1260 Mark, die Jahresmiete 353 Mark.

Familie Nr. 17 besteht aus 4 Personen: Mann, Frau und 2 Kinder. Der Vater, ein junger Mann, ist das einzige erwerbende Mitglied der Familie. Er ist Tagelöhner und verdient 8,40 Mark am Tage. Seine Beschäftigung ist unregelmäßig, und er verdient im Durchschnitt 30 bis 42 Mark die Woche: Sie bewohnen ein zweigeschossiges Ziegelhaus in einer schmalen Gasse. Das Haus hat vier kleine Räume, aber keine Bequemlichkeiten und kann nicht als hygienisch angesehen werden. Der Wert des Grund und Bodens beträgt 1260 Mark, der des Hauses 1890 Mark, die Jahresmiete 437 Mark usw.

In keinem der neunzehn Häuser ist eine Badewanne vorhanden, und nur in einem einzigen laufendes Wasser. In den meisten Häusern muß das Wasser von so weit herangeschafft werden, daß es unmöglich ist, es in solchen Mengen aufzubringen, wie im Interesse der Reinlichkeit nötig wäre. Gas ist auch nur in einem Hause. Wie wenig die Häuser überhaupt für menschliche Wohnungen geeignet sind, kann man schon daraus sehen, daß der durchschnittliche Wert der gemieteten Einfamilienhäuser unter Ausschluß des Grund und Bodens 1000 Mark und bei Ausscheidung der fünf besten nur etwa 600 Mark beträgt.

Ich habe die Darstellung dieser Wohnhäuser, von denen es in den Vereinigten Staaten Hunderttausende und Aberhunderttausende gibt, so ausführlich wiedergegeben, weil dieser Typus in unseren deutschen Großstädten nahezu vollständig fehlt, und weil ferner die Tatsache, daß dieser Typus für die Wohnungen der Aermsten in Amerika der vorherrschende ist, in Deutschland meines Wissens nur wenig bekannt ist. Um so kürzer kann ich mich bezüglich des zweiten, minder häufigen Typus, bezüglich der Mietskaserne fassen, die vor allem in Newyork und Chicago eine große Bedeutung für die Beherbergung der Aermsten erlangt hat. Es genügt vielleicht zu sagen, daß die krassesten Mißstände, die je in bezug auf die Beschaffenheit der Wohnungen in den elendesten Vierteln irgend einer westeuropäischen Großstadt aufgedeckt worden sind, in Newyork und Chicago noch heute ihr Gegenstück finden, und daß die Unterlassungssünden einer laxen Gesetzgebung und einer noch laxeren Polizei um so verhängnisvoller wirken, als sie eine Bevölkerung treffen, die sich nicht zum geringen Teil aus Negeen, Juden, Polen und Italienern zusammensetzt, also aus Stämmen, deren Angehörige, solange sie arm sind, nur allzusehr geneigt sind, selbst wohnliche Behausungen binnen kurzem in Stätten starrenden Schmutzes zu verwandeln. Kurz, wohin man auch blickt, findet man, daß die Wohnungen der Aermsten in den Vereinigten Staaten, trotz ihres ebenso großen Einkommens ungleich schlechter beschaffen sind, als die unserer normalen Arbeiterfamilien.

Um so auffallender ist es, daß der Mietspreis pro Raum in diesen elenden Wohnungen der Aermsten nicht niedriger ist, als in den guten, mit vielen Bequemlichkeiten ausgestatteten Wohnungen der normalen Arbeiterfamilien. Gewiß, auch bei uns ist der Unterschied zwischen dem Mietspreis pro Raum in den winzigen Wohnungen der Arbeiter und den größeren des Mittelstandes nur gering und in keinem Verhältnis zu der Verschiedenheit in der Beschaffenheit der Wohnungen und der Häuser; aber ein geringer Unterschied in dem Mietspreis ist doch bei uns vorhanden, und auch der Unterschied in der Ausstattung ist nicht so erheblich wie drüben. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß bei der nahezu absoluten Wehrlosigkeit der ja in einer so geringen Minderheit befindlichen und durch Gegensätze in Rasse und Sprache geschwächten Aermsten, der Grundsatz, daß die Häuser des Proletariats größere Erträge abzuwerfen haben als die der Wohlhabenden, noch bedeutend erfolgreicher durchgeführt ist als bei uns. Sehen wir uns doch z. B. einmal die Rentabilität der vorhin besprochenen Häuser in Washington an. In Washington ist es üblich, den jährlichen Mietspreis eines Hauses auf 10 Prozent des gemieteten Objekts zu bemessen. Ist z. B. der Wert des Grundstückes 4000 Mark, der des Hauses 6000 Mark, so beträgt die Jahresmiete rund 1000 Mark. Wie steht es nun mit den Häusern der Aermsten? Bei Familie 1 ist, wie oben gezeigt, der Wert des Grund und Bodens 1130 Mark, der des Hauses 630 Mark, der Gesamtwert des gemieteten Objekts 1760 Mark. Die Jahresmiete müßte also bei zehnprozentiger Verzinsung 176 Mark betragen, in Wirklichkeit beträgt sie 428 Mark oder 24 Prozent. Familie 3 zahlte für ihr Haus, das mit Grund und Boden einen Wert von 1390 Mark darstellt, nicht 139 Mark, sondern 252 Mark, Familie 5 nicht 151, sondeen 353 Mark und so fort. Und zwar zahlten gerade die allerärmsten Familien die verhältnismäßig teuersten Mieten. So zahlten die sieben Familien, deren Mietsobjekt weniger als 2000 Mark, und im Durchschnitt 1520 Mark beträgt, nicht durchschnittlich 152 Mark Jahresmiete, sondern 284 Mark. Sie verzinsten die Mietsobjekte nicht mit 10 Prozent, sondern mit 18,7 Prozent. Die acht armen Familien hingegen, deren Mietsobjekt 2000 Mark überstieg, zahlten bei einem durchschnittlichen Mietsobjekt von 3772 Mark nicht 377 Mark Miete, sondern 469 Mark, also zwar mehr als 10 Prozent, aber doch nur 12,4 Prozent. Insgesamt verzinsten die fünfzehn armen Familien, die ein ganzes Haus mietsweise bewohnten, die gemieteten Objekte mit 14,1 Prozent und gaben statt 272 Mark jährlicher Miete 383 Mark aus. Selbst wenn man also berücksichtigen will, daß die Verwaltungskosten bei derartig geringfügigen Objekten für den Hausbesitzer relativ größer sind als bei wertvolleren Häusern, daß er eher einen Mietsausfall zu gewärtigen hat, und daß die Abnutzung, wenn man überhaupt bei derartig elenden Behausungen noch von Abnutzung sprechen darf, eine intensivere ist, kommt man doch zu dem Ergebnis, daß diese Aermsten jährlich nahezu 100 Mark mehr für ihre Wohnung zahlen als billig. Für eine Wohnung, die etwa halb soviel wert ist, wie die der normalen Arbeiterfamilie, müssen sie etwa $^2/_3$ soviel zahlen.

Stellt man also die Wohnungen des Proletariats denen der normalen Arbeiterfamilie gegenüber, so muß man sagen: die normale amerikanische Arbeiterfamilie wohnt gut und preiswert, die Aermsten wohnen sehr schlecht und teuer. Vergleicht man die Aermsten in Amerika mit unseren normalen Arbeiterfamilien, so kommt man zu dem Ergebnis: die Aermsten haben drüben zwar eine größere Wohnung als unsere Arbeiter, was ein sehr großer Vorteil ist, und sie wohnen auch nicht teurer, denn sie zahlen pro Wohnraum nicht mehr, aber ihre Woh-

nungen sind schlechter, und sie müssen viel mehr für ihre Wohnung ausgeben.

Was die Aermsten an Wohnungsmiete zuviel auszugeben haben, das suchen sie zum Teil durch Ersparnisse an Heizung und Beleuchtung auszugleichen. Während die normalen Arbeiterfamilien in Washington 3½ Prozent ihrer Gesamtausgaben auf diese beiden Posten verwenden, sind es bei den Aermsten nur 3 Prozent. Während die normale Arbeiterfamilie 33 Mark pro Wohnraum dafür aufwendet, geben die Aermsten nur etwa halb so viel aus. Trotz ihrer sehr viel größeren Wohnung, die sich ja zudem in der Regel noch auf mehrere Stockwerke verteilt, geben diese Aermsten anscheinend nicht einen höheren Betrag aus, als eine normale deutsche Arbeiterfamilie. Dieser Erfolg ist denn auch in der Tat nur auf Kosten der Behaglichkeit, ja der Gesundheit und unter Zuhilfenahme unwürdiger Mittel bei Beschaffung der Heizmaterialien zu erreichen. Der Berichterstatter schildert diese Verhältnisse in folgenden Worten:

„Die Armen beschaffen sich ihr Heizmaterial in ganz ungeregelter Weise, hier und dort, so gut sie können. In einem Falle (Familie 6) konnte die Hausfrau, eine Witwe mit sechs Kindern, das Fehlen von Kohlenkäufen damit erklären, daß ihr Hausherr so gütig gewesen war, als ihm das Mietgeld angeboten wurde, es zurückzuweisen und ihr zu sagen, das Geld zu nehmen und Kohlen dafür zu kaufen. Fünf von den Familien . . . hatten überhaupt nichts für Heizzwecke ausgegeben. Die Art, in der diese fünf Familien die Heizungsfrage lösten, ist die Art, in der Tausende armer Familien diese Frage lösen. Familie 3 hatte keine Rechnung für Heizung, weil der Vater das ganze Jahr hindurch ständig etwas für den Ofen nach Hause brachte, heute eine Eisenbahnschwelle, die weggeworfen worden war, morgen eine Tasche voll Kohle, die er auf dem Eisenbahngleise in der Nähe des Hauses gefunden hatte. Auf dem Heimwege von seiner Arbeit pflegte er dort vorbeizugehen, wo die Kohlenwaggons standen, und die Hausfrau erklärte, die Leute von der Bahn seien sehr gut zu den Armen und erlaubten ihnen, die Kohle aufzuheben, die von den beladenen Waggons herabfalle. Sie sagte weiter, daß die Leute von der Bahn es bei sehr kaltem Wetter mitunter so ‚einrichten, daß Kohle zufällig herabfällt'. . . Der Vater von Familie 5 beutete Aschenhaufen aus, die nicht weit von seinem Hause entfernt liegen. Sonntags suchte er regelmäßig in Begleitung eines oder mehrerer seiner Kinder diese Haufen auf, die durch das Entladen der städtischen Müllwagen entstanden, und verschaffte sich genug Kohle, um damit die Woche hindurch zu reichen. Mit anderen Worten, in dieser Familie wurde die Heizungsfrage dadurch gelöst, daß man den Sonntag der Arbeit widmete. In ungefähr derselben Weise beschaffte sich Familie 11 das Heizmaterial . . .

Während des größeren Teiles des Jahres wird als einziges Heizmaterial Petroleum benutzt. In allen Familien mit Ausnahme von zweien wurde ein Petroleumofen gefunden. Auf diesem kann das einfache Kochen mit einer Ausgabe von wenigen Cents die Woche erfolgen. Es ist jedoch zu beachten, daß auf den kleinen Oefen, die so benutzt werden, kein Brot gebacken und kein Fleisch gebraten werden kann. In jeder Familie ist ein Ofen, in dem Kohle oder Holz gebrannt wird, aber dieser wird nur zum Kochen im Winter benutzt, wenn seine Verwendung zum Heizen nötig ist.

Bei kaltem Wetter werden nur Kohle und Holz gebraucht, und dann lastet die Heizungsfrage sehr schwer auf dem Armen. Nur ein Feuer kann gemacht werden, und alle müssen sich in der Küche zusammendrängen, dem einzigen Raum im Hause, der nicht kalt ist."

Unter diesen Umständen wird es vielleicht noch wundernehmen, daß diese Aermsten für Heizung immerhin noch halb so viel pro Wohnraum ausgeben wie die normale Arbeiterfamilie, da ja, wie gesagt, diese besser gestellten Arbeiter das Heizmaterial nur etwa ebenso teuer einkaufen wie bei uns; in Washington z. B., wo es vergleichsweise teuer ist, bezahlen sie für eine Tonne oder 18 Zentner Kohle 28 Mark, für 25 Bushel oder 8¾ hl Koks 11,50 Mark. Der Berichterstatter gibt auch hierfür die Erklärung:

„Niemals ist Geld genug für eine Tonne Kohlen vorhanden. Die Haushaltsrechnungen zeigen einen Fall, in dem eine halbe Tonne gekauft wurde, und zwei Fälle, in denen eine viertel Tonne gekauft wurde. In allen anderen Fällen wurde die Kohle nach dem Peck (9 Liter) oder nach dem Bushel (35 Liter) gekauft. Natürlich kann sie in so geringen Quantitäten nur mit großem Verluste gekauft werden. Die Budgets zeigen, daß viele der Familien, die bushelweise kaufen, nahezu 9 Dollar für eine Tonne zahlten, wenn die gleiche Kohle für 6,75 Dollar die Tonne zu haben war. Der Verlust bei Einkäufen von Koks ist sogar noch erschreckender. Säcke von einem halben Bushel wurden mit 10 Cents der Sack bezahlt, wenn eine Ladung von 25 Bushels für 2,75 Dollar gekauft werden konnte. Mit anderen Worten, die Familien, die Koks nach dem Sack kauften, zahlten 10 Cents für ein Material, das 6 Cents wert war."

Wir haben hier also eine ähnliche Erscheinung wie bei den Wohnungen. Die Einheit im Kohlenverkauf ist auf die normale Arbeiterfamilie zugeschnitten; diese kauft die Kohlen preiswert, die Aermsten, die nicht in der Lage sind, die vorgeschriebene Einheit zu kaufen, müssen sie teuer bezahlen. Diese ärmsten Familien geben etwa ein Drittel so viel für Heizung aus wie die normale Familie, aber sie erhalten vielleicht nur ein Viertel so viel an Heizmaterial. Sie geben etwa ebensoviel für Heizung aus wie eine normale Arbeiterfamilie bei uns, aber sie erhalten dafür erheblich weniger Material, und in Anbetracht der Größe ihrer Wohnung ist diese viel mangelhafter geheizt.

Man könnte hier vielleicht den Einwand machen: das sei nun einmal so auf der Welt; auch bei uns müßten die Arbeiter den Zentner Kohle teurer bezahlen, als der Wohlhabende, der sich eine Waggonladung Kohlen von 200 Zentnern im Frühjahr bestellt. Das ist an sich durchaus richtig, hat aber mit dem vorliegenden Problem nichts zu tun. Es handelt sich nicht darum, ob der Reiche, der auf einmal viele Einheiten kauft, billiger kauft, als derjenige, der nur eine Einheit nimmt; auch in Amerika bezahlt der Mann, der sich einen Waggon Kohlen kommen läßt, weniger als der Arbeiter, der nur eine Tonne oder eine halbe Tonne auf einmal kauft. Das Wesentliche ist vielmehr, daß drüben die Einheit im Detailverkehr, die für den Preis maßgebend ist, die Tonne, bei uns der Zentner ist, und zwar beide Male aus dem gleichen Grunde: es ist die Einheit, die sich für den Konsum der großen Masse am besten eignet. Das Wesentliche ist, daß die Aermsten drüben ihre Kohlen so teuer bezahlen müssen, trotzdem die Quantitäten, die sie kaufen, an sich nicht einmal besonders geringe sind. Kauften doch alle Familien mit Ausnahme einer einzigen stets mindestens einen halben Zentner auf einmal. Die Aermsten drüben haben also unseren Arbeitern gegenüber den großen Nachteil, daß sie bei gleichem Einkommen, gleichen Kohlenpreisen und gleich großen Einkäufen die Kohle doch teurer bezahlen müssen.

In wie eigenartiger Weise die Konsumeinheit in Amerika gelegentlich zum Nachteil der Aermsten künstlich erhöht ist, dafür bieten die Tarife der elektrischen Straßenbahnen ein anschauliches Beispiel. Die einmalige Fahrt kostet fast ausnahmslos 5 Cents. Aber zahlreiche Gesellschaften lassen bei Abnahme einer Vielheit von Billets einen Rabatt eintreten, sodaß die Fahrt den Passagier nur mehr etwa 4 Cents oder weniger kostet. Dabei scheidet für unsere Betrachtung wieder das halbe Dutzend Fälle aus, in denen Gesellschaften den 4 Centspreis erst bei gleichzeitiger Abnahme von 75 oder 100 oder 200 oder gar 500 Billets eintreten lassen. Denn die Zahl der Passagiere, die bereit ist, 13 oder 17 oder gar 84 Mark auf einmal für Billets auszugeben, ist ganz gering. Wichtig für uns ist, daß reichlich ein Drittel der Gesellschaften entweder für 1 Dollar statt 20 Billets 21, 22, 24, 25, 26, ja selbst 28 und sogar 30, oder für 50 Cents statt 10 Billets deren 11 oder, was am häufigsten geschieht, für 25 Cents statt 5 Billets deren 6 oder 7 oder gar 8 abgeben. Hier ist der Satz von 5 Cents pro Fahrt lediglich nominell, und nur für die Aermsten, die nicht auf einmal 1, 2 oder 4 Mark für Straßenbahnbillets ausgeben können, wird er zur traurigen Wirklichkeit. Die große Masse zahlt je nachdem 3½ oder 4 oder 4½ Cents, und dies ist der eigentliche Einheitspreis, den die Gesellschaften auch bei ihren Rentabilitätsberechnungen ausschließlich zu berücksichtigen haben.

Es ist richtig, daß diese Tendenz zur Erhöhung der Konsumeinheit zum Teil durch das Fehlen einer kleineren Münze, als es der Cent ist, unterstützt wird, nämlich bei allen Bahnen, bei denen sich der Durchschnittspreis pro Billet zwischen 4 und 5 Cents bewegt, und daß bei den Bahnen, wo er 3—4 Cents

beträgt, die Tatsache, daß die einmalige Fahrt nicht auf 4 sondern auf 5 Cents abgerundet wird, sich zum Teil mit der auch sonst im amerikanischen Geschäftsverkehr herrschenden Gewohnheit erklärt, Beträge, die 3 Cents übersteigen, auf 5 Cents abzurunden. Aber es ist nicht minder richtig, daß die Kaufkraft des wenigen Geldes, das die Aermsten haben, durch beide Momente wesentlich gemindert wird. Beobachten wir doch einmal eine arme Washingtoner Frau bei ihren Einkäufen:

„Sie geht zum Krämer und kauft ein Stück Seife für 5 Cents, obgleich sie sehr gut weiß, daß sie 6 Stück für 25 Cents kaufen könnte, und daß sie, wenn sie 6 Stück kaufen würde, 5 Cents sparen würde; aber, wenn sie soviel für Seife ausgibt, wird vielleicht nicht genug für das Essen übrig bleiben. Sie geht auf den Markt und kauft Kartoffeln. Für ihre große Familie würde ein Bushel Kartoffeln (35 Liter) kein Ueberfluß sein, und den kann sie für 1 Dollar kaufen, aber die Ausgabe eines Dollars für Kartoffeln mag unmöglich sein. Anstatt einen Dollar für einen Bushel auszugeben, gibt sie 8 Cents für ein viertel Peck (2¹/₄ Liter) aus und bezahlt so den Bushel mit 1,28 Dollar, wobei sie nahezu 30 Prozent zusetzt. Drei Büchsen Tomaten könnte sie für 25 Cents kaufen, aber sie hat nur genug Geld für eine Büchse, und dafür bezahlt sie 10 Cents, wobei sie sich ganz klar darüber ist, daß sie auf diese Weise für jede 3 Büchsen, die sie kauft, eine Büchse rein verliert. Sie ist auf dem Markte herumgegangen und hat ihre Einkäufe fast beendigt, aber sie muß noch Butter, Zucker, Kaffee und Salz kaufen, und außerdem braucht sie Streichhölzer. Für alle diese Dinge bleiben ihr noch 25 Cents. Butter kostet 30 Cents das Pfund, Zucker 5 Cents, Kaffee 15 Cents, Salz 5 Cents eine große Düte und 3 Cents eine kleine (die halb so viel enthält wie die große), Streichhölzer 3 Schachteln 5 Cents oder 2 Cents die Schachtel. An den Kauf von einem Pfund Butter ist nicht zu denken. Der Kauf eines halben Pfundes würde ihr nur 10 Cents für Zucker, Kaffee, Salz und Streichhölzer übrig lassen. Wenn sie also alle die gewünschten Dinge kaufen will, müssen die 25 Cents geschickt ausgegeben werden. Die Erfahrung hat unsere arme Frau die Kunst gelehrt, geschickt zu dividieren. Sie kauft ¹/₄ Pfund Butter um 8 Cents, ¹/₂ Pfund Zucker für 3 Cents, ¹/₂ Pfund Kaffee für 8 Cents, eine kleine Düte Salz für 3 Cents, eine Schachtel Streichhölzer für 2 Cents, und sie hat noch 1 Cent übrig, mit dem sie eine Zwiebel für die Suppe kauft. An jedem einzelnen dieser Artikel hat sie schwer verloren, auch an der Zwiebel, und sie weiß, daß sie daran verloren hat."

Also auch bei der Beschaffung der Nahrungsmittel und gerade hier spielen die drei Momente eine große Rolle, daß der Einheitspreis für die Aermsten zu hoch ist, z. B. bei den Kartoffeln, daß der Cent nicht teilbar ist: bei Zucker, Salz usw., daß die Beträge über 3 Cents auf 5 abgerundet werden: bei den Tomaten, denn wo 3 Büchsen 25 Cents kosten, wird der Preis für eine nicht von 8¹/₃ auf 9 sondern auf 10 Cents erhöht. Bei der Ernährung kommt aber noch ein weiteres Moment hinzu, das die Armsten verhindert, ihr Geld in derselben Weise auszunützen wie der normale Arbeiterhaushalt. Wir haben oben gesehen, daß die meisten Lebensmittel, für die der amerikanische Arbeiter größere Beträge ausgibt, drüben billiger oder höchstens ebenso teuer sind, wie bei uns. Von den Artikeln, die bei uns in größeren Mengen konsumiert werden, waren vor allem teurer: Brot und Kartoffeln, und hiervon konsumiert die amerikanische Arbeiterfamilie eben weniger als die deutsche, und sie kann das, weil sie viel Fleisch genießt und auch sonst in der Lage ist, sich eine abwechslungsreiche Kost zu beschaffen. In dieser glücklichen Lage sind die Aermsten aber nicht. Es ist eine traurige Ironie: Sie können sich nicht das preiswerte Fleisch und das preiswerte Gemüse in solchen Quantitäten beschaffen, daß sie von dem teuren Brot und den teuren Kartoffeln nur wenig zu verzehren brauchten. Die normale Arbeiterfamilie in Washington ißt etwa 2 Pfund Fleisch, 2 Pfund Kartoffeln und 2 Pfund Brot am Tage. Die arme Familie kann nicht daran denken, 400 Mark im Jahre für Fleisch auszugeben. Sie verzehrt vielleicht nur 1 Pfund Fleisch, aber sie ißt ebenfalls 2 Pfund Kartoffeln und sogar 4 Pfund Brot. Das fertige Brot kauft sie nun zwar etwas billiger als die Bessergestellten. Mehr als die Hälfte der untersuchten Familien kauft es nicht frisch, das Laib von 1 Pfund zu 5 Cents sondern alt, und zwar das Laib zu 3 mitunter auch 2¹/₂ Cents, wenn es zwei Tage alt ist; zu 4 Cents, wenn es 1 Tag alt ist; aber dafür kauft eben ein großer Teil der bessergestellten Arbeiterbevölkerung das Brot nicht fertig, sondern backt es selbst, und dann kostet das Laib, wofür sie beim Bäcker 5 Cents zahlen, nach einer sehr genauen Erhebung einschließlich der Ausgaben für die Heizung nur 3¹/₃ Cents. Die Aermsten aber können wegen der Unkosten der Extrafeuerung — denn sie brennen ja den größten Teil des Jahres über nur Petroleum — nicht daran denken, das Brot selbst zu backen. Und bei den Kartoffeln geht es aus dem vorhin Besprochenen ohne weiteres hervor, daß sie sie nicht nur nicht billiger, sondern sogar erheblich teurer bezahlen müssen als der normale Arbeiterhaushalt. Diesem, der einen Bushel auf einmal kauft, kommt das Pfund auf 8 Pfennig zu stehen. Die Aermsten aber kostet es mehr als 10 Pfennig. Sie essen zweimal so viel Kartoffeln wie die normalen Arbeiterfamilien, bezahlen aber dafür reichlich zwei ein halbmal so viel. Während bei jenen nur etwa 5 Prozent der Gesamtausgaben auf Brot und Kartoffeln entfallen, sind es bei den Aermsten nicht weniger als 13 Prozent. Eine Arbeiterfamilie in Deutschland mit dem gleichen Einkommen wie diese Aermsten wird etwa 9 Prozent ihrer Ausgaben auf Brot und Kartoffeln verwenden und dabei ebenso wie diese 4 Pfund Brot und 2 Pfund Kartoffeln genießen.

R. Kuczynski.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Die technische Verwertung natürlicher Wasserkräfte.

Die technische Verwertung der natürlichen Wasserkräfte eines Landes und ihre Umwandlung in nützliche Arbeitskraft ist zwar seit alter Zeit in mannigfachster Weise üblich gewesen; aber erst seitdem man gelernt hat, die wirksame Energie fließenden und fallenden Wassers in elektrische Kraft umzuwandeln, haben die natürlichen Wasserkräfte der Länder die hohe Bedeutung erlangt, die ihnen gegenwärtig zukommt, eine Bedeutung, die so weit geht, daß in absehbarer Zeit ein gewisser Parallelismus bestehen wird zwischen der Höhe der technischen Entwicklung eines Landes und der Zahl und Kraft seiner vorhandenen natürlichen Wasserkräfte. Die durch ihre gewaltigen Energiemengen ebenso wie durch ihre ungemein günstige Lage gleich ausgezeichneten Niagarafälle werden ja schon gegenwärtig in einer derartig intensiven Weise ausgebeutet, daß die Naturfreunde und die am Fremdenzufluß interessierten Kreise einen Kampf um ihre Erhaltung einleiten mußten, um nicht das großartige Naturschauspiel des eigentlichen Wasserfalls, der an Wirkung und Kraft gegen früher schon erheblich eingebüßt hat, vollkommen verschwinden zu sehen. Diese Bestrebungen haben bekanntlich zu dem Resultat geführt, daß man in den Vereinigten Staaten kürzlich dazu übergegangen ist, zunächst provisorisch gesetzlich festzulegen, welches größte Quantum den Wasserfällen zu technischen Zwecken entzogen werden dürfe. Auch Canada, auf dessen Gebiet die Hauptmassen des Wassersturzes liegen, wird dazu übergehen müssen, auf energische Gesetzesmaßnahmen zu sinnen, wenn nicht die Kraftentziehung einen Umfang annehmen soll, daß vom Niagarafall selbst nur noch kümmerliche Reste übrig bleiben.

In ähnlicher Weise wie hier sucht sich die Industrie in allen wasserfallreichen Kulturländern der Erde der verfügbaren natürlichen Energiemengen zu bemächtigen. Selbst in weitentlegenen Gegenden genügt das bloße Vorhandensein großer Wassermengen, um die Industrie und das ganze moderne Verkehrs- und Kulturleben in ihre Nähe zu ziehen und somit neue Länder der Zivilisation zu erschließen. Das deutlichste Beispiel hierfür ist der Victoriafall des Zambesi, der größte bekannte Wasserfall der Erde: erst wenige Jahrzehnte ist es her, daß Livingstone ihn entdeckte und als erster in diese vorher von keinem Europäer betretenen Gebiete

vordrang (November 1855), und heute jagen die bequemen Wagen der künftigen Kap-Kairobahn unmittelbar an dem Fall vorüber, ein modernes, luxuriös ausgestattetes Riesenhotel erhebt sich in nächster Nähe, um dem Strom der Reisenden Aufnahme zu bieten, und technische Projekte von schwindelnder Großartigkeit knüpfen an die Wasserkraft des Falles an. Auf ganze 500 000 Pferdekräfte schätzt man seine verfügbare Kraft; hiervon beabsichtigt die „Victoria Falls Power Company" nicht weniger als 150 000 in elektrische Kraft umzuwandeln, die alsdann über volle 1200 Kilometer Entfernung unter Verwendung der noch nie zuvor gebrauchten, ungeheuer hohen Spannung von 150 000 Volt den Rand-Mines von Natal und Transvaal, vor allem den Goldfeldern von Kimberley zugeführt und hier der Mineinindustrie dienstbar gemacht werden soll.

Wenden wir uns von diesen wichtigsten und großartigsten Wasserkraftanlagen anderer Erdteile **europäischen** Verhältnissen zu, so kommt in bezug auf vorhandene natürliche Wasserkräfte kein anderes Land unseres Erdteils den beiden skandinavischen Reichen, Schweden und Norwegen, gleich. Weit hinter diesen zurückstehend, aber doch an zweiter Stelle, folgen in bezug auf auswertbare natürliche Wasserquellen die Schweiz und Italien; auch einige Teile von Frankreich sowie Spanien sind in dieser Beziehung recht günstig gestellt, während die in der Elektrotechnik führenden Staaten Deutschland und England verhältnismäßig wenig natürliche Wasserkräfte aufweisen und der bedeutenden und gleichzeitig ergiebigen Wasserfälle überhaupt gänzlich entbehren.

Das erste Land Europas, das eine gründliche Ausnutzung seiner vorhandenen Wasserkräfte in größtem Maßstabe zu verzeichnen haben wird, dürfte die **Schweiz** sein. Hier sind schon gegenwärtig insgesamt 296 technische Anlagen im Betrieb, die Wasserkräfte zur Erzeugung elektrischer Energie verwenden. Man schätzt die verfügbaren Wasserkräfte der Schweizer Flüsse und Bäche auf 1 Million Pferdekräfte; von diesen werden 175 000 heut bereits technisch verwertet. Die restierenden werden zum großen Teil von der Bundesregierung zu staatlichen Zwecken reserviert werden, insbesondere für den elektrischen Betrieb der schweizerischen Bahnen, der auf der Simplonbahn seit dem 1. Juli 1906 bekanntlich schon voll durchgeführt ist und auch auf der Gotthardbahn so bald wie möglich zur Einführung gelangen soll. Man hat berechnet, daß sich für die Schweiz die durch Kohle gewonnene Pferdekraft pro Jahr etwa auf 160 Mark, die aus Wasserkraft erzeugte hingegen im Durchschnitt nur auf 63 Mark stellt. Unter solchen Umständen ist es natürlich, daß die Schweiz mit ihren immerhin nicht allzu reichen und ergiebigen Wasserkräften nach Möglichkeit hauszuhalten strebt, umso mehr als sie über eigene Kohlenlager nicht verfügt und ihren gesamten Bedarf an Kohle vom Ausland einführen muß. Demgemäß ist im Jahre 1906 ein schweizerischer Gesetzentwurf zum Schutz der vorhandenen Wasserkräfte erschienen, der die Abgabe von heimischer Wasserkraft nach dem Ausland im allgemeinen verbietet und ihn nur mit Genehmigung der Regierung und nur widerruflich in solchen Fällen ausnahmsweise gestattet, in denen ein Bedarf der Kraft im Inlande nicht vorliegt und ein Schaden für die einheimische Industrie aus der Abgabe nicht erwachsen kann.

Ganz ähnlich ist man in **Norwegen** vorgegangen, obwohl hier die natürlichen Wasserkräfte so reich vorhanden sind, daß man verschwenderischer als die Schweiz damit umgehen könnte. Auch hier will man das Ausland, so weit nicht schon ältere Rechte vorliegen, nur noch ausnahmsweise zur Ausnutzung der Wasserkräfte und ebenso der Gruben und Wälder zulassen, obgleich Norwegen selbst zu arm ist, um eine Ausbeutung seiner bedeutenden natürlichen Reichtümer in großem Maßstabe aus eigener Kraft in die Wege zu leiten; man will aber lieber die Schätze auf absehbare Zeit ganz ungenutzt lassen, ehe man das Recht auf ihre Verwertung für lange Jahrzehnte an Ausländer abtritt und somit Gefahr läuft, Norwegen zu einem zweiten Portugal zu machen. Demgemäß ist am 7. April 1906 ein norwegisches Gesetz sanktioniert worden und sogleich in Kraft getreten, demzufolge Wasserkräfte künftig nur noch mit besonderer königlicher Erlaubnis an Ausländer zur Ausbeutung überlassen werden dürfen. Eine ganze Reihe der größten norwegischen Wasserfälle war schon vor dem Inkrafttreten jenes Gesetzes von ausländischen Gesellschaften angekauft worden, so der Svaelgfos, der Rjukanfos, der Sarpsfos, der Hönefos, der Kykkelsrud u. a. Die „Norwegische hydroelektrische Stickstoff-Gesellschaft", an der aber nur $^1/_{70}$ norwegisches Kapital beteiligt ist, baut z. B. zurzeit den Svaelgfos in Telemarken auf 29 000 PS aus und hat sich weiter das Vorkaufsrecht an mehreren anderen großen Wasserfällen gesichert, darunter auch an dem schon genannten Rjukanfos in Telemarken, dem vom Maan-Elv gebildeten „norwegischen Niagara", dem bedeutendsten Wasserfall Europas, der bei einer Fallhöhe von 250 Metern allein auf volle 250 000 PS geschätzt wird. Die Befürchtungen, welche jenes Schutzgesetz ins Leben riefen, waren also nicht unberechtigt.

Auch in **Schweden** wandelt man ähnliche Bahnen wie in Norwegen und in der Schweiz: man geht darauf aus, die großen Wasserfälle des Landes, so weit sie sich nicht schon jetzt in staatlichem Besitz befinden, zu verstaatlichen. Noch haben sich hier die Pläne nicht zu gesetzgeberischen Maßnahmen verdichtet, aber die dürften nahe bevorstehen, denn entsprechende Anträge sind der Regierung bereits zugegangen. Es wurde die Bereitstellung von 4 Millionen Kronen gefordert, um zu den sieben Wasserfällen, über welche die Regierung das Verfügungsrecht bereits ganz oder teilweise genießt, zunächst zehn weitere Wasserfälle des südlichen Schwedens und fünf hochgelegene Torfmoore zu erwerben, die für eine technische Benutzung in erster Linie in Frage kommen würden. Einer dieser Wasserfälle, und zwar noch einer von den unbedeutendsten, ist der berühmte Trollhättafall, dessen Wasserkräfte, ebenso wie die einiger anderen schwedischen Fälle, schon seit längerer Zeit Gegenstand privater Spekulation sind. Unter den technischen Projekten, die an die schwedischen Fälle anknüpfen, verdient besondere Erwähnung ein Plan dänischer Kapitalisten, die Wasserkräfte des schwedischen Flusses Laga in der Weise auszubeuten, daß die aus ihnen gewonnene Energie in Kabeln von Helsingfors nach Helsingborg durch den Oeresund geleitet und dann zu Beleuchtungszwecken in dänischen Ortschaften verwendet wird. Die schwedische Regierung beabsichtigt die genannten siebzehn Wasserfälle und fünf Torfmoore hauptsächlich aus dem Grunde für sich zu erwerben, weil sie sich eine billige Kraftquelle sichern will für die Zeit, da die schwedischen Eisenbahnen elektrischen Betrieb erhalten werden. Wie lebhaft man in Schweden schon heut an diesen elektrischen Bahnbetrieb denkt, beweist die Tatsache, daß jüngst vom Stockholmer Wasserbaubureau bereits Pläne ausgearbeitet sind, die Hauptbahnlinien nach dem Ausland elektrisch zu betreiben. Nach diesen Projekten soll u. a. die Entfernung Stockholm—Berlin, zu deren Ueberwindung man heut günstigstenfalls 24 Stunden gebraucht, künftig bereits in neun Stunden zurückgelegt werden! — Auf die Wasserfälle des mittleren und nördlichen Schweden soll sich die geplante Verstaatlichung fürs erste noch nicht erstrecken. Die Zahl und Energie dieser natürlichen Kraftquellen ist außerordentlich groß. Nicola Tesla, der berühmte amerikanische Physiker, hat vor einiger Zeit den Ausspruch getan, daß gerade Schweden wegen seiner reichen natürlichen Wasserkräfte ganz besonders berufen erscheine, einer großartigen technischen Zukunft entgegenzugehen.

Auf die Zustände der natürlichen Wasserkräfte in den übrigen Ländern Europas, unter denen besonders **Italien** wegen der großen Anzahl von fertiggebauten oder geplanten Wasserkraftanlagen hervorgehoben werden muß, soll hier nicht weiter eingegangen werden. Nur die Verhältnisse in unserm deutschen Vaterlande scheinen noch einer näheren Betrachtung würdig zu sein.

Ergiebige Wasserfälle, die ohne weiteres eine technische Ausnutzung in einigermaßen nennenswertem Umfang gestatten würden, gibt es in **Deutschland**, wie schon gesagt, nicht. Um die natürlichen Wasserkräfte in Deutschland der Technik nutzbar zu machen, bedarf es überall der künstlichen Nachhilfe. Diese ist in zweierlei Gestalt möglich. Einmal bieten die Talsperren, wie sie seit einer Reihe von Jahren, hauptsächlich auf Betreiben des genialen, leider kürzlich verstorbenen Professors Intze in Aachen, in den deutschen Gebirgsgegenden zahlreich entstehen, ein vortreffliches Mittel zur Schaffung starker und ergiebiger Gefälle. Ist auch der Zweck der Talsperren haupt-

sächlich in dem Schutz gegen Ueberschwemmungen zu suchen, so ist die künstliche Aufspeicherung großer Wassermengen doch auch in Zeiten normaler Witterung in mannigfacher Weise nutzbringend zu verwenden, u. a. auch zur Lieferung von Energie für Zwecke der Elektrotechnik. Die älteste deutsche Talsperre ist die von Remscheid, deren Bau im Mai 1889 begonnen und im November 1891 beendet wurde. Die größten Talsperren Deutschlands hingegen, die schon zur Ausführung gelangt oder doch fest beschlossen sind, sind die folgenden:

	Fassungsvermögen in Millionen Kubikmeter Wasser
im Bobertal bei Mauer	50
„ Urfttal (Eifel) bei Gemünd	45½
„ Okertal (Harz) am Dietrichsberg (oberhalb Romkerhall)	30

Von der erstgenannten Talsperre bei Mauer erwartet man, daß sie in Zeiten normalen Wasserstandes pro Jahr volle 12 100 000 Kilowattstunden werde liefern können, und daß sie in Verbindung mit der schon fertiggestellten, kleineren Talsperre im benachbarten Queistal (bei Marklissa) die gesamte Gegend von Görlitz bis Landshut und von Bunzlau bis an die böhmische Grenze mit Licht und Kraft werde versorgen können.

Großartiger als alle künstlich angelegten Talsperren ist aber ein natürliches Staubecken, das der Rhein geschaffen hat, das größte in Europa, die gewaltige Wassermasse des Bodensees. Die Niveaudifferenz zwischen dem Niederwasser und dem hohen Mittelwasser des Sees beträgt etwa 1,8 Meter, und da der See 590 Quadratkilometer groß ist, ergibt sich daraus eine Wassermenge von über einer Milliarde Kubikmeter, die sich im See ohne jede Schwierigkeit werden ansammeln und technisch verwerten lassen, wenn der Abfluß entsprechend erschwert wird. Man glaubt dies durch eine Wehranlage bei Hemmishofen erreichen zu können, deren Schaffung auf 3—5 Millionen Mark geschätzt wird. Durch die Aufstauung der Wassermassen des Rheins, der dem Bodensee in normalen Zeiten rund 200 Kubikmeter Wasser pro Sekunde zuführt, ließen sich etwa 90 000 verwertbare Pferdekräfte für technische Zwecke gewinnen, in die sich Deutschland und die Schweiz teilen könnten. Beseitigung der Hochwassergefahr durch Regulierung des Wasserstandes, Regelung der Schiffahrtsverhältnisse wären auch hier die weiteren greifbaren Vorteile einer solchen Stauanlage am Bodensee.

Die Verwendung der Talsperren für technische Zwecke pflegt jedoch in der Regel, wenigstens bisher, nur bescheidenen Umfang anzunehmen; der Schwerpunkt ihrer großartigen Bedeutung liegt eben in der Regalierung des Wasserstandes sowohl für Zeiten der Dürre wie des Hochwassers. — Am deutlichsten zeigt sich dies an dem größten, bisher existierenden Staubecken der Welt, das sich bei Assuan in Aegypten befindet. Sein Fassungsvermögen beträgt 1 Milliarde Kubikmeter Wasser und soll vielleicht noch auf das doppelte vermehrt werden. Doch alle diese Wassermassen dienen ausschließlich zu Berieselungszwecken des Landes, keinen technischen Leistungen.

Um aber auf Deutschland zurückzukommen, so besitzt es ebenso wie jedes andere halbwegs gebirgige Land, noch eine andere bedeutende, wenn auch bisher noch nirgends technisch ausgewertete Quelle natürlicher Wasserkräfte: nämlich in den oft sehr ergiebigen Niederschlägen der Gebirgsgegenden. Diese strömen heut meist nutzlos zu Tal, ohne daß ihre hohe Arbeitsenergie dem Menschen zugute kommt; im Gegenteil äußert sich die lebendige Kraft der niederfallenden Wassermassen nur allzu oft in furchtbar zerstörenden Katastrophen, von denen die schlesische von 1897 die gewaltigste und großartigste Wolkenbruchkatastrophe des neunzehnten Jahrhunderts in Deutschland geblieben ist. Die Wirkung der Talsperren setzt erst am Fuß der Gebirge ein, wo die Niederschläge sich von allen Seiten her schon in größeren Sammelbecken zusammengefunden haben, aber schon am Rande der Talwände geht durch die niederfließenden Wasserrinnsale viel lebendige Kraft verloren, und es würde eine technisch sehr dankbare Aufgabe sein, wenn es gelänge, alle die vereinzelten Niederschlagsmengen schon hoch oben am Hange der Gebirge in größeren Becken zu vereinigen und ihren Fall ins Talniveau alsdann für mechanische Leistungen nutzbar zu machen. Gerade auf den Kämmen der Gebirge fallen ja die stärksten und häufigsten Niederschläge; gelänge es, sie in der geschilderten Weise technisch auszuwerten, so hätte man für den Mangel an großen, natürlichen Wasserfällen in Deutschland einen durchaus vollwertigen Ersatz geschaffen. — Mit was für gewaltigen Energiemengen man dabei rechnen dürfte, zeigt eine Berechnung des Charlottenburger Hochschulprofessors Vogel, nach der allein die im Riesen- und Isergebirge, im Altvater und im Harz niedergehenden, und nur nach Preußen abfließenden Niederschläge jährlich 630 Millionen Kilowattstunden müßten erzeugen können, deren Wert, gering gerechnet, rund 100 Millionen Mark betragen würde! Für die dereinstige, unvermeidliche Elektrisierung der preußischen Eisenbahnen würden die Regenmengen und Schmelzwasser der mitteldeutschen Gebirge vielfach eine sehr billige und nie versiegende Kraftquelle ersten Ranges darstellen.

Freilich wird es nur an wenigen Stellen möglich sein, in relativ großen Höhen Staubecken von größerem Fassungsvermögen anzulegen. Gelegentlich aber finden sich natürliche Verhältnisse, die mit denkbar geringsten Mitteln die größten Wirkungen za erzielen gestatten. So stellen die bekannten beiden Teiche des Riesengebirges ein paar natürliche Fangbecken dar, die man nach Vogels Ansicht schon „mit wenigen Mauersteinen" zu großartigen Wasserkraftquellen der angedeuteten Art würde umgestalten können. Ob freilich diese Idee, so bestechend sie klingt, verwirklicht werden wird, muß sehr zweifelhaft erscheinen, da die neuerdings unter staatlichem Schutz gestellte Bewegung zur Erhaltung der Naturdenkmäler gerade auch den großen und kleinen Teich des Riesengebirges unter die Objekte aufgenommen hat, deren unveränderte Erhaltung im bisherigen Zustande in erster Linie ins Auge gefaßt worden ist. Anderseits ist es sicherlich ein gewichtiges Gegenargument, daß die furchtbaren Ueberschwemmungskatastrophen des Juli 1897 der Hauptsache nach vermieden worden wären, wenn damals schon die Vogelsche Idee der Staubecken im Gebirge verwirklicht gewesen wäre.

Ein anderes natürliches Staubecken größten Maßstabes, dessen Umwandlung in ein für technische Zwecke zu verwertendes Wasserreservoir schon seit längerer Zeit die Fachmänner beschäftigt hat, vor allem auch den durch die Trockenlegung der Pontinischen Sümpfe bekannt gewordenen bayerischen Major von Donath, stellt der Walchensee in den bayerischen Alpen dar. Dieser fünf Kilometer breite und sechs Kilometer lange, 803 Meter über dem Meere gelegene See ist in Luftlinie nur durch eine Entfernung von 2 km von dem volle 200 Meter tiefer gelegenen Kochelsee getrennt. Ein wasserundurchlässiger Bergsattel scheidet die beiden Seen von einander. Seine Durchstechung würde einen natürlichen Wassersturz von gewaltigsten Dimensionen zur Folge haben, hätte aber naturgemäß technisch nur dann einen Sinn, wenn es gelänge, den Sturz zu einem dauernden zu machen. Nun sind aber die natürlichen Zuflüsse des Walchensees nur geringfügig. Andererseits aber fließt in geringer Entfernung von diesem See, in noch höherem Niveau, nur durch einen Bergrücken von ihm getrennt, die stets wasserreiche Isar. Wenn man nun diesen Bergrücken durchstäche, vielleicht in Gestalt eines Tunnels, und die Isar auf diese Weise in den Walchensee leitete, so hätte man diesem einen sehr ergiebigen Zufluß verschafft, der den weitestgehenden Ansprüchen genügen würde. Auf diese Weise würde man in dem Absturz des Walchensees zum Kochelsee nicht nur ein künstliches Naturschauspiel schaffen, das seinesgleichen in Europa nicht hat, sondern man würde daraus auch enorme elektrische Energiemengen gewinnen können, die dem künftigen elektrischen Betrieb der oberbayerischen Staatsbahnen, den Bedürfnissen der Münchener Bevölkerung und noch manchen anderen technischen Zwecken dienstbar gemacht werden könnten. Neuerdings scheinen sich diesem verlockenden Projekt aber doch technische und andere Schwierigkeiten entgegenzustellen, die seine Durchführung, wenigstens vorläufig, noch nicht wahrscheinlich machen. —

Zweifellos stehen wir erst im Anfang der Entwicklung einer ausgiebigen technischen Verwertung der natürlichen Wasserkräfte. Die vorstehenden Ausführungen dürften jedoch

gezeigt haben, daß wir hoffen dürfen, schon in einer relativ nahen Zukunft Großes auf diesem Gebiet zu leisten, und wohin die Entwicklung gar führen wird, wenn einmal das Problem gelöst sein wird, auch die unerschöpflichen mechanischen Riesenkräfte von Ebbe und Flut des Meeres auszubeuten, ist überhaupt nicht abzusehen.

R. Hennig.

Eine Charakteristik Kühnes von Berthold Auerbach.

Aus den Briefen Bertholds an Jacob Auerbach wissen wir, daß der Dichter der Schwarzwälder Dorfgeschichten bei seinen ersten Besuchen von Weimar im Frühling und Herbst des Jahres 1845 ungewöhnlich liebreich aufgenommen wurde. Die Frauen verhätschelten ihn, die Gelehrten, Schöll und Sauppe behandelten ihn als guten Kameraden, der Hof zog ihn in seine Kreise. Der Kanzler Müller, der dem Dichter wie der leibhaftige Doppelgänger seines Vaters erschien, versuchte ihn dauernd in Weimar festzuhalten. Riemer war gestorben, in seine Oberbibliothekarstelle wollte der Kanzler unseren Dichter einschieben. Auerbach spielte vorübergehend mit dem Gedanken, das Amt anzunehmen. Es „gibt eine schöne und wenig mühevolle Existenz. Ich bin aber noch unschlüssig, ich fürchte vor allem, mein volkstümliches Wirken nicht unangegriffen fortsetzen zu können und dann bin ich das Amtieren und besonders an keine Stellung zu Hof gewöhnt und werde letzteres auch nie können," bekennt er seinem Beichtvater Jakob. Im Januar 1846 kehrte der Dichter nach Leipzig zurück. Trotz aller persönlichen Auszeichnung durch Erbgroßherzog und Großherzogin hatte er sich nicht zu längerem Bleiben bestimmen lassen. Wer die Briefe der Weimaraner Freunde, des Kanzlers Müller, des Professors Froriep, der aus Berlin nach Weimar zur Leitung des väterlichen Industriekontors übersiedelt war und anderer sieht, kann sich des Eindrucks kaum erwehren, daß es mit der Verwirklichung von Müllers Einfall seine guten Wege gehabt hätte. Der Erbgroßherzog und die höfischen Kreise hätten gewiß gegen die Ueberlieferungen der großen Weimaraner Zeit erneut, einen Musenhof gebildet: die Tatkraft der Herzogin Anna Amalia, das frische Eingreifen Karl Augusts wiederholte sich aber nicht mehr. Ministerialbeamte, wie Schweitzer, kamen mit praktischen Einwendungen und Ersparungsrücksichten, sodaß auch eine andere Kandidatur für Riemers Posten, die Bewerbung **Gustav Kühnes**, nur bald zu vielem, zuletzt ergebnislos verlaufendem Hin- und Herschreiben, -Reden und -Reisen führte. Aus dem Buch „Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel" erfahren wir, daß der Erbgroßherzog diesem Liebling von Ottilie v. Goethe gleichfalls 1845 Riemers Posten angeboten; hernach Kanzler Müller bei einem Besuch Leipzigs Kühne nahegelegt hatte, sich in Weimar zu zeigen, ein Wunsch, dem Kühne willfahrte. Auerbach, den Froriep im Vertrauen um Kühnes Art und Bedeutung befragt hatte, gab die folgende, wohlwollende und wahrhaftige Charakteristik, die nicht nur als Gelegenheitsgabe zum hundertsten Gedenktag von Kühnes Geburt (geb. den 27. Dezember 1806) lesenswert bleibt; ich fand sie in den mir auf meine Bitte von Fräulein Clara Froriep und dem Goethe-Schiller-Archiv in Weimar gütigst zur Benutzung überlassenen Briefen Auerbachs an den Geheimen Medizinalrat Professor Froriep:

Leipzig, Palmsonntag, Morgens halb 10 Uhr.
(Von anderer Hand Bleistiftvermerk: 1846.)

Mein lieber Freund!

Auf Ihren so eben erhaltenen Brief antworte ich umgehend.

Sie wollen von mir eine nähere Charakteristik meines „Freundes" Kühne. Ich gebe sie Ihnen offen und ehrlich, nach meiner persönlichen Anschauung, mit der Bedingung, daß Sie mein Urteil auch hauptsächlich von meinem persönlichen Standpunkt aus betrachten und meine Fehler u. dgl. dabei in Anschlag bringen.

Was das von Ihnen gewählte Epitheton „Freund" betrifft, so lasse ich es gelten, da ich mich mit Kühne, dessen echt humanes Wirken mich schon früher anzog, auch persönlich befreundete. Wir sind ganz verschiedene Naturen, haben aber doch die Einigungspunkte gefunden und es ist uns im ganzen wohl beieinander. Ich hatte schon in Mainz eine persönliche Annäherung mit der Adoptiv-Mutter von Kühnes Frau*) und dieser selber, die damals Braut war, gefunden. Ich stand mit Kühne als Redakteur der Zeitung für die elegante Welt (die er trefflich und durch ehrenhaft führte) in brieflicher Verbindung. Man hatte mir viel von einem steifen Wesen Kühnes erzählt und als ich ihn endlich im Februar v. J. hier persönlich kennen lernte, fand ich solches durchaus nicht in dem Grade, wie die Fama erzählt. Ich wohnte nach meiner Rückkehr aus Berlin zwei Monate mit ihm auf seinem Landhause in Dölitz und hier lernte ich ihn näher kennen und die Rechtschaffenheit seines Charakters immer mehr schätzen und wahrhaft hochachten.

K. hat etwas Unbefriedigtes in seinem Wesen.

Er ist in einer Festung (Magdeburg) geboren und aufgewachsen, wurde von einem Bruder, der Major in Stettin ist, damals in Berlin war, militärisch erzogen. Später kam er ganz und gar in die Hegelsche Philosophie älterer Richtung, was auch eine Art militärischer Wissenschafts-Erziehung ist.

Er schrieb sein Buch „Quarantäne im Irrenhause", worin er sich von der Abstraktion und der Hegelei zu befreien sucht,**) ward bald darauf Redakteur der Zeitung für die elegante Welt, die er (ich glaube sechs Jahre) trefflich leitete. Er steht durchaus in der Litteratur als ein ehrenhafter makelloser Charakter da, was heutigen Tages mehr heißen will als sonst.

Hier ist nun gleich ein wesentlicher Punkt ins Auge zu fassen. K. fühlt sich von einem Berufe der tagtäglich bestimmte zur Zeit zu erfüllende Pflichten auferlegt, nicht gestört, sondern vielmehr befriedigt. Er ist durchaus eine pflichtmäßige Natur; was er verspricht, darauf kann man sich unbedingt verlassen, er wird pünktlich, von keinerlei Stimmung abgezogen, demselben nachkommen. Das bekundet er in allem, auch in den kleinsten Dingen. Und dies erscheint mir für das bürgerliche und Gesellschafts-Leben von besonderer Bedeutung. Ein Stimmungspoet ist selten so pflichtmäßig, kann zu Zeiten wohl stürmischer packen, bietet aber nicht so die Garantie, die die Lebensordnung nun einmal erheischt.

K. ist demnach ein in jeder Beziehung zuverlässiger Charakter.

Er schrieb seine Romane „Klosternovellen" und „Die Rebellen in Irland", in denen viel Schönes ist, die aber die Nation nicht ergreifen konnten.

Dagegen fanden seine „Charakteristiken" vorzüglich literarischen Inhalts allgemeinsten Anklang und werden namentlich von den Franzosen und Engländern häufig ausgebeutet.

K. hat ein feines Sensorium für die innersten Beziehungen der Charaktere und literarischen Produkte, wobei ihm seine ausgebreitete Literaturkenntnis und seine philosophische Bildung zu statten kommt. Dabei gibt ihm eine Humanität, wie sie selten ist, eine ausnehmende Ruhe der Betrachtung und Beurteilung von Menschen und Dingen.

Er hat vorherrschend die Culturentwicklung des Vaterlandes im Auge, nichts entgeht ihm hier und darum dünkt er mir für Lebenskreise und Personen, die die Culturinteressen sich nahe halten wollen, besonders geeignet.

Er ist eigentlich nicht so von freien Stücken mittheilslustig und ist eher spröde, aber bei gehöriger Anregung, im Bewußtsein einer sicheren Stellung und Geltung in der Gesellschaft, bietet er gerne, das was ihn bewegt.

*) Harkort.

**) Zehn Jahre vorher, 28. Januar 1836, empfiehlt Auerbach in den Briefen an Jacob Auerbach „Die Quarantäne im Irrenhause" dem Freunde, zugleich mit Strauß' Leben Jesu.

Diese seine eigenthümliche Art hat ihn hier in Leipzig, wo man das Flüchtige, Kecke mehr liebt, nicht zu derjenigen sozialen Stellung kommen lassen, die ihm gebührt, obgleich er allgemein geachtet ist. Er hat sich daher mehr in sich und auf seinen nächsten Kreis zurückgezogen.

Aus allem diesem werden Sie auch entnehmen, daß K. in politischen Dingen dem huldigt, was man einen gemäßigten Fortschritt nennt, voll feuriger Vaterlandsliebe steht er vorherrschend auf der Seite der sogenannten Nationalen. Da ihm wie gesagt die Litteratur- und Culturinteressen immer zunächst im Gesichtskreis liegen, ist sein Urtheil in rein politischen Dingen auch ein mehr vom geschichtlichen Standpunkte ausgehendes ruhiges, wenngleich entschieden freisinniges. Er sieht die Möglichkeit und Notwendigkeit des Fortschritts, angeschlossen an die bestehenden Verhältnisse und aus ihnen heraus. Er ist darin z. B. viel ruhiger und von Leidenschaft freier als ich; er hat überhaupt in seiner Erscheinung etwas Aristokratisches.

Was nun meine persönliche Beziehung betrifft, so wiederhole ich Ihnen, daß ich ihn in allen Stücken sehr achte, daß die Verschiedenheit unserer Naturen es selten zu der Stimmung kommen läßt, wo man so gerne auch einmal toll und dumm mit den Freunden ist und daß es mir z. B. nicht wie sonst geschieht, daß ich unwillkürlich Du zu ihm sagen würde.

K. lebt in ziemlich guten Verhältnissen, hat eine gebildete schöne Frau und zwei prächtige Kinder.

Jetzt ist er auch seit bald zwei Jahren mit einer großen Arbeit beschäftigt, die ihm, wie ich glaube, sehr gelingen wird, nämlich mit einem auf Geschichte beruhenden philosophisch-religiösen Roman. Ich glaube, daß er darin die tieferen Seiten seines Wesens offenbaren wird, wenigstens ist er jetzt oft besonders heiter, da er fühlt, daß ihm die Sache gelingt.

So viel ich mir's also hin und her überlege und die Persönlichkeiten in der heutigen deutschen Litteratur die Reihe passiren lasse, dünkt mir Kühne der passendste für Weimar und Weimar am passendsten für ihn. Ich glaube, daß er dem Erbgroßherzog durch literargeschichtliche Vorträge, wie durch seine Betheiligung in der Gegenwart sehr förderlich sein kann.

Das ist es nun l. Fr. was ich Ihnen kurz über K. mittheilen kann, Ausführlicheres werden Sie im Augenblick nicht verlangen, ich kann es auch nicht geben, obgleich dadurch manches scheinbar Unmotivirte besser ins Licht gesetzt würde.

Wie gesagt, nehmen Sie aber Alles als rein persönliches Urtheil.

Daß Sie sich über meine weiblichen Pflegerinnen lustig machen, irritirt mich gar nicht. Ich werde auch nicht verwöhnt, das Leben läßt mich genugsam seine Keulenschläge und Nadelstiche empfinden. Wills Gott parire ich aber beides.*)

Nach Weimar zieht michs immer, ich habe dort mehr als an irgendeinem andern Orte.

Wegen des Grimm'schen Werkes erkundigen Sie sich doch noch genauer. Rückert versichert, daß kein Verleger noch da sei.**)

Grüßen Sie Ihren Vater und Ihre Schwester, Schölls, Stichlings und die Schorn herzlich. Sauppe sagen Sie, wenn Sie ihn sehen mit einem herzlichen Gruße, daß ich ihm dieser Tage schreibe.

Von Herzen

Ihr

Berthold Auerbach.

*) Auerbach war kurz vorher lebensgefährlich an einer Unterleibsentzündung erkrankt, zwei Aerzte besuchten ihn täglich wiederholt, und die Damen des Leipziger Freundeskreises, Frege, Harkorts, Brockhaus usw. lösten einander an seinem Leidenslager ab.

**) Auerbach hatte Froriep geraten, sich für das Landes-Industrie-Comptoir um den Verlag des Grimmschen Deutschen Wörterbuches zu bewerben: „J. Grimm arbeitet schon seit vielen Jahren daran, die Vorarbeiten sind, wie Rückert sagt, beendigt und noch hat Gr. Niemandem den Verlag übergeben. Gehen Sie also zu ihm und Wilhelm Grimm und suchen Sie die Sache zu bekommen. Das wird Ihrem ganzen Geschäfte einen Glanz und Ihrer Kasse glänzende Münze einbringen und wird Sie persönlich noch besonders anfeuern, weil es mit das größte Nationalwerk ist, das die neue Zeit hervorgebracht, es ist die eigentliche Schatzkammer unserer Nationalität mit ihren Reichskleinodien, die neuen Ideenkaisern dienen sollen."

Kühne las in Weimar bei Hofe einen Aufsatz über Elisabeth v. Stägemann, ein andermal Romanfragmente vor. Das eine Mal erregte er bei einigen pietistischen Aristokraten Unwillen, das zweite Mal weckte seine Feier einer einfach edlen Frau bei den Männern Jubel, bei den Damen der Emanzipation Schrecken und Beschämung. „Meine Mission war gelungen. Allein ich mag nichts vom Bibliothekar wissen (so schreibt er aus Leipzig an Heinrich König), da es sich dabei um die schmale Summe von 600 Thalern handelt und der Hof die Kräfte zu sehr in Anspruch nimmt. Schöll ist ganz aufgelöst in Arbeiten und Vergnügen für die Hofzirkel. Auch sitz' ich hier zu fest und sicher, um meine Unabhängigkeit so gering anschlagen zu können. Es ist kein besonderer Antrag an mich gestellt, unterbleibt wol auch, wie man hört, daß ich mich durch den Ankauf von Lewald's Zeitschrift ‚Europa' ‚hier von neuem gebunden'."

Weshalb kein förmlicher Antrag an Kühne erging, wird — da schwerlich Staatsakten über derartige unverbindliche Hofbesuche vorhanden sein dürften — leicht zu erraten sein. In den Briefen von und an Auerbach wird sehr offen über die damaligen Weimaraner Zustände gesprochen: die Bevorzugung der Adligen, der Ausschluß der Bürgerlichen (wenn sie nicht den Freibrief als Engländer mitbringen, die überall Zutritt haben) spielt nicht umsonst so stark in den Schlußkapiteln der im Hochsommer 1846 in Dresden zum Abschluß gebrachten Erzählung „Die Frau Professorin" mit. Daß deutschen Schriftstellern des 19. Jahrhunderts vollkommene Selbständigkeit im Verkehr mit Fürstlichkeiten am besten anschlug, hat ein genauer Kenner beider Kreise, Gustav Freytag, als Ergebnis langer Erfahrung am deutlichsten erkannt und auch in seinen Lebenserinnerungen ausgesprochen. Ein echter Dichter kann und soll und muß, wie Geibel und Heyse nach dem Jahr 1866 männlich bewiesen haben, nicht Fürstendiener sein.

Wien. A. Bettelheim.

Walter Calé.

Müdigkeit, allzufrüh gekommene Müdigkeit war es vielleicht, die ihn aus dem Leben gehen hieß. Allzufrühe Ueberwindung der Lust am Leben: der köstlichen, schmerzlichen, zynischen, feigen Lust am Leben.

Walter Calé wurde am 8. Dezember 1881 geboren. Am 3. November 1904 schied er freiwillig aus dem Dasein. „Nachgelassene Schriften" — Lyrika, das Dramenfragment „Franziskus", die Novellen „Regina del Lago" und „Geschichte vom Xaver Dampfkessel", sowie Aufzeichnungen „Aus dem Tagebuch" — sind bei S. Fischer, mit der Jahreszahl 1907 versehen, erschienen. Mit einem Vorwort von Fritz Mauthner, der das Leise und Feine an Calé zu begreifen und seine Stellung als Dichter zu präzisieren sucht, und einer warmherzigen, begeisterten biographischen Einleitung vom Herausgeber Dr. Arthur Brückmann, einem Freunde des Verstorbenen.

* * *

Walter Calé suchte mit bewußtem Wissen nach Geselligkeit und Umgang; denn er war doch wohl eigentlich einsam. Er war nicht allzu energisch, von Hause aus etwas bürgerlich, schutzbedürftig. Er wollte genießen, erleben; es blieb da wohl meist beim Wunsch. Er hatte sogar die Sehnsucht nach starken Erlebnissen, die seinem Lebenstempo entsprächen. „Fieberisch-schöpferisch" war er, so sind sie alle: jene Dichter meine ich, deren „Auge weilt auf dieser Erde kaum", deren heiße Seele dem Ungewöhnlichen, Wunderbaren entgegenzittert, und nenne — Novalis. Er liebte die Neuplatoniker, E. Th. A. Hoffmann, Hebbel, Keller, Mörike. Er ist Ethiker. Träumer. Nietzsche vermag ihn nicht in Ketten festzuhalten; hier ist einer, der nicht

in mißverstandenem, „praktischem" Nietzscheanismus macht. Das Gekonnte verachtet er, dieweil das Können ihm ein Spiel ist. Sich selbst wertet er bald zu hoch, bald zu niedrig, und kann die Welt und die Dinge nicht so nehmen, wie sie sind. Eine liebenswürdige Natur sicherlich, aber gewiß auch ein Einsamer.

Die Bedeutung des **Tagebuchs** überschätzt der Herausgeber. Ich spreche natürlich hier, wie immer, nur von dem, was mir zu Gesichte gekommen ist. Vor dem literarischen Kindesmord gerettet wurde. Dieses Tagebuch zeigt den Grübler Calé, der sich nicht leicht blenden läßt. Auch nicht von den Modernen. Er hat einen Glauben an Ewigkeitswerte. Es dünkt ihn die Mühe lohnend, Halbheit und Trägheit zu überwinden. Er zerfasert mit feinen Sinnen: genau genommen, teils hebbelisch, teils weicher, grillparzerischer (man verzeihe das harte Wort!). Ein Neuromantiker, um es grob zu sagen, — mit halb eingestandener Sehnsucht nach entschwundenen Idealen, nach einer gewissen Korrektheit sogar. **Eine** Art von Naivität fehlt ihm: das unbefangene Interesse am Fortschritt; er analysiert verstandesmäßig und bebt vor den Realitäten des Lebens zurück, die darum sein Herz nicht mit Reichtum erfüllen können. Das Sichfortbewegen im unendlichen Kreis hat er nach und nach satt und mag sich selbst nichts vorschauspielern. Infolgedessen gewinnt man ihn nach und nach recht lieb (vermutlich, weil man ihn bedauert). Wacker meistert er überdies die Sprache und wirft, als Grübler, erhellende Blicke in die Dinge. Doch erinnere ich mich schon Tiefgründigeres und Vollendeteres in Tagebüchern gelesen zu haben, und meine, intime Literatur sollte nur veröffentlicht werden, wenn sie Neues und in irgend einem Sinne Unersetzliches bietet. Es fehlt auch nicht an Mißverständnissen des nicht Allzuerfahrenen. Oder sagen wir, da die physische Erfahrung Calés mich wenig angeht: an psychischer scheint er reich gewesen zu sein; an intellektueller aber doch nicht vielseitig genug und darin fast zu konservativ, befangen.

Aber hoch muß Calé als Lyriker gepriesen werden. Seine Stimmungen sind nicht sehr wechselvoll, aber Stimmung ist in all diesen Gedichten, Liedern, Gesängen, Bildern, Oden, die sich besonders schön in Zyklen verschlungen genießen lassen. Er ist Artist, hat sogar ein gewisses Raffinement, sucht zu komprimieren, — was ihm allerdings nicht immer gelingt. Es gibt auch Gekünsteltes, Kunstgewerbliches bei ihm. Aber eine milde Schönheit und Süße ist über diese Lyrik ausgegossen, die doch nicht die Tragik des komplizierten Kulturmenschen, des Epigonen (ich meine damit nichts Mediokres) verkennen läßt. Dabei merkt man, daß Liebessehnsucht und metaphysisches Leben durcheinander und nebeneinander fließen. Einzelnes ist wundervoll:

> „Jetzt nenne mich die Hülle,
> jetzt nenne mich den Schein,
> doch bald werd' ich die Fülle
> und die Erfüllung sein.
>
> Wir sind noch nicht erlesen,
> das Tor fiel uns noch zu,
> wir sind noch nicht ein Wesen,
> wir sind noch ich und du.
>
> Es schläft uns noch der Wille
> zu tief in unserm Blut,
> wir sind zu arm und stille,
> wir sind noch garnicht gut . . ."

Nicht unergründlich ist es, wessen Klänge aus den zyklischen Symphonien Calés hervortönen. Petrarca, Goethe, Novalis, Mörike, — vielleicht auch Leconte de Lisle und Jean Lahor, — bis Stefan George, leiten ihn, ob er will oder nicht. Doch ist Calé volksmäßiger, leutseliger, unmittelbarer wirksam als George. Ihm ist denn doch größere Naivität eigen, „Ewigkeitssehnsucht". Er hat denn doch mehr erlebt, wenn auch bei ihm das Aneinandervorüberziehen, das Sichnichtbegegnen, so oft variiert wird, — der Sang vom fruchtlos vorüberrinnenden Leben. Es kommt ihm nicht so sehr auf literarische Inzucht an, wie dem Dichter mit der feierlichen Priestergebärde.

So ist er als Dramatiker mit Hofmannsthal verglichen, nackter, weicher, kindlicher. Ein **Akt** (mehr ist leider nicht erhalten) handelt von der seltenen Tragik ohne Haß und Unversöhnlichkeit, von der tiefen Milde, von der ewigen Seele, der nackten Wahrheit, um die sich irdische und himmlische Eitelkeiten lose ranken. Der bunten Farben müde, sagt der Dichter: „Und alles ist, als wäre nichts gewesen." Vom Leben ist die Rede, das, wie die Sonne, trotz alledem und alledem, semper virgo bleibt. Des Mönches **Franziskus** Bekenntnis aber auf den Dichter deutend, zitiere ich:

> „Sie wußten alle nicht: ein Kind war in mir;
> und rief und bat, sie möchten es erlösen;
> sie aber hörten nicht und wagten nicht,
> mir sanft das Haar zu streicheln und die Wange,
> wie sie einander taten Tag um Tag.
> Sie gaben große Worte mir von Liebe
> und Achtung und vergaßen — weh! — die Kleinen!
> Ich hatt' ein armes, ganz geringes Herz,
> ich war ein Kind, sie alle wußten's nicht,
> sie riefen alle mich als Meister an,
> und nur aus Scham gab ich wie Meister Antwort."

Vollkommen aber taucht man in Romantik unter, wenn man zu den **Novellen** Calés greift. Zur „**Regina del Lago**" oder zur „**Geschichte vom Xaver Dampfkessel und der Dame Musica.**" Aus der „Regina" ist es Hoffmann, Meister Amadeus Hoffmann, der große Zauberer und Enttäuschte, der uns grüßt. Aus dem „Xaver" mehr Waldesrauschen, die lockende Frau Musica, Eichendorff. Da malt er in reichen Farben ein junges königliches Weib, das nach sich Sehnsucht hat, das sein eigenes Bild liebt. Seltsame Worte, mystische Parallelismen, nicht allein romantische Stoffe. Ein Baumeister kommt mit fünfundzwanzig schwarzen Kavalieren. Baumeister und Königin. Nächtliche Tänze, seltsame Freuden, Schmerzen, alles in eine wunderholde Sprache gehüllt. Aber der Baumeister hat seiner Königin ein Schloß gebaut und zieht dann weiter, andere Königinnen zu suchen. — Erreicht auch die Kraft der Phantasie nicht die von Flammen und Flämmchen geliebkoste und gehetzte des Meisters Amadeus, jene Phantasie, die das Kunstwerk einem brennenden gotischen Dome vergleichbar macht; so ist doch eine höhere artistische Feinheit erreicht; sind die gotischen Säulenbündel und Bogenformen noch kranker, noch zarter, noch schmerzlicher, noch erdentrückter geworden. Was aber dem Apotheker Xaver mit der holdseligen Frau Musica passiert ist, wird zu einem Märchen voll zartester Lyrik. Von Menschen liest man, die leben und sterben in Sehnsucht. Aber Xaver Dampfkessel, der Lügner, der Phantast, der Dichter, der Künstler, das Genie, hat doch das Glück der Erfüllung genossen. Wundervolle Lyrismen sind in diesen ruhelosen Novellen und, trotz Hoffmann und Eichendorff, sind sie von lebendigem und schönem Werte.

* * *

Nun muß ich noch sagen, daß mir der junge Dichter, der so strengen Gerichtstag über sich selbst gehalten, lieb geworden ist. Das Gleichgewicht, den ruhigen Schlaf und das Wohlbefinden der literarischen Großmächte wird allerdings Walter Calé nicht stören. Wäre er ein Rechner gewesen, er hätte mit seinem Talent und einiger Weltkenntnis sicher ein erfolgreicher Schriftsteller und wahrscheinlich sogar eine geachtete Figur werden können. Hätte er mit der Hand, nicht mit der Seele geschrieben . . . Er war aber ein Grübler, ein Träumer, ein Dichter. Und wurde müde . . .

Arthur Salheim.

Zwei Ausstellungen.

Wer in der verflossenen Woche von dem Salon Cassirer, in dem der Belgier George Minne eine Kollektivausstellung von mehr als zwanzig Arbeiten hatte, zu dem Schulteschen Kunstgeschäft Unter den Linden und den siebzehn Plastiken des in Rom lebenden, russisch-polnischen Bildhauers Henryk Glicenstein kam, der wechselte mehr als Landschaft und Kultur, trat aus einer inneren Sphäre, einem Lebensschicksal in das andere über — konnte wahrnehmen, wie bei völliger Eintracht über das letzte Ideal der plastischen Form gleichwohl die Ziele ganz verschieden gesetzt, die Wege abweichend genommen werden, und wie es schon von der Kinderstube an entschieden sein kann, ob ein klares und sicheres Erreichen, oder ein Ringen ohne Ende, aber auch ein um so tieferes und mächtigeres Verwirklichen die Zukunft sein wird. — Welche Mitgabe des Glückes ist es heute für einen Künstler, in Belgien zur Welt zu kommen! Blühende Städte, hohe industrielle und merkantile Kultur; Reichtum, Kauflust und Kaufkraft; die Kunst als Handwerk gefaßt, durchaus auf dem savoir faire gegründet und so naiv verstanden, daß sich der Aussteller neben seiner Kollektion als befrackter Besuchempfänger und Kaufvermittler aufmachen darf, ohne mit einem mystischen Begriff von Heiligkeit der Kunst in Konflikt zu geraten. Es ist eben durchaus Tradition, daß der Künstler mit dem Kaufmann geht, man kennt die Nachfrage des Marktes, die Gangbarkeit der Ware; Wagemut ist nicht erforderlich, erfunden und probiert wird in Paris, dann übernimmt Brüssel den Artikel, und ist der Absatz einmal gesichert, so strömen die Talente herbei, machen sich die neue Weise zu eigen und geben doch ihrerseits ein Neues, weil immerhin indogen, nicht schlechthin pariserisch Empfundenes.

Aus diesem Milieu wohlgeordneter Verhältnisse, in dem es übrigens ein Unrecht gegen den schaffenden Meister wäre, ihm die Vorbilder jenseits der Grenze oder auch innerhalb der eigenen Pfähle nachzurechnen, kommt Minne. — Glicenstein stammt aus dem Chaos. Jude aus einem winzigen Landort, im sogenannten Ansiedelungsrayon geboren, wo die Juden wie die Herde im Pferch zusammengedrängt leben, der Jude nur am Juden den Bruder, keine andere Nationalität hat als sein Judentum, aus dem Halboccidentalen in das Orientalische, zum reinen Rassenjudentum zurückgezüchtet — Rassenjuden nach Blut und Bildung oder Unbildung, Weisheit aus verstaubten und verspinnwebten Blättern saugend, die vollgestopft sind mit längst vergreisten Gedankenverknüpfungen, scholastisch-mystischen Beziehungen zwischen Wort und Wirklichkeit, Gegenstand und Bedeutung — so wächst der Knabe heran, bildet sich der Jüngling vor: ohne Volksschule, ohne Berührung mit irgend welcher verfeinerten Kultur — unter Lärm, Schmutz, den täglichen Sorgen eines zaghaften, gedrückten, jeder Gewalt schutzlos ausgesetzten Volkes; die einzige Tröstung für die kunstbedürftige Seele die einfachen Schönheiten einer ländlichen Natur, die einzige Nahrung des Geistes das Studium des Talmuds, die einzige Erhebung der Singsang des Tempeldienstes. Und doch, diese scheinbar so armseligen Gelegenheiten der Freude spenden die goldensten Reichtümer. Denn wenn wir selbst von dem Talmud absehen, der doch das vollkommene Eigentum an den heiligen Schriften gibt mit ihren heroischen und dämonischen Charakteren, ihren Idyllen, Hirtengeschichten, Erntegesängen, Braut- und Hochzeitsliedern, dies alles in geheimnisvolle Zusammenhänge gebracht zu dem gesamten jüdischen Wirtschaftsleben, allen Begebenheiten des täglichen Daseins wie der jüdischen Geschichte bis über die Tage Kaiser Hadrians — auch abgesehen von dieser bildlich und phantastisch lehrsamen Nahrung von früh auf eines schon an sich zu Form und Bedeutung begabten Kindes, gibt es eine Partie des Lebens, des täglichen wie des periodisch sich wiederholenden, auf die sich die gesamte Gemütsenergie konzentriert. Wir Occidentalen, auch die strenggläubigen Juden unter uns, haben doch nur eine schwache Vorstellung von der Bedeutung, die der Tempeldienst für ein Volk hat, das sich an ihm allein als Ganzes erkennt; das, in die alte Frömmigkeit geflüchtet, sich an der gemeinsamen, heiligen Uebung, im lebendigen Besitz der alten, heiligen Symbole rein und unverbraucht erhält. In Polen wird noch heute vor der Bundeslade getanzt wie zu weiland König Davids Zeiten. Der Tempelwein wird nicht symbolisch genossen, er wird leibhaft getrunken, und das Völkchen holt sich einen ganz wirklichen Rausch, freilich keinen zänkischen und lauten, sondern einen, der sich in Umarmungen, Küssen und in leidenschaftlich, fröhlich heiligen Tänzen Luft macht. Ja, die Männer trinken und tanzen im Gotteshaus, und es wird nicht dadurch entweiht! Und wie die Ekstasen der Trunkenheit, so ausdrucksvoll sind die Kasteiungen und Verzückungen der Buße. Der reife Mann wird es nicht vergessen, wie er den Vater laut betend auf den Knien liegen sah, als er sich die Brüste schlug und zu Gott aufschrie. Schreie, Jude, dein Gott hört dich! Knie unter der Gemeinde, schlage dich vor die Brust, reiße den Rock auf, entblöße allen deine Sünde! Alle in der Gemeinde sollen deine Sünde wissen! — Diese naive Leidenschaft der Frommheit, dieser primitiv originäre Gestus ist mehr als eine Erinnerung, er wird in die Hand übergehen und Form werden, die freilich andere Eigenschaften aufweisen muß, als die Bildungen einer feinen und heiteren Lebenskunst.

Wer die beiden Ausstellungen des jüdischen und des belgischen Bildhauers besucht hat, dem mußte es klar werden, welchen unermeßlichen Vorteil, welche Leichtigkeit und Freiheit die Kunst aus ihren Zusammenhängen mit der Kultur zieht. Bei Minne ist alles Grazie. Das Material, ein fast durchsichtiger, feinkörniger, alabasterähnlicher Marmor, ist wie entmaterialisiert, ohne Erdenschwere, geschaffen, die zartesten, zärtlichsten Empfindungen wiederzugeben. Das archaisch Flächige wirkt niemals herb, das gotisch Schlanke nicht spitzig; die Linie darf sich steil und fast tragisch bewegen wie bei dem männlichen, oder körperlos schwebend wie bei der weiblichen Auferstandenen, immer ist Zierlichkeit gepaart mit Würde, Stilismus gemildert durch Naturalismus des Details, sachte an der Grenze der Manier dahinspielend und doch durch den erlesenen Geschmack davor bewahrt, diese Grenze jemals allzu merklich zu überschreiten. Man könnte die Kunst Minnes eine Linienkunst nennen, so sehr beherrscht die Linie das Interesse. Es ist Plastik im reinsten Begriff; außerplastische Ideen kommen nicht in Betracht. Die wenigen ausgestellten Porträts beweisen, soweit sie nicht über das Modell hinweg einem Linienmotiv nachstreben, große Gleichgültigkeit für die Individuation. Das Innenleben eines zu porträtierenden Individuums liegt schon jenseits der reinen Plastik, es bedeutet eine außerplastische Idee. Vielleicht auch ist dem glücklichen Kinde der Kultur das Leben zu leicht gewesen; Individuation ist auch im künstlerischen Sinne keine schmerzlose Erfahrung. — Glicensteins Kunst ist ferne, sehr ferne geblieben von der reinen Form. Das Leben hat sie ihm nicht gegeben; Kultur hat der arme Judenknabe nicht eingesogen, und als er nach München kam, war es für eine Erziehung zu spät. Es ist ihm nichts angelernt worden, nicht einmal von seinem Meister und Wohltäter, dem großen Lehrer Rümann. Gleich von Anfang an wurde er wie der Mensch in seinem dunklen Drange hineingestellt in die Welt der Erscheinungen, ausgerüstet mit Augen, die sich festsogen, mit einem Herzen voller Geheimnisse, mit einem zugleich unklaren und im Erkennen begriffenen Gemüte. Es war von vornherein ein großes Suchen, ein Abtasten des Menschlichen. Der Mensch tastete den Menschen ab, tastete an den Dingen als an einem Menschlichen. Alles wurde des Menschen unter diesen unsicher suchenden, dem Menschlichen nachforschenden Fingern. Das ist an den frühsten Schülerkompositionen Glicensteins so fühlbae wie an seinen entscheidenden großen Schöpfungen; an den lieblichen römischen Kleinbronzen, wie an der bei ihrer Kleinheit riesig wirkenden Sphinx, die ein junges Leben niedergeschlagen hat und es aus tief eingelassenen, bläulich opalisierenden Augen wie mit einem rätselhaften Lächeln anglotzt, oder an der Gruppe der drei Vorläufer, den russischen Studenten in der Mitte gegen den Wind anstürmend, der den blind dahinstampfenden Muschik mit den geballten, gefährlichen Fäusten zur Rechten über dem Handgelenk, und den einer unsichtbaren Gefolgschaft hinter sich winkenden und rufenden Arbeiter zur Linken, Hand und Arm ineinander geschlungen, mit sich fortreißt. — Alle jüngeren Münchener Bildhauer, die Wrba, Hahn, Beyerer,

Taschner sind Stilisten. Wer in München jung ist, mag als Naturalist anfangen, nach einer kurzen Strecke ist er bei dem allein seligmachenden Stilismus angelangt. Wie ist es möglich, schrieb ein ehemaliger Mitschüler an Glicenstein, wir in München sind lauter Stilisten, und Sie sind in Rom Nataralist geworden! — Alles sucht die reine Form, nur Glicenstein kann sie nicht suchen, er empfindet es als ein Verbrechen. Die Natur ist rauh, mannigfaltig bis zur Unfaßbarkeit, Proteus in jedem Gebilde Die reine Form ist im Auge des ästhetischen Beschauers; sie ist eine jener wohltätigen Vereinfachungen, etwa wie der Japanismus. Für soviel Kultur ist Glicenstein einfach zu barbarisch. Er kann jene Aesthetik bewundern und beneiden, aber für sich hat er den Kampf mit der Natur aufzunehmen. Und dieser Kampf wird zur Wohltat. Indem Glicenstein in jedem Naturobjekt ein neues Problem der äußeren wie der inneren Form sich gegenüberfindet, ist er unter all den ausgezeichneten Münchener Künstlern als Porträtist der oberste geworden. Gerade weil er die reine Form n i c h t hat, findet er die persönliche. Wehe ihm, wenn ihn der Wahn der reinen Form überkommt, er hat sich manche Arbeit damit geschädigt! Das Frauenporträt in der Ausstellung bei Schulte mag als Beispiel dienen; er hat dem schmachtenden Gesichtchen den feinsten Reiz abgelöscht, als er, in der Arbeit unterbrochen, plötzlich anfing, auf die Form zu gehen.

Dieses Porträt der Frau Dr. K. ist in mehrfachem Sinne charakteristisch für Glicensteins Kunst. Bei Glicenstein wird während des Porträtierens unaufhörlich geplaudert; der Meister erzählt von seinem Leben, bringt das Modell seinerseits zum Erzählen. Im Sprechen verrät sich der Mensch, ein flüchtiger Moment wird dann plötzlich festgehalten. Bei Frau Dr. K. ist es ein leicht ermüdetes Aufstützen des Armes auf die Stuhllehne, eine zarte, ein klein wenig kapriziöse Beredsamkeit der Finger; die Stuhllehne wird einfach mitmodelliert. — Als das Porträt des Dr. Mond, eines englischen Großindustriellen und in der römischen Gesellschaft sehr bekannten Mäzens, begonnen werden sollte, kaufte sich der Künstler einen Imperatorensessel. Das Porträt hatte das Mißgeschick, dem Diener des Originals nicht zu gefallen. In der Tat ist die Form abweichend; ein flaumiger, flockiger Bart, auf die Brust fließend, macht das Ansehen banal und beinahe plebejisch. · Das ist eine jener Zufälligkeiten der Bildung, an die sich der Künstler nicht zu halten braucht; das Wesentliche ist der imperatorische Ausdruck des Willensmenschen, gemildert durch gewinnende Güte. — Eine Büste wie die des Dr. Mond ist in Marmor undenkbar. Die Bronze ist das unschätzbare Material der Charakteristik. Nach dem Guß ist sie zunächst messingfarben, mit einem Stich ins Goldige, aber ohne Glanz und Adel. Dann wird sie der Patinierung unterworfen. Diese Patinierung ist eine ganz eigene Kunst, die wohl nur in Rom mit solcher Vollendung gehandhabt wird. Die Patinierung erfolgt durch Säuren, die beliebig wieder abgewaschen werden können. Indem solcherart die goldenen Töne bald belassen, bald teilweise oder völlig. in verschiedenem Grade verdunkelt werden, hebt der Bildhauer über dem bereits fertigen Guß von neuem an die Form zu modellieren, er übergeht sie gleichsam mit Valeurs. In anderen Fällen wird der Bronze eine grüne oder schwärzliche Ewigkeitsfarbe gegeben, als habe sie durch Jahrhunderte unter der Erde geruht. Wie ein Schatten legt sich diese dunkele Patina über die Züge des jungen russischen Dichters Heinzelmann. Der Ausdruck der Augen hat etwas so rührend Schwermütiges, das ganz hilflos wirkt. Die Stirne ist etwas gesenkt, mächtig und gedankenschwer, unter einer Haarmasse, die sich wie eine Woge staut. Dagegen ist der Mund kindlich und liebreizend. Nach unten geht der Hals in einen Hermenansatz über, schmal und gebrechlich und auf ein sehr sterbliches Gehäuse hindeutend. — An dem Gesicht des berühmten Gabriele d'Annunzio ist ein solches buntes Sichbewegen von kleinen Flächen und lebhaften Lichtern, daß eine wahre Unruhe davon ausgeht. Alles redet, plaudert, schwindelt und fabuliert, prahlt und gibt Eulenspiegeleien vor, denen nur eine naive Seele Vertrauen schenken möchte. Dabei macht der Kopf den ganz richtigen Eindruck, auf einer kleinen, schlanken Figur zu sitzen. Der Mund ist hochmütig und eitel aufgeworfen; majestätisch fließt über die Schultern die Lieblingstracht des Dichters, ein faltiger Purpur in rosso antico, und ruht nun das Ganze auf einem Holzsockel mit eingezeichneten Lorbeerreisern, so ist der größte Mann Italiens fertig.

Nirgends in der Welt steht der Bronzeguß auf einer solchen Höhe wie in Rom. Schon das ist ein Verdienst der Ausstellung bei Schulte, daß sie uns zum ersten Male eine größere Kollektion römischer Bronzen vorführt. Allerdings läßt kein Künstler Roms soviel in Bronze arbeiten wie Glicenstein. Er allein hat auch die römische Kleinbronzentechnik, eine blühende Industrie, aufgenommen und um neue Muster bereichert. Die römischen Bronzen werden nicht wie die Pariser ziseliert und geglättet; eine gewisse Rauheit ist sogar beliebt, eine bunte Patina, grün oder gar bläulich, wie eine pompejanische oder herkulanische Ausgrabung. Das Museum der Ausgrabungen in Neapel gibt den unerschöpflichen Stoff für die römische Bronzefabrikation. An diese Muster knüpfen auch die Glicensteinschen Kleinbronzen. Ein Knabe über einem Eckstein sitzend, die eine Hand hält eine tragische, die andere eine komische Maske. Il domani, das Morgen ist die Benennung. Eine kleine Lautenspielerin, die über der Laute im Schoße zusammengesunken und im Einschlafen ist. Eine Brunnenfigur: ein Wasserträger hat den Fuß auf einen Stein gesetzt und leert den Schlauch über der Schulter; Stornello ist der Titel, das Ritornell, die ewige Wiederkehr. Der Schlauch wird gefüllt und geleert, wieder gefüllt und wieder geleert.

Die unschätzbarste Eigenschaft der Bronze ist, daß es absolut keine statische Grenze für ihre Verwendbarkeit gibt. Einem Temperament wie dem Glicensteins mußte es besonders verlockend sein, den Körper im Sprunge und doch ruhend darzustellen, den unmeßbar kurzen Augenblick, in dem er gleichsam im Gestütztsein bereits schnellt, und im Schnellen noch auf der einen Stütze ruht. Das ist der Vorwurf des Barkochba. Das Thema stammt aus der jüdischen Geschichte; Barkochba war eine Art falschen Messias zur Zeit Kaiser Hadrians. Die Stelle der Ueberlieferung, die das Motiv abgab, lautet: er springt auf eine Meile und schlägt auf eine Meile. Von der linken Fußspitze zum Haupt läuft ein schräger Wagebalken und ruht über dem rechten Schenkel. Der ganze Körper lastet in diesem Augenblick über der geschwellten Muskulatur dieser einen Stütze. Beide Hände liegen auf dem Knie, die eine über die andere geballt. Die Augen fassen den Feind. Schon hat sich der vordere Fuß nach innen gedreht, und das linke Bein schnellt ab im Schwung. Er steht noch und springt bereits.

In dem vordersten der Säle steht das Hauptwerk des jungen Meisters Glicenstein, der schlafende Messias. Mit wenig über dreißig Jahren hat er es geschaffen, den Entwurf brachte er schon zehn Jahre früher nach Rom, ein mit den ersten Preisen ermutigter Akademiker, kaum zur Wanderschaft gelangt. Indem er in Rom einzieht, trägt er den Traum des Werkes im Herzen — vielleicht des einzigen Werkes, das seinen Namen unsterblich machen wird. Denn wenigstens bei seinen Glaubensbrüdern gab es ihm bereits Unsterblichkeit. Auf einem Grabe Jerusalems, das durch eine vielleicht rührende Täuschung den Juden Rußlands und manchen ihrer außerrussischen Brüder heilig ist, auf dem Grabe des Begründers des Zionismus, Theodor Herzls, wird sich der Messias erheben. Und in gewissem Sinne mit Recht. Denn dieses Werk ist in der Tat ein national jüdisches, das einzige existierende bildnerische Werk, das aus jüdischem Blute hervorgegangen, den jüdischen Typus verewigt, das Denkmal des Judentums. Alle Erinnerungen der Kindheit, die Aufschreie und Ekstasen des Sühnegebetes und des Flehens am die Heimkehr nach Zion sind in dem jungen Juden wach gewesen, als er diese Form aufbaute, diesen furchtbaren, fast abschreckend mächtigen Körper mit dem schlafenden Riesenhaupt erdichtete. Zu diesem Werke diente kein Modell, hierfür gab die Natur keine Beispiele. Nicht jedem gefällt ein solches Werk, vielleicht werden sich die Mehreren davor zurückziehen. Das Ungeheure ist nur dem erträglich, für den es einen Inhalt hat. Schon als Bronzeguß ist dieser Messias ein Wunder. Solche kühnen Bewegangen, solche Beulen der Form darf der Marmorbildner nicht wagen. Aber der Erzfluß ist gehorsam und schmiegt sich dem Willen des Meisters. Der Messias ist nach der Ueberlieferung in tiefem

Schlafe. Der linke Arm ruht schwer und massig auf dem Schenkel, die kolossale Faust etwas nach innen, was den Eindruck des Lastens erhöht. Die Rechte umfaßt herabhängend das Horn Schofar. Sonst sind alle Embleme fortgelassen, selbst der Schild ist verborgen und nur ornamental angedeutet. Am mächtigsten wirkt der Rücken, denn die Masse der Brust ist verdeckt von dem Bart und dem gesenkten Haupte, aber der Rücken ist wie ein Gebirge. Dafür ist das Haupt ganz Majestät, ganz Schlummer, tiefe Ruhe. Es liegt mit dem Kinn auf der Brust, das düstere, nationale Profil ist von einem Hauche antiker Schönheit gemildert. So schlummert das mächtige Bildwerk, und in ihm schlummern die Hoffnungen eines Volkes, in dessen Adern doch noch die letzten Tropfen adeligen Heldenblutes rollen müssen, da es vermochte ein solches Werk zu erzeugen.

Ludwig Beer.

Die Geiseln.

II.

Zwei Jahre waren vergangen; Christian war mit einer starken Kriegsmacht zurückgekehrt, er hatte darunter zweitausend Franzosen, und durch schwedische Verräterei war es ihm gelungen, bis nach Stockholm vorzurücken. Sten Sture war nun tot; keiner aus dem Sturegeschlecht war fähig, die Leitung zu übernehmen, denn der Sohn war bloß sieben Jahre alt. Der dänische König lag wiederum auf den Bergen des Südens, konnte aber nicht in Stockholm hineindringen, das tapfer verteidigt wurde.

Christian, der wieder gesehen, wie ein Sommer vergangen und ein Herbst sich näherte, befand sich in einer verzweifelten Lage, denn die Dänen murrten laut über die neuen Steuern, die für den schwedischen Feldzug ausgeschrieben waren. Und da er nicht mit den Waffen die Hauptstadt nehmen konnte, griff er zu dem alten Mittel: Briefe zu schreiben und zu verhandeln. Seine huldreichen Schreiben übten die gewöhnliche Wirkung, und ein großer Teil schwedischer Herren ließ sich täuschen. Männer wie Hans Petri, Professor Sledorm in Uppsala und Bischof Mathias Gregerson in Strängnäs gingen als Gesandte nach Stockholm, um Stures Witwe zu veranlassen, das Schloß aufzugeben, das auf ihren Namen eingeschrieben war.

Als aber die Gesandten an die Brücke kamen, die zum Schloß hinüberführte, war diese aufgerissen, und Magnus Gren brach die Vorverhandlungen ab, indem er vom Helgeandsholm einige Schüsse löste.

Kurz danach wurden neue Unterhändler gesandt, und unter ihnen befand sich Doktor Hemming Gad, der Christian von Kopenhagen begleitet hatte.

Als Frau Christine Gyllenstjerna hörte, der alte Freund der Stures, der Treueste aus der Vaterlandspartei, bitte um Zutritt, wurde sie von einer grenzenlosen Freude ergriffen; und Hoffnungen, daß die Dinge ein glückliches Ende nehmen würden, erwachten, denn sie war überzeugt, daß der schlaue Doktor ein neues Schelmenstück gegen die Dänen braue, wenn er auch für den Augenblick eine falsche Maske vorm Gesicht tragen mußte.

Der kleine Schloßsaal war für den Empfang bestimmt, und Frau Christina stand am Fenster, um ihren alten Freund kommen zu sehen. Die Trompeten hatten am Nordtor geblasen, und die Eskorte hatte die Vorburg passiert, aber kein Doktor erschien.

Da kündigte ein Herold den dänischen Gesandten an, und die Flügeltüren wurden aufgeschlagen.

Herein trat Doktor Hemming Gad, der dänische Gesandte. Seine zweiundachtzig Jahre trug er mit der gleichen Ehre wie die achtzig, als er sich vor zwei Jahren von Sten Sture und dessen Gattin draußen am Blockhaus trennte; weder das Gefängnis in Dänemark noch die lange Seereise oder die Lage des unterdrückten Vaterlandes hatten ihm etwas angehabt.

Frau Christine ging ihm mit ausgestreckten Händen entgegen, begegnete aber einem fremden Gesicht und kalten Blicken, und da bemerkte sie, daß der Freund nicht allein kam, sondern von Ryning, einem der Geiseln, und dem Bischof Mathias aus Strengnäs begleitet war, welch letzter früher der Kanzler des jüngern Sture gewesen, jetzt aber als Anhänger Christians bekannt war.

Frau Christina wurde ebenso steif wie der Gesandte, und sie suchte vergebens, in Antlitz und Blicken des Doktors zu lesen, seinen geheimen Hintergedanken zu erforschen, eine Miene geheimen Einverständnisses zu erspähen. Da war nicht eine Linie in Unordnung, nicht ein Zucken der Augenlider verriet ein doppeltes Spiel.

Das Wiedersehen war vorbei, und Frau Christine mußte zuerst sprechen:

„Was wünschen die edlen Herren?"

„Unser gnädiger König hat unseren Auftrag vorbereiten lassen," antwortete Hemming Gad, „und uns ist vergönnt, mit Vollmacht über die Uebergabe zu unterhandeln."

„Uebergabe? Hat nicht der Schloßhauptmann, Magnus Gren, auf diese Frage geantwortet?"

„Ihr meint mit Schüssen, jetzt aber handelt es sich um gute Worte und weisen Rat."

„Nicht weil ich und die Meinen auf Eure Vorschläge einzugehen gedenken, sondern um Doktor Gad mit neuer Zunge sprechen zu hören, nachdem er einen König nach seinem Sinn bekommen, werde ich lauschen. Setzt Euch, edle Herren."

Doktor Hemming begann zu sprechen:

„Frau Christine, es sind zwei Jahre her, seit ich von Euch schied; in der Einsamkeit und in fremder Umgebung habe ich Gelegenheit gehabt, über die Vergangenheit und besonders über die letzten hundert Jahre in unserer Geschichte nachzudenken. Die Union von Kalmar, die von selbst entstand, als das alte Folkungergeschlecht ausstarb, hatte ein großes und löbliches Ziel, denn gesondert waren die drei Reiche nach außen ohnmächtig, vereinigt aber konnten sie in den europäischen Staatenbund eintreten und unter Dänemarks Fahne Sitz und Stimme auf dem Kurfürstentag erhalten. Wie haben wir Schweden dieses königliche Erbe gehütet, das uns aus unserer Erniedrigung und Isolierung geführt hätte? Wir haben fünf Könige gewählt und ihnen gehuldigt, alle abgesetzt und dann gegeneinander gewütet. Mit Stures und Tottes auf der einen Seite, Oxenstjernas und Wasas auf der andern, haben wir hundert Jahre Aufruhr und Bürgerkrieg erlitten; es gibt nicht einen Acker, der nicht mit Leichen von Landsleuten gedüngt, nicht einen Wald, der nicht aus den Knochen der Gefallenen in die Höhe gewachsen; das ganze Land ist ein Kirchhof, ein Galgenberg, eine Richtstätte. Von den fünf Königen waren vier Ausländer, einer aber war Schwede, Karl Knutsson, und das war der schlimmste. Was nun den siebenten oder König Christian II. betrifft, dem bereits vor zwanzig Jahren vom schwedischen Reichstag als dem Thronfolger gehuldigt wurde, und der darum unser gesetzlicher Herr ist, so will ich für seine Sache sprechen, weil er gleichsam angeklagt ist und weil jeder Angeklagte das Recht hat, gehört zu werden, ehe man ihn verurteilt. Als Christian II. nach dem Tode seines Vaters sein schwedisches Land besuchte und sich dort krönen ließ, wurde er nicht wie ein Freund empfangen, sondern stieß auf Aufruhr und bewaffnete Scharen. Jetzt ist er wieder hier, bietet Versöhnung und Vergessen an; vor zwei Jahren hätte ich Euch gewarnt, aber nach meinen letzten Erfahrungen empfehle ich Euch seinen huldvollen Schutz, denn jetzt kenne ich unseren König, was Ihr nicht tut. König Christian ist in Dänemark der Mann des Volkes; er haßt die Herren und wird von ihnen verfolgt, denn er ist dort beim Volk ebenso beliebt wie Engelbrecht und die Stures in Schweden; er ist hier auch Bauernkönig, denn er hat die Bevölkerung des flachen Landes gegen die Raubritter beschützt . . ."

Frau Christine hatte sich erhoben.

„Wohin geht Ihr?" mußte Gad seine Auseinandersetzung unterbrechen.

Frau Christine zeigte nach der Tür.

„Was habt Ihr uns zu antworten?“ fragte der bestürzte Doktor.

„Nichts!“ sagte Christine Gyllenstjerna und ging hinaus. Damit waren die Verhandlungen abgebrochen.

Als sie aber auf den Burghof hinunterkamen, wurden die Gesandten überfallen, und Doktor Gad war nahe daran, erschlagen zu werden; der unerschrockene Greis floh jedoch nicht, sondern ging ins Rathaus und entfaltete dort seine Beredsamkeit vor Bürgermeister und Rat, mit dem Erfolg, daß diese zum Schloß hinaufzogen und die Schloßherrin zwangen, dem König Stockholm zu öffnen.

* * *

Die Krönung hatte in der Großkirche stattgefunden, und am meisten hatte auf die Schweden der kaiserliche Gesandte, Doktor Suckat, Eindruck gemacht, der dem König den Orden des goldenen Vließes überreichte: denn der König war jetzt der Schwager des Kaisers Karls V.

Das Fest dauerte zwei Tage, und es herrschte die offenste und herzlichste Freude, wie bei einem Zusammenkommen von Verwandten oder einem Verbrüderungsfest. Der König war der freundlichste und höflichste von allen, und besonders zeichnete er mit seiner Gnade die schwedischen Herren aus, die für seine Rückkehr gearbeitet hatten; sie waren auch sofort von ihm zur Krönung eingeladen worden.

Das Einzige, was verstimmte, war, daß die dänischen Herren sich abseits hielten; auch der Kanzler Didrik Slagheck, der Vertraute von Mutter Sigbrit, war nur manchmal durch halboffene Türen zu sehen.

Indessen zur Mittagszeit des siebenten Novembers war der Reichssaal wieder gefüllt von allen, die geladen waren, Herren und Damen. Man fragte sich, ob es ein Schmaus oder ein Ritterschlag werden solle.

Der Thronstuhl stand leer, und man erwartete den König; in Gruppen flüsterte man.

„Wo ist Hemming Gad?“ fragte Bischof Mathias seinen Nachbar, Bischof Vincentius.

„Er ist bereits in Finland; dorthin geschickt, um die Finen zu überreden; möge sein Unternehmen ihm gelingen, damit wir einmal Friede und Ruhe in den Ländern haben, unter einem geliebten König.“

„Doktor Hemming war der erste, der mit seinem guten Kopf einsah, was die Zukunft des Nordens verlangte . . .“

Frau Christine Gyllenstjerna stand an einem Fenster und sprach mit Erich Johannsson Wasa, dem Vater des Gustav Wasa:

„Eure Besorgnisse, Vetter, sind unbegründet, aber auch wenn es so wäre, wie Ihr sagt, so habe ich ein Dokument, mit dem ich uns alle frei mache; und übrigens, der König ist ein herzensguter Mensch, er kann verzeihen und vergessen . . .“

„Liebste Base, alles scheint ja gut zu stehen, aber eins beunruhigt mich: ich sehe nicht meinen Sohn Gustav unter den heimgekehrten Geiseln; es läuft das Gerücht, er sei aus seinem Gefängnis auf Kalö geflohen und man habe ihn in Kalmar gesehen. . .“

Frau Christine antwortete nicht, sondern wandte sich ab, um mit Erich Abrahamsson Leijonhufund zu sprechen, der den Dänen den Weg über die Berge von Tiveden gezeigt:

„Das war keine schöne Handlung auf Tiveden, Herr Erich,“ sagte sie, „doch Ihr meintet es böse gegen uns, Gott aber hat es zum Guten gewandt.“

„Ich tat meine Pflicht, die ich dem rechtmäßigen König des Landes schuldig war . . .“

Herr Erich Johannsson Wasa, der an einer Tür stand, wollte hinaus gehen, um seine Gattin Cäcilie zu suchen; er wurde aber von einem Landsknecht daran verhindert, der rief:

„Keiner hinaus, sondern alle hinein!“

Das erregte Unruhe im Saal. Joachim Brahe, der in diesem Augenblick durch eine Tür hineingelassen wurde, trat auf seinen Schwiegervater Erich Johannsson zu:

„Hier ist etwas Schlimmes im Gange, Schwiegervater, darum will ich Euch in aller Eile mein Geheimnis sagen. Gustav, Euer Sohn, ist frei; er hat mich in Tärna aufgesucht und wollte das Volk erheben; ich habe ihm aber abgeraten; dann ging er nach Norden; man hat ihn beim alten Jakob Ulfsson in Mariafred gesehen, und jetzt soll er von dänischen Spähern ergriffen sein.“

„O, Herr Gott im Himmel, mein Sohn! — Dann ist es aus mit uns!“

In diesem Augenblick öffneten sich die Flügeltüren; der König erschien neben Gustav Trolle, und hinter ihnen der schreckliche Slagheck, der sich jedoch wieder zurückzog.

Der König strahlte vor Freude, schüttelte den Herren die Hände und bat sie sich zu setzen.

„Setzt Euch, liebe Freunde!“ rief er ihnen zu; „wir wollen nur ein wenig zusammen sprechen.“

Und er setzte sich auf den Thron wie ein Ludimagister, der eine kleine Mißhelligkeit zwischen den Scholaren schlichten will.

„Seht Ihr, wir, Ihr und ich, haben unsere alten Rechnungen aufgesetzt und quittiert; zwischen uns steht nichts Unerledigtes mehr; wir haben unsere Scheffel Salz gegessen und die Freundschaft erprobt; aber ich verlasse mich nicht auf Euch, liebe schwedische Herren, daß Ihr Friede haltet und Euch verträgt, bis Ihr nicht Eure alten Geschäfte abgemacht habt. Dieser Gustav Trolle hier ist ein böser Mann, aber nicht so schlimm, wie er aussieht; er trägt etwas nach, ist aber redlich und entschlossen; er kommt jetzt mit einer kleinen Nachrechnung, die Ihr in Gutem bezahlen müßt; ich will nur bezeugen, daß alles mit rechten Dingen zugeht; dann könnt Ihr Euch gegenseitig nach dem Gesetz des Reiches richten. Sprich jetzt, Gustav Trolle; wir hören; es wird bald vorüber sein.“

Gustav Trolle sprach. Sein Vater, Erich, war von schwedischen Herren nach Svante Stures Tod zum Reichsverweser gewählt worden; aber Sten, der junge Sture, hatte die Wahl für nichtig erklärt, sich erhoben und zum Reichsverweser krönen lassen; dann hatte er Herrn Erich gefangen genommen. Das war Aufruhr, aber das hatte der gnädige König verziehen.

„Ja, ja, ja, ja!“ stimmte der König ein und rieb sich die Hände.

„Aber,“ fuhr der Trolle fort, „es liegt zwischen uns eine andere Sache, die den König nichts angeht und die nicht privater Natur ist. Als ich, der geringe Diener des Herrn, vom Domkapitel zum Erzbischof des schwedischen Reiches gewählt wurde und die Bestätigung der römischen Kurie erhielt, wagte Herr Sten die Wahl umzuwerfen und den päpstlichen Beschluß für ungültig zu erklären; tastete mich in meinem Heim, dem Schloß Stäket, an; ließ dieses mein Haus niederbrechen und warf mich ins Gefängnis. . . .“

„Oh, oh, oh!“ bekräftigte der König. „Das war nicht schön; es ist gefährlich, römisches Gesetz zu brechen! Oh, oh, oh! Fahrt fort, Herr Gustav! Zur Sache! Zur Sache!“

Herr Trolle fuhr fort:

„Darum hat Seine Heiligkeit das schwedische Reich mit Bann und Interdikt belegt; nicht ich, wohlgemerkt. Ich habe nur eine schüchterne Forderung, daß alle die Herren, die sich an dem Erzbischof des schwedischen Reiches vergriffen haben, zur Verantwortung gezogen werden und all den Schaden, der ihm zugefügt ist, ersetzen; besonders daß ihnen auferlegt wird, das Schloß Stäket wiederaufzubauen.“

„Warte mal,“ nahm jetzt der König das Wort. „Es wurde gesprochen von all den Herren, die das kanonische Gesetz verletzt und sich am Primas der Kirche vergriffen. Was können das für Herren sein? Herr Sten ist der einzige, den ich kenne, und er ist tot; gegen einen Toten kann man nicht klagen; nicht wahr Frau Christine Sture? Auch wenn dieser Mann (er erhob die Stimme und wurde drohend) sich der Verräterei gegen die Herren und den König des Landes schuldig gemacht hätte!“

Frau Christine Gyllenstjerna erhob sich jetzt, ruhig, siegesgewiß:

„Gnädiger Herr und König,“ antwortete sie, „geruhet meine Verteidigung anzuhören. Mein verstorbener Gatte war kein

Aufrührer; als Beweis dessen überreiche ich den Beschluß der Stände vom 29. November 1517, der Herrn Gustav Trolle als Verräter seines Amts und seines Schlosses für verlustig erklärt. Mit diesem Pergament habe ich meinen Gatten, mich und sämtliche Herren von der Anklage Herrn Trolles freigemacht; ich bitte also, mich und die hier verzeichneten Herren freizusprechen."

Mit einer unbeschreiblichen Befriedigung nahm der König das wichtige und ersehnte Pergament; und während er die Namen verschlang, schwätzte der Mund ununterbrochen:

„Soso, ich soll dieses Papierchen haben; wahrhaftig, das ist eine feine Schreiberei! tröstet mich, tröstet mich; man sollte niemals ein Papier unterschreiben; das ist so gefährlich, so gefährlich; hier haben wir also alle zusammen, die ganze Gesellschaft, wie Fliegen in einem Kescher: Erich Johansson Wasa (die Wasas kennen wir), Hemming Gad, Mathias, meine guten Freunde; aber Johannes Brask! Pfui, das hätte ich nicht erwartet. . . ."

Jetzt worf er die Maske ab, und das Gesicht des Königs verwandelte sich:

„Danke, Frau Christine," sagte er mit rauher Stimme; „mehr Zeugen brauchen wir nicht!"

Er schlug mit der Faust auf den Tisch, und auf einmal veränderte sich der Schauplatz. Clas Bille und Severin Norrby traten in den Saal mit Landsknechten, die Fackeln trugen. Der Saal wurde gereinigt; Herren und Frauen hinausgeschleppt und ins Gefängnis geworfen.

* * *

Am folgenden Tag, am 8. November, stand Nils Lycke auf dem Altan vorm Rathaus von Stockholm, während der Großmarkt mit Galgen und Schafotts bedeckt wurde. Nils Lycke hielt eine Rede und las die Namen der vornehmsten von denen vor, die zum Tode verurteilt waren. Es begann mit dem Bischof Mathias und Vincentius, mit Erich Abrahamsson und Hemming Gad.

„Aber das sind ja König Christians Freunde!" sagte eine Stimme auf dem Markt.

„Ja," antwortete der schneidige Däne, „weil sie Verräter an ihrem Vaterland sind; als solche sind sie dem Beil des Henkers verfallen."

Das war Bescheid; und das Blutbad begann.

* * *

Dieses summarische Schlachten von Freunden und Feinden hat man nicht einem Plan der Staatsklugheit bei Christian zuschreiben können. Slaghek bekam die Schuld; und als Christian später seine Grausamkeit bereute, ließ er den bösen Ratgeber lebendig verbrennen, „als ein Sühnopfer".

Ueber Hemming Gads Benehmen und Bekehrung ist die Geschichte nicht zur Klarheit gekommen. Er wurde in Finland enthauptet. Die einen meinen, er habe mit Christian ein falsches Spiel gespielt; die anderen glauben, er sei von den Vorteilen der Union überzeugt worden und habe, während seiner persönlichen Bekanntschaft mit dem intelligenten Christian, in Dänemark die Leitung der Schicksale des Nordens sehen gelernt; oder er sei müde geworden von den hundert Jahren Bürgerkrieg und habe lieber einen Herrscher genommen als zwanzig.

Daß Gad ein entfernteres Zukunftsziel suchte, ist möglich; aber Gustav Wasa, der es näher suchte, erreichte seins, und eigentümlich genug wor es Christian, der durch das Ausroden von überflüssigen Bischöfen und Herren ihm in die Hände arbeitete.

Stockholm. August Strindberg.

„Septett". Ein Leben in Liebesgeschichten von Rudolf Lothar. (Wiener Verlag, Wien.)

Die Wiener Schriftsteller haben eine graziöse, liebenswürdige Art der Darstellung, eine gefällige, gerundete Technik, eine einschmeichelnde Melodik der Linienführung. Diese Technik hat wirklich ihre sinnfälligen Reize, umschlingt uns mit Zärtlichkeit, umschmeichelt uns wie mit einem angenehmen Duft. Diese Technik macht besonders die Wiener Novelle so anmutig und ansprechend. Denn die Wiener Novelle hütet sich vor dem abseitigen und grotesken Stoff. Sie bevorzugt das Gefällige, Leichte, Elegante und sie bedient sich dieser Technik die dem Stoff durchaus kongruent ist, mit voller Meisterschaft. Am meisterlichsten dann, wenn es sich um das Gefälligste, Leichteste und Eleganteste handelt, was Wien hervorbringt: um die Wiener Frau. Vom „süßen Mädel" bis zur Baronesse . . . ein ausgedehntes Gebiet, das eine ziemliche Anzahl jüngerer Autoren als Jagdgebiet gepachtet hat. Auch Lothars „Septett" handelt von der Wiener Frau. Das ist zwar nicht ausdrücklich betont — und eine der Sieben ist sogar in Frankfurt zu Haus — aber sie sind doch alle Wiener Frauen, alle diese Sieben ihrem eigensten Wesen nach. Und die sieben Liebesgeschichten sind sieben Wiener Liebesgeschichten . . . ihrem eigensten Wesen nach. Aber Lothar hat den Ehrgeiz, mehr geben zu wollen, als bloße Liebesgeschichten. Das Geschehen selbst, so reizvoll es erzählt ist, ist nicht das Wichtigste an diesem Reigen, sondern das Wichtigste ist die Weisheit, die sich an diesen Erlebnissen entfalten kann. Eine Weisheit in Liebesdingen, die Weisheit Don Juans. Die Psychologie des Liebhabers und der geliebten Frau erhält hier ein praktisches Brevier. Balzacs „Physiologie der Ehe" behandelt ein anderes Gebiet, Stendhals „Ueber die Liebe" ist ein gelehrtes Werk, aber Lothars „Septett" ist ein amüsantes Brevier über die Künste und Erfahrungen des Liebhabers von Beruf. Liebhaber sein, heißt nicht „Dilettant" sein, und die Liebe Don Juans ist nicht eine gelegentliche Emotion, sondern ein ernsthafter Beruf. „Der Genuß, der allen frei und zugänglich ist, kam mir immer vor wie eine Entweihung meiner selbst, wie eine Fopperei meiner höchsten Empfindung. Der Augenblick, der die Leidenschaft krönt, darf nicht billig erworben werden —." Das ist nur eines der Worte aus diesem Brevier. Und solcher Aphorismen sind unzählige darin, noch klügere und tiefer gehende. Psychologisch feine Spitzen: „Wenn wir die Frauen beherrschen, beherrschen wir sie von unten hinauf, nicht von oben herab." Ein anderer Wiener Dichter hat uns einen „Reigen" geschrieben, in dem die Psychologie des letzten Augenblicks der Erfüllung gegeben ist. Das Triebleben spricht zuletzt bei Schnitzler brutal das letzte Wort. Lothar gibt uns den Weg, die Vorbereitung, das langsame Herbeiführen oder auch den Abgesang, das Ende, den Bankerott der Liebe. Er vergeistigt seine Probleme, denn das ist der höchste Triumph Don Juans, seine Kämpfe und Siege mit der Glorie des Geistigen zu umstrahlen und durch das Seelische zu verfeinern.

Brünn. Karl Hans Strobl.

Für die Redaktion bestimmte Mitteilungen, Manuskripte, Rezensionsexemplare und dergleichen bitten wir zu senden an eins der Mitglieder der

Redaktion

Robert Schultze,
Halensee-Berlin, Lützenstraße 11
(Politik und Volkswirtschaft.)

Dr. E. Heilborn,
W. Kurfürstenstraße 83
(Kunst und Literatur.)

Dr. Th. Barth,
W. Tiergartenstraße 37.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 18. Berlin, den 2. Februar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die am 25. Januar vollzogenen Reichstagswahlen haben für 239 Wahlkreise die endgültige Entscheidung gebracht. In 158 Wahlkreisen findet eine Stichwahl statt. Das Ergebnis ist nach den amtlichen Ermittelungen folgendes:

Parteistellung	bisheriger Besitzstand	davon bereits verloren	endgültig gewählt	beteiligt an Stichwahlen	bis jetzt gewonnen
Konservative	52	3	43	29	8
Reichspartei	22	5	10	19	2
Bund der Landwirte	—	—	1	6	—
Deutsche Reformpartei	6	2	3	4	—
Wirtschaftl. Vereinigung	15	3	4	11	—
Zentrum	104	5	91	35	6
Polen	16	—	19	4	3
Nationalliberale	51	9	19	60	10
Bauernbund	—	—	1	—	—
Freisinnige Vereinigung	10	1	1	15	—
Freisinnige Volkspartei	20	2	6	26	4
Deutsche Volkspartei	6	—	2	11	1
Sozialdemokratie	79	21	29	87	1
Elsässer	9	4	4	3	—
Welfen	2	2	—	1	—
Dänen	1	—	1	—	—
Wilde	4	1	5	5	5
	397	58	239	516	40

Von den Kandidaten, die die **Freisinnige Vereinigung** aufgestellt hatte, wurde am 25. Januar nur **Karl Schrader** in seinem bisherigen Wahlkreise **Dessau** wiedergewählt. Außerdem sind in Stichwahl gekommen:

1. von den bisherigen Abgeordneten der Freisinnigen Vereinigung:

   Mommsen in Danzig-Stadt . . . (gegen einen Sozialdemokraten),
   Gothein in Greifswald-Grimmen („ „ Reichsparteiler),
   Hoffmeister in Glogau . . . . . („ „ Konservativen),
   Dove in Wittenberg-Schweinitz . . („ „ Konservativen),
   von Gerlach in Marburg . . . . („ „ Antisemiten),
   Pachnicke in Parchim-Ludwigslust („ „ Konservativen),
   Potthoff in Waldeck . . . . . . („ „ Antisemiten);

2. von Kandidaten, die entweder zur Freisinnigen Vereinigung gehören oder im Falle der Wahl in ein Hospitantenverhältnis zu ihr treten werden:

   Delbrück in Uckermünde-Usedom . (gegen einen Konservativen),
   Dohrn in Stettin . . . . („ „ Sozialdemokraten),
   Struve in Plön-Oldenburg . . . („ „ Konservativen),
   Heckscher in Lauenburg . . . . . („ „ Sozialdemokraten),
   Garrels in Norden-Emden . . . („ „ Konservativen),
   Naumann in Heilbronn . . . . . („ „ Bauernbündler).
   Burger in Straßburg-Stadt . . . („ „ Sozialdemokraten).

Verloren wurde der Wahlkreis Dithmarschen-Steinburg. Außerdem ist es leider nicht gelungen, die in Hinterpommern erhofften Erfolge zu erzielen. Die Wahlkreise Kolberg-Köslin, wo der Herausgeber dieser Zeitschrift kandidierte, Stolp-Lauenburg, wo Dr. Witte-Rostock aufgestellt war, Bütow-Schlawe-Rummelsburg, den Rektor Juds-Kolberg zu erobern versuchte, sowie Pyritz-Saatzig, wo Dr. Breitscheid den antisemitischen Mandatsinhaber zu verdrängen suchte, wurden sämtlich von den Konservativen im ersten Wahlgang mit stark angewachsenen Majoritäten behauptet oder erobert. Man kennt aus den Verhandlungen der Wahlprüfungskommission die skrupellose Art zur Genüge, mit der die Konservativen in Hinterpommern das Wahlglück zu korrigieren wissen. Auch diesmal hat es an diesem Wahlterrorismus nicht gefehlt; die Konservativen würden aber selbst ohne solche drastischen Mittel gesiegt haben, obwohl die Agitation der Liberalen geradezu musterhaft war. Den Ausschlag für die Konservativen haben in Hinterpommern nicht irgend welche Erwägungen der eigentlichen Politik, sondern die hohen Schweinepreise gegeben. In den Städten hatten die Freisinnigen durchweg ein Anwachsen der für sie abgegebenen Stimmenzahl zu verzeichnen. Das platte Land dagegen ließ sich durch den augenblicklichen Vorteil hoher Viehpreise nur zu willig für die Unterstützung der konservativen Politik einfangen.

Das **Gesamtergebnis der Reichstagswahlen** ist eine ziemlich beträchtliche Schwächung der entschiedenen Linken. Der Stoß gegen das Zentrum, den der Reichskanzler mehrfach als die Hauptaufgabe der Wahlbewegung bezeichnete, ist vollständig abgeprallt: das Zentrum hat voraussichtlich keine Schwächung seiner Mandatsziffern zu erwarten. Den reaktionären Gesetzgebungsversuchen dürfte im neuen Reichstage noch weniger Opposition bereitet werden als im alten. Ganz unzweideutig tritt die Tatsache in die Erscheinung, daß die Hauptgefahr für eine gesunde politische Weiterentwicklung des Deutschen Reiches von **rechts** her droht. Mit Recht hat **Karl Schrader** die künftige politische Situation im „Berliner Tageblatt“ folgendermaßen gekennzeichnet:

„Dem Liberalismus bleibt zurzeit nichts übrig, als damit zu rechnen, daß die Wahlen die rechte Seite verstärkt haben, und die Stichwahlen sie noch weiter verstärken werden. Er muß sich hüten, selbst

dazu beizutragen, und dafür sorgen, daß niemand liberale Stimmen erhält, von dem zu befürchten ist, daß er zur Gefährdung der liberalen Errungenschaften beitragen wird."

Aus diesem Gedankengange heraus hat der Vorstand des Wahlvereins der Liberalen zu Berlin einstimmig die nachstehende Resolution zu den Stichwahlen gefaßt:

„Die Hauptwahlen haben eine sichere Mehrheit für die Bewilligung nationaler Forderungen ergeben, dagegen erscheint jetzt die Gefahr der Bedrohung bedeutsamer liberaler Errungenschaften (Reichstagswahlrecht, Koalitionsrecht, Gleichberechtigung aller Staatsbürger), für deren Aufrechterhaltung und Ausbau wir stets eingetreten sind, wesentlich nähergerückt.

Wir fordern daher unsere Parteifreunde im Lande auf, nur solchen Kandidaten in der Stichwahl ihre Stimme zu geben, die durch Programm und Persönlichkeit eine sichere Gewähr dafür bieten, daß sie nicht der politischen und geistigen Reaktion Hilfsdienste leisten."

Wie dringend nötig es ist, sich die Kandidaten auf ihre Stellungnahme insbesondere zu dem wichtigsten politischen Recht des deutschen Volkes, dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Reichstagswahlrecht, ganz genau anzusehen, das zeigen die sich schon jetzt wieder hervorwagenden Wünsche nach einer „Ausgestaltung" des bestehenden Reichstagswahlrechts. Insbesondere wird befürwortet, „durch eine Ergänzung des bestehenden Wahlrechts in der Form berufsständischer Angliederung der Vertreter der großen Erwerbsgebiete" eine stärkere Vertretung des Großhandels, der Schiffahrt und der Großindustrie zu ermöglichen.

Gegenüber allen Versuchen, an dem gegenwärtigen Reichstagswahlrecht herumzudoktern, sollte der entschiedene Liberalismus auch nicht den geringsten Zweifel daran lassen, daß es ihm mit der Erhaltung des allgemeinen Wahlrechts aufrichtig ernst ist. Es wäre deshalb geradezu ein Verrat an der liberalen Sache, wenn ein Freisinniger einem in dieser grundlegenden Frage nicht absolut zuverlässigen Kandidaten, mag er sich auch im nationalliberalen Gewande präsentieren, seine Stimme bei der Stichwahl geben wollte.

Auch der sozialdemokratische Parteivorstand hat in seiner Stichwahlparole zum Ausdruck gebracht, daß kein gegnerischer Kandidat unterstützt werden dürfe, der sich nicht verpflichtet, gegen jede Verschlechterung des allgemeinen Wahlrechts, gegen jeden Versuch einer Einschränkung des Koalitionsrechts und gegen jedes Ausnahmegesetz zu stimmen. Im übrigen sollen unter keinen Umständen Konservative, Reichspartei, Bund der Landwirte, Antisemiten und Nationalliberale eine sozialdemokratische Stimme bei den Stichwahlen erhalten. Ein Zusammengehen mit dem Zentrum ist danach für gewisse Fälle offen gelassen. Ob sich die Sozialdemokraten an diese Parole in allen Fällen halten werden, ist freilich fraglich. Der Wahlschacher steht in üppigster Blüte; die politische Charakterlosigkeit feiert vor diesen Stichwahlen wahre Orgien.

Die schwere Niederlage, welche die Sozialdemokratie schon nach dem Ausfall der Wahlen vom 25. Januar erlitt, wird hoffentlich eine starke erzieherische Wirkung auf die durch ihre jahrzehntelang anhaltenden Erfolge übermütig gewordene Partei ausüben. Wie richtig ausländische Sozialisten über die bisherige tatsächliche Einflußlosigkeit der deutschen Sozialdemokratie und die Wege zur Erzielung wirklicher Macht urteilen, zeigen einige Aeußerungen des Führers der italienischen Revisionisten, des Abgeordneten Bissolati, die dieser kürzlich dem römischen Korrespondenten des „Berliner Tageblatts" gegenüber tat. Bissolati sagte:

„Die Wahlniederlage ist für die deutsche Sozialdemokratie eine heilsame Lehre, denn sie tut dar, daß die deutsche Sozialdemokratie nicht mehr die Volksstimmung interpretiert. Und das ist, was mich am meisten wundert. Uebrigens war die deutsche Sozialdemokratie weder Fisch noch Fleisch, weder revolutionär noch reformistisch, und verstand ihrem Ziele nicht die Mittel anzupassen. Bernsteins Durchfall ist sein Triumph! Will die Sozialdemokratie vorwärtskommen, so muß sie auf die fruchtlose romantische Neinsagerei verzichten, muß im Bunde mit den liberalen Parteien für Freiheit und fortschreitenden Ausbau des Verfassungsstaates eintreten, muß endlich mit der Regierung an jener sozialen Gesetzgebung mitarbeiten, die ein Vorbild für alle Staaten ist. – Nur im Anstreben langsamer Reformen, in praktischer Arbeit an der Verbesserung des Volkswohles kann das zukünftige Programm der Sozialdemokratie bestehen. Das ewige Negieren hat keinen Zweck. Die Sozialdemokratie muß aus ihrer ‚politischen Keuschheit' heraus. Den ‚Keuschen' gehört die Welt nicht!"

Das Ideal Bissolatis wäre eine Einigung der Sozialdemokratie mit den entschieden Liberalen zu einem liberalen Block, der allerdings die Garantie eines wirklichen Liberalismus bieten müßte."

Durch ein solches vernünftiges politisches Zusammenwirken aller fortschrittlich gesinnten Elemente würde auch in Deutschland endlich die Macht des Klerikalismus gebrochen werden können, ähnlich wie sie durch die einmütige Kooperation der bürgerlichen Radikalen und der Sozialisten in Frankreich jetzt gebrochen ist. In einem Artikel „Die Erlösung von der Kirche", der in dem kürzlich herausgegebenen zweiten Heft der Münchener Halbmonatsschrift „März" erschienen ist, hat Anatole France einzelne Phasen in dem erbitterten Kampfe um die Trennung von Kirche und Staat in Frankreich skizziert und dabei auch den folgenden, gerade in der augenblicklichen politischen Situation sehr lehrreichen Vergleich zwischen Frankreich und Deutschland angestellt:

„Jedes Volk ist daran interessiert, daß die freiheitlichen und kulturfreundlichen Ideen sich gleichmäßig über alle Länder Europas verbreiten, über alle Länder der Welt. Es gehört zu einer guten, weisen Politik, den Nachbarn geistiges und sittliches Wohlbefinden zu wünschen, und für Deutsche wie für Franzosen ist äußerst ersehnenswert, daß der Fortschritt der Gesellschaft in ihren beiden großen Ländern dasselbe rasche Tempo halte. Darum sehe ich mit Trauer und Sorge, daß dies erlauchte Deutschland, das einst mit der Reformation so prachtvoll voranging, heute, vielleicht nicht ohne äußeren Zwang, ebensoviel Fügsamkeit dem Hinnehmen der ultramontan-klerikalen Einflüsse zeigt, wie Frankreich, so schwer es an seiner katholischen Vergangenheit trägt, Energie entfaltet beim Abwerfen des römischen Mönchtums, das sich seiner Schulen, seiner Ministerien, seines Heers bemächtigt hatte. Indes wir den Staat verweltlichen, indes wir den Klosterleuten die Jugend- und Kinderlehre nehmen, indes wir die aufrührerischen Mönche austreiben: was tut derweil ihr Deutsche? . . .

Ihr laßt die Marianer in Preußen ein; und durch das preußische Schulgesetz bekommt ihr fast lauter konfessionelle Schulen. In Bayern, im Rheinland, in Westfalen sind die Mädchenschulen alle in die Hände der Klerikalen gefallen. In Preußen und in Bayern entstehen immer neue Klöster. Die Klerikalen erlangen überwiegenden Einfluß auf die Staatsverwaltung, insbesondere auf die preußischen Ministerien des Inneren und des Kultus und auch auf die bayerische und die elsässische Regierung. Die katholische Partei greift frech in die Befugnisse der Exekutivgewalt ein, wie es bei der Enthüllung einer gerade stattgehabten Kolonialskandale offenbar geworden ist. Kirchenfürsten reißen die Rechte des Staates an sich; und vor nicht gar langer Zeit konnte man sehen, wie die Regierung in einem Konflikt mit einem Prälaten die kläglichste Niederlage erlitt. . . .

Aber, wie Corneille sagt:

‚Ihr könnt dies unheilvolle Schicksal wenden.'

Und das wünsche ich euch im Namen der Selbstbestimmung, der Vernunft und der Freiheit."

Die „Wiener Allgemeine Korrespondenz" verbreitet die Nachricht, Kaiser Wilhelm sei von verschiedenen Souveränen zu dem Ergebnis der Reichstagswahlen „in herzlichen Worten beglückwünscht" worden. Sie macht als solche Gratulanten namhaft den Zaren, den König von Italien und den König von England. Dem absolutistischen Zaren könnte eine solche Handlung am Ende zugetraut werden. Daß der König von Italien und nun gar der König von England aber die Geschmacklosigkeit besessen haben sollten, sich anläßlich eines innerpolitischen Vorgangs des Deutschen Reiches mit einer politischen Kundgebung einzustellen, erscheint unglaublich. Wenn sich ein fremder Souverän herausnähme, wegen des Ausfalls einer englischen Parlamentswahl den König von England gratulierend anzutelegraphieren, welch ein Sturm der Empörung würde sich dann wohl in der englischen Presse ob dieser Einmischung in rein britische Angelegenheiten erheben! Darf man annehmen, daß König Eduard VII. das, was er, wenn es ihm geschähe, als eine grenzenlose Taktlosigkeit ansehen würde,

Deutschland gegenüber selbst getan hat? Das deutsche Volk soll ja augenblicklich gerade in nationalen Hochgefühlen schwelgen. Hat es kein Verständnis dafür, welche Verletzung nationaler Selbstachtung in solchen Kundgebungen fremder Potentaten läge?

An seinem Geburtstage hat der deutsche Kaiser einen Erlaß unterzeichnet, der auf eine Einschränkung der Verurteilungen wegen Majestätsbeleidigung hinzielt. Es wird, „solange nicht das Gesetz eine entsprechende Einschränkung der Strafbarkeit enthält," die umfassendere Ausübung des Begnadigungsrechtes gegenüber solchen Personen in Aussicht gestellt, die sich jenes Vergehens nur „aus Unverstand, Unbesonnenheit, Uebereilung oder sonst ohne bösen Willen" schuldig gemacht haben. Die rücksichtslosen Verfolgungen wegen Majestätsbeleidigungen, die von übereifrigen Staatsanwälten oft auch da eingeleitet wurden, wo jede böse Absicht von vornherein ausgeschlossen war, hatten allmählich immer weitere Kreise des deutschen Volkes mit heftigem Unwillen erfüllt, und es wäre wahrlich an der Zeit, durch eine entsprechende Vorlage den Majestätsbeleidigungsparagraphen einzuschränken. Was dem deutschen Volke not tut, sind freilich nicht häufigere Gnadenakte, sondern eine zeitgemäße, freiheitlichere Ausgestaltung seiner politischen Institutionen, nicht in letzter Linie seiner gesamten Rechtspflege.

Durch eine heftige Schlagwetterexplosion sind auf der staatlichen Grube Reden-Saarbrücken zahlreiche Bergleute ein Opfer ihres schweren Berufs geworden. Wie im vorigen Jahre bei dem Grubenunglück von Courrières, so regt sich auch jetzt allenthalben die Sympathie mit den so plötzlich ums Leben gekommenen Bergleuten. Der Präsident der französischen Republik war einer der ersten, der seinem warmen Mitgefühl Ausdruck gab. Sehr verständigerweise hat die Budgetkommission des preußischen Herrenhauses eine Resolution gefaßt, in der sie die Erwartung ausspricht, daß ihr die königliche Staatsregierung Gelegenheit bietet, das Mitgefühl praktisch, insbesondere durch eine schnelle Fürsorge für die Verletzten und Hinterbliebenen möglichst bald zu betätigen.

Der österreichische Reichsrat hat am vorigen Montag seine Session beendet, die die längste seit Bestehen dieser Körperschaft gewesen ist. Bekanntlich bildete den wichtigsten Gegenstand der Beratungen die Einführung des allgemeinen und gleichen Wahlrechts für die österreichische Volksvertretung, unter dem sich jetzt die Neuwahlen zu vollziehen haben. Nach einer Ankündigung des Ministerpräsidenten Freiherrn von Beck ist als Termin für die Hauptwahlen der 7. Mai, für die Stichwahlen der 14. Mai in Aussicht genommen.

In Spanien geht kaum noch ein Monat ohne einen Ministerwechsel hin. Die fortwährenden Rivolitäten zwischen den Liberalen haben jetzt einmal wieder den Konservativen die Führung der Staatsgeschäfte in die Hände gebracht, und diese werden sicherlich alles daransetzen, die reaktionären Geschäfte im Sinne Roms weiter zu betreiben. Vorläufig versucht allerdings der neue Ministerpräsident Maura, die Liberalen durch mancherlei Versprechungen zu ködern. Nach dem von ihm vorgelegten konservativen Regierungsprogramm hat er große reformatorische Absichten. Er will ein verbessertes Budget vorlegen, die drückenden Konsumsteuern allmählich beseitigen, eine ernsthafte Sozialreform durchführen und die Ordensfrage durch Verhandlungen mit dem Vatikan zu lösen versuchen. Es wird sich sehr bald herausstellen, wie weit es dem neuen Ministerium mit der Lösung so wichtiger gesetzgeberischer Fragen ernst ist.

* * *

Das politische Ergebnis des 25. Januar.

Dies irae. Eine politische Stimmung hat gesiegt, nicht politische Einsicht. Die levée en masse der Zöglinge einer unpolitischen Presse hat die eigentliche Entscheidung gegeben. Man kann in gewissem Sinne sagen: August Scherl hat August Bebel überwunden. Es ist deshalb auch durchaus in der Ordnung, daß der Hauptvertreter der unpolitischen Presse gerade jetzt nach den Wahlen durch die Verleihung des Roten Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub ausgezeichnet worden ist. Neben Herrn Scherl gehören dem Reichsverband zur Bekämpfung der Sozialdemokratie die Ehren des Tages. Seine Grundidee war von jeher: die Zurückdrängung aller politischen Gegensätze zum Zwecke einer gemeinsamen Bekämpfung der Roten. Diese Organisierung des weißen Schreckens hat einen über Erwarten großen Erfolg gehabt. Schon bei den Hauptwahlen haben Parteien im Kampf gegen die Sozialdemokratie zusammengewirkt, die sich sonst feindlich gegenüberstehen, und bei den Stichwahlen werden wir sehen, wie sich Nationalliberale mit Antisemiten, Freisinnige mit Bündlern zu einem gemeinsamen Stoß gegen die Sozialdemokratie verbrüdern. Der Erfolg wird der sein, daß die Sozialdemokratie ungefähr die Hälfte ihrer bisherigen Mandate einbüßt. Sie wird eine Dreimillionenpartei bleiben, aber kaum mehr als einige vierzig Vertreter im Reichstage haben.

Ist diese Schwächung der parlamentarischen Vertretung der Sozialdemokratie ein Sieg des Liberalismus? Prüfen wir. Den schweren Verlusten der äußersten Linken stehen mäßige Gewinne der freisinnigen Linken gegenüber. Die drei freisinnigen Gruppen mögen ihren Mandatsbestand um etwa fünfzehn vermehren. Der Zuwachs wird schwerlich größer, vermutlich geringer sein. Der Restverlust der Sozialdemokratie in Höhe von etwa einem Viertelhundert Mandaten wird sich auf die verschiedenen reaktionären Parteien mit Einschluß der Nationalliberalen verteilen, die in Zukunft reaktionärer sein werden als je zuvor. Hat der entschiedene Liberalismus Ursache, über ein solches Resultat zu frohlocken? Er konnte bisher im Reichstage bei jeder ernsthaften liberalen Aktion auf die Stimmen der Sozialdemokratie zählen und wird es in Zukunft auch können. Aber das politische Gesamtgewicht, das er in die Wagschale zu werfen hatte, wird um rund 25 Voten geringer sein, d. h. der reale parlamentarische Einfluß des entschiedenen Liberalismus ist beträchtlich vermindert, soweit Abstimmungen in Frage kommen.

Aber, so versichert man uns, das tut nichts, die drei freisinnigen Gruppen werden zusammen im Reichstage stärker sein als die Sozialdemokratie, und die Erfolge des Freisinns bei diesen Wahlen, speziell im Kampf gegen die Sozialdemokratie, werden die Regierung nötigen, dem Liberalismus Konzessionen zu machen. Ein schönes Vertrauen. Aber wird es auch gerechtfertigt werden? Die Regierung hat es in Zukunft weniger als je nötig, liberal zu regieren. Darf man annehmen, daß sie es trotzdem tun wird? Weshalb sollte sie es tun? Kann man im Ernst glauben, daß Fürst Bülow, oder wer es sonst sein wird, den Winkelried spielen, sich die konservativ-klerikalen Spieße in die Brust drücken und der Freiheit eine Gasse brechen wird? Der parlamentarische Einfluß der Konservativen und des Zentrums wird im neuen Reichstage zahlenmäßig größer sein als im alten. Die Nationalliberalen sind ihrer politischen Gesinnung nach kaum noch von den Konservativen zu unterscheiden. Was in aller Welt sollte die Regierung veranlassen, aktiven Liberalismus zu treiben! Es mag ja sein, daß gelegentlich einmal ein paar liberale Brosamen vom gouvernementalen Tische fallen als gnädiges Geschenk kaiserlicher oder kanzlerischer Huld. Aber von irgend welcher Nötigung, weniger reaktionär als bisher zu regieren, kann bei der Zusammensetzung des kommenden Reichstages gar keine Rede sein.

Und ebenso wenig, wie die Voraussetzungen für eine liberale Politik gegeben sind, sind die Vorbedingungen für eine antiklerikale Politik vorhanden. Mit wem will man sie machen? Die Konservativen versagen hier sofort. Nationalliberale, Frei-

sinnige und Sozialdemokraten, selbst wenn sie alle unter einen Hut gebracht werden könnten, vermögen keine Majorität zu bilden. Sieht es dem Fürsten Bülow ähnlich, daß er sich an eine solche Aufgabe machen wird? Oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß er nach einer geringen Karenzzeit wieder mit dem Zentrum gut Freund sein wird? Herr Dernburg brennt darauf, in die Kolonien abzureisen, und Fürst Bülow wird ihn nicht aufhalten. Der Friedensschluß mit den Schwarzen in Deutschland dürfte vollzogen sein, bevor Herr Dernburg aus dem schwarzen Erdteil zurückgekehrt ist.

Was kann danach einen aufrichtigen Liberalen veranlassen, mit Herrn von Liebert und Herrn August Scherl G. m. b. H. Siegesgesänge anzustimmen?

Bei solchen Wahlen spielt allerdings auch die erzieherische politische Wirkung eine Rolle. Kann der Liberalismus wenigstens aus *dieser* Wirkung Befriedigung schöpfen? Daß die Sozialdemokratie eine tüchtige Douche bekommen hat, ist gewiß heilsam. Die Wahlerfolge der letzten zwanzig Jahre hatten das Selbstgefühl dieser Partei bis ins Unerträgliche gesteigert. Eine stärkere Dosis von Selbsterkenntnis war nötig, um die Sozialdemokratie aus dem Reich der politischen Illusionen in die rauhe Wirklichkeit zurückzuführen. Die tüchtige Lektion, die sie bei diesen Wahlen empfangen hat, kann für ihre spätere Entwicklung heilsam sein. Ein Jena ist nicht selten der Beginn einer moralischen Genesung.

Wie wird jedoch diese schwere Niederlage der Sozialdemokratie auf die Sieger wirken, die wirklichen und die eingebildeten? Wenn der entschiedene Liberalismus die Gelegenheit beim Schopf ergriffe, um eine spätere Kooperation mit der Sozialdemokratie vorzubereiten und so einen wirksamen Damm gegen jede reaktionäre Flut zu schaffen, so könnte der Liberalismus diese Niederlage der Sozialdemokratie in einen wirklichen Sieg des Liberalismus verwandeln. Aber an diese Ausnutzung der Niederlage — wie wenige Männer im Liberalismus denken daran! Selbst im freisinnigen Lager jubelt man über den Schlag, den die Sozialdemokratie erhalten hat, und vergißt, daß der Liberalismus nie zu Einfluß kommen wird, wenn es nicht gelingt, den Besiegten von heute zum Alliierten von morgen zu machen. Es ist doch kindisch, anzunehmen daß die Sozialdemokratie einen tödlichen Schlag empfangen habe, der die Aussicht eröffne, sie nach und nach wieder ganz aus dem politischen Leben auszuschalten.

Die Sozialdemokratie bleibt auch nach dieser Reichstagswahl die numerisch stärkste Partei des Reichs. Mag der gesamte Freisinn im nächsten Reichstag auch mehr Mandate aufweisen: es stehen noch nicht halb soviel Wähler hinter ihm wie hinter der Sozialdemokratie. Diese Millionen sozialdemokratischer Wähler für eine positive Arbeit zu gewinnen, bleibt nach wie vor das große Problem der politischen Zukunft Deutschlands. Je weiter der Liberalismus jetzt von der Sozialdemokratie abrückt, und je rückhaltloser er sich mit den reaktionären Parteien gegen die Sozialdemokratie verbündet, wie das jetzt bei den Stichwahlen in zahlreichen Fällen unter Preisgabe der eigenen politischen Grundsätze geschieht, desto schwieriger erscheint die Aufgabe, die Fühlung mit der sozialistischen Arbeiterpartei später wiederzugewinnen, um so dem Liberalismus einen wirklichen Einfluß zu erringen.

In dieser Erweiterung der Kluft zwischen der in der Sozialdemokratie organisierten Arbeiterschaft und dem liberalen Bürgertum liegt für die Reaktion der Hauptvorteil bei diesen Wahlen. Die Regierung kann in den nächsten Jahren soviel reaktionäre Politik treiben, wie sie will, — der parlamentarische Widerstand dagegen braucht sie nicht zu schrecken. An demokratische Reformen, an die Herstellung eines wahrhaft konstitutionellen Lebens im Reich oder nun gar in Preußen zu denken, erscheint nur als jeu d'esprit erlaubt. Das Regierungssystem, das man unter der Bezeichnung „persönliches Regiment" zusammenfaßt, hat bei diesen Wahlen carte blanche bekommen. Jene heilsame Sorge, die aus dem unheimlichen Anwachsen der Sozialdemokratie erwuchs und die Regierenden zur steten Vorsicht in der inneren wie in der äußeren Politik mahnte, ist beseitigt und damit die Versuchung zu gewagteren Experimenten gewachsen. Im Verhältnis zur Regierung ist die Macht der Volksvertretung jetzt geringer, als sie es bisher war. Wer sich mit der Hoffnung trug, daß Deutschland alsbald in die Reihe parlamentarisch regierter Staaten eintreten werde, muß diese Hoffnung jetzt bis auf weiteres aufgeben. Das Banausentum wird in der deutschen Politik zunächst allmächtig sein.

Theodor Barth.

Das Zweiparteiensystem.*)

Beim Erscheinen dieses Artikels werden die Reichstagswahlen in ihrem ersten Gange erledigt sein und dem aufmerksamen deutschen Beobachter vielleicht, den Ausländern aber gewiß manche Ueberraschungen gebracht haben Das Ausland erwartet — beschämt müssen wir es gestehen — mehr von der Selbständigkeit der deutschen Wähler, als diese vermögen; der militärische Gehorsam steckt ja tief in den Knochen, daß sie sich von jedem willig oder unwillig auch beim Wahlgeschäft kommandieren lassen, den sie als Vorgesetzten ansehen: Regierung, Geistlicher, Parteihauptmann. Das Wort vom blinden Hödhr durfte der Mann auf den deutschen Wähler anwenden, der ihm als Gegengewicht gegen das allgemeine geheime Wahlrecht einen Konstitutionalismus schuf, um den Parlamentarismus unmöglich zu machen. Dieses Verhältnis war solange erträglich, wie das eigentliche Bismarckdeutschland bestand; es garantierte sogar Interesse und Lebhaftigkeit der parlamentarischen Aktionen, weil die unruhige Seele des Ganzen alles, was mit ihr in Berührung kam, zwang, in irgend einer Weise zu reagieren. Aber schon das Ende von Bismarckdeutschland zeigte, daß der Konstitutionalismus endlich unbefriedigend wird für beide Teile — die Regierung einschließlich des Monarchen einerseits und die Volksvertretung andererseits. Da die letztere nicht mehr allen Anschauungen und Forderungen der Regierung zustimmte, ohne daß diese daraus die Konsequenzen hätte zu ziehen brauchen, so sollte Hödhr das Geschenk des allgemeinen gleichen Wahlrechts wieder abgenommen werden. Daß es nicht dazu kam, war nur der Scheu des jungen Kaisers vor einem blutigen Bürgerkonflikt zuzuschreiben. Geändert oder gebessert aber hat sich das gegenseitige Verhältnis nicht. Man zehrt vom alten Vorrat, und mancher glaubt an das Märchen von einem Juliusturm, in dem Unsummen von politischer Macht und Kraft aufgespeichert liegen sollen. Oeffnete man aber den Turm, so sähe es wohl darin ungefähr so aus wie in dem großen Geldschrank der Madame Humbert. Die Regierenden haben nicht viel zu geben, der Hödhr hat sich ein wenig modernisiert, ist jedoch noch sehr anspruchslos geblieben.

So ist das heutige politische Verhältnis in Deutschland unfruchtbar und jedenfalls sehr langweilig. Auch die „Anwesenheitsgelder" können da nur oberflächlich wirken. Die Volksvertreter sind ohne Einfluß auf die Regierungsmaßnahmen, sie dürfen in auswärtige Angelegenheiten nicht dreinreden, sie dürfen sich tagelang über die Begriffe der Toleranz und Parität unterhalten, wochenlang zum Etat sprechen, haben aber nicht einmal die Macht, einen Brot- oder Fleischjobber auszustoßen und die schlimmsten Bedrückungen des Volkes zu mildern. Verantwortliche Reichsminister gibt es nicht, und so muß unweigerlich Verdrossenheit der Wähler und Interesselosigkeit der Gewählten um sich greifen — bis einmal zwei große Gruppen im Reichstag sich differenziert haben werden, die dann den

*) *Anmerkung der Redaktion.* Wir haben in der Nummer der „Nation" vom 5 Januar einen bemerkenswerten Artikel der „Straßburger Zeitung": „Zur Charakteristik des Fürsten Bülow" nachgedruckt. Der Verfasser jenes Aufsatzes, ein hervorragender Vertreter deutscher Wissenschaft, hat uns darauf kurz vor den Wahlen vom 25. Januar den vorliegenden Artikel für die „Nation" geschrieben. Wir drucken den Aufsatz ab, obgleich die unerwartet große Niederlage der Sozialdemokratie das Bild von der zukünftigen politischen Entwicklung Deutschlands in der Vorstellung mancher stark verschoben hat.

Parlamentarismus insofern erzwingen, als sie von Stunde ihrer Entwicklung an ein Regieren ohne oder gegen sie unmöglich machen können. · Das hat Hödhr bisher nicht begriffen, er wählt auch 1907 seinen Geistlichen oder dessen Kreatur, seinen Landrat-, Fabrik- oder Gutsherrn, seinen „Arbeitervertreter" (der meistens in diesem Moment zu arbeiten aufhört), und überläßt dem Handvoll unabhängiger Intellektueller das Geschäft des Redens, Besserwissens und Nichtsvorsichbringens.

Ist es nicht erstaunlich, daß in keiner einzigen der zahlreichen Reichstagsfraktionen das ehrliche Bestreben, unter Vorkehrung der gemeinsamen Programmpunkte eine umfassende Gruppe zu bilden, leuchtend hervortritt, daß vielmehr dieser einzig fruchtbare Gedanke als Schrulle einzelner Politiker belächelt wird? Vielleicht dürfen wir aber einige verantwortliche Leiter unserer Politik als geheime Freunde desselben Gedankens begrüßen. Mancher von ihnen hätte gewiß den Tag gepriesen, an dem e i n e Regierungspartei und e i n e Opposition auf dem Plan erschienen wäre. Oft schon haben sie auf die Verantwortung hingewiesen, die bei der Regierung größer sei als bei den Parteien. Das kann bedeuten, daß sie diese Verantwortung mit der regierenden Partei zu teilen wünschen, daß sie wohl auch im stillen hoffen, es möchte frisches Blut und frischer Geist der „Dilettanten" in den geschwächten Körper der zünftigen Diplomatie und Ministerschaft einströmen. Die bisherigen Versuche einer solchen Transfusion frischen Blutes mußten scheitern, weil den nichtzünftigen Ministern nicht nur die große Partei fehlte, auf die sie sich hätten stützen können, sondern auch weil sie, in neue Gesellschaft geraten, von ihren früheren Parteifreunden verlassen wurden.

Alles in allem wird es angesichts der Reichstagsauflösung und der Wahlen immer klarer, daß die Handhabung der von Bismarck geschaffenen Verfassung im strengen Sinne des Konstitutionalismus nur einem Bismarck möglich war, daß beim Fehlen einheitlichen Willens und Könnens Aenderungen innerhalb des Rahmens dieser Verfassung eintreten müssen, und daß die Lähmung der politischen Kräfte im Volk, die aus der Uebermacht des Allbeherrschenden folgen mußte, noch nicht ganz überwunden ist.

Aenderungen nicht innerhalb der Verfassung, sondern in deren eigenstem Wesen möchten die Kurzsichtigsten der Kurzsichtigen und die alten Volksfeinde durch die Vernichtung des allgemeinen Stimmrechtes herbeiführen. Dazu fehlt ihnen aber die Zuversicht, die allein eine gerechte Sache verleiht, und ohne die ein solcher Angriff auf das Volk nicht auszuführen ist. Die Verantwortung für alles, was dann kommen müßte, können die nicht tragen, die sich bei jahrzehntelangem ausschließlichem Besitz der Regierungsgewalt unfähig erwiesen haben, die Geschäfte des Landes vorwärts zu führen.

Eine wirkliche Aenderung und Besserung in den Verhältnissen der Volksvertretung und der Regierung kann nur dadurch eintreten, daß ein zielbewußter, unerschrockener Staatsmann eine jener großen, rein politischen Fragen, die auch in andern parlamentarisch geführten Ländern die Geister scheiden, erst in den Reichstag und dann ins Volk wirft. Im selben Moment müßten sich die zwei großen Gruppen, die liberale und die konservative, bilden, müßten die alten Parteibestände auseinanderfallen, die Linke von den verkappten Reaktionären sich säubern, die einen Teil der Schuld an der jetzigen Stagnation tragen, der Unsinn einer konfessionellen Partei aufhören, die wirtschaftlichen Interessen den allgemeinen Reichsinteressen sich unterordnen. Das wäre in Wirklichkeit ein Wendepunkt in der Politik und der Verfassung des Deutschen Reiches, eine Klärung, die ebensowohl der Volksvertretung wie der Regierung, mithin dem ganzen Vaterlande zustatten kommen müßte.

Welche Fragen das sein sollten? Das muß eben der leitende Staatsmann im richtigen Zeitpunkt finden. Fassen wir den jetzigen Moment. Bülow löst den Reichstag auf, weil Zentrum und Sozialdemokratie den Nachtragskredit für Afrika nicht voll bewilligen. Ja, dann mußte die Wahlparole zum mindesten heißen: Völliges Aufgeben oder Beibehalten der deutschen Kolonien? — Eine Reihe wirksamer Argumente wäre dadurch allein den Befehdeten entzogen (wenn man in der Kolonialsache überhaupt eine Kardinalfrage erblicken will). Die klaren Fragen, welche in Frankreich, England, Amerika, Holland, Belgien, Ungarn, der Schweiz vom ganzen Volke ernstlich geprüft werden, sind auch in Deutschland von Gewicht. Da sie einmal auch bei uns werden beantwortet werden müssen, ist es Sache eines vorausschauenden Staatsmannes, sie so vorzubereiten, daß ihre Lösung ohne Erschütterung des Reiches vor sich gehen kann. Das alles ist nur möglich, wenn zwei große Parteien existieren.

Der Gedanke, in ihrem innersten Wesen heterogene Parteien zu einer dauernden Regierungsmajorität zusammenzuschweißen, ist einfach absurd. Fürst Bülow kann mit dem Plan, Konservative und Liberale zur Regierungspartei gegen Zentrum und Sozialisten zu stempeln, nur das Mißtrauen verstärken, das ihm von allen Parteien ohne Ausnahme entgegengebracht wird, denn die Kolonialfragen, die einmal jene eigentümliche Konstellation bewirkt haben, werden im neuen Reichstag bald wieder aus dem Vordergrund zurücktreten müssen, um anderen Gegenständen Platz zu machen, bei denen ein Zusammengehen von Liberalen und Konservativen ohne weiteres ausgeschlossen ist. In keinem anderen Staate wäre eine solche Proposition überhaupt ernst genommen worden.

Zur Schaffung der zwei Parteien wäre also ein fester Wille der Regierung nötig, von der die Initiative ausgehen muß. Daß sie dem bisher ängstlich aus dem Wege gegangen ist, beweist nur, daß sie immer noch an unser Märchen vom Autoritäts-Juliusturm glaubt, daß sie sich scheut, innerhalb der Bismarckschen Linien etwas zu ändern, und daß vor allem gefürchtet wird, der Prärogative der Krone könnte Abbruch geschehen. Es ist nicht unsere Aufgabe, die Unhaltbarkeit der letztgenannten Annahme nachzuweisen, aber der Gedanke des Zweiparteiensystems muß in Wort und Schrift lebendig gehalten werden, bis er an allen Stellen durchdacht ist. Für seine Fruchtbarkeit und Wirksamkeit ist uns nicht bange.

Es wäre aber falsch und unaufrichtig, wollten wir der Regierung die alleinige Schuld zumessen, daß bisher ein gesundes Zweiparteienwesen nicht zur Welt kam. Daß den deutschen Konservativen und einem Teil des heutigen Zentrums nicht nur nichts daran liegt, sondern daß sie dagegen ankämpfen, ist so sehr im Wesen ihrer Sache begründet, daß dazu kein Wort zu verlieren ist. Mit diesem Widerstande aber würde der deutsche Liberalismus — ein Verhalten der Regierung bei den Wahlen analog dem diesmaligen vorausgesetzt — fertig werden, wenn der in der Wählerschaft numerisch stärkste Flügel überhaupt mitmachen wollte: die Sozialdemokratie. Eine äußerste Linke, die gegen die übrige Linke immer gekämpft hat und weiter kämpft, ist das unerhörte Schauspiel, das die deutschen politischen Verhältnisse von allen anderen aller Zeiten und aller zivilisierten Völker unterscheidet und — erklärt. Die Sozialdemokratie will zunächst vom Zweiparteiensystem ebensowenig etwas wissen wie die Reaktionäre aller Schattierungen und die Ultramontanen. Sie geht darauf aus, den Liberalismus aufzusaugen, sie stellt alle seine schönen Prunkstücke in ihr Schaufenster, sie verbündet sich mit Zentrum, Polen und Elsässern, sie verhilft bei den Landtagswahlen den preußischen Reaktionären wenigstens indirekt zum Siege über die Freisinnigen, nur um schließlich allein auf dem liberalen Plan zu bleiben und dann endlich die Parole zu stellen: Sozialist oder Antisozialist.

Je eher der Beweis schlagend, je eher den Genossen klar gemacht wird, was Phantasie und was Wirklichkeit ist, um so eher wird sich die Wandlung vom Konstitutionalismus zum Parlamentarismus in Deutschland vollziehen und gesunde Verhältnisse schaffen. Es ist also noch ein weiter Weg bis zu diesem schönen Ziel zurückzulegen, er erfordert viel mehr Arbeit, als das Frankfurter Mindestprogramm, aber er muß vorgezeichnet und in Angriff genommen werden, sind auch Felsen zu sprengen und Ströme abzuleiten.

Diese Auseinandersetzungen haben wir für die ausländischen Beurteiler unserer politischen Vorgänge gemacht, als wir einen Artikel im „Daily Express" lasen, der von einer Koalition zwischen Sozialdemokraten und Zentrum erzählt und seine Freude an Bülows entschlossener Bekämpfung derselben nicht verhehlt. Vielleicht interessieren aber unsere Bemerkungen auch hie und da in Deutschland.

* * *

Die Lebenshaltung des Proletariats in den Vereinigten Staaten.

III.

Ist nun die Kaufkraft des Geldes der Aermsten schon an sich geringer, selbst wenn sie ihr Leben so praktisch wie möglich einrichten, so vermindert sie sich noch weiter, wenn sie sich nicht der äußersten Wirtschaftlichkeit bei Deckung ihrer Bedürfnisse befleißigen, und diese lassen sie gerade bei Anschaffung der Nahrungsmittel mitunter vermissen. Bei Besprechung der Wohnungen hatten wir gesehen, daß die Aermsten die billigsten Wohnungen nehmen, die sie finden können, und auch in bezug auf den Einkauf der Kohlen konnten wir feststellen, daß alle Familien bis auf eine bei jedem einzelnen Ankauf stets mindestens eine Mark aufwenden, also wohl bis an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gehen, aber nicht so bei den Lebensmitteln.

„Was oft eine Notwendigkeit ist, ist zur Gewohnheit geworden, und mehr oder weniger alle Bedarfsartikel, sogar solche Dinge, die fortwährend gebraucht werden und sich leicht halten, werden tageweise oder sogar für jede einzelne Mahlzeit gekauft. Die Familie 9 (ein Haushalt mit 7 Kindern) liefert ein schlagendes Beispiel für diese Angewohnheit. Während eines einzelnen Tages machte sie vier Ankäufe von je einem Viertel Pfund Butter für je 8 Cents. An zwei weiteren Tagen kaufte sie dreimal ein Viertel Pfund, und an acht Tagen zweimal ein Viertel Pfund."

Die eben erwähnten Einkäufe fanden sämtlich innerhalb eines Zeitraums von fünf Wochen statt. Dieselbe Familie kaufte auch Bananen zwei- und dreimal an einem einzelnen Tage. Selbst Kartoffeln wurden bei einer Gelegenheit dreimal am Tage gekauft: zweimal 12 Pfund und einmal 6 Pfund. Drei Tage später kaufte sie 3 Pfund und dann an vier aufeinanderfolgenden Tagen zweimal 3 Pfund, einmal 6 Pfund und einmal 12 Pfund. Wenn diese Familie, die den starken Verbrauch von 30 Pfund Kartoffeln in der Woche hatte, stets einen halben Zentner auf einmal gekauft hätte, so würde sie an den 14 Mark, die sie für Kartoffeln im Monat verausgabte, leicht 2—3 Mark haben ersparen können. Wenn auch dieser Fall nicht als typisch anzusehen ist, so hatten sich doch auch mehrere andere Familien angewöhnt, Lebensmittel stets nur in ganz kleinen Mengen einzukaufen.

Und auch darin kommt die Unwirtschaftlichkeit so mancher dieser Proletarierfamilien in der Beschaffung ihrer Nahrungsmittel zum Ausdruck, daß sie gelegentlich das wenige Geld, das sie für ihre Ernährung ausgeben, geradezu vergeuden. So verausgabte die Familie 8, die aus einem Ehepaar und sechs Kindern bestand, bei einer durchschnittlichen wöchentlichen Ausgabe für Ernährung von 23,80 Mark: für Fleisch 5,10 Mark, für Süßigkeiten 2,30 Mark. In einer Woche, in der sie für ihre Ernährung nur 21,70 Mark ausgab, entfielen auf Fleisch 2,30 Mark, auf Süßigkeiten 4,20 Mark. Familie 6, eine Witwe mit sechs Kindern, gab für ihre Ernährung im Durchschnitt 21,60 Mark aus, davon für Fleisch 3 Mark, für Brot 6,40 Mark, für Süßigkeiten 3,40 Mark. In einer Woche, in der sie ihren Verbrauch auf 19,40 Mark reduzierte, sank die Ausgabe für Fleisch auf 1,55 Mark, aber für Süßigkeiten gab sie auch in dieser Woche 3,35 Mark aus.

Doch dies sind nur Ausnahmefälle, und es liegt ja auch auf der Hand, daß diese Aermsten, bei denen im Durchschnitt $^3/_5$ aller Ausgaben für Ernährung auf Fleisch, Brot und Kartoffeln hingehen, ihrem Gaumen nicht sonderlich verwöhnen können. Stehen sie sich doch in dieser Beziehung viel schlechter als der normale amerikanische und ebenfalls der deutsche Arbeiterhaushalt, die für diese drei Genußmittel nur etwa die Hälfte, also statt 60 Prozent: 50 Prozent verwenden.

Wird man nun von diesen Washingtoner Proletarierfamilien noch sagen können, daß sie sich infolge der Billigkeit des Fleisches, trotz ihrer großen Ausgaben für Brot und Kartoffeln und trotz der Behinderung in der vollen Entwicklung der Kaufkraft ihres Geldes vielleicht im ganzen nicht schlechter ernähren als eine deutsche Arbeiterfamilie mit dem gleichen Einkommen, so gilt nicht das gleiche für jene Aermsten, denen die Unkenntnis der einschlägigen Verhältnisse und die Unkenntnis der Landessprache noch ganz besondere Schwierigkeiten bei der Beschaffung preiswerter Lebensmittel bereiten. Unter den Einwanderern dürften denn auch wohl vorwiegend die Abnehmer jener verfälschten und verdorbenen Genußmittel zu suchen sein, deren ständige Herstellung nicht zuletzt durch die leistungsfähigsten Betriebe ein so trauriges Zeugnis von dem Verantwortlichkeitsgefühl innerhalb der amerikanischen Nahrungsmittelindustrie ablegt. Das markanteste Beispiel hierfür lieferten ja die schauerlichen Enthüllungen über die Herstellung der Fleischkonserven in Chicago, aber auf diese allein beschränkt sich die Gewissenlosigkeit der Produzenten keineswegs. Das gleiche gilt vielfach von dem Tee, dem Kaffee, dem Zucker, dem Mehl, garnicht zu reden von der Milch oder gar der Marmelade.

Nach Bestreitung der Ausgaben für Wohnung, Heizung und Ernährung verbleiben in dem Etat der normalen amerikanischen Arbeiterfamilie noch etwa $^3/_8$ für andere Ausgaben; in dem der normalen deutschen Arbeiterfamilie sind es immerhin noch $^3/_{10}$, in dem der Aermsten nur mehr ein Viertel, und diese Beengung fühlen die Aermsten umso mehr, als sie auch bei den andern Ausgaben auf Schwierigkeiten stoßen, die weder die normale amerikanische noch die normale deutsche Arbeiterfamilie zu bekämpfen haben. Die Massenfabrikation in der Bekleidungsindustrie z. B. ist den Bedürfnissen der normalen Arbeiterfamilie angepaßt, und darum kann sich das Gros der amerikanischen Bevölkerung gut und preiswert kleiden. Mit Recht sagt Sombart: „Ich wüßte kein deutsches Schuhgeschäft, wo man ein Paar Herrenschnürstiefel, die drüben $2^1/_2$—3 Dollar (11—13 Mark) kosten, gleich dauerhaft fände." Aber die Aermsten profitieren nicht davon; sie können derartige Beträge nicht auf einmal aufbringen und müssen sich deshalb mit Schuhwerk begnügen, das etwas billiger aber sehr viel schlechter ist. In einer der letzten Nummern der Wochenschrift „Charities" schreibt eine auf diesem Gebiete erfahrene Dame in bezug auf die Armen in Newyork:

„Der Preis, der gewöhnlich für die Stiefel von Schulkindern bezahlt wird, beträgt 1,25 Dollar das Paar, und ich weiß es aus dem Munde einer praktischen Mutter, daß diese Stiefel nach zwei oder drei Wochen repariert werden müssen. Und wenn auch die zweiten Sohlen ein bißchen länger halten als die ersten, können die Stiefel doch alles in allem selten länger als $1^1/_2$ oder 2 Monate getragen werden. Die Reparaturen kosten 35—60 Cents, und somit beträgt die Jahresausgabe für Stiefel für jedes Kind mindestens 10 Dollar."

Und was für die Stiefel gilt, das trifft auch für die Beschaffung von Anzügen und Kleidern zu. Hier suchen die Aermsten gelegentlich zu den guten und preiswerten Stücken, die sie nicht auf einmal bezahlen können, dadurch zu gelangen, daß sie sie auf Abzahlung nehmen; sie bekommen zwar die guten Artikel, aber sie bekommen sie nicht mehr preiswert. Und diese Methode, die bei der Beschaffung der Kleidung nur ausnahmsweise angewandt wird, bildet für den Kauf von Möbeln die Regel. Von den neunzehn Familien der Washingtoner Untersuchung kauften achtzehn das eine oder das andere, einen Tisch oder ein Bett, einen Ofen oder eine Nähmaschine auf Abzahlung. Nur bei einer einzigen Familie fand sich keine Spur davon. Die kluge Hausfrau erklärte, sie habe es sich zum Prinzip gemacht, niemals Möbel auf Abzahlung zu kaufen, und, so fügt der Berichterstatter hinzu, „man konnte es ihr gern glauben, denn in dem ganzen Hause fand sich nichts als die Ueberreste der Einrichtung, die das Paar gekauft hatte, als sie vor zwölf Jahren geheiratet hatten". Ich brauche hier kaum näher darauf einzugehen, daß alle diese Familien bei dieser Kaufmethode sehr große Beträge verlieren, daß sie z. B. für eine Nähmaschine, die 35 oder 40 Dollar bar kostet, bis zu 75 Dollar in Raten zahlen — ähnlich traurige Verhältnisse finden wir ja auch bei uns — ich möchte nur die Schlußworte wiedergeben, in denen der Washingtoner Berichterstatter nach einer sehr scharfen theoretischen Verurteilung des Abzahlungssystems seine Beobachtungen in der Praxis zusammenfaßt. Er sagt:

„Vielen von den armen Familien, die regelmäßig auf Abzahlung kaufen, gelingt es, sich wenigstens mit einigen der Annehmlichkeiten des Lebens zu umgeben, während mit wenigen Ausnahmen die Familien, die wenig oder nichts auf diesem Wege kaufen, in Verhältnissen leben, die zu schlecht sind, als daß sie sich durch irgend eine ökonomische oder soziale Theorie rechtfertigen ließen. ‚Ich weiß so gut wie irgend einer,' sagte eine Witwe, die einen Ofen in Raten abzahlte, ‚daß ich für den Ofen mehr bezahlen werde, als er wert ist, aber ich tue das doch lieber, als zu frieren, und ich bin froh, daß ich ihn auf Abzahlung bekommen kann.'"

Daß sich unter diesen Verhältnissen in den Haushaltsrechnungen dieser Proletarierfamilien kaum eine Spur von Ausgaben für Vergnügen oder für Bildungszwecke findet — nur zwei von den neunzehn Familien hielten eine Tageszeitung — kann nicht überraschen, und es kann auch nicht wundernehmen, daß diese Familien auf unvorhergesehene Fälle, die plötzliche Ausgaben mit sich bringen, nicht eingerichtet sind. Wenn sie dann nicht eine Unterstützung von anderer Seite finden, sind sie darauf angewiesen, zu einem Geldleihinstitut zu gehen, und in mehreren der Washingtoner Familien finden sich denn auch unter den Ausgaben die Zinsen für geliehenes Geld. In dem einen Fall wurde es geborgt, als ein Todesfall in der Familie eintrat, in einem anderen Falle bei einer Geburt, in einem dritten, als der Vater durch längere Krankheit von seiner Arbeit ferngehalten wurde. War es in allen diesen Fällen nur die bitterste Notwendigkeit, die diese Aermsten zwang, diesen letzten Ausweg einzuschlagen, so mag auch gelegentlich einmal, namentlich bei den Unerfahrenen und mit den einschlägigen Verhältnissen nicht Vertrauten, die an sich ja ganz richtige Empfindung, daß sie bei Barkäufen von Möbeln usw. preiswerter kaufen würden, den Entschluß reifen lassen, sich das Geld, das sie dazu brauchen, bei einer Gesellschaft zu entleihen, und diese Versuchung ist umso größer, als gerade diese Gesellschaften die Reklame in der denkbar raffiniertesten Weise in ihren Dienst gestellt haben. Eine dieser Gesellschaften läßt ein Heftchen den „Führer zum Wohlstande" verteilen. Die Frage: Ist Geld borgen eine schlechte Gewohnheit? wird darin in folgender Weise beantwortet:

„Die Regierung borgt sich von Kapitalisten. Die Eisenbahnen und andere Gesellschaften geben Obligationen aus. Städte und Kreise borgen sich, um bares Geld zu bekommen. Wenn der Fabrikant seine Fabrik baut, borgt er Geld, um Rohmaterialien zu kaufen und um Löhne zu zahlen. Der Kaufmann borgt: er kann natürlich auch auf Kredit kaufen, aber die erfolgreichen Kaufleute erkennen die Vorteile gegen bar zu kaufen und borgen sich infolgedessen von den Banken und bekommen einen besonderen Rabatt, wenn sie den Grossisten bar Geld geben. Vielen Geschäftsleuten hat sich eine erfolgreiche Laufbahn auf Grund einer kleinen Anleihe eröffnet . . . Die meisten reichen Amerikaner von heutzutage haben ihre Karrieren auf geborgtes Geld hin begonnen . . . Jedermann findet es gelegentlich nötig, sich Geld zu borgen. Ist es daher nicht klar, daß ein besonnenes Borgen und zwar von einer Firma, die Ihr Interesse im Auge hat, keineswegs ein Mißgriff ist? Der Fehler liegt nicht im Borgen, sondern in dem Prinzip, ohne dem auskommen zu wollen. Befreien Sie sich von der nervösen Angst, die durch den Mangel an barem Geld verursacht wird."

Zu Weihnachten werden besondere Zirkulare verschickt:

„Weihnachtszeit, die eine Zeit im Jahre, da wir alle ein bißchen bares Geld haben möchten, um unsere Familie glücklich zu machen, um unserer Frau und unseren Kleinen eine Freude zu bereiten, um ihnen zu der Erkenntnis zu verhelfen, daß das Leben wert ist, gelebt zu werden. Möchten Sie nicht die Kleinen anfheitern, Fröhlichkeit in Ihr Heim bringen und dieses Weihnachten zu einem vergnügten Weihnachten machen? Kommen Sie zu uns, wenn Sie Geld brauchen . . . Wenn Sie nur 10 Dollar wollen, werden wir Sie ebenso prompt und aufmerksam bedienen, wie wenn Sie mehr wollen."

Ein anderes Zirkular zeigt den heiligen Nikolaus (die verkörperte Geldverleihgesellschaft), wie er Weihnachtsgeld ausstreut und dem Armen und Bedürftigen mit den aufmunternden Worten zuspricht:

„Haben Sie sich nicht während des verflossenen Jahres viele Male fest versprochen, Ihren Kindern und einzelnen Freunden diesmal ein Weihnachtsgeschenk zu machen? Die Zeit ist gekommen, und Sie haben keine Ausrede. Wir wollen Ihnen das Geld leihen, und Sie können es uns in so bequemen Raten zurückzahlen, daß Sie es nicht spüren werden."

Wenige Gesellschaften sagen in ihren Reklamen über die Zinsen mehr, als daß sie außerordentlich niedrig seien. Manche aber veröffentlichen in ihren Zirkularen Zahlen, aus denen sich die Zinsen berechnen lassen. Eine Gesellschaft in Washington verlangt danach bei einem Anlehen von 50 Dollar die Rückzahlung in sechs Monatsraten von 9,98 Dollar oder in zwölf Monatsraten von 5,89 Dollar, was einem jährlichen Zinsfuß von 65 bezw. 69 Prozent gleichkommt. Bei einer zweiten Gesellschaft schwankt der so veröffentlichte Zinsfuß je nach der Größe des Betrages zwischen 40 und 60 Prozent, bei einer dritten zwischen 59 und 70 Prozent. Um aber auch nur einen annähernd genauen Begriff von den Zinslasten zu bekommen, die die Armen in Wirklichkeit tragen, muß man von den annoncierten Sätzen zu denen übergehen, die in Wirklichkeit verlangt werden, wenn ein Opfer sich meldet. Ein Mann, der sich an fünfzehn Gesellschaften in Washington wandte, um auf drei Monate 20 Dollar zu erhalten, sollte bei der kulantesten Gesellschaft monatlich 8,25 Dollar, bei der meistfordernden monatlich 9,26 Dollar zahlen. Der jährliche Zinsfuß bewegte sich also in diesen Fällen zwischen 138 und 221 Prozent. Aber selbst diese Sätze, wie sie sich vor Effektuierung der Anleihe darstellen, entsprechen noch immer nicht der Wirklichkeit. Alle möglichen Abzüge und andere Machinationen erhöhen den Zinsfuß noch weiter. Einem Schuldner, der nominell 18 Dollar aufgenommen hatte, wurde ein Dollar als Gebühr abgezogen, und er erhielt in Wirklichkeit nur 17 Dollar. Dafür zahlte er zehnmal 2,70 Dollar und einmal 1,50 Dollar. Die Zahlungen erfolgten alle zwei Wochen am Lohntage, der tatsächliche jährliche Zinsfuß betrug hier 244 Prozent. Mitunter können sich die Aermsten überhaupt nicht aus den Händen solcher Gesellschaften retten:

In einer Familie, in der die Frau im Wochenbett lag, war kein Geld im Hause. Es wurde eine Anleihe von 50 Dollar bei einer Gesellschaft gemacht, und dafür zwölf Schuldscheine über je 5,92 Dollar ausgestellt, die mit 6 Prozent verzinst werden sollten. Ueberdies verpflichtete sich der Schuldner 10 Dollar für den Fall zu zahlen, daß es notwendig werden sollte, ihn wegen der Rückzahlung zu verklagen. Vier Schuldscheine, zusammen über 23,68 Dollar waren eingelöst, als der Mann einen Unfall erlitt und seine Stellung verlor. Er ließ die Gesellschaft wissen, daß er die Zahlungen nicht wie vorgeschrieben, leisten könnte, und die Gesellschaft bestand auf einem Arrangement und verlangte von dem Schuldner die Ausstellung von zwölf neuen Scheinen über je 5,22 Dollar. Nachdem der Schuldner die neuen Scheine unterzeichnet hatte, verlangte er die alten acht noch uneingelösten Scheine zurück, aber er wurde ausgelacht, man sagte ihm, das werde schon alles in Ordnung kommen, und gab sie ihm nicht. Die Verhältnisse des Schuldners blieben schlecht, und er konnte die neuen Scheine nicht einlösen. Nachdem drei Monate vergangen waren, ohne daß die Gesellschaft Geld erhielt, drohte sie mit Pfändung. Daraufhin zahlte der Schuldner 10 Dollar. Ob er diese 10 Dollar von einem anderen Leihinstitut borgte, darüber schweigt der amtliche Bericht, dem ich diese Schilderung entnommen habe, aber er fügt lakonisch hinzu: und so steht der Fall im gegenwärtigen Zeitpunkte.

Das Gesamtergebnis der vorangehenden Betrachtungen läßt sich vielleicht dahin zusammenfassen: Die amerikanische Arbeiterfamilie mit einem Einkommen von 3000 Mark lebt nicht schlechter als eine Mittelstandsfamilie mit dem gleichen Einkommen in einer deutschen Industriestadt und lebt mindestens doppelt so gut wie eine deutsche Arbeiterfamilie mit einem Einkommen von 1500 Mark. Die Proletarierfamilien in den amerikanischen Städten mit einem Einkommen von weniger als 2000 Mark leben unverhältnismäßig schlechter als die bessergestellten Arbeiterfamilien in Amerika, und von der Ernährung abgesehen, auch schlechter als unsere Arbeiterfamilien mit dem gleichen Einkommen. Auf sie, die nicht wie bei uns das Gros, sondern eine kleine Minderheit der städtischen Bevölkerung darstellen, sind die Lebensverhältnisse nicht zugeschnitten, für sie ist in der amerikanischen Konsumwirtschaft kein Raum. Sie müssen ihre Bedürfnisse in größerem Stil decken, als ihnen wirtschaft-

lich möglich ist, wie bei der Wohnung, die so groß ist, daß sie einen unverhältnismäßigen Teil ihres Einkommens verschlingt, und daß sie sie nicht heizen können, oder sie können zwar eine kleinere Quantität nehmen, aber dann erleiden sie einen Verlust, weil sie nicht die vorgeschriebene Einheit kaufen, wie bei Kohlen und Kartoffeln, oder weil der Preis für die Einheit nicht genau teilbar ist, wie bei Seife, Butter usw., oder endlich, weil die ihnen nicht angepaßte und doch gerade auf sie so häufig angewandte großzügige Gepflogenheit Platz greift, die Beträge auf runde Summen zu erhöhen, wie bei Tomaten usw. Sie müssen ihre Bedürfnisse in einer schlechten und daher teuren Qualität decken und können dem entweder garnicht entgehen, wie bei der Wohnung, da ihnen nur die entwertetsten Wohnungen offen stehen, oder sie können es zwar vermeiden, wie bei der Kleidung und den Möbeln, aber nur, indem sie auf Abzahlung und dann zwar qualitativ besser aber wieder teurer kaufen. Und wenn sie alle diese Nachteile durch eine Hebung des Grundübels, durch Vermehrung ihrer Mittel unter Zuhilfenahme des Geldkredits beseitigen wollen, dann kommen sie erst recht aus dem Regen in die Traufe. Sie können es anfangen wie sie wollen, sie müssen das klägliche Leben, das sie führen, sehr, sehr teuer bezahlen.

Bis vor kurzem herrschte die Meinung allgemein vor, das Leben in Amerika sei so außerordentlich teuer, und damit suchte man die hohen Arbeiterlöhne in den Vereinigten Staaten zu erklären, und behauptete, der amerikanische Arbeiter habe von seinem sehr viel höheren Lohn nicht mehr als der deutsche Arbeiter, da drüben alles entsprechend teurer sei. Diese Behauptung ist inzwischen als irrig widerlegt worden. Die nationalökonomische Forschung hat den Nachweis geführt, daß die Kaufkraft des Lohnes des amerikanischen Arbeiters weit unterschätzt worden ist, daß man zu Unrecht die schon länger und besser bekannten Verhältnisse der Wohlhabenden auf die weniger bekannten der Masse der Bevölkerung übertragen hatte. So ist insbesondere auch Sombart in seinem eingangs erwähnten Buch zu dem Ergebnis gekommen, der Wert des Dollars sei zwar bei hohem Einkommen gering, steige aber mit sinkendem Einkommen allmählich bis zu einem Punkte, wo er die Kaufkraft von 3 und selbst 4 Mark habe. Mir aber will es scheinen, als ob Sombart mit diesem Bilde nur die eine Hälfte der Wirklichkeit wiedergegeben hat. Ich glaube, daß das elende Leben, das das Proletariat in den Vereinigten Staaten führt, in erster Reihe darauf zurückzuführen ist, daß, nachdem der Dollar bei einer bestimmten Einkommensstufe seinen höchsten Wert erlangt hat, er bei weiter sinkendem Einkommen wiederum an Kaufkraft verliert.

R. Kuczynski.

Robert Musil.

Wir haben unter uns einen Dichter, hinter dessen fratzenhafter Häßlichkeit der oberflächlich Schauende keinen Ernst, kein Ringen, kein Leiden, — keine Tragik zu sehen vermochte.

Ein unheilbar krankes Gemüt prostituierte, krümmte und verzerrte sich. Eine furchtbar geängstete Seele schrie und schrie. Man sah das erhabene, schauervolle Schauspiel: eine mit ewiger Unfruchtbarkeit geschlagene Frau sehnt sich nach Kindern; in starker, und dennoch ohnmächtiger Verzweiflung bäumt sie sich auf gegen ihr Schicksal. Und sie gibt diesem Sehnen, diesem Verlangen, ihr Dasein zu erhalten, weiterzugeben, einen Abglanz ihres Lebens zu hinterlassen, in schmerzdurchbebten Worten Ausdruck. Sie schreit ihre Unfruchtbarkeit hinaus. Nie hatte das vor ihr ein Weib getan. Denn jede mußte mit Recht die Grenze des Lächerlichen fürchten.

Die Tragik dieses Weibes ist die Tragik Frank Wedekinds. So schrie er. Und der Mob hielt ihn für einen Clown, für einen witzigen Spaßmacher, der zu seiner Belustigung da sei.

So ist das Leben! Wedekind schrieb ein Stück mit diesem Titel. Er schrieb es mit zerrissener, blutender Seele. Es ist kein Kunstwerk; trotz einigen Szenen, die ihm keiner unter den heute Lebenden nachmacht, deren Eindruck unvergeßlich bleibt.

Aber er war jetzt der Clown und wollte es bleiben. Er machte Witze, die immer abgestandener, fader wurden. Er beherzigte den Spott seines frechsten Vorfahren: „Die Pfannekuchen, die ich gegeben bisher für drei Silbergroschen, ich geb' sie nunmehr für zwei Silbergroschen; die Menge tut es." Das Publikum lachte und hielt ihn für verrückt. Ich entsinne mich einer Vorstellung im Kleinen Theater.

Man gab von seinen schwächsten Dramen das schwächste Stück: „Hidalla". Für mich schwand das Theater, ich wußte nicht, ob ich auf einem Sessel saß, und was neben mir und um mich herum vorging. Ich sah nur diesen Menschen in all seiner Hilflosigkeit, ich sah das Groteske, Wirrnisvolle, Absurde seines Wesens, ich sah die Abgründe, vor denen er stand, — ich kam ihm menschlich unsagbar nah, und plötzlich höre ich die Menschen neben mir kichern und lachen. Ein entsetzlich trister Eindruck stieg in mir auf. Ich hätte schreien mögen vor Haß, vor Verachtung.

Der Clown hatte seine Maske vom Gesicht gerissen, seine Witze verpufften, — das Publikum langweilte sich.

Dieser Clown hat nun vor etwa fünfzehn Jahren, als die deutsche Literatur im konsequenten Naturalismus den ihr verloren gegangenen, allein seligmachenden Gott erkannt zu haben glaubte, ein Drama geschrieben, dessen lyrischer Psychismus, dessen Romantik, dessen Keuschheit ihm einen singulären Platz anweist. Die Triebe des Pubertätsalters; das Nachdenksame, die ernste Geistigkeit dieser Jünglinge; das Nichtverstehen der Erwachsenen, der Eltern und Erzieher, den Heranreifenden gegenüber; das Schamhafte, Innige, instinktiv Neugierige einer Vierzehnjährigen; das Unerbittliche, Unsentimentale des Schicksals gibt hier ein Künstler. Nie wieder hat er diese Reinheit, diese schlichte Größe erreicht, wie in dieser Kindertragödie: „Frühlings Erwachen".

Und ich las den Aufsatz eines Pastors, der im „Tag" die Eindrücke, die er bei der Aufführung dieses Werks empfangen, niederlegte. Man unterschätze solche Stimmen nicht! Sie geben das Empfinden gewisser, sogenannter intellektueller Volksschichten in all ihrer Borniertheit ehrlich und unbedenklich wieder; man erkennt durch solche Aeußerungen, ob der Dichter einen, — irgend einen Zusammenhang mit diesen Volksklassen haben kann, man erkennt schließlich durch ihre unzweideutige Stellungnahme das allgemeine deutsche Kulturniveau besser als durch die sorgfältigsten Statistiken, die man über „Volksbildung", „Kunsterziehung" anzustellen pflegt. Und immerhin erscheinen mir die Worte dieses Pastors wichtiger, charakteristischer, ernsthafter als das Urteil des Bildungsphilisteriums, das jede Mode mitmacht, ob ihre Etikette nun Nietzsche, Wilde, Wedekind oder Marlitt, Stilgebauer heißt.

Der Pastor also vermißte vor allem den Geruch, — den Duft des Frühlings. Das Stück hieße doch: „Frühlings Erwachen". Das sei eine Vorspiegelung falscher Tatsachen. Man fände darin nicht die leiseste Andeutung vom Knospen des Frühlings, nicht ein Wort von den aufgehenden, keimenden Blumen, nichts von lenzfrischen Wiesen und Auen. Das Ganze sei überhaupt ein gemeines, unsittliches Werk. Solche Jünglinge, wie sie der Verfasser zeichne, gäbe es nicht. Deutsche Jünglinge, so sagte er etwa, hätten nicht diese Triebe, diese Gedanken, hielten nicht solche gotteslästerlichen und frivolen Reden. Jedenfalls wäre die Mehrzahl der deutschen Jugend frei geblieben von derartigen Anschauungen und Empfindungen.

Der Mann hat vollkommen recht. Moritz Stiefel und Melchior Gabor gehören nicht zu der Mehrzahl. Es sind die beiden einzigen Individualitäten der Klasse. Und der Dichter wollte Lebensschicksale, Lebenszufälle und Lebensnotwendigkeiten solcher Individuen zeigen. Diese beiden haben ein Ich, ein Selbst. Der eine geht an diesem seinem Ich im Widerstreit mit seiner Umwelt zugrunde. Auch dieser Untergang interessiert uns. Die anderen, die Nicht-Iche, die Physiognomielosen gehen in der Masse unter — ein alltäglicher Untergang — und kommen bestenfalls als dunkler, die Individuen schärfer hervortreten lassender Hintergrund in Betracht. Melchior

Gabor, lebenskräftiger und von glücklicherer Blutmischung als Moritz Stiefel, ringt sich — gezeichnet mit eigener, leidvoller Schuld — durch die erniedrigenden Gemeinheiten des Lebens hindurch. Er wird sich dieser Zeit einst erinnern als einer Periode, die er durchmachen mußte, deren Schmerzen, deren Bitterkeiten seine heiße Jugend gebar. Seine heiße, stürmische Jugend ließ ihn Qualen und Greuel leiden und schaffen. Aber . . . er kam hindurch. Es blieb eine Periode seines Lebens.

* * *

An „Frühlings Erwachen", an Melchior Gabor, an sein Hineinblicken in ein dunkles, schicksalzeugendes Chaos mußte ich denken, als ich vor einigen Tagen ein Buch las, dessen Verfasser ich nicht kannte. Ein ganz unbekannter Name: Robert Musil. Das Buch heißt: „Die Verwirrungen des Zöglings Törleß." *)

Ich habe deshalb so ausführlich über Wedekind gesprochen, weil es mir scheint, daß Musil ein gleiches oder ähnliches Schicksal zu erwarten hat, daß sein Buch eine ähnliche Behandlung erfahren dürfte wie Wedekinds Kindertragödie. Die „Gutgesinnten" werden gleichwie bei „Frühlings Erwachen" zu konstatieren haben: solche Jünglinge gibt es nicht, so fühlen, so denken, so sprechen junge Menschen nicht.

Robert Musil streitet nicht gegen diese Menschen; das Buch enthält auch nicht die leiseste Polemik gegen reaktionäre Anschauungen, es karikiert nicht, es tritt für nichts ein, es hat gar keine Tendenz.

So unterscheidet er sich schon hierin von Wedekind. Er hat mit ihm — trotz der ähnlichen Motive — im tiefsten Grunde nichts gemein. Wedekinds tragikomische Lebensspiele, seine Grotesken, seine bizarren Einfälle, seine Satire, sein Spott, — sein hastiges, fahriges, irrlichtelierendes Wesen bildet geradezu den entgegengesetzten Pol zu der Ruhe und Festigkeit Musils, zu dieser ganz sachlichen Kunst, die nie aufzufallen oder zu überraschen sucht und nie übertreibt. Das Bedürfnis, den Bürger zu verblüffen, ist ihr fremd.

Musil ist ein Eigener. In einem ungewöhnlich feinen, schlichten, persönlichen Stil ist dieses merkwürdige Buch geschrieben. Eine differenzierende Psychologie, die in die dunkelsten Schächte der menschlichen Brust hellseherisch eindrang und die leisesten Schwingungen mit feinhöriger Präzision aufzunehmen vermochte, schuf sich hier eine neue, reine, durchsichtige Form: es entstand ein psychologischer Stil, der gerade für das Besondere, das Absonderliche, für das Anormale, Irreguläre, Chaotische und Perverse das äquivalente Wort, den treffenden, kühl-plastischen Ausdruck findet.

* * *

Der Dichter gibt das Leben eines feinbegabten, sensiblen Jünglings in einem vornehmen österreichischen Konvikt. Er gibt die Erregungszustände des Pubertätsalters. Mit einer bewunderungswürdigen Sachlichkeit und einer Unsentimentalität, die vor dem Grausigsten nicht zurückschreckt. Er gibt all das Tastende, Suchende, Unbefriedigte, das Ausschweifend-Wirre einer Jünglingsseele: die gesteigerte Empfänglichkeit für alle Eindrücke; den Wechsel der Stimme und der Stimmungen; die erwachenden Triebe, deren Richtung ihnen selbst unbestimmt, fragwürdig ist, denen sie kein Ziel setzen können, die sie zu befriedigen suchen, deren wirkliche Befriedigung sie aber doch nicht erreichen (daher das Unstäte, Unsichere in ihrem Wesen).

Er gibt das Suchen und das Nicht-Finden, das Sich-Verwirren unbestimmter Triebe, sehnsüchtiger Gefühle. Und der junge Törleß könnte wie nur irgend ein Kleistischer Held flehen: „Verwirre mein Gefühl mir nicht!"

Aber solche Naturen sind gerade prädisponiert zur Gefühlsverwirrung. Ihre ausschweifende Phantasie begattet sich mit allen Erscheinungen des Lebens, und es fehlt ihnen die Disziplin, das Ordnungsvermögen, sich zum Herrscher über diese Erscheinungen zu machen. Die Erscheinungen beherrschen sie. Ihre Reizbarkeit, ihre psychologische Neugier, ihre Impressionabilität ist das willige, gefügige, die leiseste Bewegung wiedergebende Instrument, auf dem das Leben seine wilden Dissonanzen spielt.

Menschen, die ein so gefahrvolles Leben führen, haben eine wilde, verworrene Jugend voller Ekstasen und Enttäuschungen in tiefgefühlter Einsamkeit durchlebt. Ihre Jugend barg ungeheuere Möglichkeiten. Ihre Jugend war unendlich reich. Ihr innerer Sinn sah tausend Beziehungen und Wege, durch die sie hindurch mußten. Sie erlebten das wonnigste Rauschgefühl wie die peinvollsten Ernüchterungen, die leidenschaftlichsten, wollüstigen Entzückungen der Phantasie wie das furchtbare Sichgedemütigt-, Sichbeschmutztfühlen, vor allem aber durchkosteten sie den tiefen, bohrenden Schmerz des Alleinseinmüssens, wo alles nach Gemeinsamkeit, nach gemeinsam zu genießender Lust verlangt, während sie die niedrigen, gemeinen Freuden, die sich die Menge zu verschaffen weiß, verachten. Ihre überhitzte Phantasie treibt sie zu den abenteuerlichsten Wünschen. Das Unwahrscheinliche ist ihnen gerade das zu Realisierende.

Die Wirklichkeit aber erscheint öd', langweilig, beziehungslos. Was wissen die Großen, die Erwachsenen überhaupt von den Gedanken und Empfindungen einer so organisierten Seele? Woher nehmen sie diese Ruhe, diese Sicherheit? Wenn das, was ihn beschäftigt, auch in ihren Gehirnen einmal lebendig war, wie können sie da so fest, so selbstverständlich gleichgültig, so sicher sein? Was empfinden sie? Liebe? Das ist bei ihnen etwas ganz anderes; etwas Ruhiges und Gleichmütiges. „Nachts am offenen Fenster sitzen und sich verlassen fühlen, sich anders fühlen als die Großen, von jedem Lachen und von jedem spöttischen Blicke mißverstanden, niemandem erklären können, was man schon bedeute, und sich nach einer sehnen, die das verstünde . . . das ist Liebe! Aber dazu muß man jung und einsam sein."

Was sind das für Menschen, die die mathematischen Beweise so hinnehmen, wie der Katholik an die Offenbarung Gottes glaubt? „Die Vorstellung des Irrationalen, des Imaginären, der Linien, die parallel sind und sich im Unendlichen — also doch irgendwo — schneiden, regt mich auf. Wenn ich darüber nachdenke, bin ich betäubt, wie vor den Kopf geschlagen. . . . Die Mathematik wird schon recht haben; aber was ist mit meinem Kopfe und was mit all den anderen? Fühlen die das gar nicht? Wie malt es sich in ihnen ab? Gar nicht?"

Drängende, unaufschiebbare Fragen heischen befriedigende Antwort. Immer neue Rätsel entstehen. Und das Leben gibt keine Lösung. Törleß nimmt an Scheußlichkeiten teil, die zwei Zöglinge an einem dritten, einem niedrigen, minderwertigen Subjekt, verüben; er nimmt daran teil und fragt sich dennoch mit Recht: was habe ich mit all dem zu tun?

Während alle anderen Menschen ein einziges Leben leben, ein vernünftiges, klares, sichtbares Sein, wird er hin- und hergestoßen von einer Welt in eine andere, dunkle, unbewußte, mit dem Verstand nicht zu begreifende, ganz und gar irrationale. „Er fühlte sich gewissermaßen zwischen zwei Welten zerrissen: Einer solid bürgerlichen, in der schließlich doch alles geregelt und vernünftig zuging, wie er es von zu Hause her gewohnt war, und einer abenteuerlichen, voll Dunkelheit, Geheimnis, Blut und ungeahnter Ueberraschungen." Diesen „unbegreiflich geheimnisvollen Zustand", den E. T. A. Hoffmann das Grauen oder die Gespensterfurcht nannte, diese merkwürdige Seelendisposition kennen alle romantischen Naturen. Hoffmann erklärt den Wahnsinn des Serapion dadurch, daß er „die Erkenntnis der Duplizität" verloren habe, „von der eigentlich allein unser irdisches Dasein bedingt ist", nämlich die Erkenntnis, daß wir zugleich in einer äußeren und einer inneren Region leben, und daß es die äußere ist, „in der wir eingeschattet sind", welche die Kraft, die innere zu schauen, in Bewegung setzt. Ricarda Huch hat in einem feinsinnigen Kapitel ihres Buches „Ausbreitung und Verfall der Romantik" interessantes Material über die Nachtseiten in der Literatur zusammengetragen.

So nah Musil den Romantikern steht, so verwandt er sich sicherlich mit Maeterlinck, von dem er ein wundervolles Wort seinem Buche als Motto voransetzt, fühlt — er geht auch hier eigene Wege. Er gibt nicht das Gespenstisch-Grausige, Schauer-

*) Wiener Verlag, Leipzig und Wien. 1907.

volle, Unheimliche, wie es Hoffmanns wilde Romantik hervorzauberte, und er bringt auch nicht das Zugespitzt-Aengstigende, Atem Beraubende, Beklemmende, das Maeterlinck etwa in seinen kleinen Dramen mit einer virtuosen Technik erzeugt.

Er gibt den Kontrast, die Unvergleichbarkeit zwischen dem Erleben und Erfassen, zwischen den weit aus der Ferne kommenden, in ihrer Unbegrenztheit berauschenden Visionen und der ärmlichen Verwirklichung, Gestaltung dieser Visionen. „Was sich außerhalb vorbereitet und von ferne herannaht, ist wie ein nebliges Meer voll riesenhafter, wechselnder Gestalten; was an ihn (den Menschen) herantritt, Handlung wird, an seinem Leben sich stößt, ist klar und klein, von menschlichen Dimensionen und menschlichen Linien. Und zwischen dem Leben, das man lebt, und dem Leben, das man fühlt, ahnt, von ferne sieht, liegt wie ein enges Tor die unsichtbare Grenze, in dem sich die Bilder der Ereignisse zusammendrücken müssen, um in den Menschen einzugehen."

Der junge Törleß schreibt einmal in sein Tagebuch: „Welche Dinge sind es, die mich befremden? Die unscheinbarsten. Meistens leblose Sachen. Was befremdet mich an ihnen? Ein Etwas, das ich nicht kenne. Aber das ist es ja eben! Woher nehme ich denn dieses ‚Etwas'? Ich empfinde sein Dasein; es wirkt auf mich; so als ob es sprechen wollte. Ich bin in der Aufregung eines Menschen, der einem Gelähmten die Worte von den Verzerrungen des Mundes ablesen soll und es nicht zuwege bringt. So, als ob ich einen Sinn mehr hätte als die anderen, aber einen nicht fertig entwickelten, einen Sinn, der da ist, sich bemerkbar macht, aber nicht funktioniert. Die Welt ist für mich voll lautloser Stimmen: bin ich daher ein Seher oder ein Halluzinierter?"

Er ist kein Seher und kein Halluzinierter; oder vielmehr, er ist es, weil in ihm ein Künstler steckt. Nicht nur das Leblose wirkt so auf ihn, auch die Menschen erscheinen ihm fragwürdig, stürzen ihn in Zweifel, befremden ihn. Man könnte sagen: er sieht die Dinge und die Menschen mit einem zweiten Gesicht. Und er ringt um die Gestaltung dieser Dinge, um das Festhalten dieser Menschen. Doch „nie hatte er eine wirkliche Vision: immer nur die Illusion einer solchen, gewissermaßen nur die Vision seiner Visionen". Und wie diese Bilder an ihm vorüberhuschen, geheimnisvoll und unfaßbar, so sah er sein ganzes Leben an sich vorüberziehen.

Wie eng, wie trivial, wie geradlinig, wie gleichgültig war sein äußeres Leben! Und das ist es, was ihn auch hier quält, befremdet: daß die anderen Menschen, die Großen, auch so ein gleichgültiges, langweiliges Leben führen sollen — und es ertragen können! Sind sie so abgestumpft? Oder verbergen sie ihm etwas? Erleben sie ungeheure Emotionen? Ja, so muß es sein, nur er ist ausgestoßen oder noch nicht zugelassen; er erlebt nichts, garnichts. Musil hat hier mit feinem, nicht aufdrückendem Stift die Wünsche, die Begehrlichkeiten, den Hunger junger, tiefer Seelen gezeichnet. Sie dürfen ihrer Anlage, ihrer Entwicklung nach, die sie so begierig, so emotionssüchtig macht, die sie nach neuen, unwahrscheinlichen, tiefen Erlebnissen verlangen läßt, sie dürfen nach ihrem ganzen inneren Sein mit Recht sich selbst viel bedeuten und sind doch noch zu unfertig, um wirklich etwas zu sein, um auch nach außen ihr Wesen schon geltend machen zu können.

Dieses Nichtbeachtetwerden demütigt sie. Und aus ihrem Nicht-Leben, Nichts-Erleben entsteht bei solchen empfindsamen künstlerischen Naturen eine ausschweifende Unzucht der Phantasie.

Eine Unzucht, die immer voll neuer, ungekannter Reize sein kann, und deren Verlockungen diese jungen Menschen erliegen, in dem unbewußten Gefühl, einen Ersatz für das Leben, für das nicht gelebte Leben haben zu müssen. Diese Art von Phantasie gewährt ihnen alles, viel mehr als die Wirklichkeit ihnen geben könnte; viel intensivere, raffiniertere Genüsse und ganz unbegrenzte Möglichkeiten der Lust und des Schmerzes.

In sinnliche und sexuelle Verirrungen und Verwirrungen gerät der junge Törleß, er wohnt ihnen bei, er erlebt sie, und erlebt sie doch mit jenem anderen Gesicht, mit jenem anderen Bewußtsein, das auch ein Teil seines Ichs ist, aber nicht sein Ich ausmacht. „Er fühlte, daß ihm alles, was er tat, nur ein Spiel war. Nur etwas, das ihm half, über die Zeit dieser Larvenexistenz im Institute hinwegzukommen. Ohne Bezug auf sein eigentliches Wesen, das erst dahinter, in noch unbestimmter zeitlicher Entfernung kommen werde."

* * *

Nicht alle Menschen werden eine so gefährliche Jugend durchzumachen haben. Doch gerade die wertvollsten, die sinnlich und seelisch begabtesten, stehen vor diesen Abgründen. Auch sie können durch die glückliche Konstellation der Verhältnisse und Situationen daran vorübergehen, ohne sie zu bemerken oder auch nur für einen Moment ihr Gleichgewicht zu verlieren. Aber diese Abgründe sind da. Musil, der die Gestalt des jungen Törleß schuf, gibt die Gefahren, die einen so organisierten Menschen umlauern, durch die er hindurch, die er besiegen muß, um zu unserem geregelten, ordnungsmäßigen, „allgemein anerkannten" Leben zurückzufinden, um sich unter dem Typus Mensch erhalten und einfügen lassen zu können.

Darin liegt der Wert dieses Buches: in dem Sehen von noch nicht gestalteten Zusammenhängen, in dem Erleben ungewöhnlicher, wilder Seelenzustände. Und dieses Sehen und Erleben konnte uns nur ein Mensch zeichnen, der durch all diese Gänge selbst hindurchgegangen ist, der sich selbst so verloren, in ihnen verirrt hatte und der als ein freier, vorurteilsloser Geist die Kraft hatte hindurchzukommen und die noch größere, liebenswertere, diese Dinge zu gestalten.

Das Buch gibt die Periode der Erschütterungen. Ohne Bedenklichkeit, ohne zu verteidigen oder anzuklagen. Dieses Buch — wie es da ist — mußte geschrieben werden. Ich weiß nicht, von wieviel neueren Büchern man dies sagen könnte.

Und jetzt, da ich meinen Blick von dem Buch auf den Dichter richte, wünschte ich, er gäbe uns mehr: er ist fertig mit dieser absonderlichen, aparten Arbeit, die abseits liegende Dinge mit einem abseitigen Stil gestaltete; er ist reich genug, so will es mir scheinen, um große, allgemein gültige (darum nicht minderwertige), über sich hinausweisende Zeugnisse seines Lebens und seiner Kunst zu geben.

Wilhelm Herzog.

Briefe der Frau Jeanette Strauß-Wohl an Börne.

Ludwig Kalisch erzählt in seinem „Pariser Leben": „Ich lernte Madame Strauß im Jahre 1849 kennen. . . . Ich muß gestehen, daß mein erster Besuch bei ihr mich etwas enttäuschte. Ich hatte mir eine von Geist sprudelnde Dame vorgestellt, deren Unterhaltung wie ein Raketenfeuer prasseln würde, ich sah aber nur eine Frau, die im Gespräch mehr sich als andere belehren wollte und die in ihren Bemerkungen eine sehr warme Empfindung, doch nichts weniger als einen lebhaften Geist verriet. . . . Börne war der Ausgangspunkt, war der Zielpunkt aller ihrer Gespräche. Sie bezog alles auf ihn, sie leitete alles von ihm ab. Sie lebte nur in der Erinnerung an ihn, und diese Erinnerung ließ sie das Leben ertragen. . . . Unbegrenztes Wohlwollen war der Hauptzug ihres Charakters und bekundete sich in allem, was sie sprach. . . . Ihre Stimme hatte etwas Sympathisches. Man hörte gern zu, wenn sie sprach, und war überzeugt, daß ihr die Worte aus dem Herzen kamen. . . . Das Publikum kennt von dem Briefwechsel Börnes mit der Frau Strauß nur seine Briefe, nicht die ihrigen. Sie hat auch niemals ihren Freunden eine von ihr geschriebene Zeile mitgeteilt. Ich glaube indessen, daß sie auf Börne mehr durch die seltenen Vorzüge ihres Herzens als durch ihre geistigen Eigenschaften gewirkt habe." Seit kurzem kennen wir auch ihre Briefe an den Freund. Sie sind von Elisabeth Mentzel herausgegeben,

trefflich eingeleitet und erläutert (Berlin, F. Fontane & Co., 1907). Sie rücken die Bedeutung Jeanettens ins rechte Licht und liefern auch einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zum Verständnis für Börnes Leben und Schaffen, sowie für die geistigen, kulturellen und politischen Bewegungen der Zeit, in der beide gelebt haben.

Das Verhältnis, das zwischen ihnen mehr als zwei Jahrzehnte bis zu seinem letzten Atemzuge bestand, ist ein glänzender Triumph der platonischen Liebe; ein selten reiner, lauterer, keuscher Seelenbund spann wunderbare Fäden zwischen ihnen. Ihre Freundschaft blieb sich immer gleich, sie war der feste Pol in der Erscheinungen Flucht. Sie ward keinen Augenblick getrübt. Sie litt keine Einbuße darunter, daß der hier und da auftauchende Plan einer ehelichen Verbindung zwischen ihnen sich zerschlug. Sie hat einen romantischen Charakter. 1821 war Börne bestrebt, der Seelenfreundin durch die Heirat mit einem geachteten Manne ein angenehmes Heim zu gründen. Frau Wohl lehnte aber ab. Sie fürchtete, ein Dritter könne nur störend zwischen sie und den Freund treten. „Ich war nie wandelbar," schrieb sie am 1. November 1821, „mit wem ich es herzlich gut meine, der bleibt mir ewig wert.... Sie dürften wohl der Letzte sein, gegen den ich diese natürliche Neigung und Gesinnung verändern könnte.... Sie kann ich nicht heiraten, dazu gehört mehr Mut und mehr Selbstvertrauen, als ich habe, den Dr. Br. kann ich auch nicht heiraten, dazu hab' ich Sie zu lieb und dazu gehörte so viel Zeit, daß er und ich graue Haare hätten, ehe es zu einem Ja käme." Darauf antwortete Börne mit dem merkwürdigen Bekenntnis:

„Sie schreiben: Sie hätten mich zu lieb, um den Dr. Br. zu heiraten. Ich weiß nicht, wie ich das verstehen soll. Heißt das, Sie könnten nicht heiraten, weil es mir Schmerz verursachen würde? In beiden Fällen irren Sie, Sie verkennen entweder sich oder mich oder die Pflicht einer Gattin. Die Liebe, die Sie zu mir haben, dürfen Sie mit in Ihre Ehe nehmen und sie ihrem Manne gestehen, und dürfen Sie das letztere nicht, so fehlt es ihm an Verstand oder Herz, und dann würden Sie ihn doch nicht wählen. Was das andere betrifft, so irren Sie auch. Ich bin besser oder stärker, als Sie glauben. Als zuerst der Wunsch und die Vorstellung der Möglichkeit in mir aufkamen, Sie mit Dr. Br. verbunden zu sehen, flossen Tränen des Entzückens aus meinen Augen. Ich schwöre es Ihnen bei dem allmächtigen Gott, daß, so heiß ich auch den Wunsch hegte, Sie zu besitzen, und so oft ich ihn auch ausgesprochen, habe ich immer mehr dabei an Ihr Glück als an das meinige gedacht! Meine Liebe zu Ihnen macht mich glücklich; was hätte mir die Ehe mehr geben können, da sie jene nicht vermehren konnte? Ja, ich war immer besorgt, wenn ich es Ihnen auch nicht gestand, die Ehe möchte unser schönes Verhältnis herabziehen in das Leben der gemeinen Wirklichkeit. Aber ich dachte mir, was ich noch denke, Sie würden dabei gewinnen, und dieses hätte auch unmittelbar mein Glück erhöht. Es ist also nichts, was Sie abhalten sollte, eine Verbindung mit einem anderen Manne zu schließen. Sie und ich, wir verlören nichts dabei. Lassen Sie sich durch meine lebhafte Vorstellung von meinem Schmerze, von meinen Tränen nur nicht irre führen. Das ist das niedere Gewölk der Seele, das sich über mich wie über jeden Menschen lagert, aber die Sonne des Geistes bleibt Siegerin. Ich würde weinen, wie auch ein Vater weint, wenn sein Kind das elterliche Haus verläßt; aber wenn Sie glücklich würden, wäre ich es auch."

Einige Jahre später wurde die Vermählung der beiden Menschen, die einander nicht mehr entbehren konnten, ernstlich in Erwägung gezogen. 1828 stand der Plan nahe vor seiner Verwirklichung. Er schrieb ihr am 1. März: „Deinen lieben, lieben Brief und die süßen Nadelstiche darin habe ich hundertmal geküßt. Seit Du mich du nennst, ist erst recht der Frühling über mir aufgegangen, und es ist mir, als finge ich erst jetzt an, Dein schönes Herz im Sonnenschein zu sehen. Wir wollen uns von den Gefahren zu großer Liebe nicht schrecken lassen, wir wollen uns immer mehr und mehr lieben." Seine Sehnsucht nach der Freundin wuchs derart, daß er zu der „Unruhestifterin, die den Frieden seiner Seele zerstört und einen Feuerbrand in ihn geworfen", hätte hinfliegen mögen. Allein die Abmahnungen und Vorwürfe der strenggläubigen Angehörigen Jeanettens, vor allem ihrer alten Mutter, die ihrer Heirat mit dem getauften Börne hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, seine schwere Erkrankung und zuhöchst die Erwägung, daß es für den Mann, der nicht mit Tinte und Worten, sondern mit dem Blute seines Herzens schrieb, besser sei, frei zu bleiben, ließen den Heiratsplan in den Hintergrund treten.

Als die Abschrift der „Pariser Briefe" wunderbarerweise den Anlaß zur näheren Bekanntschaft der fünfzigjährigen Jeanette mit dem um zwölf Jahre jüngeren, in der Blüte der Jahre stehenden Salomon Strauß bot und die Beziehungen der beiden Verehrer Börnes mehr und mehr vertiefte, sodaß sie schließlich den Gedanken an eine Heirat faßten, loderten in dem kränkelnden Freunde die alten, leidenschaftlichen Gefühle noch einmal hell auf. Das niedere Gewölk lag diesmal schwer auf seiner Seele. Jeanette hatte sich das zu gründende Heim aufs lieblichste ausgemalt. Alle drei sollten in ihm vereinigt wohnen. Sie stellte sich vor, wie glücklich Börne sein würde, wenn er, was seinem Charakter, seiner Neigung so sehr entsprach, in einer fürsorglichen, zärtlichen Umgebung leben könnte, ohne häusliche Sorgen und Pflichten zu haben. „Wenn Sie," schrieb sie am 13. März 1832, „durch Freundschaftsbande gefesselt, ... doch frei sind, ... keine Frau haben! ... Gibt es ein größeres Glück auf Erden? ... Dem Himmel sei Dank, es ist mir auf einmal viel leichter ums Herz geworden! ... Aber alles muß auch Ihre freie Neigung sein! Wenn Sie nicht wirklichen Willen dabei haben, kann es kein Gedeihen geben, kann es nichts sein!" Die Gereiztheit des von Natur aus eifersüchtigen Freundes bestimmte Jeanette indes sofort, auf eine Verbindung mit Strauß zu verzichten, doch schien ihr dies nicht leicht geworden zu sein. Es gab aber für sie kein Glück, das Börne beunruhigen oder gar seinen Seelenfrieden stören könnte. Das großherzige, wunderbare Weib goß lindernden Balsam in seine Wunde, indem sie, ohne auf sich und Strauß Rücksicht zu nehmen, sich am 22. März 1832 vernehmen ließ:

„Mein lieber, teurer Freund, ich schwöre Ihnen bei allem, was Ihnen und mir heilig sein kann, bei allem im Himmel und auf Erden, daß Sie ganz ruhig sein können! Könnte ich es nur so wegen Ihnen sein! Das ist jetzt alles abgetan und viel besser für mich, als wenn ich noch länger in dieser Täuschung fortgelebt hätte ... Meine einzige Sorge ist jetzt Ihr Kummer! ... Wie wird das auf Ihre Gesundheit wirken! Antworten Sie mir, wenn auch nur wenige Worte sogleich auf diesen Brief! Einen Tag frühere Beruhigung ist viel in solchem Falle."

Und tags darauf folgt das Bekenntnis:

„Glauben Sie, daß ich leben möchte, wenn ich nicht für Sie sorgen dürfte! ... Daß ich überhaupt Sie, Ihren Umgang missen könnte? .., Meine Treue, meine Anhänglichkeit für Sie kann nur mit meinem Leben enden!"

Schließlich ging ihr schöner Traum denn doch in Erfüllung, und das gemeinsame Heim wurde zum Segen der Beteiligten in Paris errichtet. Als Börne seine Einwilligung dazu gab, trockneten ihre Tränen, die so reichlich geflossen waren, sie fühlte sich unaussprechlich glücklich. Sie kam sich wie ein „modernes Melodrama" vor, zumal die grüne Freundschaft der beiden Männer schnell Wurzeln geschlagen hatte und sich von Tag zu Tag verdichtete.

Ein großes, starkes, für die unterdrückten Völker warm schlagendes, einer grenzenlosen Liebe fähiges Frauenherz liegt in den Briefen Jeanettes bis in seine geheimsten Falten vor uns aufgeschlagen. Mit den seltenen Vorzügen des Herzens paarte sich ein klarer Geist, eine das gewöhnliche Maß weit überschreitende Erkenntnis- und Urteilskraft, sowie eine erstaunliche Feinfühligkeit für das Eigenartige und Individuelle geistiger Wesenheiten. Sie ist eine von den Frauen, die auf hervorragende Männer anregend gewirkt haben und durch ihr tief eindringendes Verständnis die Schaffensfreude belebten. War sie auch keine eigentlich produktive Persönlichkeit, so gehörte sie doch zu den Zauberinnen, die in anderen schöpferische Kräfte in Bewegung zu setzen vermögen. Auf sie paßt, wie es in der sinnigen Einleitung heißt, was Goethe das Geheimnis der Madame Recamier nennt: „Die Fähigkeit, das Talent zu heben und zu begeistern und sich selbst zu entzünden beim Anblick der Eindrücke, die es hervorbringt."

Das Bedeutendste, was Börne geschaffen hat, ist durch Jeanette angeregt worden und unter ihrem Einflusse empor-

gewachsen. Sie besaß den Schlüssel zum Geheimnis seines Wesens, sie kannte ihn besser als er sich selbst, sie kannte die Grenzen seines Könnens genau und kam daher von manchen Ideen, wie der, daß Bodins „Résumé de l'histoire de France" in Deutschland Schule machen sollte, zurück. Sie gab Börne zu bedenken, daß die aphoristische Art zu schreiben, sein Element sei, die momentanen Eingebungen, wie sie der Tag bringt, die durch eine plötzliche Begebenheit ausgelösten Gedankenblitze seine Domäne bilden:

„Ich habe heute die ganze Nacht nicht geschlafen, so lebhaft habe ich mich mit dem Gedanken beschäftigt, wie Sie damit Glück machen könnten, wenn Sie jetzt in Briefform schrieben oder besser nur Briefe schrieben. . . . Bedenken Sie . . . täglich den so reichen Stoff! Der Prozeß der Minister, die Bewegung in den Straßen, die Kammern, das englische Parlament, Theater, Literatur, Kunst, Industrie, Bildergalerien, deutsche Angelegenheiten wie Politik, Literatur, Zeitungen, deren Lächerlichkeit oder Schlechtigkeit! Briefe von Ihnen würden eine solche Popularität erlangen, daß sie weit bekanntee und verbreiteter würden als Ihre früheren Schriften Diese Briefe würden nicht nur den besten Memoiren aus den denkwürdigsten Zeiten an die Seite gesetzt werden, sondern auch geschichtlichen Wert behalten."

Durchdrungen davon, daß ihm das Erfinden schwer fällt und seine Individualität sich gerade in kleinen Zügen und unbedeutend scheinenden Sachen am besten ausspricht, mahnte sie ihn, ihm den französischen Schriftsteller Paul Louis Courier vor Augen haltend, ein andermal: „Schreiben Sie nur alles, . . . was Ihnen jeden Tag aufstößt in Sitten, Eigentümlichkeiten, auf den Straßen, auf dem Markt, im Hause und in den Salons. Je mannigfaltiger und naiver, desto interessanter, schöner, lebendiger und belehrender, . . . Ernst und Scherz, Großes und Kleines in bunter Reihe!" In der Tat fuhr er immer gut, wenn er auf ihren Rat hörte. Daß sie weitblickend das Rechte voraussah, bewies der ganz ungewöhnliche Erfolg der „Pariser Briefe". Sie nahm die Gelegenheit wahr, dem Verfasser die an ihr Ohr gedrungenen Stimmen darüber mitzuteilen. Köstlich ist die ihr von dem Maler Oppenheim erzählte Aeußerung des Barons Amschel Rothschild. Dieser fragte jenen, ob er die Briefe gelesen habe, und bemerkte alsdann: „Was sagen Sie dazu? Ich weiß nicht, was der Mann von mir will! Ich habe ihm nie was Böses getan. Sein Vater und ich, wir waren sogar sehr gute Freunde. — Nun, was schadet's, dem Doktor seine Briefe werden noch lange gelesen werden, wenn ich nicht mehr da bin, und da wird man also auch meiner gedenken!"

Bei aller Verehrung Börnes war Jeanelle nicht blind gegen seine Fehler. Sie, die im Grunde der Seele eine warm fühlende Jüdin war und an den Bestrebungen des edlen Gabriel Rießer innigen Anteil nahm, konnte dem „bösen Haman" die bitter witzigen Auslassungen über seine Stammesgenossen nicht verzeihen, sie brandmarkte sie als unedel und geschmacklos und fügte nicht uneben hinzu: „Sie müssen mir künftig in allem folgen, da ich doch immer recht habe." Sie tadelt auch mit Fug, daß er sich zu viel in Beschimpfungen des deutschen Volkes ergehe, es mit einer einer besseren Sache würdigen Konsequenz mit dem Epitheton: „dummes Lakaienvolk" belege, und schalt ihn energisch, daß er seine polemischen Schriften durch seiner unwürdige persönliche Angriffe beflecke, sich mit unbedeutenden bissigen Menschen herumzanke und sie an den Pranger stelle. „Es tut mir leid," schrieb sie am 30. Januar 1832, „daß Sie soviel Zeit, Fleiß, Geist und Witz auf diesen Gegenstand verschwendet, Sie hätten das für einen besseren Stoff verwenden sollen".

Unermüdlich wachte sie über Börne mit mütterlicher Sorgfalt. Sie trieb ihn unverdrossen zur Arbeit an, las ihm im Ernst und im Scherz, mit Humor und Satire über seine Behäbigkeit und Lässigkeit tüchtig die Leviten, warf ihm vor, daß die ermüdende Frage nach dem, was er arbeiten solle, wohl die Losung seines ganzen Lebens bleiben werde, sie erklärte ihm, daß es für die Plattheiten und Zeitungskriechereien keinen Damm mehr gebe, da Brutus schlafe, und hänselte ihn damit, daß sie sich mit dem Gedanken trage, seine Sachen drucken zu lassen und sich in einer Nachrede Luft zu machen. Sie gab ihm zu verstehen, daß der Mensch ein äußeres Leben haben, einem bestimmten Berufe sich widmen müsse, damit er in seiner inneren Welt desto freier und unabhängiger leben könne. Sie schleuderte ihm die Worte ins Gesicht: „Sie tun gewaltig groß mit Ihrer Männerwürde!", sagte ihm rundweg: „Ihr Vater sagt, Sie wären ein Windbeutel; der Vater muß Sie kennen! Gegen eine solche Autorität läßt sich nichts einwenden," sie appellierte an sein Ehrgefühl, und das liebe Schulkind von 36 Jahren ließ sich alle diese Süßigkeiten und den „Herrn Ritter voller Furcht und voller Tadel!" gefallen und besserte sich zusehends.

Wir lernen Jeanette als tüchtigen Sachwalter und Finanzminister des geschäftsunkundigen Schriftstellers kennen. Voll Entschiedenheit drängte sie den Schüchternen zu günstigen Abschlüssen mit den Verlegern, sie berechnete die Honorare nach der Bogenzahl der Schriften. Sie kassierte Börnes Polizeipension ein, ja sie unterhandelte sogar mit seinem Vater, um dem Sohn durch eine Abfindungssumme für das ihm einst zufallende Vermögen eine unabhängige Lage zu verschaffen, was ihr freilich nicht gelang. Es amüsierte sie nicht wenig, daß sich Holtei diesen hilflosen und von ihr bemutterten Mann als einen gewandten, geschliffenen und gern brillierenden „Weltmann oder Literatus" dachte.

Sie ist das Vorbild einer edlen, hilfreichen und guten Freundin. Es ist ergreifend, daß sie, als er den sehnlichen Wunsch hegte, nach Italien zu reisen, ihr Klavier verkaufen wollte. Ihr Geld war sein Geld.

Sie hat den Freund wiederholt, ihre Briefe, „die, wenn Sie sie einmal gelesen haben, weder für Sie noch für mich irgendwelchen Wert haben," zu verbrennen. Börne wußte wohl, warum er ihr hierin nicht willfahrte, und wir haben allen Grund, seine Einsicht zu preisen.

Wien. **Bernhard Münz.**

Die Philosophie der Romantik.

Erwin Kircher aus Karlsruhe war dreiundzwanzig Jahre alt, als er starb. Wenn die Freunde, die sein Werk „Die Philosophie der Romantik" *) aus seinem Nachlaß veröffentlichten, von ihm sagen: „Er war umfassend und reich wie Friedrich Schlegel und rein und ernst wie Novalis," so geben diese hochgegriffenen Worte wenigstens eine Vorstellung von dem Eindruck, den seine Persönlichkeit unter den Genossen hervorrief; doch stimmt ihr lauter Klang nicht recht zu der freien Bescheidenheit seines Wesens. Eine liebenswürdigere Verkörperung des Besten, was wir uns unter einem deutschen Studenten denken, ist mir nicht vorgekommen als dieser frische Jüngling mit den nachdenklichen Augen. Wohin er blickte, stiftete er Leben und Begeisterung. Dann schied er an schwerem Leiden, jung wie Achilleus; und nur eine gelehrte Untersuchung über „Volkslied und Volkspoesie in der Sturm- und Drangzeit" (Zeitschrift für deutsche Wortforschung 4,1) schien seinen Namen in der Wissenschaft festzuhalten.

Viel persönlicher wirkt die bei gelegentlichen Lücken doch ganz geschlossen auftretende Schrift über ein Problem, das seit Harm die Geister nicht losläßt: die Philosophie der Romantik. Die Bedeutung des Buches liegt vor allem in der Intensität, mit der Kircher das Problem oder die Probleme durchlebt hat, die in diesem Worte liegen. So leidenschaftlich hat kein zweiter die Welt- und Gottesweisheit Fr. Schlegels und Schellings durchgemacht — auch **Ricarda Huch** nicht, die wohl in die Persönlichkeiten und ihre Schicksale sich einfühlt und einlebt, nicht aber in ihr Gesamtschicksal: die innere Entwicklung des romantischen Gedankens. Kircher aber taucht hier ganz tief ein. Hemsterhuis, den er als rationalistischen Propheten der Romantik auffaßt, nimmt er zum Ausgangspunkt. Die „neuen

*) **Erwin Kircher**: Philosophie der Romantik. Aus dem Nachlaß herausgegeben von **Marg. Susman** und Dr. **Heinrich Simon**. V und 294 S. Jena 1906. Diederichs.

Lebensgefühle" aber, die in den „Friedenszeiten des Hemsterhuisschen Denkens" neu entdeckt wurden, werden nun „der Rauheit des Kriegerlebens" dahingegeben.

Es beginnt ein stürmischer Kampf um die Eroberung der Wirklichkeit, um die „Zerstörung der Idee", soweit sie blaß, vampyrhaft an der Wahrheit zehrt. Fr. Schlegel, dessen Mangel an Sentimentalität und dessen Abneigung gegen gewisse Gestalten des „Romantischen" Kircher übrigens übertreibt und zu Unrecht verallgemeinert, faßt das Problem als die Frage nach dem ursprünglichen Wert der Form. Hieraus entwickelt sich die Untersuchung, die einmal auf das Wesen des Klassischen und dann auf die Möglichkeit fortschreitender künstlerischer Vervollkommnung gerichtet ist. Als Hilfsbegriffe werden Organismus, Organisation, Stil verwandt. Wie sich Fr. Schlegel hierbei mit Schiller berührt, wird, mit einseitiger Kritik des Klassikers und Verteidigung des Romantikers, auseinandergesetzt und die Parole der „Universalpoesie", wie mir scheint nicht ganz klar, in diesen Zusammenhang gestellt.

Ganz Fragment blieb die Besprechung von Novalis, die mir merkwürdig wenig förderlich scheint; hat Diltheys glänzender Aufsatz uns verwöhnt? Von früherer Literatur nimmt übrigens Kircher kaum Notiz; mir Hayms, Ricarda Huchs und mein Name werden im Vorübergehen genannt – aber so stolz mich die Nachbarschaft macht, kann sie mich darüber nicht täuschen, daß wichtigere fehlen: in dem Versuch, die Romantik ganz von sich aus zu erleben und zu konstruieren, hat er zu viel Hilfen verschmäht oder doch beiseite gelassen. So sind auch die Zitate nicht mit Belegstellen versehen; das Unästhetische der Ziffern störte den Schwung des Symphilosophierens mit Schlegel und Schelling.

Diesem gilt die letzte Untersuchung. Schellings Fassung des romantischen Problems ist die Erfassung des Absoluten, was wieder die Fragen nach dem Verhältnis des Unendlichen zum Endlichen und des Bewußten zum Unbewußten ergibt. Diese Fragen kulminieren in der nach dem Verhältnis Gottes zur Zeit, und so tritt das Historische in Schellings Natur- wie in Fr. Schlegels Kunstphilosophie: wie bei Schlegel als die Frage nach dem künftigen Jenseits der vollendeten Form, so bei Schelling als die nach dem vor aller Zeit liegenden Jenseits des absoluten Wesens. Aller Versuch aber, mit Göttern Geschichte zu treiben, führt zur Mythologie und damit in das uferlose Meer der dionysischen Mystik.

Aber der fast tragischen Resignation läßt das künstlerisch komponierte Werk einen schönen, persönlichen Schlußakkord nachklingen: „Die Romantik kam wie Odysseus in ihre Heimat zurück und erkannte sie nicht — und sie kam wie der Jüngling des Novalis zum Bild von Saïs und erkannte die Geliebte, die längst Besessene, und das eigene Leben selber als die Lösung!"

Richard M. Meyer.

Ein Haremsbesuch.

Vor Jahren hat Helene Böhlau-Al Raschid Bey, in ihrem Roman: „Im frischen Wasser" das Leben der Türkinnen als einen Zustand idyllischer Glückseligkeit geschildert. Alle die Schmerzen, die sonst den Frauen das Leben erschweren, Liebesnot und Eifersucht, blieben ihnen erspart, von allen Sorgen, die moderne Geschöpfe bedrücken in dem Kampf um des Daseins Notdurft, um Stellung, Wissen, Rang und Würden, brauchten sie hinter ihren schützenden Haremsmauern nichts zu leiden, wüßten kaum, daß für andere ein Zwiespalt zwischen Neigung und Gesetz entstehen könne, ahnten nichts von den Freuden einer Freiheit, die ihnen nur wie Schutzlosigkeit erscheinen müsse, und verbrächten in sonnigem Frieden ruhige Tage voll von kindlich blumenhafter, sündenloser Heiterkeit. Es ist lange her, daß ich das Buch las. Aus seinen Seiten klang es nur wie die Sehnsucht der durch Leidenschaften vielfach geprüften deutschen Frau nach dem paradiesischen Zustand, nach dem beneidenswerten, kühlenden Friedenshauch, der aus frischem Wasser uns anweht.

Jetzt veröffentlicht Pierre Loti einen Roman über türkisches Frauenleben: „Les désenchantées", in dem er die Entzauberten darstellt, die ihren Frieden, ihr Nichtwissen verloren haben. Unterrichtet und belesen wie eine feingebildete Pariserin, vermag nach ihm die Türkin von heute nicht mehr das enge abgeschlossene Dasein im Frauengemache zu ertragen. Sie will leben, wie ihre fränkischen Schwestern, erleben, will ihr Schicksal in ihre eigenen Hände nehmen. Von selbstgewählter Liebe, Schmerz zu erfahren, das dünkt sie besser, tausendmal besser, als hinter vergitterten Fenstern hervor, am Tag vor der Hochzeit, den Unbekannten eine Sekunde zu erspähen, zu dem sie aus der Gefangenschaft ihres väterlichen Hauses in die Gefangenschaft der Ehe willenlos hinüber geführt wird. Drei türkische Frauen sind es, die den Dichter beschwören, dies Buch zu schreiben, um ihre Lage der Welt zu entschleiern, sie zu verbessern. Und sie behaupten, nicht nur in eigener Sache zu reden, infolge ihrer persönlichen Eheerlebnisse hinauszubegehren in moderne Lebensmöglichkeiten, sondern im Namen all ihrer Schwestern, ungezählter Ungenannter, protestieren sie gegen die uralten Sittengebote des Orients, denen sie sich nicht mehr fügen wollen.

Ob jener ältere Roman recht hat, oder dieser? ob sich in den Jahren, die zwischen beiden liegen, das Wesen der türkischen Frau so ganz und gar verändert hat, will ich nicht entscheiden. Jeder sieht schließlich nur, was er sehen kann. Die deutsche Schriftstellerin mag mit anderen Kreisen in Berührung gekommen sein und hat daraufhin das Erschaute mit ganz anderen Empfindungen aufgefaßt und wiedergegeben als der Pariser Romancier.

Mir will es scheinen, als läge, wie so oft im Leben, die Wahrheit ungefähr in der Mitte, zwischen einem und dem anderen Extrem. Mein ganzes Wissen vom Haremsleben gründet sich aber auf einen einzigen Besuch, der freilich zwei Stunden gedauert hat. Bleiben Sie kürzer, so hatte uns damals der junge Konsul gewarnt, der durch Vermittlung der ihm bekannten deutschen Erzieherin uns die Einladung verschaffte, bleiben Sie kürzere Zeit, so begehen Sie eine Unhöflichkeit. Der Orientale und noch mehr die Orientalin haben nie Eile. Das Hasten einer Besuchstournee kennt man hier nicht, und eine Visite von einem knappen Viertelstündchen würde wie eine Beleidigung empfunden werden.

Er gab uns mit dieser freundschaftlichen Mahnung zugleich Aufschluß über die alte, uns wohl bekannte Wiener Redensart von einem türkischen Besuche, wenn jemand gar zu lange bleibt. Seine zweite Vorschrift lautete: Bringen Sie den Kindern etwas mit! Gäste, die mit leeren Händen kommen, sieht man nicht so gern, wie solche, die beim Eintritt schon ihr Gastgeschenk nach schöner Urvätersitte darreichen. —

Noch eine dritte Mahnung hat er uns mit auf den Weg gegeben. Die lautete: Und noch eins — — schreiben Sie nicht darüber! Die Fremden, die nur drei bis vier Tage sich in Konstantinopel aufhalten, meinen nachher ganz genau die Sitten hier zu kennen und verfassen dicke Bände, in denen alles, oder wenn auch nicht alles, das meiste, falsch angeschaut ist.

Nun, ich habe seinen Wunsch durch lange Jahre befolgt, habe ganz getreulich geschwiegen. Muß ich's noch länger? Ich glaube, er selber würde es jetzt nicht mehr von mir verlangen. Ganz soviel Verkehrtes, wie er annahm, werde ich ja auch nicht vorbringen können. Will ich doch keine weiteren Schlüsse ziehen, nicht über die Gebote des Islam, noch über mohamedanisches Eheleben mich weitläufig ergehen. Ich möchte nur eben jenen einen Besuch in dem einen Hause hier schildern.

Es war an einem Sonnabend. Am Tage vorher, dem Freitag, dem Feiertag der Mohammedaner, hatten wir bei den süßen Wassern von Europa am äußersten Ende des goldenen Horns die Türkinnen zu Hunderten beobachtet. Die Frauen vom Volk in ihren hellfarbig seidenen Gewändern, himmelblau, rosa, leuchtend gelb, alle natürlich dicht verschleiert, ruhten dort in Gruppen beisammen, auf Matten gelagert, die am Flußrand auf den Boden gebreitet waren. Männer

und Kinder hatten es sich in anderen Gruppen bequem gemacht, — niemals bei oder neben den Frauen. Zwischen diesen und jenen gingen Verkäufer hin und her mit Gefrorenem, mit Kuchen, Süßigkeiten, Mastixwein, Halwa, Semitkringeln, Kadaif mit Kaimak, und wie sonst alle die unbekannten Leckerbissen heißen mögen. Auf dem schmalen Fluß, der sich unter Blütenbäumen in das frühlingsgrüne Tal weit hineinzieht, glitten die Kaiks, die schmalen Kähne, langsam stromaufwärts; die Ruderer, die Käikdschi, in weiten, luftigen Hemden aus weißgestreiftem Seidenstoff, sitzen, ebenso wie die Gäste, die sie führen, flach auf dem Boden, die Beine gerade von sich gestreckt, weil keine Bänke in dem Boot sind. Droben, nahe der Chaussee, hielt eine Wagenburg von festverschlossenen, dunkel lackierten, schön geschirrten Coupés, hinter deren Fensterscheiben schwarzgekleidete Gestalten mit vom weißen Jaschmak verhüllten Gesichtern aus dunklen Augen uns anschauten.

Heute nun fuhren wir in eben solchem geschlossenem Coupé bei brütender Schwüle den weiten Weg von Pera nordwärts, bergauf, bergab, wie in Konstantinopel überall die Straßen gehen, vorbei an Gärten, Kirchhöfen, Palästen und Kasernen, an der deutschen Botschaft, an Dolma Bagtsche, am Tschiragan Serai, zu der eigentlichen Stadt hinaus, nach Ortaköi am Bosporus. Das Haus, in das wir geladen waren, war das eines ehemaligen Ministers und Würdenträgers. Und zwar hielt sich seine Exzellenz, alt und schwer krank, zurzeit in seiner Jali auf, dem Landhaus, wo seine Söhne, deren jeder seinen eigenen Konak, sein Stadthaus, besaß, mit ihren Familien zurzeit bei ihm wohnten. Daß jede Familie aus Frau und Kindern bestand, jeder Sohn nur eine Frau hatte, das wußten wir auch schon von unserem Mentor. — Eine lange, lange Flucht hoher Steinmauern ward endlich von dem willkommenen Anblick des Gartentores unterbrochen. Die deutsche Gouvernante mit ihrer Schülerin und deren Cousine erwarteten uns, zwei schlanke Mädchen von 12—14 Jahren. In wohllautendem Deutsch begrüßten uns die kleinen Türkinnen, nahmen mit einem dankbaren Lächeln die bunten Pariser Bonbonieren entgegen, die wir in der großen Perastraße am Morgen für sie ausgesucht hatten. Dies Lächeln und die zierliche Grazie der Verbeugung, die waren vielleicht doch etwas mehr, als so junge Mädchen bei uns an Höflichkeit aufzuwenden haben. Ihre dunkelblauen Kleider mit dem weißen Matrosenkragen sahen aber ganz genau so aus, wie junge Dämchen ihres Alters bei uns sie damals trugen. Plaudernd geleiteten sie uns vom Tor die paar Schritte zu ihrem Hause. Zu ihrem — dem Frauenhaus oder Haremlik. Gegenüber lag ein zweites Haus, das Selamlk, für ihre Väter, Brüder, Diener; beides schlichte Holzbauten. Gleich beim Eintritt in das Haremlik machte unsere Landsmännin uns auf ein schmales Fenster neben der Haustür aufmerksam. Hier wurden von den männlichen Dienern die in der Küche, einem dritten Gebäude, bereiteten Speisen hereingereicht, die drinnen dann von den Sklavinnen in die Zimmer getragen werden. Ganz ebenerdig ohne Stufe war der Eingang, ganz flach der Flur, mit Matten belegt, von einem milden Zwielicht erfüllt, das uns anfänglich wohltat nach der grellen Sonnenglut draußen. Und so still war es, so still hier! An den Wänden standen und hockten dunkle Gestalten, glitten auf lautlosen, unbeschuhten Füßen heran, die Haustür wieder zu schließen, verneigten sich, mit über der Brust gekreuzten Armen, demütig tief, fast mit der Stirne den Boden berührend. Ein Etwas legte sich uns, da die große Tür hinter uns in ihr Schloß fiel, atemlähmend auf die Brust, . . . wir selber kamen uns wie eingeschlossen, gefangen vor.

Die Deutsche flüsterte, droben im Hause liege der schwerkranke, alte Herr. Er habe sich hierher ins Haremlik bringen lassen, um von seiner greisen Gattin gepflegt zu werden, seine Schwiegertöchter und Enkelinnen immer um sich haben zu können. Noch eine dritte, etwas ältere Cousine hatte sich zu den beiden Kindern gesellt, und an der Schwelle des Gemachs, in das sie uns führten, empfing uns eine junge Frau mit anmutiger Würde.

Wir befanden uns in einem, an seinem Ende im Halbkreis abgeschlossenen saalartigen Raum, der auf gleichem Boden mit dem Flur und dem Garten gelegen, auch von dem gleichen milde gedämpften Licht erfüllt war, wie der letztere. Weiß die Wände, weiß überzogen die breiten Diwane, die sich an beiden Längsseiten hinzogen. Kein Bild, kein Schrank, kein anderes Geräte, als die kleinen mit Perlmutter eingelegten, niedrigen Tischchen, die, sobald wir auf dem Diwan Platz genommen, von Sklavinnen vor uns hingestellt wurden, während andere uns Tabletten mit Konfekt, mit frischem Wasser und Kaffee servierten. Natürlich war es türkischer Kaffee, jener köstliche, würzige Trank, in den zierlichen, fingerhutkleinen Schälchen, die in Ständern aus Silberfiligran, geformt wie Eierbecher, stehen.

Wie er uns schmecke, wollten die Kinder wissen, besser als unser Kaffee in Deutschland? Ueberhaupt wie uns alles gefiele, der Kaffee nicht nur, Menschen, Gegend, Gebäude, alles, in ihrem schönen Cospoli? Und wie hier bei ihnen das Haus und der Saal? — Der Garten, den müßten sie uns noch zeigen. — Aber die Aussicht, die sei doch herrlich, das fänden wir doch sicherlich auch?

Die Aussicht? Wir hatten sie noch nicht gesehen. Ja, wo konnte man denn hier eine Aussicht haben? Am Ende des Saales befanden sich in dem halbrunden Ausbau freilich Fenster an Fenster. Aber sie waren fest verschlossen durch zierlich durchbrochen geschnitztes Holzgegitter — Kefes auf türkisch, Muscharabi auf arabisch genannt — und nur durch winzige Oeffnungen konnten Sonne und Luft hereindringen. Daher überall hier im Hause dies Dämmerlicht. Von draußen in das Innere des Zimmers zu blicken, ist ganz unmöglich. Von hier drinnen aber beobachteten unsere Wirtinnen, neben uns auf dem Diwan sitzend, mit ihren scharfsichtigen Augen jedes Dampfboot, das vorüberfuhr, lasen den Namen des Schiffes, wußten womöglich auch den des Kapitäns, der behaglich seinen mohamedanischen Rosenkranz zwischen seinen Fingern drehend, schwatzend neben dem Steuermann lehnte. Sie zeigten uns am asiatischen Ufer die Häuser, in denen Befreundete wohnten, beobachteten ein Kaik, das pfeilgeschwind vorüberglitt, ja, sie erkannten sogar die Dame, die in dem Boot saß, obwohl diese uns nur ein kohlschwarzes Bündel, ein formloser Sack schien.

C'est l'habitude — das macht die Gewohnheit, sagte die junge Frau, als wir uns wunderten, wie deutlich sie das alles zwischen dem Holzwerk des Gitters zu unterscheiden vermochten. Sie sprach ein korrektes, nur etwas fremdklingendes Französisch. Gleich beim Empfang schon hatte sie sich bei uns entschuldigt, daß sie uns nicht in unserer Muttersprache bewillkommnen könne. Leider habe sie nicht als Kind, so wie ihre Nichte jetzt, eine Deutsche zur Erzieherin gehabt. Da einer ihrer Schwäger zudem mit einer Pariserin verheiratet sei, so bleibe sie selbstverständlich immer in der Uebung dieses Idioms. Wie sich die zur Türkin gewordene Französin in das Hauswesen ihres mohamedanischen Gatten eingefügt habe, danach wagten wir nicht zu fragen. Ungefragt erzählte jene von der Frau eines anderen Schwagers, die sich oben auf ihrem Zimmer aufhalte und trotz all ihrer Bitten nicht herunterkommen wolle. Sie spricht leider nur türkisch und scheut sich deshalb, sich vor Fremden sehen zu lassen. Früher war's eben noch nicht so Sitte, daß wir ausländische Sprachen lernten. — Und sie lächelte ein feines, verständnisvolles Lächeln über die veränderten Zeiten. — Eine junge, anmutig bescheidene Frau, in sehr schlichter, fehlerloser Kleidung, wie irgend eine Dame bei uns, mit der Absicht nicht aufzufallen, aber sehr gut angezogen zu sein, sie tragen würde. Von Haremssitten, wie man sie so oft geschildert liest, sprach sie nicht ein Wort. Wie hätten wir sie danach ausfragen können! So schon erregten wir bei ihr ein gewisses abweisendes Staunen mit der Erkundigung, ob sie denn das türkische Kostüm nie anlege? — Welches Kostüm? — Nun, gestanden wir zögernd, wie man es gemalt sieht und es im Bazar kauft, oben in Stambul: gestickt seidenes Jäckchen, gestickt sammetene Pantoffeln und — Pumphosen.

Die junge Dame richtete sich von dem Diwan ein wenig auf: Meine Großmutter hat das schon nicht mehr getragen.

Sie und ihre Nichten ließen uns übrigens nicht viel Zeit, um zu fragen, so viel begehrten sie von uns zu hören. Ersichtlich war unser Besuch für sie fast ein noch größeres Ereignis, als er es für uns war. Vorhin schon hatte uns die Deutsche anvertraut, niemand hätte es glauben wollen, daß sie von den Eltern ihres Zöglings die Erlaubnis, uns hierherzu-

bitten, erlangen würde, so selten geschähe es, daß man Europäerinnen den Einblick in ein Harem gewähre. Besonders bat uns die junge Frau, von unserer Reise zu berichten, von der Dampferfahrt und von Athen. Oh Athen zu sehen! In ihre Augen trat ein sehnsüchtiges Leuchten. — Ob sie denn nie eine Reise machen könne? — Es ist nicht Sitte, sagte sie einfach. Und doch hatte sie als Kind fremde Städte, Bukarest und Wien, gesehen, wo ihr Vater Gesandter gewesen. Und sehnen Sie sich nicht hinaus? und bedrückt es Sie nicht, immer hier so still zu leben?

C'est l'habitude! Und wieder ihr Lächeln, halb sich bedauernd, halb uns bedauernd, weil wir sie nicht begreifen konnten.

Ihr Mann war verreist, heute Mittag sollte er von mehrtägiger Abwesenheit wiederkehren, wäre vielleicht eben jetzt schon heimgekehrt.

Oh, so wollen Sie ihm Willkommen sagen, so stören wir? — Wir wollten schon gehen.

Aber eine Handbewegung hielt uns zurück. Sie sähe ihren Mann am Abend, sagte sie ruhig, jetzt könnte sie ihn doch nicht sprechen. Es ist nicht Sitte. Zwar diesmal fügte sie die vier Worte nicht ausdrücklich hinzu. Wir verstanden sie aber. Es ist nicht Sitte, daß eine Frau ihren Gatten aufsucht, nicht Sitte, daß sie ihm entgegeneilt, nicht, daß sie im Flur, im Garten, am wenigsten im Männerhause ihn begrüßt. Sie hat zu warten, bis es dem Herrn gefällt, zu ihr zu kommen.

Und noch ein Gespräch, das halbwegs abbrach: Wir erzählten von dem deutschen Augenarzt, der eine Entzündung (geholt im Zug und in der Hitze bei den tanzenden Derwischen) mir so erfolgreich behandelt hatte.

Ich hörte von ihm, mein Mann ist ja selbst Arzt. Er nennt ihn seinen besten Freund.

So kennen Sie ihn gut?

Ich? Nein. Wie sollte ich ihn kennen? Ich sah ihn nie.

Sie blickte zu Boden. Es herrschte eine Sekunde lang Schweigen. — In diesen vier kahlen Wänden zu sitzen, durch vergitterte Fenster nur die Sonne, den Bosporus mit den tanzenden Lichtern auf seinen Wellen, die Schiffe, die Menschen von fern erspähen zu dürfen und seines Gatten nächsten Freund nie gesehen zu haben! . . . . . Dazu reich sein, jung, feingebildet, mit Freude an Schönheit, Kunst und Natur . . . . . Es erschien uns unfaßbar!

Aber die drei jungen Mädchen ließen es nicht zu, daß eine ernstere Stimmung aufkam. Sie hatten so viel noch zu plaudern, so viel zu erzählen. Und ihren Garten mußten sie uns notwendig zeigen, der sei so schön, sei ihnen so lieb. Ob wir denn nicht mit ihnen kommen wollten, die große Zeder zu bewundern? Die junge Frau entschuldigte sich. Es wäre ein bißchen zu umständlich für so einen kurzen Gang durch den Garten Feredje und Jaschmak anzulegen. Und ohne Verhüllung, mit offenem Gesicht ins Freie zu gehen, wo irgend ein Gärtner uns begegnen oder am Ende gar über die Mauern ein fremdes Auge eindringen könne, nein, das ginge doch nicht. Als wir bemerkten, die Straßenkleidung der türkischen Frauen, müßte überhaupt recht unbequem und entsetzlich heiß sein, da kam wieder ihr Lächeln und Achselzucken: Man ist von jeher daran gewöhnt. . . Que voulez-vous? — c'est l'habitude. Und sie versprach uns, wenn wir ins Haus zurückkommen würden, uns zu zeigen, wie man sich in jene Kleidungsstücke einhüllen muß. Die Mädchen aber, die brauchten jetzt noch keine Schleier. Heiter, frei, wie Kinder überall, nur vielleicht etwas minder lärmend, ein wenig formvoller, rücksichtsvoller, als sie bei uns sind, führten sie uns in ihr Reich, zeigten uns die große Zeder vom Libanon, die Judasbäume mit ihrem Schmuck von leuchtend violetten Blüten, dann weiterhin die Gärtnereien, das Haus für die Küche und den kleinen Aussichtspavillon. Auf den Bosporus blickten wir, wie er sich zwischen heiter grünen, hügeligen Ufern, zwischen blühenden Obstbäumen, weißen Villen, fern hinzieht und blickten zurück auf die Riesenstadt mit ihren Kuppeln und den Minarehs, den palmenschlanken, die zu zweien, zu vieren und sechsen dicht nebeneinander die Kuppeln der Moscheen umsteben, unzählbar viele, diesseits vom goldenen Horn und jenseits, in Europa und drüben in Asien, Minareh nach Minareh, bis der sinkende Blauduft der Ferne sie in dem verhüllenden Dämmern am Horizont verschwinden läßt. Aber die jungen Mädchen nannten ein jedes. Besonders Azizee, unsere kleine, deutschsprechende Freundin mit ihrem wunderbaren Mantel leichtwelligen Blondhaares, das ihr bis fast zu den Füßen hinabfiel und dem lieben Rundgesichtchen, in dem nur die schöngeschwungenen Bogen über den großen, freiblickenden Augen von südlicherem Blute sprachen, die kannte ihr schönes „Cospoli" gut. Ganz genau wußte sie uns von hier aus zu zeigen, wo die Seraispitze sich ins Marmarameer vorstreckte, wo das Museum sich befand, in dem sie von jedem der herrlichen Marmorsarkophage uns die Art der Arbeit, die Herkunft zu schildern wußte. Sie zeigte uns auch, wo ihr Kunstgeschichtslehrer wohnte und wo der Maler, zu dem sie mit ihrer Erzieherin zweimal jede Woche ins Atelier ging, Stunden zu nehmen. Ebenso gab sie von hier aus die Lage an, in der sich in einem Häusergewirr die Wohnung unseres guten Schutzgeistes, des jungen deutschen Konsuls, befand. Ja, sie kannte ihn selbst sehr wohl; war sie doch öfter schon, zuletzt vorige Woche zum Nachmittagstee, in seine hübsche Junggesellenwohnung mit ihrem Fräulein geladen worden.

Und sie darf das? und ist sie denn ganz frei? fragten wir staunend.

Ja, hieß es, natürlich, jetzt noch, bis man sie für erwachsen erklärt. Dann freilich muß sie den Schleier anlegen, darf nicht einen Mann mehr sehen, noch minder sich von ihm sehen lassen.

Und die französische Gouvernante meinte mit Seufzen, Leyla, ihr Zögling, sei eigentlich bereits in dem Alter. Nur könnten die Eltern sich noch nicht entschließen, ihre Jugend schon für immer mit dem Schleier zuzudecken. Doch die begeisterte Deutsche meinte, es würde Leyla vielmehr freuen, sich erwachsen fühlen zu dürfen. Sie sprach von dem Leben dieser Familien auch wie von einem Dasein des Friedens, in dem alle Kämpfe und Schmerzen fehlten, ungefähr so, wie wir es in dem Buch: „Im frischen Wasser" gelesen hatten. Daß eines dieser jungen Geschöpfe rebellieren könnte gegen die Fesseln, das schien ihr undenkbar.

Und wirklich, wie diese zierlichen Kinder da vor uns herliefen, dünkten sie uns, — selbst die schön gewachsene Leyla — ganz erfüllt von Daseinsfreude, ohne irgend ein anderes Verlangen, als nur den Tag, den Sonnenschein genießen, der Lust, ihre schlanken Glieder frei zu bewegen, gedankenlos, sorglos sich hingeben zu dürfen. Sie waren von uns fortgeeilt, den Abhang vom Pavillon hinunter, eine Verwandte zu begrüßen, die den Gartenweg herkam. Eine schwarze Gestalt, das Gesicht verhüllt mit den weißen Schleiern, wie wir deren gestern so viele bei den süßen Wassern hinter ihren Wagenfenstern gesehen hatten. Und die übermütigen Mädchen versuchten die Hüllen ein bißchen beiseite zu schieben, ihre Besucherin sei sehr hübsch, wir sollten sie sehen. Die aber wehrte ihnen. Verschämt hielt sie die schwarze Feredje fest, als könnten auch selbst die Blicke einer fremden Frau sie verletzen, ihr schaden, so sehr wie das Anschauen eines Mannes.

Im Haus erwartete uns wieder die junge Frau. Sie wollte uns vor allem ihre eigenen Zimmer zeigen, die im ersten Stock gelegen waren. Ein Schreibtisch mit einem Bort voll von Büchern, Lehnstühle, ein Nähtischchen am Fenster, machten einen sehr europäischen Eindruck. Aber vor den Fenstern die Muscharabi, die hätte freilich keine Europäerin auch nur einen Tag lang ertragen. Sie schien davon nichts zu empfinden. Es war, als ob die winzigen, geschnitzten Löcher, nicht groß genug um einen Finger hindurchzustecken, ihr den freiesten Blick gewährten.

Ein wunderliches Wesen, der Mensch! Hat Verstand und Geist, sich das Höchste zu erdenken: einen Gott, einen Himmel, ein Ideal! Und schlägt sein Denken und sein Leben in beschränkende Fesseln, in jedem Lande in andere Gesetze, einschnürende, harte, sich einpressen lassend. Und fügt sich nicht nur den drückenden Fesseln, sondern liebt sie, ist stolz darauf, dünkt sich höher und geehrter, seinem Herrgott im Himmel

näher, je drückendere er auf sich nimmt. Die Frau aber — in jedem Lande — fügt sich wahllos dem einen großen, für sie einzig ausschlaggebenden Gebote, — der Liebe! Aus Liebe zu ihrem Herrn und Gatten ist sie seine Sklavin, in Europa so gut wie im Orient. Ob bei uns, ob am Bosporus, eine liebende Frau sieht das Licht nur, kennt die Welt nur durch die Löcher in den Muscharabi, die ihr Gatte ihr vor ihre Fenster gestellt hat.

Auf lautlosen Sohlen führte unsere anmutige Wirtin uns über die mattenbelegten Treppen ins Erdgeschoß zurück, in den Saal. Nun galt es also uns zu unterweisen, wie man sich anzieht, wenn man das Haus verlassen will. Leyla war dazu ausersehen, uns die Vorstellung zu geben. Aufgeregt, als stünde ihr eine ernste Zeremonie bevor, wartete sie schon, den Kopf ein wenig gesenkt, um sich von der Tante, den Cousinen, den Gouvernanten, die Gewänder anlegen zu lassen, die Dienerinnen hereingebracht hatten. Ein weißes Mulltuch zum Dreieck gefaltet, ward über Stirn und Haar gelegt. Ein zweites deckt Nase, Mund und Hals zu, sodaß nur ein schmaler Spalt zwischen beiden für die Augen freibleibt. Am Hinterkopf werden sie mit Stecknadeln zusammengesteckt, daß sie sich nicht verschieben können, das untere nach vorn noch etwas tiefer gezogen und am Kleid befestigt, um zierlichere Falten zu bilden. — Erst kürzlich, erzählten sie, habe der Sultan allen Damen, die zur Hofgesellschaft gehörten, es aufs neue anbefohlen, keine schwarzen oder weißen mehr oder minder durchsichtigen Schleier, sondern nur den Jaschmak zu tragen. Eine kostspielige Tracht. Denn nach nur einmaligem Gebrauch sind die beiden Tücher aus feinstem Mull, die so fest auf der Gesichtshaut liegen, unfrisch geworden, ein zweites Mal sie in die gleichen Falten zu bringen, wäre ganz unmöglich. Und nun legt die vornehme Dame über ihr Kleid die Feredje, den schwarzen, dominoartigen, weitärmeligen Mantel aus schwerster Seide, ohne jede andere Verzierung als nur eine Reihe von kleinen Troddeln oder Grelots vorn herunter am Rande. Hoch um den Nacken schließt der schwarze Mantel, hält, vorn dicht übereinandergeschlagen, auch die zwei weißen Tücher mit fest und verhüllt die ganze Gestalt bis zur Unkenntlichkeit.

So also ward Leyla eingekleidet. — Sieht sie nicht reizend aus? flüsterten die beiden Jüngeren. Ganz wie eine Dame. So erwachsen! Oh, denke nur, in einem Jahr schon wird sie so gehen!

Wir sahen einen schwarzen Sack, eine Form, ähnlich wie die einer Mumie. Sie bewunderten die Cousine, wie so Backfischchen bei uns ihre Freundin bewundern würden, die zum erstenmal im ausgeschnittenen, langen Schleppkleid festlich geschmückt ist. Die junge Tante, die Gouvernanten, die Dienerinnen, alle waren um sie bemüht; die eine glättete eine Falte des Jaschmak die andere reichte Stecknadeln hin, die dritte zog ihr die schwarze Seide über der Brust noch fester zusammen. Sie selbst stand da und regte sich nicht. Ich glaube, sie zitterte ein wenig. In dem schmalen Spalt zwischen den weißen Tüchern leuchteten ihre dunklen Augen. Wie ein deutsches Mädchen vor dem ersten Ball zagt und in heimlichen Wonneschauern allem Lebensglück entgegenbangt, so war's wohl auch ihr. Die Feredje, der schwarze Sack, der Atmung und Bewegung einengt, ihr bedeutete er Leben — und Liebe!

Inzwischen war unsere Zeit verstrichen. Noch einmal brachten die Dienerinnen Rahatlukum, überzuckerte Früchte, Eis und Kaffee. Dann schrieben sich noch alle vier in mein Taschenbuch ein: Leyla, Fethié, Azizee und Saadieh, in den wunderkleinen türkischen Zügen, die — pattes de mouche — wie von Fliegenfüßchen gekritzelt scheinen. Darüber setzte eine jede in lateinischen Lettern ihren und ihres Vaters Namen. Frau Saadieh aber trug zwei Namen ein, den ihres Gatten und den von dessen Vater. Wie ihr Mädchenname gelautet, das ist wohl für so eine junge Türkin unwichtig geworden, der Vergessenheit geweiht.

Und nun ging es an ein Abschiednehmen. Im Flur verneigten die Dienerinnen sich wieder mit ihren gekreuzten Armen. Frau Saadieh geleitete uns bis zur Haustür, die Mädchen bis an unseren Wagen und beluden uns mit Blumen. Kommen Sie wieder, riefen alle; kommen Sie bald, sehr bald, einmal wieder! — klang es uns noch nach.

In meinem roten Taschenbüchelchen stehen die Bleistiftzüge ihrer Namen, halb verlöscht. Die Photographie eines runden Kindergesichtchens mit runden Augen und einem Prachtmantel langwallender Haare trägt auf der Rückseite die Widmung: Zur Erinnerung an Azizee. Das ist alles, was mir von ihnen geblieben ist.

Leben sie heute noch? Hat Leyla ein Glück gefunden, so groß, wie es ihr vor Augen schwebte, als sie zum erstenmal den Jaschmak sich vor ihr Gesicht legen ließ? Hat Azizee sich nie mit Sehnsucht der Zeit erinnert, da sie frei war mit ihren Lehrern zu verkehren und bei dem jungen Deutschen lustig ihren Fünfuhrtee zu trinken? Und Frau Saadieh — — spricht sie noch so geduldig wie damals: Man wird es gewöhnt, die Sitte will es? Oder hat sie von der modernen Strömung, die in der ganzen Welt die Frauen heute bewegt, auch mitergriffen, — entzaubert gleich Lotis drei Heldinnen, — sich zu empören gelernt, die alten Gesetze nicht mehr als beglückenden Schutz zu empfinden, sondern wie eine Sklavenkette, die ein modern erzogenes, modern denkendes Menschenkind nicht mehr tragen darf? — — Ich werde es wohl niemals erfahren.

Adalbert Meinhardt.
(Marie Hirsch).

Hamburg.

Bettina von Arnim: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde.
3 Bände (Verlag von Eugen Diederichs in Jena).

Diese Neuausgabe des „schönsten Buches der Romantik“ gewinnt ihre große Bedeutung durch den hier zum erstenmal vollständig abgedruckten Briefwechsel zwischen Bettina und Goethe. Das Entgegenkommen des Weimarer Schiller-Goethe-Archivs kann nicht freudig genug begrüßt werden. Die wenigen bisher gedruckten Stücke dieses Briefwechsels ließen wohl Schlüsse auf die Art zu, wie Bettina diese Dokumente eines eigentlich kurzen Verkehrs mit ihrer Phantasie umgeben, wie sie die Tatsachen ihrer Beziehungen zu Goethe mannigfaltig mit lieblichen Erfindungen umsponnen hat. Wer sich jemals dem bald wilden, bald sanft wiegenden Rhythmus des Buches der Bettina hingegeben hat, wird sich des Bedürfnisses entsinnen, das ihn überkam, hinter die von Bettina gewobenen Schleier zu blicken und auch hier Wahrheit von Dichtung zu unterscheiden. Nicht aus irgend einem analytischen Trieb, aus einem literarhistorischen Bedürfnis, sondern nur in dem Wunsch, dadurch klareren Ausblick auf Bettinas seltsame Persönlichkeit zu gewinnen. Hier ist die Möglichkeit dazu geboten. Der Reiz des entzückenden Buches wird nicht gemindert, sondern erhöht, wenn wir der Art nachspüren können, wie Bettina die Motive des Briefwechsels aufnahm und kunstreich mit selbständigen Einfällen verwob; wie sie bald mit heiterem Lachen eine kleine, allerliebst erzählte Geschichte hineinflicht, bald wieder sich mit ernsthaftem Gesicht in ein Labyrinth verworrenster romantischer Gefühle begibt, oder schwunghaft sich über alles emporhebt, dem Zentrum des Alls, der Gottheit zu, für deren ausgemachten Liebling sie sich mit einiger Koketterie selbst zu erkennen gibt. Goethes Verse von Fausts Zauberspiel passen auf das Leben dieses Buches . . . es „wogt nach Wolkenart, gedehnt, geballt, verschränkt, geteilt, gepaart.“ Ja — in diesem Buch ist Leben. „Elektrische“ Natur, um einen Lieblingsausdruck der Zeit für das überaus Bedeutsame und den Geheimnissen des Alls Verbundene zu gebrauchen. Jonas Fränkel, der Herausgeber, hat eine sichere und kluge Einführung zu diesem Briefwechsel gegeben, in der das Wesen der Bettina charakterisiert wird. Nur vermißt man ein wenig kritisches Mißtrauen gegen ihre selbstbewußte Art und ausgiebigen Hinweis auf ihre geschickte Schauspielerei. Die neue Ausgabe zeichnet sich durch geschmackvolle Ausstattung aus.

Brünn. Karl Hans Strobl.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 19. Berlin, den 9. Februar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Zusammensetzung des Reichstags ist nach den am 5. d. M. beendeten Stichwahlen folgende:

Partei	Mandate	bisher
Sozialdemokraten	43	(bisher 79),
Freisinnige Vereinigung	12	(„ 10),
Freisinnige Volkspartei	28	(„ 20),
Süddeutsche Volkspartei	7	(„ 6),
Wildliberale	4	(„ —),
Nationalliberale	56	(„ 51),
Konservative	60	(„ 52),
Reichspartei	21	(„ 22),
Deutsche Reformpartei } Wirtschaftliche Vereinigung }	27	(„ 6), („ 15),
Zentrum	108	(„ 104),
Polen	20	(„ 16),
Elsässer	7	(„ 9),
Welfen	1	(„ 2),
Dänen	1	(„ 1),
Wilde	2	(„ 4).

Außer **Karl Schrader**, der gleich im ersten Wahlgange wiedergewählt wurde, gehören dem neuen Reichstag von den bisherigen Mitgliedern der **Freisinnigen Vereinigung** wieder an: **Dove, Gothein, Hoffmeister, Mommsen, Pachnicke, Potthoff**, die sämtlich von ihren bisherigen Wahlkreisen von neuem entsandt werden. Zu ihnen treten die Neugewählten: **Delbrück** (für Uckermünde-Usedom), **Dohrn** (für Stettin), **Heckscher** (für Lauenburg), **Naumann** (für Heilbronn), **Struve** (für Plön-Oldenburg). Politisch nahe stehen der Freisinnigen Vereinigung die neugewählten Wildliberalen **Graf Bothmer** (für Hagenow-Grevesmühlen) und **Neumann-Hofer** (für Lippe-Detmold). Der bisherige Vertreter Marburgs, **von Gerlach**, ist diesmal leider seinem antisemitischen Gegenkandidaten unterlegen.

Die **Sozialdemokratie** hat bei den Haupt- und Stichwahlen insgesamt 44 Wahlkreise, die sie vordem besessen und teilweise als ganz sicheren Besitzstand betrachtet hatte, verloren und nur 8 Wahlkreise neuerobert, sodaß sie um 36 Mandate geschwächt worden ist.

Inzwischen sind auch die Ziffernergebnisse der Hauptwahlen, aus denen sich einigermaßen die **Stärkeverhältnisse der Parteien** in der Wählerschaft ermessen lassen, festgestellt. Danach hat bei einer um 662 000 gewachsenen Zahl der Wahlberechtigten und einer um 1 3/4 Millionen gestiegenen Zahl der Abstimmenden gegenüber der Wahl von 1903 die Sozialdemokratie einen Stimmenzuwachs von rund einer Viertelmillion zu verzeichnen, das Zentrum einen solchen von 300 000, die Polen von 100 000, die Freisinnige Vereinigung von 100 000, die Freisinnige Volkspartei von annähernd 200 000, die Süddeutsche Volkspartei von 56 000. Die Nationalliberalen weisen einen Stimmenzuwachs von fast 350 000 auf, sämtliche konservative Gruppen mit Einschluß der Antisemiten einen solchen von rund 440 000. So wenig innerlich korrekt diese Zahlen die Stärkeverhältnisse der Parteien wiedergeben, so gewähren sie wenigstens einen ungefähren Anhalt. Die Wahlbeteiligung war mit rund 85 Prozent größer, als sie es jemals bei irgendeiner anderen Reichstagswahl gewesen ist.

Die erhebliche Niederlage der Sozialdemokratie wird hoffentlich auf die Weiterentwicklung der Partei nicht ohne heilsame Folgen bleiben, und man dürfte sehr bald in eine ernsthafte Prüfung der Ursachen dieses gewaltigen Mandatsverlustes eintreten. Worin diese Ursachen vornehmlich zu suchen sind, hat der sozialdemokratische Kandidat für den ersten Berliner Reichstagswahlkreis Dr. **Leo Arons**, der dem Freisinnigen **Kaempf** unterlag, bereits am Abend des Stichwahltages angedeutet. Er sagte in einer Versammlung sozialdemokratischer Wähler:

„Seit wir eine Dreimillionenpartei wurden, sind wir vom Geisteshochmut befallen, der uns an der richtigen Agitation gehindert hat. Wir prunkten mit der Stärke unserer Partei und verstanden es dabei nicht, Leute anderer Denkungsart zu uns herüberzuziehen. Gewerkschaftskollegen gegenüber, die nicht organisiert waren, spielten wir uns als die klugen, unüberwindlichen Sozialdemokraten auf und stießen sie ab, anstatt sie zu gewinnen."

Mit bemerkenswertem Freimut äußert sich zu demselben Thema **Eduard Bernstein** im Februarheft der „Sozialistischen Monatshefte". Er führt dort u. a. aus:

„Der Nimbus, das heißt das geistige Ansehen der Partei, ist durchaus keine gleichgültige Sache. Bis vor wenigen Jahren war er in Deutschland außerordentlich groß. Die Jugend aller Bevölkerungsklassen strömte förmlich der Partei zu. Dann aber kamen jene Kongresse, auf denen die Partei sich als Ketzergericht aufzuspielen schien, es setzten jene journalistischen Verdächtigungskampagnen ein, die das Gegenteil der gepredigten Erhabenheit über die bürgerliche Journalistik zutage treten ließen, und ein Teil unserer Presse gefiel sich in einer Art der Polemik, die selbst Leuten mit starken Nerven schließlich unerträglich wurde. Es waren Einzelerscheinungen, und manches ist von der gegnerischen Presse in maßloser Uebertreibung dargestellt und gegen die Partei ausgespielt worden. Aber diese unliebsamen Einzelerscheinungen häuften sich eben, und wie so eines zum andern kam, da ging auch das Ansehen der Partei in die Brüche, und der Zustrom der Jugend ließ nach. Wir können es aushalten, aber täuschen wollen wir uns darüber nicht, daß wir recht nahe daran sind, ein großes Kapital nach berühmten Mustern im Uebermut zu verwüsten. Menschlich ist es ja begreiflich, daß wir nach den gewaltigen Erfolgen der früheren Jahre uns etwas über Gebühr gehen ließen. Schienen wir doch geradezu gegen Rückwirkungen etwaiger Fehler

immun zu sein. Was konnte auch der Partei geschehen, welche die zahlreichste, beständig wachsende und ihrer geschichtlichen Lage nach kampflustigste Klasse der Gesellschaft vertritt und hinter sich weiß? Man kann es fast als ein Glück betrachten, daß der Glaube an unsere absolute Immunität jetzt einen so kräftigen Stoß erhalten hat. Er hätte auf die Dauer, trotz Bildungsschulen usw., zur völligen Verflachung gerade der politischen Bewegung führen müssen. Denn nirgends liegt die Verflachung näher, als in der Politik, und die Gefahr ist umso größer, als unsere politische Presse sich in sehr bedenklicher Weise zu amerikanisieren beginnt. Es gibt auch ein geistiges Schlaraffenland.

Die Sozialdemokratie ist von so gesunder Konstitution, daß sie den Stoß, den sie bei dieser Wahl erhalten hat, wird überwinden können. Soweit sie bei den Stichwahlen Erfolge hatte, verdankt sie sie freilich nicht der eigenen Kraft, sondern Gegensätzen in den Reihen der bürgerlichen Parteien. Wohl noch bei keiner Wahl haben die Stichwahlen ein so buntes Durcheinander der Parteien gesehen wie bei dieser, und die Sozialdemokratie war bei dem merkwürdigen politischen Paarungsspiel, berlinisch gesprochen, gehörig mitten mang. Darüber wird gelegentlich auch noch etwas zu sagen sein."

Bernstein schließt seine Betrachtungen mit den Sätzen:

„Die Linke ist im neuen Reichstag schwächer als im alten: die Sozialdemokratie der Zahl nach, der Freisinn, soweit dies bei ihm noch möglich war, moralisch. Mehr denn je hat er bei dieser Wahl gegen seine Daseinsbedingungen gefrevelt, um den Schein des Daseins zu retten. So behalten wir — sofern uns nicht irgend ein Kladderadatsch überrascht — die schleichende Reaktion, bis das Problem gelöst wird, ein Verhältnis zwischen der bürgerlichen und der proletarischen Demokratie in Deutschland herzustellen."

Es zeugt immer von Gesundheit, wenn das kritische Messer schonungslos an die Mißstände der eigenen Partei gelegt wird. Hoffentlich läßt sich der Freisinn an Selbstkritik, zu der diesmal so außerordentlich viel gerechtfertigter Anlaß vorliegt, nicht von der Sozialdemokratie beschämen!

Als der eigentliche Sieger geht aus den Wahlen das Zentrum hervor, dieselbe Partei, gegen die sich nach den anfänglichen Versicherungen der Regierung der Hauptstoß bei den diesmaligen Wahlen zu richten hatte. Die Operation der „Eiterbeule" ist gründlich mißlungen. Es wird nicht lange dauern, bis der Reichskanzler mit dieser „zuverlässigsten" Partei seinen Frieden macht, um mit Hilfe der Klerikalen und der Konservativen seine reaktionäre Politik fortsetzen zu können.

Fürst Bülow freilich spielt weiterhin den Zufriedenen und Optimisten; er gab, als eine große Menschenmenge am Abend des 5. Februar vor sein Palais zog, in einer Ansprache seiner Freude über die „schönen Erfolge" Ausdruck, die bei diesen Wahlen „der deutsche Geist" errungen habe; und auch Kaiser Wilhelm hat in einer improvisierten Kundgebung die Hoffnung ausgesprochen, daß die Ergebnisse der Wahlen nicht nur „eine patriotische Aufwallung" gewesen sind.

Die Honorierung eines zufällig zusammengeströmten Haufens von Menschen durch eine kaiserliche Ansprache ist ein Novum. Selbst in der entwickeltsten Demokratie, in den Vereinigten Staaten von Amerika, würde der Präsident der Republik Bedenken tragen, vor einem unorganisierten Menschenhaufen eine Ansprache zu halten.

Ebenso erstaunlich wie dieser Bruch mit alten Traditionen war der Inhalt der Ansprache, der in dem Bilde des „Niederreitens" eines Feindes die Perspektive einer zukünftigen, gegen die Sozialdemokratie gerichteten Politik eröffnete, die den Freund einer organischen Entwicklung unseres politischen Lebens nicht gerade mit Vertrauen erfüllen kann. Auch König Friedrich August von Sachsen hat sich anläßlich des Sieges über die Sozialdemokratie zu einer Kundgebung veranlaßt gefühlt. Er hat an den Oberbürgermeister von Dresden ein Telegramm gerichtet, das in vollem Wortlaut auf die Nachwelt zu kommen verdient. Es lautet:

„Meine Freude und mein Stolz über meine lieben Dresdener ist groß, größer noch mein Dank für die patriotische Aufopferung vieler ausgezeichneter Männer. Es ist ein Vergnügen, jetzt zu leben."

Die Aufnahme des berühmten Wortes Ulrich von Huttens in dies Telegramm ist besonders charakteristisch. Hutten sprach es bekanntlich aus inmitten des großen Reformationssturmes gegen die päpstliche Herrschaft. Der König von Sachsen scheint übersehen zu haben, daß der Sturm gegen das Zentrum völlig mißglückt ist: das Zentrum kehrt um 4 Mandate gestärkt in den Reichstag zurück. Es ist uns einigermaßen zweifelhaft, ob dieser „Erfolg" Ulrich von Hutten zu seinem Worte veranlaßt haben würde: „Es ist eine Lust zu leben!"

Die Hamburger Bürgerschaftswahlen, die sich zum ersten Male nach dem im vorigen Jahre im reaktionären Sinne verschlechterten Wahlgesetze vollzogen, haben für die Parteien der Linken ein erfreuliches Ergebnis gehabt. Statt der vier Mandate, die die Vereinigten Liberalen zu verteidigen hatten, haben sie bereits sieben Sitze erobert. Hierzu tritt noch ein ihnen nahestehender Wildliberaler. In den noch ausstehenden Stichwahlen in den Landbezirken dürften ihnen weitere drei bis vier Mandate zufallen, wenn die Sozialdemokratie sie unterstützt, und in den demnächst stattfindenden Wahlen der Grundeigentümer und Notabeln scheinen ihnen ebenfalls einige Sitze sicher, sodaß die Fraktion der Vereinigten Liberalen im neuen Hamburger Parlament etwa 25 Mitglieder zählen dürfte. Die Sozialdemokratie gewann bei den diesmaligen Wahlen fünf Sitze und verfügt jetzt über 18 Mandate. Wie stark die minder wohlhabenden Kreise Hamburgs durch das neue Wahlgesetz entrechtet sind, zeigt die nachstehende Tabelle, in der die Zahl der Stimmen und die Zahl der Mandate bei den einzelnen Parteien gegenübergestellt ist (jeder Wähler besaß 12 Stimmen):

	Gruppe I (Einkommen über 2500 ℳ)		Gruppe II (Einkommen unter 2500 ℳ)		Zusammen	
	Stimmen	Sitze	Stimmen	Sitze	Stimmen	Sitze
Sozialdemokraten	5 586	1	135 400	9	140 986	10
Alte Fraktionen usw. . . .	65 914	17	30 791	2	96 705	19
Vereinigte Liberale	22 042	5	40 255	2	62 297	7
Wirtschaftliche Vereinigung (Antisemiten)	5 903	1	5 098	—	11 001	1
Kümpel (Wildliberal) . .	6 323	1	7 330	—	13 653	1
Bürgerverein St. Georg .	3 295	—	3 404	—	6 699	—

Da das neue Wahlgesetz die Hauptparole des Wahlkampfes bildete, so sind danach gegen das Wahlgesetz 140 986 sozialdemokratische und 75 950 bürgerliche, zusammen 216 936 Stimmen, dafür nur 114 405 Stimmen abgegeben worden. Trotzdem erlangten die Freunde der Wahlrechtsänderung 20, die Gegner nur 18 Mandate! Der ganze Widersinn der reaktionären Verschlechterung des Wahlrechts, die aus der völlig unbegründeten Angst vor einem übermäßigen Anwachsen der Sozialdemokratie heraus vorgenommen wurde, ist durch den Ausfall der diesmaligen Bürgerschaftswahlen klar erwiesen.

Der französische Ministerpräsident Georges Clemenceau, der früher als Journalist so manches Ministerium zu Fall brachte, hätte in der vorigen Woche beinahe sein eigenes Kabinett gestürzt. Den Anlaß bildete das neue Versammlungsgesetz, durch das die Formalität der polizeilichen Anmeldung öffentlicher Zusammenkünfte beseitigt werden sollte, eine Erleichterung, die sich auf alle politischen Parteien, aber ebenso auf die Abhaltung von Kultusveranstaltungen erstreckt. Für diese versöhnliche Politik legte sich Briand mit seiner ganzen Person auch einem erneuten anmaßenden Verhalten der französischen Bischöfe gegenüber ein. Dem Chor der hierüber Mißvergnügten schloß sich zu allgemeinem Erstaunen der Ministerpräsident selbst mit allerhand ironischen Bemerkungen gegen den Kultusminister an, und nur dem geschickten Eingreifen Jean Jaurès' war es zu verdanken, daß die ob dieses Zwischenfalls drohende Ministerkrisis vermieden und Briand bewogen

wurde, seine Tatkraft auch weiterhin der Durchführung des Trennungsgesetzes zu widmen. Die Art, in der Jaurès, alle Parteigegensätze beiseite schiebend, für den Kultusminister einsprang, wie der Ministerpräsident, sein Unrecht einsehend, sofort öffentlich um Entschuldigung bat, wie Briand selbst, die persönliche Verstimmung aus Rücksicht auf die große Sache schnell überwindend, sein Portefeuille behielt, und wie schließlich das Parlament nach diesen Vorgängen den bis dahin mehrfach bemängelten Gesetzentwurf mit 500 gegen nur 5 Stimmen annahm, zeugen von seltenem staatsmännischen Verständnis für die politischen Erfordernisse der Zeit. Es wäre nicht nur im Interesse Frankreichs zu wünschen, daß ein solches Ministerium noch lange im Amte bleibt.

Der unermüdliche Vorkämpfer der internationalen Schiedsgerichtsidee, W. T. Stead, hatte bei seinem kürzlichen Aufenthalt in Deutschland mit dem Reichskanzler Fürsten Bülow eine Unterredung über die bevorstehende zweite Haager Friedenskonferenz. Der lebhafte Wunsch aller aufrichtigen Friedensfreunde geht mit Stead dahin, daß auf dieser Konferenz auch die schwierige Frage einer teilweisen Abrüstung der Streitkräfte einer Lösung nähergebracht werden möchte. Fürst Bülow, der im übrigen sein Interesse für die auf der Konferenz zu verhandelnden Probleme der internationalen Politik betonte, glaubte, vor einer derartigen Erweiterung des bereits sehr umfangreichen Konferenzprogramms warnen zu sollen. Es steht trotzdem zu hoffen, daß die Abrüstungsfrage von England und den Vereinigten Staaten auf der Konferenz wenigstens angeschnitten wird. Niemand glaubt, daß eine einzige Diplomatenzusammenkunft zur Entscheidung einer so komplizierten Angelegenheit ausreicht. Aber je nachdrücklicher und je häufiger die Frage der Abrüstung in der Oeffentlichkeit und auf internationalen Friedenskongressen erörtert wird, desto eher kann man erwarten, daß sich eine befriedigende Regelung finden läßt.

Die Entwicklung der Schiedsgerichtsidee ist in dieser Beziehung vorbildlich. Es erscheint schon jetzt nicht mehr als eine Utopie, daß das schiedsgerichtliche Verfahren für internationale Streitigkeiten **obligatorisch** gemacht wird, d. h. daß sich die Völker auf der zweiten Haager Konferenz verpflichten, bevor sie einen Krieg erklären, den Streitgegenstand dem Schiedsgerichtshof zur Prüfung, wenn nicht sogar zur bindenden Entscheidung zu unterbreiten.

Bemerkenswert ist das Verständnis, das auch die **französische Sozialdemokratie** diesen Bestrebungen entgegenbringt. Gerade jetzt hat **Jean Jaurès** in seiner „Humanité" hervorgehoben, daß sich seine Parteigenossen solchen bedeutsamen Reformen gegenüber nicht teilnahmslos verhalten dürften. Er führte aus:

„Es ist erforderlich, daß die internationale Arbeiterschaft genaue Vorschläge, eine Sammlung von Gesetzesvorschriften ausarbeite, die die leitenden Gedanken für die Entwicklung der Völker bilden und das heftige Aufeinanderplatzen der gegenseitigen Begehrlichkeiten abschwächen können. Es handelt sich hierbei nicht nur um eine Doktrin, sondern um eine praktische Politik. Wenn die Vertreter der internationalen Sozialdemokratie den Anspruch erheben, auf einer der nächsten Haager Konferenzen mitgehört zu werden, so sollten sie dies mit einem genau formulierten, eindringlichen und wirksamen Programm tun."

Die Verstimmung, die sich zwischen den **Vereinigten Staaten von Amerika und Japan** wegen der Ausschließung japanischer Kinder aus kalifornischen Schulen gebildet hatte, ist noch nicht völlig beigelegt. Die Sensationspresse der amerikanischen Union hat sogar Gelegenheit genommen, das Schreckbild eines amerikanisch-japanischen Krieges wegen dieses Zwischenfalles an die Wand zu malen. Erfreulicherweise haben kompetente Persönlichkeiten in den Vereinigten Staaten bereits mit einem Nachdruck, der nichts zu wünschen übrig läßt, diesem törichten Gerede widersprochen und es als „offenbaren Blödsinn" bezeichnet. Wie verbrecherisch müßte sowohl die amerikanische wie die japanische Diplomatie handeln, um aus solchem Anlaß einen Krieg zwischen beiden Kulturvölkern entstehen zu lassen!

* * *

Die Stichwahlen.

Das Resultat der Reichstagsstichwahlen entspricht den Erwartungen, die wir vor acht Tagen an dieser Stelle äußerten. Die Sozialdemokratie hat in der Tat fast die Hälfte ihrer Mandate eingebüßt. Sie schließt mit einem Verlust von 36 Mandaten ab. Der Liberalismus, dessen Preßorgane, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, nach den Hauptwahlen in sonderbarer Verblendung von einem großen Sieg redeten, hat, selbst wenn man alle Nationalliberalen mit zu den Liberalen rechnen will, nur einen Gewinn von 16 Mandaten zu verzeichnen. Die drei freisinnigen Gruppen haben rund ein Dutzend Mandate gewonnen. Zentrum und Polen, Antisemiten, Bund der Landwirte und Konservative sind die Hauptnutznießer der sozialdemokratischen Mandatsverluste. Die aus Freisinn und Sozialdemokratie gebildete Linke des Reichstages geht aus diesen Wahlen um ein Viertelhundert Mandate geschwächt hervor. Das Schwergewicht ist einen tüchtigen Ruck nach rechts hin verschoben.

Aber das ließe sich verschmerzen. Ungleich schlimmer ist dagegen die moralische Einbuße, die der Liberalismus, und vor allen Dingen der Freisinn, bei diesen Wahlen erlitten hat. Die politische Charakterlosigkeit hat bei den Stichwahlen alles übertroffen, was wir auf diesem Gebiet bisher in Deutschland erlebt haben. So hart uns das Geständnis ankommt: die Wahrheit soll nicht verschwiegen werden, daß freisinnige Wähler in zahlreichen Fällen den schlimmsten Reaktionären, Scharfmachern, Bündlern, Antisemiten zum Siege verholfen haben, aus blöder Angst vor dem roten Gespenst. Freisinnige Vertrauensmänner haben offen aufgefordert, für Erzreaktionäre und Antisemiten zu stimmen.

Das Schauspiel war schmachvoll. Es ist ein schwacher Trost, daß auch die Sozialdemokratie eine Reihe der unsaubersten Wahlbündnisse eingegangen ist. Allerdings soll unumwunden anerkannt werden, daß sich die Sozialdemokratie speziell im Norden und Osten Deutschlands selbst durch das offene Eintreten von Freisinnigen für die Reaktionäre fast durchweg nicht hat bestimmen lassen, den Freisinnigen gegenüber eine Rachepolitik zu treiben. Die Sozialdemokraten haben sogar Freisinnige, die sich seit Jahren als giftige Gegner der Sozialdemokratie ausgezeichnet haben, in der Stichwahl unterstützt und damit einen anerkennenswerten Beweis politischer Besonnenheit gegeben. Aber speziell in Süddeutschland hat die Sozialdemokratie ihrem politischen Ruf die schwersten Schädigungen durch allerlei schmierige Stichwahlabkommen beigebracht. Daß sie einen so aufrichtigen bürgerlichen Demokraten wie **Quidde** gegen einen Konservativen und nun gar einen Mann wie **Blumenthal** zweimal gegen Zentrumsleute hat durchfallen lassen, ist doch schlechthin eine Schande. Diese Charakterverwüstung ist die bitterste Frucht der hinter uns liegenden Wahlen. Es wird lange dauern, ehe sich die Parteien der Linken von diesen moralischen Schlägen wieder erholen werden.

Uebrigens setzt die Ernüchterung schon ein. Man fängt langsam an zu begreifen, wie dieser angebliche Sieg des Liberalismus beschaffen ist. Die Sozialdemokratie, die man zerschmettert zu haben glaubte, weil man ihr beinahe die Hälfte ihrer Mandate abnahm, ist in Wirklichkeit als politische Partei heute geschlossener als vorher. Sie hat eine Viertelmillion Stimmen mehr erhalten als bei den Wahlen von 1903. Die 3¼ Millionen Wähler, die ihr diesmal gefolgt sind, bilden zudem eine homogenere politische Masse als die 3 Millionen des Jahres 1903. Wenn sie mit einiger Klugheit verfährt, die Roheit ihrer Agitationsmethode und die unerträgliche Großmannssucht mildert, so wird sie, selbst nach diesem Verlust von 36 Mandaten, bald wieder drohender dastehen als zuvor.

Und nicht bei jeder Wahl sind die unpolitischen Massen zur Stelle, um das Vaterland vor den Roten zu retten. Das haben unsere Scharfmacher auch sofort begriffen. Die Stichwahlen waren noch nicht erfolgt, da schrieb bereits die „Arbeitgeberzeitung":

„Gerade jetzt ist es Zeit, die Lage auszunutzen — gerade jetzt ist es Zeit, die als solche unzweifelhaft festgestellten Mängel der Verfassung abzustellen und den Folgen der mit doppelter Schärfe einsetzenden Agitation der Umsturzpartei vorzubeugen.“

Diese Melodie werden wir jetzt öfter hören! Gerade der Umstand, daß die Sozialdemokratie nicht wirklich geschwächt, sondern nur durch eine ganz eigenartige, sich voraussichtlich nie wiederholende Konstellation im Reichstage auf einige 40 Mandate reduziert ist, während sie nach ihrer Stimmenstärke fast auf die dreifache Anzahl Mandate Anspruch hätte, wird den Reaktionären als Hauptargument dafür dienen, daß jetzt die seltene Gelegenheit ergriffen werden müsse, um durch eine Aenderung oder einen „Ausbau“ des Reichstagswahlrechts dem Wiedererstarken der Sozialdemokratie im Reichstage vorzubeugen. „Wir wollen nicht bloß reiten, sondern alles niederreiten,“ hat der Kaiser in seiner Ansprache an die ihm ob des Stichwahlergebnisses gratulierende Volksmenge gesagt, — dies wird das Leitmotiv der Reaktion werden. Der Freisinn ist diesmal bei den Wahlen mitgeritten. Wird er sich auch beim Niederreiten beteiligen? Die Frage hört sich an wie eine Beleidigung. Aber hätte man es nicht auch für eine Beleidigung gehalten, wenn jemand vor den Wahlen die Vermutung ausgesprochen hätte, freisinnige Wähler würden in Massen für Reaktionäre jeder Sorte stimmen?

Es wird einige Mühe kosten, die politische Reputation wiederherzustellen. Das ist jetzt die nächste und wichtigste Aufgabe, die dem entschiedenen Liberalismus obliegt.

Theodor Barth.

Der Schneefall.

(Eine volkswirtschaftliche Skizze.)

Bei den heftigen Schneefällen der letzten Woche, die Berlin trotz aller Schneeabfuhr immer wieder in eine weiße Decke einhüllten, war es mir gelungen, in einem überfüllten Straßenbahnwagen nach einem bescheidenen Stehplatz zu erlangen. Die Unterhaltung der Fahrgäste drehte sich naturgemäß um die Freuden und Leiden des Schneefalls, und es dauerte nicht lange, so fiel aus dem Munde einer älteren Dame das Wort: dieser Schnee kostet der Stadt Berlin viel Geld, aber er schafft auch Arbeit, und das ist doch ein Glück.

So wie diese mitleidige Insassin unseres Straßenbahnwagens denken unzählige. Die volkswirtschaftliche Darstellung, die in diesen Betrachtungen über den Schneefall liegt, ist sogar die Grundidee der bei uns heute herrschenden Wirtschaftspolitik. Auch sie geht davon aus, daß man Arbeit schaffen müsse, und zwar solche Arbeit, bei der das Geld im Lande bleibe. Der Generalfeldmarschall von Steinmetz — oder war es ein anderer berühmter Haudegen? — hat einmal davon gesprochen, daß die Ausgaben für die Armee wie ein befruchtender Regen auf unsere Volkswirtschaft niederfielen und deshalb recht eigentlich als ein nationaler Gewinn zu betrachten seien. Unsere Schutzzöllner, soweit sie nicht Reserveleutnants sind, gehen vielleicht nicht ganz soweit wie der berühmte Generalfeldmarschall, aber ihre Theorie des Schutzes nationaler Arbeit läuft eigentlich ganz auf dasselbe hinaus. Der Schutz der nationalen Produktion setzt voraus, daß man gewisse zu schützende Artikel im Inland nicht so wohlfeil herzustellen vermag wie in gewissen Teilen des Auslandes, und daß man deshalb die Differenz zwischen der geringeren Produktivität der nationalen Arbeit und der höheren des Auslandes durch einen Schutzzoll ausgleichen müsse, damit das eigene Land nicht, wie man sich ausdrückt, von den billiger hergestellten Produkten anderer Länder überschwemmt werde. Nichts spielt in den Argumenten der Schutzzöllner eine größere Rolle als der Ausgleich der natürlichen Produktionsbedingungen. Frederic Bastiat hat diese schutzzöllnerische Idee in der Petition der Lichtzieher, die einen Schutzzoll gegen die Sonne verlangen, reizend persifliert, und die Aelteren unter uns erinnern sich vielleicht noch der nach der Eröffnung des Gotthardtunnels von einem Spaßvogel in die Welt gesetzten Petition deutscher Produzenten von Gartenerzeugnissen, die im Interesse des nationalen Gemüsebaus die Wiederzustopfung des Gotthardtunnels verlangten. Das Lustigste dabei war, daß diese Petition von vielen Seiten durchaus ernstgenommen wurde.

Der Grundgedanke ist immer derselbe: wenn nur Arbeit geschaffen wird, ob sie produktiv ist oder nicht, das kommt erst in zweiter Reihe. So freut man sich dem über den Schnee, dessen Wegschaffung so vielen Leuten Arbeit gibt, und ist noch obendrein glücklich über seine eigene Herzensgüte, über sein Mitleid mit den Schneeschippern, die in Winterszeit so gut beschäftigt sind. Daß die Geldmittel, die man aufwenden muß, um die Schneeschnipper zu bezahlen, durch Steuern aufgebracht werden müssen, und daß diese Steuern in letzter Linie auch Erträgnisse der Arbeit, und zwar einer produktiven Arbeit sind, daran denkt die mitleidige Seele nicht.

Volkswirtschaftlich betrachtet, ist der Schneefall, der die Stadt Berlin Hunderttausende kostet, genau so Werte zerstörend wie etwa eine Feuersbrunst oder ein Erdbeben oder ein Krieg. Je mehr Werte zerstört werden, je mehr Arbeitskraft verwandt werden muß, um den alten Zustand wiederherzustellen, desto schlimmer für die Volkswirtschaft im ganzen. In nichts wird soviel Verschwendung getrieben wie in menschlicher Arbeitskraft. Wenn jede menschliche Arbeitskraft nur in produktiver Weise zur Verwendung käme, wie unermeßlich viel reicher würden dann die Völker sein!

Und während man auf der einen Seite mit der menschlichen Arbeitskraft eine rasende Verschwendung treibt, ist man auf der anderen Seite bemüht, durch tausend Erfindungen die menschliche Arbeitskraft produktiver zu gestalten. Es gibt kaum eine Erfindung in der Volkswirtschaft, einerlei ob sie auf dem technischen Gebiete oder auf dem Gebiete der industriellen und kaufmännischen Organisation liegt, die nicht die relative Ersparung menschlicher Arbeitskraft zum Zweck hätte.

Diese Entwicklungstendenz zu immer größerer Produktivität der menschlichen Arbeit überwindet mit ihren Resultaten schließlich alle törichten Gesetze, alle Schutzzolltarife, alle künstlichen und alle natürlichen Verkehrshindernisse. Die Vernunft, die in den Dingen steckt, ist glücklicherweise größer als die Vernunft, die aus den meisten Leuten spricht, auch als die Vernunft unserer Straßenbahninsassin.

Ferdinand Svendsen.

Die neueste Statistik des Postverkehrs.

Die alljährliche Statistik der deutschen Reichspostverwaltung über den Stand des Post-, Telegraphen- und Telephonwesens in den verschiedenen Kulturländern der Erde ist soeben für das Jahr 1905 veröffentlicht worden. Aus der Fülle des interessanten Zahlenmaterials seien einige besonders charakteristische Daten hervorgehoben.

Die Zahl der Postanstalten im Gebiet der deutschen Reichspost, d. h. in Deutschland ohne Bayern und Württemberg, die noch immer ihre postalische Sonderverwaltung haben, und ohne die Kolonien, betrug im Jahre 1905 32 955 (299 mehr als im Vorjahre), die sich auf 31 884 (gegen 1904: + 278) einzelne Orte verteilen. Die Zahl der Telegraphenanstalten (inkl. der Nebentelegraphen- und öffentlichen Eisenbahntelegraphenanstalten) stellte sich auf 26 912 (+ 1965) in 21 723 (+ 1718) Orten. Fernsprechanstalten gab es in 21 397 (+ 1902) Orten in einer Gesamtzahl von 21 449 (+ 1902), woraus hervorgeht, daß nahezu alle dem Telegraphenverkehr zugänglich gemachten Orte im Gebiet der deutschen Reichspost sich jetzt auch des Fernsprechanschlusses erfreuen.

Je eine Postanstalt entfiel im Reichspostgebiet 1905 auf 13,5 qkm und 1572 Einwohner (1904 auf 13,6 qkm bezw. 1471 Einwohner), in ganz Deutschland inkl. Bayern und Württemberg 1905 auf 13,8 (14,0) qkm und 1552 (1458) Einwohner. Nur die Schweiz vermag für das Verkehrsleben, wenigstens teilweise, noch günstigere Zahlen aufzuweisen, wobei zu beachten ist, daß das Verkehrswesen dort mehr als in irgend einem anderen Lande Europas durchaus auf den gewaltigen Fremdenstrom zugeschnitten ist, der sich alljährlich zur Sommerszeit dorthin ergießt. Wieviel dieses Moment auszumachen vermag, beweisen auch die nicht minder charakteristischen Zahlen für Norwegen. Die folgende Tabelle gibt einen Ueberblick über die entsprechenden Zahlen in den wichtigsten Ländern Europas. Es entfallen auf:

	je eine Postanstalt		je eine Telegraphenanstalt	
	qkm	Einwohner	qkm	Einwohner
Deutschland (ganz)	13,8	1 552	16,7	1 876
Schweiz	11,1	888	19,0	1 319
Geoßbritannien	13,7	1 859	25,0	3 380
Belgien	22,3	5 474	20,3	4 980
Niederlande	23,4	3 960	27,3	4 614
Italien (1904)	32,6	3 791	43,9	5 104
Oesterreich	36,0	3 140	47,9	4 171
Dänemark	39,6	2 332	62,9	4 058
Frankreich	44,5	3 232	32,5	2 562
Ungarn	68,8	4 080	85,2	3 050
Spanien	111,3	3 998	303,2	10 871
Norwegen	115,1	824	295,7	2 116
Schweden	146,1	1 763	184,1	2 222
Rußland (einschließlich des asiatischen)	1777,7	10 697	3181,3	19 143

Um die ungefähre Kulturhöhe eines Volkes zu beurteilen, kann man sich natürlich nicht an die Zahlen halten, welche die räumliche Verteilung der Anstalten auf Quadratkilometer anzeigen, sondern man muß die Einwohnerzahlen zugrunde legen, auf die je eine Anstalt entfällt.

Was die Zahlen der Fernsprechanstalten anbelangt, so fehlen leider für das Ausland die entsprechenden Angaben. Im Gebiet der deutschen Reichspost entfällt je eine Fernsprechanstalt auf 20,8 (22,8) qkm und 2415 (2457) Einwohner, in ganz Deutschland auf 21,1 (23,5) qkm und 2366 (2448) Einwohner.

Die Gesamtzahl der im Post-, Telegraphen- und Telephondienst der deutschen Reichspost beschäftigten Personen betrug 1905 nicht weniger als 243 766 (229 079). Einschließlich Bayerns und Württembergs stellt sich die Zahl der deutschen männlichen und weiblichen Postbeamten auf 278 061 (261 985). Die entsprechenden Zahlen betengen für England 192 454, für Frankreich 85 282, für Rußland 65 187, für Oesterreich 62,392, für Italien (1904) 44 186, Ungaen 26 907.

Die nachfolgend in einer Tabelle wiedergegebenen Zahlen gestatten eine sehr instruktive Uebersicht über die Zahl der in verschiedenen Ländern beförderten Postsendungen (in Millionen):

(Tabelle siehe nächste Spalte oben.)

Land	Gewöhnliche Briefe	Postkarten	Pakete	Drucksachen, Zeitungen, Warenproben usw.	Postanweisungen	Gesamtzahl aller Sendungen
Deutschland (ganz)	2318,0	1427,3	231,1	3200,5	191,0	7383,4
davon im Reichspostgebiet	2083,7	1324,2	211,6	2797,1	174,0	6606,4
Großbritannien und Irland	2624,6	734,5	97,2	1023,1	104,7	4584,1
Frankreich	1175,0	110,2	63,8	1811,1	51,4	3241,3
Oesterreich	814,6	454,9	60,4	517,5	36,6	1687,9
Rußland (mit Asien)	397,1	167,9	18,6	528,5	19,1	1335,4
Italien	301,6	97,7	13,3	610,4	17,9	1045,5
Belgien	194,7	97,0	8,3	416,8	4,6	734,8
Schweiz	182,6	103,6	28,0	237,7	9,8	363,6
Niederlande	173,0	85,6	6,4	281,7	5,7	558,2
Ungarn	245,1	126,7	27,7	70,4	23,1	495,0
Spanien	194,0	—	—	208,4	—	422,4
Schweden	113,8	46,6	2,7	182,1	4,8	334,3
Dänemark	108,1	—	6,1	123,7	—	259,9
Norwegen	—	—	—	73,4	—	139,2

der Ortsportotaxe einen sehr bedeutenden Rückgang aufweisen dürfte. Besonders auffallend in obiger Tabelle ist weiterhin der merkwürdig geringe Verbrauch an Postkarten in Frankreich und die ungemein geringe Zahl der Drucksachen- und Zeitungssendungen in dem sonst recht verkehrsreichen Ungarn. — Für die kolossale Bedeutung des deutschen Postverkehrs spricht auch die Tatsache, daß der Geldwert der im Jahre 1905 von der deutschen Reichspost beförderten 200 Millionen Postanweisungen, Wertpakete und Wertbriefe nicht weniger als rund 29 Milliarden Mark ausmachte.

Ordnet man die europäischen Länder nach der Zahl der auf jeden einzelnen Bewohner des Landes im Jahr entfallenden Postsendungen, so tritt sonderbarerweise die Schweiz an die Spitze — ein deutliches Zeichen, daß dieses Land im wesentlichen eben ein Fremdenstaat ist. Von dieser Fehlerquelle abgesehen, ist eine derartige Anordnung jedoch ein trefflicher Gradmesser zur Beurteilung der Kulturhöhe der einzelnen Länder. Es entfielen 1905 auf jeden Einwohner von:

	Brief- und Kartensendungen	Drucksachensendungen	Paket- und Wertsendungen	Postsendungen überhaupt
Deutschland	56,2	50,1	7,0	113,3
Schweiz	69,4	62,8	12,9	145,1
Belgien	35,7	34,7	3,2	93,6
Dänemark	42,9	45,4	4,2	92,5
Niederlande	34,3	40,3	2,9	77,5
Frankreich	29,2	43,3	3,6	76,1
Schweden	27,5	33,1	1,9	62,5
Oesterreich	40,4	10,7	3,3	54,4
Norwegen	22,4	29,9	2,0	54,3
Italien	10,8	17,8	1,0	29,6
Ungarn	16,6	2,9	2,1	21,6
Spanien	10,7	10,2	—	20,9
Rußland (einschl. Asien)	3,3	5,7	0,3	9,3

(Für Großbritannien fehlen entsprechende Angaben.)

Telegraphen- und Fernsprechlinien gab es im Reichstelegraphengebiet (ohne Bayern und Württemberg) Ende 1905 insgesamt 237 856 km (1904: 226 088 km). Auf diesen Linien waren jedoch die Leitungen meistens vervielfacht. Ein besseres Bild gewährt daher eine Uebersicht über die vorhandenen Telegraphen- und Fernsprechleitungen. Es gab 469 801 km Telegraphenleitung (1904: 463 944 km) und volle 2 368 412 km Fernsprechleitung (1904: 1 948 732 km). An Ortsfernsprechnetze waren angeschlossen 360 584 (319 556) Teilnehmer mit 510 831 (444 954) Sprechstellen.*) Es wurden im Reichstelegraphengebiet befördert 47 685 020 Telegramme (44 708 808), davon 7 118 391 nach anderen Ländern, 8 181 918 aus anderen Ländern und 2 108 878 im Durchgangsverkehr.

In wie gewaltiger Weise die Entwicklung der letzten drei Jahrzehnte den Telegrammverkehr zugunsten des Fernsprechverkehrs zurückgedrängt hat, zeigt recht deutlich ein Vergleich der letztgenannten Zahlen mit der Zahl der geführten Telephongespräche. Diese belief sich 1905 in Deutschland auf nicht weniger als rund 1081 Millionen (1904: 959 Millionen), wovon 175 Millionen (147 Millionen) auf den interurbanen Verkehr zwischen verschiedenen Orten entfielen. Es wird also in Deutschland dreiundzwanzigmal so viel telephoniert als telegraphiert, und selbst zwischen verschiedenen Orten, also im Fernverkehr, beträgt die Zahl der gewechselten Depeschen nur den vierten Teil der geführten Gespräche. Was der Fernsprecher im heutigen Verkehrsleben Deutschlands bedeutet, zeigt eklatant die folgende Tabelle, die für einige der größten deutschen Städte die Zahl der vorhandenen Stationen und der täglich vermittelten Telephongespräche nach dem Stande von Ende 1905 wiedergibt:

	Zahl der Fernsprecherstationen	Zahl der täglichen Gespräche
Berlin	74 836	578 422
Hamburg	31 707	271 598
Frankfurt a. M.	14 104	108 179
Leipzig	13 159	62 668
Dresden	12 917	65 899
Cöln	11 163	69 299
Breslau	9 164	66 666

Bei dieser ungeheuren Bedeutung des Fernsprechers im Verkehr Deutschlands, mit dem sich in dieser Beziehung kein anderes europäisches Land auch nur entfernt messen kann, wird es nicht wundernehmen, daß der Telegrammverkehr daselbst absolut und besonders relativ geringer ist als in einigen andern europäischen Staaten. Die Zahl der im Jahre beförderten Depeschen betrug (in Millionen):

Deutschland (ganz)	50,8
Großbritannien und Irland	92,6
Frankreich	48,1
Rußland	24,9
Oesterreich	17,2
Italien	14,3
Ungarn	9,5
Belgien	6,9
Niederlande	6,3

Auf 100 Einwohner entfallen im Jahre an Telegrammen in

Deutschland (ganz)	68,4
Großbritannien und Irland	202,0
Frankreich	104,2
Schweiz	79,7
Niederlande	78,2
Norwegen	76,8
Belgien	66,7
Griechenland	49,0
Dänemark	45,1
Oesterreich	41,9
Schweden	37,0
Italien	36,7
Ungarn	35,5
Rußland (einschl. Asien)	15,4

*) In den Vereinigten Staaten 1 800 000 Sprechstellen, in England 150 000, in Frankreich 130 000.

Ueber die Ausdehnung des Fernsprechverkehrs im Jahre 1905 liegen bisher noch keine Angaben vor. Um aber das außerordentliche Uebergewicht Deutschlands auf diesem Gebiete zu kennzeichnen, seien die Zahlen der geführten Telephongespräche in einigen europäischen Ländern nach dem Stande von 1904 hier wiedergegeben (in Millionen):

Deutschland (Reichspost)	959,4	(1905: 1081,2)
Frankreich	203,1	
Schweden	177,8	
Rußland	172,6	
Oesterreich	135,6	
Norwegen	91,0	
Dänemark	81,4	
Italien	65,9	
Ungarn	54,7	
Niederlande	45,5	
Schweiz	31,0	

Für Großbritannien, wo der Hauptverkehr in den Händen einer Privatgesellschaft liegt, der „National Telephone Company“, sind die genauen Zahlen leider nicht bekannt, doch bleiben sie hinter den deutschen zweifellos gleichfalls erheblich zurück. Auffallend in obiger Tabelle erscheint zunächst die verhältnismäßig hohe Zahl für Norwegen. Um sie zu erklären, muß man daran denken, daß die unzähligen, kleinen norwegischen Inseln untereinander natürlich sehr gern und oft telephonisch verkehren. Der deutsche Telephonverkehr aber steht trotz der sehr hohen Entwicklung, die er erlangt hat, hinter dem nordamerikanischen noch ganz bedeutend zurück. In den Vereinigten Staaten dürfte die Zahl der jährlichen Telephongespräche bereits rund 6 Milliarden betragen, also das Sechsfache der Zahl im deutschen Reichspostgebiet. Diese überragende Stellung der Vereinigten Staaten erhellt auch aus der nachfolgenden Tabelle, welche angibt, auf wieviel Bewohner des Landes je eine Telephonstation entfällt (nach dem Stande von 1902):

in Deutschland	auf	128	Einwohner (1905: 120)
„ Frankreich	„	413	„
„ Belgien	„	343	„
„ Großbritannien und Irland	„	170	„
„ der Schweiz	„	72	„
„ Norwegen	„	63	„
„ Dänemark	„	61	„
„ Schweden	„	55	„
„ den Vereinigten Staaten	„	34	„

Als Eigenheit im Verkehr der deutschen Reichspost verdient noch die Rohrpost in Berlin und einigen seiner Vororte Erwähnung, die 1905 ein Röhrennetz von 227,2 (1904: 224,1) km Länge umfaßte und 9 268 200 (8 917 000) Sendungen in Gestalt von Telegrammen, Briefen und Karten beförderte.

Die Reichspost bezog 1905 aus dem Telegrammverkehr 39,6 Millionen (36,3 Millionen), aus dem Fernsprechverkehr 69,3 Millionen (60,3 Millionen) Mark und aus ihrem gesamten Betrieb 526,9 Millionen (487,8 Millionen) Mark. Der Nettoüberschuß der Einnahmen über die Ausgaben betrug

1905	59,4 Millionen Mark
1904	53,6 „ „
1903	52,0 „ „
1902	42,5 „ „
1901	20,2 „ „

ist also in ständiger, starker Steigerung begriffen. — Es ist übrigens durchaus verkehrt, wenn man nicht selten die Meinung aussprechen hört, die hohen Ueberschüsse der Reichspost würden

sich in ein Defizit verwandeln, wenn sie nicht die freie Benutzung der Eisenbahnen genösse. Dabei ist zu beachten, daß sich die Post die freie Eisenbahnbeförderung erstens einmal redlich erkauft hat (durch Ueberlassung alter Privilegien, wie der Personenbeförderung usw.). Weiterhin aber wird man den Wert der freien Eisenbahnbenutzung auch im äußersten Fall nicht wohl zu mehr als etwa 24 000 000 Mark im Jahr ansehen dürfen, sodaß auch nach Abzug dieser Summe immer noch der Post ein erheblicher Nettoüberschuß verbleiben würde.

R. Hennig.

Das Ich des Erzählers.

Vor mir liegt die Briefkarte eines in Brüssel als Elektrotechniker lebenden Berners. Auf ihr heißt es:

„Sie mögen recht haben, meine kleine Geschichte für Ihre Zeitung abzulehnen. Wenn Sie jedoch glauben, ich stellte in ihr ein heiliges Erlebnis meiner Kindheit an den Pranger, so irren Sie sich. Ich habe eine sonnige Jugend gehabt und meine Mutter ist erst vor anderthalb Jahren hochbetagt und friedlich gestorben. Aber — wie gesagt — Sie mögen recht haben, meine Geschichte nicht zu bringen, da sie zu unangenehmen Verwechslungen Anlaß geben könnte."

Was war dieser Karte vorausgegangen? Der schriftstellerisch nicht unbegabte Elektrotechniker hatte mir zur Veröffentlichung in dem Hauptblatte seiner Heimatstadt ein Manuskript gesandt, das „Mein erster Weihnachtsbaum" betitelt war. Auf den etwa zwanzig Blättern erzählte er, wie düster seine Kindheit gewesen sei, die Mutter an zehrender Krankheit bettlägerig, der Vater ein brutaler Wirtshausläufer, überall Not und Darben. Unter diesen traurigen Verhältnissen reihte sich Jahr an Jahr, ohne daß den Kindern eine Weihnachtsfreude wäre geboten worden. Doch als der Erzähler zehn Jahre alt war und wieder eine Weihnacht herannahte, da raffte sich die schwerkranke Mutter auf, besorgte ein Tannenbäumchen, das sie mit ein paar Lichtern schmückte und neben ihr Krankenlager stellte. In die kleine Feier, die sie mit ihren Kindern friedlich genoß, polterte der angetrunkene Vater hinein. Sein unvermutetes Erscheinen gab der längst erschöpften Lebenskraft der Mutter den Rest, sie sank sterbend in die Kissen zurück, richtete aber an den von diesem Anblick doch ernüchterten Mann so erschütternde Abschiedsworte, daß er zuletzt schluchzend an ihrem Bette niederkniete und gelobte, den Kindern künftig ein besserer Vater zu sein usw. —

Dieses Manuskript also lehnte ich ab, indem ich den Verfasser brieflich darauf aufmerksam machte, eine derartige Bloßstellung seiner traurigen Familienverhältnisse, die Ausbeutung eines Erlebnisses seiner Kinderjahre, das ihm heilig sein müsse, zu belletristischem Zwecke müßte auf die Leser, seine Mitbürger, einen geradezu peinlichen Eindruck machen. Darauf kam als Antwort die bereits angeführte Karte, auf der er, wie wir gesehen haben, gegen die Annahme protestierte, er erzählte eine Geschichte seiner eigenen Jugend. Aber das Manuskript hatte auch nicht die leiseste Andeutung enthalten, daß man sich unter dem Ich des Erzählers jemand anders zu denken habe als den, dessen Name unter dem Titel „Mein erster Weihnachtsbaum" zu lesen stand. Leser, die gleich mir von den wirklichen Verhältnissen des Erzählers der Geschichte nichts wußten, mußten somit auf die Vermutung kommen, die ganze Geschichte sei sein eigenes Erlebnis.

Noch ein zweites Beispiel aus meiner Redaktionspraxis, aber ein komisches! Ein Fräulein Helene Hederich sendet mir ihre Erzählung: „Die Orangenblüte." „Ich lebte erst seit wenigen Wochen," schreibt sie, „in der kleinen Residenzstadt M. und besaß noch keine Beziehungen zur dortigen Gesellschaft. Nur an die Familie der verwitweten Rittmeisterin v. Z., einer weitläufigen Verwandten meiner Mutter, hatte ich eine Empfehlung, von der ich endlich Gebrauch zu machen beschloß. Als ich im teppichbelegten Flur der hübschen, kleinen Villa stand, wo ein artiges Dienstmädchen in weißer Latzschürze mir half, mich des schweren Mantels zu entledigen und auch den Schleppsäbel in Empfang nahm, den ich abschnallte" . . . Ja was?! Fräulein Helene Hederich, Sie führen zu der Schriftstellerfeder noch einen Schleppsäbel? Sie sind am Ende gar wirklicher geheimer Dragonerleutnant? — In der Tat, so verhielt es sich. Sehr bald war in der Fortsetzung der Geschichte vom eilig noch mit dem Taschenkamm zurecht gestrichenen blonden Schnurrbart die Rede und von dem Eindruck, den die jüngste Tochter der Frau Rittmeisterin v. Z. auf den feurigen, jungen Krieger machte. Und das alles in der Ichform erzählt unter dem Namen Helene Hederich!

„Aber so machen es ja hundert Schriftsteller und Schriftstellerinnen heutzutage!" höre ich meine Leser rufen. Und kann nur beifügen: „Leider ja!" Die Schriftstellerinnen namentlich scheinen gar keinen Begriff davon zu haben, wie komisch es sich ausnimmt, wenn der Leser auf den zwei drei ersten Seiten einer Erzählung durch den weiblichen Namen, der über der Geschichte steht, zu der Annahme verführt wird, er habe sich unter dem Ich eine Dame vorzustellen, endlich auf der vierten Seite aber erfährt, ein alter Pfarrer erzähle ihm diese Begebenheit, ein biederer Förster oder ein Seekapitän. Wird man mir entgegnen, was es denn auf sich habe, wenn der Leser das wirklich erst auf der vierten Seite erfahre? Ich hoffe nicht; denn eine solche Entgegnung würde von geringem schriftstellerischem Anstandsgefühl gegenüber dem Leser zeugen, auch von wenig Liebe zu der eigenen Produktion. Für diese wünscht man doch, daß sie von Anfang an recht verstanden werde, was aber nicht geschehen kann, wenn der Leser von dem Ich, das zu ihm spricht, eine ganz unrichtige Vorstellung hat. Außerdem aber ist es weder klug noch höflich, dem Leser mitten im Fluß der begonnenen Erzählung plötzlich einen Choc zu geben, indem man das Ich nachträglich zu einer völlig andern Person macht, als für die es gemäß dem Namen unter dem Titel der Geschichte anfänglich gehalten werden mußte. Kein Mensch verbietet es natürlich einem Herrn Arthur Seligmann in der Ichform Bekenntnisse einer Giftmischerin zum besten zu geben. Wenn er aber seine psychologische Novelle „Im Gefängnis" betitelt und beginnt: „Seit sechs Wochen befinde ich mich in der Frauenabteilung des Zuchthauses von N . . .," so fragt sich der Leser, was hat Herr Arthur Seligmann dort zu tun? ist er vielleicht Gefängnisaufseher? oder Arzt in dem unheimlichen Hause? oder Geistlicher? Und wenn wir dann auch nach zwanzig weiteren Zeilen merken, sein Ich stecke in einem Weiberrock, so bleibt uns der unangenehme Eindruck, düpiert oder wenigstens nicht so höflich und rücksichtsvoll behandelt worden zu sein, wie es der gutwillige Leser vom Autor erwarten dürfte.

Ist der gutwillige Leser nicht ein bißchen dumm? fragen vielleicht spöttisch Schriftsteller und Schriftstellerinnen, die sich erinnern, selbst schon gegen die hier aufgestellte Forderung sich verfehlt zu haben. Sei es so! bestätige ich ihnen und erinnere mich mit Vergnügen, wie oft ich aus dem Munde des verstorbenen Julius Lohmeyer, des verdienstvollen Herausgebers der „Deutschen Jugend", des einstigen Mitarbeiters am „Kladderadatsch" und Begründers der satirischen Zeitschrift „Der Schalk" als Inbegriff schriftstellerischer Weisheit das geflügelte Wort zu hören bekam: „Man kann sein Publikum nie für dumm genug halten." Die Regel ist wenigstens insoweit eine nützliche, als sie uns Schriftsteller anleitet, deutlich zu sein, Mißverständnisse zu vermeiden. Alle die genialen oder phantastischen Verkleidungen, in denen ein Dichter gern mit den Lesern spielt, sind deshalb keineswegs ausgeschlossen. Im Gegenteil rede ich in der Sache, die ich hier beantrage, der ausgiebigeren Vermummung, der hübscher ausgesonnenen Maskerade geradezu das Wort. Wenn man zwar eine Landratte ist, aber eine abenteuerliche Seegeschichte so erzählen will, als ob man sie selbst erlebt hätte, so erfinde man doch eine kleine einleitende Vordergrundhandlung. Oder man wende an den Leser zum mindesten ein paar orientierende Substantive und Verben. Den jungen Goethe werden wir doch gewiß nicht als Pedanten verschreien wollen. Aber auch er hat für notwendig erachtet, bevor er seinen Wertherroman in der Ichform anhebt, sich selbst und den

Icherzähler scharf zu scheiden, indem er dem Anfang die Worte vorangestellt hat:

„Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt und lege es euch hier vor" usw.

Natürlich bedarf es solcher Umstände nicht, wenn im Titel eines Ichromans oder einer Ichnovelle schon deutlich ausgedrückt ist, daß man sich unter dem erzählenden Ich eine andere Person als die des Verfassers oder der Verfasserin vorzustellen habe, also z. B. in dem ersten Roman von Ricarda Huch: „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren"; da weiß der Leser sofort, daß nicht die Verfasserin, sondern eine von ihr fingierte und vorgeschobene Persönlichkeit das redende Ich ist.

Aber wo dies nicht der Fall, da sollte schon ein gewisses Säuberlichkeitsbedürfnis des Autors für eine klare Situation sorgen, ja auch die Achtung vor dem eigenen Namen, dem man doch nicht alles mögliche aufbürden will, was im Lauf der Erzählung diesem „Ich" muß zugeschrieben werden. Die Ichform ist für den Roman- und Novellendichter eine außerordentlich wertvolle, da nur sie in vielen Fällen eine in die letzten Tiefen hinabsteigende, psychologische Darstellung ermöglicht. Gerade deshalb sollte sie vor albernen Verwechslungen und lächerlichen Zweideutigkeiten, wie ich solche im Eingang dieses Artikels angeführt habe, bewahrt und in Anerkennung und Anwendung der einfachsten Gesetze des logischen Verstandes mit Umsicht gehandhabt werden.

Bern. J. V. Widmann.

Buddhistisches.

Plötzliche und zum Teil tiefgehende Sinnesänderungen trugen früher, als man sich noch nicht der suggestiven Hilfe religiöser Massen erfreute, mehr das Gepräge eines rein individuellen Erlebnisses, als der mit einigem Lärm verbundenen Sensation. Auf der Landstraße soll ja Saulus die bekannten Worte gehört haben. Augustin, erwägend, ob er Mönch werden sollte, deutete sich die Worte tolle, lege (nimm und lies), die er aus einem Hause hörte, als göttliche Aufforderung, die Entscheidung in der Bibel zu suchen. Immer hat man später nach der psychologischen Mechanik solcher Vorgänge geforscht. Bleibt uns auch die Gewißheit der Einsicht versagt, so versuchen wir doch lieber, wirklich zu begreifen, als nach der berühmten vierten Dimension zu wittern, obgleich sie über das angenehme Gruseln der Tischrückerei und des Trans verfügt. Solche Umkehr kann vom großen Weltlauf ganz unabhängig sein, aber auch durch dessen schreckhafte Vorfälle bewirkt werden. Die Paradoxie der Sinnesänderung kann durch Gedanken erklärt, also gemildert werden, die in der Vergangenheit stark vorbereitet waren, oder in der Gegenwart vielfach erwogen wurden. Sie kann sich auf Vision und Mystik berufen, oder in der wunderlosen Prosa des gewöhnlichen Lebens erfolgen.

So fragen wir auch beim Asketen Gautama, bei Buddha, der etwa 477 v. Chr., achtzig Jahre alt, starb und verbrannt wurde, warum er seinen üppigen Fürstensitz, die Gattin und den ganz kleinen Sohn verließ, ob er ganz aus seiner Zeit herausfällt, und ob seine Gedanken ganz neue waren. Einige Gelehrte haben ihn und einzelne Erzählungen über ihn zu mythologischen Gestalten und Vorgängen zu verflüchtigen gesucht. Von ihnen unterscheidet sich vorteilhaft, wie seit 1881 H. Oldenberg, so neuerdings R. Pischel, einer der gründlichsten Kenner der Quellen, in einem kleinen, aber inhaltreichen und philologisch genauen Buch von 127 Seiten „Leben und Lehre des Buddha" (Teubner, 1906). Auch nach Pischels Darstellung steht Buddha als völlig geschichtliche Persönlichkeit vor uns. Besonderen Nachdruck legt Pischel auf den Nachweis, wie Buddhas Gedanken mit der Ueberlieferung zusammenhängen, wie man ja auch die Bergpredigt sorgsam mit dem Alten Testament verglichen hat. Sodann scheint Pischel von früheren Forschern der Charakter des Buddhismus als einer Religion nicht scharf genug hervorgehoben zu sein. Ferner benutzt er jetzt bekannte Reste einer nördlichen Ueberlieferung, während wir bisher wesentlich auf die südliche (Ceylon) angewiesen waren. Endlich wird uns als neu eine Ermahnung zur Liebe und Eintracht mitgeteilt, die erfreulich an bekannte Wendungen des Neuen Testamentes anklingt.

Der Anblick des Alters und seiner Gebrechen scheint Buddha so tief ergriffen zu haben, daß er, 29 Jahre alt, plötzlich alle Freude an der Jugend und an weltlichen Genüssen verlor, nachdem er bis dahin allen Glanz und alle Pflege des reichen Fürstensohns genossen hatte. Unbehagen, Scham und Ekel werden nach ihm durch die Gebrechen des Alters erregt. Muß der Mensch alt und krank werden und sterben, so kann auch der Wert der Jugend und ihrer Genüsse verblassen, selbst wenn sie, wie die Legende von Buddha erzählt, mit 40 000 Tänzerinnen und 84 000 Frauen ausgestattet ist. Zu dieser rein persönlichen Empfindung, die dem vanitas vanitatum et omnia vanitas des alttestamentlichen Predigers entspricht, kam aber der längst von der brahmanischen Philosophie ausgesprochene Gedanke, daß Leben gleich Leiden ist. Endlich wühlte im Bewußtsein des Inders die Furcht vor der Wiedergeburt, die auch in einem Tierleib erfolgen konnte. So zog der Sohn des Suddhodana in die Fremde, gerade wie andere Wanderprediger seiner Heimat. Er suchte Lehrer auf — sie befriedigten ihn nicht. Sieben Jahre dachte er über die Welt und ihr Leiden nach, bis ihm klar wurde, daß das Leiden durch den Durst nach Wiedergeburt entsteht. Von ihm muß man sich befreien. Aber nicht Opfer und Kasteiungen sind das Mittel dazu, sondern nur die richtige Erkenntnis führt zur Erlösung von der Wiedergeburt. Die Erlösung ist also, wie schon Oldenberg bemerkte, nicht ein Besitz der geistlich Armen, sondern allein der Wissenden.

Der Mensch hat nämlich außer dem äußern Körper noch einen „feinen, innern Körper", der mit der Seele zusammen durch Wiedergeburt aus einem Leibe in einen andern ziehen kann. Diese „Denksubstanz" kann sich vererben, selbst wenn die in ihr ruhenden Eindrücke früherer Taten auch nur latent bleiben. Sie werden nur dadurch vernichtet, daß der Mensch das Nichtwissen aufhebt. Buddha versteht darunter, im Gegensatz zu seinen philosophischen Lehrern, das Nichtwissen von der Entstehung des Leidens und von dem Wege, der zu dessen Aufhebung führt. Der Mensch kann durch seinen Willen sein Schicksal beeinflussen. Der Wille bestrebt sich, wenn das Wesen der Welt erkannt ist, sich von ihr zu lösen. Das Wollen hört dann auf wie eine erlöschende Lampe. Sodaß hier die metaphysische Erkenntnis ethische Folgen hat. Dieses Erlöschen ist nun das bekannte Nirvana. Doch haben wir dabei zwei Stufen zu unterscheiden. Schon bei Lebzeiten gibt's ein Nirvana, wie auch andere lehrten. Aber, sagt Buddha, da das Erkennen keine rückwirkende Kraft ausübt auf die vor dem erreichten Nirvana geschehenen Taten, die als jene latenten Eindrücke weiter bestehen und zur Wiedergeburt führen könnten, so hat deren Folgen auch der bei Lebzeiten Erlöste zu tragen. Aber nach der Erkenntnis begeht der Erlöste keine Taten mehr, die in Zukunft wirken könnten, denn er ist jetzt gegen die Welt gleichgültig geworden. Damit hört die Möglichkeit der Wiedergeburt gänzlich auf. Dieses endgültige Aufhören ist die zweite Stufe, das sogenannte Parinirvana. Das völlige Erlöschen des Durstes hat den völligen, d. h. ewigen Tod zur Folge.

Daß Buddha an der Existenz der Götter (es sind ihrer mindestens 33) gezweifelt hat, ist nicht überliefert. Er pflegte ja auch angeblich seine Jünger mit den Worten auszusenden: Ziehet aus, zum Heil für viele Menschen, aus Erbarmen für die Welt, zur Freude für Götter und Menschen. Da aber nach seiner Lehre jede Existenz vernichtet werden soll, so gingen ihn die Götter nichts an. Der wirkliche Buddhist hätte nicht einmal wünschen können, durch Seelenwanderung und Wiedergeburt ein Gott zu werden.

Zu Buddhas Zeit wartete man in Indien nicht auf einen Erlöser. So war auch er nicht die einzige Persönlichkeit des

Erlösers, die nie wieder unter den Menschen erscheint. Vielmehr ist nach indischer Vorstellung die Welt in großen Zeiträumen (Kalpa) dem Untergang verfollen, um sich dann wieder zu erneuern. Die mystische Größe eines solchen Kolpa wird schon dadurch gekennzeichnet, daß jeder Weltuntergang durch einen Deva 100 000 Jahre vorher verkündigt wird, der aus den Regionen des Himmels auf die Erde kommt und zur Buße ermahnt. Der Kalpa ist „leer" oder nicht leer. Im leeren erscheint kein Buddha, d. h. Erwachter oder Erleuchteter. Aber in einem Kalpa können bis zu fünf Buddhas auftreten. Gibt es unzählige Weltalter, so auch unzählige Buddhas. Der unsrige ist in seinem Kalpa der vierte, sodaß wir noch eines fünften harren können.

Wenn sich nun etwa 510 Millionen zum Buddhismus bekennen, denen etwa 327 Millionen Christen gegenüberstehen, so wäre schon an sich zu vermuten, daß die Lehren des Stifters weder von allen Bekennern rein, noch übereinstimmend festgehalten werden. In der Tat entwickelte sich allmählich ein ouch ouf Konzilien gutgeheißener Götterglaube, und noch zeitiger befriedigte sich das menschliche Bedürfnis auch dort im Osten an einem Reliquienkult. Der Stifter selbst steht diesen Gedonken fern. Soll man seine alte Lehre eine Religion nennen? Auch Pischel nennt sie in erster Linie praktische Ethik. Was er lehrt, ist innerer Friede, nicht an sich durch ein philosophisches System zu erreichen, sondern durch die nach erreichter Erkenntnis der Welt erfolgende Lösung des Willens von der Welt. Buddha, sagt Pischel, hobe nur zur Religion gemacht, was seine Lehrer als Philosophie vorgetragen hatten. Sein religiöses Bekenntnis sei der Weg zur Aufhebung des Leidens. Nur werden, scheint mir, nicht alle dieselbe Definition von Religion geben oder annehmen. Der Franzose Réville z. B. sogt: „l'objet de la réligion humaine est nécessairement un esprit." Wenn der ursprüngliche Buddhismus zwar Götter kennt, aber keinen Gott, so hatte er auch kein Gebet. Zu wem hätte der Buddhist auch beten sollen? Es wird olso von der Definition der Religion abhängen, ob man die Lehre in ihrer alten Form als Religion bezeichnen will, wenn sie auch gewiß praktische Ethik war.

Es ist bekannt, daß auch der Buddhismus ein Gebet entwickelte: om mani padme hum, was Pischel übersetzt: ja, du Kleinod im Lotos! Amen. Dieses Gebet ist so ziemlich das einzige, was der gemeine Mann in Tibet und in der Mongolei vom Buddhismus kennt, obgleich die Tibeter, denen man jetzt so zudringlich auf den Leib rückt, zwei große, heilige Sammelwerke, den „Kandschur" und „Tandschur" besitzen, von denen der erste 100, der zweite 225 gewichtige Bände umfaßt. Daß jenes Gebet wie auch anderwärts, zur Formel wurde, erfahren wir z. B. durch eine Notiz des berühmten Reisenden Sven v. Hedin (Abenteuer in Tibet). Da wurde einmal von einem Tibeter ein gefesseltes Schaf in brutaler Weise durch Ersticken getötet, wobei der Tibeter „mit verzweifelter Geschwindigkeit" jene sechs Silben plapperte — was wohl nicht noch Buddhas Sinn gewesen wäre.

Gerade mit Beziehung auf den Buddhismns hört man nicht selten den reformlüsternen Gedanken aussprechen, die Religion müsse eigentlich durch Philosophie ersetzt werden. Nur wird dabei übersehen, daß sich die alte, echte Lehre ja doch keineswegs ungeändert erhalten konnte, sondern sich nach den unvertilgbaren Bedürfnissen der Menschen umformte. Außerdem ist uns annoch, trotz zahlreicher Bemühungen der Philosophen, eine allgemein anerkannte Philosophie versagt. Aber, selbst wenn wir sie hätten, so wäre noch nicht eben wahrscheinlich, daß jeder Mensch geneigt oder fähig wäre, sich diese Philosophie anzueignen.

In der Frage, ob buddhistische Gedanken und Erzählungen in das Neue Testament eingedrungen sind, nimmt Pischel einen besonnen vermittelnden Standpunkt ein. Denn er gibt zu, daß sich an verschiedenen Stellen analoge Ueberlegungen entwickeln können.

K. Bruchmann.

Ein Dichter der Faschingslaune.

Zu denen, die uns eine neue Kunst bringen sollten, wird unter den Lyrikern auch **Otto Julius Bierbaum** mitgezählt. In der Verbreitung seines Namens und seiner Gedichte darf er es mit den Ersten unserer Zeit aufnehmen. Das ist wohl unbestritten. Die letzte Ausgabe seiner lyrischen Gedichte brochte es bereits auf das fünfunddreißigste bis vierzigste Tausend. Diese Beliebtheit erklärt sich vor allen Dingen wohl daraus, daß Bierbaum zu den Wenigen gehört, die sich trotz ihrer entschiedenen Modernität von einer altväterischen Gewohnheit nicht trennen wollten, von der Gewohnheit, den Lesern verständlich zu sein.

Deshalb wird auch „**Der neubestellte Irrgarten der Liebe**"*) wieder reichen Zuspruch haben und dem gastlichen Dichter neue Besucher zuführen. Solche, wie er sie wünscht. Junge Dichter und junge Mütter und jene, die es werden wollen.

Darum weiß ich meinem Garten liebre
Gäste nicht, als euch, geliebte Schwestern.

Sie können sich getrost hineinwagen, sie werden nur eitel Licht und Freude finden. Kein häßlicher Winkel wird ihr Auge beleidigen, kein dunkler Schatten sie ängstigen, kein wildes Gestrüpp ihnen Halt! gebieten. Alle Pfade sind geebnet, man könnte darauf tanzen. Und die Hecken sind so wohlgepflegt und so sorgsam geordnet, daß kein Gedanke aufsteigt, was dahinter sein möge. Spürer, die gern tiefer dringen, sich mit dem Geschehenen nicht begnügen, kann Bierbaum nicht brauchen. Weit von sich weist er olles, was ihm seine frohe Laune rauben könnte.

Stille geh' ich meinen Gang
Wiesen, Wälder, Felder lang . . . .
Wer die Schönheit sich erfaßt,
Schenkt der Welt den Rest mit Lachen,
All die plumpen Siebensachen.

Nun ja! Es wäre recht schön, ihm zu folgen, wenn er wirklich ein Pfadfinder wäre, der uns in ein heiteres Neuland führen könnte. Aber, man begreift, warum sich dieser Dichter an jugendliche Kameraden und unerfahrene Mädchen wendet: er zeigt ihnen nur ein engbegrenztes Gartenland, ein kleines, hochumzäuntes Gebiet, das er seine Welt nennt. Ihre Hecken sind indessen nur Kulissen, und ihn selber kann man sich garnicht anders vorstellen als mit der schwarzen Holbmaske vor dem lächelnden Gesicht und im buntseidenen Anzug mit tänzelnden Atlasschuhen.

In seinem „Irrgorten" baut er „Pierrots Marionettentheater" auf. Und das ist sein eigenster Boden. Die Lieder dieser Gruppe gehören zu seinen schönsten und zu seinen bekanntesten. Sie schillern in Glück und Sonne, sie zappeln in kecker Sinnlichkeit. Eine Liebesgeschichte erzählen sie:

Im Heidenlärm der Tanzmusik,
Im Tabaksqualme schwer und dick,
Warf zu das Glück mir einen Blick,
Einen goldenen Blick aus zwei heißen Sonnen.
Du warst an meiner Seite.

So singt Pierrot Bierbaum von der ersten Annäherung. Es wird ihm vergönnt, die Schöne nach Haus zu begleiten:

Heil uns: Die Nacht, die finstere Nacht.
Nun schnell uns auf den Weg gemacht!
Ich habe dich nach Haus gebracht
Durch dunkle Gassen mit hundert Küssen.
Warm nah du mir zur Seite.

---

*) **Der neubestellte Irrgarten der Liebe**, um etliche Gänge und Lauben vermehrt. Verliebte, launenhafte, moralische und andere Lieder, Gedichte und Sprüche von **Otto Julius Bierbaum**. Erschienen im Insel-Verlag. Leipzig, im Herbst 1906.

Leis klirrend schlug dein Haustor zu.
Am Fenster Licht. Dann Nacht und Ruh.
Bald lagst in Schlaf und Träumen du,
Ich aber ging weiter durch nächtige Felder,
Die Liebe ging mir zur Seite.

In dramatischer Steigerung künden die Lieder dann die Entwicklung bis zur braven Ehe, den lustigen Hausstand und die plötzliche Trennung. Das Scheidungsweh geht nicht tief, und Pierrots Tränen um verlorenes Glück tröpfeln nur behutsam über die Schminke.

Die Melancholie hält bei Bierbaum nicht lange an. Ein wenig verdüstert sich die Stimmung in den Liedern, die er in der Gruppe „Nachtschatten" vereinigt, und sie gerät sogar einmal ganz in den Bann Goethescher Empfindung: „Ueber allen Wipfeln ist Ruh", in seinem Gedichte „Tiefe Stunde", das dem Vorbild sonderbar ähnlich ist; dennoch reißt sich Bierbaum auch hier mit Ungeduld aus der nachdenklichen Lage, und Sehnsucht nach vollem Lebensgenuß besiegt alles Bangen, alle Schwermut.

In den Mädchenliedern, die er in seiner „Volière" eingefangen hat, gibt sich Bierbaum ganz seinem schäkernden Uebermut hin, der ihm so gut zu Gesichte steht. Gestalten weiß er zwar nicht zu bilden, hier fehlt ihm das Schöpferische eines großen Dichters. Seine Freundinnen unterscheiden sich von einander nur durch die Farbe der Haare und der Augen, von ihrem inneren Leben, von ihrer Seele begreift er nichts. Sie sind ihm alle nur Vertreterinnen des anderen Geschlechts, und seine Vielseitigkeit in Liebeshändeln macht ein wenig den Eindruck, als laufe dieser Dichter jeder Schürze nach. Aber das Versgetändel trägt doch soviel Anmut in sich, daß man ihm gerne zuhört. Es ist ein Schaukeln und Klimpern, ein Hüpfen und Trällern, wie bei einem volkstümlichen Fastnachtsspaß. Diese Reime sind nur für das Notenblatt unserer Komponisten niedergeschrieben.

In seinem dickbändigen Werk über „Die moderne Literatur" hebt Arthur Moeller-Bruck als wesentlichstes Merkmal Bierbaums hervor, „daß seine Linie zu neunundneunzig Teilen in Abhängigkeit von dem tonwertlichen Tempo steht, das er seinen Stoffen jeweilig vorschreibt und mit dem er ihre Hebungen und Senkungen zu einer Einheit zwingt, die musikalische Harmonie ist".

Dem glücklichen Dichter löst sich alles in Musik und Tanz auf:

Es ist kein Wind von hold'rer Art,
Als der um ihren Kleidsaum weht,
Wenn meine Frau im Tanze
Durchs Zimmer geht.

Und gar kein schöner Tönen ist,
Als das aus ihrem Munde klingt,
Wenn meine Frau zur Zither
Ein Liedel singt.

So ist es denn auch kein Zufall, daß Bierbaum das Lied vom „lustigen Ehemann" schrieb, das in leichtbeschwingter Melodie Allerweltsruhm eintrug. Man darf ihm nicht den Aerger antun, diese Verse als sein Bestes hinzustellen, aber sein Ureigenstes sind sie, ganz und gar bezeichnend für Art und Wesen seiner Kunst. Sie wirkt am schönsten, wo sie die Musik zu Hilfe rufen darf. Je mehr sich unser Lyriker vom Liede entfernt, desto unsicherer wird sein Rhythmus, seiner Fähigkeiten schönster Reiz. Man merkt es seinen wackeligen Distichen an.

Einmal guckt er ein wenig über den Bretterzaun seiner Pierrotbühne und blinzelt in die Welt hinaus. „Kannegießers Kegelschub" nennt er mit Selbstironie seine Glossen zu dem gewaltigen Kriegsschauspiel zwischen Japan und Rußland. In sarkastischen Stanzen höhnt er den Massenmord und die Rückständigkeit unserer Kultur Dann folgen holperige, aber aufrüttelnde Distichen über unsere Kolonien:

Bester Assessor,
Entassessoren Sie sich, wenn Sie in Afrika sind,
und denken Sie dran, daß Neger
Keine Piefkes sind!

Das Parodistische klingt aber doch frischer, wenn Bierbaum zwischen seinen vier Pfählen bleibt, in seiner Weiberwelt. Gleichviel, ob er fremde Dichtung nachformt, wie in der witzigen Erzählung vom „patriotischen Holländer" und in der Satire vom „Abenteuer der Dame mit dem Hut", oder ob er eigene Verse bastelt, wie in der szenischen Burleske „Griesgrams Bekehrung" und in den Indiskretionen aus dem „Borkenhäuschen". Hier schildert er einmal, wie ihn „Hoher Besuch" beehrt:

Brandrot das Haar, ein violetter Hut
Mit schwarzem Schleier und orangenen Rüschen,
Braun das Jackett, die Boa: gelber Fuchs.
Der Rock marineblaues Tuch mit Schwarz.

So führt er die fremde Dame ein, er nennt sie „seine Herzogin".

All meine Versdämonen blasen Tusch,
Und auf dem Tisch von Polisanderholz
Harrt seiner Herrin ein Karton „Marquis"
Der besten parfümierten Pralinees.

Also eine Umgebung, wie sie Paul Verlaine zu zeichnen liebte. Aber doch mit eigener Grazie. Die Dame hebt

den Schleier hoch,
Und in die braune Schokolade senkt
Sich weiß das allerschneeigste Gebiß.

„Und was befiehlt die rote Herzogin?"
— Sie wünscht geliebt zu sein.
„Sofort Madam?
— Sofort und sehr. Man küsse mich enorm!
„Belieben Eure Hoheit nicht erst das Jackett . . .?"
— Ich wünsche im Jackett geliebt zu sein.
„Doch wenigstens den Schleier ab, Madam . . .?„
— Genehmigt!
Das Gegitter auf den Tisch. . .

Die schalkhafte Stilmischung gibt uns ein allerliebstes Bildchen dieser Schäferstunde. Wir erfahren von einer kleinen Eheirrung des geheimnisvollen Gastes. In drolligem Geplauder wird unversehens allerlei verraten.

Die rote Herzogin lacht wie ein Kind
Und nimmt den Hut ab: — Hilf mir aus der Jacke!

Aus allem helf' ich ihr, was sie beengt.
Ihr rotes Haar ist nun ihr einzig Kleid.
Und ich erhebe sie zur Kaiserin.

Das Selbsterlebte trifft er mit knappen Strichen. So wirken auch die Berliner Erinnerungen, eine Omnibusbekanntschaft und die Schilderung einer „Abfütterung" mit den prunkvollen Tafelgängen und der nörgelnden Aburteilung aller Tagesereignisse bis zu dem unvermeidlichen „Mahlzeit"-Ruf. Wo er aber vom Selbstgeschauten abgeht, verblaßt seine Farbengebung. Die Balladen, die er auf der „Ofenbank" vorträgt, sind viel zu breit erzählt und zu dünn in der Handlung, um die Hörer zu gewinnen. Wieder zeigt sich hier die Grenze. Bierbaum kann so wenig Begebnisse vergangener Zeiten heraufbeschwören, wie er sich im Getriebe des Tages zurechtfindet.

Denn der Tag hat kalte Farben,
Und die Wahrheit geht in Wolle
Rauh und grau.

Für die Poesie unserer Zeit, für die Technik hat er nur so weit Verständnis, als er träumt, sie werde sich dereinst mit dem Genius der Schönheit vermählen. Aber

Wissenschaft, die graue Sphinx,
Mag der Teufel holen.
Euch, ihr Blüheblumen rings,
Sei mein Herz befohlen.

Frühling und Sonne, Tanz und Lachen — darin nur lebt er, und das allein ist ihm des Lebens wert.

Die Haut ist nie so samten
Den Mädchen, wie im Mai.

Man darf ihm zutrauen, daß er lieber mit einem gemalten Mai vorlieb nehme, als in den regnerischen, sturmheulenden November hinausjage. Deshalb legt er die schwarze Halbmaske an und trägt Harlekinskleider wie ein Faschingheld.

Bei Bierbaum gipfelt alle Kunst im Stil. Seine Lyrik ist Epigonenkunst, zweifellos eine sehr anmutige und liebenswürdige, aber ohne eigenwüchsige Kraft. Auf der Höhe seiner Kunstbildung, seiner Formbeherrschung hält er Umschau nach allen Richtungen und nach vergangenen Kunstepochen und wählt daraus das Kostüm für die Einkleidung seiner Empfindung. Aber weil er immer das bunte Gewand von anderen borgt, zeigt auch — wie der Schnitt seines Rockes den vermummten, so die Miene seines Angesichtes nur den geschminkten Pierrot. Sein Ich enthüllt sich nicht. Bierbaum ist der unpersönlichste aller Lyriker, und so vermag er wohl eine große beifallslustige Menge um sich zu scharen: freundschaftstreue Verehrer wirbt er mit seinen Liedern nicht.

Es wäre indessen ungerecht, von einem Dichter mehr zu verlangen, als er selbst geben will. Man muß es anerkennen, daß er einer von den ehrlichen Gauklern ist und uns nicht falsche Posen vortäuschen will, wie es andere tun, die sich in eine befremdliche Maske hüllen, um originell zu erscheinen, und Geheimniskrämerei für tiefen Geist ausgeben.

Wäre Bierbaum in seiner Heimat Schlesien geblieben, er hätte vielleicht etwas von der tieferen Sentimentalität seiner Landsleute behalten. Die leichtlebigere Isarstadt brachte ihm die Faschingslaune. Bierbaum ist ja sehr Süddeutscher geworden, daß seine Reime, auf deren Vokalreinheit er mit künstlerischem Eifer bedacht ist, harte und weiche Konsonanten nicht voneinander scheiden. Kein Schlesier reimt: leider - weiter, Straßen - Nasen und dergleichen, wie es Bierbaum gewohnheitsmäßig tut.

Auch das kann als ein Merkmal für Bierbaums Wesen gelten. Diese Reimstörungen wirken wie kokette Schönheitspflästerchen auf gepuderten Wangen.

Es gibt viele, die so etwas lieben. Man soll ihnen das Vergnügen nicht stören und kein Griesgram sein, wenn der lustige Dichter das ganz junge Volk aufmuntert:

Holla, ein bunter Narr!
Holla, ein Klimperkleid!

Sigmar Mehring.

Theater.

Lessingtheater. „Die Jungfern vom Bischofsberg". Lustspiel in 5 Akten von Gerhart Hauptmann.

Dies sind die Vorgänge auf der Bühne und dies das arme Wirklichkeitsbild, das sie vermitteln: vier verwaiste Schwestern leben in dem Gutshause, das vom Bischofsberg bei Naumburg auf die Saale herniedersieht. Adelheids Hochzeit steht bevor, Agathe ist einem ungeliebten Manne, einem Pedanten, anverlobt. Nun kehrt der Andere, den Agathe vor Jahren liebte und der bislang für sie verschollen war, aus der Fremde zurück, und haltlos schwankt sie zwischen Pflicht und Neigung. Es fügt sich, daß die jüngere Schwester dem pedantischen Bräutigam einen Streich spielt, seine antiquarischen Neigungen hänselt und ihn aus alter Zisterne eden dort versteckte Kiste mit Schinken und Würsten zutage fördern läßt. Der Pedant ist entrüstet und löst seine Verlobung. Agathe kann dem Mann ihrer Wahl angehören. — Darüber ist der Vorhang fünfmal auf- und niedergegangen.

Von der Stadt des Erschauten führt eine Regenbogenbrücke in die gläserne Burg des Ersehnten und Erträumten. Man darf um Gerhart Hauptmanns willen den lustigen Pfad betreten und zu erraten suchen, was ihm vor Augen gestanden haben mag. Vielleicht war es dieses:

Die Weinlesezeit ist gekommen. An den Staketen um das altertümliche Haus, in dem ein wählerischer, zeitabgekehrter Geschmack die Möbel künstlerisch aneinandergerückt hat, hängen die schweren, bräunlichen Trauben. Vom Gartenplatz führen stille Wege zum Rebengelände hinunter. Vier liebliche Mädchengestalten wandeln Arm in Arm dahin. Ernst die Aelteste, denn es scheint, daß Liebeshoffnung an ihr vorübergegangen ist, ernster die dunkelhaarige Agathe, die sich in unverstandener Pflicht an den Ungeliebten gebunden weiß. Die Mittlere sieht der Hochzeit entgegen und ihre Augen leuchten, und, als wäre das Leben selbst ein Hochzeitsfest, jubelt und lacht die Jüngste dem Dasein zu. Unentschlossen, zaghaft sieht sich Agathe zwischen zwei Männern, und sie begreift ihr Schicksal nicht; zu dem Wildfang, der Jüngsten, aber neigt sich in schwermütig lächelnder Resignation ein gealterter Mann, der den Tod in seinem Herzen spürt. Nun knallen die Böllerschüsse, Weinlesezeit! Zu tollem Scherz treibt es das junge Volk, der Pedant wird zum Narren, und in dem Spiel entwirren sich die arg verschlungenen Schicksalsfäden des bräutlichen Mädchens. So bricht die Sonne frühlingshaft warm durch Herbstgewölk, Amor führt die Paare an, Lebensmut blinkt auf dem Grunde des umkränzten Bechers.

Die Träume eines Dichters **sind** Wirklichkeit. Warum ist es Gerhart Hauptmann nicht gelungen, auch nur einen leisen Sonnenstrahl aus Traumland in seinem Schmetterlingsnetze einzufangen und heimzutragen?

Der Dramaturg wird auf dies Lustspiel deuten und sagen: die Charakteristik geht neben der Handlung her. Der dumme Streich, der da verübt wird, wirft keinerlei Licht auf die Menschen; die Personen, da sie nicht handelnd vorgeführt werden, können nur in langen Gesprächen dartun, was sie scheinen sollen. Der viel Redende aber ist ein wenig Geltender. Der Dramaturg wird seinen Finger auf diese und jene und die dritte Szene legen und fragen: ich weiß nicht, warum sich Agathe dem Oberlehrer und Pedanten anverlobt hat, da sie ihn doch nicht liebte; warum der Andere, der in der Fremde weilte, nie etwas von sich hören ließ; warum er jetzt zurückgekehrt ist? Wie kommt es, daß Agathe, nun sie den Geliebten wieder nahe weiß, nicht den Mut ihrer Liebe findet; wie ist es denkbar, daß der Bräutigam den Scherz des Kindes so bitter aufnimmt, daß er die Verlobung mit der daran gänzlich unbeteiligten Schwester löst? Der Dramaturg wird sagen: ich vermisse jede Motivierung, und durch diesen Mangel wird der letzte Rest Charakteristik hinfällig und aufgehoben. Allein auch damit scheint nur wenig erklärt. Noch nie hat sich Gerhart Hauptmann derart ins Wesenlose begeben.

Es ist lange her. Damals aber war Gerhart Hauptmann ein junger Kunstakademiker in Weimar, und es mag um die Weinlesezeit gewesen sein, daß er den Weg nach Naumburg fand. Vom Chore des Domes blickten, zeugend von guter deutscher Kunst in alter Zeit, die sinnenfrohen Bildwerke auf ihn nieder, und eine Sehnsucht erwuchs ihm im Herzen. Ein Lebensbild ging ihm auf, Gestalten sprachen ihm, vier Schwestern sah er Arm in Arm die blätterbedeckten, stillen Gartenwege wandeln. Jetzt aber, nach zwanzig und mehr Jahren, da er enttäuscht und gealtert unter Stoffen, die man ausführen könnte, Umschau hielt, kam ihm vielleicht das halb vergessene Blatt in die Hände, auf dem er in jugendlicher Begeisterung seine Eindrücke festgehalten hatte. Müde machte er sich an die ermüdende Arbeit. Sie geriet ihm lang und dehnte sich, weil die sichtende, die zupackende Kraft ihm versagte. So schrieb er das Lustspiel aus seiner Jugendzeit und fand den Weg in seine Jugend nicht zurück.

Das ist es: wie ein Tor ist es hinter Gerhart Hauptmann zugefallen, und alles, was er besaß, scheint ihm verloren. Es ist, als wäre seine Jugend sein Selbst gewesen: nichts blieb zurück. Ein Wesenloser steht er vor uns. Nicht der Gerhart Hauptmann, den man kannte, der, es ist wahr, sich allzu willig von jeder Zeit- und Modeströmung tragen ließ, doch mit ge-

spannter Kraft sein Selbst zur Geltung zu bringen wußte; der sich oftmals in Spekulation verlor, doch immer etwas Sagenswertes auf dem Herzen hatte, — nicht dieser Gerhart Hauptmann scheint das trübe Spiel von den Jungfern vom Bischofsberg geschrieben zu haben, sondern irgend ein Unbekannter, ein Eigenschaftsloser; ein Schriftsteller, der nichts verspricht, an dem man keinen Anteil nimmt.

Ein Schlimmes scheint sich an Gerhart Hauptmann erfüllen zu sollen: nicht jeder findet ein Alter, der eine Jugend verlor.

Ernst Heilborn.

Fährmann Habenichts.

Der Ferge hielt hinter sicherem Wehr
Sein Boot geborgen. Die Glandern
Des berstenden Eises drängten ins Meer,
Ein geschlagenes, fliehendes, meuterndes Heer,
Wo jeder Feind wird des andern,
Auftauchend, versinkend in angstvoller Jagd,
Und über den Wogen heulte die Nacht.

Da klang durch die triefende Wildnis zart
Und lieblich ein Glöcklein; der Ferge
Den Priester mit dem Allheiligen gewahrt:
„O rüste mir eilig stromüber die Fahrt,
Auf daß den Kranken ich stärke."
„„Du scherzest, mein Pfäfflein, begehrst du hinab
Mit dem heiligen Leib' in ein Fischmagengrab?""

„Doch die Seele zu retten aus ewigem Tod!"
„„Mein Pfäfflein, du bringst mich ins Lachen.""
„Und wenn du dich weigerst, gib mir das Boot,
Mit mir ist, der dem Sturme gedroht;
Der Herr ist stark in dem Schwachen!"
„„Wohlan denn, wir fahren!"" — Der Ferge stieß
Vom Ufer und lenkt' in die Finsternis.

Wohl bäumt' sich das Eis wie ein Walroß heran,
Wie ein hungriger Hai kam's geschossen,
Wohl hub's, wie die Robbe den Kiel aus der Bahn,
Wohl dräut's wie der Bär mit Tatz' und mit Zahn,
Wie der Krake mit Schweif und mit Flossen,
Unendlich die Feinde, unendlich die Wut;
Doch der Ferge war stark, und das Ruder war gut.

„Gott lohne dir's, Ferge! Da grüßt uns ein Licht;
Komm mit, daß auch lohne der Kranke."
„„Dem Toren zu Liebe rudert' ich nicht,
Und auf himmlischen Lohn leist' ich auch Verzicht,
Mich trieb nur der eine Gedanke:
Der Pfaff', der so ehrlich sein Handwerk treibt,
Verdient, daß der Ketzer zurück nicht bleibt.""

* * *

Das todesmutige Pfäfflein verliert,
Der Fährmann sich still ins Vergessen;
Doch der Priester, der einen Schnupfen riskiert,
Und der Graf, der dem Herrgott ein Pferd kreditiert,
Sie wurden gar anders bemessen,
Und Lorbeer und Krone und mehr hat die Macht
Des Gesanges, Unsterblichkeit, ihnen gebracht.

A. Fitger.

Intermezzo.

Als der junge Arzt zu ihr kam, fand er sie vornübergeneigt in den Kissen liegend, in einer muffigen Bettstelle, die dunkle, wirre Haarmasse gelöst, die Hände über dem Kopf geballt, rings um sie her ein unordentlicher Wirrwarr von Laken und Decken, aus dem weiß und fein ihr helles Nachthemd hervorleuchtete.*)

Als die Haustür zwischen ihm und ihr noch geschlossen war, hatte er sie schon schreien hören; jetzt lag sie still da, während es hin und wieder leise durch ihren Körper zuckte.

„Jetzt ist sie ruhig geworden," sagte die Frau, die ihn geholt hatte, halb kühl, halb mitleidig, „aber den ganzen Tag und die ganze Nacht hat sie schon geweint, es ist nicht zum Anhören, man tut kein Auge zu auf diese Weise. Sie ist eine Nichte von meinem seligen Mann, müssen Sie wissen; sie ist Modistin im Haag, der Herr Doktor hat sie am Ende schon mal gesehen, sie ist hier schon 'ne ganze Weile für ihre Gesundheit, die Nerven waren nicht allzu gut."

Der junge Arzt sagte nur „Hm" und blieb unschlüssig stehen.

In dem gezwungenen Stilliegen dieser Mädchengestalt war etwas, das ihn schüchtern machte, etwa so, wie sich ein feinfühliger Mensch dem Schmerz gegenüber verwirrt fühlt, der sich ihm nicht freiwillig offenbart.

„Sie war also krank, als sie hierher kam?" fragte er endlich, nur um etwas zu sagen.

„Na, was man so eigentlich krank nennt, das nicht . . . sie hatte sich ein bißchen überarbeitet, meinte sie, 'ne ziemlich schwere Stelle, gestern Abend ist's dann mit einemmal so schlimm mit ihr geworden . . . aber 'nen Arzt, nein, das wollte sie absolut nicht . . . heut Abend sagte ich zu den Mädchen . . . nun, sage ich, jetzt gehe ich ihn doch holen . . . ein Mensch muß doch wenigstens seine Nachtruhe haben, und wenn das Geschrei wieder die ganze Nacht dauert . . . sagen Sie mal selbst?"

Der Doktor antwortete nicht; blickte zögernd auf die noch immer regungslose Gestalt des jungen Mädchens. Die Frau blieb noch einen Augenblick, und sagte dann, während sie die Hängelampe ein wenig tiefer schraubte:

„Na . . . dann geh' ich nur lieber, wenn ihr was fehlt, wird sie's Ihnen vielleicht eher sagen als mir, ich kann kein Ja und kein Nein herausbekommen . . . und die Mädchen auch nicht . . ."

Infolge der schaukelnden Bewegung der roten Lampe sah man ihre lange, hagere Gestalt noch einen Augenblick über die weiß getünchte Wand des kärglich möblierten Zimmers schwanken; dann legte sie die Hand auf die Klinke, öffnete langsam die Tür und verschwand schlürfenden Schrittes im Flur.

Als der Arzt die Tür hinter der Frau sich schließen hörte, setzte er sich, noch immer halb unschlüssig, an das Bett.

Sein Auftreten war nicht sehr doktormäßig, das fühlte und wußte er; aber etwas wie Scheu, ja beinahe wie Ehrfurcht hielt ihn völlig gefangen.

Er hatte das Mädchen, das hier lag, oftmals gesehen, hatte es angesehen und es schön gefunden.

Sie war ihm nicht krank erschienen. Wenn er vorüberging, hatte sie am Fenster gesessen oder in der Tür gestanden und jedesmal wieder war ihm ihre besondere Schönheit aufgefallen.

Ihre Erscheinung war in dem stillen Bauerndorf etwas Seltsames, etwas Bemerkenswertes gewesen, und er hatte sich erkundigt, wer sie sei und von wo sie käme. Man hatte ihm gesagt: eine Verwandte der Frau, die soeben die Stube verlassen; ein elternloses Mädchen; Modistin im Haag; und ganz im stillen hatte er an ihr vorübergehendes Auftauchen in dem kleinen Ort, in dem er Arzt war, einen Roman geknüpft . . .

Sie erschien ihm . . . eine Erinnerung aus seiner Studentenzeit, als er . . . solche Mädchen auf der Straße leichtfertig an-

*) Einzig autorisierte Uebersetzung aus dem Holländischen von E. Otten.

redete, wenn es zu dunkeln begann . . . nur war sie schöner als die meisten anderen und blickte gar ernst aus ihren großen, blauen Augen . . . die zu der flotten Frisur und dem koketten, weißen Schleier garnicht so recht zu passen schienen.

Er sah sich in dem unbehaglichen, mit groben, buntfarbigen Bibelsprüchen ausstaffierten Zimmer um; da stand ein Stuhl, auf den weiße Unterkleider achtlos hingeworfen waren. Oben auf ein rosa Röckchen mit dünner, weißer Spitze, unter dem Stuhl ein paar kleine, spitze Schuhe mit vergoldeten Schnallen.

Auf der rot und schwarz gemusterten Tischdecke lag ein Matrosenhut, um den ein weißer Tüllschleier geschlungen war, neben einer kleinen, goldenen Remontoiruhr an einer Phantasiekette.

In einer Ecke stand ein Regenschirm mit imitiert silbernem Griff neben einem halb geöffneten, mit glänzendem, braunem Segeltuch bespannten Koffer.

Die rotleuchtende Hängelampe flackerte ein wenig . . . die Mädchengestalt in der Bettstelle regte sich . . . ein seltsam bekannter Duft umschwebte den jungen Mann . . . der allmählich anfing, es garnicht so unangenehm zu finden, daß er hier war . . . Einen Augenblick allerdings dachte er an sein blondes Frauchen, das nun zu Hause saß, über ein weißes Kinderkleidchen gebückt . . . fiel dann aber doch, durch das angenehme Prickeln der Neugierde angestachelt, sogleich wieder in das Verlangen nach einer kleinen Erregung zurück, welche die Eintönigkeit des braven Landarztlebens ein wenig unterbrechen würde . . . und über alledem die Ehrfurcht, die er für dieses stille Mädchen empfand, aus dessen ganzer Haltung ein tiefer Schmerz sprach.

Endlich — vielleicht hatte der junge Arzt so ruhig dagesessen, daß das Mädchen meinte, er sei schon fortgegangen — richtete sie sich mit einem plötzlichen Ruck auf und blickte ihn erschreckt an.

„Ich habe Sie nicht holen lassen," sagte sie hastig, während sie sich das wirre Haar aus der Stirne strich.

Ihr Gesicht sah seltsam aus vom Weinen: die Augenlider geschwollen und die Lippen bebend.

„Ihre Tante hat mich . . .," begann der junge Mann.

„Tante hat nichts über mich zu sagen," beeilte sie sich zu erwidern, „ich habe Sie nicht holen lassen . . . ich wohne hier nicht umsonst, und wenn ich Tante bezahle, dann darf ich . . ."

„Dann dürfen Sie sie trotzdem nicht die ganze Nacht durch Ihr Weinen aus dem Schlaf halten . . ."

„Nein, das d a r f ich auch nicht . . . d a s darf ich auch nicht, aber w a s darf ich denn eigentlich wohl? . . ."

Sie lachte nervös und versuchte, ihn herausfordernd anzusehen.

Wieder war der junge Arzt von ihrer Schönheit betroffen, von dem sanften, ernsthaften Blick ihrer blauen Augen, von ihrem offenen Ausdruck.

„Sie sind hier Ihrer Gesundheit wegen, nicht wahr?" fragte er, während er noch immer zwischen dem alltäglichen, echt männlichen „Schönfinden" einer jungen Frau, zwischen seiner Doktorwürde und der Ehrfurcht vor fremdem Leide schwankte.

„Ja, aber ich habe Sie nicht holen lassen," beharrte sie.

„Nun, ich darf Ihnen aber doch wohl etwas geben, damit Sie ein wenig ruhiger werden?"

„Ein Schlafmittel?"

„Ja, ein Schlafmittel."

„Das ist recht, das will ich schon nehmen."

Das Mädchen hatte sich aufgerichtet, ordnete mit zitternden Fingern die Volants ihres Nachthemdes und strich sich nervös die Haare aus der Stirn. Ihre Augen leuchteten seltsam; blickten den jungen Arzt nicht an; starrten unentwegt auf e i n e n Punkt.

Plötzlich drehte sie sich mit einem Ruck wieder um und begann mit dem Ausdruck größten Entsetzens unter ihrem Kopfkissen zu wühlen.

„Suchen Sie etwas?" fragte der junge Mann.

Sie antwortete nicht, das Entsetzen in ihrem Gebaren wuchs. Wild warf sie die Kissen zur Seite, suchte im ganzen Bett herum, richtete sich halb auf und schob die Decken von sich.

„Großer Gott," hörte der Doktor sie murmeln, während sie starren Auges in dem zerwühlten Bett kniete, „großer Gott, kann ich es denn geträumt haben?" Und dann, ihn ansehend: „Ist es möglich, Doktor? kann man so etwas träumen? . . ."

Ihr gespannter Blick hing an seinen Lippen.

„Ich weiß nicht, was Sie meinen," sagte der junge Mann zögernd, „erzählen Sie mir's mal . . . vielleicht . . ."

„Kann man träumen, daß man einen Brief bekommen hat, und daß man ihn liest . . . und . . . alles genau so deutlich, als ob es geschähe . . . sodaß man ganz sicher meint, daß es wirklich geschieht . . .?"

„Das ist natürlich wohl möglich, aber . . ."

Vor dem Bett lag ein zerknitterter Brief.

Der junge Mann bückte sich.

„Suchen Sie dies vielleicht?"

Mit einem durchdringenden Kreischen riß das Mädchen ihm den Brief aus der Hand und begann vornüberfallend wieder so zu schreien, wie er es soeben gehört. Es klang häßlich und unheimlich verzweifelt, gleich als schriee eine gegen ihren Willen eingesperrte Wahnsinnige um Hilfe.

Die Tante kam wieder herein, ein paar erschreckte Mädchengesichter blickten scheu um die Ecke und verschwanden rasch, als der Doktor den Kopf umwandte.

„Gott sei's geklagt, so schreit sie nun schon einen ganzen Tag und eine ganze Nacht," sagte die Frau, während sie den Doktor hilfeflehend ansah. „Sagt sie Ihnen denn nichts?"

Der Doktor schüttelte den Kopf. „Haben Sie keinerlei Vermutung, was geschehen sein kann?"

„Nein," antwortete die Frau, laut sprechend, um das Schreien zu übertönen. „Vor acht Tagen schreibt sie mir, daß sie ein wenig herkommen will, weil sie sich überarbeitet hat. Sie kommt . . . und alles ist in bester Ordnung . . . wir haben nichts miteinander vorgehabt und die Mädchen auch nicht . . ."

„Hat sie keinen Brief erhalten?"

„Lassen Sie mich mal einen Augenblick nachdenken . . . ja . . . o ja . . . das hat sie wohl . . . gestern Abend . . . Sie denken gewiß an ein Verhältnis . . . nein, das hat sie nicht, sie ist hochanständig . . . ! Ihr Vater und ihre Mutter sind zwar beide tot . . . und sie hat einen Bruder, der nicht gerade zu den Allerbesten gehört . . . aber sie wohnt bei sehr anständigen Leuten . . . O Gott, ja . . . der Brief . . . ob der am Ende von ihrem Bruder ist? . . ."

Der Arzt hörte nicht mehr auf sie, hörte nur das Schreien, das immerfort anhielt, und empfand etwas wie eine törichte Hilflosigkeit . . . Es war doch einfach lächerlich . . . etwas mußte er doch tun . . .

„Ach, gehen Sie doch bitte noch einen Augenblick hinaus . . . vielleicht wird sie mir's dann eher sagen . . . wenn sie ein wenig ruhiger geworden ist . . ."

Die Frau nickte verständnisinnig und schraubte wieder an der mattbrennenden Lampe.

„Ach, das wäre mir aber 'ne schöne Geschichte," murmelte sie im Fortgehen.

Einem weichen Mitleid nachgebend, neigte sich der Arzt über das junge Mädchen, legte ihr die eine Hand sanft auf die Stirn und versuchte mit der andern einen ihrer hocherhobenen Pulse zu greifen.

Noch lauter schreiend, riß sie sich los und schlug wild um sich.

Da stellte er sich zornig.

„Hören Sie mal," sagte er barsch, das laute Schreien übertönend, „das muß jetzt ein Ende haben."

Und dabei klemmte er ihre Pulse fest zwischen seine beiden Hände.

„Sie sollen still sein . . . still, sage ich Ihnen . . ."

Das half; das Schreien wurde schwächer . . . hörte endlich ganz auf . . . matt keuchend blieb das Mädchen liegen und preßte, als er ihre Pulse los ließ, ihre Finger selbst in seine Hände.

„So, so, jetzt seien Sie nur still," sagte er, schon mit weicherer Stimme; „ich werde Ihnen was zum Schlafen geben . . . schlafen Sie nur erst mal ordentlich aus . . . dann werden wir weiter miteinander reden . . . vielleicht kann ich etwas für Sie tun . . ."

Fester krampften sich die Finger des Mädchens in seine Hände. Die blauen Augen weit geöffnet, sagte sie schmerzvoll und mit einem Schluchzen, das ihren ganzen Körper erzittern ließ: „Sie? ... Sie? o nein, Sie nicht.“ ... Und dann leise weinend... „O gehen Sie nicht fort ... gehen Sie nicht... bleiben Sie bei mir ... ich weiß mir keinen Rat ... so allein ... so ganz allein! ...“

Der junge Arzt mit seiner Güte, die allen weichen Menschen eigen, war voll des tiefsten Mitleides für den Kummer dieser jungen Frau und begann ihr sanft übers Haar zu streicheln.

„Armes Kind ... armes Kind ...“ sagte er weich; „erzählen Sie's mir mal, sagen Sie mir nur ruhig alles ... vielleicht hilft Ihnen das ein wenig... Sie armes, armes Kind! ...“

Er begann sich nun wirklich wie ein uneigennützig guter Mensch zu fühlen; sah nicht mehr ihre auffallende Schönheit, roch nicht mehr das so wohlbekannte Parfum, das von ihr zu ihm aufstieg ... mit der Hoffnung auf Mitgefühl gedachte er seiner blonden Frau daheim, die stets so gut war ... so sanft ... ein wenig blaß jetzt in der Erwartung ihres ersten Kindes ... eine liebe, fleißige Frau voller Mitleid für Armut und Betrübnis... An die kleine, blonde Frau, die er lieb hatte, wirklich und wahrhaft von Herzen lieb hatte...

„Versprechen Sie mir jetzt, daß Sie ruhig sein wollen?... dann werde ich Ihnen eine Arznei verschreiben, die Ihnen gut tun wird; es nützt ja doch nichts, daß Sie so weinen, und morgen wird meine Frau zu Ihnen kommen ... vielleicht sagen Sie's ihr lieber ... vielleicht kann sie Ihnen besser raten und helfen als ich...“

„Ihre Frau?“ ... rief das Mädchen mit einem schrillen, nervösen Lachen aus... „Ihre Frau? ... nein, die kommt nicht ... die tut's nicht ... ach bitte, gehen Sie noch nicht fort ... bleiben Sie bei mir ... ach Gott, ach Gott, lassen Sie mich sterben ... selbst habe ich nicht den Mut dazu ... nein, dazu habe ich nicht den Mut.“

„Das sollen Sie auch nicht ... ist es denn so furchtbar schlimm? so garnicht wieder gut zu machen? ... sind Sie vielleicht ...?“

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein, wenn's das nur wäre, dann hätte ich das doch wenigstens ... ein Kind! ... ach, wenn ich doch ein Kind hätte! ... ich würde so gern dafür arbeiten, so gern ... nein, das ist's nicht ... aber er schreibt mir ... ach Gott ... mit einem Male schreibt er mir ... plötzlich bin ich allein ... ganz allein ... ach Gott, und ich habe doch nichts von ihm verlangt ... ich habe ihn nie gebeten mich zu heiraten ... ich war ganz zufrieden ... und jetzt ... gewiß sollte ich deshalb hierher ... deshalb ... jetzt kann ich nicht einmal zu ihm gehen ... aber du lieber Gott, ich kann nicht weiter leben... Ich kann es nicht...“

Wieder begann sie, am ganzen Körper zitternd, verzweifelt zu schluchzen, ihren Kopf auf seine Hand gestützt, die von ihren Tränen benetzt ward.

„Armes Kind ... armes Kind! ...“ murmelte er, indem er ihr sanft über das aufgelöste, braune Haar strich.

Sie begann jetzt leiser zu weinen; zu stöhnen wie ein Kind. Vorsichtig machte er eine seiner Hände los.

„Ich komme sofort zurück,“ sagte er, indem er rasch seinen Hut nahm; durch sein schnelles Handeln ihren Widerspruch vermeidend.

Er wohnte ganz in der Nähe. Hastige Schritte über das Pflaster, den Schlüssel eilig ins Schloß gesteckt, rasch das Licht in der Apotheke angezündet, die Stöpselflasche mit dem Sulphonal aus dem Schrank geholt, ein paar Pulver zubereitet...

„Bist du da?“ klang eine freudige, helle Frauenstimme aus dem Wohnzimmer.

„Ja, Kindchen, aber ich muß noch mal fort, ich komme gleich wieder.“

„Aber nein ... du bist schon so lange ausgeblieben, dein Tee wird ja ganz kalt.“

„Ja, ja, ich komme sofort.“

„Schwerer Fall?“

„Nein, das nicht ... aber ... ich werde dir nachher alles erzählen.“

Und dann rasch wieder zurück zu dem jungen Mädchen.

Sie lag ziemlich ruhig da, die Augen geschlossen. Die hagere Frau war bei ihr, fragte sie etwas, irgend etwas Gleichgültiges, worauf sie antwortete.

„Ich möchte es ihr gern selbst eingeben,“ sagte der junge Arzt, „geben Sie mir einen Löffel und ein wenig Wasser.“

Das Mädchen hielt die Augen noch immer geschlossen, ihr junges Gesichtchen sah todmüde aus. Mühsam richtete sie sich auf und wartete.

Die Frau kam mit dem Verlangten zurück; schweigend goß der Arzt das Pulver auf das Wasser.

„So, nehmen Sie das mal.“

Das Mädchen trank gefügig; legte sich dann wieder hin.

„So,“ sagte der junge Mann zufrieden. „Und sollte sie jetzt doch noch nicht einschlafen, dann müssen Sie ihr ein zweites Pulver geben,“ fuhr er zu der Frau gewendet fort, die, die Lippen fest aufeinandergepreßt, verständnisinnig nickte.

„Morgen komme ich wieder, wenn sie nur erst mal geschlafen hat, dann wird gleich alles besser werden.“

Das Mädchen öffnete flüchtig die Augen ... sah ihn mit einem schmerzerfüllten Blick an ... und schloß sie dann gleich wieder.

Der junge Arzt nahm ihren Puls, hielt ihn eine Weile umschlossen und legte dann mit einem zufriedenen Nicken ihre Hand wieder auf die Bettdecke.

„So,“ sagte er, „also auf morgen ...“

Nachdem er die magere Frau gegrüßt und halb unbewußt noch einen Blick auf die lichtblaue Madonna geworfen, ging er fort.

* * *

Seine Frau hörte ihn nach Hause kommen. Sie öffnete die Tür des Wohnzimmers, damit er nicht etwa erst wieder in die Apotheke ginge, ohne ihr auch nur guten Tag zu sagen, ohne seinen Tee zu trinken, der schon so lange für ihn bereit stand.

„Da bin ich, Kindchen,“ sagte er, legte den Arm um sie und drückte einen Kuß auf ihr liebes, bleiches Gesichtchen.

„Was gab's denn, Männchen?“ fragte sie.

„Amtsgeheimnisse,“ scherzte er, während er sich behaglich in seinen Sessel zurücklehnte; seine Frau goß ihm den Tee ein.

„Ach Gott ... so schlimm?“, sagte sie fragend.

„Aber nein, das ist ja nur Unsinn, du darfst's ruhig wissen, es war für das Mädchen ... du weißt schon, von hier gegenüber.“

„Ach so ... das schöne Mädchen? ...“

„Ja.“

Die junge Frau hatte ihm die Tasse gereicht, die er langsam austrank. Die Hände im Schoß gefaltet, blickte sie ihn an, ernst und aufmerksam ...

Sie hatte sich schon seit einiger Zeit halb unbewußt über das junge Mädchen geärgert, so wie sich eben Frauen über andere Frauen ärgern, welche die Aufmerksamkeit der Männer auf sich ziehen, namentlich in solch stillem Dorf, wo etwas Fremdes stets umso mehr auffällt ...

„War sie so sehr krank?“, fragte sie, es plötzlich ein wenig übertrieben findend, daß er's deswegen so außergewöhnlich eilig gehabt hatte ...

„Sie war so entsetzlich nervös, halb wahnsinnig vor Verdruß, Kindchen.“

„Unser Mädchen sagt, daß sie nichts Rechtes sei ...“ meinte die junge Frau, während sich ein scharfer Zug um ihre Nase legte ...

Der Arzt fühlte sich einen Augenblick peinlich berührt. Will man vor sich selber ein ehrlicher Mann bleiben, so glaubt man sich verpflichtet, als Kämpe für gewisse Frauen einzutreten, zu derengleichen man sich so oft gemacht ...

„Das ist wohl ein wenig kraß ausgedrückt, mein Kind... nichts Rechtes. Es gibt da so vielerlei Nuancen und Variationen, daß es durchaus nicht leicht ist, die richtige Grenze zu ziehen,“ sagte er mit einem Lächeln.

„Ihr kann man's aber wahrhaftig wohl ansehen."

„Sie war beinahe wahnsinnig vor Kummer . . . ich hatte furchtbares Mitleid mit ihr . . ."

„Ach was, ihr Männer habt immer Mitleid mit salchen Frauen . . .," sagte die junge Frau scharf, während sie schon nervös zu werden begann.

„Ich wollte dich gerade bitten, morgen mal hinzugehen," fuhr der junge Mann fort, den seelischen Prazeß, der sich in ihr vollzog, nicht bemerkend. „Du würdest eine gute Tat tun . . . sie war so verzweifelt . . . das arme Wesen scheint ganz allein zu stehen in der Welt . . . sie hatte einen Brief bekommen . . . von . . . ich denke von jemandem, den sie sehr lieb hat . . . einen Abschiedsbrief . . . sie war nahe daran Selbstmord zu begehen . . . wie mir schien . . ."

„Das wäre noch nicht das Schlimmste, sallte ich meinen, dann könnte sie wenigstens nicht nach mehr Unheil anrichten." Schneidend fuhr die Stimme der jungen Frau durch sein gutgemeintes Mitleid.

Das Blut stieg ihm zu Kapf, streng blickten seine ehrlichen jungen Augen sie an.

„Ja . . . wenn du mich auch nach sa ansiehst, du weißt ja, was für einen Abscheu ich vor salchen Frauen habe."

Unangenehm scharf klang ihm ihre Stimme; sie war sehr blaß geworden, und drehte ihr kleines Taschentuch nervös zwischen den Fingern.

„Du weißt nichts von ihr," sagte er vorwurfsvoll und über ihre Härte bekümmert.

„Ich brauche auch nichts zu wissen; man sieht ja gleich, was das für eine ist."

Ihre Lippen bebten, ihre ganze Haltung drückte energischen Widerstand aus.

Er sah sie an, und sagte dann traurig, während der ärgerliche Ausdruck seiner Züge sich zu lösen begann:

„Kindchen, Kindchen, wie ist das bloß möglich? Du bist doch sonst die verkörperte Güte . . . wie kannst du nur sa hart und häßlich reden . . . das kann doch dein Ernst nicht sein . . . komm mal her zu mir!"

Er streckte bittend die Hand aus.

Die kleine Frau stand auf und kam zögernd; ihr liebes Gesichtchen war vor Aerger entstellt, und über ihren Augen lag ein Tränenflor.

Er zog sie auf seine Knie, legte seinen Arm um sie und nahm ihre feucht-kalten Hände in die seinen.

„Sag mal, Kindchen, das kann doch dein Ernst nicht sein . . . und wenn es nun wirklich . . . sa eine wäre . . . würdest du dann gar kein Mitleid mit ihr haben, wenn sie auch noch sa unglücklich wäre? . . ."

„Nein, das wäre eben ihre eigene Schuld," beharrte die junge Frau eigensinnig.

„Aber wie willst du das denn in Gottesnamen wissen . . . denk nun mal zum Beispiel . . . ich hätte dir abgeschrieben, als wir verlobt waren . . ."

„Ja, aber . . . sa etwas täte ein Mann einem Mädchen aus unsern Kreisen gegenüber eben ganz einfach nicht . . ."

„Um so schlimmer . . . einem salchen Mädchen gegenüber tut ein Mann das wohl . . . und du hättest dann doch noch sa viel anderes gehabt . . . deine Mutter, deine Brüder, deine Stellung in der Gesellschaft . . . salch ein Mädel aber hat, wenn sie ihr Herz mal an einen Mann hängt, niemanden mehr außer ihm . . ."

„Es ist alsa natürlich jemand über ihrem Stand. Was hat sie sich denn auch mit sa einem einzulassen? . . . Sie soll sich weniger putzen . . . und einen Mann aus ihrem Stand heiraten . . ."

„Um Armut zu leiden? . . . außerdem . . . Kindchen, Kindchen, wie ist es nur möglich! . . . wenn ich nun z. B. ein Prinz gewesen wäre . . . und ich hätte dir den Haf gemacht . . . das wäre genau dasselbe gewesen . . . und du hättest mich lieb gewonnen . . ."

„Dann würde ich doch niemals etwas getan haben, was Mama nicht wußte . . ."

„Ich weiß nun zufällig, daß dies Mädchen keine Mutter hat . . . und wenn sie eine hätte, so wäre es doch nach sehr die Frage, ob die ihr wohl immer zum besten raten würde . . alsa, wenn deine Mutter dir gesagt hätte: du sallst den Prinzen nicht mehr ansehen, dann würdest du . . ."

„Ich würde es ganz von selber nicht getan haben . . ."

„Alsa du hast mich nur deshalb lieb, weil ich zufällig denselben Kreisen angehöre wie du?"

„Nein, das nicht . . ."

„Aber das sagtest du doch soeben, wenn auch mit andern Worten . . ."

„Nun ja . . . aber . . . man kammt eben nie in die Lage . . ."

„Das ist es eben: man kammt nie in die Lage . . . Mädchen wie du treffen nicht mit Prinzen zusammen . . . sa wie Mädchen wie sie Männer aus anderen Kreisen kennen lernen . . . wer weiß, was du sanst getan haben würdest . . . ich wenigstens, Prinz oder nicht Prinz, ich würde mich genau so in dich verliebt haben, und du? . . ."

„Ich würde dich . . . dich . . . auch geliebt haben . . ."

„So, nun sieh mal an . . ." sagte der junge Arzt, frah, daß er wieder scherzen konnte . . . „Das wäre dann alsa eine morganatische Ehe geworden . . . das ist auch etwas Eigentümliches . . . Etwas sehr Eigentümliches sogar . . . Solche Ehe ist eigentlich gar nicht legitim; etwa sa wie die freie Liebe . . . und stell' dir nun mal vor, daß ich dich dann im Stich gelassen hätte, um eine Prinzessin zu heiraten . . ."

„Das würdest du aber nicht getan haben," sagte die junge Frau, während sie ihn küßte.

„Nein . . . aber stell' es dir doch wenigstens mal vor . . ."

„Ja, dann würde ich auch keinen Rat gewußt haben . . . Nur wenn ich Kinder gehabt hätte . . . das wäre doch wenigstens etwas . . ." meinte die junge Frau nachdenklich.

„O, mein Liebling, mein Liebling . . . das sagte sie auch . . ."

„Wer? . . ."

„Jenes Mädchen . . ."

„Sagte sie das? . . . sagte sie das?"

„Ja, mein Liebling, das sagte sie . . ."

Die Arme um den Hals ihres Mannes geschlungen, den Kopf an seine Brust gelehnt, saß die junge Frau eine Weile sinnend da . . . dann sagte sie, noch immer in derselben Haltung:

„Es ist jetzt wohl schon zu spät, nicht wahr? . . ."

„Wozu, mein Schatz?"

„Um zu jenem Mädchen zu gehen . . ."

Haag. Marie Metz-Kaning.

E. P. Evans: The Criminal Prosecution and Capital Punishment of Animals. London 1906, William Heinemann.

Die kulturgeschichtlich interessante Tatsache, daß man es in früheren Jahrhunderten für notwendig erachtete, auch Tiere wegen Verbrechen gerichtlich zu verfolgen, zum Tode zu verurteilen und hinrichten zu lassen, hat Professor E. P. Evans in dem vorliegenden Buche einer eingehenden Darstellung unterzogen. Sein Werk zerfällt in zwei Abschnitte: „Bugs and Beasts before the Law" and „Mediaeval and Modern Penology".

Im ersten Abschnitt werden die in früheren Zeiten wegen Eigentumsbeschädigungen and anderer Belästigungen gegen Insekten und Nagetiere und die namentlich wegen Menschenmordes gegen Haustiere geführten Prozesse erörtert. Da es sich bei den erstgenannten Vergehen fast ausschließlich um Zerstörungen der Ernten und ähnliche der Gemeinde zugefügte Schäden handelte, so wären die Beklagten eigentlich von Zivilgerichten zu verfolgen und zu verurteilen gewesen; es war jedoch nicht möglich, diese Art von Verbrechern zu verhaften and sie durch Einkerkerung oder Hinrichtung zu bestrafen, und so mußte sich die geistliche Gerichtsbarkeit mit dem Verfahren befassen. Die Schuldigerklärten wurden der kirchlichen Gewalt übergeben, durch bischöfliche Verwünschungen und Verfluchungen in den Bann getan, und es wurde ihnen Vernichtung ange-

droht, falls sie nicht binnen einer bestimmten Zeit die Zerstörung der Feldfrüchte einstellen sollten. Der berühmte französische Rechtsgelehrte Chassenée erregte in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts großes Aufsehen durch seine geschickte und glückliche Verteidigung der vor das geistliche Gericht zu Autun geforderten Ratten und zeigte dabei so große Gelehrsamkeit und Gewandtheit, daß er bald nachher zum Präsidenten des als „Parlament de Provence" bekannten Obertribunals ernannt wurde. Er hat sich an solchen Kriminalprozessen mehrmals beteiligt und auch im Jahre 1531 69, „Consilia" betitelte Abhandlungen veröffentlicht, die allerlei Rechtsfragen ausführlich erörtern, und von denen die erste genaue Untersuchungen über die Exkommunikation der Tiere („De Excommunicatione Animalium Insectorum") anstellt. Zuweilen wurde das Verfahren durch allerlei Einwände und Kniffe der Verteidiger wiederholt vertagt, wie z. B. bei dem Strafprozeß gegen die Weinstöcke anfressenden Kornwürmer zu St. Julien im Jahre 1587, der mehr als acht Monate dauerte. Einige Juristen behaupteten, daß nicht die eine Ausschließung vom Altardienste und vom Gebrauche der Sakramente bewirkende Exkommunikation, sondern nur das Anathema auf Tiere anwendbar sei. Diese Ansicht wurde aber nicht allgemein geteilt, und der kleine Kirchenbann wurde öfters über Ungeziefer, Nagetiere und Vögel verhängt. Egbert, Bischof von Trier, belegte die Schwalben mit dem Bann, die durch ihr Gezwitscher den Gottesdienst störten und ihm den Kopf und das Meßgewand beschmutzten, als er am Altar das heilige Amt versah. Es herrscht noch jetzt der Aberglaube, daß jede in den Dom hineinfliegende Schwalbe sofort tot zu Boden fällt.

Noch interessanter sind die gegen größere Säugetiere und namentlich gegen Haustiere vor den weltlichen Gerichten geführten Strafprozesse. Die Hauptverbrecher waren Schweine, die im Mittelalter frei herumliefen und häufig alleingelassene, in der Wiege liegende Säuglinge umbrachten. Im Jahre 1386 wurde zu Falaise in der Normandie eine Sau wegen Kindesmordes zum Tode verurteilt und öffentlich gehängt. Wie dieses Strafurteil feierlich vorgelesen und vom Henker vollstreckt wurde, hat man damals an der Außenseite einer dortigen Kirche in einer Fresco-Malerei dargestellt, von der das Titelbild des vorliegenden Buches einen guten Abdruck gibt. Am 20. Juli 1621 hatte bei Leipzig eine Kuh ein Weib „zu Tode gestoßen". Sie wurde darauf nach dem Schiedsspruch der juristischen Fakultät der Leipziger Universität „als abschewlich thier" erschlagen und „vnabgedecht begraben", d. h. man durfte weder die Haut abziehen noch das Fleisch verzehren. Nach der Hinrichtung durfte der tierische nicht anders als der menschliche Leichnam behandelt werden. Das Fleisch eines derartigen tierischen Verbrechers zu essen, wurde als Anthropophagie oder Menschenfresserei angesehen und war bekanntlich auch von der jüdischen Gesetzgebung verboten. Im Jahre 1563 wurden zu Frankfurt am Main mehrere wegen Kindesmordes hingerichtete Schweine ohne weiteres in den Fluß geworfen, obwohl sie ebenso gutes Fleisch geliefert hätten, wie es die Metzger zum Verkaufe ausboten. In der Regel wurde das Tier neben der Richtstatt oder an einem anderen für die Beerdigung menschlicher Verbrecher bestimmten Platz begraben. Nur die sparsamen Niederländer ließen sich durch die infolge des Strafurteils beurkundete moralische Verdorbenheit des Tieres den Genuß seines Fleisches nicht verderben. So wurde ein im Jahre 1578 zu Gent vom Gericht zum Tode verurteilter Ochse geschlachtet und sein Fleisch zum Verkauf gestellt. Die Hälfte des Ertrags wurde der durch das Verbrechen beschädigten Partei übergeben und die andere Hälfte zugunsten öffentlicher Armen verwendet.

Die bei Kindern und auf niederer Kulturstufe stehenden Völkern herrschende Neigung, leblose Gegenstände zu bestrafen, machte sich auch in der mittelalterlichen Gesetzgebung bemerkbar. Die Angelsachsen hielten z. B. ein Schwert oder einen anderen Gegenstand, mit dem ein Mensch umgebracht war, für unrein und unbrauchbar, bis man die Mordtat gesühnt hatte, und im englischen Rechte hat das Parlament erst unter der Regierung der Königin Victoria die lange bestehende, „Deodand" („Deo dandum") genannte Bestimmung abgeschafft, die ein Fuhrwerk oder ein Pferd, durch die ein Mensch zu Tode gekommen war, dem Fiskus als verfallenes Gut überwies.

Der Wert des vorliegenden Werkes wird durch einen Anhang, der die auf die Prozesse bezüglichen originellen Dokumente enthält, eine die Hauptquellen umfassende Bibliographie und ein gutes Register bedeutend erhöht.

C. B. Howard.

Arthur Schubart: „Hochlandskämpfe". Verlag von A. Bonz, Stuttgart.

„Hochlandskämpfe" nennt Arthur Schubart sein neues, fünf kurze Erzählungen enthaltendes Buch. In seinem Erstlingsbande „Aus meiner Heimat", sowie dem nachfolgenden „Neues aus meiner Heimat" bot er meist Stimmungsbilder aus dem Freiluftleben des Jägers und Fischers, die sehr fein beobachtet waren. Diesmal kultiviert er mehr die eigentliche Dorfgeschichte, bei der es sich gewöhnlich um die Liebe des Jägers zur Bauerntochter oder um den Kampf zwischen Jäger und Wilderern handelt. Am stärksten in der Wirkung sind die beiden ersten: „Hochlandskämpfe" und „Die Auernschmiede", voll Lebendigkeit der Darstellung und der eingestreuten charakteristischen Volkszüge. In den drei weiteren Erzählungen schwächt sich das stoffliche Interesse ein wenig ab, eben weil, wie schon erwähnt, eine gewisse Gleichheit der Motive untereinander besteht. Um eins vom anderen schärfer abzuheben, bedurfte es im einzelnen Fall der tieferen psychologischen Durchbildung; die Gestalten und ihr inneres Erleben müßten greifbarer herausgearbeitet sein. Vorläufig erreicht der Menschenschöpfer Schubart noch nicht den Naturschilderer, als der er auch in diesem Buche wieder glänzend hervortritt. Dennoch weiß er auch seinen Menschen Seiten abzugewinnen, die den Leser sympathisch berühren: eine treuherzige Wärme, ein anmutiger, naiver Humor belebt das Reden und Tun dieser grünröckigen Jägersbuben sowie ihrer Dirndln. Mag hier und da im Scherze unserer Gläubigkeit etwas zugemutet werden — die Lösung der heiteren Geschichte „Das Wunder" z. B. entbehrt einigermaßen der Wahrscheinlichkeit — so bleibt immer als Grundzug eine erquickende Frische, ein Hauch von Bergluft, der das Buch durchweht und von jedem, der es zur Hand nimmt, sicher wohltuend empfunden wird.

H. R.

Aufgaben des modernen Theaters. Von Karl Hagemann. „Das Theater." Band 17. Verlag von Schuster & Loeffler in Berlin.

Dieses kleine Büchlein hat seine großen Vorzüge. Hagemann hat in einigen umfangreicheren Bänden bereits seine Vertrautheit mit allen Fragen der zeitgenössischen Bühne erwiesen. Die Berufung an das Mannheimer Hoftheater ist die öffentliche Anerkennung seiner Fähigkeiten. Regiefragen hauptsächlich haben ihn beschäftigt, und was Hagemann an Vorschlägen über die Reform der Inszene von Oper und Drama vorgebracht hat, war klar und durchaus gesund. Vor allem, es liegt im Bereich der Möglichkeit auf den von ihm angedeuteten Wegen den Zielen der modernen Bühne nahezukommen. Nun hat er in diesem Band der Monographiensammlung „Das Theater" sein Thema wieder aufgenommen und von neuen Gesichtspunkten beleuchtet. Auch diesem Buch eignen die Vorzüge seiner Vorgänger. Es ist lichtvoll, selbstverständlich, zeigt die große Liebe zu einer Aufgabe, die ein Leben auszufüllen geeignet ist, und steht durchaus auf dem Boden des Erreichbaren. Keine Verstiegenheiten, keine Utopien machen sich breit. Besonnen stellt sich Hagemann die Frage: was fehlt unserem modernen Theater und welches sind seine Aufgaben? und besonnen beantwortet er sie. Der gesunde Grundsatz seiner Ueberzeugungen lautet: das Theater ist eine Bühne der Lebendigen. Aeltere Meisterwerke in geschmackvoller Auswahl, aber daneben auch das Beste aus der Produktion der Gegenwart zu bieten, ist seine Aufgabe. Damit hängt eine Reform des Spielplans zusammen, ein Punkt, dem bisher noch nirgends gebührende Beachtung geschenkt wurde. Nicht minder wichtig ist die Frage eines modernen Theatergebäudes, das in gleicher Weise die Entfaltung des Dramas und der Oper großen Stils gestatten würde und zugleich auch für intime Werke zu benützen wäre. An die Regiefragen tritt Hagemann mit ruhiger Sicherheit heran und anerkennt freudig alle Fortschritte, die der modernen Bühne nach dieser Richtung gelungen sind. Das ist das Beste an Hagemanns Buch und an seinem ganzen Wirken: diese prächtige, frische Kraft, mit der er sich der Probleme bemächtigt, und die Freude am wirkenden Leben einer Gegenwart, die sich nicht vor der Vergangenheit zu fürchten und zu schämen braucht.

Brünn. Karl Hans Strobl.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. – Druck von H. S. Hermann in Berlin

Nr. 20. Berlin, den 16. Februar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Mitteilung.

Politische Erwägungen bestimmen mich, die Herausgabe dieser Zeitschrift einzustellen. Die „Nation" wird — unter Zustimmung des Verlegers — bereits mit Ablauf des Quartals zu erscheinen aufhören. Ich bitte Mitarbeiter und Abonnenten, davon Vermerk zu nehmen.

Theodor Barth.

Politische Wochenübersicht.

Die Bestrebungen zur organisatorischen Einigung der drei freisinnigen Gruppen treten wieder nachdrücklich auf. Die Initiative kommt diesmal aus Hamburg und Schleswig-Holstein. Die leitenden Männer der freisinnigen Volkspartei zeigen sich, wie die Haltung der „Freisinnigen Zeitung" erweist, noch spröde. Es scheint jedoch, daß ihr Widerstand diesmal vergeblich sein wird.

Auf die Art, in der der angeblich „unparteiische" Flottenverein in die Wahlagitation eingegriffen hat, ist durch die Enthüllungen des „Bayerischen Kuriers" ein bezeichnendes Licht geworfen worden. Dieses Zentrumsorgan war in der Lage, zahlreiche Briefe zu veröffentlichen, die der Leiter des Flottenvereins, Herr Generalmajor Keim, während der Wahlbewegung an eine Reihe von Persönlichkeiten gerichtet hat. Der „Bayerische Kurier" versichert, die Abschriften jener Dokumente auf durchaus legale Weise erworben zu haben. Der Inhalt der Briefe, deren Echtheit man nicht leugnen kann, ist sehr kompromittierend. Die offiziöse Presse ist bereits mit einer Erklärung auf dem Plane erschienen, die wenigstens den Eindruck verwischen soll, als ob für die Verbreitung der Agitationsschriften des Flottenvereins amtliche Gelder durch den Reichskanzler zur Verfügung gestellt worden seien. Aber auch die Erklärung der „Norddeutschen Allgemeinen-Zeitung" mußte zugeben:

„Von privater Seite sind zur Unterstützung regierungsfreundlicher Kandidaturen Mittel aufgebracht worden, bei deren Verwendung in dankenswerter Weise auch mehrfach der Rat amtlicher Stellen eingeholt und befolgt worden ist. Der Reichskanzler war in der Lage, dem Fürsten Salm in Aussicht zu stellen, daß er sich für eine Beihilfe zu den Kosten des Wahlkampfes aus solchen privaten Mitteln interessieren werde."

Selbst vor einem Bündnis mit der Sozialdemokratie wollten die leitenden Herren des Flottenvereins nicht zurückschrecken, und der Landrichter Stern in Beuthen bemüht sich vergeblich, nachträglich den Eindruck der folgenden Ausführungen abzuschwächen:

„Es muß alles daran gesetzt werden, weiteres Erstarken des Zentrums in der Stichwahl zu verhindern und die Sozialdemokratie dahin zu bringen, daß sie bei Stichwahlen, wo Zentrum gegen andere bürgerliche Parteien steht, stets für diese gegen das Zentrum den Ausschlag gibt. Jetzt nach den furchtbaren Schlägen, die sie bekommen hat, wird die Sozialdemokratie wohl zu Verhandlungen bereit sein, besonders muß ihr rechter Flügel gestärkt werden . . . So ist eine Abmachung dahin geboten, daß die Sozialdemokratie und die nationalen Parteien einander gegen das Zentrum gegenseitig unterstützen."

Herr Landrichter Stern ist augenscheinlich ein politischer Kopf, der weniger Vorurteile besitzt als viele Freisinnige.

Höchst bemerkenswert für jene Liberalen, die sich zu bekreuzigen pflegen, wenn zur Niederwerfung eines Reaktionärs eine politische Kooperation zwischen Liberalismus und Sozialdemokratie empfohlen wird, ist auch die Art, wie derselbe „Bayerische Kurier" zu den Stichwahlergebnissen in München Stellung nimmt. In München hatte das Zentrum bekanntlich die Parole zugunsten der Sozialdemokraten ausgegeben. Kurz vor der Stichwahl hatte demgegenüber der Erzbischof von München erklärt, er bedauere diese Wahlparole des Zentrums, und in der Tat folgte ihr ein erheblicher Teil der Zentrumswähler nicht. Diese „Disziplinlosigkeit" wird nun von dem „Bayerischen Kurier" folgendermaßen kritisiert:

„Es unterliegt keinem Zweifel, . . . daß die in öffentlichen Erklärungen unberufener Höflinge und sonstiger ‚Zentrumsperlen' zum Ausdruck gekommene Disziplinlosigkeit irreführend und lähmend auf die Aktionsfreudigkeit vieler Zentrumswähler gewirkt hat, zumal die liberale Agitation in Wort und Schrift auch davor nicht zurückgeschreckt ist, katholische Erzbischöfe als motorische Kraft für ihren ‚Siegeswagen' zu benützen. Immerhin haben die Kerntruppen des Zentrums tapfer Parole gehalten, was in der sehr beträchtlichen Stimmenmehrung der Sozialdemokratie deutlich zum Ausdruck kommt. Deshalb wird auch die sozialdemokratische Partei ihre Niederlage hinnehmen, ohne das Zentrum dafür verantwortlich zu machen. Die Leitung, die Presse und die Organisation haben mit bestem Willen ihre Pflicht getan. Gegen unsichere Kantonisten, gegen Verräter und Feiglinge, die unter dem Hasenpanier mit- und rechtzeitig davonlaufen, war diesmal leider auch die Zentrumspartei nicht gefeit. Das ist äußerst bedenklich und höchst bedauerlich. Das Zentrum

darf indes nicht dulden, daß die Zustände der alten Bundesstaats-Krähwinkelei in seinen Reihen einreißen. Es muß ein einheitliches Kommando machtvoll die einheitlich organisierten Truppen beherrschen, und eiserne Disziplin muß wieder alle umfassen, deren politische Ueberzeugung im Zentrumsprogramm ihre Befriedigung findet. Deshalb muß mit eisernem Besen alles von der Zentrumsschwelle weggefegt werden, was in kritischen Momenten der Partei in den Rücken fällt und fähig ist, sie zum Kinderspotte zu machen."

In Rudolstadt hat man ein neues Mittel gefunden, um den Sozialdemokraten weitere Anhänger in die Arme zu treiben. Das dortige Landratsamt hat den seit einigen Monaten bestehenden „Sozialdemokratischen Verein Rudolstadt" auf Grund eines Gesetzes vom Jahre 1898 einfach verboten. In der langatmigen Begründung dieses Verbots heißt es zum Schluß:

„Eine Partei, die für sich den Vollbesitz der politischen Macht in Anspruch nimmt, die sich nicht gleich allen anderen politischen Parteien damit begnügt, die Parteiinteressen beim gemeinsamen Zusammenwirken mit der Reichs- und Staatsregierung und den übrigen Parteien nach Möglichkeit zu fördern, sondern deren offen ausgesprochenes Ziel die politische Macht ist, d. h. die Verdrängung aller Andersdenkenden, die jetzt einen mehr oder weniger großen Anteil an der politischen Macht haben, mag es in der Regierung oder im Parlament sein, eine solche Partei kann nicht verlangen, daß die Behörde den Zusammenschluß ihrer Parteigenossen zu besonderen politischen Vereinen duldet, wo sie solche zu verbieten in der Lage ist."

Diese Verfügung verdient als ein Merkstein der gegenwärtigen politischen Bildung in Deutschland auf die Nachwelt zu kommen. Einer politischen Partei es als ein Staatsverbrechen anzurechnen, daß „ihr offen ausgesprochenes Ziel die politische Macht ist", das schlägt alles, was Abdera und Schilda je geleistet haben. Man muß erwarten, daß demnächst die Regierung von Schwarzburg-Rudolstadt im Bundesrat den Antrag stellen wird, die Reichsverfassung durch eine Bestimmung zu ergänzen: „Jede politische Partei, die die politische Macht erstrebt, ist verboten."

Die Prüfung der Ursachen des Mißerfolgs bei den letzten Reichstagswahlen wird innerhalb der Sozialdemokratie mit Nachdruck fortgesetzt. Auch der sozialdemokratische Parteivorstand hat hierzu eine ausgiebige Erklärung veröffentlicht, in der unumwunden zugegeben wird, daß die Partei selbst einen Teil der Schuld an ihren Niederlagen trägt, und in der es u. a. heißt:

„Es soll nicht verschwiegen werden, daß die vielfachen Meinungsdifferenzen, die wir in den letzten Jahren hatten, in der Presse und in Zusammenkünften aller Art oftmals in einer Weise ausgetragen wurden, die unseren Gegnern Stoff zu Angriffen lieferte, namentlich weil die Ausschlachtung in der üblichen tendenziös entstellten Weise geschah.

Hier haben wir künftig, ohne Ausnahme, uns die größte Reserve aufzuerlegen. Müssen Meinungsverschiedenheiten in der Partei ausgetragen werden, so darf dieses nur in der streng sachlichsten Weise geschehen. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß wir Parteigenossen sind und jeder von uns das Recht hat zu verlangen, daß seine abweichende Meinung als ehrlich gemeint und im Interesse der Partei geltend gemacht angesehen wird. . . .

Die Ursachen unserer Niederlagen zu erkennen, heißt sie künftig nach Möglichkeit vermeiden, heißt neuen Siegen die Bahn brechen."

Bemerkenswert ist ferner die Offenheit, mit der der sozialdemokratische Parteivorstand das Wort ergreift, um die Stichwahltaktik der Sozialdemokraten in jenen süddeutschen Wahlkreisen zu verurteilen, in denen sie ausgesprochenen Reaktionären selbst gegenüber aufrichtigsten Liberalen in der Stichwahl zum Siege verhalfen. Die Parteileitung hatte vergeblich versucht, einem solchen Beginnen entgegenzuwirken. Auch die Mitglieder des Landesvorstands der württembergischen Sozialdemokratie haben jenen „Genossen" energisch von ihren Rockschößen abgeschüttelt, der im 7. württembergischen Wahlkreise, angeblich im Namen des Landesvorstandes, entgegen der auf Wahlenthaltung lautenden offiziellen Parole aufgefordert hatte, gegen den volksparteilichen und für den konservativen Kandidaten zu stimmen.

Der Bund der Landwirte hat am vorigen Montag im Zirkus Busch seine diesjährige Generalversammlung abgehalten. Siegesfreude schwellte die Brust der Bundesführer, und mit Stolz — leider auch mit Recht — konnte der Bundesdirektor Dr. Hahn in seinem Geschäftsbericht feststellen, daß es gelungen sei, „eine größere Zahl zuverlässig agrarisch gesinnter Männer in den Reichstag hineinzubekommen als 1903".

Am meisten Furcht haben die extremen Agrarier davor, daß in absehbarer Zeit ein verständiger Handelsvertrag mit den Vereinigten Staaten zustande gebracht werden könnte, und man vermag schon heute die erbitterte Opposition vorauszusehen, die sie im Reichstag einer vernünftigen Neuregelung unserer Handelsbeziehungen zu der amerikanischen Union entgegenstellen werden. Ob mit einem solchen Sieg der handelspolitischen Vernunft schon in naher Zukunft gerechnet werden darf, ist freilich eine andere Frage. Trotz aller jetzt geflissentlich in die Zeitungen lancierten offiziösen Versicherungen, wie weit die Vorbereitungen eines deutsch-amerikanischen Handelsvertrages schon gediehen seien, ist damit zu rechnen, daß die jetzigen gesetzgebenden Körperschaften in den Vereinigten Staaten keiner erheblichen Ermäßigung der Zollrüstung ihre Zustimmung geben werden. Es wäre eine große Täuschung, wollte man sich in dieser Beziehung übertriebenen Hoffnungen hingeben.

In Holland ist ein Konflikt mit der Ersten Kammer zum Ausbruch gekommen. Nach einer dreitägigen Debatte lehnte diese das Kriegsbudget ab, weil der Kriegsminister den verlängerten Dienst der Miliztruppen nach deren ersten Uebungen abgeschafft hat. Solche Opposition einer Ersten Kammer hat etwas sehr Ungewöhnliches an sich. Man scheint auch in den Niederlanden noch über die Form im unklaren zu sein, in der dieser Zwist wieder beigelegt werden kann. Einstweilen hat das gesamte Kabinett demissioniert, und man spricht von einer Auflösung der Zweiten Kammer, wobei man sich die Gefahr vor Augen hält, daß durch die Neuwahlen die jetzige liberale Regierung wieder beseitigt werden könnte.

Das englische Parlament ist am vorigen Dienstag mit einer Thronrede eröffnet worden, in der neben der Ankündigung einer umfangreicheren Selbstverwaltung für Irland am meisten die Behandlung des Konflikts zwischen dem Oberhause und dem Unterhause interessiert. Der betreffende Passus lautet wörtlich:

„Ernste Fragen bezüglich der Arbeiten unseres parlamentarischen Systems sind aus unglücklichen Differenzen zwischen den beiden Häusern entstanden. Meine Minister ziehen soeben den wichtigen Gegenstand im Hinblick auf eine Lösung der Schwierigkeit in Erwägung."

Gleich nachdem im Oberhaus die Education Bill zu Falle gebracht war, hatte sich der Premierminister Sir Henry Campbell-Bannerman mit ungewöhnlicher Schärfe über die Notwendigkeit einer Reorganisation dieser Körperschaft ausgesprochen, und erst vor wenigen Tagen hat der Generalstaatsanwalt Sir Lawson Walton in einer zu Leeds gehaltenen Rede hervorgehoben, das House of Lords stehe mit den modernen demokratischen Einrichtungen nicht mehr im Einklang und müsse verschwinden. Ueber die zur Erreichung einer durchgreifenden Reform einzuschlagenden Wege ist sich die englische Regierung, wie die Adreßdebatte erkennen ließ, noch nicht völlig klar; es besteht jedoch kein Zweifel, daß dieses ernste und schwierige Problem mit allem Nachdruck einer Lösung nähergebracht werden wird.

So wenig übersichtlich bisher das Ergebnis der Vorwahlen zur russischen Duma ist, so lassen die schon bekannt gewordenen Zahlen doch erkennen, daß es auch diesmal nicht gelang, die Partrien der Opposition niederzuhalten. Die russische Regierung tut ihr möglichstes, um das für sie ungünstige Resultat der Wahlmännerwahlen zu verschleiern, und so ist aus den amtlichen Meldungen die eigentliche Parteistellung der Gewählten nicht immer mit Sicherheit zu ermitteln. Erst die Wahlen der Abgeordneten selbst werden volle Aufklärung hierüber geben. Nach den vom Wolffschen Telegraphenbureau weiterverbreiteten offiziösen Angaben wurden bisher

5699 Wahlmänner zweiten Grades gewählt. Davon sind 1369 Monarchisten, 870 Gemäßigte, 2382 Angehörige der Linken, 458 Nationalisten, 381 Parteilose und 239 von unbekannter Parteistellung. Natürlich war bei den Wahlen von der „vollen Wahlfreiheit", die der Ministerpräsident Stolypin in einem Zirkular zugesichert hatte, keine Rede. Es kamen an den verschiedensten Orten zahlreiche Akte brutalster Willkür gegenüber den Parteien der Linken vor, und man hat auch alles getan, um die hervorragenderen Führer der Opposition aus der neuen Volksvertretung fernzuhalten. Ohne diese prominenten Persönlichkeiten glaubt die russische Regierung von vornherein mit der Duma nach Belieben umspringen zu können. Man rechnet bereits jetzt damit, daß in der neuen Duma mindestens 175 Plätze auf die Opposition entfallen werden.

* * *

Der Liberalismus nach den Reichstagswahlen.

Es gibt kein Feld geistigen Strebens, auf dem die Autosuggestion so üppig gedeiht wie auf dem der Politik. Die letzten Wahlen haben das aufs neue bestätigt. Der Liberalismus hat sich allen Ernstes eingeredet, er habe bei den jüngsten Reichstagswahlen einen großen Sieg erfochten und seine politische Lage wesentlich verbessert. Der parlamentarische Einfluß der gesamten Linken ist beträchtlich vermindert, und freisinnige Preßorgane stimmen trotzdem ihre Leitartikel auf den Ton Ulrichs von Hutten und des Königs von Sachsen: „Es ist eine Lust zu leben!"

Die Regierung, so versichert man uns in immer neuen Variationen, ist jetzt genötigt, auf den Liberalismus mehr Rücksicht zu nehmen, und — so fügt man vertraulich hinzu — Fürst Bülow will es auch. In welchem Sinne er es will, darüber hat uns dieser Tage der Pariser „Temps" belehrt, und zwar in einem Interview, das der Berliner Vertreter des Blattes mit einer „dem Reichskanzler sehr nahestehenden Persönlichkeit" gehabt hat. Da der Inhalt dieses Interviews nicht dementiert worden ist, so wird man ihn für korrekt halten dürfen. Die entscheidende Aeußerung des reichskanzlerischen Intimus ist folgende:

„Da der Kanzler auf eine feste Majorität nicht rechnen kann, muß er eine solche von Fall zu Fall zu gewinnen suchen. **Er wird dabei von den Liberalen kein Aufgeben ihrer Grundsätze verlangen**, setzt aber voraus, daß sie klug genug sein werden, die natürliche Entwicklung der Dinge nicht zu hindern und Zentrum und Konservative nicht in die Arme zu treiben."

Selbst diese Aeußerung, die von einem maßlosen Vertrauen in die Naivität der Liberalen getragen ist, hat, wie es scheint, noch nicht genügt, um unsere liberalen Illusionisten aus ihren angenehmen Träumen zu erwecken. Der Reichskanzler verlangt von den Liberalen „kein Aufgeben ihrer Grundsätze" — welch' eine Konzession an den Liberalismus! Die Liberalen dürfen alle ihre Grundsätze im treuen Herzen bewahren, sie können sie sogar frei drucken und zirkulieren lassen. Fürst Bülow wird nicht einmal etwas dagegen haben, wenn auf Parteifesten schwungvolle Toaste mit dem Refrain „Hoch die liberalen Grundsätze!" ausgebracht werden.

Nur eins setzt er voraus, gewissermaßen als etwas ganz Selbstverständliches: daß von diesen Grundsätzen in der praktischen Politik kein Gebrauch gemacht wird. Wollten die Liberalen davon Gebrauch machen, so könnten sie ja „die natürliche Entwicklung der Dinge" hindern! Der Reichskanzler nimmt an, daß sie klug genug sein werden, das nicht zu tun. Und er setzt auch gleich eine väterliche Warnung hinzu. Sollten die Liberalen wirklich die Unklugheit besitzen, von ihren Grundsätzen praktischen Gebrauch zu machen, dann tragen sie die Schuld, wenn sich Zentrum und Konservative in die Arme fallen und den im Grunde seines Herzens doch auch liberalen Reichskanzler nötigen, mit diesen zusammen reaktionäre Politik zu treiben. Ob wohl je eine Partei von einem leitenden Staatsmann in gemütvollerer Weise verhöhnt worden ist?

Als vor einigen Wochen die Idee einer konservativ-liberalen Regierungsmehrheit dem verehrlichen Publikum angepriesen wurde, konnte man noch annehmen, daß dieser ballon d'essai bloß in die Luft gesandt sei, um den Wählermassen ein Extravergnügen zu bereiten. Jetzt nach den Wahlen, bei denen der Freisinn Konservativen und Antisemiten durch seine Stichwahlunterstützung mehr als ein Dutzend Mandate in die Hände gespielt hat, scheint Fürst Bülow selbst den Freisinn für reif zu einem politischen Kartell mit den Konservativen zu halten. Es wäre das die Erneuerung und Erweiterung des konservativ-nationalliberalen Kartells der Jahre 1887 bis 1890. Der Freisinn wird der Ehre für würdig erklärt, sich an einem solchen Kartell zu beteiligen. Das Kartell würde natürlich den Namen „nationales Kartell" tragen, und wenn der Freisinn es verlangt, ist Fürst Bülow bereit, ihm schriftlich zuzusichern, daß er seine politischen Grundsätze nicht aufzugeben braucht.

Daß sich die Nationalliberalen von heute, die ja noch viel reaktionärer sind als die von 1887, an einem solchen Kartell gern beteiligen würden, darf als sicher angenommen werden, und da der Abgeordnete Müller-Meiningen bereits feierlich erklärt hat, daß ihm ein agrarischer Nationalliberalismus immer noch lieber sei als eine quasi ultramontane Sozialdemokratie, so braucht der Herr Reichskanzler die Hoffnung nicht fahren zu lassen, daß die Liberalen, denen ja kein „Aufgeben ihrer Grundsätze" zugemutet wird, „klug genug sein werden, die natürliche Entwicklung der Dinge nicht zu hindern". Wenn sich die Freisinnigen den staatsmännischen Plänen des Fürsten Bülow dienstbar machen wollen, so ist er bereit, in Zukunft auf die Unterstützung durch das Zentrum zu verzichten. Gebt mir eine Mehrheit aus Konservativen und Liberalen, dann verpflichte ich mich, die gegenwärtige Ungnade, in der das Zentrum lebt, zu einer perennierenden zu machen!

Ob der Reichskanzler diese Verpflichtung einhalten würde, ist eine andere Frage, die um deswillen nicht weiter untersucht zu werden braucht, weil er nicht in die Lage kommen wird, beim Wort genommen zu werden. Selbst wenn der Liberalismus in allen seinen Teilen die Bescheidenheit bis zur äußersten Schwäche triebe, — die Konservativen, die doch von der Partie sein müßten, denken nicht daran, eine ähnliche Entsagung zu üben. Wenn Fürst Bülow ihnen mit der Versicherung käme, er verlange von ihnen kein Aufgeben ihrer Grundsätze, aber sie möchten doch so nett sein und ihn nicht durch starke Forderungen darin hindern, eine konservativ-liberale Wassersuppenpolitik zu treiben, dann würden ihm die Konservativen schön heimleuchten.

Von welchem Selbstbewußtsein diese Herren erfüllt sind, hat Herr von Oldenburg-Januschau, der Reichstagsabgeordnete für Elbing-Marienburg, erst vor wenigen Tagen erneut im Zirkus Busch dargetan. Der Umstand, daß er mit liberaler und freisinniger Unterstützung gewählt worden ist, hat ihn in keiner Weise geniert, die Rolle des agrarischen Erzreaktionärs mit übermütiger Verve zu spielen. Die Konservativen sind durchaus bereit, mit dem Reichskanzler und, wenn es ihm gelingt, die Liberalen am Narrenseil hinter sich herzuziehen, auch mit den Liberalen zusammenzugehen, aber nur unter der Voraussetzung, daß wirklich konservativ-agrarische Politik getrieben wird. In seinen patriotischen Bekenntnissen hat Herr von Oldenburg dem „nationalen Schwein" einen bevorzugten Platz angewiesen. Damit ist die konservative Realpolitik symbolisch gekennzeichnet. Diese politischen Waidmänner haben nichts dagegen, wenn selbst die Freisinnigen mitjagen; sie werden sie sogar gern als Zutreiber mitverwenden. Aber wenn es zur Verteilung der Jagdbeute käme, dann würde es dem Liberalismus ergehen wie der Krähe in dem bekannten Gedicht von Klaus Groth:

„De Krei, de kreg een
Von de achtersten Been!"

Das konservativ-liberale Kartell dürfte deshalb trotz allem ein Bülowsches Phantasiestück bleiben. Kann es aber nicht verwirklicht werden, so gestaltet sich die Position des Zentrums

günstiger als je vorher. Man hat in der Wahlzeit und besonders unmittelbar nach der Auflösung viel von einem schwarzroten Kartell geredet und damit besonders im Auslande den Glauben erweckt, als ob so etwas tatsächlich bestanden hätte. In Wirklichkeit war es ein reiner Zufall, daß sich Zentrum und Sozialdemokratie bei der Abstimmung über den Nachtragsetat zusammenfanden und mit den Polen gemeinsam eine knappe Mehrheit bildeten. Während der ganzen Dauer der Bülowschen Kanzlerschaft ist der Fall sonst garnicht vorgekommen, daß das Zentrum mit den Sozialdemokraten zusammen in einer irgendwie bedeutsamen Frage gegen die Bülowsche Politik marschiert wäre. Im Gegenteil: mit niemandem war der politische Geschäftsverkehr des Reichskanzlers inniger als mit dem Zentrum. Nicht einmal die Nationalliberalen erfreuten sich gleicher Gunst. Aber auch sie, und das ist sehr charakteristisch, pflegten bei allen wichtigen Abstimmungen mit dem Zentrum zusammenzugehen. Bei zwanzig namentlichen Abstimmungen während des im Juni 1906 zu Ende gegangenen Sessionsabschnitts stimmten die Nationalliberalen nicht weniger als sechzehnmal mit dem Zentrum, während der Freisinn zwar sechzehnmal mit den Sozialdemokraten, aber nur sechsmal mit dem Zentrum und siebenmal mit den Nationalliberalen zusammen stimmte. Nebenbei bemerkt, ging in diesen zwanzig namentlichen Abstimmungen der Freisinn nur dreimal mit den Konservativen zusammen, — auch ein Beweis dafür, wie „natürlich“ sich der Bülowsche Plan einer konservativ-liberal-freisinnigen Verbrüderung an der Hand der Tatsachen der jüngsten Vergangenheit ausnimmt!

Das Zentrum hat auch in Zukunft nicht die geringste Nötigung, sich mit den Sozialdemokraten im Parlament zusammenzutun. Es ist in der angenehmen Lage, die Dinge ruhig an sich herankommen zu lassen. Wenn die Linke sozialpolitisch etwas durchsetzen will, wird sie ohne die Hilfe des Zentrums nicht weit kommen, und wenn die Rechte in wirtschaftspolitischer oder kultureller Beziehung die Uhr der Gegenwart zurückzustellen wünscht, so muß sie sich ebenfalls ans Zentrum wenden. Die Ungnade des Hofes oder des Kanzlers wird das Zentrum ertragen können. Das Zentrum wird vielleicht eine solche vorübergehende Ungnade nicht einmal ungern sehen, um seine demokratische Reputation, die in den letzten Jahren etwas verblaßt ist, wieder auffrischen zu können. Vor dem Zentrumswagen gehen zwei Rappen: ein reaktionärer aus dem Gestüt der Bischöfe und katholischen Standesherren und ein demokratischer, der in kleinbäuerlicher Pflege unter den Augen von Kaplänen und Arbeitern aufgezogen ist. Wenn der eine Rappe einmal etwas lahmt, muß der andere stärker anziehen.

Spricht unter solchen Umständen auch nur die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, daß Fürst Bülow gegenüber dem Zentrum den Unbeugsamen spielen wird? Daß er dem Zentrum gegenüber noch so tut, als sei er schwer zu versöhnen, ist begreiflich genug. Aber diese Diplomatie wird das Zentrum über die wahren Gefühle des Reichskanzlers nicht hinwegtäuschen. Es war ein merkwürdig plumper Versuch des *Zentralverbandes deutscher Industrieller*, in seinem Glückwunschschreiben an den Fürsten Bülow über den Ausfall der Wahlen ihm suppeditieren zu wollen, „daß der Kampf einzig und allein gegen die vaterlandslose, kulturfeindliche Sozialdemokratie gerichtet sein konnte und in der Tat gerichtet war“. Diese geflissentliche Ausschaltung des Zentrums aus der Reihe der Gegner wenige Wochen nach der Reichstagsauflösung zwang den Fürsten Bülow geradezu zu einer Entgegnung. Aber auch hierin hütet er sich wohl, gegen die Zentrumspartei selbst etwas zu sagen. Er spricht nur davon, daß „das nationale Bürgertum durch sein Votum gegen die Sozialdemokratie auch eine parlamentarische Taktik verurteilt habe, durch deren Anwendung am 13. Dezember v. J. die damalige Minderheit von der Zentrumspartei unter Beihilfe der Sozialdemokratie niedergestimmt wurde“.

Wenn also nur diese *parlamentarische Taktik*, die gar keinen grundsätzlichen, sondern nur einen zufälligen Charakter trug, vom Zentrum nicht wiederholt wird, dann steht dem Frieden mit dieser Partei eigentlich nichts im Wege.

Ist danach nicht zehn gegen eins zu wetten, daß die Mobilisierung des Liberalismus durch den Fürsten Bülow nur den Zweck hat, die Bedingungen des Friedensschlusses mit dem Zentrum für den Reichskanzler günstiger zu gestalten? Wenn der Liberalismus dem gouvernementalen Liebeswerben nicht widersteht und weiter nach rechts hin abrutscht, so wird er der komische Held einer politischen Farce werden.

In den jüngsten Reichstagswahlen ist es gelungen, alle Verbindungen nach links hin zu lösen. Die Einsicht, daß ohne die Wiederannäherung an die äußerste Linke der Liberalismus ohnmächtig bleiben muß, ist in der Feuersbrunst der letzten Wahlen zugrunde gegangen; sie glimmt nur noch unter der Asche. Kann man diesen Gedanken nicht zu einer neuen Flamme anblasen, dann wird der Liberalismus keiner Reaktion gefährlich werden.

Theodor Barth.

Die Programmrede des neuen Landwirtschaftsministers.

Als Herr von Arnim bei der Fleischnotinterpellation im Reichstage debütierte, konnte man zunächst meinen, „derselbe Faden, nur eine andere Nummer“. Ich gestehe offen, mich geirrt zu haben: es ist nicht nur eine andere Nummer, es ist auch ein anderer Faden. Freilich, das Gewebe wird ein ebenso festes Netz für die deutsche Volkswirtschaft werden wie das, mit dem uns Herr von Podbielski umsponnen hat.

Aber allerdings, grundverschieden sind die Motive des neuen Landwirtschaftsministers von denen des alten. Herr von Podbielski ging mit frischem Wagemut, nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, an die Aufgabe, der deutschen Landwirtschaft auf Kosten der Allgemeinheit jeden denkbaren Vorteil zuzuschanzen. Ganz anders Herr von Arnim. Er ist vom Zweifel angekränkelt, er sieht in die Zukunft, und da ist er ein Schwarzseher. Und weil er schwarzsieht, so sucht er nach Mitteln, um den Gefahren vorzubeugen, und dieses Mittel glaubt er gefunden zu haben in der *Entschuldung des Grundbesitzes*. Das ist das Steckenpferd, das er reitet.

Es war eine eigene Ueberraschung für die große Mehrheit des Abgeordnetenhauses, als Herr von Arnim seinen Gedankengang entwickelte. Ein gut Teil von dem, was er sagte, habe ich auch dort wie im Reichstag gar oft ausgeführt, und wenn ich es jetzt in meinen Wahlreden wieder vorbrachte, so nannten das meine liebenswürdigen Gegner eine Hetze gegen die Landwirtschaft; das sagt man freilich dem Landwirtschaftsminister nicht.

Herr von Arnim meint, daß die Chancen, die die Zollgesetzgebung der Landwirtschaft bietet, *überschätzt* werden.

„Die Erhöhung der Arbeitslöhne und die durch das Steigen aller Preise bedingte Erhöhung der Produktionskosten bieten ein bedenkliches Gegengewicht, zumal die hohen Viehpreise nur vorübergehend sein könnten.“ Die gegenwärtigen hohen Güterpreise finden nach ihm in der gesteigerten Rentabilität keine genügende Stütze. Er hält sie vielmehr für ein höchst bedenkliches Moment, zumal sie beim Kauf oder bei der Erbübernahme den Anlaß zu einer vermehrten und beschleunigten Verschuldung bilden. Diese aber ist der Hauptkrebsschaden, unter dem die Landwirtschaft leidet, die sie so wenig widerstandsfähig gegen ungünstige Konjunkturen macht. Die erheblichen Vorteile, welche die Zollgesetzgebung den jetzt lebenden Landwirten bringt, wird meist schon in einer Generation in Gestalt von höheren Schulden eskomptiert sein, sodaß dann die Landwirtschaft sich wieder auf demselben Standpunkt befinden würde wie heute. Die Zollgesetzgebung hätte dann geradezu geschadet. „Denn bei einer Verminderung oder Aufhebung der Zölle,“ sagt Herr von Arnim wörtlich, „*wer wollte die Möglichkeit dafür leugnen*, werden Katastrophen der allerschlimmsten Art eintreten.“ Deshalb ist es nach ihm die Hauptaufgabe der Zollgesetzgebung, die Entschuldung des ländlichen Grundbesitzes zu ermöglichen.

Wie oft ist unsererseits vor und bei der Beratung des Zolltarifes ausgeführt, daß die ganze Wirkung der Zollerhöhungen für die Landwirtschaft die sein werde, den Preis von Grund und Boden zu steigern, und daß bereits nach einer Generation die Notlage jener Landwirte weit größer sein würde als vorher, die zu den hohen Preisen Güter gekauft oder übernommen haben. Der neue Landwirtschaftsminister teilt diesen Gedankengang vollständig. Nur meint er, daß „die Ursache der gesteigerten Güterpreise weniger in der gesteigerten Rentabilität liege als in der erhöhten Nachfrage nach Grund und Boden, hervorgerufen durch die vermehrten Ankäufe der verschiedenen staatlichen und privaten Ansiedlungsbanken, die Domänenkäufe und Käufe von vielen in der Industrie reich gewordenen Leuten".

Wenn Herr von Arnim mit Recht die Steigerung der Güterpreise als einen Krebsschaden für die Landwirtschaft ansieht, so übt er damit auch die stärkste Kritik an der bisherigen und von ihm ja fortgeführten Politik des Ankaufs von Domänen — ich glaube, im letzten Jahre sind nicht weniger als 90 neue Domänen vom Fiskus gekauft worden — und an der Politik der Ansiedlungskommission. Da sollte er doch zunächst einmal Einhalt tun und diese preissteigernden Ursachen aus der Welt schaffen. Die Konsequenz will er aber nicht ziehen.

Güterkäufe durch Leute, die in der Industrie reich geworden sind, hat es seit langen Zeiten gegeben, ja, sie sind in der letzten Zeit nicht wesentlich zahlreicher geworden. Wenn Herr von Arnim sich einmal die Mühe machen wollte, im Umkreise der großen Handels- und Industriestädte die Besitzer der größeren Güter auf ihre Herkunft zu untersuchen, so würde er finden, daß sie, selbst wenn sie manchmal recht stattliche Adelsnamen tragen, doch aus den Kaufmanns- und Industriekreisen hervorgegangen sind. Oder sind die Schöller, vom Rath, Schottländer usw. etwa alte Grundbesitzerfamilien? Selbst die Grafen Hohenthal stammen aus einer alten Leipziger Buchhändlerfamilie. Agrarische Abgeordnete, die wir im Reichstage haben oder hatten: Dr. Roesicke, Domänenrat Rettig, Sieg, Freiherr Heyl zu Herrnsheim usw., sie stammen aus Kaufmannsfamilien.

Herr von Arnim hat eins ganz übersehen: die Wirkung der Fideikommisse, die sich ständig vergrößern und vermehren, und die so das frei verfügbare Land immer mehr einengen. Aber der Hauptgrund für die gerade im letzten Jahre so enorm eingetretene Preissteigerung der Güter ist doch eben die Erhöhung der Zölle. Freilich, darin hat Herr von Arnim recht, die Steigerung der Güterpreise ist viel größer, als sie durch die Zollerhöhungen gerechtfertigt wird. Wenn der Herr Landwirtschaftsminister aber einmal die Geschichte der englischen Kornzölle studieren wollte, so würde er das Charakteristische darin finden, daß die neuen Käufer und Pächter stets die Wirkung der Zölle auf die Rentabilität enorm überschätzt haben, weil sie eben nicht die preissteigernde Wirkung aller anderen Faktoren in Rechnung zogen, die ihnen auch ihre Produktionskosten verteuern mußten.

Daß diese Ausführungen des Herrn Ministers bei Konservativen, Freikonservativen, Zentrum und Nationalliberalen keinen Beifall fanden, ist wohl begreiflich. War es doch vom Ministertisch her eine eklatante Rechtfertigung des Widerstandes der Freisinnigen gegen die Zollpolitik. Aber den größten Sturm des Unwillens erregte der Minister doch durch die Erklärung, daß eine Verminderung oder Aufhebung der Zölle im Bereiche der Möglichkeit läge. Das wurde ihm von allen Rednern jener Parteien als etwas Unerhörtes unter die Nase gerieben, sodaß er sich genötigt sah, hinterher seine Aeußerung etwas zu korrigieren. Aber genutzt hat ihm das nicht viel, ja ich möchte sagen, er hat sich nur noch tiefer hineingeritten, als er erklärte:

„Meine Herren, denken Sie daran, daß die Zahl der Konsumenten im Verhältnis zu der Zahl der Produzenten und ihr Einfluß in den Parlamenten entsprechend wächst. Wir wissen nicht, welche Stellung — nicht von heute auf morgen, aber in einer späteren Generation — einmal eine Regierung einnehmen wird."

Aber natürlich, unsere Agrarier aller Schattierungen wollen diese Zölle nicht bloß als etwas dauerndes, sie verlangen sie in der Zukunft noch höher. Und wenn man ehrlich sein will, wird man zugeben, sie müssen sie auch höher verlangen, da kein Zoll in bleibender Höhe der Landwirtschaft für die Dauer Nutzen bringen kann.

Das Allheilmittel gegen die mit der Schutzzollpolitik verbundenen Gefahren sieht der Landwirtschaftsminister in der Entschuldung. Freilich, wie er diese Entschuldung durchführen will, darüber hat er nähere Mitteilungen nicht gemacht. Herr Gamp, der nach ihm zu Worte kam, hält diese Lösung eigentlich für ein einfaches Problem. Die Güter brauchten bloß von der Landschaft wesentlich höher taxiert zu werden, und diese soll dann nicht mehr wie bisher bloß $^{4}/_{6}$ der Taxe, sondern sie soll auch das fünfte Sechstel beleihen und mit $3^{1}/_{2}$ Prozent verzinsen lassen. Und auch der Meliorationskredit soll von den Landschaften befriedigt werden. Es sind das die Vorschläge des Geheimrats Dr. Kapp, die Herr Gamp wieder aufnimmt. Mit vollem Recht hat der nationalliberale, sonst in der Wolle agrarisch gefärbte Abgeordnete Glatzel darauf hingewiesen, daß damit die Pfandbriefe der Landschaften enorm an innerem Wert verlieren und auch im Kurse zurückgehen müßten; er hat dringend vor einer solchen unsoliden Wirtschaft gewarnt. Zutreffend hob er hervor, daß mit einer Verschuldungsgrenze gerade den strebsamen Landwirten ebenso wenig wie dem Aufschwung der Landwirtschaft gedient sei. Und da eine Verschuldungsgrenze doch nicht obligatorisch gemacht werden kann, und da nur verschwindend wenige Landbesitzer daran denken werden, sich zu einer solchen zu bequemen, so kann man mit voller Sicherheit voraussagen, daß die ganze Entschuldungsaktion, die dem Minister als unklarer Gedanke vorschwebt, ein Schlag ins Wasser sein wird.

Dann aber — und ich hoffe, daß dieser Minister lange genug am Ruder bleibt, um sich von der Wirkungslosigkeit seiner Pläne zu überzeugen — bleibt ihm nur übrig einzugestehen, daß die Zollgesetzgebung nur ganz vorübergehend der Landwirtschaft hilft, daß sie auf die Dauer deren Notlage wesentlich verstärkt. Und das ist schon heut das Bedeutsame an dieser Kundgebung eines preußischen Landwirtschaftsministers.

Freilich, nützen wird sie nichts; nützen kann keine Kundgebung vom Ministertisch, solange das Volk eine agrarische Mehrheit wählt. Aber selbst Herr von Arnim sieht ja voraus, daß mit dem stärkeren Wachsen der Konsumenten auch diese Mehrheit einmal verschwinden muß. Dann wird es allerdings einen bösen Krach in der Landwirtschaft geben, aber dann kann man ihr nur zurufen: „Tu l'as voulu, Georges Dandin!"

Georg Gothein.

Kaffee, Tee, Kakao.

In dem Konsum und der Produktion der nichtalkoholischen Getränke Kaffee, Tee, Kakao ist während des letzten Vierteljahrhunderts eine interessante Entwicklung zu verzeichnen gewesen. Die Statistik der Länder, in denen Kaffee vorzugsweise konsumiert wird — Deutschland, Großbritannien, die Vereinigten Staaten, Holland, Belgien, Frankreich und Oesterreich-Ungarn —, ergibt, daß in dem Zeitraume von 1884 bis 1904 deren Gesamtkonsum um fast 60 Prozent (von 1 140 740 000 engl. Pfund auf 1 816 447 000 engl. Pfund) zunahm, während in dem gleichen Zeitraum eine Bevölkerungsvermehrung um nur 30 Prozent zu verzeichnen war. In der amerikanischen Union verdoppelte sich nahezu der Konsum in diesen zwanzig Jahren; pro Kopf stieg der Verbrauch von 9,26 auf 11,75 Pfund.

Als Tee konsumierende Länder kommen hauptsächlich Deutschland, Großbritannien, Rußland, Holland, Frankreich und die Vereinigten Staaten in Betracht. In diesen stieg der Verbrauch von 317 982 000 engl. Pfund im Jahre 1884 auf 505 233 000 engl. Pfund im Jahre 1904, d. h. um 58,9 Proz. bei einer gleichzeitigen Bevölkerungsvermehrung von etwa 27 Proz. In Großbritannien allein wuchs in diesem Zeitraum der Teeverbrauch pro Kopf von 4,90 auf 6 engl. Pfund.

Der raschen Konsumsteigerung ging eine entsprechende Ausdehnung der Produktion parallel. So verdreifachte sich während der Jahre 1885 bis 1905 allein die Teegewinnung in Indien; diejenige Ceylons nahm von 1895 bis 1905 um 55 Prozent, die Javas von 1893 bis 1903 um mehr als 160 Prozent zu. Die Ausdehnung der Teekulturen hatte ein beträchtliches Sinken der Preise zur Folge. Während noch 1873 der nach den Vereinigten Staaten importierte Tee mit 37,7 Cents pro Pfund den höchsten Preis innerhalb der letzten 75 Jahre erzielte, sank er bis 1901 auf 12,3 Cents pro Pfund herab. Der Preis des Kaffees hatte eine unregelmäßige Entwicklung; nicht zum wenigsten hing dies mit der Gestaltung der politischen Zustände und den Münzwirren in Brasilien zusammen.

Noch enormer war die Zunahme des Verbrauchs an Kakao. Der Weltkonsum an Kakao hat sich schätzungsweise in dem Jahrzehnt 1894 bis 1903 fast verdoppelt.

* * *

Das statistische Bureau des Department of Commerce and Labor in Washington hat in einer ausführlichen Abhandlung*) alle auf die Geschichte, die Produktion und den Konsum der drei Genußmittel bezüglichen Daten zusammengestellt. Am interessantesten erscheinen darin jene Zahlen, die erkennen lassen, in welchem Umfange die hauptsächlichsten Staaten an dem Konsum der drei Produkte beteiligt sind.

Im Jahre 1904 stellte sich der Kaffeeverbrauch in

den Vereinigten Staaten	auf	960 879 000	engl. Pfund,
Deutschland	"	396 205 000	" "
Frankreich	"	167 552 000	" "
Belgien	"	125 411 000	" "
Oesterreich-Ungarn	"	108 687 000	" "
Holland	"	28 930 000	" "
Großbritannien	"	26 783 000	" "
Kanada	"	6 189 000	" "

Die Bedeutung dieser Ziffern würdigt man erst richtig, wenn man sich vergegenwärtigt, wie hoch sich der Verbrauch pro Kopf in den einzelnen Ländern belief.

Es ergibt sich nämlich, daß pro Kopf verbraucht wurden (in engl. Pfund) in:

	Großbeitannien	Deutschland	Holland	Belgien	Frankreich	Oesterreich-Ungarn	den Vereinigten Staaten
1894—96	0,69	3,27	15,13	8,25	4,14	1,88	8,56
1897—99	0,70	6,00	21,37	11,19	4,51	2,01	10,86
1900	0,71	6,29	16,57	8,63	4,66	1,98	9,81
1901	0,76	6,66	18,36	10,33	4,76	2,07	10,60
1902	0,68	6,51	23,04	10,08	4,83	2,05	13,37
1903	0,71	6,80	14,39	7,41	6,27	—	10,79
1904	0,67	6,63	—	17,81	—	—	11,75

Holland ist also mit 15 bis 20 engl. Pfund pro Kopf der Bevölkerung das Land der stärksten Kaffeetrinker. In den Vereinigten Staaten und Belgien ist der Verbrauch an Kaffee ziemlich gleich. Großbritannien bleibt mit etwa zweidrittel Pfund pro Kopf weit hinter den anderen Ländern zurück. Auch in den englischen Kolonien ist der Kaffeeverbrauch nicht stärker.

Zum Hauptproduktionsland für Kaffee hat sich Brasilien entwickelt, das gegenwärtig etwa zwei Drittel der Gesamtproduktion liefert und sich jetzt mit Plänen trägt, den Kaffeehandel unter staatliche Kontrolle zu bringen. Erst 1754 war die Kaffeepflanze durch einen Franziskanermönch, Pater Villaso, nach Brasilien eingeführt worden. Bevor Brasilien das erste Produktionsland für Kaffee wurde, war einige Zeit lang Westindien und später Java der Hauptlieferant gewesen. In welchem Umfange 1904 die einzelnen Produktionsländer an der Kaffeeausfuhr beteiligt waren, zeigt folgende Tabelle:

Brasilien	1 606 000 000	Pfund
Columbien, Venezuela, Ecuador, Peru und Chile	200 000 000	"
Zentral-Amerika	165 000 000	"
Mexiko	35 000 000	"
Cuba und Porto Rico	18 000 000	"
Haiti und San Domingo	71 000 000	"
Britisch-Westindien	11 000 000	"
Britisch-Ostindien	58 000 000	"
Holländisch-Ostindien	135 000 000	"
	2 299 000 000	Pfund.

* * *

Die Zahlen für den Teekonsum und die Teeproduktion sind ebenfalls bemerkenswert. Es betrug der Teeverbrauch pro Kopf der Bevölkerung (in engl. Pfund) in:

	Großbritannien	Rußland	Deutschland	Holland	Frankreich	Den Vereinigten Staaten
1898	5,86	0,84	0,11	1,39	0,05	0,95
1899	5,98	0,80	0,11	1,39	0,05	0,98
1900	6,10	0,95	0,12	1,49	0,06	1,09
1901	6,16	0,93	0,13	1,51	0,05	1,14
1902	6,06	0,98	0,13	1,50	0,05	0,94
1903	6,03	0,95	0,12	1,45	0,06	1,30
1904	6,00	—	0,12	1,59	—	1,34

Großbritannien läßt also hinsichtlich des Teeverbrauchs alle anderen Staaten weit hinter sich, während es bezüglich des Kaffeeverbrauchs durchaus an letzter Stelle verblieb. Auch in den englischen Kolonien Australiens ist ein ähnlich hoher, teilweise sogar ein noch höherer Teeverbrauch zu verzeichnen, in Kanada bleibt er dagegen hinter dem im Mutterlande zurück. Der Teeverbrauch des vereinigten Königreichs erfuhr während der Jahre 1884 bis 1904 eine Zunahme um 46 Prozent; er wuchs von 214 Millionen auf 312 Millionen engl. Pfund an und überstieg den Teeverbrauch aller übrigen europäischen Staaten und der amerikanischen Union zusammengenommen. Nur noch Holland, das auch den weitaus stärksten Kaffeeverbrauch aufzuweisen hatte, erreicht unter den europäischen Ländern einen Teeverbrauch von einem Pfund pro Kopf.

Großbritannien bezieht seinen Tee nur zu einem kleinen Teil aus China. Von den sechs Pfund Tee, die auf den Kopf der Bevölkerung zu rechnen sind, stammt jetzt nur noch etwa 1/3 Pfund aus China, während 3 1/3 Pfund aus Indien und mehr als 2 Pfund aus Ceylon bezogen werden. In demselben Maße wie die englischen Kolonien als Teelieferanten an Bedeutung zunahmen, bevorzugte das englische Publikum, scheinbar einer Geschmacksänderung folgend, die indischen Sorten, und so fiel der direkte Teeimport aus China nach Großbritannien ungemein schnell. Er ist jetzt nur noch so groß wie im Jahre 1892 und weniger als ein Fünftel im Vergleich zum Jahre 1884. In dem letztgenannten Jahre wurden nach England 134 Millionen Pfund von China, 63 Millionen Pfund von Indien und nur 2 Millionen Pfund von Ceylon eingeführt; 1904 gelangten nur noch 25,6 Millionen Pfund Tee aus China, dagegen 97,4 Millionen Pfund aus Ceylon und 170,4 Millionen Pfund aus Indien nach dem Vereinigten Königreich.

Rußland verbraucht demgegenüber vorzugsweise Tee aus China, das noch immer der weitaus bedeutendste Teeproduzent der Welt ist. Man schätzt, daß China selbst nicht weniger als 2000 Millionen Pfund Tee im Jahre verbraucht, während in

*) Vergl.: The World's Production and Consumption of Coffee, Tea and Cacao in 1905. Washington 1906, Government Printing Office.

der übrigen Welt zusammen etwa 500 Millionen Pfund konsumiert werden. Hollands Lieferant für mehr als die Hälfte des verbrauchten Tees ist Java, den Rest erhält es durch britische Vermittlung zumeist aus China. Die Vereinigten Staaten beziehen nicht ganz die Hälfte des bei ihnen verbrauchten Tees aus China; etwa zwei Fünftel werden daneben aus Japan importiert.

Die von China ausgeführte Menge Tee ist im Laufe der letzten zwanzig Jahre nicht unerheblich zurückgegangen. Noch 1884/86 führte es durchschnittlich 282 Millionen Pfund aus gegenüber 193 Millionen in 1904. Der Rückgang betrug also über 46 Prozent. Dagegen hob sich der Teeexport aus Britisch-Indien seit 1884 um 250 Prozent, während Ceylon, das jetzt 150 Millionen Pfund ausführt, 1884 nur 2 Millionen Pfund exportierte.

* * *

Der Verbrauch von Kakao, der nicht mehr lediglich als Genußmittel betrachtet, sondern in immer steigendem Grade auch als wirkliches Nahrungsmittel anerkannt wird, hat sich — wie bereits bemerkt — von 1894 bis 1903 ungefähr verdoppelt. 1894 wurde der Weltkonsum auf 64,5 Millionen Kilo, 1903 auf 127,4 Millionen Kilo, 1905 auf 141 Millionen Kilo geschätzt. Hauptproduktionsländer sind Ecuador, Brasilien, San Thomé, Trinidad und Venezuela, die zusammen ungefähr drei Viertel der Gesamtproduktion liefern. In dem Verbrauch hat sich während der letzten Jahre eine bemerkenswerte Verschiebung vollzogen. Bis zum Jahre 1898 wurde am meisten Kakao in Frankreich konsumiert (etwa 17 Millionen Kilo pro Jahr). 1894 stand England mit 9,9 Millionen Kilo Jahresverbrauch an zweiter, Holland mit 9,6 Millionen an dritter, Deutschland mit 8,3 Millionen an vierter und die Vereinigten Staaten mit 7,9 Millionen an fünfter Stelle. 1903 dagegen behaupteten die Vereinigten Staaten mit 28,5 Millionen Kilo Jahresverbrauch durchaus den ersten Platz, den zweiten nahm Deutschland mit 21,5 Millionen, den dritten Frankreich mit 20,6 Millionen, den vierten England mit 17,5 Millionen und den fünften Holland mit 16,7 Millionen ein. Die Zunahme betrug in dieser Zeit für die amerikanische Union rund 259 Prozent, für Deutschland 158 Prozent, für England 75 Prozent, für Holland 73 Prozent und für Frankreich nur 39 Prozent.

Die rasche Verbrauchszunahme bewirkte, daß sich auch die Spekulation des Rohkakaos bemächtigte, sodaß nach den Angaben einer der ersten deutschen Schokoladenfabriken, der A.-G. Gebr. Stollwerck, innerhalb weniger Monate (zwischen September und Dezember v. J.) die Preise in den Hauptverbrauchssorten um rund 75 Prozent stiegen. Hierdurch werden die Fabrikanten zu Preisheraufsetzungen gezwungen, die den Konsum beeinträchtigen müssen. Zur Abwehr derartiger ungesunder Preissteigerungen streben die deutschen Schokoladen- und Kakaofabriken ein gemeinsames Vorgehen an.

Robert Schultze.

Die Briefe der heiligen Catarina von Siena.

Es liegt in der deutschen Natur," sagt Goethe zu Eckermann, „alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen." — Es liegt in der heute modernen Art, möchten wir hinzufügen, von überall her, von allen Seiten und nach allen Richtungen hin, sein Wissen holen und ausbreiten zu wollen. Nur muß sich das schnell machen lassen und bequem! Ins Deutsche übersetzt, im Auszug, liest man die heterogensten Sachen, Schweres und Leichtes, Romane, philosophisch-religiöse Werke, Briefe: Napoleon, Oscar Wilde, Kierkegaard, liest man auch, zur Abwechslung, einmal eine Heilige gern.

Gläubigen Katholiken mag möglicherweise eine knappe Auswahl, wie die, welche mir hier vorliegt,*) aus den Briefen einer ihrer größten Heiligen nicht genügen. Andere werden Anstoß nehmen an den leidenschaftlichen Ausdrücken einer Glaubensseligkeit, die in ihrer bilderreichen, von gewagten Gleichnissen überströmenden Sprache fast unverständlich geworden ist. Catarina, — so wurde zu ihren Lebzeiten in Siena der Name ausgesprochen, wie ihre Anhänger auch Catarinati hießen, während man jetzt in Italien ihn allgemein mit dem e, also Caterina schreibt, — Catarina von Siena verdient es aber auch heute noch, dünkt mich, gekannt zu werden. Sie war mehr als eine Betschwester und hysterische Visionärin, mehr als eine Ordensgründerin. Die Herausgeberin ihrer Briefe charakterisiert sie als „modern bis in die Fingerspitzen" — „als Frau unvergänglich und, unter allen anderen Heiligen, die im Kalender stehen, als Frauenrechtlerin vielleicht die einzige, die ganz unserem Geschmack entspricht." Ich meine aber, man kann sie nicht im heutigen Sinn eine Frauenrechtlerin nennen. Hat sie doch sicherlich nie ihr Geschlecht oder gar sich selbst, den Männern ihrer Zeit gleichstellen wollen. Die gläubige Nonne war so ganz und gar ein Kind des Mittelalters, ahnte so wenig von den Neuerungsgelüsten unserer Tage, daß ihr das Alte, das gesetzmäßig Bestehende vielmehr als das einzig Wahre erschien. Niemals wäre es ihr in den Sinn gekommen, irgend ein Recht, das Frauen damals nicht besaßen, für sich in Anspruch zu nehmen. Gilt heute „im Jahrhundert des Kindes" alles Werdende, Zukünftige, für das Edlere, so erschien vor ihren Augen gut und böse in gerade entgegengesetztem Sinn.

„Wisset," so schreibt sie, „wisset, daß der Sohn nie recht hat wider den Vater, sei dieser noch so böse und füge er ihm noch so großes Unrecht zu, denn so groß ist das Geschenk des Lebens, das der Sohn vom Vater erhielt, daß er es ihm durch nichts vergelten könnte." — — Es sind die Signori, die Herren von Florenz, die sie hier mit dem Sohn vergleicht, während der Vater, dem sie jene ermahnt sich zu fügen und Gehorsam zu erweisen, niemand anderes als der Papst ist. Die ghibellinische Arnostadt lag dazumal in unaufhörlichen Fehden mit dem zu Avignon residierenden Haupt der Kirche. Was aber Catarina unter dem Geschenk des Lebens versteht, ist das ewige Leben im Himmel, ist die Seligkeit, die der „Christus auf Erden", wie sie ihn nennt, mit einem Wort erbitten oder verweigern kann, ihrer innig-gläubigen Meinung nach.

„Ein Tor ist der," schreibt sie an Bernabò Visconti, den Herrn von Mailand, „welcher von dem Stellvertreter Christi sich entfernt, oder sich wider ihn erhebt, der die Schlüssel hält des Gekreuzigten. Und wäre er ein eingefleischter Teufel, nicht dürfte ich das Haupt wider ihn erheben." — Man sieht, daß ihre Frömmigkeit — wie das wohl nicht anders möglich sein kann, — von dem unbedingtesten Autoritätsglauben begleitet ist. Die Ueberzeugung von der Notwendigkeit der Unterwerfung unter den, der ihr als der Höchste auf Erden erscheint, die Ueberzeugung, daß das Heil der armen Menschheit nur im Frieden mit der Kirche zu finden sei, die bildet den Grund und Angelpunkt all ihres Tuns. Modern also kann man ihre Weltanschauung wahrlich nicht nennen. Modern ist auch ihr Stil nicht, wenn sie jeden Brief „im Namen Jesu Christi des Gekreuzigten „und der süßen Maria" beginnt; wenn sie fortfährt: „Ich, Catarina, Dienerin und Magd der Diener Christi, schreibe Euch in seinem kostbaren Blute!" Oder, wenn sie, in einem Brief an Frate Jeronimo zu Siena, von den Eremitanermönchen Sankt Augustins, von dem „süßen Lamm" redet: „geröstet am Feuer der göttlichen Liebe und am Spieße des heiligsten Kreuzes . . . In Dir ist alles, denn der Seele, die in Wahrheit Dir dienet, bist Du Tisch, Speise und Diener geworden. Wir sehen in der Tat, daß der Vater dabei der Tisch ist, und er ist das Lager, auf dem die Seele ausruhet" . . . usw. — Oder in dem berühmten Brief an ihren Freund, Beichtvater und späteren Biographen Bruder Raimund von Capua, Wendungen wie die folgenden: „Ich will also, daß Ihr Euch einschließt in die geöffnete Seite des Sohnes Gottes, die eine

*) Die Briefe der heiligen Catarina von Siena, ausgewählt, eingeleitet und deutsch herausgegeben von Annette Kolb. Leipzig, 1906, Julius Zeitler.

offene Flasche ist, von Duft so erfüllt, daß die Sünde Euch darin wohlriechend wird. Dort ruhet die Braut — (die Seele?) — auf dem Lager des Feuers und des Blutes!“ . . . .

Sie schildert in diesem Schreiben mit dramatischer Anschaulichkeit, wie sie einen Jüngling, der zum Tode verurteilt war, weil er von der Republik zu Perugia unziemlich geredet hatte, im Kerker aufsucht, tröstet, bekehrt, ihn zur Ergebenheit in sein Schicksal bringt und endlich am Richtblock des Sterbenden Haupt in ihren Armen auffängt. Und sie schließt mit den folgenden Worten:

„Als er dahin war, ruhte meine Seele in solchem Frieden, in solcher Stille und in solchem Duft des Blutes, daß ich mich nicht entschließen konnte, das Blut abzuwaschen, das von ihm auf mein Gewand gekommen war . . . . Ich blieb auf der Erde mit dem größten Neide auf ihn zurück. Allein der erste Stein scheint mir gelegt. Darum wundert Euch nicht, wenn ich nichts Anderes von Euch begehre, als Euch untergetaucht zu sehen in das Blut und das Feuer, die von der Seite des Gottessohnes niederströmen. Also jetzt keine Nachläßigkeit mehr, meine süßesten Söhne, denn das Blut beginnt zu fließen und Leben zu empfangen. Gesù dolce, Gesù amore!“ —

Neben diesen fremd abstoßenden, uns unverständlichen Glaubensschwärmereien, besitzt ihre Sprache etwas Packendes, eine Kraft, eine greifbare Realistik, die in Bildern, in Ausdrücken oft an die Sprache Dantes erinnert, sei's, weil sie beide die Toscana ihre Heimat nennen, sei es, daß sie vielleicht sein Gedicht gekannt hat. — Lesen lernte die arme Nonne erst in der zweiten Hälfte ihres kurzen Lebens. — Der Uebersetzerin ist es, wie mir scheint, nicht schlecht gelungen, etwas von dem altertümlichen Klang und Gefüge des Italienischen in ihrem etwas steif einherschreitenden Deutsch wiederzugeben. Ja, sie hat sich so sehr an diese fremdartige Sprachweise gewöhnt, daß sie in ihrer eigenen Vorrede Ausdrücke anwendet, wie: „Die Norm dee Katholiken hat den Glauben an eine Reformation verloren;“ — „das stärkste Mobil in ihrer Seele“ — „in einee späteren Ekstase berstet ihr Herz“ — daß man beinah annehmen muß, auch diese Einleitung sei übersetzt oder von einer Ausländerin geschrieben.

So wenig modern aber auch, wie gesagt, Catarinas glühend leidenschaftliche Hingebung an ihren Himmelsbräutigam und ihre an Symbolen, Allegorien und Bildern überreiche, anschaulich darstellende Schreibweise sind, so erscheint mir die ganze Persönlichkeit der Nonne aus dem vierzehnten Jahrhundert doch wie geschaffen, modernen Frauen ein Vorbild zu sein. Wie bei den Katholiken ein jeder sich seinen besonderen Heiligen erwählt, dieser die Madonna del Rosario, jener die von Lourdes, oder St. Franziscus von Assisi oder auch eine der verschiedenen Katharinen, an die sie ihre Gebete richten, dürften die Frauen, denen die Förderung ihres Geschlechts am Herzen liegt, keine andere als Catarina von Siena zu ihrer Schutzpatronin einsetzen, der sie nachzueifern streben. Das ist am Ende der Nutzen der Geschichte, daß sie uns Gestalten kennen lehrt, die, was wir heute träumen und wollen, schon gewollt und mehr — schon erreicht haben, und daß sie mit diesem Erkennen unseren Mut stärkt. Catarina verwirklichte in sich selber, vor mehr als fünfhundert Jahren das Höchste, was die Frauen von heute erstreben und lehren: die tiefste Ausbildung ihrer eigenen, angeborenen Individualität; die Kraft, sich zu einer Persönlichkeit zu gestalten, deren Wesen, deren Worte eindrucksvoll und dabei wohltuend wirken, — nicht nur auf Arme, Kranke, Trostlose, auf Nahe und Ferne, ja auf die Großen ihres Landes, ihrer Zeit. Endlich ihrem ganzen Volke Heil zu bringen, Frieden zu schaffen, daß ihre Tat noch bei späten Geschlechtern der Zukunft ihrem Namen Ruhm erwirbt. Der Frauen ureigenster, schönster Beruf bleibt es immer, den Zwist zu schlichten und Frieden zu stiften!

Catarina, die Dominikanernonne von Siena, hatte sich selbst drei Aufgaben gestellt: die Heimführung des Papstes von Avignon nach Rom und, um dies zu ermöglichen, die Beendigung der Fehden, welche die verschiedenen Staaten und Stadtrepubliken von Italien untereinander ebenso wie mit der Kirche führten; — die Rückeroberung des heiligen Grabes von den Türken; — endlich die Reinigung der Kirche von allen den Schäden, Simonie, Unzucht der Priester, Zank und Verschwendungssucht, gegen die sie in ihren Briefen unablässig mahnt und predigt. Sie hat freilich diese Reformation, deren Zeit noch nicht gekommen war, so wenig durchzusetzen vermocht, wie die meisten ihrer übrigen Pläne. Aber das eine, das erste gelang ihr: Papst Gregor XI. hat auf ihr Zureden sich entschlossen, Avignon, wo seit siebzig Jahren die Päpste saßen, aufzugeben und seine Residenz wieder nach Rom zu verlegen. Und mit dieser einen Tat hat die demütige Nonne, die jung und arm, eines schlichten Handwerkers Kind war, eine politische Tat getan, die ihrer Zeit den Stempel aufdrückte, die für die Zukunft ihres Landes ausschlaggebend war, die auch heute noch fortzeugt. Sie war es auch, die dem folgenden Papste Urban VI. den Gedanken eingab, auf das Banner seines siegreichen Söldneranführers das Wort „Italia“ setzen zu lassen. Und die Länder, in denen sie so flehentlich zum Frieden mahnte, sind heute zum Königreiche vereinigt. Und das Rom, das in ihren Tagen als ein wüster Trümmerhaufen verödet dalag, ein Ort des Schreckens, vor dem es den zu Avignon verweichlichten Kirchenfürsten, die Frankreichs Weine und Wohlleben liebten, wohl grauen konnte, Rom ist heute Italiens Hauptstadt — durch ihre Tat! Eine Heilige war sie und ein großes staatsmännisches Talent zu gleicher Zeit.

Seit ich vor vielen, langen Jahren in Gregorovius' „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter“, im sechsten Bande das Kapitel las, das sie behandelt und in helltönenden Worten ihr Lob singt, hatte ich für sie ein persönliches Interesse. Wie ich kürzlich von einem jungen Historiker hörte, soll jenes schöne Werk jetzt veraltet und längst von Besserem überholt sein. Wahrscheinlich ist auch das „Leben der heiligen Katharina“ von dem Kirchenrechtslehrer Karl von Hase, dem liebenswürdigen Verfasser der „Ideale und Irrtümer“, des „Franz von Assisi“ usw. ebenso vergessen. Weiß doch die moderne Jugend überhaupt kaum etwas mehr von jener begeisterungsvollen Italiensehnsucht, die uns damals, im Nachhall der Goethe-Zeit, alle Großen jenes Landes aus Mittelalter und Renaissance so verklärte, daß sie auch vor dem Ungläubigsten von uns in einer Heiligenglorie dastanden. Die jungen Menschen von heute fühlen sich gesunderweise zu Hause viel wohler als in Siena. Träumen sie dennoch von der Ferne, so zieht sie's weit eher in nordischen Nebel zu den stammverwandten Skandinaviern, als in den Süden, weil ihnen romanische Schönheits- und Farbenfreude, als allzu romantisch, unwahr erscheint.

Mich aber hat einst die Heilige, die ich aus jenen Werken kannte, nach ihrer Vaterstadt begleitet, in das kleine Haus, in dem sie geboren, treppauf, treppab zu der schönen Terrasse, in ihr armes, lichtloses Schlafkämmerlein hinter dem Altar des jetzt ihr geweihten Oratorienraumes. In San Domenico, da, wo sie einst als Kind gebetet, in der Kapelle, in der ihr Haupt bestattet ist, sahen wir die Fresken des Sodoma — das berühmte svenimento, auf dem sie in Verzückung am Fuß des Kreuzes zusammenbricht, Christi Wundmale zu empfangen; und jenes andere, wo sie betend kniet und durch die Inbrunst ihres Flehens es erreicht, daß des von ihr bekehrten jungen Missetäters Seele (ein blasses, kleines, nacktes Seelchen, von Engeln getragen) — droben im Himmel Aufnahme findet. Bei dem Wandern durch die alten, steilen Straßen der dreihügeligen Stadt mit der tiefgelegenen Piazza, die wie ein antikes Theater geformt ist, ging der Gedanke an sie mir zur Seite. Und so versuchte ich denn später aus Geschichte und Sage, aus ihren Briefen vereint mit jenen Stadterinnerungen, nach meinem Sinn mir ihr Charakterbild zu formen, es niederzuschreiben: „Catarina, das Leben einer Färberstochter.“. Mir, die ich also ein so persönliches Verhältnis zu dieser Frau des Mittelalters habe, ist es eine Freude, wenn jetzt auch andere in Deutschland ihre Briefe kennen lernen. Ob aber unter den 28 886 Bänden, die, wie wir es kürzlich aus diesen Seiten erfahren haben, alljährlich bei uns erscheinen, dieser schmale, schön gedruckte Band von nur 42 Briefen, die aus einer Anzahl von 373 geschickt ausgewählt sind, seinen Weg machen und viele Leser finden wird? Wer könnte das im voraus sagen!

Hamburg. Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch).

Aus Hegels Jugendentwicklung.

Wenn es schon in jedem Falle einen besonders intimen psychalogischen Reiz gewährt, einer genialen Persönlichkeit in ihrer Jugendentwicklung nachzugehen, hier das Werden des Geistes, die erste Formierung der Individualität zu belauschen, so ist dieses Bemühen doppelt interessant und auch instruktiv einem großen metaphysischen Denker gegenüber. Denn bei ihm gewinnt man ja fast immer die wichtigste, oft die einzige Gelegenheit, das abjektive Weltbild, das er zeichnete, auch in seinen subjektiven Voraussetzungen und Bedingtheiten kennen zu lernen. Diese fehlen ja nirgends, am wenigsten bei dem philosophischen Genie, das die Embeit der Persönlichkeit in der Einheit seiner Begriffe zur Darstellung bringt, wie der Tondichter in der Embeit seiner Töne, der bildende Künstler in *seinem* Malerial. Hegel schrieb einmal, das Ideal seines Jünglingsalters habe sich ihm in die Reflexionsform umgesetzt. Und so wird man in der Tat bei einem Denker wie Hegel der Jugendentwicklung nachgehen müssen, um am ehesten Klarheit zu gewinnen über die Grundlagen, auf denen das von ihm geschaffene Weltreich von Begriffen ruht.

Hierbei ist man Hegel gegenüber in besonders günstiger Lage. Denn wenn sonst fast nur Briefe oder direkte und indirekte Zeugnisse anderer die oft nur dürftigen Quellen sind, aus denen man schöpfen kann, so hat Hegel die Hauptstadien seiner geistigen Jugendentwicklung selbst aufgezeichnet und so festgehalten und der Nachwelt überliefert. Er hat die Hauptentwicklungsstadien seines Denkens gewissermaßen mit der Feder in der Hand vollzogen und die wichtigsten Ergebnisse in einer großen Anzahl von Studien, Skizzen, Reflexionen, aber auch ziemlich umfangreichen und weit ausgeführten Abhandlungen niedergelegt. Und diese Dokumente sind zum bei weitem größten Teil erhalten — sie befinden sich in der Königlichen Bibliothek in Berlin, wo sie eines der wertvollsten Besitztümer in der Abteilung für Handschriften bilden.

Schon vor einigen Jahrzehnten ist auf diese Handschriften die Aufmerksamkeit hingelenkt worden, und namentlich haben Haym, Rosenkranz und Zeller Praben daraus mitgeteilt, die deutlich erkennen ließen, daß hier noch ein literarischer Schatz von der wertvollsten Art zu heben sei, wertvoll nicht nur für die Erkenntnis der Persönlichkeit Hegels und seines Entwicklungsganges, sondern auch der ganzen Zeitgeschichte, wertvoll aber, auch ganz abgesehen von diesen historischen Bezügen, durch den eigenen funkelnden Gedankenreichtum, der, bei allem jugendlich Unfertigen, schon hier zum Ausdruck gelangte. Seitdem aber blieben diese Dokumente verschollen, niemand kümmerte sich um sie, und das wird keinen wundernehmen, der mit der geistigen Grundstimmung der letzten Jahrzehnte vertraut ist, der da weiß, wie diese Epoche beherrscht war vom Nüchternheits- und Wirklichkeitsfanatismus, und wie alle diese Realisten, Materialisten und Naturalisten, diese wahrhaft „Nüchternen", die nur Tatsachen, aber nicht Ideen, als „wirklich" ansahen, den Namen Hegel ebenso verpönten und verabscheuten wie nur irgend ein Gläubiger den Namen des Antichrist.

Das hat sich nun in der jüngsten Vergangenheit schon erheblich geändert. Der „Wirklichkeits"-Rausch ist zum guten Teil verflogen, man hat sich nach der entgegengesetzten Seite hin ernüchtert, und schon sucht eine starke Strömung mitten in das Wunderland der Romantik hinüberzuleiten.

Dieser Stimmung entspricht es denn auch, daß man, wenn auch varerst noch sehr vereinzelt, anfängt, sich wieder mehr für Hegel zu interessieren, und seiner Ideenwelt, die wie ein gewaltiges Gedankenmassiv zwischen dem Reich der Romantik und dem des modernen naturwissenschaftlich orientierten Realismus hingelagert ist, ein wenig näher zu treten. So sind in der letzten Zeit einige Neuausgaben Hegelscher Schriften erschienen, und der bekannte Verlag von Eugen Diederichs in Jena, der die Literatur der Romantik besonders pflegt, hat außer einer Neubearbeitung der Hegelschen Religionsphilosophie von Arthur Drews auch eins der Hauptstücke der oben erwähnten Handschriften, das Leben Jesu, zum ersten Male im vollständigen Originaltexte herausgegeben, allerdings, was sehr charakteristisch ist, nichl auf Grund selbständiger Urkundenaufnahme und Bearbeitung, sondern nach der — nichl durchweg zuverlässigen — Aufnahme — *französischer* Gelehrter.*)

Die weitaus wertvollste und bedeutendste Publikation aber, die in dieser Richtung zu nennen ist, hat Wilhelm Dilthey, der Berliner Hochschullehrer, verfaßt, den seine Schleiermacher-Biographie und auch andere Studien zur Geistesgeschichte der klassisch-romantischen Epoche (beispielsweise der vortreffliche Essay über Hölderlin) immer wieder zu Hegel hinführten und der sich von ihm, namentlich von der eigentümlich herben Größe seiner Persönlichkeit, von jeher lebhaft angezogen fühlte, obwohl er seiner Denkrichtung vielfach durchaus entgegengesetzt ist. Auf seine Anregung stellte bereits vor einer Reihe von Jahren die preußische Akademie der Wissenschaften die Preisaufgabe, eine Darstellung der Entwicklungsgeschichte der Hegelschen Philosophie unter Benutzung des in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindlichen handschriftlichen Materials zu geben. Trotz zweimaliger Wiederholung fand diese Preisaufgabe bisher noch keine Bearbeitung. Nun hat Dilthey selbst wenigstens den Hauptteil dieser Preisaufgabe gelöst, indem er Hegels handschriftlichen Nachlaß in einer eingehenden historisch-kritischen Darstellung zum ersten Male vollständig bearbeitet und gewürdigt hat, und zwar in so zuverlässiger Weise und mit solchem konstruktiven Scharfblick und Geschick, daß einem Nachfolger auf demselben Felde, wenigstens nach dieser Seite hin, wahl noch kaum etwas zu tun übrig bleibt. Die Schrift ist in den Abhandlungen der preußischen Akademie der Wissenschaflen (Kommissionsverlag von Georg Reimer) erschienen.

Um welch' bedeutungsvolles Thema es sich hier handelt, das ergibt schon ein einfacher Blick auf die Daten. Das handschriftliche Material, das in der Darstellung Diltheys verarbeitel ist, umfaßt ungefähr die Zeitspanne von 1790 bis 1800. Welch' eine Zeit! Vielleicht hat es in der ganzen Menschengeschichle nie eine von gleicher Größe und Fruchtbarkeit und Tiefe der Gedankenentwicklung gegeben. Kant stand noch auf der Höhe seines Schaffens und seiner Wirksamkeil, und schon waren Fichle und Hegels um fünf Jahre jüngerer Studienfreund Schelling über ihn hinausgeschritten und begeisterten durch ihre neuen Ideen das ganze Zeitalter, rissen vor allem die junge, aufstrebende Generation mit sich fort; Goethe und Schiller hatten eben ihren Geistesbund geschlossen, Herder stand auf der Höhe seiner Wirksamkeit, der Spinozastreit, den Fritz Jacobi angefacht hatte, erregte noch die Gemüter, und in der mannigfaltigsten Weise versuchte man den Spinozismus, der vor allem in der Fassung Herders und Goethes das Zeitalter beherrschte, mit der Kantisch-Fichteschen Philosophie zu verbinden, deren geistvollster Popularisalor Schiller war; und schon ging der romantische Geist um, Hölderlin — auch ein Studienfreund Hegels —, die beiden Schlegel, Novalis usw. waren seine ersten Führer und Vertreter. Und zu alledem kamen schließlich noch die gewaltigen Eindrücke des Revolutionsdramas in Frankreich.

Dieser wahrhaft erdrückenden Ideenfülle fand sich nun der jugendliche Hegel (er wurde 1770 geboren) gegenüber, bereit alles in sich aufzunehmen und alles zu verarbeiten, aber ganz und gar nicht dazu gemacht, rasch damit fertig zu werden. Hegel ist das Gegenteil des frühreifen Genies, und nichts ist für ihn charakteristischer als diese Langsamkeit, aber auch Stetigkeit und echt schwäbische Zähigkeit seiner Entwicklung. Er ist darin der äußerste Gegensatz seines Tübinger Studienfreundes Schelling. Während dieser im dreißigsten Lebensjahre sein Lebenswerk bereits beendigt hatte und alsdann ein halbes Jahrhundert nur nach als Schatten seiner eigenen Vergangenheit dahinlebte, war Hegel im dreißigsten Lebensjahre im literarischen Deutschland noch ein so gul wie völlig unbekannter Name; und während in den Jahren 1794 bis 1800 der jugend-

*) Das lebhafte Interesse, das sich in Frankreich für die Hegelsche Philosophie zeigt, ist noch ziemlich neuen Datums. Viel stärker ist es schon seit langem in England, wo viele der führenden Geister zur Hegelschen Schule zählen. Es sei nur u. a. der gegenwärtige englische Kriegsminister Haldane genannt, der auch mehrere Schriften Hegels ins Englische übersetzt hat.

liche Schelling einer der allseitig anerkannten und gefeierten geistigen Führer der Nation war, befand sich in derselben Zeit Hegel noch in Bern und Frankfurt in bescheidenen Hauslehrerstellung und galt in Freundeskreisen lediglich als Schüler Schellings, der noch fünf Jahre jünger war als er.

Aber gerade diese nur langsam und bedächtig vorschreitende zähe Beharrlichkeit der geistigen Entwicklung war es, die ihn später fähig machte, Schelling ganz in den Schatten zu stellen und vor allem an dauernder Wirkung weit zu übertreffen. Und sie erst machte ihn zum größten philosophischen Systematiker, den seit Aristoteles die Geschichte kennt. Während seine Alters- und Studiengenossen schon im vollen Strom des literarischen Lebens mitsegelten und mitruderten und teilnahmen an seinen Kämpfen und Erfolgen, aber auch an seinen persönlichen Reibungen und Intrigen und so vielem andern Menschlichen, Allzumenschlichen, war Hegel, fernab von alledem, in bescheidener Verborgenheit lebend, nur bemüht, die ganze Ideenfülle der Zeit in sich aufzunehmen, sich zu assimilieren und zu einer Einheit zu gestalten. Aber im Zusammenhang damit suchte er auch von sich aus ein eigenes und freies Verhältnis zur gesamten Wirklichkeit zu gewinnen und ihre objektiven Zusammenhänge in sich aufzunehmen. Das heute herrschende vulgäre Vorurteil, das ganz besonders durch die verzerrte, karikaturmäßige Charakteristik genährt wird, die Schopenhauer von seinem „Erzgegner" entworfen hat, stellt sich Hegel als einen Phantasten vor, der in einer Art von selbstgeschaffenem Wolkenkuckucksheim seine wirklichkeitsfremden Gedankengespinste gewebt und ausgebreitet habe. Nichts ist absurder als dieses landläufige Vorurteil. Es hat nicht leicht einen Menschen gegeben, dessen Geist so ganz in der Wirklichkeit heimisch war und dessen Blick mit so ruhiger Klarheit auf den Dingen ruhte. Und wenn in Lessings bekanntem Gespräch mit Fritz Jacobi von Spinoza, dessen Objektivität ja auch für Hegel ebensogut wie für Goethe vorbildlich wurde, gesagt wird: Welch einen Himmel muß dieser Mann in seinem Verstande gekostet haben, — so darf eben dasselbe auch von Hegel gelten.

Diese ebenso reine wie strenge Objektivität Hegels hat einen umso großzügigeren Charakter, als sie einen starken Strom zartester und weichster Stimmungen überdeckt, die oft genug ganz ins Lyrische hinüberführen, aber auch in jeder anderen Art poetischer Stimmungsmalerei zum Ausdruck gelangen. Aehnlich wie Goethe die Gewalt seiner Leidenschaft und seiner Stimmung, die ihn, nach eigenem Geständnis, zu allem Schlimmen wie zu allem Guten fortzureißen drohte, bändigte und zur Ruhe brachte durch die objektive Gestaltungskraft des Dichters, so auch Hegel durch die objektive Gestaltungskraft des philosophischen Denkens und der dialektischen Begriffsentwicklung. Und oft bricht dennoch der Unterstrom der Stimmung so stark zur Oberfläche durch, daß solche Stellen seiner Schriften nur in gebundene Redeform aufgelöst zu werden brauchten, um als selbständige lyrische Gedichte zu wirken.

In der vom 18. oder 20. bis zum 30. Lebensjahre reichenden Periode der Jugendentwicklung, von der hier die Rede ist, treten natürlich diese Stimmungselemente besonders stark hervor. Dabei hat dann wohl unzweifelhaft sein Freund Hölderlin, dessen Seele so ganz und gar in weichstem Lyrismus aufging, einen erheblichen Einfluß gehabt. Hölderlin, der in Frankfurt a. M. als Hauslehrer tätig war und dort in der Mutter seiner Zöglinge ja auch seine Diotima fand, die der Mittelpunkt und das große Glück wie das Verhängnis seines Lebens wurde, Hölderlin hatte, von Sehnsucht nach seinem Freunde Hegel erfaßt, diesem ebenfalls eine Hauslehrerstelle in Frankfurt verschafft, und im Geiste jener echten, großzügigen Freundschaften, der einen der schönsten Charakterzüge im geistigen Leben jener ganzen Epoche bildet, verlebten nun beide zusammen mehrere glückliche Jahre. Fast alle Elemente ihres damaligen geistigen Lebens hatten sie gemeinsam: das pantheistische Glaubensbekenntnis im Sinne Spinozas, Herders und Goethes, die schwärmerische Verehrung für das Griechentum, die mit einer Abkehr von allem Christentum Hand in Hand ging, die Begeisterung, mit der sie die große Gedankenrevolution von Kant begrüßten, und die Spannung, mit der sie deren eben damals erfolgende Weiterführung durch Fichte und sodann durch ihren Tübinger Studienfreund Schelling verfolgten, die nicht weniger große Begeisterung, welche sie der parallel gehenden großen politischen Revolution in Frankreich widmeten, endlich, und nicht zum wenigsten, das Schwelgen in den hohen Gefühlen von Freundschaft und Liebe und das Bemühen, diese nicht bloß als subjektiv-menschliche Erscheinungen gelten zu lassen, sondern sie in den objektiven Weltzusammenhang hineinzudeuten und, ähnlich wie es schon von Schiller in seiner philosophischen Rhapsodie geschehen war, die Liebe zum höchsten metaphysischen Prinzip alles Wirklichen zu erheben.

Wer die handschriftlichen Fragmente Hegels aus dieser Frankfurter Zeit liest, der wird immer wieder an Hölderlin erinnert, besonders auch an den Hyperion und an das tiefsinnige Fragment Empedokles. In einem mystischen Pantheismus suchen beide die seelische Tiefe des Weltganzen zu erfassen, diese Einheit alles Lebendigen, wie sie in der Liebe und Schönheit, im religiösen Gefühl und in der philosophischen Idee sich manifestiert, wie sie in der Natur, in Denkern, Helden und Künstlern sich offenbart und geschichtlich am vollkommensten im Leben der Griechen sich gezeigt hat. Zugleich und im Zusammenhang damit aber gehen beide den höchsten Dissonanzen des Lebens und des Weltenlaufs nach, allen diesen Variationen des Themas von der Einheit und Vielheit, der Entgegensetzung und Trennung, denen im menschlichen Gefühl der Gegensatz von Leid und Seligkeit entspricht. Und die Verknüpfung dieses Entgegengesetzten, die Anerkennung der Notwendigkeit des Zwiespalts und ihrer immer neuen Auflösung der Einheit — dieser durch alle Gedankentiefen hindurchgeführte beherrschende Charakterzug der Hegelschen Philosophie tritt auch hier schon scharf hervor, in weicheren Umrissen bei Hölderlin, in schärferen, manchmal selbst in harten Linien bei Hegel. „Versöhnung ist mitten im Streit, und alles Getrennte findet sich wieder" — das ist beider Grundthema. So sucht Hegel den Gegensatz, in den die Griechen, und noch mehr die Juden, in ihrer Gottesauffassung, Schicksal und Leben gestellt hatten, in seiner Bedeutung aufzuzeigen und gleichzeitig wieder zu überwinden. Seiner einheitlichen Auffassung ist das Schicksal nur die natürliche Reaktion des Lebens selbst gegen alle Verletzungen seiner Gesetze. Und er schreibt hierbei die Worte nieder, die zuerst wie eine ungeheuerliche Paradoxie klingen und doch eine objektive Wahrheit nur in aller Schärfe zum Ausdruck bringen: „Das Schicksal ist unbestechlich und unbegrenzt wie das Leben selbst. Nie hat die Unschuld gelitten, alles Leiden ist gerecht, und jedes Leiden ist Schuld." Und er fügt die schönen Worte hinzu: „Aber die Ehre einer reinen Seele ist umso größer, mit je mehr Bewußtsein sie Leben verletzt hat, um das Höchste zu erhalten; um so viel schwärzer das Verbrechen ist, mit je mehr Bewußtsein eine unreine Seele Leben verletzt." Und weiter:

> „Je lebendiger die Beziehungen sind, aus denen, weil sie befleckt sind, eine edle Natur sich zurückziehen muß, da sie, ohne sich zu verunreinigen, nicht darin bleiben könnte, desto größer ist ihr Unglück. Dieses Unglück aber ist weder ungerecht noch gerecht, es wird nur dadurch ihr Schicksal, daß sie mit eigenem Willen, mit Freiheit, jene Beziehungen verschmäht; alle Leiden, die ihr daraus entstehen, sind alsdann gerecht."

Diese Gedankengänge Hegels sind indessen nirgends rein spekulativ, sie vermischen sich überall mit der philosophischen Betrachtung und Durchdringung bedeutender historischer Erscheinungen, der historische Grundzug seiner ganzen Philosophie tritt schon hier zutage. Vor allem waren es die beiden größten geschichtlichen Erscheinungen der Vergangenheit, Griechentum und Christentum, die schon frühzeitig in den Mittelpunkt seines Nachdenkens rückten. Immer mehr trat dabei das Problem des Christentums und der Religion im allgemeinen in den Vordergrund. Mit bewunderungswürdiger Konsequenz und Energie ist Hegel der ganzen Fülle der Probleme, die darin beschlossen liegen, nach allen Seiten und in größter Gedankentiefe nachgegangen, und es ist sicher: wenn wir, wie zu erwarten steht, die gesamten Fragmente dieser Jugendperiode in einer sachlich einwandfreien, klaren Ausgabe erhalten, so wird diese nicht nur als document humain und bedeutsamer Beitrag zur Charakteristik Hegels und seiner Gedankenentwicklung, sondern auch absolut genommen, vom Standpunkte der gegenwärtigen theologischen Kritik und Religionsphilosophie, eine hervorragende Publikation bilden.

Es ist nicht nur das Problem Jesus, das Hegel behandelt, sondern ebenso, und zum Teil im Zusammenhang damit, die jüdische Religiosität, die Geschichte der christlichen Gemeinde, namentlich in ihrer ältesten Form, das Verhältnis der positiven Religion zur Vernunftreligion, das Wesen der Volksreligion usw. Und hierbei kann man bemerken, wie er immer mehr sich mit einem metaphysischen Kern der Lehre Jesu identifiziert, nachdem er zunächst jeder Art von Christentum sich schroff entgegengesetzt hatte. „Die griechische und römische Religion," so hatte er sich im Anfang geäußert, „war nur eine Religion für freie Völker, und mit dem Verluste der Freiheit mußte auch der Sinn, die Kraft derselben verloren gehen.... Was sollen dem Fischer Netze, wenn der Strom vertrocknet ist?" Dem freien Menschen der Antike, der selbstgegebenen Gesetzen gehorchte, war die Idee des Staates, des Vaterlandes das Höchste, wofür er tätig war. „Vor dieser Idee verschwand seine Individualität, und es konnte ihm nicht einfallen, für seine Person Fortdauer oder ewiges Leben zu erbetteln." Als aber dieser freiheitliche Geist entschwunden, kraftlos geworden war, verlegte man alles Ideale und erst recht jede Realisierung desselben in ein fernes Jenseits, es entstand die Lehre von der Schlechtigkeit der menschlichen Natur, „wie sie im Schoße dieser verdorbenen Menschheit, die sich selbst von der moralischen Seite verachten mußte, erzeugt wurde".

Die Hinneigung zum antiken Staatsideal, die auch in seinen religionsphilosophischen Studien hervortritt, bekundet sich noch mehr in den politischen Schriften und Fragmenten dieser Periode. Die politischen Probleme hatten Hegel schon sehr frühzeitig, auch während der Studienzeit in Tübingen beschäftigt. Damals hatten die drei Freunde Hegel, Schelling und Hölderlin einen Dreibund gebildet, der es wie an philosophischem, so auch an politischem Radikalismus allen anderen zuvortat, einen Bund, dessen Charakter Hegel noch im Jahre 1796 in einem Gedichte „Eleusis" mit den Worten schildert:

„. . . Des Bundes, den kein Eid besiegelt:
Der freien Wahrheit nur zu leben,
Frieden mit der Satzung,
Die Meinung und Empfindung regelt, nie, nie einzugehen."

Vornehmlich unter der Führung Hegels hatte sich im Tübinger Stift ein politischer Klub gebildet, der mit Begeisterung dem Gange der französischen Revolution folgte, und eines Tages zog er mit Schelling sogar hinaus vor das Tübinger Stadttor, pflanzte einen Freiheitsbaum und proklamierte in feuriger, schwungvoller Rede die allgemeinen Menschenrechte. Noch nach Beendigung seiner Tübinger Studien war er eine Zeitlang schwankend, ob er nicht gleich seinem Stiftsgenossen Reinhard (der es später bis zum Pair von Frankreich brachte) sein Vaterland verlassen und sich ganz in den Strudel der französischen Revolutionsbewegung stürzen solle.

Von dieser schwärmerischen Revolutionsbegeisterung führte der Weg Hegels in langsamer, aber stetiger Entwicklung zu jenem kraftvollen und tiefen Staatsideal, das in der Gesamtheit des Hegelschen Systems eine so hervorragende Stelle einnimmt und wie wohl kein zweites auf die ganze politisch-soziale Entwicklung des 19. Jahrhunderts eingewirkt hat. Zur Gewinnung und inneren Durchbildung dieses Staatsbegriffs trug nicht wenig der Umstand bei, daß Hegel gerade in dieser Jugendperiode, von der hier die Rede ist, als Hauslehrer in Bern und Frankfurt, zwei republikanischen Gemeinwesen angehörte, die ihm reichliche Gelegenheit boten, das abstrakte Freiheitsideal, das er zunächst im Kopfe getragen, an konkreten politischen Leben zu messen und zu erproben. Mit welcher Gründlichkeit er in dieser Hinsicht arbeitete und beobachtete, ersieht man z. B. daraus, daß er die Finanzverfassung Berns bis in alle Einzelheiten, bis zum Chausseegeld hin, durcharbeitete. Und während er in Bern eine Republik kennen lernte, die auf dem Prinzip einer patriarchalischen Aristokratie beruhte, so beobachtete er in Frankfurt ein republikanisches Staatsleben, in dem die merkantile Geldaristokratie herrschte, und zugleich konnte er hier, im Mittelpunkte der deutschen Politik, in die Zustände des heiligen römischen Reiches Einblick gewinnen. Hand in Hand mit diesen praktisch-politischen Studien ging das theoretische Studium der großen Realisten unter den Historikern, namentlich des Thukydides, dann der Gibbon, Montesquieu, Hume, Machiavelli. Im Anschluß an die Lektüre von Montesquieu und Gibbon studierte er das politische Leben Englands, insbesondere seine wirtschaftlichen Verhältnisse. Er untersuchte das Problem der Teilung der Arbeit, der Verteilung des Vermögens bei den einzelnen Ständen, er befaßte sich mit Studien über Steuersysteme, über die Armentaxe, über das wirtschaftliche Merkantilsystem. Und alle die so gewonnenen politischen und sozialen Ideen suchte er ständig in den allgemeinen philosophischen Zusammenhang einzuordnen, zuerst im Anschluß an Kant, später an Fichte und Schelling.

Von den politischen Fragmenten und Schriften dieser Jugendperiode, deren ganzen Reichtum Dilthey in seiner angeführten Schrift übersehen läßt, ist eine selbständige Schrift „Kritik der Verfassung Deutschlands" schon im Jahre 1893 von Georg Mollat herausgegeben worden. Sie ist ein besonders hervorragendes Beispiel der Verbindung freien kritischen Scharfsinns mit historischer Objektivität, welche Hegel so eigentümlich ist. Er hat hier vom Deutschen Reiche die berühmt gewordene Erklärung gegeben, „es sei ein bloßes Gedankending, dem die Realität fehlt".

„Sollte Deutschland ein Staat sein, so könnte man diesen Zustand der Auflösung nicht anders als Anarchie nennen, wenn nicht die Teile sich wieder zu Staaten konstituiert hätten, denen weniger ein noch bestehendes als die Erinnerung eines ehemaligen Bandes noch einen Schein von Vereinigung läßt, sowie die herabgefallenen Früchte ihrem Baume angehört zu haben noch daran erkannt werden, daß sie unter seiner Krone liegen, aber die Stelle unter ihm, oder der Schatten, der sie berührt, retten sie nicht vor der Fäulnis oder der Macht der Elemente, denen sie jetzt gehören."

Die Ursachen dieser politischen Misere weiß Hegel mit großem Scharfsinn darzulegen: die hartnäckigen partikularistischen Neigungen der Deutschen, ihre falsche abstrakte Auffassung vom Wesen der Freiheit, die sie bisher gleichsetzten mit der Willkür, mit dem eigenwilligen Tun, während sie in der freien Unterwerfung unter vernunftgemäße Gesetze besteht. Der Weg, auf dem Deutschland ein wirklicher Staat werden könnte, ist darnach klar vorgezeichnet: Beschränkung der Freiheit zugunsten einer starken gemeinsamen, aber vernunftgemäß auf gesetzliche Grundlagen gestellten deutschen Staatsgewalt. Aber die Erfüllung dieses Ideals erwartet Hegel nicht von der Einsicht seiner Landsleute, sondern, wie einst Machiavelli, allein — von der Gewalt, von der Macht des rücksichtslosen Eroberers. Als ob er die Politik von Blut und Eisen, die zwei Menschenalter später zur Gründung des neuen Reiches führte, deutlich vor Augen gehabt hätte, so hat Hegel mit merkwürdig prophetischem Scharfblick die zukünftige Entwicklung der Dinge gezeichnet:

„Wenn alle Teile dadurch gewinnen, daß Deutschland zu einem Staate würde, und wenn auch der allgemeinen Bildung gemäß dieses Bedürfnis tief und bestimmt gefühlt würde, so ist eine solche Begebenheit nie die Frucht der Ueberlegung gewesen, sondern der Gewalt. Der gemeine Haufen des deutschen Volkes nebst seinen Landständen, die von gar nichts anderem als von Trennung der deutschen Völkerschaften wissen und denen die Vereinigung derselben etwas ganz Fremdes ist, müßte durch die Gewalt eines Eroberers in eine Masse versammelt, sie müßten gezwungen werden, sich als zu Deutschland gehörig zu betrachten.... Dieser Theseus müßte Großmut haben, dem Volke, das er aus zerstreuten Völkchen geschaffen hätte, einen Anteil an dem, was alle betrifft, einzuräumen, Charakter genug, um den Haß tragen zu wollen, den Richelieu und andere große Menschen auf sich luden, welche die Besonderheiten und Eigentümlichkeiten der Menschen zertrümmerten. ... Begriffe und Einsicht führen etwas so Mißtrauisches gegen sich mit, daß sie durch die Gewalt gerechtfertigt werden müssen; dann unterwirft sich ihnen der Mensch."

M. Kronenberg.



Die bösen Buben in der Literatur.

Nicht von den literarischen bösen Buben soll hier die Rede sein. Diese üble Gattung hat zu allen Zeiten ihr Vergnügen darin gefunden, die Vorübergehenden und besonders die Vorangehenden mit Schmutz oder Steinen zu werfen; aber die Ungezogenheit hat, wie die Dummheit, keine Geschichte — nur Sitte und Klugheit haben eine. Wohl hat der Getroffene jederzeit behauptet, solche Straßenjungen habe es noch nie gegeben, und besonders noch nie solche Steine; aber nur er hat sie noch nie vorher gefühlt, aber Goethe und Herder und Lessing kannten sie schon.

Diesen geschichtslosen bösen Buben also wollen wir aus dem Weg gehen und uns dafür von andern bösen Buben locken lassen, ihnen zu folgen. Das sind die, die literarische Denkmäler gefunden haben.

Zwar eine vollständige Geschichte dieses bedenklichen Typus darf man nicht von mir verlangen. Einige Grundzüge für die Literaturgeschichte des Löwen der Kinderstube hab' ich vor einiger Zeit in einer Studie über den „Struwelpeter" (im „Archiv für Kulturgeschichte") gezeichnet; hier soll die Aufgabe enger gefaßt werden. Nur die Stellung der „Gesellschaft" zu den bösen Buben soll an ein paar charakteristischen Belegen aus der Literatur in ihrem Wechsel aufgezeigt werden.

Sie setzt sehr böse ein, diese Geschichte. „Und Eliso ging hinauf gen Beth El. Und als er auf dem Wege hinan ging, kamen kleine Knaben zur Stadt heraus, und spotteten sein und sprachen zu ihm: Kahlkopf, komm herauf! Kahlkopf, komm herauf! Und er wandte sich um; und da er sie sah, fluchte er ihnen im Namen des Herrn. Da kamen zween Bären aus dem Walde und zerrissen der Knaben zweiundvierzig." (2. Buch der Könige 2, 23—24.)

Man darf wohl sagen, daß der heilige Mann nicht eben viel Sanftmut an den Tag legt, und daß der Tod von fast einem halben Hundert Kinder zur Strafe für eine nicht einmal verleumderische Hohnrede etwas grausam ist. Aber das Kind hat eben noch gar kein eigenes Recht; und da es den Geheiligten des Herrn betrübt hat, ist es des Todes schuldig. Die bösen Buben stehen da als Vertreter schnöden Uebermuts und keine Silbe wird weiter ihrem traurigen Los oder dem der schuldlos verwaisten Eltern geweiht . . .

Das Mittelalter dagegen kennt fast nur das unschuldige Kind, das uns rührend vorgeführt wird im bethlehemitischen Kindermord, im Kinderkreuzzug, in den Legenden von armen Knaben, die die argen Juden zu Tod gemartert haben sollen. Denn schon allein das Erscheinen des Christuskindes im Tempel gibt dem Kinde eine bessere Stellung als der Frau, die in der Versammlung schweigen soll. Wogegen zu fürchten ist, daß die antike Humanität gegen unseres Wilhelm Busch Erfindung vom Tode der bösen Buben von Korinth so wenig einzuwenden gehabt hätte, wie die altjüdische Menschenliebe gegen den der Spötter Elisas: wer die Auserwählten verhöhnt, verdient keine Schonung.

Und ganz hart verfährt auch noch beim Ausgang des Mittelalters ein Hans Sachs in dem lieblichen Spiel von den ungleichen Kindern Evas mit den bösen Kindern. Und für die Aufklärungszeit ist das Kind einfach der noch nicht fertige Mensch: die Privilegien und Eigenheiten des Kindesalters hat noch nicht einmal Rousseau bei all seiner sentimentalen Kinderliebe entdeckt. Für unsern braven Musaeus, für die Basedow und Campe existiert der „böse Bube" als einheitlicher Begriff eigentlich noch nicht: wer ungehorsam, lügnerisch, boshaft in der Kinderstube ist, verrät eben nur früh den bösen Charakter des Mannes. Und so bleibt es bei den Nieritz und all den mora[illegible]nden Jugendschriftstellern.

Als fertig entwickelter Typus taucht der „böse Bube" in Frankreich auf. Gavarni, dessen geistige Bedeutung ebenso sehr vergessen ist wie man unter dem Hochdruck einer modischen Ueberschätzung Doumiers seine Zeichnungen zu gering bewertet, prägt in einer Reihe glänzender Sittenbilder das Wort von den „enfants terribles". Die „schrecklichen Kinder" aber sind schrecklich — weil sie Kinder sind. Weil sie in ihrer Naivetät der Erbtante die Wahrheit sagen, dem Fremden verraten, daß Mama keine Frau ist, sondern ein Fräulein, und dem Vater von Abenteuern seiner Gattin erzählen — darum sind sie furchtbar. Denn sie offenbaren, wie des jungen Goethes „Mitschuldige", „die seltsamen Vorgänge, mit welchen die bürgerliche Sozietät unterminiert ist. — Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfter nur desto wüster aus . . ." Diese Risse und Schmutzflecken im Innern tut der Kindermund kund, und seine „Bosheit" ist in Wirklichkeit die der bloßgestellten lieben Eltern . . .

In Amerika tut sich dann das klassische Land des bösen Buben auf. Ein schlimmer Hinterwäldlerjunge deutschen Ursprungs ließ irgendwo jenes Schreibheft liegen, aus dem der stockgelehrte Abbé Domenech die mythische Chiffernschrift seines „Livre des sauvages" herauslas — ein tragikomisches Vorspiel zu den Schicksalen des jungen Amerikaners in der Literatur. „Tom Sawyer", „A bad boys diary" — wer kennt nicht diese klassischen Verherrlichungen der Unerzogenheit und Ungezogenheit? Mag auch die Frische zur Rüpelei und die Lustigkeit zum Schabernack ausarten — der Yankee freut sich dieser Typen jugendlicher Ungebundenheit. „Amerika du hast es besser als unser Kontinent der alte —" den Gymnasiastentragödien und pessimistischen Schuljungenromanen der Otto Ernst und Wedekind, der Heinrich Mann und Emil Strauß stellst du das Hohelied vom unerzogenen Knaben gegenüber, und selbst der geschäftseifrige „New York Herald" wird nicht müde, in seinen humoristischen Beilagen von den Heldentaten seines Bad Boy zu erzählen.

Schon bei Wilhelm Busch klang durch die kühl-grausame Freude an dem Schabernock, den Max und Moritz den Philistern spielen, etwas von jenem Ton, den Gavarni anschlug. Ludwig Thoma vereinigt beides: die naive Freude des Amerikaners an dem noch nicht in konventionelle Bande geschlagenen Kind, und das ironische Vergnügen des Franzosen an den kompromittierenden Wirkungen dieser Unerzogenheit.

Schon in seinen „Lausbubengeschichten" soll die trockene Naivität der Wiedererzählung nicht bloß den Reiz der bedenklichen Kinderstubenunschuld steigern, sondern auch die mühsame Art, wie wir Erwachsenen unsere Gedanken verbergen, ironisieren. Bei ihrer Fortsetzung, „Tante Frieda" (München, bei Albert Langen) tritt das noch augenfälliger hervor. Der Junge, der naiv seinen guten und weniger guten Instinkten nachgibt, besiegt mit seiner einfachen Mißhandlung des von der Tante geliebten Papageis ihre fortgesetzte Mißhandlung der wehrlosen Verwandten und blamiert mit seiner derben Notlüge die pathetische Unwahrheit des Anstaltsvaters Semmelmaier. Die besseren Naturen aber stellt seine unbefangene Freundschaft unwillkürlich ins Licht: die Mutter, die etwas unwahrscheinliche Cora von drüben und ihren erfreulichsten Verehrer.

Was noch den Knaben auszeichnet, ist die erstaunliche Sicherheit der Beobachtung von Gesten und Haltungen. Wer hat nicht schon mit Schrecken bemerkt, wie vortrefflich Kinder ihre Lehrer nachmachen? Wen haben nicht sogar ihre unwillkürlichen Nachahmungen auf eigene Gewohnheiten des Ausdrucks aufmerksam gemacht? Auch dies hat Thoma — besonders in der glänzenden Schilderung des Ständchens — vortrefflich gegeben, freilich doch wohl mehr aus der Schulung seines Jägerauges wie aus der Erinnerung seiner Kinderjahre!

Aber ein ganzes (wenn auch nicht starkes) Bändchen voll dieser virtuosen Selbstverleugnung des reifen Mannes wirkt doch unbehaglich. Der Spott auf die Großen wird leise, leise zu einer Ironisierung auch der kindlichen Unschuld selbst. „Tante Frieda" ist ein witziges Buch, und Ludwig Thoma ein eigenartiges Talent; aber wenn ich mit dem bösen Buben fertig bin, greife ich mit neuer Freude zu Otto Ernsts prächtigem „Appelschnut" und lese das Buch von dem lieben Kinde, das nicht die Ueberlegenheit geschrieben hat, sondern die Liebe!

Richard M. Meyer.

„Die beiden Rasso."

Fernanda Rasso, in den Matrikeln ols Ferdinand Ranft eingetragen, war der uneheliche Sprößling des Karl Ranft und der Lucia Wasa. Nach seiner Geburt gingen die Elteen zum Standesamt, wurden Mann und Frau und legitimierten den Knaben. Sie waren beide Mitglieder einer Truppe, die im Triumph über die Bretter der bekanntesten Variétés von Europa gezogen war, und der Lucia als Trapezkünstlerin, Carlo als Athlet angehörte. Er war von ungefähr zu diesem Gewerbe gekommen. Von herkulischer Körperveranlagung hatte er sein Brot im friedlichen Beruf eines Lohndieners zu verdienen gesucht, sattelte aber als junger Bursche von zweiundzwonzig Jahren plötzlich um und wurde Akrobat. Er hatte sich damals auf gut Glück einer Truppe angeschlossen, die in einem Vorort seiner Vaterstadt auf grüner Wiese Zelte geschlagen hatte und vor einem sonntägigen Publikum Kunststücke zum besten gab. Dem Leiter und Führer der Gesellschaft war der gewoltige Ranft unter den täglichen Zuschauern aufgefallen, und ohne noch recht zu wissen, wie er den starken Mann beschäftigen würde, hatte er ihm ein Monatsgehalt angeboten, das die Einnahmen des Lohndieners um das Doppelte übertraf. Das neue Mitglied war zunächst nur verpflichtet, sich in rosa Trikots allabendlich zur Schau zu stellen und seine gewoltigen Muskeln spielen zu lassen. Bald traten Lust und Traming zu den Noturgaben, und Karl wor nicht lange genötigt, bei der kleinen Schmierengesellschaft auszuharren. Er erhielt einen Antrag, der ihn aufforderte, sich für mehrere Jahre einer on den ersten italienischen Variétés gostierenden Truppe anzuschließen. Er schlug ein und zog frohgemut in die Fremde. Im Süden fand er die Gefährtm, die Fernandas Mutter wurde.

Es ging recht mühelos vorwärts, und da Karl Ranft, der in Italien den Künstlernamen Carlo Rasso angenommen hatte, weder trank noch spielte, sondern in den Stunden, die nicht der Arbeit und dem Auftreten gewidmet woren, ein gesundes und nüchternes Leben an Lucias Seite führte, wor er mit dem erotischen Berufswechsel, der den geistig unelastischen Mann noch viele Jahre befremdete, doch recht zufrieden.

Karls kleiner Sohn Fernando lag noch in den Windeln, als die Eltern schon über seine Zukunft nachzudenken begannen. Es wäre ihnen beiden nie in den Sinn gekommen, doß sie einmal den Sohn reisender Zirkusleute zu erziehen haben würden. Lucia war Stubenmädchen gewesen. Kummer, schlechte Behandlung und Herzensenttäuschungen hatten sie auf das Trapez gebrocht. Der Knabe wuchs heran und da seine bescheidenen Eltern ihm vom ersten Lallen ab intellektuelle Fähigkeiten desto überzeugter absprachen, je auffallender ihnen seine körperliche Veranlagung erschien, dachten sie beide sehr früh daran, ihn für das Gewerbe, in das sie selbst durch Schicksalsfügungen gedrängt worden waren, gleich von Kindesbeinen an zu erziehen.

Die Eltern legten die Trikots, jene bunten Lappen, die von ihnen einst mit Staunen und einem leichten Grauen betrachtet worden woren, dem Kinde gleichsam als erstes Geschenk auf den Rand seiner Wiege. Es sollte nicht, wie der Vater, als Amateur und auf Umwegen, den zufälligen Kräfteüberschuß ausnützend, zur Athletik gelangen, sondeen systematisch erzogen und ausgebildet werden, um einmal die fabelhaften Gagen und Abendeinnahmen für sein Auftreten zu erzielen, von denen seine Eltern doch nur vom Hörensagen wußten.

Fernando Rassos Kinderjahre woren im besten Sinne des Wortes sehr schwere. Er bekam zumeist mit Blei oder Eisen gefülltes Spielzeug, und wenn er eine Trompete, ein Pferdchen, eine Peitsche hob, so war damit sicherlich die höchste Anforderung an seine kleinen Muskeln gestellt worden. Zur Erholung — also gerade umgekehrt wie bei andern Kindern — durfte er rechnen, lesen und schreiben lernen. Dabei ruhte er aus, und es zeigte sich, daß bei körperlich überanstrengten Knaben die selten eingefügte geistige Turnstunde genau so wohltuend wirkt, wie die körperliche bei jenen Knaben, deren junge Gehirne durch frühzeitiges, fortgesetztes Leenen ermüdet werden. Je älter Feenando wurde, desto mehr sah sein Vater darauf, ihn fedeend wie einen Gummiballen werden zu lassen. Die Muskeln der kleinen Arme und Beine dehnten und wölbten sich und wurden hart und geschmeidig wie Bönder aus Stohl. Der ernste Knabe hatte nichts von dem fröhlichen Staunen über die Veränderungen seines sehnigen Körpers, das die Jungen erfüllt, die zur eigenen Lust die schlummeenden Möglichkeiten ihrer Gelenke entwickeln. Er übte gelassen und prüfend, und dachte an die Zukunft, die seine Eltern nicht müde wurden, ihm in glänzenden Farben auszumalen.

Mit dem zurückgelegten zehnten Lebensjahre mußte die geistige Ausbildung des jungen Fernando beendet werden, da gerade um diese Zeit die Eltern einer neuen Touenée verpflichtet worden waren, die sie durch ganz Italien und Südfrankreich führte. Sie hatten in klug berechnender Ausnützung der bis zur äußersten Grenze entwickelten Geschicklichkeit ihres Sohnes auch seine Mitwirkung in den Vertrag aufgenommen, was eine wesentliche Erhöhung ihrer Ansprüche gestattete. Gleichzeitig sollte dem Kinde auch schon in den Anfängen alle Scheu vor öffentlicher Schaustellung benommen werden, die ja den Eltern den Lebensweg zu Beginn so sehr erschwert hatte. Es galt eine Reihe von Kunststücken einzustudieren, die Vater und Sohn gemeinsam ausführen konnten. Dies erforderte täglich stundenlange Uebungen und infolgedessen einen fast ausschließlichen Verkehr zwischen Vater und Sohn. Der große und der kleine Rasso wurden bald gute Kameraden. Die gleiche, eng verknüpfende Tätigkeit verwischte förmlich den großen Altersunterschied und rückte die beiden Menschen einander so nahe, daß sie sich wie Gleichalterige zu verstehen, die selben Wünsche und Hoffnungen zu hegen bezannen und bald in einem Grade innig und tief befreundet woren, wie es zwischen Vätern und Söhnen nur ganz selten und ausnahmsweise vorzukommen pflegt.

Feenandos Mutter trat als selbständig mitwirkende Artistin immer mehr in den Hintergrund. Eines Tages sagte ihr Carlo: „Nun sollst du es gut haben, nicht mehr aufs Trapez müssen und die Sprünge sein lassen dürfen, bei denen es auf eine Sekunde ankommt. Du sollst nur auf der Bühne sein, wenn w i r arbeiten, ich und der Bub; sollst nach dem Rechten sehen, uns ein Tuch reichen, wenn wir in der Aufregung nicht daran denken, uns die Hände zu trocknen. Allzu weite Reisen wollen wir auch nicht mehr machen." Und so wurde es von nun ab gehalten.

Unter dem Namen „Die beiden Rasso" zogen Vater und Sohn, von der Mutter begleitet, durch die größten Singspielhallen Europas, und wo die drei Worte auf den Affichen standen, dort gab es ein volles Haus und gute Einnahmen für die beiden herrlichen Akrobaten, die in der Regel erst in der zweiten Hälfte der Vorstellung mit sichtlich bezeichneter Glanznummer aufzutreten pflegten.

In ebener Bahn rollte das Leben der drei Menschen nun dahin, wie geölt, so glatt vergingen wachsame, nüchterne Jahre. Die beiden Rasso mußten auf ihrer Hut sein, denn vielleicht gibt es auf keinem Gebiete eine zähere, schweigsamere und hartnäckigere Konkurrenz als auf dem Gebiete der öffentlichen Athletik. Täglich tauchen neue Akrobaten auf, die es sich zur Aufgabe stellen, die vorhandenen bekannten Größen zu überbieten, und es wäre sicher auch manchem gelungen, den zwei Athleten beizukommen, wenn das suggestiv wirkende Renommee des Namens Rasso, den der Genius des Ruhmes in goldenen Letteen vor allen anderen voranzutragen begann, nicht an sich eine schwer erreichbare Wirkung und Zugkraft ausgeübt hätte. Die Rasso bemühten sich auch, ihr Programm möglichst zu wechseln und immer höher vorwärts zu schreiten, immer präziser zu arbeiten und ein reiches Repertoire im Gange zu halten. Was dem jungen Rasso sein williger Leib mühelos hergab, mußte der Vater gar oft unter heftigen Anstrengungen seinem langsamen, von den zunehmenden Jahren bedrängten Riesenkörper abtrotzen. Er sah die Zeit kommen, da er mit seinem Sohne nicht mehr würde Schritt halten können, und da dieser ihn so sichtbar überflügeln und überragen würde, daß er ihn durch seine Mitwirkung behindeen, ja vielleicht stören könnte. Dann würde der Tag auch nicht mehr fern sein, an dem das

Publikum das Nachlassen bemerken würde, dann mußte das mühsam aufgerichtete Gebäude des Erfolges und des Ruhmes zusammenstürzen wie ein Kartenhaus, ganz plötzlich, über Nacht, so wie es Carlo an manchen Berufsgenossen erlebt hatte. Lucia, die Carlos Vorschlag, sich langsam von der mitwirkenden Tätigkeit zurückzuziehen, begeistert aufgenommen hatte, als sie noch auf dem Höhepunkt ihrer Ausbildung stand, war nun heimlich froh, den Rückgang der Kraft und Gelenkigkeit nicht öffentlich nachweisen zu müssen, was für ihr Auge ihr Mann bereits tat.

Fernando, der zu einem blühenden Jüngling emporgeschossen war, hatte die treue kindliche Liebe zu seinen Eltern fest im Herzen bewahrt. Sie war mit ihm in all den Jahren der Zurückgezogenheit gewachsen und hatte sich tief in seiner Seele eingenistet, wie dies Kindern gar oft ergeht, die ihren Eltern alles verdanken und mit ihnen in unmittelbarer Berührung bleiben, was namentlich in kleinen Orten der Fall ist, wo die Ablenkung durch Freunde, Gefährten und Menschen aller Art nur wenig in Betracht kommt. Fernando war sich daher kaum bewußt, daß die hohen Bezüge, die die Rasso für ihr Auftreten erhielten, von den Agenten und Direktoren der Variétés immer mehr nur um seinetwillen zugestanden wurden. Und er mußte diese Tatsache erst von sehr vielen Stimmen hören, bevor er ihre Bedeutung richtig und in ihrem ganzen Umfange erkannte. Fernando tat nun alles, seinen Vater nichts merken zu lassen, und ihm so recht zu verhüllen, daß er den Gipfel längst überschritten hatte, ja sogar schon ein gutes Stück Wegs talabwärts gegangen war. Er überließ die Einnahmen, wie in seinen Knabenjahren, dem Vater und begnügte sich mit dem monatlichen Taschengelde, das Carlo Rasso dem Sohne gab. Carlo war aber ein viel zu bescheidener und einsichtiger Mensch, als daß er den Umschwung und die veränderte Lage nicht erkannt und sich eingestanden hätte. Zudem war das Bäumchen Fernando fröhlich emporgeschossen und glich nun dem Baume Carlo wie ein junger Sproß, der aus gleichen Wurzeln gediehen und im selben Erdreich wie der ältere, knorrige Stamm gestanden hatte. Die meisten Uneingeweihten hielten die beiden Rasso für Brüder, die ein großer Altersabstand unterschied.

Eines Tages, nach reiflicher Ueberlegung und längerer Beratung mit seiner Frau machte Rasso, den Geburtstag seines Sohnes benützend, diesem den Vorschlag, künftighin alle Einnahmen zu teilen, worauf Fernando recht unbekümmert und freudig einging. Dieses Vorgehen, das Carlo sich doch knirschend abringen mußte, hatte sein Schamgefühl und seine heimlich gekränkte Eitelkeit eine Zeitlang beruhigt, aber es machte ihn weder gelenkiger, noch konnte es den unaufhaltsamen Einfluß des Alters auf seine Leistungen hemmen. Eine stumme, unterdrückte Wut verhüllte diese bedenklichen Zeichen immer sichtbarer. Schließlich wurde die Präzision seiner Arbeiten so mangelhaft, daß er nicht nur die Kunststücke selbst, sondern auch sein Leben oder doch wenigstens seine Gesundheit und die seines Sohnes gefährdete. Darüber war Fernando anfangs sehr betroffen, verschloß aber alle Bedenken stumm in der Brust. Als jedoch einmal, infolge des nicht rechtzeitigen Zugreifens Carlos, eine Drehung zu spät ausgeführt worden war, wodurch Fernando am Bein seines Vaters gerade nach einem gewaltigen Salto abglitt, heftig hinfiel und betäubt emportaumelte, übermannte den jungen Athleten Schmerz und Jähzorn und nach der Vorstellung — das Publikum hatte dem Liebling dem Unfall zum Trotz ostentativ akklamiert — machte Fernando dem Vater die heftigsten Bemerkungen über seine Unzulänglichkeit. Monatelang unterdrückte Beobachtungen äußerten sich nun in recht derben, unverblümten Worten. Carlo beantwortete die gerechten Vorwürfe des Sohnes damit, daß er kurz und bündig die Erklärung abgab, nie wieder mit ihm zusammen aufzutreten. Es solle von nun ab „Die beiden Rasso" nicht mehr geben. Unwillig ging Fernando auf den Vorschlag ein, obgleich er durch diese Trennung vor einem neuen Lebensabschnitt stand, denn die Agenten machten noch immer auf „Die beiden Rasso" lautende Anträge, die künftighin abgelehnt werden mußten.

Das Ereignis, das die Veranlassung zur Trennung der beiden Rasso war, hatte in Mailand stattgefunden und zufällig am vorletzten Abend des gemeinsamen Auftretens. Zur Erfüllung der vertragsmäßig eingegangenen Verpflichtung war also nur noch ein einziges Zusammenwirken nötig, das anstandslos verlief.

Anstelle der Nummer, welche die beiden Rasso dem Publikum vorführte, war dann im Gipfel der Spielzeit eine Ringkämpfertruppe getreten, was den beiden Rasso ermöglichte, sich vorläufig grollend voneinander zurückzuziehen. Carlo verbrachte seine Abende fern vom Variété, bei seiner Frau, die ihm treu zur Seite stand und alles aufgeboten hatte, den Konflikt zwischen Vater und Sohn zu schlichten, wobei sie sich aber nicht zu weit vorwagte, da sie aus eigener Erfahrung wußte, daß guter Wille und Aufmerksamkeit keinerlei Körperfähigkeiten und Kräfte zu ersetzen vermochten. Ihr war es nur um die Versöhnung und um das gute alte Einvernehmen zu tun. Den Vorwand, der den alternden Athleten zu vielleicht endgültigem Rücktritt zwang, begrüßte sie gern. Er war ihr heimlich willkommen.

Fernando wohnte in der durch die Trennung von seinem Vater hervorgerufenen Arbeitspause mit größtem Interesse den Ringkämpfen bei, und freundete sich mit den tüchtigsten Kämpen sehr schnell an. Er erinnerte sich der siegreichen Ringkämpfe, die er als Knabe mit anderen wilden Jungen bestanden hatte, und wie leicht und mühelos er die ungestümsten Draufgänger, die sich an keinerlei Regel hielten und um sich schlagen, mit seinen Sehnen wie mit Stricken gefesselt, und wie er sie alle in die Knie und dann auf die Schultern zu drücken gewußt hatte. Nun lernte er durch fleißiges Beobachten, Zusehen und Fragen gar schnell das alles, was ihm zu einem regelrechten Ringkämpfer noch fehlen mochte. Seine Lust und Freude an diesem neuen Zweige der Athletik war eine so große, daß er sehr schnell öffentlich zu ringen beschloß. Außerdem lag für Fernando auch ein willkommener Ausweg auf diesem Zweige seines Gewerbes. Er ermöglichte ihm den Wünschen seiner Mutter entgegenzukommen und dem Vater gegenüber so zu tun, als verließe er ein Arbeitsfeld, auf dem siegreich zu bestehen er sich nur mit ihm gemeinsam zutraute. Er sagte den Eltern, nachdem der Entschluß bei ihm feststand, auch ganz unverblümt, daß er Ringkämpfer werden wollte, weil er an ein erfolgreiches Wirken als Akrobat ohne den Vater nicht glauben könne. Dies schmeichelte Carlo Rasso, und das gute Einvernehmen war dadurch wieder hergestellt, und wie einst Carlo seine Frau Lucia dazu bewogen hatte vom Schauplatz gemeinsamer Triumphe endgültig abzutreten, so bewog nun Fernando den Vater ziemlich leicht dem Berufe Ade zu sagen, in dem er den Gipfel doch ein für allemal überschritten hatte.

Carlo Rasso hatte gute Zeiten mitgemacht und sich soviel erspart, daß er schließlich auch arbeitslos ganz bescheiden wirtschaften konnte. Und da bei keinem Erwerbe eine wohlerwogene, abgezirkelte Mäßigkeit mehr geübt wird als im Berufe der Athleten, schien dies dem Ehepaar Rasso sehr leicht möglich und da Fernando als treuer Sohn es sich ausbat, sie mit einem monatlichen Zuschuß unterstützen zu dürfen, so sahen sie immerhin einer sorgenlosen Zukunft entgegen.

Fernando sprang nun mit beiden Füßen in den neuen Beruf. Und da er sich auf Reklame gut verstand und wußte wie es gemacht wird, so sollte sich der Umschwung unter großem Aufsehen vollziehen. Kurz nach Beendigung der Preisringkonkurrenz ließ Fernando Rasso die drei ersten Preisträger zum Ringkampf herausfordern, was dem Variété, in dem diese Kämpfe ausgetragen werden sollten, drei, im Falle unentschiedener Kämpfe, sogar fünf ausverkaufte Häuser sicherte und auch Fernando ganz erhebliche materielle Einnahmen bringen mußte. Er hatte Glück: Es gelang ihm tatsächlich den Zweit- und Drittbesten durch seine ungestüm zugreifende Kraft zu werfen, bevor die Matadore nur Zeit fanden, ihre technischen Kunstgriffe anzuwenden. Er wurde mit unbeschreiblichem Jubel als neuer Ringkämpfer begrüßt und so in diese Abart seines Gewerbes gedrängt und in seinem Vorsatz, auf dem Gebiete des Ringkampfes Geld und Ruhm zu gewinnen, noch gewaltig bestärkt.

Fernando Rasso war dreißig Jahre alt geworden, als sich die beiden großen Ereignisse seines Lebens, die geschäftliche Trennung von seinem Vater und sein Eintritt in den neuen Beruf abspielten. Ihm war zumute, als sei er jetzt erst flügge geworden, jetzt erst von einer leitenden Hand freigegeben und

dem eigenen Leben ausgeliefert. Die Pflichttreue, mit der er seine täglichen Uebungen pedantisch vollbrachte und eine gewisse zaghafte Aengstlichkeit, nur ja auf der Höhe zu bleiben und seine Eltern zufriedenzustellen, hatte ihn immer von jeder Verirrung, jedem Unmaß in Speise und Trank aber auch von jeder Lebensfreude ferngehalten. Je mehr die Fähigkeiten seines Körpers wuchsen und sich entfalteten, desto weniger meldeten sich Regungen seiner Seele. Aufmerksame Menschenbeobachter würden vielleicht gesagt haben, sie sei garnicht vorhanden in diesem riesenhaften, von Muskeln ausgebauchten und geschwellten Körper. Aus seinen gerade vor sich himblickenden, etwas starren Athletenaugen schaute sie nicht; nur in seiner Gutmütigkeit, und in seinem Pflicht- und Anhänglichkeitsgefühl den Eltern gegenüber, kam sie schüchtern zum Vorschein. Fernanda war auch immer einer guten Kameradschaft und einer treuherzigen Freundschaft fähig gewesen, die er unterschiedlos sowohl Männern als Frauen zuwendete, wenn sich diese durch ihre Arbeit und durch ein gewisses bescheidenes Auftreten seine Gunst zu erringen wußten. Außer in seiner Berufssphäre hatte er keine irgendwie belangvollen Bekanntschaften gemacht.

Hin und wieder hatte er wohl Briefe von begeisterten Zuschauerinnen bekommen, die er aber nur insoweit verstand, als sie Positives über seine Kunst enthielten. Lüsterne Verheißungen und durchaus nicht sachliche weibliche Huldigungen verstand er einfach nicht. Niemals dachte er auch nur daran, darauf zu erwidern. Die Jahre der Pubertät waren in seinem Leben so anstrengende Jahre körperlicher Arbeit und eisernen Zwanges gewesen, daß die Triebe, die sonst den Jüngling, der kaum dem Knabenalter entwachsen ist, zum Weibe führen, bei ihm immer eingelullt worden waren, bevor sie allzu heftig an sein Bewußtsein pochen konnten. Jetzt aber, da er viel mehr allein und auf sich selbst angewiesen war und nicht mehr nach jeder Vorstellung mit den Eltern beisammen sitzen konnte, begann er, sich ungewohnten und neuen Zerstreuungen zuzuwenden.

Er hatte nicht lange zu suchen, und es erging ihm genau so, wie es jungen Leuten in andeen Berufszweigen ergeht. Er schloß sich, was er früher nie getan hatte, seinen Kameraden an und begleitete sie, nach allen derben Genüssen zulangend, dorthin, wo Lust und Liebe feilgeboten wurde, wie Wein und Bier. Ohne daß Feenanda es ahnte, wurde dadurch der Blütenstaub, der die Worte: Liebe, Mädchen, Frau, mit einem sehnsuchtsvollen Schimmer in seinen rasch vergessenen Träumen überglänzte, sehr bald abgestreist, bevor er noch in helleren Farben zu leuchten und sein Wesen zu durchdringen und in Schwingungen zu versetzen wußte. Scheinbar litt er darunter in keiner Weise. An den Stätten, wo er seine etwas spät hervorbrechenden Jugendtriebe vergeudete, wurden keine Ansprüche an ihn gestellt, er blieb Herr seiner selbst, und keine Leidenschaft lähmte seinen Willen und seine Kraft. Nur einmal war er aus seinem Gleichgewicht geschleudert worden. Dann wußte er aber für immer Bescheid und blieb gewitzt. Mit einer Neugier, die ihm früher fremd gewesen war, erbrach er damals jene Briefe, deren Schriftzüge eine weibliche Hand verrieten. Eines Tages nahm er ein sehr deutlich angebotenes Stelldichein mit einer etwas angejahrten Witwe an, die ihm ganz unverhohlen zu verstehen gab, daß sie sich den Umgang mit einem von so hoher Körperkraft und ungewöhnlicher Geschicklichkeit begabten Manne schon immer gewünscht habe. Heißhungrig etwas zu erleben, griff Feenando zu und tappte in ein Netz, in das er sich verstrickte. Er sah nämlich bald ein, daß er den Erwartungen seiner Liebespartnerin nicht in dem Maße, wie sie es gehofft hatte, zu entsprechen wußte. Dabei kränkte ihn der unverhohlene Hohn und manche derbe Stichelei, die der bärenstarke Mann für den schnell verlöschenden Brand seiner Sinne erdulden mußte. Er verbiß sich in den Gegenstand seiner ungesunden Neigung und ließ erst von ihm ab, als er sich betrogen sah und ingrimmig gekränkten Herzens erkannte, daß ein Spiel mit ihm getrieben worden war; ein Spiel, in welchem dem fühlenden und plötzlich oft empfindsamen Menschen, den er dargebracht hatte, gar kein Raum gelassen worden war. Die Trennung, die folgte, hatte sowohl eine radikale Heilung als auch eine vollständige Abkehr von aller Lust zu Abenteuern zur Folge. Mit doppeltem Eifer lebte Fernando wieder nüchtern und einsam seiner Kunst. Und der um die Zeit seiner Erregungen in ihm auflodeende Wunsch, eine Lebensgefährtin zu besitzen, hatte sich schnell verflüchtigt und trieb nicht länger sein lockendes Spiel in seiner breiten Brust.

Fernanda war nun der Stolz und die ausschließliche Freude seiner Eltern geworden, die seine Verdienste und seine Leistungen umso höher schätzten, als sie diesen Zweig des einstmaligen Gewerbes nur wenig kannten und ihnen jede Leistung auf dem neuen Gebiete dopelt and dreifach rühmlich erschien Fernanda war ein guter Sohn. Er wußte, wie kümmerlich seine Eltern von ihren Ersparnissen leben konnten und unterstützte sie monatlich nach besten Kräften und mit kindlicher Selbstverständlichkeit. Die Eltern wieder griffen unbekümmert zu und freuten sich des Ueberflusses, den die Meisterschaft des berühmten Ringers ihnen schuf. Denn Fernanda Rasso war auf dem Wege, einen Namen von internationalem Klange zu erwerben. Seme Körperkraft, seine bis in die letzten Möglichkeiten ausgebildete Geschicklichkeit hatten ihren Höhepunkt erreicht, und er zählte zu den drei Meisterringeen der Welt, ja, er hatte mit seinen beiden Rivalen in unentschiedenem Kampfe um die Palme gestritten, der unbesiegbare Besieger zu sein.

Kein Sport erfordert größere und ununterbrochenere Uebung sowie fortwährende Ausdauer, kurz all das, was man unter dem Worte Training versteht, in dem Maße wie der Ringkampf. Die Glieder müssen gleichsam beständig geölt werden, und die Unempfindlichkeit des Nackens, der Schultern, der Gelenke weicht großer Schmerzhaftigkeit, sobald die Arbeit nachläßt. In einem Leben fortgesetzter kleiner und großer Erfolge und wachsamer Uebung gingen Fernando Rassos dreißiger Jahre zur Neige. Mit den zunehmenden Tagen und den zunehmenden Mitteln war Fernando, namentlich was Speise und Trank betrifft, viel wählerischer geworden. Er aß und trank nicht mehr bloß, um seinen Hunger und Durst zu stillen, sondern er begann Freude an leckeen Gerichten und guten Weinen zu haben, und da seine Mittel ihm jeden Ueberfluß gestatteten, so aß er manchen Bissen über den Hunger und trank manchen Schluck über den Durst, was seiner Körperverfassung durchaus nicht zugute kam.

Ganz unmerklich begannen seine schlanken Formen sich der Fülle zuzuneigen, und zwischen den gewaltigen fleischfarbigen Stahlbeulen, denen seine Muskeln glichen, begann langsam Fett einzuschießen und seine Sehnen mit einer weichlichen Hülle zu umgeben. Als Rasso dies selbst zu bemerken anfing, kehrte er rasch zu verdoppelter Mäßigkeit zurück. Was ihn beruhigte — denn es dünkten ihn schlimme Zeichen, die sein Körper ihm gab — war die Beobachtung, daß es seinen Altersgenossen doch ganz ähnlich erging, und daß sie trotzdem so wie er sieghaft auf der Höhe ihrer Erfolge blieben. Es gab nun ein paar Wochen, in denen Rasso, namentlich in Frankreich, für jedes Auftreten eine Summe erhielt, die er früher in einem Monat zu verdienen sehr zufrieden gewesen wäre.

Die wenigen bedeutungsvollen Ereignisse, die die einförmige Flucht seiner Tage unterbrachen, hatten sich im Leben Fernandos immer unerwartet und katastrophenartig angemeldet. Plötzlich fielen sie wie Keulenschläge über den Riesen her, der unter ihnen zusammenzuckte, aber mit einer seinem Körper vergleichbaren Spannkraft bisher immer wieder mit heiler Haut emporgeschnellt war. Nun aber kam sein Tag.

Wien. Siegfried Trebitsch.

(Schluß folgt.)

Fontane-Brevier von Olga und Heinrich Spiero. 2. Auflage. Verlag von F. Fontane & Co. Berlin.

Wir leben im Zeitalter der Elektrizität und des Automobils. Ein Historiker wird es einst in einem Buche unter dem Titel: „Das Zeitalter der Verkürzungen" oder „Das Jahrhundert der sinnig-unsinnigen Abkürzungen" beschreiben können: „B. Z.", „Bedag".

Die Art dieser Benennungen entspringt derselben Tendenz, die etwa einen Verleger darauf bringt, von jedem seiner Autoren ein Brevier anlegen zu lassen. Denn: die Menschen unserer Zeit, die so hastig wie

bildungsgierig, so traditionslos-parvenumäßig wie nach ernstem Besitz strebend erscheinen, verlangen, möglichst gründlich, vor allem aber möglichst schnell und billig über alles Wissenswerte unterrichtet zu werden. Es gilt, Raum und Zeit zu überwinden.

Das grundlegende Motiv ist: wir wollen alles erhaschen. In zehn Minuten; noch besser: in fünf. Man würde selbst Goethes Wilhelm Meister lesen, wenn es etwa mit Hilfe eines technischen Apparats möglich wäre, ihn in wenigen Minuten übermittelt zu bekommen.

Nichts kann die Pseudokultur, den Talmigeschmack, die Barbarei, die uns umgibt, deutlicher offenbaren als diese Hast, diese körperliche Unruhe, diese plebejische Jagd nach geistigem Besitz.

Ich bin überzeugt, der alte Fontane hätte in diesem Sinne — vielleicht eine Nuance gröber und schärfer — über die Betriebsamkeit unserer Zeit gesprochen.

Und nun hat man aus seinen Schriften selbst ein Brevier hergestellt. Ein Brevier, das natürlich sein Bestes, was er als Künstler geleistet hat, nicht geben kann: das liebevolle Ausmalen des Kleinen, des Alltäglichen, des scheinbar Trivialen.

Fontane schreibt einmal in einem Brief an seine Familie: „Die Weitschweifigkeit, die ich übe, hängt doch durchaus auch mit meinen literarischen Vorzügen zusammen. Ich behandle das Kleine mit derselben Liebe wie das Große, weil ich den Unterschied zwischen klein und groß nicht recht gelten lasse; treff' ich aber wirklich mal auf Großes, so bin ich ganz kurz. Das Große spricht für sich selbst; es bedarf keiner künstlerischen Behandlung, um zu wirken . . . Ich kann also unter Einräumung des Tatsächlichen den Fehler, der in dem ‚Auspulen' stecken soll, nur sehr bedingungsweise zugeben. Wär' ich nicht Puler, wär' ich nicht der Tell." Und im Anschluß daran sagt er, ihn interessiere mehr die Laus auf dem Löwen, als der Löwe selbst. „Ich bin danach Lausedichter, zum Teil sogar aus Passion; aber doch auch wegen der Abwesenheit des Löwen."

Nichts kann den Menschen und den Künstler Fontane treffender, schärfer charakterisieren als diese eigenen Sätze. Alles ist in ihnen: sein Humor, seine Lebensanschauung, seine lachende Ehrlichkeit, sein heller, leuchtender, immer ein wenig polemischer Geist. Seine tiefe Menschlichkeit, sein wundervoll gütiges Wesen blickt aus jeder Zeile hervor, die er schrieb. Er wurde verbittert, — er wurde durch die Ungunst der Verhältnisse, in denen er leben mußte, ein resignierender Skeptiker, er schimpfte und polterte, daß es heute noch eine Last ist, diese Ergüsse zu lesen, — und er blieb dennoch das große gläubige Kind, das mit seinen blauen Augen in die Sonne schaut und sich auf den nächsten Tag freut, der ihm etwas ganz Neues, Wunderschönes bringen wird.

Er war ein Optimist; in der tiefen und ehrlichen Bedeutung dieses Worts. Er war konservativ; doch in anderer Weise, als wir diese Bezeichnung heute anwenden. Er achtete die Tradition; glaubte, daß sich nur auf ihr ein geordnetes Staatswesen, eine wirkliche, früchtetragende Kultur aufbauen könnte, und hielt an dieser Anschauung mit preußischer Zähigkeit fest. Dabei war er nicht autoritätsgläubig; im Gegenteil: er gehört zu jenen Freien im Geiste, die sich an nichts außer an ihr festes Gefühl gebunden hielten, — zu den scharfsinnigen Zerstörern der menschlichen Vorurteile in der Moral, in der Kunst, in der Gesellschaft und in der Politik, zu den rücksichtslosen, harten, durch das Leben gestählten und das Leben umfassenden Geistern, die — lachend über dem Leben stehen.

„Gute Europäer" nannte sie Nietzsche. Einer der besten war Fontane — trotz seines Preußentums. Es ist ein tiefes Vergnügen, sich mit einem so gebildeten Geiste unterhalten zu können. Was ein Brevier in diesem Sinne an Unterhaltung bieten kann, bietet das von Olga und Heinrich Spiero herausgegebene in mannigfacher Weise. Die köstlichen, inhaltreichen „Causerien über das Theater" geben das meiste Material her. Die Romane nach „bedeutenden Sätzen", Zitaten durchsucht zu haben, scheint mir ein weniger glückliches, gefährliches Unternehmen.

Immerhin: bei einer etwas geschmackvolleren Ausstattung des Büchleins könnte man es jedem, der Fontane noch nicht kennt, als Anregung zu seinen Schriften geben. Man stärkt zwar dadurch die Faulheit der Menschen, die gern in solchen Aphorismenbüchern blättern; vielleicht aber kommt doch der eine oder der andere dadurch auf den Gedanken, diesen „Aphoristiker" näher kennen zu lernen. Und wie groß wird seine Ueberraschung, seine Freude sein, den breitspurigen Erzähler, den „Puler" Fontane gefunden zu haben.

L. H.

Julius Kaftan: Aus der Werkstatt des Uebermenschen. Heilbronn, 1906. Eugen Salzer.

Die Zeit ist vergangen, in der Nietzsche entweder mit begeisterter Zustimmung gepriesen oder mit tiefer Empörung abgelehnt wurde. Freunde wie Gegner haben gelernt, seine Gedanken aus seinem Erleben zu verstehen und danach Bleibendes und Vergängliches, Echtes und Blendendes zu unterscheiden. Vor anderen berufen zu solcher Prüfung war Julius Kaftan, der als strenger Christ zu Nietzsches Weltanschauung in schroffem Gegensatz steht, dabei aber ihn als Menschen von seinen liebenswürdigen Seiten kennen gelernt hat und auch abgesehen davon den Reichtum seines Geistes, die wuchtige Kraft und zarte Feinheit seiner Sprache zu würdigen weiß.

Kaftan geht aus von Nietzsches letztem großen Werk, dem Willen zur Macht. Mit Recht bezeichnet er es geradezu als einen Vorzug, daß dies Werk unvollendet geblieben ist, da es uns dadurch möglich wird, Nietzsches Gedanken im Werden zu betrachten, ehe wie in anderen Büchern ihr Ursprung sich hinter der fest geprägten Form verbergen konnte. Von diesem letzten Gedankensystem aus findet Kaftan den Weg rückwärts bis zu den Anfängen von Nietzsches Denken. Indem er folgerichtig ein Stück des Systems aus dem anderen abzuleiten sucht, kommt er zu dem merkwürdigen Ergebnis, daß gerade der Gedanke, der den meisten als die Hauptsache in Nietzsches Lehre erscheint und vielen überhaupt allein bekannt ist, das Verlangen nach Hervorbringung des Uebermenschen durch natürliche Auslese, eine fremde, zerstörende Zutat sei.

In der Tat widerspricht dieser Gedanke einem anderen, der Kaftan als der Kern von Nietzsches Anschauungen erscheint, dem Gedanken von der ewigen Wiederkehr aller Dinge. Denn zwar wäre es denkbar, daß im ewigen Strom des Werdens aus dem Menschen der Uebermensch entstünde; aber das müßte dann nicht nur einmal, sondern wiederholt geschehen, und auf den Uebermenschen müßten jedesmal wieder Wesen und Zustände folgen, die vorher schon irgendwann gewesen sind. Und eine solche vorübergehende und immer wiederkehrende Erscheinung verdiente nicht den prophetischen Eifer, mit dem Nietzsche wieder und wieder die Menschen ermahnt, dem Uebermenschen den Weg zu bereiten.

Den Widerspruch hat Kaftan scharf nachgewiesen. Aber ob er recht hat, die ewige Wiederkehr für einen notwendigen, den Uebermenschen für einen mehr zufälligen Bestandteil von Nietzsches System zu erklären, läßt sich doch bezweifeln. Vielleicht hätte er der Gestalt des Uebermenschen einen wichtigeren Platz eingeräumt und einen größeren Wert beigelegt, wenn er eine Quelle von Nietzsches Gedanken mehr beachtet hätte, die er in der vorliegenden Schrift nicht nennt: den Darwinismus. Alle Kritiken des Darwinismus lassen doch die grundlegende Entdeckung stehen, daß sich die höheren Organismen aus den niederen entwickelt haben. Daraus ergibt sich für den Historiker und Philosophen die Frage: ist der Mensch der höchste Organismus oder auch nur die Vorstufe eines höheren? Und in welcher Stufenfolge, durch welche Kräfte sind die höheren Menschen aus den niederen geworden? Durch wissenschaftliche, tiefgründige Untersuchung beantwortet hat diese Fragen noch niemand, wenn auch manche sich schon für ihre geschichtsphilosophischen Theorien auf Darwin berufen haben. Daß er das Problem klar erkannt und scharf bezeichnet hat, bleibt das Verdienst Nietzsches.

Elberfeld. Friedrich Lauer.

Mit der letzten Nummer dieses Quartals kommt ein Inhaltsverzeichnis für das dann abgelaufene Semester zur Versendung. Auch Einbanddecken für den Halbband wird der Verlag zur Verfügung stellen.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schulze in Halensee-Berlin. – Druck von H. S. Hermann in Berlin

Nr. 21. Berlin, den 23. Februar 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Die Thronrede, mit welcher der neugewählte Reichstag eröffnet wurde, trägt den deutlichen Stempel Bülowschen Geistes. Die geschickten Hände des Reichskanzlers sind wohl geeignet für diplomatische Kartenkunststücke, aber nicht für die Zeichnung einer festen Linie. Der Triumph über die Sozialdemokratie erscheint jetzt in rückschauender Betrachtung dem Kanzler als das Produkt eines feinen Kriegsplanes, und der Echec, den man bei der Attacke gegen die Zentrumspartei erlitten hat, wird in wohlwollende Nebel gehüllt. In der Ilias schickt die Göttin Athene gelegentlich, wenn die Sache für ihre Lieblinge kritisch wird, einen solchen Nebel. Fürst Bülow scheint der Pallas Athene wenigstens das Benebeln, sowohl seiner angeblichen Gegner wie seiner angeblichen Freunde, abgelernt zu haben.

Einstweilen gehen auch im Reichstage die Parteien nach den Wünschen des Herrn Reichskanzlers vor. Aus der famosen konservativ-liberalen Paarung ist als erster Sproß zunächst ein Präsidium hervorgegangen, in dem die Konservativen natürlich die erste Geige spielen. Die Nationalliberalen stellen den ersten, die Freisinnige Volkspartei den zweiten Vizepräsidenten.

Das beste Geschäft bei der Zusammensetzung des Präsidiums hat zweifellos das Zentrum gemacht, das eine politische Bewegungsfreiheit erlangt hat, wie sie sich die stärkste Partei eines Parlaments garnicht vorteilhafter zu wünschen vermag. Die Regierung kann von Glück sagen, daß in der Zentrumspartei jetzt kein Windthorst ist.

Herr Erzberger ist jedenfalls kein voller Ersatz für Windthorst. Versteht er doch nicht einmal, mit Geschick einen Märtyrer darzustellen. Das Gericht, das in dem Pöplau-Prozeß zu entscheiden hatte, gab ihm eine Gelegenheit, den Märtyrer der konstitutionellen Rechte des Reichstages zu spielen, für die ihm Herr Erzberger auf ewig hätte dankbar sein müssen. Um den geringen Preis von wenigen Tagen Zeugniszwangshaft hätte Herr Erzberger der Regierung eine tödliche Verlegenheit bereiten und sich zum Champion des Konstitutionalismus machen können. Statt dessen läßt er von dem Angeklagten Pöplau die Zeremonie des Mundöffnens an sich vollziehen und sinkt vom Märtyrer des Konstitutionalismus zu einem uninteressanten Zeugen herab, der vom Gericht nicht einmal beeidigt und mit einem warnenden Klaps in Gestalt einer Ordnungsstrafe von 100 Mark entlassen wird. Sicherlich: Herr Erzberger ist kein Windthorst!

Im preußischen Abgeordnetenhause schleppen sich die Etatsverhandlungen in wenig interessanter Weise dahin. Bei der Beratung des Etats des Ministeriums des Innern wurde die Frage einer Reform des Dreiklassenwahlrechts gestreift. Die Nationalliberalen erklärten sich erneut für eine Reform, aber gegen eine Uebertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen, die der Sprecher der Freisinnigen Volkspartei empfahl. Das Zentrum schwieg, die Regierung gleichfalls. Das Zentrum ist bekanntlich „im Prinzip“ auch für das allgemeine Wahlrecht, und da die Nationalliberalen dieselbe Prinzipienfestigkeit in entgegengesetzter Richtung betätigen, so braucht das Zentrum nicht zu fürchten, beim Prinzip genommen zu werden. Die Regierung hat in diesen Dingen überhaupt kein Prinzip, und so wird es denn bei der Aussichtslosigkeit einer ernsthaften Landtagswahlreform einstweilen sein Bewenden haben. Eher eine Zuchthausvorlage als eine Wahlreform, — so steht die Sache heute.

Die von freisinniger Seite vorausgesagten üblen Wirkungen der Fahrkartensteuer mußte der preußische Eisenbahnminister Breitenbach am vorigen Sonnabend in einer Sitzung der Budgetkommission des Abgeordnetenhauses zugeben. Am interessantesten war dabei sein vom offiziösen Telegraphenbureau weiterverbreitetes Eingeständnis, daß auch die Reichsregierung von vornherein von der Fahrkartensteuer eine schwere Belastung des Verkehrs und eine Abwanderung der Reisenden in die unteren Wagenklassen befürchtet habe. Die von dem Minister zur Illustration der eingetretenen Verschiebungen im Eisenbahnverkehr mitgeteilten Ziffern sind beredt genug. In den drei letzten Monaten des Vorjahres war bei der ersten Wagenklasse statt der erwarteten Verkehrszunahme von 8 Prozent eine Abnahme um 8,3 Prozent zu verzeichnen. Ferner ist die Benutzung der zweiten und dritten Wagenklasse weit weniger, als vorher angenommen wurde, gestiegen; dagegen hob sich bezeichnenderweise der Verkehr in der vierten Wagenklasse stärker, als man rechnungsmäßig vorausgesehen hatte. Ueber die hierdurch bedingten Einnahmeausfälle schwieg sich der Minister vorsichtig aus.

In dem kleinlich bureaukatischen Geist, der aus der Fahrkartensteuer spricht, für die die Regierung eintrat, obwohl sie selbst die schwere Belastung des Verkehrs voraussah, ist auch die Personen- und Gepäcktarifreform gehalten, über die der Minister gleichfalls nähere Angaben machte. Jeder große Gesichtspunkt, der bei einer durchgreifenden Reform in unserem Zeitalter des Verkehrs Berücksichtigung verdiente, wird geflissentlich außer acht gelassen. Die Riesenüberschüsse der Bahnen, die doch schließlich nur dadurch erzielt werden, daß man den Verkehrsinteressenten durch zu hohe Tarife über die Maßen Kapital entzieht, werden mit Behagen eingestrichen. Wenn aber durch eine sogenannte Reform einmal eine Einnahmeverminderung um 14 Millionen befürchtet wird, so sieht man sich schleunigst nach kleinen schikanösen Mittelchen wie Schnellzugszuschlägen und höheren Gepäcktarifen um, damit auch dieser „Ausfall“ wenigstens zum Teil wieder eingebracht werde.

Der Norddeutsche Lloyd konnte in diesen Tagen das fünfzigjährige Jubiläum seines Bestehens feiern. Die mächtige Schiffahrtsgesellschaft, deren Fahrzeuge heute in allen Meeren zu finden sind, hat in reichstem Maße die Gunst und Ungunst des Geschicks erfahren. Mit kühnem kaufmännischen Wagemut ins Leben gerufen, als Deutschland noch in elender staatlicher Zerrissenheit für das überseeische Ausland einen bloßen geographischen Begriff darstellte und der Bremer Schlüssel noch von keiner Reichsflagge gedeckt wurde, hat sich dies Reederei-unternehmen zu einem großartigen wirtschaftlichen Machtfaktor des Deutschen Reiches ausgewachsen und den Respekt vor deutschem Unternehmungsgeist und deutscher Arbeit in den entferntesten Teilen der bewohnten Erde erhöht. Deutschland hat wahrlich Ursache, auf diese Leistungen bürgerlicher Schaffenskraft stolz zu sein!

Die inzwischen erfolgten Wahlen der Dumaabgeordneten lassen erkennen, daß auch die neue russische Volksvertretung in ihrer Mehrheit oppositionell sein wird. Insbesondere dürften die Konstitutionell-Demokraten als die stärkste Gruppe der Linken in das Parlament zurückkehren. Nach dem Ausfall dieser Wahlen, der so ganz den Erwartungen der russischen Regierung zuwiderläuft, wagen sich bereits wieder allerlei verbrecherische Staatsstreichpläne hervor, und es erscheint die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß es dem unseligen Einfluß der reaktionären Nebenregierung gelingen wird, den schwachen Zaren zu Maßnahmen zu drängen, die den Zusammentritt der vorläufig auf den 5. März einberufenen Volksvertretung hintertreiben sollen.

Durch neue Gewalttätigkeiten in Odessa hat der ultrareaktionäre „Verband des russischen Volkes" die Aufmerksamkeit der zivilisierten Welt abermals auf sein frevelhaftes Tun gelenkt. Die dortige Universität mußte bereits geschlossen werden, und die auswärtigen Konsuln sahen sich gezwungen, gegen das Verhalten der Behörden zu protestieren und an ihre Regierungen telegraphisch Bericht zu erstatten. Weitere Judenmetzeleien werden befürchtet.

Das Kabinett Clemenceau hatte abermals eine schwere Belastungsprobe zu bestehen. Die Frage der weiteren Durchführung des Trennungsgesetzes hatte zu allerlei Mißhelligkeiten unter den Ministern geführt. Eine am Dienstag in der Kammer zur Verhandlung gekommene Interpellation Meunier gab indes Briand Gelegenheit zu zeigen, daß es ihm gelungen ist, für seine zugleich energische und versöhnliche Politik gegenüber der Kirche auch seine Ministerkollegen zu gewinnen. Der Verlauf der Debatte gestaltete sich zu einem neuen glänzenden Triumph Briands. Dem Gesamtministerium wurde mit einer erdrückenden Mehrheit gleichzeitig das Vertrauen der Kammer ausgesprochen.

Das immer wieder aufgenommene Ränkespiel gegen das Ministerium Clemenceau wird durch jene einflußreichen Kapitalistenkreise verstärkt, die sich durch den von dem Finanzminister Caillaux vorgelegten Entwurf einer Einkommensteuer in ihren Interessen bedroht fühlen. Wie das vielfach zu geschehen pflegt, wenn durch eine gerechte direkte Besteuerung die Schultern der Steuerkräftigen stärker belastet werden sollen, lamentiert auch in Frankreich die reaktionäre Presse lebhaft über die „Vermögenskonfiskation", die „Expropriation", die angeblich in dem jetzt eingebrachten Gesetzentwurf ausgesprochen sei. Fortschrittliche und sozialistische Organe bringen dagegen der Vorlage warme Sympathien entgegen, wenn sie auch in Einzelheiten Verbesserungsvorschläge zu machen haben.

Der Entwurf sieht drei verschiedene Steuerklassen vor: 4 Prozent für Einkommen aus beweglichem oder unbeweglichem Vermögen, $3^1/_2$ Prozent für solche aus Industrie und Handel, 3 Prozent für Arbeitseinkommen. Ein Minimum des Arbeitseinkommens, das je nach den lokalen Verhältnissen zwischen 1200 und 2500 Francs schwankt, soll steuerfrei bleiben. Auch sind für bestimmte Kombinationen des Einkommens Ermäßigungen vorgesehen. Außerdem ist eine Zuschlagssteuer für das steuerfähige Gesamteinkommen geplant, die mit 0,8 Prozent bei einem Einkommen von mindestens 5000 Francs beginnt und bis zu 4 Prozent bei einem solchen von 100 000 Francs ansteigt. Professor Edgard Milhaud, der in dem „Courrier Européen" vom 15. d. M. das Steuerprojekt der französischen Regierung einer eingehenden kritischen Betrachtung unterzieht, befürwortet eine weitere Steigerung des Steuersatzes für die noch größeren Einkommen. In seinem Artikel erscheint besonders instruktiv die Statistik, die er über die gegenwärtige Verteilung des französischen Nationalvermögens wiedergibt. Es entfielen auf:

Personen	Gesamtvermögen Francs	d. h. pro Kopf Francs
61	5 241 600 000	85 927 868
276	5 574 400 000	20 193 156
768	6 344 000 000	8 260 416
3 688	14 185 000 000	3 846 250
10 327	18 761 600 000	1 816 752
22 991	20 072 000 000	912 000
49 302	22 131 200 000	444 428
142 621	28 454 400 000	199 510
227 333	20 196 800 000	90 431
1 337 812	37 440 000 000	27 978
3 295 413	21 673 600 000	6 576
3 337 585	6 385 600 000	1 913
3 866 759	1 539 200 000	398
Zusammen 12 294 946	207 999 400 000	

Außerdem gibt es nach den Erklärungen des früheren Finanzministers Poincaré noch etwa $7^1/_2$ Millionen Haushaltungsvorstände ohne jedes Vermögen. Diese große Masse der nicht oder minderbemittelten Volksschichten wird bereits durch die indirekten Steuern in einer Weise belastet, daß es einen gerechten Akt sozialen Ausgleichs darstellen würde, wenn die in dem vorliegenden Gesetz in Aussicht genommene Besteuerungsform möglichst bald zur Durchführung gelangte.

Die zwischen den Vereinigten Staaten und Japan aus Anlaß des Schulkonflikts in San Francisco entstandenen Differenzen haben nunmehr ihre gütliche Beilegung gefunden. Das amerikanische Einwanderungsgesetz ist bis zum Abschluß eines neuen Vertrages zwischen beiden Staaten mit einem Zusatz versehen worden, wonach der Präsident die Zulassung fremder Staatsangehöriger zu dem amerikanischen Kontinent verweigern kann, „wenn die Pässe der betreffenden Einwanderer für ein anderes Land als die Vereinigten Staaten oder für deren insulare Besitzungen oder für das Panama-Kanalgebiet lauten, sofern er überzeugt ist, daß die Pässe in einer Weise benutzt werden, welche die Interessen der amerikanischen Arbeiter schädigt". Diese Bestimmung ist äußerst elastisch und stellt die Auslegung eigentlich rein in das Belieben des Präsidenten. Es zeugt von einem großen Zutrauen der Japaner zu dem Gerechtigkeitsgefühl des Präsidenten Roosevelt, daß sie dieser Regelung ihre Zustimmung gegeben haben.

Giosuè Carducci ist am 16. d. M. gestorben, und heute bereits hat die italienische Kammer den Gesetzentwurf zur Errichtung eines Carducci-Denkmals in Rom genehmigt. Der große Dichter gilt in seinem Vaterlande zugleich als einer der großen Patrioten, als eine jener Gestalten, in denen das Beste des modernen Italiens verkörpert war. Ein stilles Gelehrtenleben in seinem Bologna führend, öffentliches Sichzurschaustellen meidend, hat er wie wenige, oder wie vielleicht kein zweiter neben ihm, auf die öffentliche Meinung Italiens veredelnd gewirkt. Zwar entzog er sich nicht dem Rufe zum Dienste des Gemeinwohls, wenn er an ihn erging. Er wurde 1876 auf kurze Zeit zum radikalen Abgeordneten in Lugo gewählt, hielt 1882 die Gedächtnisrede beim Tode Garibaldis, wirkte als Stadtverordneter in Bologna und wurde Senator des Königreichs. Aber mehr als durch das, was er im öffentlichen Dienste leistete, bedeutete er durch seine Haltung. Man wußte ihn unbestochen und unbestechlich. Die Gemeinheit hat sich an ihm gerächt, und mehr als andere wurde er verleumdet, heute revolutionärer Umtriebe und morgen klerikaler Beeinflussung

bezichtigt. Er blieb, der er war, und hielt es kaum der Mühe wert, sich zu verteidigen. Schließlich setzte er sich durch; das Volk begriff, was es an ihm besaß, und daß man zu ihm aufblicken durfte. Seine literarische und wissenschaftliche Bedeutung, eine persönliche Begegnung mit ihm ist erst kürzlich an dieser Stelle, in Nr. 9 des laufenden Jahrgangs, von Siegfried Samosch geschildert worden. Darauf sei heute, nun er nicht mehr unter den Lebenden weilt, verwiesen.

* * *

Die „nationale" Mehrheit.

Wir haben jetzt im Reichstage eine „nationale" Mehrheit, — so jubilierte man, als man die Bilanz der jüngsten Reichstagswahlen zog, in jenen Kreisen, die schwer an die Wahlurne zu bringen sind, sich aber gern dort sammeln, wo Hurra geschrien wird. Der Begriff der „nationalen" Mehrheit ist vieldeutig wie der Begriff der „nationalen" Forderungen. Mit dem Wort national ist bei uns seit dreißig Jahren ein schauderhafter Mißbrauch getrieben worden. Sobald das Wort auftaucht, ist ein gesundes Mißtrauen gegen die Ware, die diese Flagge decken soll, am Platze.

Wir wissen aus der Wahlkorrespondenz des Generalmajors Keim, was der Flottenverein von einer „nationalen" Reichstagsmehrheit erwartet. Ihm erscheint selbst der Bewilligungseifer eines Bassermann in Flottensachen als ungenügend. Andere Patrioten erwarten von der nationalen Mehrheit carte blanche in Kolonialangelegenheiten. Die robusten Politiker des Zirkus Busch verlangen von der nationalen Mehrheit eine starke Rückendeckung für eine auswärtige Politik der gepanzerten Faust. Wenn dabei auch nur ein Zollkrieg abfallen sollte, so wäre das schon eine „nationale" Errungenschaft.

Es empfiehlt sich, dieser gehobenen nationalistischen Stimmung einige Aufmerksamkeit zu schenken. Wenn man von einer sicheren „nationalen" Mehrheit im gegenwärtigen Reichstage spricht, so rechnet man dabei auf ein Zusammengehen von Konservativen und Antisemiten mit Nationalliberalen und Freisinnigen. Daß bis vor drei Monaten das Zentrum von dem Herrn Reichskanzler als eine nationale Kerntruppe angesehen oder wenigstens als solche behandelt wurde, ist ebenso vergessen wie die Tatsache, daß die Freisinnige Volkspartei die Opposition in Heeres-, Flotten- und Kolonialfragen zu ihren bedeutsamsten politischen Traditionen rechnete. Gedächtnisschwäche scheint aber in der Aera Bülow zu den wichtigsten politischen Errungenschaften zu gehören. Ob sich die Hoffnungen, die man in konservativen und nationalliberalen Kreisen auf die Bekehrung der Freisinnigen Volkspartei setzt, erfüllen werden, bleibt abzuwarten. Jedenfalls erwächst aber für jene Freisinnigen, die seit Jahren durch ihre politische Haltung gezeigt haben, daß sie in allem, was direkt und indirekt zur Landesverteidigung gehört, nicht kleinlich denken, die Aufgabe, nach Kräften zu bremsen, damit der nationalistische Ueberschwang nicht alle Besonnenheit „niederreitet".

Der Reichsetat für 1907 sieht an ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben für unsere Rüstung zu Wasser und zu Lande, einschließlich der militärischen Ausgaben für unsere Kolonien, die runde Summe von 1300 Millionen Mark vor. Diese Ausgaben umfassen allerdings auch den Pensionsetat, aber nicht die Zinsen für die Reichsschulden, die durch militärische Ausgaben entstanden sind. Von Jahr zu Jahr wächst das Militärbudget. Die Ausgaben allein für Heer und Flotte sind für 1907 um rund 80 Millionen höher veranschlagt als für 1906. Man sieht, es handelt sich hier nicht um Kleinigkeiten, sondern um Ausgabevermehrungen, hinter denen sofort das Gespenst neuer Steuern auftaucht. Wenn die Flottenphantasten der Herren Keim und Genossen bei der nationalen Mehrheit des neuen Reichstages auch nur in beschränktem Umfange parlamentarisches Entgegenkommen finden sollten, so wird das Reich den bereits stark erschütterten Ruf, ein guter Haushalter zu sein, vollends einbüßen. Es kommt hinzu, daß, wenn die nationale Mehrheit im Gegensatz zum Zentrum den starken Mann in Kürassierstiefeln spielt, das Zentrum in die keineswegs undankbare Rolle der sparsamen Friedenspartei gedrängt wird. Das Zentrum hat deshalb die Taten der „nationalen" Mehrheit durchaus nicht zu fürchten; ebenso wenig die Sozialdemokratie.

Unter diesen Gesichtspunkten erscheint auch die richtige Stellungnahme zu der bevorstehenden zweiten Haager Konferenz von großer Bedeutung. Die gegenwärtige englische Regierung ist durch feierliche Erklärungen der leitenden Minister wie durch die Stimmung der Partei, auf die sich das Kabinett stützt, genötigt, die Frage einer Einschränkung der Rüstungen zu Wasser und zu Lande vor die Haager Konferenz zu bringen. Es scheint, daß Deutschland unter den Großmächten die einzige ist, die schon die ernsthafte Diskussion dieser schwierigen Frage zu verhindern wünscht. Vielleicht bietet Deutschland damit der englischen Regierung einen nicht unerwünschten Vorwand, sich unter dem Hinweis darauf, daß sich die Frage gegen den Widerspruch Deutschlands nicht habe auf die Tagesordnung bringen lassen, aus der Affäre zu ziehen. Möglicherweise aber gelangt der Gegenstand auch trotz der deutschen Abneigung im Haag zur Verhandlung. In beiden Fällen ist die Position Deutschlands nicht beneidenswert; denn die Sehnsucht der Völker nach einer Verminderung der militärischen Lasten ist so groß, daß jeder als eine Art Feind der Menschheit angesehen wird, den man mit einigem Grund als wirksames Hindernis bei der Befriedigung dieser Sehnsucht bezeichnen kann.

Daß das Problem einer internationalen Abrüstung selbst in der abgeschwächten Form der Vorsorge gegen eine weitere Steigerung der militärischen Ausgaben enorm schwierig ist, soll natürlich nicht bestritten werden. Aber ein Problem ernsthaft zur Diskussion stellen, ist schon ein Beginn der Lösung. Außerdem pflegt der Weg zur Lösung so großer Probleme über Etappen zu führen, die erreicht zu haben an sich schon ein Gewinn ist. Da ist z. B. die Frage der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten. Würde diese Unverletzlichkeit unter die festen Grundsätze des Völkerrechts aufgenommen, so wäre damit einer der Gründe für die fortgesetzten Flottenrüstungen, nämlich der Schutz der Handelsmarine in Kriegszeiten, fortgefallen. Der gegenwärtige Lordkanzler von England Lord Loreburn ist einer der beredtesten Vertreter des Unverletzlichkeitsprinzips. Die Vereinigten Staaten von Amerika sowohl wie Deutschland sind traditionelle Verteidiger dieses völkerrechtlichen Grundsatzes. Aber seiner Stabilierung widerstreben jene Kreise, die berufsmäßig mit der Kriegsflotte zu tun haben oder von allgemeiner Flottenbegeisterung befallen sind. Nicht zum wenigsten wird der Widerstand auch genährt von Industriellen, die am Bau von Kriegsschiffen interessiert sind. Englische Industrielle dieses Geschäftszweiges sind immer höchst befriedigt, wenn Deutschland ein neues Kriegsschiff baut, denn sie wissen, daß dann England seinerseits drei neue Kriegsschiffe herstellt, was für ihre geschäftlichen Interessen einen berechenbaren Gewinn bedeutet.

Trotz aller dieser Widerstände war die internationale Konjunktur zur Durchsetzung des Unverletzlichkeitsprinzips nie so günstig wie gegenwärtig, da die englische Regierung in eine Art politischer Zwangslage versetzt ist, in der sie zeigen muß, daß ihre Sparsamkeitsreden nicht hohle Phrasen sind. Ob die deutsche Regierung Neigung verspüren wird, sich auch nur für eine derartige Reform des Völkerrechts energisch einzusetzen? Die sogenannte „nationale" Mehrheit des gegenwärtigen Reichstags wird sie auf die Bahn solcher Reformen gewiß nicht drängen. Von den Freisinnigen ist ja allerdings zu erwarten, daß sie Verständnis dafür besitzen werden, eine wie unglückliche Rolle ein widerstrebendes Deutschland auf der nächsten Haager Konferenz spielen wird. Aber die übrigen Teile der nationalen Mehrheit versagen hier vollständig.

Wird diese Mehrheit überhaupt irgend eine politische Feuerprobe bestehen? Sie hat sich zusammengefunden, um das Zentrum vom Präsidium des Reichstags auszuschließen. Ueber diese Nieder-

lage des Zentrums mag der triumphieren, den Scheinerfolge zu blenden vermögen. Hinter den Parteien, die das neue Präsidium gebildet haben, steht, wie uns die Wahlstatistik lehrt, nicht die Mehrheit, sondern die Minderheit der Wähler. Eine solche formale parlamentarische Mehrheit müßte von einer weitgehenden Uebereinstimmung der politischen Grundanschauungen zusammengehalten werden, wenn sie aktionsfähig bleiben soll. Statt dessen ist diese nationale Mehrheit nahezu in allen grundsätzlichen Fragen innerlich gespalten. Sie kann nur dann notdürftig zusammenbleiben, wenn aus der praktischen Politik alles ausgeschieden wird, was für aufrichtige Liberale und für aufrichtige Konservative Bedeutung hat. Nur unter dem Zeichen vollendeter Charakterlosigkeit wird diese nationale Mehrheit weiter operieren können.

Theodor Barth.

Das zweite Kaiserreich und die römische Frage.

Die Regierungen wiegen sich noch gegenwärtig oft in der Hoffnung, aus dem Bündnis mit der römischen Kirche und der ultramontanen Partei Vorteil für sich ziehen zu können. Sie hegen die Illusion, daß der Staat oder doch die ihn beherrschende Richtung sich der Kirche und des Klerikalismus zu eigenem Nutzen zu bedienen vermöge. Es ist das wieder einmal ein schlagender Beweis für die Erfahrung, wie wenig auch die eindringlichsten und klarsten Lehren der Geschichte beachtet werden. Noch aus jedem Bündnis hat sich bisher die Kirche den Löwenanteil geholt; ja sie hat immer beansprucht, dabei, laut ihres göttlichen Rechts, der allein bestimmende und herrschende Teil zu werden, und jede Regung von Selbständigkeit seitens des Alliierten mit Mißbilligung, ja offener Feindseligkeit behandelt. Zunächst, solange sie in dem gemeinsamen Verhältnis Gewinn erblickt, ist sie ganz Freundschaft, ganz Demut, ganz Huldigung oder auch mütterliches Wohlwollen; alles ist Wärme, Güte, Sonnenschein — aber dann nimmt sie die kühle Geschäftsmiene an und legt eine lange, hohe, endlose Rechnung vor. Noch niemand, noch keine Partei, noch keine Regierung ist schließlich mit dem klerikalen Bündnis wohl gefahren.

Das weisen auch der Pariser Universitätsprofessor Emil Bourgeois, ein bewährter, hervorragender Historiker, und der aus seiner Schule hervorgegangene Emil Clermont in ihren Studien über die Begründung und den Sturz des zweiten Kaiserreichs nach, die sie „Rom und Napoleon III." betiteln.*) Kein minderer als Gabriel Monod, der ebenso unerschrockene wie besonnene Vorkämpfer der Freiheit, der berühmte, unparteiische Geschichtsforscher, hat das Werk mit einer Vorrede ausgezeichnet.

Die Zahl der noch unbekannten Dokumente, deren die Herren Bourgeois und Clermont sich bedienen durften, ist nur gering, und sie sind nicht geeignet, viel neues Licht auf den Gang der Ereignisse zu werfen. So liegt das Verdienst des Buches in der unparteiischen und sachgemäßen Zusammenstellung der Aktenstücke, in deren kritischer Behandlung, in der ebenso geistvollen und klaren wie politisch einsichtigen Schilderung der Vorgänge, die sich durchaus auf das Material authentischer Akten stützt. So ist das Werk lehrreich nicht nur für die Vergangenheit, sondern auch für die Gegenwart.

Der erste Teil — die Geschichte der französischen Expedition nach Rom im Jahre 1849 — ist von dem jüngeren der beiden Verfasser, Clermont; der zweite, die Bündnisverhandlungen Napoleons III. mit Oesterreich und Italien gegen Preußen betreffende, von dem Meister selbst, Professor Bourgeois; eine kurze Geschichte der Septemberkonvention des Jahres 1864 verbindet beide Teile. Um so eindrucksvoller wird es, daß die Ereignisse des ganzen Buches nicht nur äußerlich, sondern recht innerlich und ihrem Wesen nach in Zusammenhang stehen, daß sie sich in fortlaufender, notwendiger Entwicklung bewegen. Von dem Augenblick an, da Louis Napoleon als Präsident der französischen Republik ein Armeekorps absandte, um den Papst nach Rom zurückzuführen, bis zu dem Momente, da die Aufrechterhaltung dieser päpstlichen Herrschaft ihn das Bündnis Italiens und vielleicht auch Oesterreichs kostete, zieht sich eine Kette von Vorgängen, in der ohne Unterbrechung Glied an Glied sich reiht. Die Verkündigung der weltlichen Gewalt des Papstes hat zuerst in Frankreich das zweite Kaiserreich begründet, sie hat dann dessen Sturz vorbereitet und dazu beigetragen. Dies unwiderleglich bewiesen zu haben, ist das Verdienst der Arbeit der Herren Bourgeois und Clermont.

Die Absendung eines Expeditionskorps nach Rom im Frühjahr 1849 war für Frankreich eine Notwendigkeit. Nach der Niederlage Sardiniens vor dem österreichischen Heere, nach der Wiederherstellung der Kleinfürsten in Mittelitalien und des bourbonischen Absolutismus in Neapel und Sizilien stand die römische Republik in unmittelbarer Gefahr, den Oesterreichern und ihren Verbündeten zum Opfer zu fallen. Dagegen mußte Frankreich einschreiten, wenn es nicht die Apenninenhalbinsel gänzlich der Wiener Hofburg ausliefern wollte. Das Natürlichste und den Wünschen der liberalen Mehrheit der konstituierenden Nationalversammlung Entsprechendste wäre gewesen, die Verteidigung der römischen Republik zu übernehmen. Aber das hätte nur auf die Gefahr eines großen europäischen Krieges hin geschehen können, dem sich Louis Napoleon, bei der Zerfahrenheit der damaligen französischen Zustände, nicht gewachsen fühlte. Er beschloß deshalb, eine mittlere Linie einzuschlagen: möglichst friedliche Besetzung Roms, Herstellung der weltlichen Herrschaft des Papstes, aber unter der Bedingung der Einsetzung einer nichtpriesterlichen, freiheitlichen Verfassung und Verwaltung im Kirchenstaat.

Dieser schöne Plan scheiterte an drei Umständen, deren jeder leicht hätte vorhergesehen werden können. Papst Pius IX. forderte bedingungslose Restauration zu voller Gewalt; die Leiter der römischen Republik, zumal Mazzini, wollten diese nicht gutwillig vernichten lassen; und der militärische Ehrgeiz der französischen Generale, zumal des Oberbefehlshabers der Expedition, Oudinot, führte absichtlich einen gewaltsamen Konflikt mit den Römern herbei, um sich auf leichte Weise blutige Lorbeeren zu gewinnen. In dieser üblen Lage, in die sie die eigene Verblendung versetzt hatte, versuchte die französische Regierung zunächst zu vermitteln, indem sie Ferdinand von Lesseps — den späteren Erbauer des Suezkanals — mit versöhnlichen Instruktionen nach Rom absandte. Nachdem aber im Mai 1849 die Neuwahlen zur Nationalversammlung, als Gegenwirkung auf die Arbeiterempörungen und die Junischlachten des Jahres 1848, ein Ueberwiegen der konservativ-klerikalen Elemente in Frankreich erwiesen, faßte Louis Napoleon den Plan, mit diesen zur Erlangung der unbeschränkten Herrschaft ein Bündnis zu schließen. Er nahm den streng klerikalen de Falloux zum Minister. Zugleich mußte das Heer gewonnen werden, und das konnte am besten durch einen frischen, fröhlichen Krieg gegen die kleine römische Republik geschehen. So wurde Lesseps in dem Augenblick abberufen, da er einen sehr geschickten Ausgleich mit Mazzini und dessen Genossen abgeschlossen hatte; und ohne diese von der Wandlung der Absichten zu verständigen, begann das Expeditionskorps den Angriff auf die ewige Stadt. Diese Zweideutigkeit und Brutalität besiegten die römischen Republikaner erst nach heldenmütigem einmonatigen Widerstand. Sie hatten inzwischen eine bewaffnete Empörung der entschiedenen Republikaner in Paris hervorgerufen, die aber bei dem von den Junischlachten entmutigten Volke wenig Widerhall fand und leicht von den Truppen unterdrückt wurde. Der Aufstand hatte nur dazu gedient, das Band zwischen dem Heere und dem Präsidenten fester zu knüpfen und diesen als Beschützer der Ordnung und Sicherheit dem Bürgertum und dem Landvolke erscheinen zu lassen.

Die Folge dieser Ereignisse war: Louis Napoleon wurde der Abgott der herrschenden klerikalen Partei und des Heeres in Frankreich. Sein Kaisertum war damit gesichert.

*) Rome et Napoléon III (Paris, Armand Colin, 1907).

Pius IX. zog als weltlicher Regent in Rom wieder ein, und er hielt selbstverständlich seine Weigerung aufrecht, den liberalen und konstitutionellen Bestrebungen der Zeit auch nur das mindeste Zugeständnis zu machen.

Die französische Besetzung Roms blieb zwanzig Jahre lang das Zeichen des Bündnisses zwischen dem Kaiser Napoleon III. und dem Papste, das mit dem Blut der italienischen Patrioten gestempelt worden war. Allein dieses Bündnis war kein ungetrübtes, da der Zwiespalt in der Seele des Kaisers herrschte, der die Träumereien seiner Jugend, da er, 1831, in den Reihen eben jener italienischen Patrioten gefochten hatte, nicht vergessen hatte. Er drängte den Papst ebenso beharrlich wie vergebens zu freiheitlichen Institutionen. Er besiegte, 1859, Oesterreich zugunsten der italienischen Einheit. Er duldete, daß Sardinien den bei weitem größten Teil des Kirchenstaates im Namen dieser Einheit annektierte. Aber andererseits schickte er ein Truppenkorps gegen Garibaldi, als dieser auch Rom zu befreien unternahm, und besiegte ihn bei Mentana (1867).

Pius IX. und die klerikale Partei in Frankreich haben dem Kaiser weder sein Drängen auf Reformen im Kirchenstaate noch die Verkleinerung desselben verziehen. Niemals haben sie gegen Napoleon die mindeste Verpflichtung zur Dankbarkeit für die Wiederherstellung der weltlichen Herrschaft empfunden, geschweige denn durch die von ihm so dringend gewünschten freiheitlichen Zugeständnisse ihn aus seiner falschen Lage befreit. Andererseits wurden die Italiener durch die Vorenthaltung ihrer natürlichen Hauptstadt Rom und durch die ihrem Freiheitshelden Garibaldi zugefügte Niederlage gegen den Kaiser auf das tiefste verstimmt.

Und doch wünschte Napoleon dringend das Bündnis, wie mit Oesterreich, so mit Italien, zur Niederwerfung Preußens und zur Verhinderung von Deutschlands Einigung. Schon im Sommer 1868 begann er diesbezügliche Verhandlungen. Aber so sehr auch König Viktor Emanuel und Kaiser Franz Joseph persönlich einer solchen Allianz geneigt waren, die ausschlaggebenden Staatsmänner Italiens forderten als unerläßliche Bedingung die Räumung Roms durch die Franzosen; und ohne Italien wollte auch Oesterreich, das neben Preußen noch Rußland zu fürchten hatte, nicht abschließen. Um nicht den Papst und die klerikale Partei in Frankreich noch mehr aufzubringen, verweigerte Napoleon III. die Erfüllung dieses Verlangens und brach lieber im September 1869 die Verhandlungen ab, die ihm eine große diplomatische und militärische Ueberlegenheit zu verleihen bestimmt gewesen waren.

Gegenüber den parteiischen Darstellungen mancher gegenwärtiger französischer Historiker ist dankbar hervorzuheben, daß Bourgeois offen anerkennt: „Alle Maßregeln des französischen Kabinetts zwischen dem 6. und 13. Juli (1870) wurden viel mehr durch den Wunsch bestimmt, Preußen, seinem König und Bismarck eine Niederlage zuzufügen, als durch die Sorge, Leopold von Hohenzollern vom spanischen Throne auszuschließen." Und weiter: „Als die kaiserliche Regierung sich am 14. Juli für den Krieg entschloß, wußte sie sich von ganz Europa getadelt, vor diesem wegen des Friedensbruchs verantwortlich, tatsächlicher Bündnis- und selbst wirksamer Sympathien entbehrend." Das ist von seiten eines französischen Geschichtsschreibers eine offene, ehrliche, mutige Sprache, die für seine Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe ein glänzendes Zeugnis ablegt.

Allein es gibt einen Punkt, wo wir mit dem Verfasser nicht übereinstimmen können. Kein Zweifel, daß Napoleon die höchst schätzbare Mitwirkung Italiens jederzeit hätte haben können, wenn er, dem feurigen Wunsche des ganzen italienischen Volkes entsprechend, diesem Rom überlassen oder nur für die Zukunft in Aussicht gestellt hätte. Anders jedoch verhält es sich mit Oesterreich. In dem unwillkürlichen Bestreben, seine Anschauung recht scharf zu betonen und als die einzig in der Wirklichkeit ausschlaggebende hinzustellen, sucht Herr Bourgeois nachzuweisen, daß die Räumung Roms durch die französische Besatzung auch sofort den Anschluß Oesterreichs an das Angriffsbündnis gegen Preußen zur Folge gehabt hätte. Er meint, die Ungarn hätten von 1859 und 1866 her eine solche Zärtlichkeit für die italienischen Patrioten besessen, daß sie um deren Befriedigung willen ihren Widerstand gegen die französische Kriegsallianz gern aufgegeben hätten. Es ist kaum zu begreifen, wie ein einsichtiger Historiker zu solchen Voraussetzungen gelangen kann. Was lag den national äußerst selbstsüchtigen Magyaren — das soll gar keinen Tadel für sie ausmachen — an den schönen Augen der Italiener! Sie wollten vielmehr nicht zu der Besiegung Preußens beitragen, auf daß Oesterreich nicht wieder in einen deutschen Bund trete, damit einen vorzugsweise deutschen Charakter annehme und sich reichsdeutscher Hilfe zur Niederhaltung der nichtdeutschen Nationalitäten des eigenen Staats bediene. Das waren sehr realpolitische Gründe, die durch keine Konvention wegen Roms beseitigt oder nur abgeschwächt werden konnten. Und ebenso wenig vermochte eine solche den Widerstand der acht Millionen Deutscher in Zisleithanien gegen ein Kriegsbündnis mit Frankreich gegen Deutschland zu besiegen.

Tatsächlich waren trotz der Vorliebe des Kaisers Franz Joseph, des Erzherzogs Albrecht und der Militärpartei für einen Kampf gegen Preußen die österreichischen und ungarischen Staatsmänner nur für eine Defensivallianz zu haben. Das hat Franz Joseph selber dem französischen General Lebrun sehr nachdrücklich gesagt. Und bei den fieberhaften französischen Allianzforderungen im Juli 1870 hat auch Beust immer nur hingehalten, auf die Zukunft vertröstet, neue Bedingungen aufgestellt. Er war angeblich bereit, mit Italien ein Bündnis zu schließen, aber darin war von einem solchen mit oder für Frankreich nicht die Rede. Herr Bourgeois scheint mir fast ebenso phantastisch, wie seinerzeit der französische Minister des Auswärtigen, Herzog von Gramont, wenn er in diesen unbestimmten Zusagen bereits den bevorstehenden Abschluß der antipreußischen Tripelallianz, die Versicherung österreichischer Unterstützung des französischen Heeres, ja ein Ultimatum Franz Josephs an Wilhelm I. und Bismarck erblickt. Die Leiter Oesterreichs sahen sich im Juli und August 1870 vielmehr, infolge des provozierenden Auftretens der französischen Regierung, durch die Stimmung der Magyaren wie der Deutsch-Oesterreicher außer stande, ihren französischen Sympathien in Taten zu entsprechen. Ihre unbestimmten schönen Worte waren nur dazu angetan, sich für den damals allgemein als wahrscheinlich angenommenen Fall der Siege Frankreichs dessen Freundschaft zu sichern und daraus auf Kosten Preußens und seines Einflusses in Deutschland Vorteil zu ziehen.

Anders stand es, wie gesagt, mit Italien. Dieses Land, das seiner geographischen Lage nach von Preußen nichts zu fürchten hatte, war tatsächlich bereit, sein Heer dem Kaiser der Franzosen zu Gebote zu stellen, wenn dieser seiner Sehnsucht nach Rom einigermaßen Genüge tat. Napoleon III. wies aber solches noch nach der Kriegserklärung an Preußen, nach der Erhebung ganz Deutschlands wider ihn zurück, angeblich weil seine Ehre ihm die Aufrechterhaltung des Papstes zur Pflicht mache, in Wahrheit wohl, um nicht die klerikale Partei daheim zur unversöhnlichen Gegnerin des ohnehin vielfach bedrohten Kaisertums zu machen. Damit gab er aber die letzte Möglichkeit dahin, die zahlenmäßige Ueberlegenheit des deutschen Heeres einigermaßen wieder auszugleichen. Als er endlich, von der Not gezwungen, seine Division doch aus dem Kirchenstaat abberufen mußte, war es zu spät — das besiegte Kaiserreich war nicht mehr bündnisfähig. Napoleon III. hatte Frankreich gewonnen, indem er die Italiener aus Rom vertrieb, er verlor Frankreich zum großen Teil, weil er sich weigerte, sie wieder hineinzulassen.

Diese Ereignisse und ihre Folgen beweisen auf das schärfste, daß Napoleon III. niemals politische Klarheit und zutreffenden Blick besessen hat. Schon die Absicht, in Rom eine konstitutionelle Herrschaft des Papstes einzusetzen, war eine innere Unmöglichkeit, ein Widerspruch in den Begriffen, im Wesen der Dinge, der jedem wahren Staatsmann von vornherein deutlich sein mußte. Es war ferner unmöglich, zugleich der Förderer und Freund eines geeinten Italiens und der Verteidiger der weltlichen Gewalt des Papstes in Rom zu sein. Unnötig wäre es nachzuweisen, daß auch Preußen und den deutschen Einheitsbestrebungen gegenüber der Kaiser eine ebenso zweideutige und widerspruchsvolle Politik verfolgt hat: weder als offener Freund, dem man dann gern die Unterstützung bezahlt, noch als offener Gegner, der mit Entschiedenheit und zu rechter Zeit eingreift.

Als er sich endlich zur Bekämpfung Preußens entschloß, erkannte er mit Recht die militärische Ueberlegenheit dieses Staates. Dann mußte er aber um jeden Preis sich Verbündete suchen, Rom aufgeben; schien ihm solches zu schwer oder nicht rätlich, so durfte er nichts anderes tun, als schleunigst seinen Frieden mit Preußen machen. Ein drittes gab es nicht.

Die Politik Napoleons III. hat jedoch niemals die Wirklichkeit mit kaltem Blut und offenem Auge betrachtet, sie hat nie einen Entschluß fest und klar durchgeführt, nie minder bedeutsame Wünsche und Interessen geopfert, um die größeren und wichtigeren durchzusetzen. Sie hat immer sich mehrere Wege offen halten wollen, zwischen ihnen irrend geschwankt, das Ziel aus den Augen verloren. Das ist das Verfahren eines Träumers, eines Dilettanten, vielleicht auch eines Verschwörers, nicht das eines wahren Staatsmannes. Deshalb hat Napoleon III. sein Spiel verloren, während Cavour und Bismarck das ihrige gewannen.

Der Papst, die Kirche hatten nichts getan, um die Lage des Mannes zu bessern, der allein sie nach Rom zurückgeführt und dort erhalten hatte.

M. Philippson.

Die Arbeiterinnenfrage — eine Frauenfrage.

Die Begründerin der deutschen Frauenbewegung, Luise Otto, war es, die als erste auf die Interessen der Arbeiterinnen hinwies. In der „Adresse eines Mädchens", die sie im Jahre 1848 an das sächsische Ministerium richtete, das eine Kommission zur Erörterung der Erwerbs- und Arbeitsverhältnisse einberufen hatte, verlangte sie verbesserte Arbeitsgelegenheiten für die Frauen und wies dabei auf die sittlichen Gefahren hin, denen die Arbeiterinnen bei ungenügenden Löhnen ausgesetzt sind. Die Adresse schloß mit den Worten: „Glauben Sie nicht, meine Herren, daß Sie die Arbeit genügend organisieren können, wenn Sie nur die Arbeit der Männer und nicht auch die der Frauen organisieren. Und wenn man überall vergessen sollte, an die armen Arbeiterinnen zu denken, — ich werde sie nicht vergessen!"

Seit jener Zeit, als die Worte dieser mutigen Frau allgemeinen Beifall und allgemeine Würdigung fanden, hat man die Notlage der Arbeiterinnen noch oft vergessen; selbst in Kreisen, in denen man sich um die Hebung der Arbeiterklasse bemühte. Es galt sogar lange als Streitfrage, ob man überhaupt neben der Arbeiterfrage eine besondere Arbeiterinnenfrage anerkennen könne, ob die Arbeiterinnen Forderungen zu vertreten hätten, die über das von den Männern Erstrebte hinausgehen. Hat doch selbst die sozialdemokratische Partei lange Zeit den Standpunkt vertreten, daß keine gesonderte Frauenagitation in proletarischen Kreisen notwendig sei. Und die sozialdemokratischen Frauen stellten sich auf einen ähnlichen Standpunkt, indem sie jedes gemeinsame Arbeiten mit der Frauenbewegung unter der Begründung ablehnten, daß sie trotz aller Berührungspunkte in rechtlichen und politischen Reformforderungen doch in den entscheidenden ökonomischen Interessen mit den Frauen anderer Klassen nichts Gemeinsames hätten; die Emanzipation der proletarischen Frauen könnte deshalb nicht das Werk der Frauen aller Klassen sein, sondern allein das Werk des gesamten Proletariats, ohne Unterschied des Geschlechts.

Wenn nun auch die sozialdemokratischen Frauen diese splendid isolation nicht aufgegeben haben, so mußten doch auch sie mit der Zeit erkennen, daß sie neben der Verfolgung allgemeiner Parteibestrebungen gesonderter Frauenorganisationen oder einer gesonderten Agitation unter den Frauen bedürfen. Denn die Frauen nehmen nicht nur in staatsrechtlicher Beziehung eine Sonderstellung ein, sie haben auch in der Familie Sonderpflichten zu erfüllen. Unter Anerkennung dieser Verhältnisse haben die sozialdemokratischen Frauen seit dem Jahre 1900 regelmäßig wiederkehrende Konferenzen abgehalten und dadurch bewiesen, daß auch sie das Vorhandensein einer besonderen Arbeiterinnenfrage — die eben eine Frauenfrage ist — anerkennen, wenn sie auch diese Frauenfrage nicht in Gemeinschaft mit Frauen anderer politischer Ueberzeugungen lösen wollen.

Immerhin haben die Anhängerinnen der Frauenbewegung sich durch die ablehnende Haltung der sozialdemokratischen Frauen nicht verhindern lassen, ihrerseits für die Förderung und Hebung der Arbeiterinnen einzutreten und die Arbeiterinnenfrage als einen Teil der Frauenfrage zu behandeln. Müssen doch alle Frauen, für die unsere Bewegung nicht auf dem Glauben an die Gleichartigkeit der Geschlechter, sondern auf der Ueberzeugung von der Eigenart der Frauen beruht, der sie Einfluß im öffentlichen Leben, Teilnahme an der Kulturarbeit sichern wollen, gerade aus dieser Anschauung von der verschiedenen Veranlagung der Geschlechter heraus auch besondere Bedürfnisse der Arbeiterinnen anerkennen, für ihre Befriedigung eintreten. Für sie ist die Arbeiterinnenfrage wohl auch ein Teil der Arbeiterfrage, soweit die Frau ebenso wie der Mann der Arbeiterklasse unter der Abhängigkeit vom Unternehmer, unter der Unsicherheit ihrer Lage, unter dem Klassengegensatz leidet. Aber darüber hinaus haben die Arbeiterinnen besondere Forderungen aufzustellen, weil die Erwerbsarbeit für die Frauen besondere Konsequenzen und Nachteile zu zeitigen pflegt, und weil die Frauen unter den bisherigen rechtlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen unter besonderen Bedingungen auf den Arbeitsmarkt treten.

Die Schäden der industriellen Frauenarbeit liegen zunächst auf physiologischem Gebiete, denn die Bestimmung der Frau zur Mutterschaft kann bei der gewerblichen Arbeit nicht genügend berücksichtigt werden. Körperlich anstrengende Arbeit in jugendlichem Alter schädigt den weiblichen Organismus in viel bedenklicherer Weise als den männlichen. Ungeeignete Beschäftigung der Frauen in der Zeit der Schwangerschaft macht die Frauen oft unfähig, gesunde Kinder zur Welt zu bringen. Frühzeitige Wiederaufnahme der Arbeit nach Entbindungen führt nicht nur zu schweren Erkrankungen der Frauen. Sie verhindert die Mutter auch, ihre natürlichen Pflichten gegenüber den Kindern zu erfüllen. Hohe Säuglingssterblichkeit ist eine Begleiterscheinung der Fabrikarbeit verheirateter Frauen.

Die Schäden der industriellen Frauenarbeit liegen weiter auf sittlichem und sozialem Gebiet. Denn das Mädchen der Großstädte wird durch die Fabrikarbeit hauswirtschaftlichen Berufen entzogen und damit auch dem häuslichen Pflichtenkreis entfremdet; umso mehr, je länger die tägliche Arbeitszeit ausgedehnt ist. Denn auch für den Besuch hauswirtschaftlicher Fortbildungskurse oder selbst für eine nützliche Tätigkeit im Elternhaus bleibt bei elfstündiger Arbeitsdauer dem Mädchen weder Zeit noch Kraft übrig. Für die verheirateten Frauen aber bedeutet ganz besonders die Fabrikarbeit eine Gefahr. Für sie ergibt sich eine fast unlösbare Aufgabe: zwei Pflichtenkreisen gerecht zu werden. Wenn die Mutter in die Fabrik geht, muß die Häuslichkeit, muß das Familienleben vernachlässigt werden. Sittliche Werte gehen verloren. Wenn die Frau nach Beendigung der außerhäuslichen Arbeit noch kochen, waschen, Kinder versorgen soll, muß sie bei solcher Ueberanstrengung gesundheitlich Schaden leiden, und auch als Mensch, als Persönlichkeit zu kurz kommen. Frauen, die vor eine solche Doppelaufgabe gestellt werden, pflegen schließlich beide Aufgaben nur mangelhaft zu erfüllen. Es bleibt in der Geschichte der industriellen Entwicklung unvergessen, daß in Lancashire zur Zeit der großen Baumwollkrise — als die Fabriken sich schlossen und eine Hungersnot ausbrach — die Sterblichkeit der Säuglinge zurückging, weil die Mütter imstande waren, den Kindern statt der Opiummixtur die Brust zu reichen.

Die Arbeiterinnenfrage ist ein Problem der Gefährdung des weiblichen Organismus und der Vernachlässigung des häuslichen Pflichtenkreises durch die Frau. Und schließlich ist sie noch das Problem der Gefährdung des ganzen Arbeiterstandes durch die lohndrückende Tendenz, die der Frauenarbeit anhaftet,

weil die Frauen in viel stärkerem Umfang als die Männer ungelernte Arbeit tun, weil die Frauen ihre Berufstätigkeit als Uebergangsstadium betrachten, weil sie nicht wie die Männer ein Familieneinkommen zu verdienen suchen.

Die ständige Zunahme der Arbeiterinnen, die Größe und Ausbreitung der Gefahren industrieller Frauenarbeit haben dazu geführt, daß in immer weiteren Kreisen das Problem als solches erfaßt worden ist. In allen politischen Kreisen sieht man ein, daß die Mittel, deren sich die männlichen Arbeiter zur Hebung ihrer Lage bedienen, für die Frauen nicht ausreichen. Besondere Formen der Organisation, besondere Maßregeln gesetzlichen Schutzes, besondere Zweige oder Leistungen des Versicherungswesens werden notwendig sein, wenn die in der Industrie beschäftigten Mädchen vor der Eheschließung gesund erhalten werden sollen, wenn man die Frauen für ihre Familienpflichten — nicht nur für die physischen Funktionen, sondern auch für ihre sittlichen Aufgaben — freimachen will. Vor allem aber bedürfen die Frauen der rechtlichen Gleichstellung mit den Männern in dem Vereinsgesetz, damit sie nicht länger des wichtigsten Mittels der Selbsthilfe beraubt bleiben.

In allen Parteien hat man diese Fragen erörtert, ohne bisher nennenswerte Resultate, ohne auch nur ein einheitliches Programm in bezug auf Mindestforderungen zu erzielen. Die zunächst Beteiligten, die Frauen selbst, wollen nun diese Aufgabe in die Hand nehmen. Eine Konferenz zur Förderung der Arbeiterinneninteressen wird am 1. und 2. März in Berlin im Saale der Königlichen Bauakademie stattfinden, die von Frauen der verschiedensten Parteirichtungen einberufen ist. Von den katholischen Frauenorganisationen bis zu den fortschrittlichen Frauen werden alle Schattierungen vertreten sein. Auch bedeutende männliche Sozialpolitiker und sozialpolitische Organisationen haben sich dem einberufenden Komitee angeschlossen. Nur die Sozialdemokratinnen haben es — wie bei anderen Veranstaltungen der Frauenbewegung — abgelehnt, dem Komitee beizutreten.

Neben der Lohnfrage wird die Frage der Fachausbildung der Arbeiterinnen, das Problem der Vereinigung von Fabrikarbeit und Mutterschaft erörtert werden. Das Wahlrecht der Frauen für die Krankenkassen, Gewerbegerichte, Arbeitskammern steht gleichfalls auf dem Programm. Die Vorträge werden von Helene Simon, Dr. Elisabeth Jaffé-Richthofen, Dr. Marie Baum, Dr. Margarete Bernhard, Frau v. Gordon, Professor Harms, Professor Mayet gehalten werden.

Gelingt es den Vertretern der verschiedenen politischen Richtungen, sich auf gemeinsame Forderungen und Aufgaben — auch nur in bezug auf einzelne dieser Fragen — zu einigen, so wird dadurch eine wertvolle Vorarbeit für die Sozialreform des Deutschen Reiches geleistet, so werden diese theoretischen Erörterungen auch die praktischen Interessen der Arbeiterinnen fördern helfen.

Alice Salomon.

Maurice Donnay.

Die Académie Française hat Maurice Donnay zum Mitglied gewählt. Es gehört heute mehr Gesinnung als literarisches Verdienst dazu, diese Schwelle zur Unsterblichkeit überschreiten zu dürfen. Oft genug tut es die Gesinnung allein schon, nie jedoch das bloße literarische Verdienst. Maurice Donnay ist einer der wenigen, der beide Bedingungen erfüllt. Mit Anatole France und Jules Lemaitre ist er jetzt der einzige Künstler der Sprache in der Versammlung, die fleißige Gelehrsamkeit, Alexandriner von regelrechter Silbenzahl oder wohlklingende parlamentarische Beredsamkeit für bedeutende schriftstellerische Leistungen passieren läßt. Aber vor zehn Jahren noch hätte Donnay vergeblich an die Pforten geklopft. Alle poetischen Feinheiten, alle Geschmeidigkeit seines Talentes, all seine geistreiche Lebensbeobachtung wären zu niedrig eingeschätzt worden, hätte er inzwischen nicht mit seinem erfolgreichsten Theaterstücke bewiesen, daß in seiner Brust ein gesinnungstüchtiges Herz klopft. Sein leichtbeschwingter Geist muß zwar manchmal quälende Stunden erleben, wenn die sprühende Ironie, die satirische Laune sich von der Rechtschaffenheit des Herzens beschwert, gefesselt fühlen, in die steifen Bahnen einer Tendenz gezwungen werden, während sie nach wildester Freiheit sich sehnen. Im Grunde ist es Donnay auch nur ein einziges Mal gelungen, die ungebundene Artistennatur zur strengen Durchführung eines Theaterstücks zu bändigen. Gleich im folgenden Werke wurde er wieder zum freien Künstler, der um der lebendigen Schilderung willen sich über alle moralischen Engheiten und starren Doktrinen hinwegsetzt. Der gute Ton, den die Akademie von ihren Mitgliedern verlangt, wird ihn vielleicht nicht mehr vom freien Irrlichtelieren zurückhalten können, als ihn die massive wissenschaftliche Ausbildung zum Ingenieur verhindert hat, im Chat Noir des Rodolphe Salis als Chansonnier aufzutreten.

Maurice Donnay hat fast nur dramatische Werke geschrieben; diesen allein wenigstens verdankt er seinen Ruf und seinen Eintritt in die Akademie. Aber wenn die wohldressierte Handlung, der logische Aufbau, die Entwicklung der Charaktere das Kennzeichen dauernder Dramatik sind, dann wird er schon morgen vergessen sein. Das sogenannte „gut gemachte Stück“ hat ihm nie imponiert. Er wirkte mit anderen Künsten. Er war stets nur der Artist, der mit seinem schillernden Geist, mit witziger Beobachtung und sentimentalem Humor kokettiert. Seine Theaterstücke sind Plaudereien. Mit genialer Sorglosigkeit setzt er sich über alle Gesetze des alten Dramenstils hinweg. Donnay ist nicht der einzige unter den jungen französischen Bühnenschriftstellern, der es so keck unternahm, auf die starke Anziehung einer spannenden Handlung zu verzichten und sein Publikum bloß mit frisch sprudelndem Dialog zu fesseln. Lavedan, der satirische Schilderer des „Prince d'Aurec“ und des „Vieux Marcheur“ hatte schon damit begonnen. Doch Lavedan wußte nur durch ungeheure Uebertreibung der Karikatur, durch die riesige Verzeichnung der Charaktere, durch die vor keinem Argotwort zurückschreckende Kühnheit der Sprache zu wirken. Donnay blieb immer der Künstler, der durch die Feinheit der Nuance bezaubert. Er wurde der Prophet einer neuen Dramatik, die in vollem Bewußtsein an den heiligen Regeln sich versündigte. Vielleicht sind wir heute noch die Opfer einer optischen Täuschung, wenn wir die Reize dieser „Comédie Nouvelle“, wie die überraschte französische Kritik in ihrer anfänglichen Verlegenheit die neue Gattung nannte, so entzückend finden. Denn Donnay tauchte in einer Zeit auf, da der Naturalismus das Theater entweder geistlos verödete oder zum Katheder für sozialreformerische Doktrinen umwandelte. Auf diesem Hintergrunde erschien die feine, künstlerische Erscheinung eines reinen Aestheten umso bestrickender. Der trockene Ernst eines Brieux, die laboriösen Vorträge eines Hervieu über Frauenrechte, in denen der Gedanke trotzdem nicht mächtig genug war, die verkümmerte Form übersehen zu lassen, verblühen vor der Farbigkeit, mit welcher Donnay das Leben und nichts als das Leben malte. Das war freie, lichtvolle Kunst, die nicht zum Sittlichkeitspriester werden wollte. Ibsen sandte damals seine Einflüsse nach Frankreich, und dieser blinkende Aesthetizismus klang wie die helle, gallische Antwort auf den dunklen, nordischen Ton.

Dramatischen Impressionismus hätte man die junge Richtung nennen können. Es kam nicht mehr darauf an, einen ganzen Menschen auf die Bühne zu stellen und alles herauszuholen, was in ihm steckt. Es kam nicht mehr darauf an, ein tiefernstes Problem mit religiöser Scheu anzufassen und eine sittliche Lösung zu finden. Wenn nur das Ganze sich zum Bilde wob, wenn zwei Linien und zwei Farbenflecke eine frische Charakteristik gaben, wenn das Leben in einer packenden Augenblicksgestalt gezeigt war, wenn eine seelische Grundstimmung den geistreich flackernden Dialog zusammenhielt. Die Akte waren keine Entwicklung der Handlung mehr. Wie Monet dieselbe Landschaft in verschiedene Beleuchtung tauchte, in tauige Morgensonne, in grellen Mittagsbrand, in beruhigende Abenddämmer, so zeigten die Aestheten der Dramatik ihre Personen immer nur in der Beleuchtung der entscheidenden Vorgänge,

die sich im Zwischenakte vollzogen hatten. Es war reine Stimmungsmalerei, die erträglich blieb, weil sie die flüchtigsten Schatten und die sanftesten Lichter zu fassen wußte, weil sie nichts hart und gegenständlich erscheinen ließ, sondern alles von den Reflexen der Umgebung umflossen und ins Ganze verfließend zeigte. Diese Durchsichtigkeit der Behandlung, die Vermeidung aller Schwere, alles Verweilens hing freilich eng mit der Natur der verarbeiteten Stoffe zusammen. Donnay, noch mehr sein begabtester Kollege Romain Coolus, griffen nach den delikatesten Problemen der Erotik. Sie erzählten Dinge, die man nur im Flüsterton erwähnt, schilderten Menschen und Verhältnisse, vor denen auch die freiere Liebesmoral der Franzosen sich nicht ganz ungeniert fühlt.

Erotik ist der Grundzug in Donnays künstlerischer Persönlichkeit, und solange er reiner Erotiker blieb, stand er künstlerisch am höchsten. Wirkungen wie in „Amants“ hat er später nicht mehr erreicht, weil er sich nicht mehr so zu beschränken wußte. Auch darin wird ein breites Sittenbild entrollt, die Welt der falschen Haushalte; doch klingt zuletzt alles in einem Akkord zusammen. Es ist die Poesie der sensuellen Liebe, die das Stück mit ihrem Atem durchdringt. Kein Moderner hat sie mit so einfachen Mitteln, so ohne überquellende falsche Lyrik offenbart. Bis jetzt sind die „Amants“ noch immer Donnays Meisterwerk. Sie werden kaum überboten werden, da ihm das Zeug zum Dramatiker großen Stiles fehlt, und da die Intimität seiner Kunst nur an diesem Stoff sich so weich und so poesievoll entwickeln konnte. „Amants“ scheinen sein großes **Erlebnis** zu sein, alles Spätere ist Beobachtung. Sie kehren auch in allen folgenden Stücken wieder. Sie sind in andere soziale Verhältnisse gerückt, die breiter und breiter werdende Sittenschilderung, der thesenhafte Gedanke verwischen die feinen Linien rein psychologischer Analyse. Aber der warme und heiße Sensualismus, der zwei Wesen aneinanderkettet und quält, ist immer da. In „Douloureuse“ breitet er sich auf einem Gemälde politischer Korruption aus, im „Retour de Jérusalem“ wird er durch die Einführung des Motivs der Rassenfrage verzerrt. „L'Autre Danger“ verquickt ihn mit dem Widerstreit mütterlicher Empfindungen und inzestuöser Skrupel. „Paraître“ endlich, das letzte Werk, das in seinem panoramenhaften Durcheinander am deutlichsten nach dem bloßen Sittenbilde hinstrebt, setzt das alte Problem in einen bunten Konflikt von Familiengefühlen und Geldfragen.

Nimmt man aus allen diesen Stücken den erotischen Mittelpunkt weg, dann unterscheiden sie sich kaum mehr. Jedes wächst aus einem andern Milieu hervor, gewiß, und es bringt darum andere Typen auf die Bühne. Aber diese Typen sind nur äußerlich verschieden. Innerlich gleichen sie einander auf ein Haar. Es sind lauter Menschen mit einem Stich ins Zynische. Der Sensaalismus ist so intensiv in ihnen, daß er die seelischen Physiognomien vollkommen verschleiert und ihnen dieselben verschwimmenden Züge gibt Tiefer sittlicher Konflikte sind diese Geschöpfe kaum fähig. Die Instinkte geben allein die Kraft zur Tat, die Nerven allein diktieren die Entschlüsse, die Lösungen bestehen fast nur in kompromittierenden Kompromissen. Selten kann sich der Zuschauer ganz mit diesen Wesen befreunden, auch dann nicht, wenn der Autor sie mit weniger Ironie und mit weniger Zynismus charakterisiert. Aber sie wirken trotzdem, weil sie direkt aus dem Leben gegriffen sind, weil wenigstens ein Zug in ihnen einen poetischen Reiz ausübt, sei dieser Zug oft auch nichts mehr als ein geistreiches Wort, eine paradoxe Beobachtung oder ein Laut echten Gefühls. Fast darf man sagen, Donnays dichterische Sendung erschöpft sich darin, das bißchen Natur zu sachen und zu zeigen, das sich in der Ueberkultur der modernen Gesellschaft erhalten hat und durch alle Verschlingungen der sozialen Verhältnisse immer wieder zum Vorschein kommt. Es ist stets in Erotik versteckt, dieses Restchen von Natur; eine zähe Lust nur oder ein quälender Schmerz vermögen ihm den Schrei zu entlocken, der es offenbart. Aber es ist nicht ausschließlich so, weil Donnays Leier im Erklingen nur Liebe tönt, sondern weil die Welt, die er oorführt, die Welt des Luxus, die Welt des arbeitslosen Vegetierens, des eleganten Raffinements in den erotischen Nervenströmen die einzigen Stimulantien des Handelns, in dem komischen und tragischen Spiel der Liebestriebe die einzigen Probleme des Lebens erblickt.

Es ist das beste Zeichen für Donnays rein ästhetisches Artistentum, daß er sich fast nie, genau genommen nur einmal, um die soziale Seite seiner Stoffe kümmerte. In der Epoche der ausklingenden Dumasschen Gesellschaftsphilosophie und des moralisierenden Naturalismus betrieb er in heiterer Unbesorgtheit Gefühlsstudien. Auch wo er Sittenbilder entwirft, faßt er unter den äußeren Formen doch stets das ewig Menschliche. Im „Retour de Jérusalem“, wo er mit Anstrengung gesinnungstüchtige Rassenpsychologie zu bieten glaubte, gab er in der nervösen Heldin nicht das Porträt einer Jüdin, sondern nur das typische Bild der Hysterie. Dieses Unvermögen, sich von der einfachen Menschlichkeit zu entfernen, hat ihn zu einem vortrefflichen Mitarbeiter einiger Stücke mit ausgesprochenen sozialen Grundgedanken gemacht. Mit Lucien Descaves schrieb er die „Clairière“ und die „Oiseaux de Passage“. Descaves, der sozialpolitische Schriftsteller, trug das Material herbei, die sozialistischen Theorien, das Gemälde der nihilistischen Flüchtlinge, Donnay setzte die menschlichen Naturen hinein. An Heroen glaubt er nicht. Die sozialistische Kolonie der „Clairière“ zerbröckelt aus den kleinen Schwächen der weiblichen Mitglieder heraus, in den Nihilisten der „Oiseaux de Passage“ werden uns Personen vorgeführt, die die wundervollsten Spießbürger abgeben könnten. Donnay hat weder Zukunftsstaatschwärmer noch russische Revolutionäre ganz aus der Nähe beobachtet. Es ist sein eigener Skeptizismus, sein ironischer Zynismas, der ihn überall nur den gleichen Menschen sehen läßt. Man hat in diesem stets wiederkehrenden Unglauben an edlere Regungen eine tiefe Nachwirkang aus der Zeit erblicken wollen, die Donnay als Chansonnier auf dem Montmartre verbrachte. Die „Libertinage“ des Künstlerkabarets erklärt freilich vieles in seinen Werken. Aus ihr ist ihm die unverwüstliche Respektlosigkeit geblieben, ihr Jargon klingt stellenweise im besten Dialog durch. Doch könnte Donnay ruhig entgegnen, daß nicht er allein jenen Einflüssen erlegen ist Sie haben auf die ganze Pariser Gesellschaft etwas abgefärbt. Die „Comédie rosse“ eroberte das Thealer so leicht, weil sie auf sehr empfängliche Gemüter fiel. In seiner „Lysistrata“ durfte Donnay beinahe Aristophanes noch überbieten, in anderen Stücken Witze wagen, die Zoten gewesen wären, hätte er sie nicht so hübsch erzählt.

Paris. F. Schotthoefer.

Carlo Goldoni

geboren am 25. Februar 1707.

Il mondo è un bel libro, ma poco
serve a chi non sa leggere.
(Pamela 1. Act, 14 Goldoni.)

In einem Florentiner Museum hängt ein Bild von Rossi Brugnone, das den jungen Goldoni darstellt, eingeschifft in fröhlicher Barke mit einer Gesellschaft fahrender Theaterleute. Das Bild ist kein großes Kunstwerk, aber es hat die weiche Spätsommerpoesie festgehalten, die über dem Venedig des 18. Jahrhunderts lag und durch Goldonis Stücke klingl, auch als er in Paris ein neues Vaterland gefunden hatte.

Goldoni war Heimatsdichler; sein Lebenswerk beweist, daß die heitere Muse, die Komödie vor allem, des Rückhalts der Heimat bedarf, um verstanden, genossen und begeistert aufgenommen zu werden. Von dem, was an der Stätte seines Entstehens gefallen hat, kann ein kleiner Teil die Grenzen überschreiten und Gemeingut der Nation werden, ein ganz kleiner Teil bei anderen Völkern Ruhm und Beifall gewinnen, um schließlich im Archio der Weltliteratur aufgenommen zu werden. Wenn uns heule Goldonis Name vertraut ist, vertrauter, als es sein Lebenswerk im Vergleich mit Größeren berechtigt er-

scheinen läßt, so verdankt der Rokokodichter diese erneute Popularität der entzückenden „Locanderia“ Eleonore Duses und dem „Burbero Benefico“ des Schauspielers Novelli, die in der ganzen gebildeten Welt den lustigen Charaktergestalten des 18. Jahrhunderts neues Leben verliehen. Die Stücke wirken frischer, ursprünglicher als manches moderne Lustspiel, das müde und verbraucht nach einer Saison von den Brettern verschwindet. Was Goldoni an Stoffen wählte, durchdachte, einteilte, das gestaltete sich in seiner Hand zum bühnenfähigen Werk, selten tief, nie Probleme ergründend, immer lustig und niemals langweilig. Er schrieb so viel und so schnell, daß er keine Zeit fand, tief und langweilig zu werden. Seine Welt war oberflächlich, heiter wie seine Umgebung, oft auch seicht, wie das Lagunenwasser, das bei der Ebbe große, flache Inseln zeigt. 149 Komödien, 10 Tragödien und 83 Operntexte zeugen von seinem Fleiß. Fast alle sind vergessen, manche leben noch in den Theatern Venedigs und der Nachbarstädte, nur einige sind Gemeingut der modernen Bühne geworden und haben Anregungen nach allen Seiten gestreut.

Goldoni ist erst im 40. Lebensjahre berufsmäßiger Dramatiker geworden. Als die Zeit der Leidenschaft und Bürgertugend in Venedig vorüber war, als es für die höchste Kunst galt, gut oder wenigstens behäbig zu leben, wurde es ihm leicht, ohne Haß und Satire die Typen abzumalen, die ihm in wechselreichem Wanderleben begegneten. Als Schauspieler und Advokat, als Sekretär eines großen Herrn und Mitglied einer poetischen Schäfergesellschaft hatte er genug Gelegenheit gefunden, Menschen zu beobachten, die für seine Lustspiele reif waren. Menschen, die sich gut und etwas lächerlich benahmen, Situationen, die auch in der höchsten Gefahr einer gewissen Komik nicht entbehrten. Und weil er selbst so harmlos war, wie seine Modelle, fand er immer ein gutes Ende, wenn es das harte wirkliche Leben auch manchmal anders meinte.

Venedigs heitere Kunst wirkt so wohltuend, so herzerfrischend, weil sie trotz aller inneren und äußeren Wahrheit der Gestalten Kunst geblieben ist und dem Theater immer ließ, was des Theaters ist. Ob die Fischer und Spitzenklöpplerinnen von Chioggia sich kreischend zanken und ihre fröhlichen Liebeshändel vor den Richter bringen, ob die reichen Venetianer ihr Vermögen in Festen und zärtlichen Alkovenspielen verprassen oder ob Richardsons sentimentale Romanfiguren in Pamela auf die Szene kommen, Goldoni schürzt kunstgerecht und entwickelt methodisch einen Knoten mit allen Hilfsmitteln, die ihm die damalige Bühne bot. Man hat ihn schon zu Lebzeiten den italienischen Molière genannt. Aber er war nie ein Satiriker mit vorgefaßter Meinung, nie ein Anhänger zeitgenössischer Philosophie, wie Molière ein Schüler Gassendis gewesen. Nur in einem war es ihm ernst, wie dem großen französischen Meister des Lustspiels: in der Liebe zur Kunst und im Ehrgeiz, seinem Vaterland eine neue, künstlerisch reformierte Komödie zu geben.

Das Theater war in Venedig, wie in anderen Städten Italiens, am Anfang des 18. Jahrhunderts stark in Verfall geraten. Literarisch gesinnte Kreise, die sich in Akademien zusammentaten, fanden wohl ein künstlich gezüchtetes Vergnügen an der „commedia erudita“ und dem mythologischen Schäferspiel, das Publikum — von der höchsten Aristokratie bis zum Wasserträger der Straße — verlangte die „commedia dell' arte“ und belachte gern Arlechinos gemeine Späße, von denen schon Montaigne in Venedig gesagt hatte „qu'ils ont toujours de quoi faire rire, sans être obligés de se chatouiller“. Die Schauspieler dieser Truppen waren vorzüglich. Der Dichter gab ihnen nur eine Fabel, die sie in ihren gewöhnlichen, feststehenden Masken spielten, den Dialog mit Witzen und lokalen Bemerkungen erfanden sie selbst. Auch Goldoni schrieb anfangs und später wieder für solche Gesellschaften. Wie gut sie waren und wie stark sie die Gebildeten nicht nur in Italien, sondern auch in Paris anzogen, geht aus einem Briefe Grimms vom Jahr 1764 hervor. Der Enzyklopädist berichtete damals nach Deutschland: „Wenn Sie mich nach den besten Pariser Schauspielern fragen, nenne ich Ihnen weder Lekain noch die Clairon, sondern ich schicke Sie zu ‚Arlequin und Camilla‘. Der Schauspieler, der den ‚Pantalone‘ gibt und diesmal als gutmütiger Advokat auftritt, ist großartig. Sie werden sagen: das sind Schauspieler!“

Gegen diese Leute und ihr Publikum kämpfte Goldoni mit wechselndem Erfolg. Bald gelang es ihm, die Masken von der Lustspielbühne zu verbannen, bald zwangen ihn Publikum und Darsteller, selbst eine Fabel für ihre Bühne zu schreiben. Dann wandte er sich aber an Antonio Sacchi, den berühmtesten Improvisator seiner Zeit, von dem er selbst sagte: „Sacchis Witze und Späße stammen nicht nur vom gemeinen Volk, sondern sind künstlerisch. Er hat bei Dichtern, Rednern und Philosophen gelernt. In seinen Worten findet man Gedanken von Cicero, Seneca und Montaigne. Aber seine Kunst besteht darin, die Gedanken der Großen dem einfachen Volk so klar zu machen, daß man bei ihm über das lachen muß, was man bei Dichtern oder Philosophen bewundert!“ Dieser Art des Theaters entnahm Goldoni die besten Züge, um aus der „commedia erudita“ ein Lustspiel für Gebildete und Ungebildete zu machen. Er folgte darin dem Zug der Zeit in allen Ländern. Was er für Italien tat, hatte Molière ein Jahrhundert früher in Frankreich geschaffen, versuchte fast gleichzeitig Gottsched und später mit endgültigem Erfolg Lessing in Deutschland. Reformgedanken lagen in der Luft. Kunst, Sitten, Staatsverhältnisse schienen der jungen Generation ebenso langweilig wie unbrauchbar. Diesem Schicksal konnte auch die Komödie nicht entgehen. In der altersschwachen Republik Venedig, in der selbst die Herrschenden über ihre Staatsgeschäfte spotteten, war der beste Boden für diese Reform. Zwei Männer traten auf den Kampfplatz gegen die Masken der „commedia dell' arte“: der Graf Carlo Gozzi und Carlo Goldoni. Erbitterte Rivalen, stritten sie doch auf demselben Plan, der eine mit starker, poetischer Phantasie, der andere mit gesundem Realismus. Da Goldoni für das tägliche Brot arbeiten mußte, ist sein Werk durch beständige Konzessionen an Direktoren und Publikum niedergehalten. Dadurch blieb er aber mit seinem Volk in lebendiger Verbindung und konnte ein Lustspiel hervorbringen, das organisch aus dem alten Hanswurstspiel hervorwuchs und nicht in dem Fehler stecken blieb, an die Hörer zu große Anforderungen zu stellen.

Goldonis Reform kam weder plötzlich noch griff sie mit einschneidenden Aenderungen in Form, Aufbau und Darstellung der Stücke. Er behielt zunächst die Masken bei, ließ auch der Intrige das Uebergewicht, schrieb aber den Schauspielern vor, sich an einen bestimmten, auswendig gelernten Dialog zu binden. Dann fügte er dem Liebespaar und den vier Masken (Pantalone, Doktor, Arlechino und Brighella) einige Nebenpersonen bei und zog die ewig jungen Stoffe des Plautus in den Kreis der verbesserten „commedia dell' arte“. Da die Schauspieler bald für ihre gewohnte Tätigkeit durch diese Neuerung zu fürchten begannen, mußte er dazwischen Szenarien für sie aufstellen und verhalf dem Improvisator Sacchi zu seinem größten Triumph in „Arlechinos zweiunddreißig Unglücksfällen“. Um seine Leute und das Publikum seinem Plan geneigter zu machen, schrieb er im Jahr 1750 das Lustspiel „Il teatro comico“, dem „Il Moliere“ und schließlich „Il Terenzio“ folgten. In diesen Stücken trat er offen und mit Aufwand südlicher Beredsamkeit für die Abschaffung der Masken und Schauspielerimprovisationen ein. Das Verslustspiel „Molière“ fand vielen Beifall, wurde in Paris unter dem Namen „la maison de Molière“ in der Comédie française gespielt und gab (im Jahr 1847) Gutzkow die Anregung zu seinem bekannten Lustspiel „Das Urbild des Tartuffe“. „Il teatro comico“ nannte Goldoni selbst in seinen Memoiren „weniger ein Stück als eine Vorrede für alle seine Stücke“. Es war ein literarisches Manifest und spielte während einer Probe auf der Bühne. Die Schauspieler streiten sich über die Vorzüge der neuen Stücke und des alten Herkommens, sprechen über die technischen Fragen des damaligen Theaters und kommen zu dem Schluß: „Auch für Italien ist es Zeit zu zeigen, daß die guten Dichter noch nicht ausgestorben und als erste berechtigt sind, die klassische Komödie der Griechen und Römer wieder aufzuerwecken.“ Mehr oder weniger versteckt kehrt dieser Gedanke in vielen Stücken Goldonis wieder. Der Dichter versäumt keine Gelegenheit, die Masken der Komödie zu bekämpfen. So antwortet in „Pamela“ Mylord Bonfil einem Herrn, der entzückt über die „commedia dell' arte“ aus Italien zurückgekehrt war:

„Sie machen mir nicht weiß, daß in Italien gebildete und geschmackvolle Leute über solche Dummheiten lachen. Es gibt vornehme Scherze, die aus anmutigen Wortspielen, geistvollen Bemerkungen, glänzenden Einfällen bestehen. Aber es gibt auch ein gemeines Gelächter, das derben Blödsinn zur Ursache hat. Sie sind zu jung, um auf Reisen Erfahrungen zu sammeln. Wären sie älter gewesen, der Arlechino hätte Ihnen nicht gefallen.“

Nachdem der Dichter verschiedene Stücke in Versen geschrieben hatte, begann er gegen den Vers im Lustspiel aufzutreten. Umsonst entgegnete ihm der Kritiker Gozzi*), daß sich das Volk nur Verse merkt und so den Autor im Gedächtnis behält, er blieb bei seiner Behauptung, daß er trotz seiner Verehrung für die Alten den Vers unnatürlich finde, da auch niemand im gewöhnlichen Leben der gebundenen Rede huldige. So schrieb er eine Reihe von Lustspielen in Prosa, von denen die „Locandiera“ das berühmteste blieb. Historisch interessant ist außerdem das Stück „Le donne curiose“, das die Furcht verspottet, die man in Italien vor den Freimaurern hatte. Kotzebue benutzte es für seine „Freimaurer“.

Nach einigen Versuchen wurde aber die Lust, Verse zu machen, so stark, daß Goldoni sein Vorurteil aufgab und sich nur beschränkte, wie im „Tasso“ z. B., die Puristen der Sprache zu verspotten, die nichts von Dialekt und Heimatskunst wissen wollten. Seltsam ist der Unterschied zwischen der leichtfertig heiteren Art, mit der Goldoni des Dichters Abschied von Ferrara behandelte, und der ernsten, tiefen Auffassung Goethes. Als Tasso, der wegen seiner Liebe zu der Prinzessin verbannt ist, nicht weiß, wohin er sich wenden soll, treten ihm ein Venetianer, ein Neapolitaner und der Cavaliere del Fiocco aus Florenz entgegen, ihn für ihre Stadt zu gewinnen. Während die ersteren Dialekt sprechen, redet der Florentiner in einer übertrieben reinen Sprache. Tasso, der unschlüssig war, ob er dem Venetianer oder dem Neapolitaner folgen soll, flieht vor der Langeweile, die ihm del Fiocco einflößt, nach Rom, um dort zu sterben oder gekrönt zu werden. Die Akademien verspottete Goldoni auch im Lustspiel „Der fanatische Dichter“. Doch die Satire war harmlos und änderte nichts an der süßen Schläfrigkeit des Schäferlebens, sie war zarter als die Satire seines Vorbildes in den „précieuses ridicules“, die einst die geistreiche Gesellschaft des Hotel Rambouillet mit tödlichen Streichen getroffen hatte.

Von allen Komödien Goldonis sind die Volksstücke die besten und wirkungsvollsten. Als Charakterzeichner konnte er Molière niemals erreichen, weil ihm selbst die nötige Bildung fehlte und weil sein Publikum nicht mit den literarischen Feinschmeckern des 17. Jahrhunderts in Frankreich zu vergleichen war. Nachdem er im „Spieler“ seine sorgfältigst ausgeführte und durchdachteste Charakterfigur geschaffen, sprach er sich brieflich an einen Gönner mit großer Klarheit über diesen Unterschied aus. Es ging der italienischen Kunst wie der deutschen, es fehlte ein Mittelpunkt, von dem man sagen konnte: „Pour plaire en France, il suffit de réussir à Paris“. Aber als Heimatsdichter konnte Goldoni Unvergängliches leisten. Wir wissen, mit welchem Genuß Goethe in Venedig „Le Baruffe chiozzote“ sah. Noch heute jubelt das Volk im Veneto bei Aufführungen dieses Stückes, und die Gebildeten, die kommen, eine literarische Merkwürdigkeit zu sehen, blicken in ein Stückchen Leben, wie es sich noch immer an den Ufern der Adria abspielt. Goldoni gehört zu Venedig, wie der Karneval mit seinen Masken, wie Casanovas Abenteuer, wie die zierlichen Rokokoornamente, die in den Wohnräumen der Paläste die feierliche Pracht früherer Zeiten abgelöst haben.

So ist auch seine Statue am Rialto das einzige moderne Monument, das nicht abstoßend störend, sondern gemütlich anheimelnd wirkt. Es steht auf dem sonnigen Campo mitten im Volksgewühl, taubenumflattert und lächelt mit behäbigem Ausdruck auf das unbefangene Treiben zu seinen Füßen. Carlo Goldoni scheint immer noch daran teilzunehmen. Was auch der strenge Ruskin gegen Venedigs Dekadenz zur Goldoni-Zeit eifern mochte, was italienische Patrioten daran beklagen, der zierlichen bunten Stadt stand nichts so gut zu Gesicht als die zierliche bunte und lebensfrohe Zeit, in der Goldonis gutmütiger Spott alle Schichten des Volkes und der Gesellschaft porträtierte. Leise Erinnerung an diese Tage spukt noch im Volksleben fort.

Das feine Trippeln und Hüftenwiegen, das anmutige Wippen und Nicken mit den hochfrisierten Köpfchen, die leichte Moral und abergläubische Frömmigkeit der Mädchen scheinen jenen Jahren anzugehören, in denen Maske, Spiel und Intrige die Wahrzeichen der Lagunenstadt waren. Schnell zu lautem Zorn gereizt und ebenso schnell wieder besänftigt, wie sich die südliche See schnell stürmisch kräuselt und gleich darauf selig regungslos glänzt — so ist der venezianische Charakter geblieben. Die berühmte Baruffa und ihr mit unglaublich flinker Zunge geführter Redekampf mit schrillen Tönen und tragischen Gebärden, wobei die langen Ohrringe phantastisch hin und her wackeln, kann noch genau wie in Goldonis Komödien auf jedem Campo beim Wasserholen oder Wäschetrocknen beobachtet werden. Gleich nach dem Streit ist alles wieder gut, und die versöhnten Freundinnen halten sich anmutig umschlungen. In der Widergabe solcher Szenen war Goldoni meisterhaft. Die kleinen Schwächen und guten Eigenschaften, die alltäglichen Leiden und Freuden seines Volkes sind so treu in seinen Stücken festgehalten, daß er ein führender und beispielswerter Dichter der Heimatkunst geblieben ist.

Auch in Frankreich, wohin Goldoni im Jahre 1762 berufen wurde, um der schlechtgehenden italienischen Komödie aufzuhelfen, blieb er der heiter phlegmatische Venezianer, der es verstand, sowohl mit dem Hof als mit den Philosophen in guten Beziehungen zu bleiben. Er unterrichtete die Prinzessinnen in italienischer Sprache und fuhr fort, seine zierlichen Lustspiele für das Theater zu schreiben. Mit Hilfe seiner Freunde entstand „le bourru bienfaisant“ in französischer Sprache. Das Stück wurde in der Comédie française einstimmig angenommen und erstritt einen vollen Erfolg, wenn auch einige kritische Stimmen behaupteten, daß die „Pariser Fremdentollheit“ Goldoni zu Hilfe gekommen sei. Still, aber angesehen in seinem Kreise, lebte er in Paris, bis die französische Revolution störend in seine friedliche Existenz einbrach. Er verlor seine Pension und starb im Elend am 7. Februar 1793. Zu spät erinnerte sich auf Antrag von Marie-Joseph Chénier in der Nationalversammlung der Minister Clavière des verdienten Dramatikers, von dem Voltaire nach seiner Ankunft in Paris geschrieben hatte: „Cet Italien est fait pour donner dans tous les pays des modèles de bon goût.“

In diesem Sinn kann sein Lebenswerk noch heute wirken, wenn sich die Heimatskunst in humorlose Elendschildereien verliert. Denn Goldoni lehrt, daß gerade ein gesunder Humor der Bodenständigkeit bedarf.

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

*) Bruder des Dichters.

Fr. Jodls neue Geschichte der Ethik.

Vor nahezu einem Menschenalter veröffentlichte Fr. Jodl, damals Privatdozent in München und schon bekannt durch etliche verdienstvolle Einzeluntersuchungen, den ersten Band seiner Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. Die gediegene Arbeit stellte ihn sofort in die vorderste Reihe philosophischer Schriftsteller der Gegenwart und verschaffte ihm die Berufung als Ordinarius an der deutschen Universität zu Prag. Etliche Jahre später folgte der zweite Band, von erweiterten Studien und einer diesen abgewonnenen Entwicklung zeugend. Ob diese Leistungen nach Gebühr gewürdigt worden, zumal sie einer strengwissenschaftlichen, aller Begriffsspielerei und alles Bilddenkens sich enthaltenden Richtung der Philosophie angehören, bleibe dahingestellt. Immerhin dürfte hiermit seine um die Jahrhundertwende erfolgte Versetzung an die Wiener Universität zusammenhängen, und diese Auszeichnung ehrt ihn selbst nicht minder als

die seitens des zuständigen Ministeriums hier ausgeübte Urteilsfähigkeit. Kaum eine deutsche Universität hat einen ehrenhafteren Vertreter der Philosophie aufzuweisen, und freudig sieht man den Früchten seines gedeihlichen Wirkens an dieser alten Hochschule entgegen. Wissentlich entging die Erstauflage dieses Werkes den vorliegenden Spalten, und daher kann in ihnen die Neuauflage füglich zur Sprache gebracht werden, zumal es sich um eine nahezu neue Leistung handelt. Völlig umgeschrieben, vielfach erweitert und bereichert, ist der neue Band um mehr als die Hälfte stärker als der Vorgänger und hat auf dem Gebiete der deutschen wie der nachbarlichen Wissenschaft keinen Vergleich mit den hervorragendsten Werken zu scheuen.

Statt der früheren Einleitung, die nur einen allgemeinen Ueberblick über die ältere Ethik enthielt, hebt die Neuauflage, die sich Geschichte der Ethik als philosophischer Wissenschaft nennt,*) mit einer eingehenden Darstellung der antiken Ethik an. Deren Verdienste im einzelnen und im ganzen sind hinlänglich bekannt, doch legt der Autor mit Recht großen Nachdruck darauf, daß es dabei auf Erkenntnis menschlicher Lebensbeziehungen, nicht auf deren Regelung abgesehen sei, obwohl auch deren Einfluß im Alltagsleben nicht außer acht geblieben. Ehrfurcht gebietet die Sicherheit, womit die Aufgabe damals in ihrer Bedeutung als eine rein menschliche Angelegenheit ins Auge gefaßt ward. Die Unbefangenheit, mit der an den Gegenstand herangetreten wurde, dessen Ergründung in voller Unmittelbarkeit und ohne umfassende Vorkenntnisse und weitläufige Veranstaltungen statthaben kann, muß jeden Einsichtigen entzücken. Gewiß sind es nur Anfänge, die den vollendeten Ausbau der Wissenschaft erst andeuten, mit vielfachen Unbeholfenheiten und Willkürlichkeiten behaftet, denen eine ernstliche Denkarbeit nicht entgeht und die nur durch beharrliche Unverdrossenheit nach endlosem Irren und Mühen zu bewältigen sind. Ueberkluge Besserwisserei darf sich heutzutage kein geringschätziges Lächeln über die hier entwickelten Sittlichkeitsgrundsätze gestatten, solange sogar in angeblich gebildeten Kreisen widerwärtige Barbarei als bewunderter „Comment" fortbesteht und unter Umständen auch Mord und Totschlag als löbliche Handlungen gepriesen werden. Zu erröten hat unser sich christlich nennendes Sittlichkeitsbewußtsein über die Ausschreitungen des Militarismus, der mitten in friedlichen Zeiten offenbare Verbrechen, die jeden schlichten Bürger um sein ehrenhaftes Ansehen bringen würden, mit einigen Tagen Hausarrest abbüßen läßt. Von allen diesen Rückständigkeiten mittelalterlicher Roheit, die sich der frechsten Beschönigung zugunsten des Herkömmlichen erfreut, hatte das Altertum keine Ahnung. Wirklich verletzend in dessen Ethik ist ihre Einschränkung auf gewisse Auserlesene, die einer rechtlosen, zur Arbeit verurteilten Menge von Mitmenschen gegenüberstehen und streng genommen jeder Spur eines Begriffs allgemeiner Menschlichkeit entbehren. Und doch ragen hier schon Ansätze zu den Anschauungen auf, die gerade diesen wichtigen Begriff zur Geltung bringen sollten.

Der ganzen Denkart des Autors entsprechend ist die nun hervortretende Umgestaltung des allgemeinen Denkens und Fühlens durch die vorhergehende Entwicklung vorbereitet. Einsichten über sittliches Verhalten, die anfänglich nur einigen Kundigen vorbehalten waren, werden in ihren allgemeinen Grundzügen zum Allgemeinbesitz, einstweilen noch innerhalb der eigenen Gesinnungsgenossenschaft, diese jedoch in größtmöglicher Ausdehnung gefaßt. Aber mit dem Ungestüm rechthaberischer Unreife, von dem Bewußtsein getragen, eine eminente Wahrheit erkannt zu haben, wird auf deren unbedingte andauernde Vollgültigkeit gedrungen, die Möglichkeit eines Zweifels nicht zugelassen. Statt wissenschaftlicher Einsicht bezüglich wichtiger Lebensbeziehungen bringt man Vorschriften und fordert ihre unbedingte Befolgung. Es gelingt dieser Ueberzeugung zur herrschenden zu werden, und auf Jahrhunderte hinaus tritt ein völliger Stillstand hinsichtlich des Denkens über sittliches Sein und Werden ein. Alles hierher gehörende Streben und Trachten wird ausnahmslos einer der alltäglichen Wirklichkeit entgegengesetzten fernen Welt zugekehrt, neben der die unmittelbar vorhandene als völlig nichtig anzusehen ist. Die Gewalt der Wirklichkeit behauptet sich trotz solcher Verleugnung, und die eine unfehlbare, sittliche Läuterung der Bekennerschaft bezweckende Lehre von der menschlichen Brüderlichkeit bleibt Theorie. Zahllose Abstufungen, gewaltsam aufrechtgehalten, beherrschen die Alltäglichkeit, vielfachen Aeußerungen einer rücksichtslosen Eigensucht dienend; und die Menschen bleiben — wie jüngst noch Grillparzer bemerkte — durchschnittlich so schlecht wie zuvor. Nicht weniger fällt ins Gewicht, daß die ihrer vermeintlichen Unfehlbarkeit wegen beharrlich festgehaltene Lehre auch ihre beruflichen Verkündiger, auf die sie wirken müßte, nicht durchgängig besser macht. Durch eine scharfe Grenzscheide von den Laien geschieden und durch ein besonderes, ihnen allein vorbehaltenes Sakrament ausgezeichnet, zeigen sie in ihrem Lebensverhalten bedenkliche Ausschreitungen, die allgemach einen geistreichen Erzähler wie Boccaccio mit unerschöpflichem Stoff versorgten, dessen sie stolz zu sein wahrlich keine Ursache hatten. Ungehörigkeiten, die sich vor redlichen Gemütern nicht verleugnen lassen, gelangen zu eingehender, weitreichender Erörterung. Die herrlichen Schriftstücke der Vergangenheit, deren Bewahrung man den Leuten eben dieses Berufes, wiewohl ihnen hierin das vom Chalifen Omar befolgte Verfahren mit der alexandrinischen Bibliothek äußerst nahe gelegen, zu danken hat, liefern die Waffen zu einer langwierigen, wechselvollen Geistesfehde gegen sie, die mit der weltgeschichtlichen Fortentwicklung unseres Geschlechts zusammenfällt und in ihrem Verlauf schwerlich mehr von ihrem Ziel abgelenkt werden kann.

Wir nannten vorhin einen erlauchten Namen, der den Beginn einer wichtigen, das Herannahen der Neuzeit ankündigenden Weltepoche eröffnet, die Jahrhunderte hindurch der Arbeit des Humanismus gehörte. „Es ist eine Freude zu leben," hatte einer ihrer bedeutendsten Vertreter behauptet und damit die nun eingetretene Sinnesänderung angedeutet. Zweifellos muß man dem Autor zustimmen, wenn er hinsichtlich der hier zutage tretenden Bildung sagt, sie würde allgemach die neben ihr unrechtmäßig zu Kraft bestehende Lebe- und Denkweise gänzlich ausgehöhlt und zu einem völlig leeren Gehäuse gemacht haben. Aber nur auf die oberen Schichten beschränkt, war sie fremdsprachig und nur auf Umwegen durch das Hineinleben in eine weitabgelegene Vergangenheit erreichbar. Bei aller Empfänglichkeit und allem Verständnis für die der bisherigen Wirklichkeit abgewandten Bestrebungen, war Luther unfähig, sie ausschließlich zu den seinigen zu machen. Sein Naturell und sein Bildungshorizont waren befangen wie bei denen, auf die er zu wirken hatte. Die inzwischen erreichte Unabhängigkeit von der kirchlichen Gewalt war nur durch eine doppelte, der Gesamtbevölkerung bisher versagte Errungenschaft zu befestigen: eine Aussöhnung mit der angeblich zugunsten einer höheren Daseinsform verleugneten, unabweisbar vorhandenen Wirklichkeit und das Ausgestalten und Veredeln einer eigenen Sprache. Wie sehr auch Luthers Einschreiten diese scheinbar so naheliegenden Entwicklungsresultate verzögerte und eine theologisch gegängelte Lebens- und Denkweise, die auch auf die von ihm befehdete Kirche und ihr weiteres Fortbestehen zurückwirkte, immerhin gefördert haben mag, es führte doch, wenn auch entschieden und wahrhaft nur in den seinen Bestrebungen treugebliebenen Bildungsbereichen, zu zwei unschätzbaren Vorteilen: die unheilvolle Schranke zwischen Laien und Geistlichen war gefallen, und diese aus der Verlogenheit einer falschen Uebermenschlichkeit gerissen und zu echter Menschlichkeit erhoben; damit hängt aufs engste zusammen, daß fortan die Pflichten gegen den Himmel und dessen Verheißungen auf einen Tag der Woche eingeschränkt wurden. Wie sehr uns auch der Wunsch des Autors aus dem Herzen gesprochen ist, Luther möchte mehr von Zwinglis freier, humanistischer Bildung in sich gehabt haben, — wir dürfen, eingedenk der bald darauf in mannigfachen Formen wiederkehrenden Priesterherrschaft, nicht vergessen, daß Zwinglis freiere Richtung der weitaus engherzigeren Calvins weichen mußte. Die durch die Reformation faktisch gewonnenen Errungenschaften bleiben unerschütterlich bestehen, auch angesichts zweier weiterer Hemmungsvorgänge. Das späterhin vorwaltende Ueberwiegen

*) Cottas Verlag, wie die erste Auflage.

theologischer Anschauungen in doppelter Gestalt: zunächst in ihrem unmittelbaren Vorherrschen und danach in ihrer mittelbaren Wiederkehr bei der ganzen, immer noch nachwirkenden Bildungsarbeit. Abgesehen davon, daß diese selbst, ihrer fortschrittlichen Richtung ungeachtet, langehin das fremdsprachige Gewand behält, abgesehen von der Entartung, in die der weiterbestehende Humanismus verfällt, lastet das Rückschrittliche auch auf Kant und seinen nächsten Nachfolgern. Dies zu überwinden bedurfte es einer überlegenen Geistesreife, die einstweilen nur einem äußerst bemessenen Teil des lebenden Geschlechts vergönnt ist.

Schüchteren nur wagten sich die Anfänge einer selbständigen Ethik hervor. Ueberraschend genug treten sie auf dem Boden, der die Metzeleien der Bartholomäusnacht gezeitigt, ans Tageslicht, und zwar schon in der herrschenden Landessprache, mithin als eine Angelegenheit allgemein menschlichen Bestrebens. Aber das Land, dessen Entwicklung bisher die entschiedenste Befreiungsarbeit gegen jegliche Anmaßung durchgesetzt, ward die Stätte der neuemporwachsenden Erkenntnis der wichtigsten Lebensbeziehungen. Sie verläuft in drei ziemlich scharf von einander getrennten Phasen. Zunächst bekundet sie die Unabhängigkeit, die ihr zukömmliche Aufgabe als ihre eigenste zu ergreifen und zu behaupten: echt protestantisch wird die „höhere" Wahrheit gleichsam auf die ihr zugesicherte Sonntagsbedeutung verwiesen. In ihrer zweiten Phase zeichnet sie sich durch den regen Anteil aus, den Berufskleriker an ihrer weiteren Ausgestaltung nehmen. Der von ihr ausgehende Zauber ist eben so mächtig, daß die Anwälte des Herkömmlichen dieses in gebührliche Schranken zu verweisen wissen. Ihre dritte Phase verdankt sie der freiheitlichen Wirksamkeit von Denkern in dem erzbigotten Schottland, dessen übereifrige Christlichkeit ihren verdienstvollen Leistungen keine ernstlichen Hindernisse in den Weg legen konnte. Die Nachwirkung dieses bedeutungsvollen Aufschwungs ethischen Wissens wird im Buche bei der geistesverwandten Entwicklung der beiden Kontinentalgebiete nachgewiesen, womit die Darstellung bis dicht an die Schwelle der von Kant übernommenen wissenschaftlichen Führerschaft gelangt.

Wer zu lesen versteht, wird dem Werk die reichhaltigste Belehrung entnehmen. Besonderer Beachtung sei die prächtige Uebersicht des Ganzen auf S. 474, dann das Kapitel 10 und der 4. Abschnitt von Kapitel 12 empfohlen und das neugeschriebene Kapitel über Spinoza, dessen Würdigung vielerseits wie eine überraschende Offenbarung wirken dürfte. Beiläufig achte man auch auf die belangvollen Noten, in denen ein umfassendes Wissen niedergelegt ist, das im Buche nicht unterzubringen war. Was diesem selbst besonderen Reiz verleiht, ist der wahrhaft idealische Wahrheitsmut, der es beseelt, gepaart mit einem nicht gewöhnlichen Wirklichkeitssinn. Aus dem richtigen Bewußtsein geschrieben, daß die Wahrheit den Zweifel zu ihrem nächsten Nachbarn hat, hält es sich von der arroganten Rechthaberei und Besserwisserei fern, die unter Umständen vor den ärgsten Gewaltmitteln nicht zurückscheut, in der Angst, die Wahrheit könne ohne ihren Beistand nimmer bestehen. Echte Wissenschaft hat ihr eigenes Ziel, wobei sie keiner Vormundschaft von auswärts bedarf, weil sie auch vom Irrtum zu lernen versteht. Daher wirkt es bei diesem Autor besonders wohltuend, wie er bei seiner strengobjektiven Darstellung das Bedeutsame ihm weniger zusagender Denker würdigt, das Unzulängliche derer nicht übersieht, denen er im übrigen zustimmen muß. Keiner der Behandelten hat über Befangenheit oder Unterschätzung zu klagen: alle sieht man einem herrlichen, gemeinsamen Ziele nachstreben, dessen schließliche Erreichung dem Wirken eines Einzigen vorbehalten blieb.

Helsingfors. Wilhelm Bolin.

Tiroler Helden.

In den vieltausendblättrigen Wohnungsanzeigern der deutschen Dichtung sind bisweilen die vornehmsten Herren nicht zu finden. „Verzogen" oder verborgen hören sie nur auf die eigenen Stimmen und wundern sich nicht, daß der Straßenlärm, dem sie beständig ausweichen, von ihnen nichts weiß. Nicht der Geringsten einer dieser selbständigen, in jeder Wortbedeutung uradeligen Herren ist Albrecht Graf Wickenburg. Als Uebersetzer von Shelleys „Entfesseltem Prometheus" und der Farce vom Maitre Pathelin hat er bezeugt, wie tief er sich in Wort und Sinn fremder Dichtung weit auseinander liegender Zeiträume einzufühlen vermochte. Als Gatte und Führer seiner begabten, vorzeitig geschiedenen Lebensgefährtin, einer geborenen Gräfin Almásy, hat er den eigenen Ton in der Oeffentlichkeit fast niemals laut werden lassen. Eng verbunden mit Adolf Wilbrandt war es ihm genug, den Wert anderer zu erkennen, die Kunst der Besten zu genießen. Und selbst für den nicht allzuweit gezogenen Kreis der Verehrer seiner reinen, hohen Natur war es, so lieb ihnen Wickenburgs „Gedichte" als Beichten eines bedeutenden Mannes geworden, eine außerordentliche Ueberraschung, als er mit einemmal in zwei Sammlungen „Mein Wien", „Altwiener Geschichten und Figuren" den echten Volkston traf und unsere Großstadtgestalten zumal aus halbentschwundenen Tagen mit einer Kraft und Frische festhielt, die man dem Aristokraten am wenigsten zugetraut hätte. Im erquicklichsten Gegensatz zu dem herkömmlichen Falsch-Wien, das mit Honigfarben lackiert ist von den Duliöjängern und -jodlern, ebenso fern von allzu hartem Sittengericht, stellte Wickenburg seine Leute hin, wie sie scharfer Jägerblick geschaut, und eine feingebildete, das Können geflissentlich garnicht zeigende Meisterhand aus dem Gewühl herausgriff und nicht mehr freigab. Der Schreiber dieser Zeilen sündigt nicht leicht durch Ueberschwang. Es schiene mir auch unwürdig, Worte des Lobes auf einen Dichter zu häufen, der die Lippen nur öffnet, wenn er wirklich was zu sagen und auf höchstpersönliche Weise zu sagen hat. Viel bietet dem Umfang seiner Blätter nach Wickenburg nicht. Er beherrscht auch keine weltweiten Gebiete der Phantasie, keine Himmel und Höllen der Spekulation. Wo er aber pirscht, auf den Jagdgründen der Heimat, in den Ländern des alten, kerndeutschen Oesterreich, tut er einen Meisterschuß nach dem andern.

Den „Tiroler Helden"*) ist ein zweiter Gang gegönnt. Die Zweifel seiner „Widmung" zur ersten Auflage sind durch die Tatsachen widerlegt. Der Steirer hat die Nachbarn, der Alt-Graf den bäuerlichen Grafen von Tirol verstanden. Wickenburgs Verse sind mehr wert als die meisten der in L. A. Frankls Büchlein gesammelten Praben „Andreas Hofer im Liede". Seine Bauernkämpfer, Episodisten der Weltgeschichte und deshalb nicht geeignet, führende Helden großer Schauspiele zu sein, sind durchweg echter, glaubhafter, als die Tiroler in den Hofer-Stücken von Immermann, Auerbach, der sogenannten „Volksstücke" von Böhm und Dorn, theatralischer Panoptica, ganz zu geschweigen. Wie fliegende Blätter sind Wickenburgs historische Volkslieder durch das „Landl" gegangen. Die zweite Ausgabe bringt einige Neuigkeiten, die den älteren Eingebungen ebenbürtig erscheinen. So Haspinger als „Student von Bozen". Die vier Blatzeugen und nur wenige, zu wenige andere. Man höre:

Das letzte Aufgebot (1809).

Signal um Signal! Der blutige Span
Tanzt wieder auf Flüssen und Bächen,
Schon rücken im Sturmhauf die Väter heran,
Die Söhne und Enkel zu rächen.

Die letzte Garde der heldischen Schar,
Die Männer mit Runzeln und Falten,
Die schon im siebenundneunziger Jahr
Französische Schädel gespalten.

*) Tiroler Helden. Von Albrecht Graf Wickenburg. 2. Auflage. Innsbruck. Wagnersche Buchhandlung. 1907.

Sie wollen die Freiheit zum Altenteil,
Sie wollen nicht sterben als Knechte,
Eh hau'n sie mit Schlägel und Zimmermannsbeil
Noch einmal den Feind sich zurechte.

In Bergen und Schluchten erdröhnt's noch einmat
Wie Donner von schlagenden Wettern:
Sie wälzen die wuchtigen Felsen zu Tal,
Den Gegner in Staub zu zerschmettern.

Die Notfeuer lodern, die Sturmglocke gellt,
Die Zengen sind niedergebrochen,
So tragen die Greise noch einmat ins Feld
Die alten verwetterten Knochen.

Die Alten mit einem Fuß steh'n im Grab,
Herr, laß sie zuschanden nicht werden,
Dann steigen sie gern mit dem zweiten hinab
In freie tirolische Erden.

Die Gefahr, in solchen derben deutschen Reimen redselig zu werden, ous dem Volkston in Vorstadtklänge umzuschlagen, läge nahe. Unsern Grafen Wickenburg bedrängt sie nicht. Er glaubt on seine Leute. Darum glaubt man seiner Persönlichkeit, die wehrhaft ist und wirkt.

Wien. A. Bettelheim.

„Die beiden Rasso."

(Schluß)

In Marseille hatte sich Rassos Schicksal so gegen ihn aufgerichtet: Er trat im dortigen Zirkus als Führer einer Ringkämpfertruppe allabendlich in die Schranken und, von ein paar Kämpen abgesehen, die immer in seinem Gefolge waren, hatten sich lauter neue und unbekannte Namen gemeldet, die nur geringes Interesse zu erwecken vermochten. Sie sollten den Meisterringern hauptsächlich dazu dienen, mehrere Abende hindurch leichten Spiels zu siegen, um in das richtige Training für die schweren gegeneinander auszufechtenden Schlußkämpfe zu kommen.

Am zweiten Tage der Konkurrenz stand Rasso einem jungen und gänzlich unbekannten Russen gegenüber, der lichtblondes Haor, gutmütig und schelmisch lachende Augen und einen schneeweißen Körper hatte, der sich nur durch seine ungeheuer ausgebildeten Muskeln von einem gepflegten Mädchenleibe unterschied. Sein Brustkorb wölbte sich beim Atmen wie ein Ballon, und bei jeder Anstrengung, bei jedem Drucke, den die gewaltigen Arme Rassos auf den biegsamen Körper ousübten, sprongen seine Muskeln empor und liefen wie Billardkugeln unter den Handflächen Rassos fort, entschlüpften der Kraft der Umaemungen und glitten wie schützende Vorrichtungen über olle gefährdeten Stellen des Körpers hin. Das Schauspiel begann das Publikum zu fesseln, und im Nu hatte der junge Russe alle Sympathien der Zuschauer für sich. Rassos geschulte Kraft zwang den Jüngling, den er nicht vermocht hatte aus dem Stande zu werfen, zum Bodenkampf. Rasso ließ nun alle Künste seiner Technik spielen, er setzte die Hebel semer fürchterlichen Schulterdrehgriffe ein. Keuchend wand sich der Russe und ging in die Brücke, die durch seinen tiefatmenden geschwellten Brustkorb so stark wurde, daß Fernando sich erfolglos bemühte, sie zu brechen. Auch den gefährlichen Genickfallgriff versuchte er an seinem jugendlichen Gegner vergeblich. Dieser zähe und geschmeidige Widerstand, der sich mit jedem neuen Angriff zu verdoppeln schien, beraubte Rasso seiner Ruhe. Seine Bewegungen wurden jäh und unsicher, seine Griffe brutal und unerlaubt. Zum erstenmal erregte er den Unwillen des durch die lange Dauer des Kampfes fiebrigen Publikums, das Pfuirufe gegen ihn ausstieß. Und als ein Pfiff des Schiedsrichters die Unentschiedenheit des Kampfes proklamierte, sprang der junge Slawe wie ein von straffem Rebschnurnetz geschnellter Federball auf die Beine. Die roten Male, die von den gewaltigen Fingern Rassos herrührten, glühten auf seinem weißen Körper, sichtliche Zeichen seines gelungenen Widerstandes. Und während er sich lächelnd vor der tosenden Menge verneigte, taumelte Rasso mit gesenktem Stiernacken unwillig aus der Manege.

Das Publikum verlangte ungestüm die Fortsetzung des Kampfes bis zur Entscheidung. Der Schiedsrichter befragte die Kämpfer, und während der Russe augenblicklich freudig zustimmte, gab Rasso erst nach längerem Zögern unwillig, und nur aus Furcht, die Sympathien des Publikums zu verlieren, seine Einwilligung. Schweratmend trot er, als die Pause abgelaufen war, wieder vor und maß seinen lächelnden Gegner mit feindseligen Blicken seiner tiefliegenden, müden Augen. Der Russe erregte zunächst schallende Heiterkeit, denn er benahm sich, als parodierte er einen ringenden Clown. Dieses Spiel einer maßlosen Geschicklichkeit — denn er mußte dabei doch doppelt auf seiner Hut sein, um den Griffen des sieggewohnten Italieners immer rechtzeitig zu entschlüpfen — verwirrte und ermüdete Rasso viel rascher als der nach allen Regeln geführte Kampf vor der Pause. Sein Atem begann kurz zu werden, aus allen Poren brach ihm der Schweiß, und seine Bewegungen wurden mit einemmal so unbeholfen, daß ihn die Anhänger, die seine Ruhmesbahn verfolgt hatten, kaum wieder erkannten. Plötzlich warf ihn der lichte Russe mit einer unerwarteten Roulade mühelos auf beide Schultern. Seiner unbändigen Jugendkraft hatte Rasso stand gehalten, List und eine unberechenbare Geschicklichkeit hotten ihn besiegt. Unter Trompetengeschmetter und einem Applaus, wie er an Stätten der Kunst niemals gehört wird, begrüßte die Menge den Triumph des unbekannten, nun berühmten jungen Meisters. Mit einer kläglich zögernden Gebärde und gesenkten Blicken ergriff Rasso die dargebotene Hand des Siegers. Er berührte sie kaum und ließ den heftigen, sehnigen Druck wie ein neuerliches Zeichen der überlegenen Kraft, die ihn geworfen hatte, seine Finger pressen. Schüchterne Anhänger riefen nach ihm, aber die tausendfältigen Stimmen, die seinem Gegner zujauchzten, übertönten seinen Namen. Höhnische Zurufe hielten ihn davon ab, sich nochmals zu zeigen.

Gedrückt, vernichtet, schlich Fernando an der Wand entlang in seine Garderobe. Diese ruhmlose Niederlage, die ein namenloser Gegner ihm beigebracht hatte, schien den starken Mann gleichsam abzutakeln, wie der Sturm ein Schiff, dessen geschwellte Segel er zerrissen hat. Seine Bewegungen verrieten plötzlich nichts mehr von der olten, oft erprobten Kraft. Sein oufrechter Nacken beugte sich, die Muskeln schienen sichtlich zusammenzuschrumpfen. Der eine Augenblick, der seine Niederlage besiegelt hatte, schien ihn schnell mit Jahren beladen zu haben; er hatte die Spuren unwiederbringlich gelebter Stunden rasch in seine erschlaffenden Züge gegraben. Rasso legte die Tracht des Ringers eilig ab und verließ in seinen einfachen Kleidern das Haus, in dem noch immer der Beifall raste, der einem andern galt.

Es trieb ihn in die Einsamkeit. Auf dem menschenleeren Kai ließ sich Fernando nieder und atmete schwer in der kühlen Abendluft. Mit den Lichtern des Hafens zog sein ganzes Leben an ihm vorbei. Grell erleuchtet sah er die Höhepunkte seiner Laufbahn, die Triumphe, die er wie einen allzu selbstverständlichen Tribut stets eingeheimst hatte. Er brauchte lange, um die innern Stürme vertoben zu lassen, die ihm die Bilder seiner Vergangenheit in der Seele entfesselten. Ganz leise neigte er sein Denken der Zukunft. Was sollte nun werden? Einen Augenblick durchzuckte ihn der Wunsch, seinen Gegner nochmals zum Entscheidungskampfe herauszufordern. Aber dabei wallte ein solches Grauen, eine so tiefe Müdigkeit in ihm auf, daß der Gedanke daran ihn geradezu lähmte, onstatt ihn mit Hoffnungen zu beflügeln. Nein, er fühlte es: niemals würde er diesen Ringer besiegen, der ihm ein großes Tor aufgerissen zu haben schien, durch das nun kommende Niederlogen, eine noch der andern feindselig auf ihn hervorstürmen konnten. Eine mitleidige Schlaffheit erbarmte sich der gequälten Sinne Feenandos, und die Betäubung eines raschen Schlummers schloß ihm mit schwerer Hand die brennenden Lider und tilgte die Qualen seines

gedemütigten Bewußtseins. Das Leben vorwärtsstürmender Sieger gleicht überall dem Rasen reißender Tiere. „Wo ist der Jäger, der mich stellt," scheint so ein Wesen trotzig wild zu rufen, und der Herausgeforderte hört, denn jedem lauert ein Jäger. Fernando Rasso war zur Strecke gebracht.

Unter Fieberschauern erwachte er, als ein bleicher Morgen mit seinen ersten Sonnenstrahlen den Spiegel des Meeres beglänzte. Er fühlte sich wie zerschlagen und schlich heim in seine entlegene Kammer. Er hoffte auf den gewohnten Schlaf langer Vormittagsstunden. Statt dessen betäubten ihn fortgesetzt fiebrige Ermattungen und es bedurfte des Arztes gaenicht erst, um ihm klar zu machen, daß er sich in der Nachtluft erkältet hatte und nun krank in den Kissen lag. Doch wie ein erster Axthieb einen gewaltigen Baum nicht zu fällen vermag, wenn er auch tief in den Stamm dringt und Jahresringe zerschneidet, so vermochte dieser erste Anfall einer Krankheit auch Rassos Riesenkörper nicht ernstlich zu bedrohen. Mehr als an den Schmerzen und Empfindungen, die ihm neu waren, litt er an der Einsamkeit, die seine Stunden wie unendlich lange, graue Bänder dehnte, ihn weich und tränenselig machte und ihn mit einer von Scham noch trüber gestimmten Hoffnungslosigkeit erfüllte.

Seinen Eltern verschwieg er all sein Mißgeschick und sandte ihnen unter Mitteilung seines Wohlbefindens wie gewöhnlich die Unterstützung, die sie regelmäßig empfingen. Noch machte sich seine Niederlage nicht durch Geldmangel bemerkbar. Und als er nach einigen Wochen der Ruhe wiederhergestellt war, hatten seine Qualen ausgeblutet, und ernst und gleichgültig ging er wieder an die Ausübung seines Gewerbes. Noch klang sein Name. Und in anderen Orten war die Kunde seiner Niederlage durch einen unbekannten Gegner doch nur an die Ohren der Eingeweihtesten, derer vom Bau, die es bei jedem Sport gibt, gedrungen. Feindseligkeit und Mißtrauen der Menge hinderten ihn in keiner Weise an seinem Fortkommen, wenn es sein Körper und seine Geschicklichkeit nicht tat. Er zog mit einer Truppe von Ringkämpfern, der sich die meisten seiner alten Genossen angeschlossen hatten, nach Süddeutschland, und es schien zuerst, als wollten ihm die Erfolge wieder erblühen wie einst.

In den Gegenden, in denen sein Name den gefeierten Klang nicht in dem Grade besaß wie in Italien und Südfrankreich — allzugroße Reklame, die seinem Auftreten sonst vorausgegangen war, hatte er absichtlich vermieden — erregte er noch immer in reichem Maße Beifall und Bewunderung. Aber er selbst konnte sich nicht darüber täuschen, wenn er der Gefahr einer neuerlichen Niederlage durch einen jungen Anfänger mit knapper Not entging, daß er nie mehr wieder sein würde, was er gewesen war. Einen traurigen Trost gewährte ihm die Beobachtung, daß es seinen alten Freunden und Kampfgenossen nicht besser erging, und was Rasso sich heimlich leise einzugestehen und zu sagen anfing, das äußerte ihm in Stuttgart ein deutscher Amateurringer, dessen Ruhm und Ruf nicht viel geringer war, als der des gefürchteten Rasso, ganz frank und frei. Er hatte Fernando ringen sehen, trat an ihn während der Pause heran und sagte: „Ja, ja, mein Lieber, das war auch einmal anders, als wir einander vor Jahren zuerst begegneten. Sie haben wohl schon den Vierziger auf dem Rücken. Da geht's eben nicht mehr. Bei keinem, trösten Sie sich. Ich habe das immer beobachtet und bin fest entschlossen, in ein paar Wochen, zur Feier meines vierzigsten Geburtstages, Schluß zu machen. Tun Sie's ebenso. Einmal muß jeder auf beide Schulteen. Wird er nicht hingeschmissen, so legen ihn die Jahre ganz sachte, wie ein kleines Kind. Wehren hilft nicht." Rasso nickte und lachte bitter. Der reiche Deutsche hatte gut reden. Er rang zum Vergnügen und aus Lust am Sport. Doch was sollte aus Rasso werden, wenn er in der Blüte seiner Jahre abtreten mußte wie ein invalider Soldat? Was würde ihm bleiben? Dem Leben der Kameraden, die er im Laufe der Jahre verloren, die lautlos verschwunden waren, nachdem sie lange Zeit an seiner Seite gerungen hatten, war er nie forschend nachgegangen. Jetzt wußte er, daß sie schweigend abgetreten und sich in die Dunkelheit zurückgezogen haben mußten. Nun war es auch an ihm wegzugehen. Schon gab es Vorstellungen, in denen er versagte. Jugendliche Athleten lächelten seiner bereits schwerfälligen Technik und seiner oft erfolglosen Anstrengung, durch Kunstgriffe zu ersetzen, was nur die mit Kraft gepaarte Geschicklichkeit sich erzwingen kann. Die Agenten boten ihm für sein Auftreten Honorare, die er nicht ernst nehmen durfte und die doch keinen andern Zweck haben konnten, als ihn zu beschämen oder ihm unverblümt anzudeuten, wie es um ihn bestellt sei.

Eines Tages warf er kurz entschlossen alles hin und lief davon. Er konnte es nicht mehr ertragen und hätte sich bei längerem Verweilen in der Mitte höhnischer Gesellen zu irgend einer Gewalttätigkeit hinreißen lassen. Es war eben vorbei. Rasso hielt sich damals in Anbetracht seiner Ersparnisse und seiner Bedürfnisse für reich. Ich werde einfach wie andere Menschen leben ohne zu ringen, sagte er sich. Jetzt sollen Jüngere jeden Abend den Leuten einen Narren abgeben. Ich habe genug.

Diesem Entschluß folgten Monate großer Unabhängigkeit und Freiheit für Rasso. Er lebte ganz nach Gefallen. Und um sich gewissermaßen selbst zu überzeugen, wie unabhängig und wie wenig auf Arbeit angewiesen er sei, verdoppelte er seine Ausgaben. Er ließ sich nichts abgehen, wohnte behaglicher denn je und führte ein recht üppiges Leben. Seinen Eltern hatte er niemals geschrieben, außer wenn er ihnen die regelmäßige Unterstützung am ersten eines jeden Monats sandte. Er wollte es auch weiter so halten und den Leuten von seiner veränderten Lebenslage, schon um sie nicht zu beunruhigen, gar keine Mitteilung machen.

Da Rasso aber kein Kapital erworben hatte, von dessen Zinsen er hätte leben können, brauchte er langsam seine Ersparnisse auf, und der Tag war bald gekommen, der ihn zwang, sich einzugestehen, daß er in einigen Wochen so ziemlich alles, was er überhaupt besaß, verzehrt haben würde. Er war so apathisch geworden, daß er diesem Zeitpunkt ziemlich gleichgültig entgegensah. Den ersten ungestümen und für sein Gefühl sichtlichen Wink der herannahenden Armut erhielt er, als es ihm zum ersten Male unmöglich war, seine Eltern zu unterstützen. Er wollte sich darüber nicht schriftlich auseinandersetzen und beschloß deshalb zu ihnen zu ziehen, die vor allem über sein Kommen freudig überrascht sein würden. So nach und nach dachte er ihnen beizubringen, wie es um ihn bestellt sei, und daß er sich nach einer Arbeit umsehen müsse.

Karl und Lucia Ranft, die sich an der schlesischen Grenze in der Nähe des Riesengebirges niedergelassen hatten — den hochtrabenden Artistennamen hatten sie in der neuen Heimat abgelegt — und dort ein beschauliches Leben im Ausgeding führten, das Fernandos verläßliche Unterstützung ihnen möglich machte, freuten sich unendlich, als plötzlich eines Morgens der breitschultrige Sohn vor ihnen stand und sie stumm in die Arme schloß. Sie hatten seinen Besuch für ein Zeichen erhöhten Wohlstandes gehalten, der ihm den beim Athletengewerbe nicht alltäglichen Luxus eines Urlaubes gestattete, trotzdem ihnen Fernando nach jahrelanger Abwesenheit auffallend verändert und gealtert erschien. Sie blieben wie mit Keulen vor den Kopf geschlagen, sprachlos, als er ihnen den Zusammenbruch und das Ende seiner Laufbahn in dürren Worten schnell erzählte. Die Mutter, deren Augenlicht bereits trüb' wurde und die an vielen Gebresten dahinzusiechen begann, aber ihre und ihres Mannes Einkünfte noch immer durch Näharbeiten und Wäscheputzerei, die sie für einige begüterte Familien verrichtete, erhöhte, hatte kurz vor Fernandos Kommen den Entschluß gefaßt, diese anstrengende Tätigkeit aufzugeben, da ihr Mann sie zu überzeugen wußte, daß sie es eigentlich nicht nötig hätte, als Mutter eines weltberühmten Champions und treuen Sohnes noch selbst zu schaffen und zu erwerben. Sie hatte vor, in einer Woche allen Dienst zu kündigen. Was sollte nun werden? Da standen drei Menschen, die einmal fröhlich ausgezogen waren und nach dem Worte der Schrift im Schweiße ihres Angesichts das tägliche Brot verdient hatten, und jetzt, da die Tage und Kräfte zur Neige gingen, sahen sie sich gänzlich entblößt. Und sie waren doch immer guten Glaubens gewesen und stark im Gefühle, ein rechtes Leben gelebt zu haben. Der breitschulterige, stämmige Sohn stand vor ihnen, im besten Mannesalter, und seine großen, schwieligen Hände waren leer. Daß solches möglich

war, begriffen die Rasso nicht und forschten nach ihrer Sünde Doch auf den kalten Steinfliesen in der Kirche ward ihnen keine Antwort, und kein Gott wehrte die Not ab, die nun sicher und unaufhaltsam heranschlich und ihnen in die müden Augen blies.

Die Eltern Fernandos trugen ihr Schicksal viel leichter als er. Die Mutter hatte wirklichen Glanz doch niemals so recht gekannt. Und auch der Vater war über die Durchschnittserfolge in seinem Berufe nicht hinausgekommen, und zudem war es doch schon lange her, seit es hoch hergegangen war in seinem Leben, und die Erinnerung an die Ruhmestage war schon verblaßt. Seufzend und niedergebeugt fügten sich die Alten und gingen in die Arbeit. Lucia nahm ihre Tätigkeit wieder auf, einige Kunden hatten sich verlaufen, aber ihr Fleiß würde ihr neue erwerben. Karl Ranft ging zu dem Förster, der ihn kannte und ihm gut war, und bat ihn um Arbeit, an der es in einem so großen Revier niemals fehlte. Aber sein Sohn, der stolze Fernando, der noch vor wenigen Monaten gefeierte Ringer, dessen Name durch alle Zeitungen ging, der angestaunte, beneidete und gefürchtete Riese? Ihn brach es entzwei, daß er es dulden mußte, daß sein Vater für den Fremden um Arbeit warb. Im Verhältnis zu manchem armen Teufel war es für den gewaltigen Rasso ja nicht schwer, eine krafterfordernde Beschäftigung zu finden. Sein Vater konnte ihm, allerdings stotternd und mit gesenkten Blicken den Schmerz des Sohnes nachempfindend, die Stelle eines ersten Holzknechtes im gräflichen Forst, in dem er selbst auch als Sägeknecht untergekommen war, sehr bald anbieten. Der Förster freute sich auf den starken Mann, den er sogar zum Jäger und Schrecken der zahlreichen Wilddiebe auszubilden versprach. Da half kein Zähneknirschen, kein Aufbäumen. Man mußte doch leben!

Fernando wollte aber nicht fortwährend schon durch seinen Namen an die glänzenden Tage erinnert werden, die nun unwiederbringlich vorüber waren. Er meldete sich bei dem Förster daher mit seinem eigentlichen Namen Ferdinand Ranft und folgte damit dem Beispiele der Eltern.

Der Kummer dieser drei Menschen war so groß, daß ihn keiner dem andern eigentlich gestand und niemals dort aufzeigte, wo er am tiefsten und brennendsten wühlte. Lucia Ranft zerfraß der Schmerz um den Sohn wie ein schwelendes Feuer. Ein rascher Tod hatte sie angetreten, und nach leichtem Widerstande hatte sie sich gar schnell von ihm auf beide Schultern legen lassen. Die müden Augen waren ihr nach kurzer, schwer bestimmbarer Krankheit zum letzten Schlafe zugefallen. Sie ruhte nun sanft von ihren Schicksalen heller und dunkler Tage aus.

Karl und Ferdinand Ranft gingen einen langen und weiten Weg. Hart und schwer mußten sie arbeiten, aber ruhig und gefaßt trugen sie ihre Bürde durchs Leben, das sie tiefer niederdrückte als die Zentnergewichte aus Blei und Stahl, die sie in den Tagen der Jugend und Kraft auf gewaltigen Armen mühelos geschwungen hatten. Langsam verblaßte auch die Erinnerung an alle Einzelheiten seiner Triumphe in Ferdinands Brust. Das Gefühl der Kluft zwischen seiner jetzigen Existenz und der seiner Jugend hatte ihn anfangs mit trostloser Verzweiflung erfüllt, und unter keines Gegners Fäusten hatte er sich so qualvoll gewunden wie unter den eisernen Klammern dieser Bestimmung. Die Jahre eintöniger und harter Arbeit deckten langsam wie ein dicht fallender Schnee all das zu. Die Enttäuschung über den Wechsel und Wandel, den er sich nie hätte träumen lassen, hatte ihn ganz ausgehöhlt. Die tiefen Gruben und Lücken in seinem Seelenleben — der Alltag schüttete sie zu.

Willig sah man Ferdinand Ranft bei der Arbeit, beinahe heiter. Und wenn die Axt in seiner Faust in der Sonne glänzte und weithin dröhnend in den Leib der zu fällenden Baumkörper eindrang wie ein Blitz, da merkte wohl jeder, der an ihm vorüberwanderte, daß dies Leben im Zeichen der Kraft gestanden hatte. Und der Schwung, mit dem er sein Werkzeug führte, zeugte für die Größe des noch unverbrauchten Kraftvorrates. Wenn aber in Erntelagen Vater und Sohn, zwei wackere, gebräunte Gesellen, mit aufgeschlagenen Hemdärmeln, heimkehrten zur Abendrast, da sahen sie aus, als wären sie dem Dienste der Erde von frühester Jugend an geweiht gewesen. Und die Blicke, die sie austauschten, sagten niemandem, daß die beiden einst tönende Namen getragen und den Ruhm gekannt hatten.

Wien. Siegfried Trebitsch.

Zeitschriften.

Die sozialistischen Minister in Frankreich.

(„Sozialistische Monatshefte“.)

Der intransigente Flügel der deutschen Sozialdemokratie wird nicht müde, die beiden dem Ministerium Clemenceau angehörenden sozialistischen Minister Briand und Viviani „Abtrünnige“ zu schelten, weil sie es mit ihrem Sozialismus für vereinbar hielten, sich in einem bürgerlichen Kabinett mit an der Lösung der Aufgaben des Gegenwartsstaates zu beteiligen. Auch der Nationalrat der französischen „geeinigten“ Sozialisten erinnerte seinerzeit, als der sich bis dahin zu ihnen rechnende Briand sein Portefeuille annahm, in einer Resolution daran, daß die Partei es ihren Mitgliedern verböte, einem bürgerlichen Ministerium anzugehören. Von einer eigentlichen Ausschließung Briands aus der Partei sah man aber charakteristischerweise ab. Viviani, der keiner der „geeinigten“ Sozialisten war, bekam bei seinem ketzerischen Schritt dann nur von dem radikalsten Flügel, den Guesdisten, einige Vorwürfe zu hören. Die Ursachen dafür, warum man unter den französischen Sozialisten ein so verhältnismäßig geringes Aufheben von dem Verhalten Briands und Vivianis machte, legt der ebenfalls zu den „Geeinigten“ zählende Herausgeber der „Revue Socialiste“, Eugène Fournière, in einem Artikel der Februarnummer der „Sozialistischen Monatshefte“ eingehender dar. Der Artikel erscheint gerade für unsere jetzigen deutschen politischen Verhältnisse nach mehr als einer Richtung hin beachtenswert und hat noch eine spezielle Bedeutung dadurch, daß er auch auf den in diesem Jahre für Stuttgart geplanten internationalen Sozialistenkongreß hinweist. In dem Artikel heißt es u. a.:

„Warum haben wir geeinigten Sozialisten dem Aufstieg Briands, dieses ‚Abtrünnigen‘, und Vivianis, dieses Gegners der unentwegt negierenden Haltung, welche uns die Parteitage von Paris, Chalon und Limoges zum Gesetz machten, warum haben wir dem Aufstieg dieser beiden zur Macht einen Empfang bereitet, dessen Liebenswürdigkeit zwar kühl, dessen Kühle aber unecht war und ein aufmunterndes Lächeln verbarg? Weil bei uns Reden und Tun zweierlei ist. Weil die Natur stärker ist als das Wort. Weil die unbeugsamsten Theoreme, diese Vorstöße des ewig begeisterten Gedankens gegen das Jahr 2000, oft einen Widerspruch gegen die Tatsachen bilden, die, schädlich oder wohltätig, immer gegenwärtig und fühlbar sind und sich nie ungestraft herausfordern lassen ... Wir haben in der geeinigten Fraktion eine Anzahl Genossen, die sich über die Existenz einer unabhängigen Fraktion freuen. Ihr einziger Kummer ist es sogar, daß sie nicht stärker ist, und es gibt ein paar Dutzend Geeinigter, die man sofort freundlicher ansehen würde, wenn sie nur hingehen wollten, sich den Unabhängigen anzuschließen. Diese haben aber einen sehr schlechten Charakter, sie lieben es, bei denen zu bleiben, die sie weit weg wünschen, sie wollen ihr Recht als Parteimitglieder nutzen und zu nutzen fortfahren, um diese Partei mit ihrem Reformismus zu infizieren, und sie hoffen, in ihr die Majorität zu erlangen in dem Maße, wie diese selbst an Umfang, Kraft und Vernunft zunimmt. Es ist so bequem für eine Partei verbaler Unversöhnlichkeit, Freunde und Nachbarn zu haben, die die Aufgaben übernehmen, welche die Theorie nicht zuläßt. Man hat die besondere Chance, sie verlachen und beschimpfen zu können, wenn ihre Kompromisse mit der Bourgeoisie ein republikanisches Ministerium durch Bewilligung des Budgets gerettet haben; und es ist ein wahres Glück, so zweihändig zu spielen. Man kann zu Nutzen der Partei die Ungeduld und den Groll der Massen mit um so größerer Gemütsruhe pflegen, als man vor den Rückschlägen und Angriffen der republikanischen Bourgeoisie durch die Pufferfraktion der unabhängigen Sozialisten geborgen ist. Man hat den Vorteil des Heldentums, ohne es verausgaben zu müssen.

Es muß gesagt werden: Briand haben die Umstände wunderbar gedient. Im gleichen Jahre, da jene große Abrechnung, die Trennung

von Staat und Kirche, vor sich gehen sollte, schien es da nicht ganz natürlich, sogar notwendig, daß dieses Unternehmen dem Urheber des Trennungsgesetzes überantwortet wurde? Es ist nichts spezifisch Sozialistisches in dieser Vollendung der Verweltlichung des Staates, und der Kampf gegen den Klerikalismus hat nur entfernt Zusammenhang mit dem Klassenkampf. Aber soll man sich der Tat entziehen, einer historischen Großtat, weil man Sozialist ist? Und sich ihr entziehen, heißt das nicht die spezifisch sozialistische Tat eines ihrer sichersten Vorwerke berauben? . . .

Obwohl an seine Funktionen und an Aufgaben gebunden, deren große Bedeutung für den gegenwärtigen Augenblick es ihm nicht gestattet, seinen Handlungen eine sozialistische Tendenz zu geben, hat Briand seit seinem Amtsantritt Gelegenheit gehabt, zu zeigen, daß in der Verwaltungshierarchie doch vieles anders werden kann. Wie jeder in das Ministerium berufene Abgeordnete der Wiederwahl im vergangenen Mai unterworfen, hatte er, der Unterrichtsminister und Rektor der Universität, einen Gymnasialprofessor, also einen seiner Untergebenen, zum Gegenkandidaten. Und infolge einer seltsamen und amüsanten Fügung war dieser Rivale nicht etwa ein Sozialist vom linken Flügel, sondern ein sehr gemäßigter Republikaner, einer von denen, deren Programm im Punkte der Trennung sich bis zu solchem Grade auf den Respekt vor der Kirche stützt, daß es die vorgesetzte bürgerliche Gewalt aufhebt. Briand hat mit guter Laune dieses seltsame Zusammentreffen hervorgehoben und die Wahlkampagne mit der heitersten Ritterlichkeit geführt. Wäre jener der Minister, und Briand der einfache Oberlehrer gewesen, so hätten die Dinge sich anders abgespielt. . . .

Für Viviani lagen die Umstände vielleicht noch günstiger. Man wußte, daß er nur unter der Bedingung seinen Eintritt in das umgestaltete Kabinett zugesagt hatte, daß er der Träger eines neuen Ministeriums, des Ministeriums der Arbeit, würde. Virtuell existierte dieses Ministerium schon seit einigen Monaten, seitdem Doumergue, der Handelsminister des Kabinetts Sarrien, sich Minister des Handels, der Industrie und der Arbeit benannte. In Wahrheit hat schon Millerand vor sieben Jahren das Arbeitsministerium tatsächlich geschaffen, dank der Bedeutung, die er diesem Zweig seiner Befugnisse während der drei Jahre seiner Ministerschaft beilegte. Der Gedanke eines Arbeitsministeriums ist ein sozialistischer. Sofort nach der Revolution des 24. Februar 1848 verwirklichte ihn Louis Blanc, indem er ein Ministerium der Arbeit und des Fortschritts schuf, welches aber die konstituierende Versammlung nicht am Leben ließ. . . . Um das Vertrauen der Arbeiterklasse nicht zu verlieren, hat der sozialistische Minister der Arbeit eine Ausdehnung seiner Befugnisse abgelehnt. Clemenceau hatte beabsichtigt, das Arbeitsministerium dadurch zu bilden, daß vom Handelsministerium die Zweige der Gewerbeinspektion und der sozialen Fürsorge und von dem Ministerium des Innern der Zweig der öffentlichen Hilfe abgetrennt werden sollte. Viviani hat weniger ausgedehnte und genauer umschriebene Befugnisse vorgezogen. Infolgedessen lehnte er die Einverleibung des Dienstes der öffentlichen Hilfe ab und zeigte auf diese Weise den Arbeitern den wahren Charakter seines Amtes und den Geist, in dem er sich vornahm, es auszufüllen. Selbst die Wahl seines Ministerialdirektors, also seines unmittelbarsten Mitarbeiters, erwies sich als bedeutsam: Unser Genosse Paul Boncour, mein Mitarbeiter an der „Revue Socialiste", ist in der Tat der Anwalt der Gewerkschaften in den schwierigsten juristischen Konflikten. Er ist außerdem der Theoretiker des zum Kollektivrecht erweiterten Gewerkschaftsrechts. Diesen Urheber des wirtschaftlichen Föderalismus, den tatkräftigen Verteidiger der Rechte der Gewerkschaftsorgane ins Ministerium zu berufen, das war von seiten Vivianis eine Erklärung an die Sozialisten, aber auch an die Adresse seiner radikalen Kollegen im Kabinett, daß er als ein Ganzer in die Regierung eintrat und beabsichtigte, ein Ganzer zu bleiben.

Weniger vom Glücke begünstigt als Briand, der so erfolgreich die durch das Non possumus Pius' X. nötig gewordenen gesetzgeberischen Maßnahmen trifft, beginnt Viviani, mit den großen Schwierigkeiten bei Anwendung unseres neuen Gesetzes über die wöchentliche Arbeitsruhe Bekanntschaft zu machen. . . . Unser Genosse hält sich wacker, so gut, wie er vermag. Vor der Kammer hat er schon einem hinterlistigen Vorschlag zur Revision des Gesetzes siegreich widerstanden. Aber er wird an dieser Stelle ernste Schwierigkeiten finden.

Es wäre zu wünschen, daß die sozialistischen Organisationen, denen Viviani und Briand angehören, jetzt den Vorzug nutzten, der ihnen durch die schöne ministerielle Haltung ihrer Führer gegeben ist, um sich endlich eine Parteiverfassung zu geben und ihren legitimen Platz in unseren internationalen Kongressen zu verlangen und sich schließlich zu einer sozialistischen Einheit zu verschmelzen, die heute wünschenswerter als je ist. Ich glaube, dieser Wunsch geht in Erfüllung. Ein Kongreß der unabhängigen sozialistischen Organisationen ist für dieses Jahr angesagt, und alles berechtigt zu der Hoffnung, daß man ihre Delegierten in Stuttgart sehen wird. Man wird ihnen die Tür nicht mehr verschließen können, besonders da man sie vor zwei Jahren Jaurès und seiner Fraktion nicht verschloß, deren Ministerialismus und Reformismus nicht kleiner war als der Briands und Vivianis. Also hinein mit den beiden in unsere Reihen!" R. Sch.

Friedrich Kurt Benndorf: „Gedichte". München und Leipzig. R. Piper & Co. 1906.

Aus fünf Büchern mit neunzehn „Gedichtkreisen", wie Benndorf seine lyrischen Abteilungen nennt, hat der Dichter selbst eine Auswahl zusammengestellt. Es ist ein dankenswertes Entgegenkommen, denn so wird dem Leser erspart, die Spreu vom Hafer zu trennen. Das neue Buch soll also besonders feierlich genommen werden, und Untertitel, wie „Seele", „Stimmungen", „Visionen" deuten an, was Benndorf in seiner Lyrik darbieten möchte. Er will, ein todesmutiger Bergmann, aus der Tiefe der Menschenbrust die dort in ewigem Dunkel verborgenen Schätze zutage fördern. Das sieht sehr verwegen aus, nur sind die Schätze, die er ans Licht zieht, nicht ganz so kostbar, wie er sich einbildet, und sie sind nicht aus so unzugänglicher Tiefe hergeholt, als ihr Förderer uns glauben machen will. Wohl hat auch Benndorf Stunden, in denen sein Herz von Empfindung überquillt, doch macht das den Dichter? Er tastet nach dem Bleistift und schreibt nieder, was ihm zuströmt. Manchmal werden es Verse mit richtigen Reimen, manchmal reicht's nicht, und er begnügt sich mit seitenlanger Prosa. Manchmal reicht auch die nicht zu, und er zitiert Goethe, „Füllest wieder Busch und Tal . . .", er leiht sich die erste und letzte Strophe. Warum sollen Kollegen nicht einander aushelfen?

Zwischen Vers und Prosazeile gibt es ein beliebtes Mittelding, die freien Rhythmen. Auch Goethe hat sich ihrer ja bedient. Unsere Neutöner, wie sie sich so gern nennen, wenden die freien Rhythmen mit Vorliebe an, aber in einer verfeinerten Form. Diesmal ist nicht Goethe ihr Helfer, sondern der Buchdrucker. Mit seinem Beistand gelang z. B. der zweite Teil eines Gedichtes in folgender Form:

Fledermäuse
umhuschen die Bäume und Stiefmütterchenbeete.
Der Teich liegt toteinsam:
über seinen schwarzen Spiegel
gleitet ein Hauch,
lautlos,
und trübt ihn.

Unsere Modedamen prunken mit der Kunst der Schneiderinnen, unsere Modelyriker locken mit Buchdruckerkünsten, und wer vorsichtig ist, fragt bei beiden, welche Unzulänglichkeiten sie bedecken.

Das, was sie als Stimmung, als Seele, als Vision offenbaren, ist nur ein huschendes Licht, das uns nichts enthüllt, als was wir selbst alltäglich vor Augen haben, oder es wird ein Stammeln, aus dem nur Traumdeuter und Wahrsager klug werden. S. Mg.

Mit der letzten Nummer dieses Quartals kommt ein Inhaltsverzeichnis für das dann abgelaufene Semester zur Versendung. Auch Einbanddecken für den Halbband wird der Verlag zur Verfügung stellen.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schmidt in Halensee-Berlin. – Druck von H. S. Hermann in Berlin

Nr. 22. Berlin, den 2. März 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Im Reichstage hat die Generaldebatte des Etats über die vorläufige Stellung des Reichskanzlers zu den politischen Parteien einige Klarheit verbreitet. Fürst Bülow hat wieder die schillernde Seifenblase einer konservativ-liberalen Mehrheit aufsteigen lassen. Um diesem Schaumgebilde den Schein der Konsistenz zu geben, wird die Fiktion eines schwarz-roten Kartells fortgeführt. Das Zentrum wurde in den Bülowschen Reden wie der verlorene Sohn behandelt, dessen baldige Rückkehr ins Vaterhaus erhofft wird, die Sozialdemokratie als das mißratene Kind, das sich nicht mehr bessern läßt. Wäre der Reichstag ein bloßer Debattierklub, so müßte man anerkennen, daß Fürst Bülow seine schwarzen wie seine roten Widersacher nicht schlecht abgeführt hat. Sollen parlamentarische Reden aber Vorläufer staatsmännischer Taten sein, so erscheinen die Ausführungen des Reichskanzlers recht dürftig. Die 3¼ Millionen sozialdemokratischer Wähler bilden eine brutale Realität, der mit den kleinen Mitteln der Dialektik nicht beizukommen ist. Nicht minder ist das Zentrum eine Macht, die durch eine parlamentarische Causerie nicht überwunden werden kann. Die Reden des Fürsten Bülow sind unter dem Gesichtspunkt des l'art pour l'art ganz schön. Was der Redner kann, wissen wir nun; jetzt möchte man aber auch wissen, was der Staatsmann will.

Der Evangelische Oberkircheneat hat sich bemüßigt gefühlt, mit einem besonderen Erlaß auf die Erklärung zu antworten, die anläßlich der Nichtbestätigung des Pfarrers Cesar 147 preußische evangelische Geistliche veröffentlicht hatten. In dieser Erklärung war ausgeführt, daß diese Geistlichen

„grundsätzlich mit Pfarrer Cesar übereinstimmen in der Anwendung moderner theologischer Erkenntnis auf ihre Stellung zum Bekenntnis, und daß sie auch fernerhin in ihrer amtlichen Wirksamkeit den Standpunkt vertreten, überhaupt auf diese Weise dem Evangelium am besten zu dienen".

Aehnliche öffentliche Demonstrationen der Positiven blieben von dem Oberkirchenrat unbeanstandet. Jetzt aber wird den liberalen Geistlichen zu Gemüte geführt, sie hätten durch ihr Vorgehen die Grenzen zwischen öffentlicher Demonstration und amtlichem Verkehr verwischt. In der Verwarnung wird ferner erklärt:

„Wer weiß, daß die Landeskirche, soweit Menschen zu beurteilen vermögen, die einzig mögliche Form ist, in der dem evangelischen Christentum seine Stellung und sein Einfluß im Ganzen unseres Volkslebens erhalten bleiben können, der soll dem Parteitreiben, das solche Auswüchse zeitigt, nach Kräften wehren, statt sich daran zu beteiligen. . . . Insbesondere richten wir diese Warnung an die Geistlichen und Gemeindeorgane der Landeskirche, nicht als wollten wie ihnen, was auch nicht in unserer Befugnis liegt, die freie Meinungsäußerung beschränken; wir müssen sie aber an die Pflicht erinnern, die sie kraft ihres Amtes in der Landeskirche haben, über dem einzelnen das Ganze nicht zu vergessen und in ihrer Beteiligung an den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart mäßigend auf sie einzuwirken. Wenn sie statt dessen dem Parteigeist sogar eine weitgehende Einwirkung auf die Ausübung ihres Amtes gestatten, sich in die vorderste Reihe derer stellen, die den Streit schüren und das für eine Erfüllung ihrer Pflicht halten, so sind sie in schwerer Selbsttäuschung befangen. . . . Die an uns adressierte Erklärung der Geistlichen, die uns den nächsten Anlaß zu dieser Waenung gegeben hat, zeigt deutlicher als alles andere, daß die geschilderte Verwirrung wie ein Bann auf den Gemütern liegt und die Klarheit des Urteils trübt. Sie wissen es schon nicht mehr anders, als daß die Kirche eine Arena für den Kampf der Parteien und Richtungen ist. Auch die von der obersten Kirchenbehörde getroffenen Entscheidungen glauben sie unter dem damit gegebenen Gesichtspunkt auffassen und sie, obwohl unbeteiligt, im Interesse ihrer Richtung beantworten zu dürfen."

Die freie Meinungsäußerung soll also den liberalen Geistlichen nicht etwa beschränkt werden; der Oberkirchenrat erwartet nur, daß sie von diesem Rechte selbst der unverständlichsten Verfügung dieser Behörde gegenüber keinen Gebrauch machen.

Die kirchlichen Eiferer sorgen übrigens mit heißem Bemühen dafür, daß die öffentliche Erörterung ihrer Unduldsamkeit nicht zur Ruhe kommen kann. Dieselbe Reinoldi-Gemeinde zu Dortmund, die seinerzeit den nichtbestätigten Pfarrer Cesar wählte, hat erneut den Zorn der Orthodoxie erregt. Sie hat sich jetzt für einen Pfarrer Götz, dee gegenwärtig in England amtiert und direkt dem Oberkirchenrat in Berlin unterstellt ist, entschieden, und schon wieder haben sich einige fromme Seelen gefunden, die gegen diese Wahl beim Konsistorium zu Münster Protest einlegten, weil Pfarrer Götz angeblich nicht auf dem Boden der Bekenntnisse des sechzehnten Jahrhunderts steht.

Die schweren Winterstürme, die in der abgelaufenen Woche über die Meere dahinbrausten, haben manchem Schiff den Untergang bereitet. Am erschreckendsten ist das Zerschellen des Dampfers „Berlin" an der Einfahrt des Hafens zu Hoek van Holland. Trotzdem das Ufer nahe war und bald heldenhafte Anstrengungen zur Rettung der Schiffbrüchigen gemacht wurden, fanden doch mehr als 150 Menschen ihr Grab in den Wellen und gelang es nur, wenige Personen dem Verderben zu entreißen. Daß sich ein solches Unglück auf einem der frequentiertesten internationalen Verkehrswege ereignen konnte, hat allenthalben lebhafteste Anteilnahme hervorgerufen. Besonders herzliche Sympathien wurden in Frankreich ausgelöst, wo das staatliche Théatre Français als erstes mit der Veranstaltung einer Wohltätigkeitsvorstellung für die Hinterbliebenen

der bei der Katastrophe umgekommenen deutschen Choristen vorangeht.

Im englischen Oberhause ist jetzt eine Bewegung im Gange, die darauf hinwirkt, die nicht länger aufzuschiebende Reform dieser Körperschaft aus dem Hause selbst vorzunehmen. Lord Newton hat zu diesem Zweck einen Gesetzentwurf eingebracht, der den übermäßigen Einfluß der erblichen Mitglieder zu beseitigen bestimmt ist. Auch die Zahl der dort vertretenen Bischöfe soll herabgesetzt werden. Dem Könige will die Vorlage eine Vollmacht zur Ernennung von hundert Peers auf Lebenszeit belassen. Es ist noch nicht zu übersehen, für welchen Abänderungsmodus sich die englische Regierung entscheiden wird. In der öffentlichen Meinung Englands geht die Strömung ziemlich tief, die eine viel radikalere Umgestaltung, ja sogar die völlige Abschaffung des Oberhauses fordert.

Bei der Vorlegung des Heeresbudgets hat Kriegsminister Haldane dem Unterhause seine militärischen Reorganisationsvorschläge unterbreitet. Die wesentlichste Neuerung besteht in der Schaffung einer etwa 300 000 Mann starken Territorialarmee, deren Hauptzweck in einer kriegsmäßigen Ausbildung von sechsmonatiger Dauer bestehen würde, und die eine Sicherheit gegen feindliche Einfälle in das Land bieten soll. Die Haldaneschen Pläne finden nicht nur in der liberalen Presse eine beifällige Aufnahme.

Die englischen Vorkämpferinnen der Frauenbewegung setzen die Propaganda für die Einführung des Frauenstimmrechts mit großem Eifer fort. Sie haben neuerdings einen offenen Brief an den englischen Ministerpräsidenten Sir Henry Campbell-Bannerman gerichtet, in dem sie in sehr eindrucksvoller Weise ihre Forderung nach politischer Gleichberechtigung der Frauen begründen. In dem Brief heißt es:

„Wir bereiten eine Petition an das Unterhaus vor, in der wir darum bitten, die Beschränkungen des Wahlgesetzes aus dem Wege zu räumen, unter denen wir Frauen leiden. Da Sie von der Berechtigung unseres Anspruches überzeugt sind und es würdigen, daß wir eine wohlbegründete Sache verfolgen, so bitten wir Sie freundlichst, sobald unsere Petition beim Unterhause eingereicht ist, bewirken zu wollen, daß es uns, den Petentinnen, die wir uns teilweise der liberalen, der konservativen, der unionistischen und der Arbeiterpartei zurechnen, gestattet wird, an der Schranke des Unterhauses zu erscheinen, um die in unserer Petition enthaltene Forderung zu vertreten. Sie werden vielleicht meinen, daß das Parlament ein solches Gesuch nicht erfüllen kann. Aber abgesehen von der Tatsache, daß, soviel wir wissen, Frauen in früheren Zeiten an der Schranke des Hauses zur Befürwortung einer Petition erschienen sind, beruht unsere Forderung nach Gewährung dieses Privilegiums auf einer ganz anderen Grundlage als der, auf welche Männer ein ähnliches Verlangen stützen könnten. Die Männer sind stets in dem Parlament vertreten gewesen. Wenn auch bis vor kurzem nicht alle Klassen darin vertreten waren, so war es doch wenigstens ihr Geschlecht. Jede Angelegenheit, die sie deshalb vor das Haus bringen wollen, kann dort stets durch Männer und vom Standpunkte des Mannes aus vorgetragen werden. Unsere Forderung nach politischer Gleichberechtigung ist noch niemals — wenn man von dem einen Falle absieht, in dem Sie im vorigen Mai eine Deputation empfingen — offiziell durch Angehörige unseres Geschlechts den Männern unterbreitet werden, die für die Regierung des Landes und die Ausgestaltung der Gesetzgebung verantwortlich sind. Wir nehmen für uns in Anspruch, daß wir Frauen ebenso loyale Untertanen Seiner Majestät des Königs sind wie die Männer. Der Anteil der Frauen an den Verbrechen beträgt, wie die offizielle Statistik lehrt, noch nicht 1/8 desjenigen der Männer. Die Frauen tragen ihren Steueranteil zu den Lasten des Staates bei. Die beruflich tätigen Frauen fördern durch ihre Arbeit den Wohlstand der Allgemeinheit, während die häusliche Beschäftigung der Frau in einer kaum ermeßbaren Weise das Wohlergehen der Nation beeinflußt und die Anteilnahme einer großen Anzahl geeigneter Frauen an den Aufgaben der sozialen Reformen mannigfachster Art in sehr wertvoller Weise dazu beigetragen hat, die Zustände des Landes zu verbessern.

Wir sind daher der Meinung, daß sich in all diesen Beziehungen die Frauen als gute und opferwillige Bürgerinnen erwiesen haben, und wir glauben in unseren konstitutionellen Rechten zu bleiben, wenn wir das Haus um die Erlaubnis bitten, vor seiner Schranke unsere Bestrebungen vertreten zu dürfen, die auf eine Ausdehnung des bestehenden Stimmrechts auf unser eigenes Geschlecht gerichtet sind.

Das Parlament als der Springquell des Rechtes ist unzweifelhaft begierig, allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Wir sind der Meinung, daß keine Klasse von Untertanen in dem Vereinigten Königreich mehr der Gerechtigkeit bedarf als die im Parlament unvertretenen Frauen."

Der englische Premierminister hat den Petentinnen vorläufig die Antwort zukommen lassen, daß der Erfüllung ihres Wunsches um Zulassung zu den Schranken des Unterhauses ernste Schwierigkeiten im Wege ständen, daß er aber die Stimmrechtsbewegung der Frauen durchaus würdige und in Erwägungen darüber eintreten wolle, wie er die Verwirklichung ihrer Bestrebungen unterstützen könne.

In Transvaal sind unter der vom Mutterlande England neugewährten Verfassung zum ersten Male die Wahlen vollzogen werden. Dabei siegte die Burenpartei „Het Volk". Ihr gehören auch sämtliche Mitglieder des Kabinetts an, dessen Präsidium General Botha innehat. Nach einer erst dieser Tage erfolgten Erklärung Churchills wird dies Ministerium volle Befugnis haben, in allen Angelegenheiten der Kolonie Entscheidungen zu treffen. Die Gewährung der Selbstverwaltung an Transvaal dürfte in absehbarer Zeit zur Begründung eines südafrikanischen Staatenbundes führen. Jedenfalls haben es die Engländer durch ihre kluge Kolonialpolitik erreicht, daß sich die Buren verhältnismäßig schnell mit dem veränderten Zustand der Dinge aussöhnten. Wie weit die Erbitterung unter den Buren geschwunden ist, bezeigte der Jubel, den kürzlich die Worte Bothas in einem großen Meeting zu Johannesburg hervorriefen, die Buren nähmen König und Flagge an und wünschten Rasseneinheit.

Es ist noch immer nicht erkennbar, wie sich die russische Regierung mit der durch die Dumawahlen geschaffenen Situation abfinden wird. Einstweilen besteht ihr Haupttrick darin, den gewählten Abgeordneten durch Inhaftnahme die Ausübung ihres Mandats unmöglich zu machen. Eine größere Anzahl von Abgeordneten ist zurzeit festgesetzt. Andere Deputierte werden mit Drohbriefen überschüttet, deren Ursprung aus dem Lager des „Verbandes des russischen Volkes" nur zu deutlich erkennbar ist. Die Parteizersplitterung wird in der neuen russischen Volksvertretung erheblich stärker als in der ersten sein, wenngleich es keinem Zweifel unterliegt, daß die Oppositionsparteien durchaus die Mehrheit bilden werden. Die Eröffnung der Duma soll am 5. März ohne besondere Prunkentfaltung vor sich gehen.

Inzwischen tritt die Mißwirtschaft in der russischen Finanzpolitik immer deutlicher in die Erscheinung. Der Papiergeldumlauf hat, wie der „Russischen Korrespondenz" kürzlich aus Petersburg geschrieben wurde, eine geradezu beängstigende Höhe erreicht. Man befürchtet eine heftige Erschütterung des Wirtschaftslebens, wenn dem Zustrom an Papiergeld nicht Einhalt geboten wird. Zu einer solchen Maßnahme dürfte das russische Finanzministerium aber außer stande sein.

Die in China seit geraumer Zeit herrschende Hungersnot scheint jetzt eine grausige Ausdehnung gewonnen zu haben. Unter den dort lebenden Ausländern hat sich ein Notstandskomitee gebildet, und auch die im Auslande wohnenden Söhne des himmlischen Reiches haben die Aufmerksamkeit der Kulturvölker auf jenes Unglück hingelenkt, von dem nicht weniger als zehn Millionen Menschen betroffen sein sollen. Die chinesische Regierung versagt vollständig. Die Behörden sind sogar ungeschickt genug, der Hilfsaktion auswärtiger Komitees allerlei Hindernisse zu bereiten.

* * *

Einigung und Paarung.

An der Lösung des Problems einer Einigung aller links vom Nationalliberalismus stehenden liberalen Elemente wird seit Jahren mit wachsendem Eifer gearbeitet. In den freisinnigen Wählerschaften ist dieser Wunsch hier und da bis zu der Forderung einer völligen Verschmelzung der drei freisinnigen Gruppen gediehen. Aber auch weniger sanguinisch veranlagte Politiker, die an die baldige Verwirklichung einer Verschmelzung der Parteien nicht glaubten, hielten eine Fusionierung der drei freisinnigen Fraktionen des Reichstages für möglich und ausführbar. Die Bestrebungen zur Zusammenfassung der parlamentarischen Kräfte des Freisinns unter der einheitlichen Bezeichnung „Volkspartei" haben bekanntlich nur einen teilweisen Erfolg gehabt. Die drei Fraktionen bleiben getrennt, aber sie haben ein parlamentarisches Zusammenarbeiten in ziemlich weitem Umfange vorgesehen. Man mag anerkennen, daß dies Arrangement für parlamentarische Arbeitszwecke ausreicht, und wird doch zugestehen müssen, daß eine Verschmelzung der Fraktionen etwas wesentlich anderes und weit mehr gewesen wäre.

In diesen Dingen spielt auch die politische Phantasie eine Rolle. Eine einheitliche Fraktion von 49 Abgeordneten erscheint dieser Phantasie als etwas Machtvolleres als eine Summe von 28 + 14 + 7 Abgeordneten, selbst wenn diese drei Fähnlein parlamentarisch ganz geschlossen vorgehen. Auch ist die Gefahr einer itio in partes und die Notwendigkeit der Rücksichtnahme auf Sonderwünsche und Sonderbestrebungen der einzelnen Gruppen größer, je loser die Organisation des Gesamtverbandes ist. Die Erfahrung muß zeigen, ob die neugeschaffene Fraktionsverbindung nicht gerade eng genug ist, um die einzelnen Teile in der Entwicklung einer frischen Initiative zu hindern, und andererseits nicht eng genug, um die volle Wirkung eines einheitlichen politischen Willens spielen zu lassen. Die Hauptgefahr, die den entschiedenen Liberalismus bedroht, scheint mir zurzeit die zu sein, daß er sich durch kleine Augenblicksgewinne von der Verfolgung der großen Ziele, die ihm Charakter verleihen, abhalten läßt.

Fürst Bülow hat auf der diplomatischen Syrinx im Reichstage erneut das bukolische Lied von der konservativ-liberalen Paarung angestimmt. Er zeigt uns ein politisches Paradies, in dem der agrarische Junker, der schutzzöllnerische Industrielle und der liberale Bürgersmann um den Arbeiter einen Reigen schließen, um diesen mit sozialen Reformen zu beglücken. Die Roten und die Schwarzen werden ausgestoßen; das übrige Volk bildet einen loyalen Reichsverband und harrt der Zeit entgegen, da der Reichskanzler jene Reformen ausgedacht haben wird, welche die Liberalen befriedigen und den Konservativen nicht wehe tun. Schall und Rauch! Aber, so denkt wohl der belesene Fürst: „Rauch ist alles ird'sche Wesen." Molto fumo e poco arrosto: Viel Rauch und wenig Braten!

Wird dem Liberalismus dieser Rauch als angenehmer Opferdampf erscheinen? Nie hat man einer großen politischen Partei eine ärgere Zumutung gestellt, als sie in dieser konservativ-liberalen Paarung liegt. Die Konservativen haben dabei nur zu gewinnen, die Liberalen nur zu verlieren. Die politische Existenzberechtigung des Liberalismus liegt in seinem Gegensatz zu den Konservativen. Der Kampf gegen die Sozialdemokratie ist politisch nur dann zu rechtfertigen, wenn der Liberalismus die Aufgabe der Demokratisierung Deutschlands nun seinerseits zu erfüllen bestrebt ist. Die Niederlage der Sozialdemokratie, wie sie in der Verminderung ihrer parlamentarischen Mandate zutage getreten ist, hat dem Freisinn die Chance gegeben, die Rolle eines Vorkämpfers der Demokratie zu spielen. Zeigt er bis zu den nächsten Wahlen, daß er dieser Rolle nicht gewachsen ist, ja, daß er nicht einmal ernstlich bemüht war, ihr gerecht zu werden, sondern daß ihm die Rolle eines halboffiziösen Ordnungsparteilers genügte, so wird die Sozialdemokratie bei all ihrer Unzulänglichkeit trotzdem eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle ausüben, die eine aufrichtige demokratische Politik treiben wollen.

Für den Liberalismus ist es deshalb im eigentlichen Sinne des Wortes eine Lebensfrage, daß er durch resolute Handlungen den Verdacht beseitigt, er könne sich durch das Wiegenlied von der konservativ-liberalen Paarung einlullen lassen. Je rascher Fürst Bülow gezwungen wird, aus dem Kreise der verbindlichen Redensarten herauszutreten, je schneller er sich vor liberale Reformvorschläge gestellt sieht, die erweisen, ob sein Reformeifer echt oder gekünstelt ist, desto besser für den Liberalismus.

Es ist für eine politische Partei schon schlimm, wenn sie sich vorübergehend an der Nase herumführen läßt, aber sie bringt sich um allen Kredit, wenn die Nasführung zur Gewohnheit wird.

Theodor Barth.

Preußische Jakobinerpolitik.

Im Reichstag stellt Fürst Bülow den Liberalen in nebelhafter Form allerlei nebelhafte Konzessionen in Aussicht, um sie dauernd für seinen konservativ-liberalen Block zu gewinnen. Für den preußischen Landtag aber wird ein Gesetzentwurf vorbereitet, der als ein Peitschenschlag gegen den Liberalismus empfunden werden muß. Zur Krönung der hakatistischen Politik wird ein direktes Ausnahmegesetz gegen die Polen geplant. Man will nämlich einfach im Wege der Enteignung gegen den polnischen Grundbesitz vorgehen.

Noch steht das Eigentum aller preußischen Staatsangehörigen unter dem Schutz des Artikels 9 der preußischen Verfassung. Er lautet:

„Das Eigentum ist unverletzlich. Es kann nur aus Gründen des öffentlichen Rechts gegen vorgängige, in dringenden Fällen wenigstens vorläufig festzustellende Entschädigung nach Maßgabe des Gesetzes entzogen oder beschränkt werden."

In Ausführung dieses Verfassungsartikels ist das preußische Enteignungsgesetz vom 11. Juni 1874 ergangen, dessen grundlegender § 1 bestimmt:

„Das Grundeigentum kann nur aus Gründen des öffentlichen Wohls für ein Unternehmen, dessen Ausführung die Ausübung des Enteignungsrechtes erfordert, gegen vollständige Entschädigung entzogen oder beschränkt werden."

Also nur aus Gründen des „öffentlichen Wohls" ist von Verfassungs- und Gesetzeswegen eine Enteignung möglich. „Oeffentliches Wohl" ist nun freilich ein Begriff, der etwas Kautschukartiges an sich trägt. Bisher hat aber nicht der mindeste Zweifel bestanden, daß man darunter nur das Wohl aller Staatsangehörigen oder doch wenigstens das der Bewohner eines bestimmten Bezirkes verstehen dürfe. Das geht mit absoluter Unzweideutigkeit aus den Einzelfällen hervor, in denen bisher eine Enteignung zugelassen war. Diese Fälle sind folgende: Eisenbahn-, Straßen- und Strombauten, Festungsbauten und andere militärische Zwecke, Anlage von Schutzwaldungen, Landesvermessungsarbeiten, Verkoppelungen und Gemeinheitsteilungen, Bergbau.

Zum erstenmal will jetzt die preußische Regierung den schon im Landrecht statuierten Grundsatz aufgeben, daß man jemanden nur im Interesse des „gemeinen Wesens" zum Verkauf zwingen könne. Sie will den Zwangsverkauf aus politischen Gründen einführen. Daß die bisherige Antipolenpolitik kläglich gescheitert ist, darüber ist man sich bis in die Kreise des höchsten Beamtentums hinein nicht im unklaren. Die „Erfolge" liegen ja auch zu deutlich auf der Hand: die Ansiedlungspolitik, die den preußischen Steuerzahlern soviel Hunderte von Millionen kostet, hat in der Hauptsache nur dazu geführt, daß die Güterpreise in der Ostmark künstlich zu unwirtschaftlicher Höhe gesteigert worden sind. Der Durchschnittspreis für den Hektar betrug 1886, vor dem Ansiedlungsgesetz, 560 Mark, jetzt

1419 Mark! Der Grundbesitz ist von Staatswegen unrentabel gemacht und zum reinen Spekulationsobjekt herabgewürdigt worden. Eine Reihe von bedenklichen deutschen Elementen hat sich dadurch bereichert, vor allem aber ist das Polentum unendlich kapitalkräftiger geworden. Hand in Hand mit dieser Auffüllung seiner Kriegskassen auf Kosten des preußischen Fiskus ging eine wachsende politische Verbitterung. Jede neue antipolnische Maßregel steigerte die Macht des radikalen Polentums auf Kosten der gemäßigten Elemente, die mit den Deutschen in Frieden leben wollten. Wie der Kulturkampf fast den letzten Katholiken in das Lager des Zentrums trieb, so hat die Hakatistenpolitik schon beinahe den letzten polnisch sprechenden Preußen zu einem Gefolgsmann Korfantys gemacht. Das vorläufige Endergebnis bietet die letzte Reichstagswahl: die paar gemäßigten Polen, wie der Probst v. Jazdzewski, die noch im vorigen Reichstag ein mäßigendes Element darstellten, sind ausgemerzt. Der Radikalismus triumphiert auf der ganzen Linie. Die polnischen Stimmen sind um 100000 gestiegen, die Mandate von 16 auf 20. Halb Oberschlesien ist bereits erobert. Nur noch einige Jahre weitere Hakatistenpolitik, und die gesamte „Wasserpolackei" ist genau so unentreißbarer polnischer Besitz wie das Großherzogtum Posen oder die Kassubei.

Die einzige Lehre, die die preußische Regierung unter der staatsmännischen Leitung Bülows aus dieser Situation zu ziehen weiß, ist die: man muß die begangenen Torheiten durch eine noch größere krönen. Hat der Kampf gegen den polnischen Religionsunterricht, die Maßregelung polnischer Gymnasiasten, der Mißbrauch des Vereins- und Versammlungsrechts, die grausame Handhabung des Aufreizungsparagraphen, die Verfolgung der polnischen Briefaufschriften, die Verhinderung der Ansässigmachung polnischer Arbeiter, hat das alles nichts genützt, ja das Gegenteil des angestrebten Erfolges erzielt, so soll nunmehr das gröbste Geschütz aufgefahren werden. Man sucht die Polen landlos zu machen. Worauf noch kein Russe, kein Magyar, kein Türke gekommen ist, das soll in Preußen Rechtens werden! Die Zugehörigkeit eines Staatsbürgers zu einer bestimmten Nationalität soll genügen, um ihn von Grundbesitz auszuschließen.

Man kann mit den Polen auskommen. Das hat sich zu Caprivis Zeiten gezeigt. Aber man will es nicht mehr. Mit Bewußtsein drückt man sie zu Staatsbürgern zweiter Klasse herab. Früher war den Juden der Erwerb von Grundeigentum verboten. Was man jetzt den Polen gegenüber vorhat, ist noch schlimmer. Man will sie von einem Grund und Boden verdrängen, den sie im Vertrauen auf die bestehenden Gesetze erworben haben. Mit dem Gelde, das sie als Steuerzahler zum Teil selbst haben aufbringen müssen, will man sie expropriieren. Man jagt sie von der Scholle und ist womöglich noch höchlichst erstaunt, daß sie noch immer nicht gute und getreue Preußen sein wollen. In welchem Umfange man diese Expropriierung vorzunehmen gedenkt, steht augenscheinlich noch nicht fest. Aber selbst in begrenztem Maße angewandt, müßte die Maßregel unbegrenzte Erbitterung hervorrufen.

Die Polen sind eine Unbequemlichkeit, aber keine Gefahr für uns. Es wäre geradezu eine Absurdität, zu behaupten, daß die Existenz von drei Millionen reichsangehöriger Polen für 58 Millionen Deutsche eine Bedrohung darstellen könne, selbst wenn diese Polen an Muttersprache und Nationalität festhalten. Gefährlich aber ist es allerdings, wenn man durch staatliche Maßregeln jene drei Millionen in eine Art politischen Nihilismus hineinzwingt. Das muß sich nicht nur in Kriegszeiten rächen, das kann auch in Friedenszeiten für unsere innere Politik verhängnisvoll werden. Schon heute sind die 20 Polen als schärfere Oppositionspartei anzusehen als die 43 Sozialdemokraten. Heute kann ja Fürst Bülow leichten Herzens auf diese zwanzig Stimmen verzichten. Aber nicht alle Reichstagswahlen sind Hurrawahlen. Es braucht nicht lange zu dauern, bis es einem leitenden deutschen Staatsmann wieder sehr angenehm sein wird, auf polnische Stimmen wie zu den Zeiten Caprivis rechnen zu können. Auf alle Fälle ist es nie als ein Zeichen von überragender Weisheit angesehen worden, wenn eine Regierung durch ihre Politik einen erheblichen Teil des Volkes zu einem Kampf auf Tod und Leben gegen den Staat geradezu zwingt.

Schlimmer aber noch als die Wirkungen nach innen sind die nach außen. Es bleibt nun einmal dabei, daß die Imponderabilien es sind, die am schwersten ins Gewicht fallen. Schon seit langem erklärt sich die ungünstige Stellung Deutschlands in der auswärtigen Politik zum wesentlichen Teil durch seine innere Politik. Die preußisch-deutsche Polizei- und Gewaltpolitik hat das moralische Ansehen Deutschlands allenthalben im Ausland, vom Petersburger Hofe natürlich abgesehen, aufs tiefste herabgedrückt Man traut einer Regierung, die solche Gewalttätigkeiten im Innern gutheißt, die Lust zu einer Gewaltpolitik nach außen zu. Wer im Ausland herumgekommen ist, der weiß, daß nichts vielleicht Deutschland so diskreditiert wie seine Polenpolitik. Nur unsere „Staatsmänner" scheinen davon nichts zu wissen. Sie werden sich wohl gar einbilden, ihrem Vaterland einen Dienst erwiesen zu haben, wenn sie erst im Wege der Enteignung 100000 Hektar polnischen Landes „erobert" haben.

Politik und Moral — ein schweres Kapitel! Aber daß moralische Eroberungen sich auf die Dauer als wirksamer erwiesen haben als unmoralische, beweist glücklicherweise die Geschichte.

H. v. Gerlach.

Jean Jaurès als Philosoph.

Pascal hat gesagt, man müsse einen Hintergedanken haben und nach diesem alles beurteilen. Daß der Einsiedler von Port Royal unter jener unentbehrlichen „pensée de derrière la tête" eine Weltanschauung verstanden, liegt klar zutage. Wenn nun an dieser Stelle auf den metaphysischen Grundgedanken zurückgegriffen werden soll, auf dem sich die politischen Ideen des beredtesten Franzosen unserer Zeit aufbauen, so sei der Versuch mit obiger Pascalscher Maxime gerechtfertigt. Jaurès ist Philosoph und Politiker. Er hat seine philosophische Weltanschauung in einem Buche*) dargelegt, von dem allerdings manche Leute meinen, es sei ein Beweis für die Diskontinuität zwischen dem metaphysischen Gedanken des weiland Toulouser Dozenten der Philosophie und den Ueberzeugungen des sozialistischen Führers. Aber gibt es überhaupt eine solche Art von intellektueller Diskontinuität? Stehen nicht — nach dem Diktum „Natura non facit saltum" — Gefühle, Gedanken, Ueberzeugungen des Menschen in demselben Verhältnis innerer Notwendigkeit wie die Entwicklungsformen des Tiers und der Pflanze?

Jaurès hat seine philosophische Doktorarbeit „Von der Realität der Erscheinungswelt" in den Jahren 1889 bis 1892 geschrieben, um die Zeit, da die Nichterneuerung seines Mandats ihn auf sein Katheder nach Toulouse zurückführte. In Toulouse, der Stadt des heitern Himmels, der blaßblauen Veilchen und schwatzenden Miniaturitaliener leben und nicht an die Wirklichkeit der Erscheinungswelt glauben, würde überhaupt einen Widersinn bedeuten. Hier, an den Ufern der Garonne, wo „das Licht durch die Farben einen Bund mit der Welt schließt", hat Jaurès an dem merkwürdigen Buch gearbeitet, das heute in der zweiten Auflage vorliegt. Merkwürdig ist das Buch aus zweierlei Gründen.

Zum ersten, weil es das Werk eines Poeten ist, der die Prosa mit der Pflugschar des Dichters umackert. Zum andern, weil es uns in seinem scholastischen Teil wie ein Spätling aus den Tagen der deutschen metaphysischen Sturm- und Drangperiode anmutet.

Wir wissen, daß der sogenannte deutsche metaphysische Gedanke oder besser die deutsche Identitätsphilosophie zu einer Zeit nach Frankreich gekommen ist, da die Begriffsromantik bei uns längst im Rückzug war, nämlich um die sechziger Jahre.

*) De la Réalité du monde sensible. Par Jean Jaurès. Paris Alcan 1902. 2ième éd.

Zwar hatte schon viel früher Victor Cousin versucht, den Sensualismus des achtzehnten Jahrhunderts mit dem deutschen Idealismus zu vereinigen. Das Unternehmen, die Franzosen mit der deutschen Philosophie, d. h. der herrschenden Naturphilosophie, bekannt zu machen, war jedoch, wie Heinrich Heine sagt, an der providentiellen Unwissenheit des großen Eklektikers gescheitert. Es sollte die Bekanntschaft der Franzosen mit dem metaphysischen Deutschland vielmehr von seiten der Positivisten angebahnt werden, ja, die Schule der letzteren durch den Einfluß der ersteren mancherlei Wandlungen erfahren. Nachdem die positive Doktrin alles, was ist, auf bestimmte, mehr oder minder komplizierte geometrische und mechanische Elemente zurückgeführt, hatte sie sich endlich genötigt gesehen, wenigstens für die Dinge höherer Ordnung eine organische, schöpferische Idee, einen idealen Regulator zu suchen, und war also auf indirektem Wege wieder zu einer Art von Idealismus zurückgekommen. Auf seiner Suche nach „innerer Finalität" ist Auguste Comte der deutschen Metaphysik begegnet. Und gerade einige der hervorragendsten Denker aus der Schule des Materialismus haben in ihre Systeme Teile jener deutschen Identitätsphilosophie aufgenommen, die das Wahre und Wirkliche, Gott und die Welt identifiziert und in den individuellen Wesen nur die wechselnden Manifestationen des ewigen und wirklichen Seins sieht. Wir denken hier an Renan und Taine, von denen weder der eine noch der andere im eigentlichen Sinne des Worts Naturphilosophen waren, die sich aber doch an die großen Grundgedanken der deutschen Naturphilosophie: Einheit alles Seienden, Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, Identität von Geist und Natur gehalten. Es wäre vielleicht hier der Ort, darauf hinzuweisen, welch' tiefgehenden Einfluß der Gedanke Hegels und Goethes jenseits des Rheins geübt. Doch dürfte uns dies zu weit von unserm Gegenstand entfernen. Die Frage nach dem, was Jaurès aus Hegel geschöpft, gehört überdies nicht an diese Stelle, sondern in das Kapitel, wo von der Jaurèsschen Geschichtsauffassung gehandelt werden soll. Hier gilt es nur, den Philosophen Jaurès in eine bestimmte Geistesströmung einzufügen, seinem Realismus und Pantheismus in wenig Strichen einen historischen Hintergrund zu geben. Wir werden in der Folge sehen, daß der Pantheist, den man so gern des politischen Indifferentismus bezichtigt, aus seiner Doktrin die revolutionären Ueberzeugungen ganz natürlich herausentwickeln kann, wenn auch aus wesentlich anderen Gründen als denen, die der Materialist seinen sozialen Vindikationen zugrunde legt.

Jaurès ist Realist und reiner Realist. Er glaubt mit Spinoza an die Realität der einen, kontinuierlichen, unendlichen Ausdehnung, von der die Körper nur Modalitäten sind. Er ist Infinitist und Pantheist, und er spricht die Sprache des Naturphilosophen. Bei ihm wie bei Schelling heißt es auch, zeitweilig die Frage zu stellen, wo der Gedanke aufhört und die Poesie anfängt. Aber wenn unserm deutschen Philosophen die Natur mehr Neigung zur Poesie als poetische Gabe verliehen, so ist Jaurès der geborene Dichter, der auszieht, um die Wahrheit zu suchen und voll Begeisterung ob des auf der Wanderschaft Geschauten wiederkehrt, ohne sich es zu versehen, daß er mit leeren Händen heimkommt.

Seine Darstellung ist durchdrungen, getränkt, von der Wesenheit des Gegenstandes. Sein kontinuierlicher, unendlicher Raum dehnt sich vor unseren Blicken aus, wie ein weites, südliches, lichtgetränktes Panorama, in dem das Subjekt einherschreitet, bald den Blick auf den Horizont gerichtet, in dem Glauben an die Exteriorität sich selbst vergessend, bald in die Tiefen des eigenen Ichs egoistisch versenkt, trübe und finster einherwandelnd. Seine reale Bewegung — das Zusammenfallen des unendlichen Actus mit der unendlichen Potenz — sei sie Licht, Ton, Kraft, Ausdehnung, Geist oder Materie, verbildlicht sich uns in den Strahlen eines südlichen Aethers, in den Klagen einer gasconischen Nachtigall, in dem Kreisen strahlender Gestirne am fleckenlosen mediterraneen Himmel, in den verschleierten Perspektiven bläulicher, nächtlicher Schatten. Sie durchdringt die Menschenseelen wie „ein Traum ihrer sichtbaren Einheit, ihrer intimen Transparenz".

Die Welt wird „eine große Harmonie mit getrennten Partituren, die nicht von einander abhängig sind und doch, aus derselben Inspiration entflossen, sich einander ein- und unterordnen". In dem großen Schaustück, vor dem der Philosoph den Vorhang wegzieht, spielt das Universum „ohne Gage mit". Gleich dem Goetheschen Theaterdirektor gebraucht der Verfasser das groß' und kleine Himmelslicht und verschwendet die Sterne. Er läßt es nicht an Wasser, Feuer, Felsenwänden, an Tier und Vögeln fehlen. Er „schreitet den ganzen Kreis der Schöpfung aus". Und wenn er uns bisweilen — wie Dante in seiner Hölle den Virgil in die unterirdischen Tiefen der Erde — durch dunkle, leblose, scholastische Begriffsbestimmungen und Beziehungsformen hindurchgeleitet, stets bringt er uns wieder hinauf aus jenen finsteren Abgründen abstruser Metaphysik in die helle Welt der Lebenden. „Und wir sahen die Sterne wieder."

In seiner Begründung der Realität der Erscheinungswelt, geht Jaurès von dem Begriff des Seins aus, das identisch ist mit der absoluten Substanz, in der wiederum Sinnlichkeit und Denken zusammentreffen. Seine Substanz ist jedoch nicht die Spinozistische Substanz, das unberechtigte Abstraktum, welches das untergeschobene Kind, immaterielle Substanz oder Seele, befassen soll. Sie ist auch nicht die Materie der späteren französischen Materialisten, die keine andere als mechanische Eigenschaften hat. Indem Jaurès das *Sein* zu Anfang setzt, vermeidet er sowohl den objektiven wie den subjektiven Ausgangspunkt, — oder besser, er geht von beiden gleichzeitig aus. Wollte Fichte durch intellektuelle Konstruktion aus dem Idealen das Reale konstruieren, Schelling aus dem Realen das Ideale herausdeuten, so vollzieht der Realist zuerst die praktische Verbindung von Wirklichkeit und Denken, so wie sie der gesunde Menschenverstand vollzieht, und entdeckt in der einfachen Zurückbeziehung des einen auf das andere und umgekehrt die „erhabene Metaphysik", die das Reale mit dem Intelligiblen identifiziert. Aber die Identifikation der Sinnenwelt mit der Welt des Denkens wird nicht allein vollzogen durch Anwendung des Kausalgesetzes, gefaßt als wesentliche, subjektive und angeborene Form unserer Vorstellung. Die Serien von Ursache und Wirkung besitzen objektive Realität als Stützen, Einschlag und Kette, in den Systemen der Sinnenwelt, die ihren Grund und Zweck in sich selbst haben: den lebenden Organismen, den durch Wahlverwandtschaft gebildeten chemischen Kombinationen, den Sternensystemen, dem menschlichen Bewußtsein, welches das Universum in eine Einheit fassen will. So wird die äußerliche und innerliche Verkettung der Organismen durch die kausale Aufeinanderfolge perfekt. Die endliche Welt bekommt affirmative Realität durch die Identität der *Daseinsbedingungen* und der *Anschauungsformen*.

Es soll nicht der Zweck dieser Zeilen sein, Jaurès in der Beweisführung für die Wirklichkeit der Erscheinungswelt zu folgen, seine Widerlegungen der transzendentalen Aesthetik Kants und der Leibnizschen Monadologie klarzulegen. Im Grunde genommen ist das Jaurèssche Buch ein großes Plaidoyer gegen den Subjektivismus. Um ihn zu zerstören, will Jaurès uns zeigen, wie sich das *Sein* in der Welt entwickelt, sich als Raum, Bewegung, Licht, Ton, Individualität, Bewußtsein manifestiert, „so wie Hegel, der um die Krankheit des Subjektivismus zu bekämpfen, sich ins Sein versenkte und daraus das Universum ableitete". Aber Jaurès, der sich hier auf Hegel beruft, ist viel wesentlicher Pantheist als Hegel, viel weniger Intellektualist und hebt weniger einseitig den Menschen hervor. Er ist der Realist, der den Blick auf das Große und Ganze der äußeren Natur richtet und den Menschen als Welle im Ozean der großen Seinsbewegung betrachtet. Es gibt für ihn keine abgeschlossenen, zentralen Sphären. Weder ist das Universum aus solchen zusammengesetzt, noch kann das menschliche Bewußtsein als solche gelten. Alle Sphären durchdringen und modifizieren sich gegenseitig. Und Jaurès erinnert hier treffend an den Ausspruch Kants, der seine Philosophie mit dem *Verfahren* des Copernicus verglichen, welcher die Sonne stillstehen hieß und die Erde um sie herum wandeln, indes er, Kant, die Vernunft stillstehen ließ und die Erscheinungswelt durch sie beleuchtete. Copernicus, sagt Jaurès, hat die bisher unbewegliche Erde in das lebendige Getriebe des beweglichen Universums versetzt. So ist seit Copernicus die Welt intelligibel geworden, *allein* durch die Unendlichkeit, und wer in der Philo-

sophie eine analoge Revolution anstiften wollte, der mußte, statt sich zuerst auf das unbewegliche Ich zu stützen, das Ich in das lebende System des unendlichen Bewußtseins aufnehmen. Wir können die Unendlichkeit nicht ohne die Erde, die Erde nicht ohne die Unendlichkeit beobachten. Wir können Gott nicht erkennen ohne das Ich und unser Ich nicht ohne Gott.

In seiner Darstellung des Gottesbegriffs ist Jaurès Spinozist. Kommt bei Spinoza das Göttliche im Menschen zum Selbstbewußtsein, so mischt sich für unseren Philosophen in dem denkenden Individuum das absolute, göttliche Bewußtsein mit dem menschlichen Selbstbewußtsein. Das einzelne und das absolute Ich berühren und durchdringen sich, das letztere offenbart sich in dem ersteren, und zwar nicht in dem einzelnen Individuum allein, sondern in der Gesamtheit der Menschen, so daß jeder Mensch sein Teil Gott-Welt-All darstellt. Gott wird zum unendlichen Bewußtsein, dessen Zentrum nirgends ist. Sein Gott ist aber nicht verendlicht, nicht zur bloßen äußerlichen Mannigfaltigkeit der Existenz herabgesetzt. Wir finden in dieser absoluten Einheit, was Hegel von der Seeleneinheit des orientalischen Mystikers mit dem Einen sagt: „eine wirkliche Erhebung über das Endliche und Gemeine, eine Verklärung des Natürlichen und Geistigen, in der eben das Aeußerliche, Vergängliche des unmittelbar Natürlichen wie des empirisch weltlichen Geistigen, ausgeschieden und absorbiert wird".

Wir haben oben gesagt, daß es ein Irrtum wäre, anzunehmen, daß der Pantheismus zum Indifferentismus führe. Niemand hat schöner und klarer als Heinrich Heine auszusprechen verstanden, wie das Bewußtsein seiner Göttlichkeit den Menschen zu ihrer Kundgebung begeistere. Der Pantheist ist tätiger Gehilfe am revolutionären Werke, weil er seine politischen Ueberzeugungen aus einer Art von religiöser Synthese schöpft. Er will nicht, wie der Materialist, dem Leibe Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben vindizieren. Er will die göttlichen Rechte des Menschen geltend machen, weil Elend und Sklavenarbeit den menschlichen Leib und Geist, Bild und Atem der Göttlichkeit erniedrigen. Mag Jaurès' Fassung des Gottesbegriffs, seine Religiosität in der Folge nach den logischen Gesetzen seiner geistigen Evolution sich umwandeln, mag der Gottesgedanke aus seiner Weltauffassung heute ausgeschieden sein. Wenn Jaurès in seiner Einleitung zu der „Sozialen Moral" von Benoît Malon dem durch Arbeit, Entsagung, Laster entstellten Menschenantlitz des Proletariers in der „Stadt der Menschheit" ein Willkommen zuruft, so ist seine Religion der Menschheit aus der Quelle seines ursprünglichen Pantheismus geflossen. Heute ist Jaurès von diesem zu einer Art von idealem Monismus vorgeschritten. Das Weltall erscheint ihm wie eine ideale Einheit, die sich in der steigenden Harmonie der Kräfte manifestiert. Aber noch immer verknüpft sich für ihn die Menschheitsbewegung mit der universalen Bewegung, und noch immer gefällt er sich in Ausblicken auf die Unendlichkeit. An die Stelle der Gott-Welt-Allsverehrung, des pantheistischen Rausches, des Aufgehens in das All, setzt er heute allerdings andere, geläutertere Genüsse: Genüsse der Wissenschaft, der Freiheit, der Tat, der Arbeit an der großen sozialen Aufgabe. Gott existiert für ihn nur noch, „insofern er sich vermenschlicht, als Mensch zum Bewußtsein seiner Würde und der Schönheit der universalen Bewegung gelangt, an der er teil hat".*)

Pantheismus ist wesentlich und notwendig Optimismus. Wenn irgendwoher, so hat Jaurès aus seinen pantheistischen Anfängen den idealen Optimismus geschöpft, der jede seiner Aeußerungen mit dem Feuer liebenden Gefühls verklärt. Wie das gesetzmäßige, lebens- und vernunftvolle All sein erster Gedanke gewesen, so ist der gesetzmäßige, vernunftvolle, notwendige Fortgang der Menschheit sein zweiter. Man pflegt dem Optimisten seinen unerschütterlichen Glauben an das Gute, Schöne, Wahre in der Menschennatur als eitel Wahn vorzuwerfen. Man ist nur zu gern bei der Hand, ihm die Rolle des unsterblichen Junkers von der Mancha zuzuerteilen. Doch was gilt's,

*) J. Jaurès: Socialisme et Liberté. Revue de Paris, déc. 1898. Paris. Calmann-Lévy.

wenn er auch hier und da seine Lanze gegen einen „Ritter vom silbernen Monde" bricht! Sollen wir die Waffen niederlegen, weil es verkappte Barbiere gibt?

Aber wo bleibt bei alledem, fragt der Leser, jener Individualismus, auf dem sich die sozialistische Doktrin aufbaut, deren logische Konsequenz er darstellt? Ja, der Sozialismus ist das höchste Bekenntnis des individuellen Rechts. Das menschliche Individuum ist für ihn das Maß aller Dinge, des Vaterlands, der Familie, des Besitzes, der Menschheit, Gottes. Nichts steht über dem Individuum, keine Göttlichkeit, kein Herrscher, keine fremde Macht. Aber, wenn der einzelne sich nichts und niemandem unterordnet, so ordnet er sich doch ein in das weite System der Menschheit. Und die Erhöhung des Individuums, das zum obersten Ziel der historischen Bewegung wird, sie ist, so sagt Jaurès, weder dem Ideal, weder der Solidarität, noch dem Opfer widerstreitend. Selbst auf den höchsten Gipfel der Entwicklung gelangt, „wird der Mensch sich selbst noch über sich sehen, mit mehr Kraft, Gedanken und Liebe weiterstreben".*) Den erhabenen Wert des Individuums proklamieren, bedeutet für Jaurès den Egoismus bekämpfen, nicht aber die universale Eigenliebe dekretieren. Und sagt nicht jener orientalische Mystiker, den Hegel in seiner „Philosophie des Geistes" als ein Muster des reinsten und erhabensten Pantheismus zitiert:

„Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot."

In dem Jaurèsschen Sozialismus ist das Ideal nicht mehr „der Lichtstrahl, welcher nur die Gipfel berührt". Nein, in dem ungeheuren Wirbel des Menschenlebens soll kein Stäubchen sein, das nicht davon erhellt würde. In dem Jaurèsschen Zukunftsstaat werden alle menschlichen Kräfte: Arbeit, Gedanke, Wissenschaft, Kunst, ja die Religion — gefaßt als Besitzergreifung des Weltalls durch die Menschheit — ihre höchste Entwicklung finden.**) Der Mensch, in der Menschheit lebend, dem ständigen Einfluß der sozialen Daseinsbedingungen ausgesetzt, wird mit Geist und Sinnen das weitere, größere Leben des Universums mitleben. „Niemals," so ruft Jaurès prophetisch aus, „wird die Einheit zwischen Materie und Geist vollkommener, inniger vollzogen werden."

Von hier zum Verständnis der Jaurèsschen Geschichtsauffassung ist nur ein Schritt. Es ist bereits einmal an dieser Stelle, bei Gelegenheit der Sozialistischen Geschichte der französischen Revolution, von diesem Gegenstand gehandelt worden. Um ihn erschöpfend zu beleuchten, müßte eingehender, als es in einem kurzen Essay möglich ist, auf die lateinische Doktorschrift unseres Sozialisten zurückgegriffen werden: „Ueber die Entstehung des deutschen Sozialismus", die er gleichzeitig mit seiner philosophischen These im Jahre 1892 vor der Sorbonne verteidigte.***) In dieser eigentümlichen und für die Entwicklung ihres Verfassers bedeutsamen Schrift wird der Sozialismus eng mit dem deutschen Idealismus verknüpft, so wie ihn Luther, Kant, Fichte, Hegel repräsentieren. Jaurès stützt seine Argumentation auf die dialektische Doktrin des universalen Werdens der menschlichen Freiheit, der Natur, Gottes. Und ganz ausdrücklich bekennt er sich zu dem Hegelschen Idealismus — erkennt dem Materialismus der Hegelschen Linken „unter dessen Bann der heutige Sozialismus steht" seine Berechtigung nur als „Doktrin des Kampfes" zu. Seither hat sich Jaurès dem Marxismus mehr genähert.†) Seine Interpretation der Geschichte der Revolution ist, wie er sagt, „materialistisch mit Marx und mystisch mit Michelet". Das ökonomische Leben ist für ihn der Grund und Beweggrund der menschlichen Geschichte geworden. Aber die Entwicklung des physiologischen und historischen Lebens be-

*) J. Jaurès: Socialisme et Liberté Revue de Paris, l. c.

**) Jean Jaurès: Histoire Socialiste. 1789—1791. Introduction. Paris. Rouff.

***) Les origines du Socialisme allemand, traduit du latin par A. Veber. La Revue Socialiste. Paris, Août 1892.

†) Idealisme et Materialisme dans la conception de l'histoire. 1895.

trachtet er als sich auf materialistischem und idealistischem Wege vollziehend.

„Der Mensch hat eine erstaunliche Mannigfaltigkeit von Leidenschaften und Ideen. Die fast ins Unendliche gehende Komplikation des Menschenlebens läßt sich nicht brutal, mechanisch auf die eine ökonomische Formel bringen. Der Mensch, als denkende Kraft, strebt innerhalb der successiven, gesellschaftlichen Formen, nach dem vollen Geistesleben, nach der ersehnten Kommunion seines unstäten, nach Einheit trachtenden Geistes mit dem Mysterium des Alls.“ *)

Der Metaphysiker von 1892 verleugnet sich nicht in dem Historiker und Politiker von heute. Die Synthese des einen knüpft sich an die allgemeinere Synthese des andern. Beiden ist der Flug nach oben gemeinsam.

Ein mißverstandenes Wort des Reichskanzlers hat Jaurès mit einer Schwalbe vergleichen lassen. Was hätte der Vorkämpfer des französischen Sozialismus mit diesem leichtbeschwingten Bewohner der Lüfte zu tun?

Hast du, geneigter Leser, einmal den Schwalben zugesehen, wenn sie an einem herbstlichen Himmel bald aufwärts fliegen, bald niederwärts tauchen, hier mit den Flügeln die Erde berühren, wo das Samenkorn in der Furche schlummert und auf den kommenden Frühling wartet, dort in die Höhe streben zum Abendhimmel, wo sich die letzten Strahlen der sinkenden Sonne mit den ersten Lichtern der aufziehenden Sterne mischen?

Paris. J. C. von Eckardt.

Aus unserm Zitatenschatz.

1890 und 1907.

Anläßlich der Mitteilung vom Eingehen der „Nation“ sind dem Herausgeber zahlreiche Sympathiebeweise zugegangen. In diesen Zuschriften ist auch vielfach die Stellung berührt, welche die „Nation“ zur Sozialdemokratie eingenommen hat. Dabei kehrte gelegentlich der Irrtum wieder, daß die Idee eines Zusammenwirkens der bürgerlichen und sozialistischen Demokratie gegen die Reaktion erst in den letzten Jahren von der „Nation“ propagiert sei. In Wirklichkeit ist der Gedanke schon vor länger als anderthalb Jahrzehnten auf diesen Blättern nachdrücklich vertreten worden. So finden sich im siebenten Jahrgang, in der Nummer vom 4 Januar 1890, politische Neujahrsbetrachtungen, die, geschrieben vor der Aufhebung des Sozialistengesetzes und zu einer Zeit, als die Sozialdemokraten im Reichstage nur elf Mandate besaßen, den Standpunkt, den der Herausgeber dieser Zeitschrift in den letzten Jahren mit besonderem Nachdruck vertreten hat, schon ganz klar erkennen lassen. Wir reproduzieren diese politischen Neujahrsbetrachtungen im nachstehenden, ohne ein Wort hinzuzusetzen, auszulassen oder zu verändern:

„Es sind selten die wichtigsten Dinge, die in der Politik den größten Lärm erregen. An gar vielem, das in der Gegenwart zu trojanischen Kämpfen führt, wird schon eine nahe Zukunft achselzuckend vorübergehen. Dahin gehört ganz sicher das Kartell mit seinen ‚patriotischen‘ Bocksprüngen und dem heißen Bemühen der Partner, sich nach Möglichkeit bei den nächsten Wahlen übers Ohr zu hauen. Die Kartellbrüder sammeln sich nicht um eine gemeinsame Fahne, sondern um die große nationale Reklametrommel. Sobald der Trommler die Arme ruhen läßt, läuft der Haufe wieder auseinander.

Von einer ganz anderen Bedeutung als diese Formation zu unserer Rechten, ist die politische Entwicklung zu unserer Linken. Das Sozialistengesetz hat hier eine Situation geschaffen, der gerade wir Freisinnigen mit größter Vorurteilslosigkeit entgegentreten sollten. Man muß anerkennen, daß die Sozialdemokratie mehr und mehr zu einer radikalen Arbeiterpartei sich auswächst. In dem Maße, wie der Prozeß sich weiter entwickelt und an die Stelle theoretisch-sozialistischer Ziele praktisch-politische Forderungen treten, wird die Anziehungskraft dieser Partei zunehmen. Eine derartig sich innerlich und äußerlich entwickelnde Partei unter einem Ausnahmegesetz zu lassen, ist ein Fehler, der jedem Staate auf die Dauer verhängnisvoll werden muß, wenigstens jedem Staat, in dem das allgemeine Wahlrecht herrscht. Das Sozialistengesetz zieht einen breiten Graben zwischen der sozialdemokratischen Partei und allen anderen politischen Parteien. Jenseits des Grabens werden viele Akte der Vereins-, Versammlungs- und Preßfreiheit, die diesseits gestattet sind, mit schweren Strafen geahndet. Um die Kluft zu erweitern, hat man die Sozialdemokraten auch dadurch politisch zu boykotten gesucht, daß man den Begriff der sogenannten ‚Ordnungsparteien‘ erfand, die sich, bei aller Verschiedenheit im übrigen, doch der Sozialdemokratie gegenüber solidarisch fühlen sollten. Auch das war eine Kurzsichtigkeit sonder gleichen. Allerdings entsprach dies Verhalten dem System der allgemeinen Verhetzung, die, das letzte Mittel jeder bankerotten Staatskunst, seit Jahren im Deutschen Reiche immer virtuoser gehandhabt wird. Gegen irgendwen muß immer gehetzt werden: bald gegen die ‚Reichsfeinde‘ im allgemeinen, bald gegen die Katholiken, bald gegen die Juden, bald gegen die Sozialdemokraten, von der Hetze gegen einzelne Personen ganz zu schweigen. Und immer ist es die nationale Idee, die einem solchen Gebaren zum Vorwand dienen muß.

Diesem politischen Boykottierungssystem sich mit aller Kraft entgegenzustellen, sollte die vornehmste Aufgabe speziell des Liberalismus sein. Ein wirklich liberaler Mann kann sich deshalb aber auch nicht blindlings einrangieren lassen in die Armee der sogenannten ‚Ordnungsparteien‘. Der wahre Patriotismus erfordert vielmehr, daß man einer Partei gegenüber, die mehr als eine Million deutscher Wähler zählt, sich nicht auf den hochnäsigen Standpunkt stellt: mit Euch verhandeln wir nicht! sondern daß man sachlich prüft, welche Forderungen dieser Partei man als berechtigt anerkennen kann, welche man ablehnen muß. Es ist eine Lebensfrage für das deutsche Volk, daß sich die Sozialdemokratie nicht in der Weise weiter entwickelt, wie das in den letzten zehn Jahren geschehen ist, das heißt: politisch abgetrennt von der übrigen Bevölkerung, gleichsam wie ein fremder Körper im staatlichen Organismus. Ein so großer Bruchteil der Bevölkerung, der nicht ausgestoßen werden kann, der zusehends wächst, der den größten Teil der politisch denkenden Arbeiter des Landes umfaßt, darf nicht weiter isoliert, er muß wieder assimiliert werden. Deshalb nieder mit allen gesetzlichen Schranken und mit allen Schranken des Vorurteils, durch welche die Sozialdemokratie von der übrigen Bevölkerung getrennt wird. Ihre Zurückführung in den breiten Strom des nationalen Lebens ist nur auf diese Weise zu ermöglichen. Behandeln wir die Sozialdemokraten genau so wie alle anderen politischen Parteien.

Stellt man sich auf diesen objektiven Standpunkt, so wird man auch leicht eine große Anzahl politischer Berührungspunkte finden. In den Fragen des Sozialistengesetzes, der Lebensmittelbesteuerung, der Handwerkerpolitik, der Koalitionsfreiheit, der Wahlfreiheit, ja in allen Punkten, wo die politische Freiheit ins Spiel kommt, fällt der Standpunkt des wahren Liberalismus mit dem der sozialdemokratischen Partei durchaus zusammen. Auf dem Gebiete des Arbeiterschutzes hat sich eine Annäherung vollzogen. Die Zwangsversicherungsgesetzgebung läßt beide Parteien unbefriedigt. Die letzten Ziele der Sozialdemokratie sind für uns allerdings schlechterdings unannehmbar, und daher kann auch von einer engeren Verbindung zwischen Freisinnigen und Sozialdemokraten keine Rede sein. Aber diese letzten Ziele der Sozialdemokratie sind unseres Erachtens auch völlig unerreichbar. Sie treten um so weiter zurück, je mehr man sich ihnen zu nähern scheint, denn die bürgerliche Freiheit, über welche man zum sozialdemokratischen Idealstaat zu kommen sucht, steht demselben schnurstracks entgegen. Die eigentliche Sozialdemokratie entwickelt sich deshalb auch, wie England und die Vereinigten Staaten erweisen, dort am wenigsten, wo die bürgerliche Freiheit am größten ist. Es ist nur logisch, anzunehmen, daß sie auch bei uns in demselben Maße zurückgehen wird, wie sie ihre freiheitlichen Ziele zur Erfüllung kommen sieht. Was kann uns unter solchen Umständen abhalten, mit den Sozialdemokraten ein gutes Stück Weges zusammen zu wandeln? Ob uns die Kartellbrüder deswegen in die tiefste Tiefe der nationalen Hölle verbannen, kann uns doch ebenso wenig anfechten, wie wenn — um mit dem Reichskanzler zu reden — der Wind durch den Schornstein fährt. Welche Konsequenzen eine derartige Auffassung in wahltaktischer Beziehung mit sich bringt, ist nicht generell zu erledigen. Aber die Sozialdemokraten prinzipiell als unterstützungsunwürdig zu behandeln, ist eine Beschränktheit der politischen Auffassung, deren sich unsere Freunde im Lande diesmal hoffentlich nirgends schuldig machen.

Noch ein anderer Neujahrswunsch mag hier seinen Ausdruck finden.

*) J. Jaurès, Histoire Socialiste.

Er betrifft auch eine Hetze, die Judenhetze. Sie gehört zu den widerlichsten Erscheinungen der Gegenwart, und es ist selbstverständlich, daß ein Freisinniger derselben fernbleibt. Aber einem solchen schimpflichen Unfug gegenüber genügt die bloße Neutralität nicht. Der Fall kommt noch immer nicht selten vor, daß z. B. bei der Auswahl eines Reichstagskandidaten von einer an sich vortrefflich geeigneten Persönlichkeit abgesehen wird, weil dieselbe israelitischer Konfession ist und man sich fürchtet, durch die Herausforderung antisemitischer Vorurteile die Wahlchancen zu vermindern. Häufig sind gerade die jüdischen Wähler in dieser Beziehung am ängstlichsten. Eine derartige Konzession an den Antisemitismus ist ebenso gefährlich wie der kleine Finger, den man dem Teufel gibt. Hier kann nur der entschiedenste Radikalismus helfen. Solange für die politische Beurteilung eines Menschen seine Zugehörigkeit zum Judentum nicht ebenso gleichgültig erscheint wie die Farbe seiner Haare, wird man des Antisemitismus auch nicht Herr geworden sein.

Unser Neujahrsgruß erschöpft sich darnach in dem Gedenkspruch Jos. Victor von Scheffels:

Stoßt an: ein Hoch dem Deutschen Reich,
An Kühnheit reich, dem Adler gleich
Mög's täglich neu sich stärken.
Doch Gott behüt's vor Klassenhaß
Und Rassenhaß und Massenhaß
Und derlei Teufelswerken.

Th. Barth.

Klimts Deckenbilder für die Wiener Universität.

Man freute sich in der Ausstellung, die Keller und Reiner von den Deckenbildern Gustav Klimts veranstaltet haben, hauptsächlich darüber, daß die Gemälde erst jetzt zu uns gekommen sind, so lange nach dem Streit. Man sah sie gelassen an, erstaunt nur über diejenigen, die sich seinerzeit für diese Arbeiten eingesetzt hatten. Sind die Menschen von Wien so anders als wir? fragten wir uns und kamen uns im Vergleich mit denen, die dazumal entzückt waren, erzreaktionär vor. Wir fanden nicht im geringsten, daß Klimt in der „Philosophie“, „Medizin“ und „Jurisprudenz“ eine selbständige Kraft entwickle. Er schien uns nur als jemand zu wirken, der sich mit Schmiegsamkeit in die Kunstweisen anderer hineinfand. Man brauchte deshalb noch nicht an Kellner und ihre bekannten Fähigkeiten zu denken, an Kellner, welche darin exzellieren, daß sie schneller, als dies tiefer Veranlagten gelingt, sich bis zu einem gewissen Grade in ausländischen Sprachen auszudrücken lernen — Klimt ist keiner der vielen, die gewandt und annähernd sind, sondern einer der sparsam Gesäeten, die fremdes Empfinden nahezu von Grund aus wiederzugeben vermögen. Die Meinung mancher Wiener damals vor sieben Jahren, als das erste der Deckengemälde auftauchte und Sensation erregte, war anders. Für einige war Klimt der größte österreichische Künstler seit fünfzig Jahren. Einer von ihnen hat mir selbst gesagt, er denke, daß seit — Schubert kein solches Genie in Oesterreich aufgetaucht sei. Norddeutsche und süddeutsche Schätzung scheinen bei Klimt völlig voneinander abzuweichen, und wir sind ebenso bedächtig und kritisch diesem obzwar feinen, doch eklektischen Künstler gegenüber wie die Süddeutschen oder doch die Wiener oder doch manche von den Wienern von ihm hingerissen sind — oder waren. Denn auch an der Donau mag wohl die Stunde einer kühleren Ueberlegung gekommen sein.

Der Norddeutsche meint, daß der Autor der für die Wiener Universität gemalten Deckenbilder ein durchaus künstlicher Geist sei, der von Affektiertheit nicht freigeblieben ist, daß verschiedene fremde Sprachen in ihm durcheinanderklingen, daß seine zum Teil verdrehten und verrückten Bilder zwar sanft und entzückend gemalt sind, daß es indessen nicht darauf ankommt, wie sie gemalt sind, weil ihre angebliche Originalität entlehnt wurde. Sie sprechen zum Teil die Sprache Toorops, des Holländers, lindern diese exotischen javanischen Töne (der holländische Maler Toorop ist auf Java geboren und hatte eine Eingeborene zur Mutter) durch einige Verallgemeinerungen des Belgiers Khnopff — und bei dem berühmtesten der Bilder, der „Philosophie“, bediente sich Klimt zudem noch der Pailletten Whistlers. Es gehörte nach dem norddeutschen Empfinden eine Art von Naivetät dazu, um nach diesen Exkursionen — wenn Klimt noch wenigstens bei einer einzigen es hätte bewenden lassen — Klimt für eine originale Persönlichkeit zu halten. Er ist das Gegenteil: ein Mensch, der nicht aus dem Gschnastum herauskommen kann. Gschnastum, das ist das Nachahmen fremder Stile. Es erübrigt noch zu sagen, daß Klimt in dem Deckenbilde der „Medizin“ auch den Stil des Pariser „Salon“-Historienbildes in den Kreis seiner Stilnachbildungen hineingezogen hat.

Im ganzen muß man sagen, daß Klimt höchst unglücklich daran war, daß ihm diese Aufgabe, die Philosophie, die Medizin und die Jurisprudenz darzustellen, übergeben wurde. Die Wiener Professoren, die sich mit seiner Ausführung der Themen nicht befreunden konnten, haben wahrhaftig recht gehabt, und die Minorität des Kollegiums, die sich für die Klimtschen Arbeiten — selbst nachdem sie ausgeführt waren — noch einsetzte, war durchaus im Unrecht. Der Wiener Maler hat sich sehr geschadet, indem er diesen ihn erdrückenden Monumentalauftrag annahm. Er ist für völlig andere Aufgaben geschaffen: für das graziös Zierliche und Spielerische.

In diesem Sinne Glänzendes hat Klimt in seinen weiblichen Porträts hervorgebracht, von denen er einige in der Berliner Sezessionsausstellung 1903 zeigte. Auch sie waren wohl „Gschnas“. Sie waren in einen fremden Stil eingehüllt. Doch war in ihnen etwas Doppeltes, die künstliche Form vermählte sich mit dem echten Inhalt, die durch das Porträthafte gegeben war. Der Gschnas-Stil war nicht alles in den Bildern, die lieblichen modernen Mädchenblüten, deren dunkle Augen uns anschauten, waren Wirklichkeiten, auch wenn sie in einer Maskierung uns entgegentraten. Man kann sich nicht denken, daß ein Zusammensein mit den weiblichen Bildnissen Gustav Klimts für alle Zeit befriedigen könnte. Es ist nicht wie der bezaubernde Stimmklang von Musik. Es ist auch nicht dem Beisammensein — sprechend oder schweigend — mit einem Menschen, den man innig liebt, zu vergleichen: es ist eher wie der Aufenthalt auf einem Künstler- oder Kostümfeste, einem Fest mit Masken. Man sieht dort Menschen aus unseren Tagen, freut sich an ihren Vermummungen, an dem unsern Neigungen und Interessen Aehnlichen in ihren Vermummungen — wir werden so angetane Menschen jedoch nicht immer sehen wollen. Das schränkt den Genuß an den Klimtschen weiblichen Porträts (so entzückend und graziös sie gemalt sein mögen) ein. Wir müssen uns auch sagen, daß zukünftige Geschlechter diese Klimtschen Bildnisse, abgesehen vom Genusse, überhaupt nicht einmal verstehen werden, daß sie dann, zeitlos, in der Luft schweben. Immerhin drücken die Klimtschen weiblichen Bildnisse — diese besten Leistungen, deren der Künstler fähig ist — heute eine Zeitstimmung aus. Die Deckengemälde aber sind — ohne etwas, das sie mit dem Leben zusammenhält — nur Vermummung in fremde Stile, und schon die Gegenwart steht ihnen wie einem Firlefanz gegenüber. Man kann nur der Befriedigung Ausdruck geben, daß den jungen Studenten diese Bilder nicht in ihrer Aula vorgeführt werden. Denn was uns an den Gemälden immer noch reizen kann: die wunderhübsche Technik, die virtuose Geschicklichkeit im sich Hineinfinden in das Empfinden von fremden, naturgeborenen Künstlern, das entgeht ihnen, sie sind noch nicht kunstgebildet genug, um es erfassen zu können, und sie würden ohne Frage nur Schaum und kein Leben in diesen mit den schwersten Rätseln gefüllten Bildern vor sich sehen.

Emil Heilbut.

Die moderne deutsche Ballade.

Ist die Ballade überhaupt noch modern? Zweifellos galt sie geraume Zeit für antiquiert, und auch heute noch ist es kaum denkbar, daß aus der Stefan George-Schule mit ihren Mallarmé-Traditionen ein Balladikerstern ausgehe. Aber warum sollte eine Dichtungsgattung, der wir eine Reihe ausgezeichneter Stücke verdanken — „Archibald Douglas", „Edward", beide von Löwe so meisterhaft komponiert, Goethes, Schillers, Uhlands, des Grafen Strachwitz, Platens Balladen — jemals aufhören modern zu sein? Freilich wird die neue Zeit die alte Form mit neuem Inhalte erfüllen müssen. Ein Balladendichter, der uns heute eine „Lenore" oder die „Bürgschaft" geben wollte, würde so gut wie unmöglich sein. Dieses Urteil will die absolute Bedeutung dieser Gedichte nicht antasten, aber es betont den Unterschied der Zeiten. Vieles fehlt uns den Klassikern gegenüber — vor allem haben wir eben sie zu Vorgängern —, in anderem wieder sind wir verfeinerter als sie, die noch alltägliche Wahrheiten ausmünzen konnten, ohne als banal zu gelten. Die Ballade im Sinne Bürgers und Schillers ist für heute als Kunstform abgetan, wer ihren Stil aufnimmt, ist Epigone. Dies war auch schon zu Geibels Zeit so. Geibel, dieser Künstler von erlesenstem Kunstgeschmack, der wahrhafte deutsche Parnassianer, der gewiß Schillers und Bürgers Balladenkunst auf das höchste schätzte, schrieb doch keine Ballade in ihrem Stile. Zugleich aber wies er weiter auf dem Wege. Er griff einerseits auf die echte Volksballade zurück, wie sie von Herder aus dem Englischen und Dänischen eingeführt war („Schön Ellen", „König Abels Ende", „Wittenborg", „Die Goldgräber"), andererseits schuf er im „Tod des Tiberius" eine neue Spielart der Ballade, die symbolische Ballade, die dann in des Prinzen Schönaich-Carolath „Sulamith" einen zweiten Gipfelpunkt erreichte und die neuerdings von A. K. T. Tielo in mehreren Stücken seines Versbuches „Thanatos" (Axel Juncker, Stuttgart 1903) aufgenommen wurde. Diese Balladen, die im Dienste des Gedankens stehen, kommen ersichtlich von Schiller her; aber wenn Schiller noch in dem pathetischen Ton und der strophischen Gliederung an die ursprüngliche Volksballade erinnerte, haben sie auch dies aufgegeben und nähern sich zugleich der rein epischen Diktion und jener der philosophischen Dichtung. Manche werden darum für diese Stücke den Namen Ballade sogar ganz ablehnen. Aber eine allzu enge Umgrenzung des Begriffes ist durchaus nicht angezeigt. Die wenigen typischen Balladen, die in aller Gedächtnis sind, dürfen nicht die alleinige Norm abgeben, und eine Weiterbildung muß gleichfalls möglich sein, soll die Form nicht völlig erstarren.

Die neuere und neueste Zeit hat zwei Namen von Balladikern: Detlev Freiherr von Liliencron und Börries Freiherr von Münchhausen. Schon die bloße Tatsache, daß Liliencron, den ein großer Teil der Modernen auf den Schild erhob, Balladen dichtet, zeugt dagegen, daß die Ballade im Ernste antiquiert sei. Aber nun tritt ein jüngerer freiherrlicher Dichter auf, der dem älteren Balladiker den Platz zuoberst streitig macht. In einem längeren Essay, der in der „Deutschen Monatsschrift" erschien (Oktober, November und Dezember 1906), legt Börries von Münchhausen seine Grundsätze als Balladiker dar und gibt mit ihm zugleich der neuen und vermehrten Auflage seiner „Balladen" (F. A. Lattmann, Goslar 1906) ein Geleit. Und seine Bemerkungen sind wertvoll genug, um sie auf ihre Berechtigung auch über die Person des Dichters hinaus zu prüfen. Nicht immer kann man ihm zustimmen. So, wenn er das Balladendichten gewissermaßen für den Adel in Anspruch nimmt. Gewiß haben viele Aristokraten Balladen gedichtet, aber die hervorragendsten Balladiker sind doch simple Bürgerliche (Bürger, Schiller, Goethe, Uhland, Geibel, Freiligrath, Hebbel, Fontane). Ich selbst gehöre gewiß zu den Schätzern des Adels, erkenne aber auch gut, wo seine Schwächen liegen. Und die Hauptschwäche ist der Dilettantismus. Platen fand seine schwachen Jugendversuche für wert, sie der Welt aufzubewahren, Liliencron ist oft unglaublich dilettantisch, Graf Schack, dessen Verdienste als Uebersetzer, Kunst- und Literaturforscher und Mäcen unbestreitbar sind, blieb doch als schaffender Dichter zeitlebens Dilettant; er war es auch, der in Geibels Zeit noch Schillersche Balladen schreiben konnte.

Wenig glücklich scheint mir Börries von Münchhausen auch in seiner Definition der Ballade; sie ist für ihn „ein Gedicht, dessen Wesen in der charakteristischen Behandlung einer Handlung liegt". Aber ich möchte mich nicht in einer besseren Definition versuchen. Sonst erkennt Münchhausen die Erfordernisse einer guten Ballade sehr richtig. Er schreibt: „Für die Ballade ist die Frage nach dem Stoff eine der wesentlichsten. Ist er neu genug, und wenn er nicht neu ist, was ist das Interessierende an ihm? Ist er klar, oder hatte der Dichter ein halbes Dutzend Strophen nötig, bis er die Exposition und den Wirrwarr vieler Personen auseinandersetzte? Ist er lebhaft oder langweilig, und wenn er langweilig ist, konnte der Dichter ihn durch eigene Erfindung oder durch Verbindung mit einem anderen bewegter gestalten? Ist er geschlossen, hat er einen äußerlich oder innerlich abgerundeten Schluß, der in Beziehungen zum Anfang steht? Und ist er nicht etwa eine Anekdote, ein Witz oder ein historischer Unglücksfall?" In diesen Fragen liegt so ziemlich die ganze Aesthetik der Ballade. Aber noch eine kommt hinterher: inwiefern entsprechen die Balladen unserer Dichter diesen Anforderungen? Wenn man an „des Sängers Fluch", „Das Glück von Edenhall", den „Schenken von Limburg", die Karl- und Rolandsballaden Uhlands denkt, hat man die Antwort. Im Gegensatz zu ihnen sind die historischen Balladen Felix Dahns, so tüchtig ihre Gesinnung und geschickt ihre Mache ist, fast durchgehends Entgleisungen; vor allem wecken sie kein Interesse, mit wie großen Namen sie auch operieren. Ihr geschichtsgelehrter Verfasser hat die Stoffe offenbar bei seinen Studien gefunden und zur Behandlung vorgemerkt. Mir geht es auch nicht sehr viel anders mit Fontanes preußischen Balladen; seine Uebertragung des „Archibald Douglas" allein jedoch ist ein Meisterstück. Hebbels Balladen sind wie alle seine Gedichte etwas hart und unzugänglich. Er beherrschte vielleicht doch das rein Technische des Metiers zu wenig, um mit seinen Stoffen völlig frei zu schalten und seine Absicht unmittelbar zum Ausdruck zu bringen. Dieselbe Sprödigkeit macht sich bei Conrad Ferdinand Meyer bemerkbar, der wie Chamisso vom Französischen kam und das stets für ein feineres Ohr verrät. Ihnen allen aber gelang vorzügliches. Dies sind Tote. Aber nun Liliencron und Börries von Münchhausen selbst? Von Liliencron zitiert Münchhausen die Stellen:

> Die Heide ödet so leer und dumpf
> Wie das Herz, das ein Freund betrog . . .

und

> Pidder Lüng starrt wirrsinnig den Amtmann an,
> Immer heftiger in Wut gerät der Tyrann,
> Und er will, um die peinliche Stunde zu enden,
> Zu seinen Leuten nach draußen sich wenden . . .

In der ersten ist der Vergleich unplastisch und daher für eine Ballade verfehlt, in der zweiten die Diktion zu salopp. Auch das rügt Münchhausen an Liliencron, daß er um eines seltenen Reimes willen ganz unmögliches — so einmal einen Jaguar, ein andermal Panther — bei den Haaren herbeizerrt, was in solchen Fällen immer gefährlich ist. Aber ich glaube, die Vorwürfe gegen Liliencron liegen tiefer. Ich sehe in der Unverständlichkeit einer größeren Reihe seiner Balladen, wie sie Münchhausen hervorhebt, nicht künstlerische Absicht, sondern bloßes Versagen. Es fehlt die suggestive Macht, die wir in manchen Volksballaden so stark empfinden. Liliencron versäumt vor allem, seine Balladen psychologisch zu vertiefen, und zweitens, sie bildhaft zu gestalten. Dies aber scheinen mir die Haupterfordernisse einer guten Ballade. Auch wählt er seine Stoffe mit Vorliebe aus der Geschichte seiner Heimat, ein gewiß recht löblicher Lokalpatriotismus, der aber erst dann gerechtfertigt erscheint, wenn die Geschichte auch jeden anderen interessiert — die Absicht des Künstlers vorausgesetzt, über den Kreis von Flensburg oder Eiderstädt hinaus zu wirken. Er

bleibt zumeist in der Anekdotenballade stecken. Bezeichnend ist seine doppelte Behandlung desselben Sujets: zu rauben, zechenden Männern tritt ein Kind herein und spricht den alten friesischen Spruch: „Up dat et us wuhl gah up use olen Dag!" So lautet der Spruch bei Münchhausen, der auch dieses Sujet behandelt, Liliencron dagegen bringt ihn in dem ersten, hochdeutsch geschriebenen Gedicht folgendermaßen:

Da tritt ein kleines Mädchen herein,
Und steht mitten im wüsten Quartiere.
Martje Flors ist's, des Wirtes Töchterlein,
Zehn Jahr' nach dem Taufpapiere.

Sie nimmt das erste beste Glas
Und hebt sich auf die Zehe:
„Auf daß es im Alter, ich trink euch das,
Im Alter uns wohlergehe."

Die zweite, plattdeutsche Fassung, in der die lütte Deern „noch nich konfermeert" ist — jedenfalls ein Fortschritt gegen die „Taufpapiere" —, ist auch nicht viel besser. Münchhausens Ballade bereichert das Motiv. Ich setze sie ganz her als eine Probe seiner Art:

Die Brandung heult, und der Nebel braut dick und schwer,
Vom Süderdeich schrillen ängstliche Möven her.

Lars Pettersen spricht: God schütze unse Schalupp
Un schütz us all un de Hallig Norderup!"

Drei alte Männer rücken schweigend zum Tisch
Die plumpen Schemel und greifen zu Brot und Fisch.

Die kleine Inge bringt ihnen den Grog herein.
„Inge, wo heit de Spruch?" fragt Erven Svein.

Das Kind spricht ernsthaft das alte Wort und sag:
„Up dat et us wuhl gah up use olen Dag!" —

Und mit der Nacht stieg an das friesische Land
Der alte Sturm mit der rissigen Seemannshand.

Und die nasse Hand lag schwer auf Insel und Sund,
Und hinter ihm heulte die See, sein struppiger Hund. —

Der Morgen graut. Müd' wandert das graue Meer,
Mit zerspelltem Mast treibt eine Schaluppe her.

Ein alter Mann sagt: „Bald geit de Sonne up, —
Wo sünd de annern und Hallig Norderup!"

Er nimmt den letzten Trunk aus dem Bootsverschlag:
„Up dat et us wuhl gah up use olen Dag!"

Ich finde zwar die Sturmschilderung mit der See als einem struppigen Hunde wenig gelungen, vermisse auch ein psychologisches Moment in dem Gedichte und halte es überhaupt nicht für eines der allerbesten von Münchhausen, ziehe aber die rein technische Behandlung jener Liliencrons vor. Ueberhaupt kommt man nur bei wenigen Balladen Liliencrons zum reinen Genuß. Er liebt etwas zu sehr die seltenen Reime, die überhaupt mehr in einem epigrammatischen Gedicht als in einem epischen am Platze sind, wo sie zu sehr die Aufmerksamkeit auf sich lenken, und die man wohl auch noch weit souveräner behandeln können muß, wenn sie sich in ein Gedicht, in das sie an und für sich passen, einfügen sollen — man denke an Freiligraths exotische Balladen. Münchhausen scheint mir in mancher Beziehung sehr mit Recht aufzuzeigen, wie fadenscheinig im Grunde Liliencrons Balladenpurpur ist.

Nun jedoch Münchhausen selbst. Das starke ritterliche Gefühl verbindet ihn mit Liliencron, außerdem die Hinneigung zu niederdeutschen Stoffen. Aber er ist in der Führung der Handlung, in der Diktion überhaupt weit klarer, wirkt auch stärker plastisch, zumal in Einzelheiten, die oft so glücklich sind wie bei Strachwitz. In der symbolischen Ballade („Die Weissagung des Diocletian") steht er hinter Geibel und dem Prinzen Schönaich-Carolath zurück, überragt aber wohl um einiges Tielo. Die Wichtigkeit der Namengebung, von jedem wahrhaften Dichter erkannt, betont Münchhausen ausdrücklich in seinem Essay, aber er scheint mir nach seinen Wortbildungen nicht genügend sprachenkundig. Ich wenigstens würde nicht wagen, eine Ballade in einem Lande spielen zu lassen, dessen Sprache ich nicht kenne. Ebenso hat sich die Diktion selbst darnach zu richten; man vergleiche Uhlands „Bertrand de Born" mit seinen deutschen und englischen Balladen. Auch in der Sprachbehandlung trifft man bei Münchhausen noch Dilettantismen an. Was Strachwitz noch durfte — eine Zeit, in der ein Goethe schreiben konnte: „Ein großer Kahn ist im Begriffe — Auf dem Kanale hier zu sein", Faust II —, darf ein Balladiker von heute nicht mehr: das Zeitwort gehört an seine natürliche Stelle, die Worte haben unverstümmelt zu bleiben und „er liebet" zu schreiben, ist ein Kapitalverbrechen — natürlich bei moderner Diktion, archaistisch dagegen soll nur der schreiben, der wirklich genug von der älteren Literatur kennt, um Wesentliches vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Eigentlich archaistisch schreibt Münchhausen übrigens nie. Als jene Balladen, die ich für eine tatsächliche Bereicherung unseres Balladenschatzes halte, nenne ich vor allem „Die Glocke von Hadamar", deren sehr interessante Entstehungsgeschichte der Essay gibt; wie jedes echte Gedicht ist sie aus einer inneren Melodie gleichsam unterschwellig entstanden: anfangs war nur der französische Fluch „Nom du nom du bâtard de Sainte Marie!" da, zu deutsch: „Im Namen des Bastards der Marie, des Jesusknaben . . .", gelegentlich fielen dem Dichter die Verse ein:

„Ich will die Burg, und ich nehme sie
Vor Sankt Brigittentag",

worauf dann zum „Jesusknaben" als Reim „von Prag" ergänzt wurde und aus dieser Strophe das ganze Gedicht erwuchs. Tilly schwört, eine Burg, wo ein Baron mit seiner Buhlin in Fröhlichkeit haust, zu nehmen und ihn und sie enthaupten zu lassen,

„Wenn drüben vom Kloster in Hadamar
Der Ton der Mette klingt!"

Umsonst, als die Burg genommen ist, sucht das Weib, das dem Feinde entkam, zu verhindern, daß die Glocke töne: sie hält Klöppel und Strang fest, aber der Mönch, der unten läuten soll, bricht den Widerstand, und das Seil färbt sich blutig, und mit ihrem Sterbeschrei schallt der Ton der Glocke ins Land hinaus. Ebenbürtig sind „Der Letzte des Stammes" — eine adlige Erbteilung behandelnd —, „Der Wahlspruch der Beaumanoirs", „Das Heilandsblut", „Die Trommel des Ziska" und von den in der Gegenwart spielenden „Die Grabsteine". Hervorgehoben muß auch die „Mauer-Ballade" werden, die dem aristokratischen Gefühl den stärksten Ausdruck verleiht: die französische Revolution vom Standpunkte des Aristokraten betrachtet. Die Mauer, die den Adel vom Bürgertum trennt, wird nie fallen. Allerdings folgte Napoleon mit seinen Emporkömmlingen, die es zu längst respektierten Herzögen und Königen brachten. Andere Stücke, die inhaltlich vortrefflich sind, zeigen sprachliche Dilettantismen, die vielleicht eine dritte Auflage beheben könnte. Dies ist auch über Münchhausens Balladen zu sagen: psychologisch interessante Momente bringen sie nur sehr wenige. Aber gerade hier müßte die Moderne einsetzen und mit ihren Mitteln die wahrhaft moderne Ballade gestalten. Die Liebesmühe wäre nicht verloren.

Wien. Otto Hauser.

Zwei Klassiker.

Wir Deutschen erfreuen uns vor allen anderen Völkern des Vorzugs, die Klassiker mit ungetrübter Freude, ohne Zugeständnisse an eine andere Kulturstufe und ohne jeden Aufwand von Gelehrsamkeit genießen zu können. Unsere Klassiker sind die frischesten. Wie wir aus ihrem Gedankenborn den Segen für unsere Kultur schöpfen, so ist auch rein formal ihr Stil das Vorbild für unsere Redeweise, ihr Wortschatz der Reichtum, von dem unsere Sprache zehrt. Die Engländer stehen ihrem Shakespeare schon fremder gegenüber, wenn auch seine gigantische Macht unvermindert auf unser Zeitalter wirkt. Die Franzosen müssen sich bereits an die Ehrfurcht halten, wenn sie ihre Empfindungen für Corneille und Racine messen wollen.

Nicht anders steht es mit den Italienern ihrem Dante gegenüber. Schon seine Weltanschauung ist trotz Renaissance und Freiheitsregung nicht mehr die unserer Zeitgenossen. Seine Sprache aber mutet uns im heutigen Italien an wie der Urgroßväter Zierat in einem modernen Haushalt.

Das hat sicher einen ganz eigenen Reiz, einen Reiz, den der Italiener unserer Tage an seinem Klassiker nicht missen möchte.

Die Uebertragungskünstler des neunzehnten Jahrhunderts, die uns den Dante verdeutschten, haben diese Beziehung zu seinem Zeitalter nicht berücksichtigt. Zum erstenmal wird uns ein Jugendwerk jenes Klassikers, seine „Vita nuova" in deutscher Sprache mit dem Bestreben geboten, der Dichtung den altertümlichen Zauber zu erhalten, den das Original für den heutigen Italiener besitzt. So nämlich vermittelt uns Otto Hauser „Das neue Leben" von Dante.*)

Meister Dante Alighieri, für den Hauser deutsche Abstammung nachweisen will, weil der Name Alighier = Aldighier = Aldiger und das blonde Haar des Dichters auf nordische Herkunft deuten, hat bekanntlich in jenem Büchlein die Geschichte seiner Jugendliebe erzählt. Der holdseligen Beatrice, die er später in der „Göttlichen Komödie" zu seiner Führerin durch das „Paradies" wählte, hat er einen Kranz von Sonetten und Kanzonen geflochten und diesen eingebettet in den Moosgrund einer verbindenden Prosadichtung. Schlicht und naiv ist es dargestellt, mit einer tändelnden Neigung zur Symbolik, aber bei alledem in realistischer Aufrichtigkeit, nach Art eines Tagebuchs.

Da sich Hauser in der Anwendung archaistischer Sprachformen große Zurückhaltung auferlegt, ist sein Versuch der stiltreuen Wiedergabe frei von allem schulmeisterlichen Gelehrtenstolz und als dichterische Nachbildung durchaus gelungen.

Die ehrwürdige Struktur der wohllautvollen Sprache Dantes ist glücklich ins Deutsche hinübergerettet, — so, wenn der Dichter die Wirkung des Grußes seiner Angebeteten beschreibt:

„Wenn sie, sage ich, an irgend einem Orte erschien, blieb in Verhoffung ihres wundersamen Grußes keiner mein Feind mehr, vielmehr ergriff mich eine Flamme der erbarmenden Liebe, welche mich jedem verzeihen ließ, der mich beleidigt hatte. Und so mich da jemand um irgend etwas gefragt hätte, meine Antwort wäre einzig gewesen: ‚Minne' mit demütigem Angesicht."

Es bereitet köstlichsten Genuß, von Hausers sicherer Hand geführt, sich in das liebliche Gebilde Meister Dantes zu vertiefen. Man ergötzt sich und wird ergriffen, wenn er, Einfalt im Herzen, den Gruß der Geliebten als der Minne höchstes Ziel darstellt, — wenn er simpel die Gebräuche jener Zeit bei Hochzeits- und Trauerfeierlichkeiten erwähnt, von seiner schmerzhaften Fieberkrankheit spricht, eine literarische Abhandlung gibt über die Form von Liebesgedichten im Lateinischen, Provençalischen und Italienischen, und dann immer wieder in symbolischer Träumerei mit der Zahl neun spielt, die er als Produkt von 3×3 auf die heilige Dreieinigkeit zurückführt.

Die Geliebte schildert der jugendliche Dante in Tönen der höchsten Begeisterung:

„Hier zeigt Natur, wie weit ihr Können geht,
an ihrem Beispiel wird Schönheit erkannt."

Welcher Zauber von ihr ausgeht, kündet er unermüdlich in Reim und Prosa, am lieblichsten wohl in folgendem Sonette:

So hold erscheint und züchtig von Gebaren
die Fraue mein, allwenn sie sich verneiget,
daß jede Zunge mit Erbeben schweiget
und nicht das Auge wagt, sie zu gewahren.

Sie geht, wie vielen Preis sie mag erfahren,
selig bescheiden, Demut zum Gewand;
und ist, als sei vom Himmel sie gesandt,
auf Erden Wunder uns zu offenbaren.

Sie zeigt so huldreich sich dem, der sie siehet,
daß durch das Aug ins Herz ihm Süße ziehet,
wie keiner kennt, der sie nicht selbst erfuhr.

Und ist, es gehe aus von ihrem Munde
ein sanfter Hauch voll minniglicher Kunde,
der zu der Seele spricht: Nun seufze nur!

Streckfuß, der freilich meinte: „Lyrische Hauche, Seufzer, welche der vollen Brust entstiegen sind, ertragen keine Uebersetzung", hat gleichwohl diese zart hingehauchten Verse ins Deutsche zu übertragen versucht, er griff sie aber zu derb an, und es kamen recht grob geschnitzte Reime heraus. Zum Vergleiche sei der Schluß angeführt, der in der Sprache Dantes also lautet:

Mostrasi si piacente a chi la mira,
Che dà per gli occhi una dolcezza al core,
Che intender non la può chi non la prova;

E par che delle sue labbia si muova
Uno spirto soave e pien d'amore,
Che va dicendo all'anima: sospira!

Und nach Streckfuß:

Sie scheint so hold, wer immer sie betrachte,
Und gießt durchs Aug' ins Herz so süße Triebe,
Daß die nur, die sie fühlten, sie verstehen;

Und von den Lippen scheint ein Geist zu wehen,
So voll von Huld und' Innigkeit und Liebe,
Daß er zu jeder Seele flüstert: Schmachte!

Weit graziöser und phantasiereicher ist die Nachdichtung in Heyses Fassung mit dem Schlusse:

Sie stellt sich jedem Blick so lieblich dar,
Daß eine Süße dringt durchs Aug' ins Herze,
Die keiner, der ihr fremd, zu kennen wähne.
Und von den holden Lippen wunderbar
Weht linder Hauch, erfüllt von Lieb' und Schmerze,
Der zu der Seele spricht: Nun seufz' und sehne!

Dennoch ist Otto Hauser am echtesten. Unverkennbar hält er sich am engsten ans Original und nimmt ihm nichts von dem poetischen Schwunge und der Patina des Alters.

Hauser hat auch die Glossen zu den Gedichten getreulich wiedergegeben, während andere sie fortgelassen haben. Anscheinend pedantisch bringen diese Glossen eine regelmäßige Analyse des vorausgegangenen Gedichts, in Wirklichkeit bieten sie aber mehr, denn sie bilden mit ihrer naiven Auslegung des dichterischen Ausdrucks den realistischen Untergrund zu den ins Symbolische strebenden Versen.

*) Dante Alighieri: „Das neue Leben". Uebersetzt und herausgegeben von Otto Hauser. Mit Titelzeichnung, vier Reproduktionen von Gemälden und einer Vignette von Dante Gabriel Rossetti. (Verlag Julius Bard, Berlin.)

Die Erscheinung der „Minne“, von der der Dichter häufig zu träumen liebt, spricht zu ihm meist in der weihevollen Sprache des Kirchenlateins. Vielleicht hätte Hauser diese Reden besser deutsch, etwa in der Form der Lutherischen Bibelsprache, vermittelt, denn gerade ein Werk, wie die Vita nuova, wird ja in erster Reihe von Frauen gewürdigt werden. Und man möchte die Bemühung des Nachdichters durch Dantes eigenen Ausspruch anfeuern, „um seine Worte einer Frau verständlich zu machen, welcher es schwierig war, lateinische Verse zu verstehen“. Noch gehören ja die Zöglinge der Mädchengymnasien zur Minderheit.

* * *

Den Italienern ist zwar das Lateinische nicht so fremd, es muß ihnen den Genuß an ihrem Klassiker aber doch immer beeinträchtigen. Wie mögen nun die heutigen Chinesen zu den Klassikern stehen, von denen sie eine ungleich größere Spanne trennt, als die romanischen Völker von den ihrigen? Vielleicht spielt da der lange Zwischenraum eine geringere Rolle. Sprache und Kultur der Chinesen blieben Jahrhunderte hindurch unverändert, und so mag es kommen, daß uns ein chinesischer Klassiker aus dem achten Jahrhundert fast moderner anmutet, als der italienische des dreizehnten Jahrhunderts.

Es ist Li-Tai-Pe, dessen Gedichte uns ebenfalls wieder Otto Hauser*) in deutscher Sprache darbietet.

Li-Tai-Pe war mit Tu-Fu, den Hauser im Gegensatz zu anderen für den weniger Bedeutenden hält, der Gründer der chinesischen Verstechnik. Die erste Regelmäßigkeit in Reim und Silbenzählung soll von ihnen stammen. Der Wunsch nach Vergleichen führte europäische Gelehrte dazu, Li-Tai-Pe als den chinesischen Anakreon oder noch kühner als den chinesischen Byron zu bezeichnen. Hauser stellt ihn in eine Linie mit Hafis. Nach seinen Angaben begann Li-Tai-Pe, aus J-tschon im nordöstlichen China gebürtig, schon mit zehn Jahren Verse zu pinseln. Später wurde er der Günstling des Kaisers Ming-Hoang-ti, der des Dichters Gesänge mit der Flöte begleitete. Unwillkürlich denkt man an den Flöte spielenden Friedrich, der Voltaire an seinen Hof zog. Durch den Hang zum Trinken ist Li-Tai-Pe in Ungnade gefallen und starb nach einem unsteten Lebenswandel im Alter von 62 Jahren. Seine Dichtungen erhielten sich durch Jahrhunderte und wurden vor 150 Jahren vom Kaiser Kien-lung gesammelt und in 36 Heften mit gelehrten Kommentaren neu herausgegeben.

Dieser Sammlung entnahm Otto Hauser seine Auswahl, wohl die erste in einer europäischen Sprache, die auf das chinesische Original zurückgeht. In der deutschen Wiedergabe hat Hauser das Ghasel durch einfache Reimpaare ersetzt, erklärt aber, sich dafür desto genauer an den Sinn und an die Wortbilder der chinesischen Vorlage gehalten zu haben.

Li-Tai-Pe hat in starkem Maße dem Wein gehuldigt und in seinen Versen sich dessen gern berühmt:

> Dreihundert Becher guten Weines bloß,
> So bist du zehn Millionen Sorgen los . . .

ruft er mit souveräner Verachtung aller Mäßigkeitsapostel.

Aber neben den Trinkliedern finden sich andere, die beweisen, daß Li-Tai-Pe mit Dichteraugen die Welt schaute. In kraftvollen Kriegsliedern beschreibt er die Stimmung vor der Schlacht, die Mühen des Heeres auf dem Marsche. Seine Naturschilderungen sind voll Reiz und Wärme, sei es, daß er die Lieblichkeit einer Frühlingslandschaft besingt, sei es, daß er die Erhabenheit eines gewaltigen Wasserfalls oder den Schrecken eines Vernichtung bringenden Seesturms ausmalt. Hier braucht Hauser an einer Stelle den altbiblischen Namen: Leviathan, wie an einer anderen die Homerische Benennung: Ambrosia, zwei Wortprägungen, die umso mehr auffallen, als Hausers Sprache sonst ganz in der Anschauungswelt des alten Chinesen wurzelt. Leviathan hätte sich durch Taifun, Ambrosia durch Meth vielleicht besser dem Stile anpassen lassen.

*) Li-Tai-Pe, Gedichte. Aus dem Chinesischen von Otto Hauser (Verlegt bei Baumert und Ronge, Großenhain, 1906.)

Sehr interessant sind die Kulturbilder, die Li-Tai-Pe mit feiner dichterischer Anschaulichkeit entwirft, so der Ausschnitt aus dem chinesischen Frauenleben (das Mädchen singt):

> Als kaum die Stirne langes Haar mir schmückte,
> Und ich noch vor der Türe Blumen pflückte,
>
> Kamst du auf deinem Bambusrößlein reitend,
> Spieltest mit Pflaumen, um mein Lager schreitend.
>
> In Tschang-kan wuchsen wir zusammen auf,
> Nie kam's zum Streite in der Jahre Lauf.
>
> Mit vierzehn ward ich dir zur Frau gegeben,
> Noch wagt' ich nicht, das Antlitz zu erheben,
>
> Zur dunklen Wand gekehrt, verschämt und stumm,
> Riefst du auch tausendmal, ich sah nicht um.
>
> Mit fünfzehn erst erhob ich meine Lider —
> Nun, bis wir Staub sind, trennt man uns nicht wieder . . . .

Rührend und keusch schildert der Dichter in anderen Liedern die Sehnsucht der Frau nach dem fernen Gatten, die Trauer eines Weibes um den verlorenen Ehemann, die Klage eines Mädchens, das dem Ungeliebten in die Fremde folgen muß. Und schon im achten Jahrhundert hat dieser Chinese Anlaß gefunden, dem im Bücherstaub vergrabenen Gelehrten den frei umherschweifenden Jägersmann als den glücklicheren gegenüberzustellen:

> „Wie anders als die Weisen hier lebt dieser freie Mann!“

Wie sein Stil noch unverbildet einfach ist, fern allem Schwulst und allem Wortprunk, so ist auch seine Denkart die eines Philosophen von antiker Klarheit und Bescheidenheit. Manchem frommen Mann von heut wird Li-Tai-Pe als cynisch erscheinen, wenn er ausruft:

> Heilig und weise sind wir schon beim Trinken,
> Was braucht's vor Himmelsgeistern hinzusinken?

Aber in dieser freimütigen Abkehr vom kulturellen Götterdienst liegt doch auch Größe und Kraft, wie sie in unserer Zeit und bei uns Mitteleuropäern selten ist.

Wer Li-Tai-Pe in Hausers Verdeutschung liest, vergißt, welche Spanne von Jahrhunderten und welche breite Kluft der Weltanschauung uns von diesem Chinesen trennt. Und, weil er einfacher ist in Form und Wesen, verstehen wir ihn besser als den Klassiker Italiens, der unserm deutschen Volk entstammen soll.

Sigmar Mehring.

Theater.

Lessing-Theater „Mieze und Maria“. Komödie in 4 Akten von Georg Hirschfeld.

Dieser Stoff ist entwicklungsfähig: er birgt inneres Leben, er scheint bühnenwirksam. Zwei wesentlich verschiedene, gleich daseinsberechtigte Komödien mag man daraus erwachsen sehen. Es gibt noch eine dritte unmögliche daneben. Diese hat Georg Hirschfeld geschrieben.

Ein Ehepaar, dem alle guten Gaben der Bildung und des Luxus zuteil geworden, lebt in unglücklicher Gemeinschaft mit einander. Sie sind beide ernst zu nehmende, aber allzu verschieden geartete Naturen. Kinder sind ihnen versagt geblieben. Nun führt der Zufall die uneheliche, eben vierzehnjährige Tochter des Ehemannes in das wohnliche, behagliche Heim. Die Frau überwindet sich in ernstem Entschlusse und nimmt das Mädchen an Kindesstatt bei sich auf. Vielleicht aus Mitleid, vielleicht weil die Liebe zu dem Manne nicht ganz in ihr erstarb. Das Mädchen aber, das unter Proletariern in derber Unbildung

aufgewachsen ist, vermag sich in die neue Umgebung nicht einzuleben. Eines schönen Tages läuft es auf und davon. Das Fröschlein springt vom goldenen Stuhl hinab. Es mag sich aber fügen, daß in der gemeinsamen Liebe zu der Kleinen das Ehepaar einander wiederfand. Der Gegensatz der Feingebildeten zu dem Kinde von der Gasse, das Werben der Hochstehenden um den argen Wildling wird die komischen Wirkungen in sich bergen.

Oder man nehme den anderen Fall. Die beiden, die das Kind in ihr Haus ziehen, sind durchaus **nicht** ernst zu nehmende Charaktere. Der Mann ist ein reicher Snob, ein arger, eitler Fant. Die Frau handelt aus irgendwelcher Laune, sei es aus mystischer Verstiegenheit heraus. Sie suchen sich das Kind durch Verhätschelung, Geschenke, durch ein Eingehen auf jede Laune zu gewinnen. Durfte sich die Kleine in jenem ersten Heim unglücklich fühlen, so **muß** sie hier ganz elend werden. Es welkt die luftgewohnte Pflanze im überhitzten Zimmer. In dieser Gestaltung drängt der Stoff zur Tragikomödie. Das Mädchen wird das Haus verlassen und das Ehepaar vereinsamt sein, ganz wie zuvor. In dem Gegensatz aber zwischen gesunder Unbildung und satter, überwürzter Kultur, in der scheinbaren Nähe eines dennoch ganz unerreichbaren Glückes werden die widersprechenden Stimmungen durcheinander gewittern.

Georg Hirschfeld nun hat die dritte Komödie geschrieben. Sie ist ein willkürliches, unlogisches Konglomerat aus beiden. Sie erinnert an das Märchen, das von dem Zauberer erzählt, der die abgehauenen Köpfe den Rümpfen wieder anpaßte, nicht ohne daß eine Verwechslung mit unterlief: der Kopf des Narren thront nun auf dem Leibe des Königssohnes. Zwar ist bei Hirschfeld das Ehepaar durchaus nicht ernst zu nehmen, zwar ist der Mann ein Geck, zwar handelt die Frau aus eitel Ueberspanntheit, aber sie finden doch (obwohl ihre Zärtlichkeit zu dem Kinde die denkbar törichteste ist) in Liebe zueinander. Es ist ein Glück für das Kind, daß es sich in solcher Umgebung elend fühlt, ein Glück, daß es zu seiner gesunden, proletarischen Mutter zurückkehrt: aber die Vorgänge sind dennoch von dem Dichter nur zum kleinen Teil als komisch, zum größeren mit weichherziger Wehmut betrachtet worden.

Woher die Unsicherheit, die Widerstrebendes in einem Topf verrührt? Ich glaube, es gibt ein Wort dafür, das alles deutet und erklärt; es heißt: Sentimentalität. Dem Verfasser von „Mieze und Maria" trübte falsche Empfindsamkeit die Augen. Er konnte nicht umhin, mit der einen Hand zu streicheln, was er mit der anderen fortstieß. Dies Kind der Gasse dünkt ihn in dem reichen, aerbildeten Hause eine komische Erscheinung, er läßt es ungebärdig, rüpelhaft sein, aber zugleich gibt er die Szene, in der es seine tiefe musikalische Veranlagung bekundet, und die Träne der Rührung fällt. In erbitterter, aber durchaus unmöglicher Auseinandersetzung läßt er den jungen Privatsekretär dem Hausherrn vorwerfen, daß er und die Seinen unheilbare Snobs seien — und das sind sie wirklich —, um im selben Augenblick kundzugeben, daß die bislang kinderlose, nun von ihrem Gatten geliebte Dame ihren Schoß gesegnet fühlt. . . Damit die Snobs nicht alle werden? Damit ein neues Püppchen zum Verziehen da sei? Genug, es fällt die Träne der Rührung.

Es ist im Grunde kein Rechten mit der Sentimentalität. Nur will gesundem Geschmack der süßsaure Trank nicht munden.

Trotzdem steht Hirschfelds neue Komödie über seinen letzten Bühnenwerken. Enttäuscht das Ganze, so mag manche Einzelheit gefallen. Wieder sind Ansätze zu kräftigerer Gestaltung da, manche Szene erweist sich bühnenwirksam. Nur bin ich mir nicht klar darüber, — so gern ich glauben möchte, — ob dies neuerwachender Kraft, ob es dem dankbaren Stoffe zuzuschreiben ist. Diesem Stoff, der zu zwei guten Komödien ausgereicht hätte, und einem sentimentalen Zwitter zum Scheindasein verhelfen mußte.

Ernst Heilborn.

„Auf Allerhöchsten Befehl."

Auf dem Hofe, vor dem sauberen Bauernhause, das mit seinen drei steinernen Wänden tief in den Bergabhang hineingeschlüpft war, wie ein Krebs, saß auf einem dürren Baumstamm der Witwer Muki traurig und schweigsam mit längst kalt gewordener Pfeife und betrachtete kummervoll seine aus roher Büffelhaut geflochtenen Sandalen.

Vor ihm, ebenso schweigsam und mürrisch, saß die Witwe Sani auf einem bunten kaukasischen Teppiche. Sie arbeitete schnell und geschickt mit den Stricknadeln, zwischen denen ein grober, wollener Kinderstrumpf baumelte.

Schon längst saßen beide so, und keins von ihnen wollte das drückende Schweigen brechen. Sani wußte wohl, warum ihr Nachbar Muki jeden Tag zu ihr kam, und Muki wußte wohl, was für eine Antwort Sani für ihn bereit hatte.

Vor einem Jahre hatte ein schweres Unglück Sani und Muki getroffen. Die Frau verlor ihren Mann. Der Mann — seine Frau. Der Selige hinterließ Sani, mit einem vierjährigen Buben und einem dreijährigen Mädchen auf dem Hals. Muki blieb mit einem Zwillingspaar — zwei dreijährigen Mädchen zurück.

Sani, als starke und kluge Frau, trocknete, eine Woche nach der Beerdigung ihres Mannes, ihre Tränen, verkaufte das ganze Arbeitsvieh, verpachtete einem Bauern ihr Ackerland und nahm ihre beiden Kinder unter ihre Flügel, wie eine Bruthenne, in der festen Absicht, keinen zweiten Mann zu heiraten, weil sie fürchtete, daß ein Stiefvater ihre Kinder schlecht behandeln oder gar verjagen könnte.

Nicht so leicht aber wurde der Witwer Muki mit seinem Unglück fertig. Sein ganzer Haushalt und die Wirtschaft gerieten in Verfall. Die Wasserkrüge standen leer und trocken. Im kalten Kamin, aus dem die Hühner die ganze Asche durch die Stube gekratzt hatten, knisterte schon lange kein Feuer mehr. Der eiserne Dreifuß war verschwunden, und niemand kochte mehr in der Stube den heißen Tanof.*) Die Naphthalampe lag mit abgeschlagener Nase unter dem Kornkasten, und Mukis zwei Kinder trieben sich den ganzen Tag zwischen dem Abfall und auf den Misthaufen herum. Kurzum — Muki sah klar, daß er nicht länger ohne Frau bleiben könne. Deshalb beobachtete er während des Trauerjahres alle Witwen und kam zu der Ueberzeugung, daß die Witwe Sani die einzige Frau sei, die imstande wäre, seinen zwei Kindern die selige Mutter zu ersetzen. Nach diesem Beschlusse ging Muki siebenmal in der Woche zu Sani, bat und flehte sie an, ihn zu heiraten. Aber wie zum Trotz war die Witwe Sani die einzige von allen vier Witwen im Dorfe, die Muki nicht heiraten und überhaupt von Heirat nichts hören und wissen wollte. „Will niemand! Will niemand! Und noch einmal will niemand! Weder dich noch jemand anders! Laß einen Erenal (General) kommen, sogar den will nicht!" sagte jedesmal Sani. „Es gibt ja noch drei Witwen im Dorfe, geh, heirate eine von jenen."

Nach solcher Antwort seufzte Muki schwer und tief, erhob sich von dem Baumstamm und entfernte sich vom Hofe.

Dasselbe geschah auch heute. Nach den gewöhnlichen Beteuerungen und Bitten verfiel Muki in tiefes Nachdenken. Sani machte den Strumpf fertig, biß mit den Zähnen den übriggebliebenen Faden im Hacken ab und ging in die Stube. Muki verfolgte das junge Weib mit traurigen Blicken, fuhr hoffnungslos mit der Hand durch die Luft, stand auf und taumelte mit seinen großen, langsamen Schritten dorfab, ohne zu wissen, wohin und weshalb.

Zur selben Zeit saß der Gemeindeschreiber Kuki, ein kleiner Bauer, trocken wie ein Holzspänchen, auf dem flachen Dache seines Häuschens, einen Fuß hoch über der Straße und wärmte seinen kleinen, leichten Körper, der abgemagert war wie ein Fuchs im Winter, an der Frühlingssonne.

*) Eine Art Suppe aus Reis und saurer Milch

„Gevatter!“ rief Kuki den Muki an, der in der Mitte der Straße stehen geblieben war und achselzuckend und fragend seinen eigenen ausgespreizten dicken Finger betrachtete.

Muki hob schwer den Kopf und ließ ihn wieder auf die breite Brust sinken.

„Gevatter, hat sie wieder ‚nein‘ gesagt? Ach, du Weib du! Ist das aber ein Weib! Gevatter, laß uns sie rauben! Bei Gott, wir müssen sie rauben, wenn sie nachts in die Schlucht zur Wasserquelle heruntersteigt. Stecken wir sie in den Sack, und auf dem Rücken schleppst du sie geschwind in den Wald. Ich bringe dann den Vater Mchitar, und wir feiern die Hochzeit und laden den Herrn Oberwolf mit seiner Madame dazu. Gut so?“

„Gevatter, du machst noch Witze? Siehst du nicht meinen Zustand? Siehst du nicht.... Siehst du nicht....“ Mukis Stimme klang wie ein zerbrochener Krug. In seiner Kehle wallte etwas auf, und Tränen zitterten an den Wimpern.

Kuki rieb verlegen seinen Bauch, bewegte sich schuldbewußt und unruhig auf seinem Platz, stieg vom Dache auf die Straße hinab, nahm Muki am Aermel und zog ihn, ohne ein Wort zu sagen, in sein Haus. Der große, starke Muki folgte widerstandslos dem kleinen Kuki.

„Gib nun, was du hast,“ wandte sich Kuki zu seiner Frau und drückte den kummervollen Muki neben sich auf den Teppich am Kamin nieder.

„Also, ohne weiteres, so einfach abgeschlagen?“ fragte Kuki mit aufrichtigem Anteil an seinem Kummer.

„Sie will nicht,“ antwortete Muki finster. „Geh, hat sie gesagt, geh, suche dir eine andere Frau, keinen will ich, hat sie gesagt. Laß einen Erenal kommen, sogar den will ich nicht, hat sie gesagt.“

„Sogar einen Erenal nicht? Das ist aber ein Weib! Ach du Weib!“ und Kuki rieb emsig seinen Bauch.

„Und wohin soll ich jetzt gehen? Wo finde ich eine andere? Eine andere aber wird ja meine zwei Kleinen roh auffressen,“ stöhnte Muki auf.

Kuki schwieg gedankenvoll, und eine tiefe Falte zwischen seinen Augenbrauen zeigte, daß in seinem kleinen Kopfe eine große Arbeit vor sich ging. Er zerrte an seinen ledrigen, glattrasierten Backen und betrachtete lange das Gesicht seines Gevatters.

„Gevatter, aber du, wenn es, das heißt, wenn sie einwilligte, wirst du nicht ihre kleinen Waisen etwa auch — ich meine — ohne Ursache oder etwa?“ fragte Kuki.

Muki griff mit beiden Händen nach seinem Kopf.

„Gevatter, was für Worte sagst du? Oder hat mich der Herrgott verflucht, und die Leute lesen es auf meinem Gesichte? Was soll das heißen? Kennst du mich nicht? Begegnen wir uns heute zum erstenmal? Laß mir die Mücken das Blut aussaugen und die unreinen Füchse mein Fleisch auffressen! Ich möchte mir die Brust aufreißen, um dir zu zeigen, wie lieb ich ihre zwei Waisen habe, aber du weißt ja, daß man davon sterben kann.“

„Schon gut, schon gut, ich weiß, ich kenne dich,“ unterbrach ihn Kuki. Das breite, offene Gesicht und die feuchten Augen Mukis ließen keinen Zweifel daran, daß er Sanis Kleine wie seine eigenen lieben würde.

Kukis Frau stellte in der Zeit einen großen Holzteller mit Weinarak, Brot und Käse vor den Bauern auf. Kuki füllte die Gläser und reichte eins dem Muki.

„Nimm, Gevatter, der Herrgott ist allmächtig. Er wird uns nicht verlassen. Heute tut er so, daß Sani sogar einen Erenal nicht heiraten will, morgen kann er's anders machen. Na ja, wir wollen schon sehen, wir wollen schon sehen,“ murmelte Kuki bedeutungsvoll. Nachdem sie die Flasche umgestülpt hatten und Brot und Käse vom Teller verschwunden war, schickte Kuki seinen Gevatter nach Hause und bat ihn, dort zu bleiben, bis Kuki hin komme.

Muki ging fort, ohne zu fragen, warum Kuki zu ihm kommen wolle. Einige Zeit blickte Kuki von der Türschwelle seinem Gevatter nach, kam zurück in die Stube, schlug den Deckel des Gemeindekastens zurück, worin er alle Papiere und Dokumente des Dorfes aufbewahrte, nahm aus dem Kasten ein altes Zeitungsblatt und noch etwas, schlug alles in ein reines, weißes Papier, steckte sie in die Brusttasche, nahm seinen Stock und ging hinaus.

Dieses geschah kurz nach jenem für den Kaukasus so bedeutungsvollen Jahre 1887, als die ersten Rekruten zur allgemeinen Wehrpflicht gerufen waren. Lange danach noch wallte das ganze Land wie ein unruhiges Meer. Die unsinnigsten und unmöglichsten Gerüchte fanden einen guten Boden in den dunklen, schlecht unterrichteten Volksmassen. Man erzählte, daß der Zar jetzt den Befehl gegeben hätte, alle jungen Mädchen ebenfalls unter das Militär zu stecken, daß die Mütter der Soldaten ihren Söhnen in die Stadt nachfolgen müßten, um dort die Offiziere zu bedienen. Und schließlich tauchten hie und da Gerüchte über einen neuen Ukas auf, worin geschrieben stände, daß alle Witwen, junge und alte, schöne und häßliche, ohne Ausnahme, in die Kasernen gebracht werden sollten, den Soldaten des Zaren zur Kurzweil. Das erschreckte Volk schenkte all diesen Gerüchten Glauben; besonders aber zitterten die Dorfweiber und Witwen für ihr Schicksal.

Das Gerücht nun, daß der Zar befohlen habe, alle verwitweten Weiber seines Reiches in die Kasernen zu bringen, um seinen tapferen Soldaten ein „Vergnügen“ zu bereiten, war es, das der schlaue Kuki für seinen Gevatter auszunützen beschloß.

Die Abenddämmerung sank wie ein blauer Staub über die Berge, als der Gemeindeschreiber Kuki den Hausflur der Witwe Sani betrat. Die Frau lief, um ihm eine Matratze zu bringen. Kuki aber faßte ihre Hand, ging selber in die halbdunkle Stube und flüsterte warnend: „Mache die Tür zu, und zünde die Lampe an.“

Sani schlug die Tür zu, zündete die Naphthalampe an und steckte sie in die Vertiefung der Kaminnische. Mit ernsthaftem, sorgenvollem Gesichte setzte sich Kuki auf dem Teppich nieder. Sani kauerte sich mit zurückgeschlagenen Aermeln gegenüber hin und sah Kuki unruhig an.

„Kuki, Täubchen, wieder neue Befehle?“ fragte die Witwe mit einem ängstlichen Vorgefühl.

„Eben ist ein Ukas vom Zaren eingetroffen. Der Kosak hat ihn gebracht.“

„Gott schütze uns! Steht darin etwas über die Witwen?“

Kuki steckte geschäftig die Hand in die linke Brusttasche und zog ein weißes, zusammengefaltetes Papier heraus, legte es vor sich auf den Teppich, drückte mit dem Zeigefinger senkrecht auf das Papier und sagte feierlich: „Allerhöchster Befehl des Zaren in bezug aller verwitweten Weiber seines Reiches, in bezug der Verteilung jener verwitweten Weiber unter seine tapferen Soldaten, in bezug auf das Vergnügen der letzteren,“ Kuki preßte seine dünnen Lippen zusammen.

Sanis Knie wurden schwach. Sie saß auf der Stelle nieder. Kuki war, nach dem Pfarrer Mchitar, der Erste im Dorfe, und kein Mensch wagte, seinen Worten Mißtrauen zu schenken.

„Leicht wiegt unser Gemeindeschreiber Kuki, schwer aber wiegt sein Wort,“ sagte man im Dorfe von ihm.

„Kuki, das ist ja . . . un . . . möglich!“

„Kuki, das ist . . . un . . . unmöglich . . . mein Gott!“ kaum konnte Sani diese Worte aussprechen.

„Aha! Das ist unmöglich? Warum aber unmöglich, das erlaube ich mir zu fragen? Sehr sogar möglich. Warum ist es möglich, daß die tapferen Soldaten ihre roten Blutstropfen für uns vergießen, den Weibern aber soll es unmöglich sein, ihnen ein kleines Vergnügen zu machen? Hier, Mütterchen! Nicht ich, nicht du oder ein dritter sagt es. Hier ist's alles geschrieben,“ Kuki klopfte mit dem Zeigefinger auf das Papier. „Hier, mein Herz, der Ukas, und nicht allein der Ukas, sondern die Porträts der Soldaten.“ Er schlug das weiße Papier auseinander, nahm das alte Zeitungsblatt heraus und reichte es Sani. „Hier hast du den Ukas, lies, wenn du kannst, darin steht alles, schwarz auf weiß geschrieben.“ Er fuhr mit dem Zeigefinger über die großen, dicken Buchstaben: „Die neue Rundschau“ und las:

„Verteilung, also, aller Witwen meines Reiches unter meine tapferen Soldaten für das Vergnügen.“

Sani zog unwillkürlich beide Arme zurück, in Angst vor diesen großen, schwarzen wie Schlangen gewundenen Buchstaben.

„Nun ja, du kannst nicht lesen, keine Schule besucht, die Porträts aber kann jeder Ungebildete, der ein paar Augen hat, sehen.“ Kuki legte „Die neue Rundschau“ vorsichtig beiseite und näherte der roten, flackernden Flamme der Naphthalampe vier schmutzige Spielkarten mit zerknickten und abgerundeten Ecken. Es waren vier Buben: Pique-Bube, Kreuz-Bube, Herz und Karo. Sani neigte sich mit klopfendem Herzen über die Karten und prallte sofort zurück.

Die naive Frau, die nie in ihrem Leben Spielkarten gesehen, hielt die Buben in der Tat für die Porträts der tapferen Soldaten, denen, gemäß dem Ukas des Zaren, die vier Witwen, die im Dorfe waren, ein Vergnügen machen müßten.

„Sieh,“ erklärte Kuki, „die zwei schwarzen — das sind die Rabentöter, ja, ja, was denkst du? Wenn das Fleisch alle ist, dann schickt der Zar diese auf die Raben los. Diese zwei roten — das sind die Fuchstöter; diese schickt der Zar auf die Füchse los. Die vier Witwen unseres Dorfes also müssen diesen das Leben erheitern.“

Mund und Kehle der armen Frau wurde trocken. Sie saß regungslos da, wie versteinert, die Augen auf die Raben- und Fuchstöter gerichtet, von denen jeder noch dazu zwei Köpfe hatte, einen oben und einen unten.

„Ja, Mütterchen, meine Seele, so also ist die Sache. Wir müssen auch für diese armen Soldaten etwas Angenehmes tun, die für uns ihre Blutstropfen vergießen und von Raben und Füchsen leben, was denkst du? Vater Mchitar hat sie mir in Aufbewahrung gegeben, bis zum Sonntag. Heute haben wir Mittwoch, am Sonntag wird Vater Mchitar den Befehl der Gemeinde von der Kanzel verlesen und diese vier Porträts an die Kirchentür anschlagen, damit ihr Witwen sie zu sehen kriegt, und jede also nach ihrem Geschmack wählen kann. Also deshalb bin ich direkt vom Pfarrer zu dir gelaufen. Ich will zu Sani gehen, sagte ich mir, und sie warnen, denn was wird aus deinen kleinen Kindern werden, wenn du, sagen wir zum Beispiel, einem von diesen das Vergnügen machst, wie es im Ukas steht. Und ich will dir was sagen: wähle diesen, den kenne ich, er hat solche gute, treue Augen.“

„Kuki, Liebster,“ unterbrach ihn Sani, „aber wenn ich bis dahin einen Mann heirate, bis Sonntag?“ Und der kalte Schweiß deckte ihre Stirn.

„Einen Mann heiraten?“ fragte Kuki mit Verwunderung. „Ich weiß nicht, ob es möglich ist. Nu, freilich, wenn etwelche Witwe, wollen wir sagen, bis zur Veröffentlichung des Befehles einen Mann heiratet, so ist sie keine Witwe mehr, sondern ein ordentliches Weib mit einem Mann, und solch ein Weib darf man nicht in die Kaserne schaffen in bezug auf das Vergnügen. Ja, aber wo findest du einen Mann?“

„Doch, doch, es gibt Einen! Kuki, um Gottes willen, geh schnell zum Muki, bringe ihn sofort zu mir! Er will mich heiraten, er ist heute wieder bei mir gewesen. Er wird mich nehmen! Der Himmel schütze meine Kleinen. Kuki, rette mich, steh auf, was sitzest du!“ Und die Frau faßte seine Hand, und beinahe mit Gewalt schmiß sie ihn zur Tür hinaus.

Kuki lief durch den Hof, sprang über den geflochtenen Zaun, der Sanis Hof von Mukis trennte und trat in die Stube seines Gevatters. Die schmutzige und vernachlässigte Stube war dunkel und kalt, ohne Licht und Feuer. Nur der graue Boden des Kamins war noch schwach durch das breite, gerade Schornsteinloch beleuchtet, durch welches das gedämpfte Licht der Abenddämmerung hereinfiel. Neben diesem schwach beleuchteten Flecken saß der Witwer Muki und kämmte eins seiner kleinen Mädchen, dem das zerzauste Haar dicht wie ein schwarzer Filz auf dem Köpfchen stand. Der harte, grobe Kamm kratzte in den ungeübten Händen des Vaters den Kopf und zupfte schmerzhaft das Haar des Kindes, das auf seinem Schoß jämmerlich schrie.

„Gevatter, laß nach, bald wird Sani sie kämmen. Sie will dich heiraten! Laß nach, sag' ich dir!“ schrie Kuki ungeduldig. „Sie hat selber darum gebeten! Ganz toll hat sie mich hinausgeschmissen. Bring' mir Muki, sagt sie!“ Und Kuki erzählte ihm mit kurzen Worten seine hinterlistige Geschichte.

Kuki ließ das Kind los und stand auf.

„Gevatter, du machst wieder Spaß?“

„Was für ein Spaß? Ich sag' dir, das Weib heult, verstanden? Heult, will dich heiraten. Du mußt sie retten vor den Soldaten! Was starrst du mich an? Mach' dich fertig, sonst heirate ich sie! Wo ist deine Mütze?“

„Kuki, Engel! Gevatter!“ schrie endlich Muki auf. „Es ist also . . . nein, ich weiß nicht, was ich sagen soll . . .“

„Nichts sollst du sagen! Zu Sani sollst du gehen!“ Und er drückte Mukis Lammfellmütze auf seinen Kopf und zog ihn aus der Stube hinaus.

Als sie in Sanis Stube traten, stürzte die Frau auf Muki zu:

„Muki, Lieber, verzeihe, ich will jetzt! Muki, rette mich vor den Raben- und Fuchstötern. Ach, Muki, wir wollen uns schon morgen heiraten. Es scheint Gottes Wille zu sein. Du bist ein guter Bauer, du bist der Beste im Dorfe, ich weiß, ich kenne dich.“

Muki war wie im Traum. Die ganze Stube tanzte vor seinen Augen.

„Sani, Christus mit dir! Ich — deine Kinder . . . du weißt schon . . . Laß die Mücken mein Blut aus meinen Adern saugen und die unreinen Füchse . . .“

„Wozu sollen dich die unreinen Füchse kosten? Du mußt Sani heiraten,“ unterbrach ihn Kuki in Angst, daß Muki die ganze Sache verderben könnte. „Nun will ich was sagen: behüte Gott, wenn jemand von euch erfährt, daß ich euch das Geheimnis des Zaren so frühzeitig verraten habe. Vor allem aber du, Sani, nimm dich in acht vor dem Pfarrer Mchitar, sonst sind wir alle drei verloren; jeder zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt! Falls Vater Mchitar dich fragt, warum und wie so schnell, sage ihm einfach, daß deine Wirtschaft zu groß und zu schwer sei für deine schwachen Kräfte. Du aber Muki, du darfst überhaupt nichts sprechen. Was Sani sagt, dazu mußt du nur ‚ja‘ sagen, weiter nichts.“

Darauf gingen beide Bauern zum Pfarrer. Als sie auf der Straße waren, packte Muki seinen Gevatter und preßte ihn mit einer solchen Kraft an seine Brust, daß Kukis lautes Geschrei alle Nachbarhunde zum Bellen brachte.

„Kuki! Weißt du, was du für mich getan hast? Du hast mein dunkles Haus hell gemacht, du hast mein kaltes Haus warm gemacht. Gevatter, ich schenke dir meine beiden Büffel!“

„Na, die Büffel wirst du mir so wie so nicht geben, und ich kann sie nicht nehmen, aber du mußt dein Wort geben, auf deiner Hochzeit deinen zweijährigen Ochsen zu schlachten und eine gehörige Menge Wein aus deinem Weinberg für die Gäste zu spendieren, damit wir eine richtige, nicht eine magere Witwenhochzeit feiern.“

„Kuki, ich schenke dir meinen Ochsen, und hier, hast du den Schlüssel zum Weinberg, dort habe ich von vorigem Jahre sechzig Wedro (tausend Flaschen) roten Wein, alles ist dein, mache was du willst.“ — Und er gab Kuki den Schlüssel.

Nach etwa zehn Minuten trat Vater Mchitar in Sanis Stube, hinter ihm die beiden Bauern. Vater Mchitar beobachtete bald Sani, bald Muki mit seinen feuchten, strahlenden Augen. Sani verstand sofort, was diese fragenden Blicke bedeuteten.

„Sani,“ fragte Vater Mchitar mit ruhiger Stimme, „man sagte mir, daß du keinen zweiten Mann heiraten wolltest.“

„Ja, das ist wahr,“ antwortete Sani, „aber sehen Sie, Vater Mchitar, meine Wirtschaft ist zu groß und schwer für meine schwachen Kräfte.“

„Ja, und weiter nichts,“ sagte Muki, denn Kuki hatte ihm gesagt, er müsse „ja“ sagen und „weiter nichts“.

Dann saßen die Männer am Kamin nieder und feierten die bescheidene Witwenverlobung, wofür nach den Sitten des Landes eine Flasche Traubenarak mit ein bißchen Sauerkraut, Käse und Brot genügten. Sani saß bei ihren im Schlafe ruhenden Kindern. Als das Gespräch auf die Hochzeit sich lenkte, verlangte Sani, daß die Trauung unbedingt bis Sonntag stattfinden müsse. Das ward mit einer so lauten Stimme gesagt, was garnicht Sanis Art war in Gegenwart des Pfarrers, daß Vater Mchitar sich äußerst überrascht nach Sani umdrehte und dann nach Muki.

„Ja und weiter nichts,“ sagte Muki mit gesenktem Kopfe.

„Bis Sonntag?“ fragte Vater Mchitar erstaunt. „Ich meinte in der nächsten Woche. Bis Sonntag kann ich nicht, habe keine Zeit. Bis Sonntag ist es unmöglich, ich muß in die Stadt.“

Sani aber verstand sehr gut, wohin der Pfarrer zielte und warum er in die Stadt wollte. Sie wunderte sich nicht minder im stillen, was der Pfarrer davon habe, wenn sie einem Rabentöter zufiele. Sani war wahrlich bis dahin besserer Meinung von ihm gewesen. So schlecht konnte also dieser Vater Mchitar sein, der solche gute, braune Augen besaß. Sie war ganz böse auf ihn und sagte mit unwilligem Ton:

„Vater Mchitar, wenn Sie keine Zeit haben, um uns morgen zu trauen, dann gehen wir, Muki und ich, ins Nachbardorf.“

„Ja und weiter nichts,“ bestätigte Muki.

Das Glas mit Arak fiel dem Pfarrer aus der Hand und benetzte ihm Talar und Hosen.

„Wie, aus meiner Gemeinde zum andern Pfarrer? Bist du toll, Weib? Zwanzig Jahre bin ich euer Seelsorger, so etwas ist noch nie vorgekommen.“ Er zuckte mit den Achseln und sah fragend Kuki an. Das merkte Sani auch — dann füllte er sein Glas von neuem, trank es bis zum letzten Tropfen aus, wischte den feuchten, grauen Schnurrbart und sagte: „Na, wenn du so bist, dann sei es morgen, meinetwegen.“

Die Neuigkeit von der Hochzeit verbreitete sich im ganzen Dorfe mit Blitzesschnelle. Zur Feier strömten in die Kirche so viele Leute, daß weder innen, noch außerhalb ein Platz für eine Nadel übrig blieb. Als das Brautpaar aus der Kirche trat, machten die Nachbarn ihnen den Weg frei, von der Kirchentür bis zur Straße, und standen dicht gedrängt zu beiden Seiten. Auf der Kirchentreppe schauderte Sani am ganzen Körper und dachte, daß am Sonntag hier, an den Wänden, die Porträts der Raben- und Fuchstöter aufgehängt würden. Sie hob die Augen und bemerkte in der Menge die drei Witwen, die mit traurigen, neidischen Augen Sani betrachteten, und das Herz der guten Frau zog sich schmerzlich zusammen: „Arme, arme Witwen,“ flüsterte sie leise, „oh, wenn ihr eine Ahnung hättet, was für ein Schicksal euch erwartet, aber ich darf nichts sagen, ich muß schweigen.“

Der eigentliche Urheber dieses Festes, der Gemeindeschreiber Kuki, zog in der Zwischenzeit eigenhändig dem zweijährigen Ochsen die Haut über die Ohren und hatte bereits Mukis sämtliche Weinfässer aus dem Weinberg nach Hause geholt. Es wurde unter seiner Leitung solch eine Hochzeit gefeiert, eine „echte“ Hochzeit mit Musik und Tamburin, daß die Leute sie bis zum heutigen Tag noch nicht vergessen können.

Drei Tage später, am Sonntag danach, stand Sani umsonst mit beklemmtem Herzen in der Kirche bis zum Ende des Gottesdienstes, um den allerhöchsten Befehl zu hören und die bewußten Porträts zu sehen, hauptsächlich aber, um dem Vater Mchitar zu sagen, gerade ins Gesicht zu sagen, was für ein schlechter Mensch er sei. Nach dem Gottesdienste aber zerstreute sich die Menge, und Vater Mchitar wischte die Nase mit seinem bunten, großen Taschentuch, nahm seinen Stock und ging nach Hause.

Erst jetzt begriff Sani, was für einen Streich Kuki ihr gespielt hatte. Sie blieb aber nicht lange böse auf Kuki. Erstens, weil man auf so einen Kerl wie Kuki nicht böse sein konnte. Er war ein zu lustiger und gemütlicher Bauer dafür. Zweitens, Muki war ein ausgezeichneter Mann und ein seltener Stiefvater für ihre Kleinen. Er bewies ihnen eine so innige und rührende Liebe, wie sie sie von ihrem eigenen, seligen Vater nicht erfahren hatten. Später, als es nichts mehr schaden konnte, schenkte Kuki der Sani jene gefährlichen vier Porträts, die noch bis heute in ihrer Stube an der Wand hängen, als eine heitere, gute Erinnerung.

Als ich einmal bei Sani zu Besuch war, da erzählte sie mir diese ganze Geschichte und hat mir auch ihre vier Buben gezeigt. Die waren aber alle schwarz wie Rabentöter.

Genf. Iwan Akunian-Frapan.

Lafcadio Hearn: Izumo. Frankfurt a. M., 1907, Literarische Anstalt Rütten & Löhning.

Die Werke Lafcadio Hearns, welche die Literarische Anstalt Rütten & Löhning in den letzten Jahren dem deutschen Lesepublikum in sehr geschmackvoller Ausstattung und guter Uebersetzung aus dem Englischen zugänglich gemacht hat, sind durch die jüngst erfolgte Ausgabe von Izumo um einen interessanten Band erweitert. Wie kein zweiter versteht es Hearn, uns das Verständnis für die fremdartige japanische Kultur zu erschließen. Er hat sich so in das japanische Wesen eingelebt, daß er uns etwas von der Seele des japanischen Volkes zu übermitteln vermag. Der Reiz der Kuriosität wird abgelöst von wirklicher Anteilnahme an den liebenswürdigen und anmutigen Seiten des japanischen Volkscharakters. Es sind vornehmlich diese Lichtseiten, die uns Hearn darstellt. In dem vorliegenden Bande schildert er in buntem Wechsel die liebevolle Pflege eines altjapanischen Gartens, die Grazie der Geishas, die Zierlichkeit der japanischen Spielsachen, den Verkehr zwischen Lehrern und Schülern und die psychologische Bedeutung des japanischen Lächelns. Von den modernisierten oberen Klassen Japans hält Hearn nicht viel. Nur das alte, natürliche, volkstümliche Leben Japans reizt ihn. Er glaubt auch nicht, daß die Rassenverschiedenheiten, die zwischen den Japanern und Europäern und Amerikanern bestehen, durch die Wirkungen der modernen Erziehung verwischt werden. „Statt irgendeine Gemeinsamkeit des Empfindens herbeizuführen, scheint sie vielmehr die Kluft zwischen Abendland und Orient zu erweitern.“ Je gebildeter (nach westlichen Begriffen) der Japaner ist, desto ferner steht er uns nach Hearns Meinung seelisch. „Unter dem Einfluß der neuen Erziehung scheint sich der Charakter in ein etwas seltsam Hartes, nach unsern abendländischen Begriffen eigentümlich Undurchdringliches kristallisiert zu haben. Was das Gefühlsleben betrifft, so steht das japanische Kind uns unvergleichlich näher als der japanische Mathematiker, der Bauer näher als der Staatsmann. Zwischen der höchstgebildeten Klasse der ganz modernisierten Japaner und dem abendländischen Denker besteht absolut nichts, was intellektueller Sympathie ähnlich wäre.“

Ist diese Behauptung Hearns zutreffend, so erscheint die Anpassung Japans an die occidentalische Kultur, vom Standpunkt der allgemeinen Humanität aus betrachtet, als ein sehr zweifelhafter Gewinn. Hearn ist ganz derselben Meinung. Alle seine Werke über Japan durchzieht eine etwas melancholische Sehnsucht nach den mehr und mehr entschwindenden Reizen altjapanischer Kultur.

Th. B.

Léon Robert: Voltaire et l'intolérance religieuse. Lausanne & Paris, 1906

Wiederum kommen wir auf Voltaire zurück. Anlaß dazu bietet ein verdienstvolles Buch in seiner Muttersprache, aber von keinem Landsmann, sondern aus der Gegend, wo der rastlose Verfechter der Geistesfreiheit einen großen Teil seiner späteren Jahre verlebte und für jenes wichtige Gut echter Menschlichkeit seine bedeutendsten Leistungen vollbrachte. In anmutender und anschaulicher Weise sucht der Verfasser Sinn und Bedeutung des allbekannten und nicht minder viel mißdeuteten Ausspruchs „écrasez l'infâme“ darzulegen. Was ihm festzustellen glückt, ist eine ebenso sachgemäße wie unwillkürliche Widerlegung der noch vielfach gegen den eminenten Kulturheros bestehenden Vorurteile und Verstimmungen, zu denen die von ihm angegriffenen übereifrigen Anwälte der Kirche reichlich beigetragen. Besonders wohltätig wirkt der auf wahrhafter und warmer Anerkennung seiner Verdienste ruhende Gegensatz zu der argwöhnischen und kaltherzigen Haltung, welche gerade bezüglich dieser Verdienste kürzlich auf diesen Spalten bei R. Saitschik zu konstatieren war. Die richtige Einsicht von der Bedeutung Voltaires läßt sich bequem aus diesem hübschen Buch gewinnen, unbeschadet mancher Schwächen und Unzulänglichkeiten. Ein besonderer Umstand hierbei würde keinen mehr gefreut haben als Voltaire selber. Das Werk entstammt nämlich der Feder eines protestantischen Geistlichen, dessen Wahrheitsliebe und Gerechtigkeitssinn über alles Lob erhaben stehen. Auf ihn paßt das schöne Wort von Voltaire: „Il faudra bien qu'il vienne enfin un temps où la religion ne puisse faire que du bien.“

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. – Druck von H. S. Hermann in Berlin

Nr. 23. Berlin, den 9. März 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Nach einer achttägigen Debatte ist die erste Lesung des Etats im Reichstage endlich zum Abschluß gebracht worden. Am interessantesten sind die Schlußfolgerungen, die aus dem Verlaufe der Debatten für die von dem Reichskanzler so sehnlich gewünschte konservativ-liberale Paarung gezogen werden können. Mit Recht wies der sozialdemokratische Abgeordnete David darauf hin, daß sich die Konservativen gehütet hätten, über ihre Haltung gegenüber jener Zumutung des Fürsten Bülow irgend welche Andeutungen zu machen. Das Auftreten des Herrn von Kröcher, der seine scharfe Abneigung gegen das Reichstagswahlrecht nicht verhehlte, erbrachte im Gegenteil den Beweis, daß die Konservativen nicht im entferntesten daran denken, irgend welchen Konzessionen gegenüber dem Liberalismus ihrerseits zuzustimmen. Konservative Preßorgane fangen bereits an, sich über die vertrauensseligen Liberalen lustig zu machen, die im Ernste ein Zustandekommen jenes unnatürlichen Einvernehmens für möglich hielten. So schrieb dieser Tage die „Kreuzzeitung" mit Bezug auf die von den freisinnigen Parteien gemeinsam eingebrachten Initiativanträge:

„Einbringen kann man ja solche Anträge, aber man darf nicht auf ihrer Erledigung bestehen, solange man wünscht, daß ohne das Zentrum regiert wird. Und in diesem Punkte trauen wir dem Freisinn nicht viel Besonnenheit zu. Er glaubt immer noch, sich unter allen Umständen populär machen zu müssen, ja, er findet in dem Ausfall der Wahlen eine direkte Aufforderung zu Vorstößen im Sinne seiner angeblich populären Forderungen, denn er redet sich ein, seine kleinen Wahlerfolge seien die Früchte seiner Werbekraft, während er sie doch der Regierung und den anderen Parteien (als kleineres Uebel) zu verdanken hat. . . . Wenn die Herren glauben, sich recht kostbar machen zu müssen, um möglichst große Gegengaben zu erhalten, so übersehen sie, daß die Regierung nach wie vor garnicht in der Lage ist, ihnen ein Füllhorn freisinniger Gesetzesvorlagen darzubringen. Sie werden sich schon eine Zeitlang echt national betragen müssen, um sich mehr Einfluß auf die Volksstimmung und damit auch mehr Einfluß auf die Gesetzgebung zu erwerben, — zu verdienen."

Auch die Vorgänge bei der Nachwahl in Mühlhausen-Langensalza beleuchteten deutlich die praktische Gestaltung der Idee einer konservativ-liberalen Paarung. In diesem Wahlkreise war dadurch, daß der doppelt gewählte Reichstagsabgeordnete Eickhoff das Mandat abgelehnt hatte, eine Nachwahl erforderlich geworden. Hierbei siegte der vom Bunde der Landwirte und den Konservativen aufgestellte, auch von einem Teile der Nationalliberalen unterstützte Kandidat Arnstadt im ersten Wahlgange. Die Stimmenzahl der Freisinnigen blieb gegenüber der Hauptwahl um etwa 130, die der Sozialdemokratie um mehr als 400 zurück. Den Ausschlag gaben offenbar die Zentrumswähler, indem sie in ihrer Mehrzahl der von ihrer Berliner Zentralleitung zugunsten des konservativen Kandidaten ausgegebenen Parole Folge leisteten. Trotz der Vorkommnisse der letzten Zeit versäumt es also, wie das Wahlergebnis lehrt, das Zentrum nicht, seine Gesinnungsverwandtschaft mit den Konservativen zu betätigen.

Heinrich von Boetticher, der im Deutschen Reich siebzehn Jahre hindurch Staatssekretär des Innern war, ist aus dem Leben geschieden. Seine Begabung für die zweite Stelle in der Regierung eines großen Reiches war ungewöhnlich stark. Selbst mit einem Bismarck gelang es ihm zehn Jahre auszukommen. Er besaß nicht den Ehrgeiz und nicht die Kraft, unter einem Reichskanzler, wie es Bismarck war, die Rolle eines selbständigen Staatsmannes zu spielen. Diese Schmiegsamkeit unter den Willen eines Größeren ward ihm zur tragischen Schuld. Bismarck hatte sich so sehr daran gewöhnt, ihn als sein bloßes Werkzeug anzusehen, daß er, der ewig Mißtrauische, es für einen Akt von Felonie hielt, als der Gehilfe blieb, während der Meister abtreten mußte. Bismarck ist nie der Gedanke gekommen, daß sein Gehilfe Boetticher auch den Anspruch erheben könne, für sich selbst etwas zu sein. Daß Bismarck nach seinem Sturz die unbeschränkte Ergebenheit seines Staatssekretärs mit rachsüchtigem Groll belohnte, hat den sonst so sanguinischen Mann bitter geschmerzt. Auch der Schwarze Adlerorden, den er diesem Groll verdankte, bot ihm keine Entschädigung für solche Bitternis.

Wie unendlich langsam in Deutschland politische Früchte reifen, wird lebhaft durch die Nachricht erläutert, daß die beiden Großherzöge von Mecklenburg ihre Landräte zu sich beschieden haben, um ihnen von der beabsichtigten Gewährung einer Verfassung Mitteilung zu machen. Während selbst Rußland mit der Einführung einer Konstitution Ernst gemacht hat, herrscht bisher in diesen deutschen Bundesstaaten das alte feudalistische System fort. Eine ständische Vertretung stellt in Mecklenburg die Karikatur eines Parlaments dar. Das Recht zur Teilnahme an der Gesetzgebung haftet an den Rittergütern, ist somit käuflich. Schon im Jahre 1849 hatten die mecklenburgischen Ritter anerkannt, „daß nach den landesherrlichen Erklärungen und denen der Stände auf dem Landtage von 1848 das Land ein Recht habe auf eine Repräsentativverfassung und auf diejenigen Institutionen, die als eine notwendige Folge einer solchen Verfassung zu betrachten seien". 1873 hatte dann der deutsche Reichstag mit großer Mehrheit den sogenannten mecklenburgischen Verfassungsantrag angenommen, der auch in der laufenden Session von den in Mecklenburg gewählten liberalen Abgeordneten neu eingebracht wurde. Trotz alledem ist erst gegenwärtig der seit 1901 regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin

zu der Erkenntnis gekommen, „daß die jetzige Verfassung des Landes den berechtigten Anforderungen der neuen Zeit nicht mehr genüge, und daß es das Wohl seines Volkes erfordere, auf eine zeitgemäße Umgestaltung derselben hinzuwirken“. Eine „zeitgemäße“ Umgestaltung würde in der Einführung des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts für die Wahlen zum mecklenburgischen Landtag liegen. Dadurch, daß sich auch Mecklenburg anschickt, in die Reihe der konstitutionellen Staaten zu treten, wird für Preußen die Aufrechterhaltung des längst obsolet gewordenen Dreiklassenwahlsystems immer unmöglicher.

Der jetzt bekannt werdende Inhalt der Papiere des früheren päpstlichen Nuntius in Rom, Monsignore Montagnini, die von der französischen Regierung vor einiger Zeit mit Beschlag belegt wurden, kennzeichnet die hinter den Kulissen entfaltete Wühlarbeit des Vatikans während des französischen Kirchenkonflikts. Auch in die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs hat man sich von Rom aus in sehr wenig freundschaftlicher Art einzumischen versucht, indem Schritte beim König von Spanien unternommen wurden, um dessen Reise nach Paris im Jahre 1905 zu verhindern. Wie schlecht das Gewissen der römischen Kurie ist, zeigt deren Drohung, sich durch Veröffentlichung von Schriftstücken, die der französischen Regierung angeblich Ungelegenheiten bereiten können, rächen zu wollen. Es ist nicht anzunehmen, daß dieser plumpe Revancheversuch auf das französische Kabinett irgend welchen Eindruck machen wird, nachdem es sich erst ganz kürzlich des Vertrauens der großen Mehrheit des Parlaments für seine zugleich entschiedene und konziliante Kirchenpolitik versichern konnte.

Am vorigen Sonnabend fand die Neuwahl des London County Council statt, bei der die seit fünfzehn Jahren am Ruder befindliche Partei der Progressisten eine überraschende Niederlage erlitt. Der Grafschaftsrat setzt sich aus 118 auf je drei Jahre zu wählenden Räten und aus 19 auf je sechs Jahre zu wählenden Aldermen zusammen. Im Jahre 1904 hatten die Progressisten, die Anhänger einer fortschrittlichen Sozialpolitik sind, 84, ihre Gegner, die sogenannten Munizipalreformer oder Gemäßigten, nur 34 Sitze errungen. Diesmal verloren die Progressisten insgesamt nicht weniger als 47 Sitze, d. h. über die Hälfte ihrer bisherigen Mandate. Dieser Mißerfolg hängt augenscheinlich mit der großen sozialreformatorischen Tätigkeit der bisherigen Mehrheit des Grafschaftsrats zusammen, die dem Verständnis der Mehrheit der Wähler vorausgeeilt ist. Wie umfassend diese Tätigkeit war, erkannte selbst der Londoner Korrespondent des „Vorwärts“ an, der kurz vor diesen Wahlen schrieb:

„Die Sozialpolitik der Progressisten hat sehr viel zur Gesundung der Londoner Verhältnisse beigetragen. Die Verbesserung ist augenfällig. Die Straßen wurden reiner; enge Gassen mit starkem Verkehr wurden verbreitert, wodurch die Zahl der Londoner Straßenunfälle auf ein Minimum gesunken ist. Alte Komplexe von zusammengedrängten, ungesunden Häusern, die die Zeit des individuellen Liberalismus hinterlassen hat, wurden in manchen Distrikten hinweggeräumt, wobei die Hausbesitzer, die hauptsächlich zur Partei der Gemäßigten gehören, ausgezeichnete Geschäfte machten. Das Schulwesen wurde bedeutend gehoben und modernisiert; die Kinder der Armen erhielten die Möglichkeit, sich eine höhere Bildung anzueignen, da der Grafschaftsrat zahlreiche Stipendien aussetzte. Die Zahl der Spielplätze und Parks wurde erheblich vermehrt, die Feuerwehr verdoppelt. Der Grafschaftsrat erwarb Straßenbahnen, baute Brücken über die Themse, errichtete Wohnhäuser für 34 000 Arbeiter, erhöhte die Löhne der 35 000 Grafschaftsarbeiter, setzte ihre Arbeitszeit herab, wodurch auch die Arbeiter in privaten städtischen Unternehmungen ihre Lage verbesserten. Bei Vergebung von Grafschaftskontrakten wird immer Bedacht genommen, daß die dabei beschäftigten Arbeiter gute Bedingungen erhalten. Besonders gebessert haben sich die sanitären Verhältnisse Londons, was sich in der Senkung der Sterblichkeitsziffer zeigt. Interessant ist es auch, die Tatsache zu vermerken, daß der Grafschaftsrat es unseren Genossen gestattet, sozialistischen Sonntagsunterricht in den städtischen Schulgebäuden an die Kinder von Sozialisten zu erteilen. Dieser Unterricht, an dem etwa 1000 Londoner Proletarierkinder mehrerer Stadtbezirke teilnehmen, ist streng sozialistisch und freidenkerisch.

Trotz dieser umfassenden Politik, die selbstredend mit großen Kosten verbunden ist, zeigt die Grafschaftssteuer nur eine ganz geringe Zunahme, was indes die Gemäßigten nicht abhält, über „sozialistische“ Verschwendung zu klagen. Die städtischen Schulden sind zwar bedeutend gestiegen, aber diesen Passiven gegenüber stehen ganz bedeutende und profitbringende Aktiva: Straßenbahnen, Brücken, Schulen, Wohnhäuser, Wasserwerke, Parks, Spielplätze usw. Der wirkliche Grund der Opposition der Gemäßigten ist darin zu finden, daß die Politik der Progressisten es dem Privatkapital unmöglich macht, städtische Monopole an sich zu reißen, und jetzt auch daran geht, die städtischen Grundherren schärfer zu den Stadtlasten heranzuziehen.“

Einen weiteren Erfolg der Gegner des Liberalismus in England bedeutet die Wahl eines Konservativen in Brigg, einem Wahlkreise in Lincolnshire, der bei den Hauptwahlen einen Liberalen in das Parlament entsandt hatte. Diesmal erzielte der liberale Bewerber gegenüber der Hauptwahl zwar nur 480 Stimmen weniger, die Stimmenzahl des Konservativen nahm jedoch um 1362 zu. Auch der neue Vertreter des Wahlkreises ist ein Gegner der Lebensmittelzölle; er tritt jedoch für Zölle auf Industrieprodukte ein. Man kann ihn also nicht als einen eigentlichen Parteigänger Josef Chamberlains bezeichnen.

Inzwischen bleibt das liberale englische Ministerium bemüht, den Nachweis seines ernsthaften Reformeifers zu erbringen. So ist in den Flottenvoranschlag für das kommende Rechnungsjahr neben einer Verringerung um 1000 Mann eine Ersparnis von 9 Millionen Mark vorgesehen. Diese Ersparnis erhöht sich weiter auf annähernd 30 Millionen Mark dadurch, daß die bisher aus Anleihen bestrittenen Marinebauten auf den ordentlichen Etat, ohne ihn im ganzen zu erhöhen, übernommen worden sind. Es ist weiter ausdrücklich vorgesehen worden, daß nur zwei — statt drei — große Panzerschiffe des Dreadnought-Typus gebaut werden sollen, falls auf der bevorstehenden zweiten Haager Konferenz ein Einvernehmen über die Einschränkung der militärischen und maritimen Rüstungen erzielt wird. Die Zweckmäßigkeit, die Frage einer Einschränkung dieser Rüstungen vor die nächste Haager Konferenz zu bringen, hat erst kürzlich der englische Premierminister Sir Henry Campbell-Bannerman in einem von der liberalen englischen Wochenschrift „The Nation“ veröffentlichten Artikel abermals betont, in dem er gleichzeitig ausführte, die Seemacht Englands bedeute keine Herausforderung für irgendeinen einzelnen Staat oder eine Staatengruppe:

„Unser bekanntes Festhalten an den beiden herrschenden Prinzipien ‚Unabhängigkeit der Nationalitäten und Freiheit des Handels‘“ — so schließt er seine Ausführungen — „berechtigt uns zu dem Anspruch, daß, wenn unsere Flotten unverwundbar sind, sie keine Drohung über die Gewässer der Welt tragen, sondern eine Botschaft des herzlichsten guten Willens, der auf dem Glauben der Gemeinsamkeit der Interessen zwischen den Nationen beruht.“

Als ein schönes Resultat der von den englischen Liberalen eingeleiteten Politik stellt sich das gute Einvernehmen dar, das heute zwischen Großbritannien und Transvaal herrscht, wie der Ausfall der ersten Wahlen in dieser Kolonie erwiesen hat. Die englische liberale Presse verkennt nicht, daß das Verdienst hierfür in erster Linie dem neuen Ministerpräsidenten General Botha zuzuschreiben ist. Andererseits wäre es ohne eine liberale Regierung in England unmöglich gewesen, eine so rasche Aussöhnung der besiegten Buren mit den neuen politischen Verhältnissen herbeizuführen. Man ist auf beiden Seiten ehrlich bereit, freundschaftlich miteinander auszukommen. Indem England den Unterworfenen das volle Selbstbestimmungsrecht ihrer politischen Geschicke eingeräumt hat, erbrachte es einen neuen Beweis seiner kolonisatorischen Befähigung. Ganz besonders in Deutschland sollte man in einer Zeit, da man sich anschickt, die seinem Volkskörper einverleibten Polen durch weitere rigorose gesetzgeberische Maßnahmen noch heftiger zu erbittern, von dem hier gegebenen Vorbilde Nutzen zu ziehen suchen!

Die neugewählte russische Duma ist am vorigen Dienstag zusammengetreten. Zum Präsidenten wurde mit überwältigender Stimmenmehrheit der den Konstitutionell-Demokraten zugehörige Golowin gewählt. Der Finanzminister hat der Duma bereits den Staatshaushaltsetat für 1907 vorgelegt. Auch diesmal hält man eine lange Lebensdauer der Volksvertretung für unwahrscheinlich.

* * *

Die Doppelseele des Zentrums.

Herr von Hertling, der gescheite parlamentarische Nuntius der römischen Kurie, hat im Reichsparlament am siebenten Tage der Generaldebatte über den Etat eine Rede gehalten, die dem Herrn Reichskanzler vermutlich mehr zu denken geben wird als alles, was er sonst bisher von dem neugewählten Reichstage gehört hat.

In Herrn von Hertling kam die konservative Seele des Zentrums zu Worte. Er brachte den Schmerz darüber zum Ausdruck, daß die bisherige Seelenharmonie mit dem Kanzler so rauh und aus so geringfügigem Anlaß gestört sei. Aus dem Munde des Herrn von Hertling klang das Bekenntnis überzeugend, daß sich die Reichsregierung mit dem Zentrum über den Nachtragsetat für Südwestafrika bis zur dritten Lesung leicht hätte verständigen können. O Corydon, Corydon, quae te dementia cepit! — so klagte der biegsame Zentrumsdiplomat über den rollenwidrigen Seitensprung des Fürsten Bülow. Er rief ihm die schönen Zeiten ins Gedächtnis zurück, da Regierung und Zentrum gemeinsam die frommen Schafe weideten und schoren. Und das Zentrum war ein genügsamer Kompagnon, nach des Herrn von Hertling Meinung. Das bißchen Nebenregierung war kaum der Rede wert. Deshalb Räuber und Mörder? Deshalb die hochnotpeinliche Anklage der Teilnahme an einem schwarzroten Kartell?

Bis soweit war die Rede des Herrn von Hertling eine Variation zu Dantes Klage:

> „Nessun maggior dolore
> Che ricordarsi del tempo felice
> Nella miseria!"
>
> „Kein Schmerz ist größer,
> Als sich der Zeit des Glückes zu erinnern,
> Wenn man im Elend ist!"

Es braucht nicht Herzens Härtigkeit zu sein, wenn der Herr Reichskanzler ob solcher Klagen nicht gerührt wird.

Dann aber kam der Schluß der Hertlingschen Rede, in dem die Elegie in eine Warnung umschlug, die dem Fürsten Bülow sehr unbequem werden kann. Was wird die Folge sein, wenn die Brüskierung des Zentrums durch den Reichskanzler fortgesetzt werden sollte?

> „Wenn man die Befürchtungen des katholischen Volkes, die in dem Wahlkampfe wachgerufen sind, nicht zu beschwichtigen versteht, dann wird die oppositionelle Strömung durchaus Oberwasser gewinnen. Es kann vielleicht dahin kommen, daß die konservativen Elemente aus dem Zentrum verschwinden werden. Die Illusion aber, als ob sich dann eine konservative Zentrumspartei neben der Hauptpartei bilden werde, ist gänzlich unbegründet."

In diesen Sätzen steckt der Kern der Hertlingschen Rede. An diese Worte werden alle konservativen Elemente, speziell auch die hinter dem Rücken des Fürsten Bülow arbeitenden, anknüpfen, um jede Anti-Zentrumspolitik des Reichskanzlers als einen Schwabenstreich hinzustellen, durch den die konservative Zentrumsseele ertötet und die demokratische Seele im Zentrum zur Alleinherrschaft gebracht werde.

Das schlimmste für den Fürsten Bülow ist, daß in dieser Behauptung etwas Wahres steckt. Die oppositionelle Stellung stärkt den demokratischen, die gouvernementale den konservativen Flügel des Zentrums. Deswegen wird eine konservative Regierung auch niemals einen ernsthaften Kampf gegen das Zentrum führen können. Einen solchen Kampf kann nur eine durch und durch liberale Regierung aufnehmen. Der Versuch des Fürsten Bülow, mit einer konservativ-liberalen Koalitionsarmee das Zentrum zu besiegen, ist ein unmögliches Unterfangen. Wenn der Freisinn klug ist, so benutzt er die gegenwärtige Konjunktur, um die oppositionelle Strömung, die noch im Zentrum herrscht, für demokratische Zwecke nach Möglichkeit zu verwenden. Gewissen sozialpolitischen Reformen, Reformen auf dem Gebiete des Koalitionsrechts, des Vereins- und Versammlungsrechts kann sich das Zentrum augenblicklich schwer versagen. Selbst bei einem Vorstoß gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht kommt das Zentrum in eine arge Klemme, wenn es mit dilatorischen Einreden erscheint. Es muß auf möglichst viele und möglichst wichtige demokratische Reformvorschläge festgenagelt werden. Diese Probe auf die demokratische Ehrlichkeit des Zentrums ist selbst dann wertvoll, wenn sie ein negatives Resultat hat, denn sie öffnet dem Volke über die Zweideutigkeit der Zentrumspolitik die Augen.

Mit Initiativanträgen wird man allerdings nicht weit kommen. Die ungeheure Fülle dieser Initiativanträge ermöglicht es jeder großen Fraktion, der Entscheidung über ihr unbequeme Anträge auszuweichen. Aber bei der zweiten Lesung des Etats kann man die Zentrumspartei vor Resolutionen stellen, angesichts deren sie Farbe bekennen muß. Dabei wird allerdings das Wintermärchen von der konservativ-liberalen Paarung wahrscheinlich ein rasches Ende finden und möglicherweise schon vor dem fünften Akt die Aussöhnung zwischen Leontes-Bülow und der Zentrums-Hermione erfolgen. Wir hören schon, wie dann Fürst Bülow die Schlußworte des Leontes zitiert:

> „Führt uns hinweg, daß wir mit guter Muße
> Ein jeder frag' und seine Roll' erzähle,
> Die er gespielt in dieser langen Zeit,
> Seit wir zuerst geschieden wurden. Kommt!"

Theodor Barth.

Die Zollbelastung in England und Deutschland.

Graf Posadowsky hat, den Spuren des Finanzministers von Rheinbaben folgend, im Reichstag in einer Rede nachweisen wollen, daß der Deutsche weit weniger mit Zöllen belastet sei als der Engländer und der Amerikaner. In Großbritannien entfallen nach seinen, wie er angibt, sehr sorgfältigen Berechnungen auf den Kopf der Bevölkerung 15,80 Mark, in den Vereinigten Staaten von Amerika 14,95 Mark und in Deutschland nur 10,49 Mark an Zöllen. Dazu ist nach ihm die Zollbelastung in Großbritannien von 1899/1900 bis 1905/06 von 11,20 auf 15,8 Mark gewachsen, in den Vereinigten Staaten gleichzeitig von 12,64 Mark auf 14,95 Mark und in Deutschland nur von 9,80 auf 10,15 Mark.

Der Staatssekretär glaubt, damit den Beweis erbracht zu haben, „daß in Deutschland die Zollbelastung der unbemittelten Klassen wesentlich geringer ist als in dem häufig gepriesenen Freihandelsland England".

Der Herausgeber der „Nation" hat mich aufgefordert, diese Ausführung des unsere Wirtschaftspolitik leitenden Staatsmannes einer Besprechung zu unterziehen. Jedem denkenden Menschen fällt das Unsinnige der Posadowskyschen Logik ohne weiteres in die Augen. Da es aber doch leider viele gibt, die die zahlenmäßigen Angaben des Stellvertreters des Reichskanzlers als richtig hinnehmen, so habe ich mich der zunächst überflüssig erscheinenden Aufgabe doch unterzogen.

Ein Zoll kann so hoch sein, daß er eine Einfuhr überhaupt nicht zuläßt — Prohibitivzoll. Wenn nun die innere Produktion den Bedarf an der betreffenden Ware nur knapp deckt, oder wenn sich unter dem Schutz des Zolls ein Kartell gebildet hat, das den Zoll im Preise der Ware ganz oder zu einigen 90 Prozent zum Ausdruck bringt, dann erscheint eine Einnahme aus dem Zoll in der Statistik überhaupt nicht; nach Graf Posadowsky würde also hier der Zoll den deutschen Konsumenten nicht im geringsten belasten. Verteuert er ihm aber seinen Jahresbedarf an dieser Ware um eine Mark, so drückt den Konsumenten das ebenso schmerzhaft, wenn diese Mark in die Taschen einiger weniger Produzenten fließt, als wenn sie der Reichskasse zufällt. Soll also die gesamte Zollbelastung des Konsumenten ermittelt werden, so muß diese Mark dem Betrag zugerechnet werden, der sich ohnehin als solche ergibt.

Das ist so einfach, das wird jedem Studenten, der Finanzwissenschaft hört, meist schon in der ersten Vorlesung so klar gemacht, daß er es Zeit seines Lebens nicht mehr vergessen kann. Nur die Herren von Rheinbaben und Graf Posadowsky wissen es nicht! Der Reichskanzler selbst weiß es vielleicht auch nicht, der „hat nicht die Zeit“, sich um theoretische Finanzfragen zu kümmern.

Nehmen wir einmal ein praktisches Beispiel. Wir haben einen Zoll von 27 Mark auf je 100 kg für frisches und gekühltes Fleisch und von 35 Mark für gefrorenes. Für lebendes Vieh ist die Grenze wegen der vorgeschützten Seuchengefahr fast durchweg gesperrt; es ist verschwindend wenig, was davon hereingelassen wird, und das geringe Einfuhrkontingent von Vieh drückt den Preis nicht. Nun macht der Zoll von 27 Mark mit den Spesen der Untersuchung und Verzollung rund 30 Pfennig auf das Kilo aus; bei einem Jahresverbrauch von 45 kg auf den Kopf ergibt das allein nicht weniger als 13,50 Mark, also mehr, als Graf Posadowskys gesamte Zollbelastung ausmacht. Freilich nach seiner Berechnung oder nach der Statistik beträgt hier die Belastung ganze 20 Pfennig!

Das fünf Pfund schwere Roggenbrot wird durch den Zoll von fünf Mark pro 100 kg Roggen je nach der Feinheit des Mehls, aus dem es gebacken ist, um 13½ bis 17 Pfennig verteuert; nimmt man den Durchschnitt von 15,3 Pfennig und den Jahresverbrauch von Roggen- und Weizenmehl in der Gestalt von Mehl, Brot und anderem Gebäck zu nur 180 kg (nach der Reichsstatistik betrug 1902/03 der Verbrauch für menschliche und tierische Ernährung und gewerbliche Zwecke an Roggen 138,3, an Weizen 100,1 kg), so macht das für den Konsumenten 9,40 Mark pro Kopf aus, und rechnet man die anderen Getreidearten dazu, die zwar ebenfalls zur Viehfütterung mit benutzt werden, aber doch auch auf diesem Umweg dem Menschen die Lebenshaltung verteuern, so macht das eine weitere Belastung pro Kopf von etwa 7 Mark, zusammen also von 16,40 Mark aus, was mit der Verteuerung der Hülsenfrüchte mindestens 17 Mark ergeben wird. Die Reichsstatistik, die aber nur die wirkliche Einfuhr in Rechnung zieht, ergibt dagegen nur eine Zollbelastung pro Kopf von rund 2,75 Mark, also kaum den sechsten Teil der wirklichen Verteuerung.

Der Branntwein wird bei uns mit 160 Mark verzollt; inländischer dagegen mit 70 Mark pro Hektoliter reinen Alkohols besteuert, wovon aber nur etwa 45 Mark in die Taschen des Reichs, der Rest in die der Brenner fließt. Seit man die Spirituszentrale geschaffen hat, ist es aber den Brennern gelungen, mindestens ⁴/₅ des Ueberzolls auszunutzen. Das Reich zieht aus Branntweinsteuer und Zoll 114⅓ Millionen Mark, die Belastung des Volkes beträgt aber ein Mehrfaches davon, Hunderte von Millionen Mark fließen in die Taschen der Produzenten.

Unsere Eisenindustrie ist die zweitgrößte der Welt; sie hat die englische längst überflügelt, nirgends in der Welt kann Eisen so billig produziert werden wie in Peine-Ilsede, Lothringen, Luxemburg und an der Saar, nichtsdestoweniger haben wir noch immer hohe Eisenzölle, die zur fast vollständigen Kartellierung der Eisenindustrie und damit zur vollen Ausnutzung des Zolls im Inland und zur Preisschleuderei nach dem Ausland geführt haben. Die Reichsstatistik berechnet den Zollertrag aus der Eiseneinfuhr auf 3—4 Pfennig pro Kopf, in Wirklichkeit macht die Verteuerung mehr als 3 Mark aus.

Graf Posadowsky hat, als ich ihm die völlige Haltlosigkeit seiner Ausführungen im Reichstag vorhielt, erwidert, inwieweit ein Zoll im Preise der inländischen Produkte zum Ausdruck komme, lasse sich wissenschaftlich nicht feststellen; vielfach führe er zu gar keiner Verteuerung der Ware.

Das letztere trifft zu bei allen Waren, die im Inland in einer den Verbrauch übersteigenden Weise erzeugt werden, sofern sie nicht kartelliert sind; wir exportieren weit mehr Eisen und Eisenfabrikate, als wir importieren; aber durch den Ausschluß der Konkurrenz vermittels des Kartells wird der Zoll im Inland voll zum Ausdruck gebracht. Aber nur wenige konzentrierte Großindustrien sind kartellfähig, allen anderen nutzt der Schutzzoll nichts. Auf meine Frage in der Kartellenquetekommission, ob denn die Maschinenindustrie vom Maschinenzoll profitiere, erklärten deren Vertreter einmütig, daß das nicht der Fall sei. Die meisten deutschen Industrien, vor allem die mit der Verfeinerung beschäftigten — und das sind gerade Hauptexportindustrien — haben nur Schaden von den Zöllen.

Ganz klar liegt die Sache bei den Getreidezöllen, seitdem mit der Aufhebung des Identitätsnachweises für ausgeführtes Getreide das deutsche zum Export gelangende eine Ausfuhrprämie in Höhe des Zolles erhält. Wir können heute selbst nach Rußland Roggen exportieren, auch wenn der Preis dort um 4,70 Mark pro 100 kg niedriger ist als bei uns.

Und ganz ähnlich liegt es bei Vieh und Fleisch, wo besonders nach einer schlechten Futtermittelernte und bei der weitgehenden Grenzsperre heute die Preissteigerung sich auch in den entlegensten Gegenden geltend macht.

Graf Posadowsky hat mit Emphase betont, daß die englischen Zölle gerade die ärmeren Schichten so schwer treffen, da sie die notwendigen Lebensbedürfnisse belasten, während die deutschen mehr die Reichen träfen. England hat aber keine Getreidezölle, keine Vieh-, Fleisch-, Obstzölle; der Zoll auf getrocknete Früchte wird binnen kurzem beseitigt werden. Wein ist nicht das Getränk der Armen; Branntwein, den der Staatssekretär mit Rücksicht auf das feuchte Klima Englands als ein unzweifelhaft notwendiges Lebensmittel bezeichnete, wird von der großen Antialkoholbewegung unter den englischen Arbeitern Gift genannt; gerade auch unter der Fischer- und seemännischen Bevölkerung hat die Enthaltsamkeitsbewegung eine große Ausdehnung angenommen. Was werden die englischen Mäßigkeitsvereine zu den Worten des deutschen Staatssekretärs des Innern sagen!

Die Schutzzollpolitik ist die schlechteste Finanzpolitik, die es gibt; sie schwächt die Leistungsfähigkeit der weiter verarbeitenden Industrien, und je höher die Zölle sind, um so geringer werden deren Erträge, weil der Verbrauch eingeschränkt wird. Die Verteuerungspolitik steigert aber auch die Ausgaben des Staates; alle Verbrauchsgegenstände und Nahrungsmittel steigen im Preis; die Gehälter aller Beamten und die Löhne der Arbeiter müssen erhöht werden; alle Bauten, alle Bedarfsgegenstände des Staates werden teurer; man muß nach neuen Steuern suchen, die alten erhöhen. Wir haben es bei uns 1906 gesehen, und wir können sicher sein, 1908 mit neuen Steuern beglückt zu werden. In Preußen greift man ja jetzt schon zur Erhöhung der Einkommensteuer. Die Schutzzollpolitik, insbesondere die agrarische, verhindert jeden vernünftigen Ausbau unserer Finanzzölle: Kaffee, Kakao, Tee, Tabak, Gewürze, Wein, Spirituosen könnten ganz andere Erträge bringen, ohne das Volk sehr fühlbar zu belasten, wenn bei uns nicht die notwendigen Nahrungsmittel zum Vorteil der Produzenten so verteuert würden, wenn nicht die Branntweinsteuer in erster Linie dem Vorteil der Brenner diente.

Mit direkten Steuern allein lassen sich unsere öffentlichen Bedürfnisse nicht befriedigen; zu einer gesunden Finanzreform gehört auch eine bessere Nutzbarmachung der Finanzzölle; die Voraussetzung dafür ist aber die Beseitigung unserer Lebensmittelzölle.

Hat Graf Posadowsky seine sonderbaren Auseinandersetzungen im guten Glauben gemacht, so ist damit erwiesen,

daß er Zoll- und Finanzfragen unmöglich noch vom Bundesratstisch zu vertreten in der Lage ist. Nun hat er so energisch betont, daß er ein Minister für und nicht gegen Sozialpolitik sein will; die Aufgaben dieses Ressorts sind groß genug, um ihm ausreichende Gelegenheit zur Betätigung zu geben. Auf diesem Gebiet wird jedermann seine Sachkunde und seinen guten Willen anerkennen, — möge er sich darauf beschränken!

Georg Gothein.

Vom deutschen Genossenschaftswesen.

Der Forderung nach Innungen liegt ein richtiges Gefühl zugrunde, indem ohne Einigung an eine Verbesserung der Zustände nicht zu denken ist. Allein das alte Zunftwesen mit seiner bloß formalen, beschränkenden Tendenz ist ohne allen Inhalt und tot, und es ist durchaus vergeblich, durch die Gewerbegesetzgebung von außen wieder ein Leben hineinbringen zu wollen, welches nicht aus der inneren Kraft des Organismus selbst hervorquillt. Nicht der Zwang, das eigene Interesse muß den Anschluß hervorbringen und den Verbänden Halt geben, wenn dieselben dauernd auf die Hebung des Arbeiterstandes einwirken wollen. Die Assoziationen mit der ganzen Macht und Fülle ihres Prinzips sind die Innungen der Zukunft," so charakterisierte Hermann Schulze-Delitzsch die dem Genossenschaftswesen zugrunde liegende Idee, durch das er den Unbemittelten die Vorteile des Großbetriebes und des Großbezuges zur Verbesserung ihrer Lage in ausgedehntem Maße sichern wollte.

Aus der Zeit vor 1849, bevor Hermann Schulze-Delitzsch an die Ausführung des genossenschaftlichen Gedankens herantrat, haben sich nur wenige Vorläufer bis in die Gegenwart als eingetragene Genossenschaften erhalten: die 1840 begründete Spar- und Leihkasse zu Hungen in Hessen, der 1842 ins Leben getretene große Möbelmagazinverein Braunschweiger Tischlerinnungsmeister, die 1844 errichtete Sparvereinskasse zu Oehringen in Württemberg und die 1848 geschaffene Elbinger Handwerkerbank.

Im Jahre 1849 begründete Hermann Schulze zu Delitzsch eine auf der Gleichberechtigung aller Mitglieder basierte Kranken- und Sterbekasse, der im Herbst des gleichen Jahres ein Rohstoffverein folgte, zu dem sich dreizehn Tischlermeister zusammenfanden. Noch vor Ablauf des Jahres ahmten dieses Beispiel die Schuhmacher desselben Ortes nach. Während der nächsten Jahre wurden weitere Schuhmacherassoziationen in anderen Städten Sachsens und Braunschweigs ins Leben gerufen. Im Jahre 1850 erfolgte die Begründung eines Vorschußvereins zu Delitzsch. Die in Delitzsch und den Nachbarstädten errichteten Rohstoffvereine nahmen von vornherein die solidarische, unbeschränkte Haftung der Mitglieder als Grundprinzip an. Die gleiche Form wurde dann auch für die Vorschußvereine gewählt.*) In der Folgezeit hielt die Entwicklung der Rohstoffvereine nicht gleichen Schritt mit der der Vorschußvereine. Obwohl auch jene für die Handwerker von erheblicher Bedeutung sind, da sie es ihnen ermöglichen, ihre Rohstoffe billiger als im Einzeleinkauf von den Großhändlern zu beziehen, hat wohl hauptsächlich die Furcht, der Konkurrent könne einen Einblick in das Geschäft bekommen, die Handwerker davon abgehalten, sich dieser Art des genossenschaftlichen Zusammenschlusses in umfangreicherem Grade zu bedienen.

So weist die neueste amtliche Statistik der eingetragenen Genossenschaften**) für den 1. Januar 1904 nur 190 gewerbliche Rohstoffgenossenschaften mit 6908 Mitgliedern und 115 gewerbliche Rohstoff- und Magazingenossenschaften mit 3967 Mitgliedern nach, während 1947 Kreditgenossenschaften mit 838 316 Mitgliedern überwiegend städtischen und gewerblichen Charakter trugen. Unter den Rohstoffgenossenschaften stehen die der Schuhmacher (60 mit 1985 Mitgliedern) noch immer bei weitem an erster Stelle. Von den anderen Formen gewerblicher Genossenschaften haben sich am besten die Produktivgenossenschaften entwickelt, deren Zahl 1904 176 mit 22 172 Mitgliedern betrug. Den ersten Platz behaupten hier die Bäckereien mit 38 Genossenschaften und 9525 Mitgliedern. Die Statistik für 1904 verzeichnet außerdem an ganz oder vorwiegend gewerblichen Genossenschaften: 59 Wareneinkaufsvereine mit 2949 Mitgliedern, 164 Werkgenossenschaften mit 16 513 Mitgliedern, 51 Magazingenossenschaften mit 1746 Mitgliedern, sowie 1758 Konsumvereine mit 891 114 Mitgliedern, 537 eigentliche Wohnungs- und Baugenossenschaften mit 112 220 Mitgliedern und 51 Vereinshäuser mit 3737 Mitgliedern.

In der Landwirtschaft haben mit Ausnahme der Kreditvereine die übrigen Formen der eigentlichen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften erst ziemlich spät Eingang gefunden. Dann aber nahmen sie einen ganz bedeutend stärkeren Aufschwung als die gewerblichen Genossenschaften.

In der Entwicklungsgeschichte aller deutschen Genossenschaften kann man vier Hauptperioden unterscheiden: 1. die Zeit bis 1866 ohne besondere Genossenschaftsgesetze, 2. die Zeit von 1867—1888 unter der Herrschaft des preußischen Genossenschaftsgesetzes von 1867, 3. die Zeit von 1889—1895, vom Erlaß eines Reichsgesetzes bis zum Einsetzen einer umfangreicheren Staatshilfe für das Genossenschaftswesen, wie sie sich insbesondere in der Begründung der preußischen Zentralgenossenschaftskasse im Jahre 1895 dartut, 4. die Zeit seit 1895. Vergleicht man die Entwicklung der eingetragenen gewerblichen und landwirtschaftlichen Genossenschaften mit einander (wobei die Einreihung einzelner Genossenschaften in die eine oder andere Gruppe nicht ganz einwandfrei erfolgen kann), so stammten

	gewerbliche	landwirtschaftliche
	Genossenschaften	
aus der Zeit bis 1866	629	16
„ „ „ von 1867—1888 . . .	1134	1 848
„ „ „ „ 1889—1894 . . .	738	3 728
„ „ „ „ 1895—1903 . . .	2785	11 250

Beide Gruppen haben mithin seit der Mitte des vorigen Jahrzehnts am geschwindesten an Zahl zugenommen. Der durchschnittliche Jahreszuwachs betrug für beide Genossenschaftsarten zusammen in der ersten Periode 24, in der zweiten 136, in der dritten 744, in der vierten 1556, d. h. er steigerte sich um das 65 fache.

Landwirtschaftliche eingetragene Genossenschaften führt die amtliche Statistik für den 1. Januar 1904 auf: 11 734 Kreditgenossenschaften mit 1 052 468 Mitgliedern, 1487 Rohstoffgenossenschaften mit 128 196 Mitgliedern, 233 Werkgenossenschaften mit 3364 Mitgliedern, 8 Genossenschaften mit 728 Mitgliedern zur gemeinsamen Beschaffung von Maschinen und Geräten, 213 Magazingenossenschaften mit 29 188 Mitgliedern, 20 Rohstoff- und Magazingenossenschaften mit 2379 Mitgliedern, 2995 Produktivgenossenschaften mit 216 328 Mitgliedern und 160 Genossenschaften zur Erhaltung und Beschaffung von Zuchtvieh mit 11 591 Mitgliedern. Unter den landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften sind am meisten verbreitet die Molkereigenossenschaften, die zuerst in Ostpreußen entstanden, und deren Zahl 1904 2549 mit 193 237 Mitgliedern betrug.

Insgesamt waren im Deutschen Reich am 1. Januar 1904 3 378 265 Personen in 22 128 eingetragenen Genossenschaften organisiert.

Das preußische Genossenschaftsgesetz vom Jahre 1867, das 1868 auf den Norddeutschen Bund ausgedehnt wurde, kannte nur die unbeschränkte Haftpflichtart. Ebenso wie bei den zuerst gegründeten Genossenschaften sollte jedes Mitglied verpflichtet sein, mit seinem ganzen Vermögen für die Verbindlichkeiten seiner Genossenschaft zu haften. Das bayerische Gesetz

*) Vergl. Dr. Hans Crüger: „Die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften in den einzelnen Ländern", Jena, Gustav Fischer.

**) Mitteilungen zur deutschen Genossenschaftsstatistik für 1904, bearbeitet von Dr. A. Petersilie, Geh. Regierungsrat und Professor, Berlin 1906, Sonderabdruck aus dem „XXV. Ergänzungshefte zur Zeitschrift des Kgl. Preußischen Landesamts".

vom Jahre 1869 ließ bereits Genossenschaften mit beschränkter Haftung zu. Lange Zeit hindurch blieb die Meinung vorherrschend, daß die unbeschränkte Solidarhaft aller Mitglieder die allein mögliche Basis der Kreditgewährung darstelle. Später wurde man einer Beschränkung der Haftung geneigter und erfand außerdem noch die besondere Form der unbeschränkten Nachschußpflicht, bei der die Genossen zwar unbeschränkt haften, die Forderungen jedoch immer nur im Umlageverfahren geltend gemacht werden können. Noch heute ist indes bei der Mehrzahl aller eingetragenen Genossenschaften die unbeschränkte Haftung ihrer Mitglieder in Geltung. Insgesamt gab es am 1. Januar 1904:

	Genossenschaften	Mitglieder
mit unbeschränkter Haftpflicht . .	15 392	1 802 547
„ unbeschränkter Nachschußpflicht	152	25 198
„ beschränkter Haftpflicht . . .	6 384	1 550 520

Bei den Genossenschaften mit beschränkter Haftpflicht ist die Erwerbung mehrerer Geschäftsanteile zulässig. Die Gesamthaftsumme dieser Genossen belief sich im Deutschen Reiche an dem genannten Zeitpunkt auf rund 469 Millionen Mark. Bei den Neugründungen von Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften wird die Form der beschränkten Haftpflicht immer mehr bevorzugt. Seit 1901 übersteigt die Zahl der neugegründeten Genossenschaften mit beschränkter Haftung die Zahl der älteren Form mit unbeschränkter Haftung, während vorher das Umgekehrte der Fall war. Unter je 100 neuentstandenen Genossenschaften der beiden Haftpflichtarten und 100 ihrer Mitglieder entfielen auf

	Gen. m. unbeschränkter Haftung		mit beschränkter Haftung	
	Genossenschaften	Mitglieder	Genossenschaften	Mitglieder
1895 . . .	86	80	14	20
1900 . . .	55	33	45	67
1903 (Ende)	50	36	50	64

In welchem Umfange neuerdings von der Möglichkeit genossenschaftlicher Vereinigung Gebrauch gemacht wird, geht daraus hervor, daß im Jahre 1903 in Deutschland nicht weniger als 1644 Genossenschaften mit 99 821 Mitgliedern neu gegründet wurden. Hiervon hatten 820 mit 35 448 Mitgliedern die Form der unbeschränkten Haftung, 821 mit 64 100 Mitgliedern die Form der beschränkten Haftung und nur 3 mit 273 Mitgliedern die Form der unbeschränkten Nachschußpflicht angenommen. Unter diesen neugegründeten Genossenschaften, standen die Kreditgenossenschaften mit 744 obenan. Neben ihnen machten die landwirtschaftlichen Produktivgenossenschaften (198), die Konsumvereine (188) sowie die landwirtschaftlichen Rohstoffgenossenschaften (178) den Hauptteil der Neugründungen aus.

Es darf freilich nicht verkannt werden, daß sich auch ein nicht unerheblicher Bruchteil der Genossenschaften als nicht auf die Dauer lebensfähig erweist. Im Jahre 1903 wurden im Deutschen Reich insgesamt 271 Genossenschaften mit 21 376 Mitgliedern aufgelöst. Zum großen Teil handelte es sich hierbei charakteristischerweise um landwirtschaftliche Genossenschaften, insbesondere um 41 ländliche Kreditgenossenschaften, 54 landwirtschaftliche Produktivgenossenschaften, 32 Zuchtgenossenschaften, 20 landwirtschaftliche Rohstoffgenossenschaften. Unter den sonst aufgelösten Genossenschaften bildeten die Konsumvereine (36) den Hauptbestandteil. Die überstürzten Gründungen von Genossenschaften und die damit zusammenhängenden zahlreichen Auflösungen haben bereits dem Anwalt des Verbandes deutscher Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, Dr. H. Crüger, Anlaß gegeben, vor einer zu hastigen weiteren Ausdehnung des Genossenschaftswesens eindringlich zu warnen.

* * *

Den meisten Angriffen ist heutzutage noch immer das **Konsumvereinswesen** ausgesetzt. Nicht nur die sogenannten Mittelstandsvertreter ergehen sich in heftigen Anklagen gegen die Konsumvereine, die sie für den Niedergang des Kleinhandels verantwortlich machen, auch die Behörden stellen sich ihnen vielfach direkt feindlich gegenüber, indem sie ihren Beamten und Arbeitern den Beitritt verbieten. Sogar die Militärvereine werden nicht selten mobil gemacht, um den Konsumvereinen Mitglieder zu entziehen. Alle Anfeindungen haben indes die Lebenskraft der Konsumvereine nicht zu schwächen vermocht; sie bewähren sich immer mehr als ein wichtiges Mittel zur Hebung der wirtschaftlichen Lage weniger gut situierter Volkskreise.

Seitdem im Jahre 1902 der Genossenschaftstag zu Kreuznach 97 sozialdemokratischer Führung verdächtige Konsumvereine aus dem Allgemeinen Verbande der deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften ausgeschlossen hatte und so eine Spaltung des bis dahin einheitlichen Konsumgenossenschaftswesens herbeigeführt worden war, haben sich speziell die damals ausgeschlossenen Vereine in bemerkenswert rascher Weise weiterentwickelt. Sie haben sich in dem **Zentralverband deutscher Konsumvereine** eine Gesamtorganisation geschaffen. Diese hat kürzlich zum vierten Male ein **Jahrbuch** herausgegeben.*) Die Anschaffung dieser beiden stattlichen Bände sei allen denen dringend empfohlen, die sich über den gegenwärtigen Stand der deutschen Konsumgenossenschaftsbewegung zuverlässig informieren wollen; sie stellen eine wertvolle Ergänzung der von der Preußischen Zentralgenossenschaftskasse herausgegebenen amtlichen Mitteilungen zur deutschen Genossenschaftsstatistik dar. Man bekommt durch die Lektüre des Jahresberichts einen Respekt vor der gewaltigen Kleinarbeit, die zum Segen vieler Tausende von den Leitern und Beamten der Konsumvereine fortgesetzt geleistet wird.

Es ist nicht uninteressant, daß in dem ersten Band des vorliegenden Jahrbuches nochmals die Worte wiedergegeben werden, die ein Vorstandsmitglied des Zentralverbandes, Herr **Konrad Barth**, auf dem ersten Genossenschaftstage des Zentralverbandes im Juni 1904 in Hamburg an die Versammlung richtete, und in denen er sich gegen die Ausstreuung verwahrte, der Verband und die ihm angehörenden Vereine seien sozialdemokratisch. Er betonte:

„Wir kümmern uns nicht um politische oder religiöse Bestrebungen. Wir arbeiten zum Besten des Volkes, und wer mit uns arbeitet, ist unser Freund, auch wenn er Sozialdemokrat ist. Aber energisch protestieren muß ich gegen die Ausstreuung, als ob der Zentralverband im Dienste irgend einer politischen Partei stände, oder als ob wir auch nur im entferntesten die Absicht haben könnten, dies tun zu wollen."

Ein erheblicher Teil der industriellen Arbeiterschaft besitzt durchaus Verständnis dafür, ein wie wertvolles Mittel der Selbsthilfe sich ihr in den Konsumvereinen darbietet. Gerade mit Rücksicht auf die gegenwärtige Teuerung aller notwendigen Nahrungsmittel wurde erst Ende Oktober v. J. ein Flugblatt unter die sozialdemokratische Arbeiterschaft Berlins verbreitet, in dem darauf hingewiesen war, daß durch die Begründung von Konsumvereinen der Teuerung wenigstens etwas begegnet werden könnte. Auf dem Gewerkschaftskongreß zu Cöln waren bereits die gewerkschaftlich organisierten Arbeiter aufgefordert worden, sich den Konsumvereinen anzuschließen und dadurch die Genossenschaftsbewegung nachdrücklich zu unterstützen, und der Berliner Aktionsausschuß der sozialdemokratischen Partei brachte vor nicht langer Zeit in einer Resolution zum Ausdruck, er wünsche die Förderung des Genossenschaftswesens durch die Parteigenossen Berlins.

In Berlin ist das Konsumvereinswesen bisher auffallend wenig entwickelt. Die amtliche Statistik zählt an eingetragenen Konsumvereinen für den Stadtkreis Berlin pro 1904 nur vier derartige Vereine mit 8115 Mitgliedern auf, und auf der im Mai 1906 zu Kottbus abgehaltenen Tagung des „Verbandes der Konsumvereine der Provinz Brandenburg und der angrenzenden Provinzen und Staaten" wurde über den zu diesem Verbande gehörenden Berliner Konsumverein mit etwa 3000 Mitgliedern berichtet, der Umsatz sei von Jahr zu Jahr zurückgegangen, eine Schlächterei, die man eingerichtet hatte, mußte wieder aufgegeben werden, da sie dauernd unrentabel war, trotz angestrengtester Agitation konnte erst im letzten Geschäftsjahre ein Aufschwung verzeichnet werden.

*) Jahrbuch des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, 2 Bände. Vierter Jahrgang, 1906. Hamburg, Verlagsanstalt des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine von Heinrich Kaufmann & Co.

Die Provinz Brandenburg hat sich überhaupt als ein ziemlich schwieriger Boden für die Genossenschaftsbildung erwiesen. Von 100 Genossenschaften in Preußen entfielen 1905 auf Brandenburg mit Berlin nur 8,9, und an eingetragenen Konsumvereinen gab es hier (abgesehen vom Stadtkreis Berlin) am 1. Januar 1904 erst 48 mit 36 576 Mitgliedern.*)

Für das ganze Deutsche Reich verzeichnet die amtliche Statistik am 1. Januar 1904 1758 eingetragene Konsumvereine mit 891 114 Mitgliedern, von denen weitaus die Mehrzahl (1580 mit 858 567 Mitgliedern) die Form der beschränkten Haftpflicht angenommen hat. Die Gesamthaftsumme der Mitglieder dieser Vereine m. b. H. belief sich auf über 26 Millionen Mark. Die eingetragenen Konsumvereine stellen indes nicht die Gesamtheit dieser Vereinigungen von Verbrauchern dar. Die Mitgliederzahl der nichteingetragenen Genossenschaften sowie derer, die die Form von Aktiengesellschaften angenommen haben, wird auf 200 000 geschätzt, sodaß die Mitgliederzahl aller deutschen Konsumvereine etwa 1 100 000 betragen dürfte.

Um welche machtvollen Organisationen es sich hierbei im einzelnen handelt, zeigt am besten die Entwicklung des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine während der letzten Jahre. Er wird aus sieben Revisionsverbänden und der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine gebildet. Die Revisionsverbände umfaßten im Jahre 1905 827 Konsumvereine sowie 27 Produktiv- und sonstige Genossenschaften; ihre Mitgliederzahl belief sich auf 719 239. Die sämtlichen im Zentralverband zusammengeschlossenen Einzelorganisationen setzten im Jahre 1904 für 202,6 Millionen Mark und im Jahre 1905 für 230,6 Millionen Mark Waren um. In beiden Jahren entfielen hiervon 82 Prozent auf die Konsumvereine, 1,5 Prozent auf die Produktivgenossenschaften und 16,5 Prozent auf die Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine. Insgesamt waren 1905 mit der Warenverteilung 7667 Personen beschäftigt. Der Reingewinn stellte sich 1905 bei den Konsumvereinen auf 17,9 Millionen Mark, bei den Produktivgenossenschaften auf 91 140 Mark und bei der Großeinkaufsgesellschaft auf 238 605 Mark.

Einen steigenden Anteil des Verkaufserlöses bildet der Umsatz in selbstproduzierten Waren. Hiervon wurden 1905 von den Konsumvereinen für 17,4 Millionen und von den Produktivgenossenschaften für 3,4 Millionen Mark verkauft. Die Eigenproduktion der Konsumvereine beschränkt sich vorzugsweise auf Brot, während die Produktivgenossenschaften zum Teil auch Zigarren, Kautabak, Konfektion und derartiges selbst herstellen. In der Eigenproduktion wurden im Jahre 1905 von den Konsumvereinen 1280 Personen und von den Produktivgenossenschaften 648 Personen beschäftigt. Auf die Bedeutung, die die Eigenproduktion der Konsumvereine für die gewerkschaftliche Organisation zu gewinnen vermag, hat ausdrücklich der Cölner Gewerkschaftskongreß hingewiesen, indem er in einer Resolution aussprach:

„Die Eigenproduktion der Konsumvereine und ihrer Großeinkaufsgesellschaft kann in Deutschland wesentlich dazu dienen, für die gewerkschaftlichen Bestrebungen vieler Berufe einen Stützpunkt und einen Rückhalt zu bieten dadurch, daß genossenschaftliche Betriebe mit musterhaften sanitären Einrichtungen geschaffen werden."

Bisher produzierte die Großeinkaufsgesellschaft freilich noch nicht in eigenen Betrieben. Neuerdings sind indes ihre seit geraumer Zeit auf die Errichtung einer Seifenfabrik abzielenden Bemühungen insofern zum Abschluß gekommen, als dem Bau einer solchen Fabrik in Aken, wo er anfänglich auf große Schwierigkeiten stieß, nichts mehr im Wege steht und ebenso in Zerbst, wo man ihm auch allerlei Hindernisse bereitete, die Konzession erwartet wird.

Die enorme Wichtigkeit, die das Konsumvereinswesen für unser ganzes Wirtschaftsleben in immer steigendem Grade erlangt, ist besonders treffend in einem Artikel der „Kölnischen Zeitung" vom August 1905 hervorgehoben worden, in dem es hieß:

„Die Konsumgenossenschaften sind bei entsprechender Machtstellung die wichtigsten Faktoren zur Organisation der Kaufkraft, damit indirekt auch zur Produktion und mithin letzten Grades auch der gesamten Volkswirtschaft. So mündet schließlich die Organisation der Konsumtion, wenn alle Kreise darin eingeschlossen sind, in eine Organisation der Produktion. Eine Durchsetzung des ganzen Wirtschaftsorganismus mit den Gedanken, die größtenteils im Gewerkschafts- und Genossenschaftswesen aufgestellt sind, ist — möglichst in einer organischen Verbindung — das größte Ziel der Zukunft unseres sozialen Wirtschaftslebens."

Der Anteil der Großeinkaufsgesellschaft an dem Gesamtumsatz ist einstweilen noch verhältnismäßig gering. Viele Konsumvereine haben sich ihr noch nicht angeschlossen. Bei der Bedeutung, die dieser Einkaufsstelle als Wirtschaftszentrale der Konsumvereine zukommt, ist es verständlich, wenn das vorliegende Jahrbuch mehrfach energisch die ihr noch nicht angehörenden Vereine auffordert, sich ihr ebenfalls anzugliedern, um so den weiteren Aufschwung nachhaltig zu fördern.

Schon bisher war allerdings die Entwicklung der Großeinkaufsgesellschaft recht bemerkenswert. Sie wurde im Jahre 1894 gegründet und bezweckt nach ihren Statuten:

„Konsumvereinen und sonstigen Wirtschaftsvereinen Kolonialwaren, Produkte und Fabrikate in der Lebensmittelbranche, Lebens-, Haushaltungs- und Wirtschaftsbedürfnisse durch Ankauf oder andere Herstellungsgeschäfte gut und preiswert zu beschaffen."

Die rasche Entwicklung der Großeinkaufsgesellschaft während der letzten Jahre ist zum Teil darauf zurückzuführen, daß sie eine Anzahl von Zentrallagern errichtet hat, und zwar in Berlin für Brandenburg und den Osten, in Chemnitz für das Königreich Sachsen, in Düsseldorf für Rheinland und Westfalen, in Erfurt für Thüringen und Mitteldeutschland, in Hamburg für Nordwestdeutschland und in Mannheim für Süddeutschland.

In dem Gründungsjahre 1894 hatte die Zahl der angeschlossenen Vereine 47 betragen, der Umsatz machte in jenem Jahre erst 541 471 Mark aus; das Stammkapital belief sich auf 34 500 Mark, Spareinlagen, Darlehen, Bankkredite waren in Höhe von 4120 Mark vorhanden, und der Reingewinn stellte sich auf ganze 3425 Mark. Schon bis zum Jahre 1900 war die Zahl der angeschlossenen Gesellschaften auf 102 angewachsen, der Umsatz belief sich nunmehr bereits auf 7,9 Millionen Mark bei einem Stammkapital von 200 000 Mark und 19 502 Mark Reserven; die Spareinlagen usw. betrugen 104 442 Mark und der Reingewinn 62 812 Mark. Bis zum Jahre 1905 hatten sich 386 Vereine angeschlossen; der Umsatz belief sich jetzt auf 38,8 Millionen Mark bei einem Stammkapital von 750 000 Mark und Reserven in Höhe von 246 408 Mark; die Spareinlagen usw. waren bis auf 1,7 Millionen Mark gestiegen, und der Reingewinn machte 238 605 Mark aus. In dem einen Jahre von 1903 auf 1904 wuchsen die Reserven um nicht weniger als 220 Prozent und der Reingewinn um 73 Prozent.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf die berufliche Gruppierung der Mitglieder jener Konsumvereine, die sich in dem Zentralverband deutscher Konsumvereine organisiert haben. Für einen Teil der Mitglieder sind diese Angaben nicht gemacht worden; die Statistik erstreckt sich pro 1905 vielmehr nur auf 580 663 Mitglieder. Unter diesen waren 47 621 selbständige Gewerbetreibende; ihre Zahl ist in stetigem Steigen begriffen. Noch etwas rascher wächst die Zahl der den Konsumvereinen angehörenden selbständigen Landwirte, von denen sich 1905 11 349 angeschlossen hatten. Mit dem auf die Beamten ausgeübten Druck dürfte es vorzugsweise zusammenhängen, daß die Zahl der zu dieser Kategorie (einschließlich der freien Berufe) zu rechnenden Mitglieder von 30 122 im Jahre 1904 auf 27 965 im Jahre 1905 fiel. Dagegen war bei den gewerblichen Arbeitern unter den Mitgliedern der Verbandsvereine ein beträchtliches Anwachsen zu verzeichnen, nachdem auch hier vorher ein Sinken der Mitgliederziffer stattgefunden hatte. Von 1903 auf 1904 war nämlich die Mitgliederzahl der gewerblichen Arbeiter von 392 587 auf 359 465 herabgegangen; von 1904 auf 1905 stieg sie dagegen wieder auf 436 798, d. h. um rund 77 000 oder fast 22 Prozent. Die Zahl der Mitglieder unter den landwirtschaft-

*) Vergl. Denkschrift über die Entwicklung der eingetragenen Genossenschaften in Preußen während des letzten Jahrzehnts, bearbeitet von Dr. A. Petersilie, Berlin, 1906.

lichen Arbeitern stieg in der Zeit von 1903 bis 1905 von 14 811 auf 16 070, und die Zahl der Mitglieder ohne bestimmte Berufe belief sich 1905 auf 40 660.

Ungefähr drei Viertel aller Konsumvereinsmitglieder rekrutieren sich aus den gegen Lohn oder Gehalt beschäftigten Arbeitern. Ihre zunehmende Beteiligung am Genossenschaftswesen ist sicherlich auch für die zukünftige Entwicklung der Arbeiterpartei bedeutsam, da ihre in den Konsumvereinen organisierten Anhänger in steigendem Grade genötigt werden, sich an der Lösung praktischer Aufgaben des Gegenwartsstaates mit zu betätigen. Wenn irgendwo, so ist die Sozialdemokratie auf dem Gebiete des Genossenschaftswesens gezwungen, spezifisch liberale Ideen weiterzuführen. Man sollte deshalb alles tun, um den Arbeitern den Beitritt zu den Konsumvereinen zu erleichtern!

Robert Schultze.

Moritz Hartmann.

In der großen Reihe köstlicher Porträts, die Ludwig Bambergers Erinnerungen enthalten, ist eins der köstlichsten das Moritz Hartmanns. Mit ein paar Strichen zeichnet Bamberger ein lebensvolles Bild des Freundes, dem er schon als Flüchtling in der Schweiz und London, danach während der ersten Jahre seines Pariser Aufenthaltes so nahe trat. „Der wunderschöne Kopf, ein paar entzückende Augen, ein Organ, dessen lieblicher Silberton allein schon die Herzen bezwang, das alles mit dem Ernst seines Geistes und Charakters verbunden, machte ihn, und mit Recht, zu einem der beliebtesten Menschen seiner jeweiligen Umgebung." Er hat Hartmann im Jahre 1872, unmittelbar nachdem er den Seinen und den Freunden durch den Tod entrissen, tiefempfundene Worte der Erinnerung geweiht, die man in seinen „Charakteristiken" nachlesen mag, und auch hier ist die Grundnote die gleiche: „Er war geziert fast mit allem, was dem Menschen Wert gibt für sich und für andere: Klugheit, Charakter, Geist, Wissen, Anmut und endlich das wahrlich nicht gering anzuschlagende Geschenk der Schönheit. Es war eine Harmonie des Wesens, wie die Götter sie nur ihren Lieblingen bescheren. Die Persönlichkeit in ihrer einfachen Wirkung, in ihrem Gleichmaß und in ihrer Anziehungskraft war das Hervorstechende. So viele und schöne Eigenschaften der Dichter und Schriftsteller auch besaß, mehr noch als durch sie gewann und beherrschte der Mensch selbst durch die unmittelbare Ausstrahlung seines ganzen Ichs." Daß ein Mann dieses Gepräges, ein Meister des Liedes, ein Held des gesprochenen und geschriebenen Wortes, ein unbeugsamer Kämpfer für Freiheit, Recht und Vaterland, daß Moritz Hartmann bisher keinen Biographen gefunden hatte, kann billig wundernehmen, wird aber jetzt nicht mehr beklagt werden. Denn wir erfreuen uns nun der Gewißheit, ein biographisches Denkmal Hartmanns zu erhalten, dem die zeitliche Entfernung des Darstellers von seinem Gegenstand nur zum Gewinn hat gereichen können.*)

Der österreichische Literaturhistoriker Otto Wittner, der sich der verlockenden Aufgabe angenommen hat, konnte bei der Sammlung seines Materials aus dem Vollen schöpfen. Das meiste, vor allem eine Fülle von Briefschaften, haben ihm Hartmanns Hinterbliebene zur Verfügung gestellt. Von anderen Seiten sind ihm wertvolle Quellen gleicher Art erschlossen worden. Er hat gedruckten Memoiren, Tagebüchern, Biographien von Zeitgenossen und Mitstreitern Hartmanns, die inzwischen erschienen sind, wichtige Ergänzungen und Aufklärungen entnehmen können. Endlich beherrscht er die gesamte allgemeine Literatur bis ins einzelne derart, daß ihm die Ausmalung des zeitgeschichtlichen Hintergrundes sehr gut gelingen konnte. Selten wird man in dem Schatz der verwerteten Zeugnisse ein Schmuckstück vermissen, wie etwa Alfred von Arneths Lebenserinnerungen, deren Benutzung z. B. der Schilderung des „18. September 1848 in Frankfurt am Main" sehr zustatten gekommen wäre. Häufiger wird man finden, daß diese und jene Partie zu breit geraten ist. Auch erscheint der Verfasser in seinen Urteilen, wie z. B. über die Parteien und die Taktik der Linken im Frankfurter Parlament, nicht immer ganz unbefangen. Mitunter sieht er die Dinge wohl zu einseitig ganz so an, wie sie sich in den Augen seines Helden ausnahmen. Uebrigens ist es nur zu rühmen, daß er auch ihm und seinen Schöpfungen gegenüber das richtige Maß zu wahren und sich vor Uebertreibungen, die den Widerspruch des Lesers herausfordern könnten, zu hüten weiß.

Schlicht und einfach ist die Erzählung der Kindheit und der ersten jugendlichen Entwicklung Hartmanns. Wir sehen den Sohn des trefflichen jüdischen Elternpaares in dem böhmischen Dörfchen Duschnik aufwachsen. Wir folgen ihm in das Piaristengymnasium Jungbunzlau, auf die Universitäten Prag und Wien. Wir nehmen teil an seinem Studiengang, an seinen Herzenserlebnissen, an seinem tapferen Ringen um Unabhängigkeit des Daseins und lernen schon dabei ein ganzes Stück des vormärzlichen Oesterreich mit seinem Lern- und Lehrzwang, seiner Polizeiwillkür, seinen Zensurfreuden kennen. Wir erfahren, wie früh die Lust zu fabulieren sich in dem mit feuriger Phantasie Begabten, für alles Schöne und Edle Glühenden regte. Die Prager Freunde, Meißner, Heller, Bach, die ihn beim ersten poetischen Schaffen anregten, werden uns bekannt. In Wien treten Frankl, Bauernfeld, Hieronymus Lorm, Betty Paoli und vor allen Lenau in den Gesichtskreis. Lenaus Einfluß auf den jungen Poeten macht immer mehr dem Uhlands den Platz streitig. Bald läßt sich auch die starke Einwirkung Herweghs, Freiligraths, Dingelstedts bemerken. Hartmann wird, durch die Zeit und seinen Genius getrieben, zum politischen Dichter. Die glühende Freiheitsbegeisterung neben dem innigen Heimatsgefühl ist es vor allem, die 1845 in der ersten Sammlung seiner Gedichte „Kelch und Schwert" zum Ausdruck kommt und ihr allgemein jubelnden Beifall sichert.

Das Buch in gebundener Rede, das unter jenem bezeichnenden Titel die Runde machte, erschien in Leipzig, der regsamen Schriftstellerstadt. Hartmann hatte sie 1844 mit Wien vertauscht, genoß dort den anregenden Verkehr Kurandas, Laubes, Kühnes, Auerbachs und fand seine Rechnung bei der verhältnismäßigen Milde der sächsischen Preßgesetze. Selbstverständlich erfolgte in Oesterreich ein Verbot des staatsgefährlichen Werkes. Der Zensor, dessen höchst interessantes Gutachten Wittner im Wortlaut mitteilen kann, empfahl „die Person des Verfassers in Anbetracht seiner Jugend, seines seltenen Talentes und der Wahrscheinlichkeit einer Palinodie bei halbwegs gereifterer Erfahrung und ruhigerem Blute nachsichtsvoller Schonung". Allein er hatte sich in Hartmann gründlich getäuscht. Dessen Los blieb zunächst die freiwillige Verbannung, während deren er als Journalist, „ein Meister ökonomischer Lebenshaltung, aber dabei äußerlich immer der elegante Mann", ausschließlich von seiner Feder leben mußte.

Ein überall gern gesehener Zugvogel nimmt er seinen Flug nach Weimar, Frankfurt, Brüssel, Paris. Was er erlebt und erlernt, gewinnt unter seiner Hand künstlerische Gestaltung, oder kommt der Berichterstattung für Zeitungen und Zeitschriften zugute, die ihm früher mitunter als „Tagelöhnertätigkeit" gegolten hatte. Dann aber kehrt er nach Deutschland zurück und bereitet in Leipzig 1847 die Herausgabe seiner „Neueren Gedichte" vor. Georg Brandes hat mit Recht gesagt, daß sich in dieser Sammlung, obwohl sie als Ganzes keinen politischen Charakter trägt, doch „leidenschaftliche Vorboten des herannahenden europäischen Gewitters" ankündigen. Vor allem das ergreifende Gedicht „Hüter ist die Nacht bald hin" ist wie „ein einziger Sehnsuchtsseufzer der Ungeduld danach, daß der neue Tag anbrechen möchte." Hartmann ahnte sein Kommen schon in Berlin, wo er mit Spannung den Debatten des ver-

---

* Moritz Hartmanns Leben und Werke. Ein Beitrag zur politischen und literarischen Geschichte Deutschlands im 19. Jahrhundert von Dr. Otto Wittner. Erster Teil. Der Vormärz und die Revolution. Mit fünf Lichtdruckbildern. Prag 1906. J. G. Calvesche k. und k. Hof- und Universitätsbuchhandlung (Josef Koch) XIII und 265 Seiten.

einigten Landtags folgte. Als er vernahm, daß der Prozeß wegen seines ersten Gedichtbuches niedergeschlagen sei, stellte er sich wieder in der Heimat ein. Aber nochmals streckte die österreichische Polizei ihre Krallen nach ihm aus, weil er sich, von Robert Blum dazu aufgefordert, mit einem Prolog am Leipziger Schillerfest beteiligt hatte. Da machte der März des Jahres 1848 über Nacht der Polizeiherrschaft ein Ende und führte den Dichter auf die große Bühne des öffentlichen Wirkens.

Zuerst trat er auf als Friedensbote, um in Prag eine Ausgleichung der scharfen nationalen Gegensätze zu versuchen. Als seine Worte der Aussöhnung verhallten, ging er mit Alfred Meißner nach Wien, um die Beschwerden der Deutschen höchsten Ortes vorzubringen. Mit überlegenem Humor hat er selbst die Audienz beim Erzherzog Franz Karl, dem Vertreter des kranken Kaisers, geschildert. Es ist nur zu billigen, daß sein Biograph ihn hier mit seinen eigenen Worten reden läßt. Dasselbe Verfahren schlägt er in der Folge noch mehrfach ein. Unzweifelhaft gewinnt sein Buch dadurch an Frische des Kolorites. Dies gilt besonders von Hartmanns Beteiligung am Frankfurter Parlament und an dem Verzweiflungskampf Wiens gegen Windischgrätz. Im Parlament, wo er als Abgeordneter für Leitmeritz auf der äußersten Linken saß, spielte er unter den Rednern, die in der Rotunde der Paulskirche gehört wurden, keine hervorragende Rolle. Aber während des Kampfes am 18. September warf er sich, um einen Waffenstillstand zu erwirken, mitten in den Kugelregen. Im Oktober eilte er mit Blum, Fröbel, Trampusch nach Wien, um „den heldenmütigen Bewohnern" der Stadt, wie die von ihm verfaßte Proklamation verkündigte, „den Bruderkuß und die heißen Segenswünsche von Tausenden zu überbringen". Man muß die spannende Erzählung seiner dortigen Erlebnisse nachlesen, um sich einen Begriff von dem erschütternden Drama zu machen, in dem er als einfacher Soldat des Revolutionsheeres dem Tode ins Auge schaute. Wie es kam, daß er Robert Blums Schicksal nicht zu teilen hatte, sondern der Rache der Sieger entgehen konnte, wird auch von Wittner nicht völlig aufgeklärt.

Wieder ins Parlament zurückgekehrt und mittätiger, skeptischer Zeuge der Kämpfe um die Herstellung der Reichsverfassung erwarb er sich 1849 durch seine „Reimchronik des Pfaffen Maurizius" einen Ruhm, um den ihn mancher der namhaftesten Redner beneiden konnte. Es ist, wie Wittner mit Recht bemerkt, „die einzige satirische Dichtung größeren Zuges, die das ‚tolle' Jahr hervorgebracht, so reich es natürlicherweise an karikaturistischen Produkten war". Mit gutem Grunde weist der Biograph und Literaturhistoriker hier auf die Anlehnung an Heinesche Formen hin. Mit feinem Verständnis bahnt er sich den Weg zur Gesamtwürdigung des geistvollen, an vielen Stellen von Schmerz und Zorn durchzitterten Werkes durch den Vergleich mit anderen, demselben Boden entsprossenen Satiren: Detmolds „Piepmeyer" und Schwetschkes „Novae epistolae obscurorum virorum". Begreiflicherweise wird man von dem dichtenden Parteimann, der Peitsche und Geißel schwingt, ein stets gerechtes, ruhig abwägendes Urteil nicht erwarten dürfen. Auch bleibt dem Nachlebenden ohne einen geschichtlichen Kommentar diese und jene beißende Anspielung unverständlich. Aber wie manche Strophe hat ihre dauernde Bedeutung: so jene, die sich an die blutdürstigen Machthaber an der Donau wendet:

> Es geht nicht mehr so, wie es ging –
> Die Köpfe schlägt man wohl vom Rumpf, —
> Doch die Idee – ein ander Ding
> Sie spielt euch doch den letzten Trumpf.

Wie mancher Vierzeiler ließe sich auch heute noch als Warnung für Kurzsichtige verwerten, wie jener:

> Man suchet das bestaubte Vertrauen
> Von neuem hervor aus der Rumpelkammer,
> Um durch das Vertrauen über all den Jammer
> Wie durch Brillen die schöne Zukunft zu schauen.

Das fünfte Kapitel der Reimchronik, dem diese Worte entnommen sind, ward erst geschrieben, als „der große Freiheitskampf, der ganz Europa durchzuckt hatte, überall und hoffnungslos zu Ende war". Moritz Hartmann hatte bis zuletzt auf seinem Posten ausgeharrt. Er siedelte mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart über und schritt hinter Löwe, Schott und Uhland, als es dort der Gewalt der Waffen weichen mußte. Er gehörte zu denen, die selbst danach versuchten, noch in Baden festen Fuß zu fassen. Aber der unglückliche Ausgang des Gefechtes von Waghäusel vernichtete jede Hoffnung auf Erfolg. Seine eigene Feder hat noch diese Schlußszene der deutschen Revolution mit unverlöschbaren Zügen gezeichnet. „In Freiburg," schließt er seine Erzählung, „machten wir noch einmal Halt, aber nur, um von da aus mit der Masse badischer Flüchtlinge mit der Reichsregentschaft und mit dem Archive der deutschen Nationalversammlung ins Exil zu wandern." Hier bricht auch Wittners Darstellung ab. Möge die Fortsetzung, die uns Hartmanns Leben und Schaffen im Exil vorzuführen hat, nicht lange auf sich warten lassen.

Zürich. Alfred Stern.

Maler und Malherren.

Alljährlich werden in Deutschland etliche tausend Bilder gemalt, in anderen Kulturländern verhältnismäßig ebenso viel, und in so und so vielen Ausstellungen, bald in größeren, bald in kleineren Massen auf den Markt gebracht. Dieser Markt setzt sich aus Werken zusammen, die, als sie entstanden, keinerlei Ahnung voneinander hatten und nun als Fremdlinge in die Welt hinausgestoßen werden, damit sie sich durchschlagen, jedes ein Konkurrent seines Nachbarn; ein Kampf aller gegen alle, der manchmal mit einer Erbitterung geführt wird, die an die Beresina oder das schwarze Loch von Kalkutta erinnert. Selbst verständige, wohlwollende, unparteiische Hängekommissionen können dem Kampfe nicht wehren, sondern ihn höchstens in zivilisierten Formen halten. Jedes Bild sucht entweder direkt ein Unterkommen zu finden, d. h. verkauft zu werden oder in den wenigen Ausnahmefällen, wo dieses nicht mehr nötig ist, das Renommee seines Urhebers zu fördern, daher ist es vor allem nötig, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Und weil dieses der Bescheidenheit, der keuschen Intimität und Vollendung selten gelingt, so werden oft Aufdringlichkeit, freche Herausforderung und Roheit in mehr oder weniger starken Dosen aufgeboten. Gesehen werden, von sich reden machen, eine Rezension, womöglich eine sensationelle Rezension unter den Hunderten von Kunstberichten, welche die Tausende von Bildern begleiten, herausschlagen, das ist die notwendige Folge des Kunstmarktwesens, sowohl wie alles Marktwesens überhaupt. Ohne Geschrei kein Handel, ob nun an der Börse Effekten oder auf der Straße Schellfische ausgeboten werden; und es wäre unrecht, den Beschickern der Ausstellungen einen prinzipiellen Vorwurf aus der Befolgung einer zur Notwendigkeit gewordenen Sitte zu machen. Die begründeten Vorwürfe fangen erst an, wenn das Schreien die Grenzen des Anstandes überfteigt, sei es in maßloser Frechheit der technischen Mittel oder der kritischen Urteile. Soll doch in Paris sogar einmal eine förmliche wohleinstudierte Szene vor einem Gemälde aufgeführt worden sein: „Ein eifersüchtiger bengalischer Tiger erkennt in einer hingestreckten Odaliske das Bild seiner Frau, droht, rast, zieht einen Revolver und knallt eine Platzpatrone auf die ohnmächtige Dame ab, Polizei, Gericht usw." Der Verlauf der Szene an sich interessiert niemanden mehr: aber das Publikum drängt sich vor dem Bilde, alle Feuilletons schreiben darüber, und irgend ein reicher Trichinenzüchter aus Chicago wird mit dem berühmten Kunstwerke angeschmiert. Solche Extravaganzen der Reklame, auch wenn sie nicht so witzig ersonnen, sondern nur mit einfachem Tamtam ausgeführt werden, sollen uns hier nicht beschäftigen. C'est la guerre! Und wenn auch Dum-Dumgeschosse in einem humanen Kriege völkerrechtlich verboten sind, — bis das Völkerrecht entschieden hat, ist die Sache an sich längst überholt. Nein, das Schlimmste

ist der Wettbewerb um die Aufmerksamkeit überhaupt; schlimm für den Künstler, der beim Schaffen nie mehr recht mit seiner Seele allein sein darf, sondern „beim Zielen nicht lassen kann, ins Publikum zu schielen“; schlimm auch für das arme Publikum, das beim ersten Durchwandern einer Ausstellung sich rechts und links an den Rockschößen festgehalten fühlt, wie einer, der durch den Ghetto geht. Wo soll man Sammlung finden, sich einem Werke andächtig zu widmen, wenn ein anderes daneben, ein drittes darüber, ein viertes darunter sich gleichfalls herandrängt und sein Teil Sammlung auch für sich verlangt? Eine nervenzerrüttende Anstrengung, die den, der ihr heldenmütig drei Stunden lang getrotzt hat, mit unbezwinglicher Begier nach einem Frühstück erfüllt, damit er mit gestärktem Magen sich ein klein wenig besinne, was ihm in Saal A gefallen und was ihn aus Saal Z fortgejagt habe. Hat schon je ein Mensch gesehen, daß ein von einem ersten Ausstellungsbesuch heimkehrender Mitmensch ein vergnügtes Gesicht, geschweige denn Begeisterung gezeigt hätte? Im Gegenteil! Viele wiederholte Besuche erst können den Ausstellungsirrgarten einigermaßen übersichtlich machen, die Nerven gegen das Allzuaufdringliche stählen und die Augen für keusche Schönheit öffnen.

Geht nun vollends einer mit dem Gedanken um, ein Bild zu dauerndem Schmuck seines Hauses zu erwerben, welche Schwierigkeiten! Wer Tapeten aussuchen will, weiß nach dem zehnten, zwölften Dessin, das man vor ihm entrollt hat, schon nicht mehr, wo ihm der Kopf steht; wer eine Weinprobe zu machen hat, kann nach dem zehnten, zwölften Schluck nicht mehr Grüneberger von edlem Marcobrunner unterscheiden; wer aber aus tausend Bildern eins heimführen soll, ist in größerer Verlegenheit. Zunächst freilich tut ein berühmter Name viel, ihm Sicherheit zu geben; allein wie selbst ein Achenbach oder ein Defregger speziell in dem Raume, den er schmücken soll, wirken wird, ist nicht abzusehen. Die Künstler haben gemalt, ohne den Raum und den Herrn des Raumes zu kennen und sich ihren Bedingnissen anzupassen, — welch' ein Zufall, wenn alle Stimmen sich dennoch zu einer Harmonie vereinten! Aber wenn nun die großen Meister und die Werke ersten Ranges in dem Budget des Käufers nicht vorgesehen sind und es ans Suchen geht, was wohl im Format passen, im Gegenstand interessieren, mit dem bescheideneren Portemonnaie in Einklang zu bringen sein möchte — welche Qual bei der Wahl! Allein sie ist die Konsequenz des Marktwesens.

Eine andere Konsequenz des Marktwesens im Gegensatz zum Geschäft unter der Hand ist die, daß der Markt als die einzig mögliche Geschäftsstelle überschwemmt wird. Alle die Legionen von Künstlern und Künstlerinnen, die nicht daran denken könnten, von einem einzelnen Kunstfreunde zu einem bestimmten Zweck mit einem bestimmten Auftrage betraut zu werden, strömen dem Markte zu, steigen das Angebot bis ins Wahnsinnige, erschweren sich selber durch ihre ungeheure gegenseitige Konkurrenz das Terrain von Jahr zu Jahr empfindlicher und verfallen scharenweise dem Elend. In direktem Konnex zu dem Auftraggeber steht eigentlich nur noch der Porträtmaler und der kleine aussterbende Rest der Dekorations- und Monumentalmaler.

Wir könnten diese in wenigen andeutenden Strichen hingeworfene Skizze leicht mit vielen Details ausführen, wenn wir das exakte statistische Material zur Hand hätten und unsere Leser mit Zahlen ermüden wollten; daß im großen und ganzen die Dinge so liegen, wie wir sie dargestellt haben, wird nicht wohl zu bezweifeln sein. Und vielleicht wird es Stimmen geben, welche diese Sachlage nicht nur als das natürliche Ergebnis unserer Gesellschaftsordnung anerkennen, das tun auch wir, sondern auch als erfreulich begrüßen, in ihr ein frisches, fröhliches Aufeinanderplatzen der Geister bejubeln und von einer bisher ohnegleichen dastehenden Popularisierung der Kunst zu rühmen wissen. Aber das tun wir nicht. Wir halten im Gegenteil die Sachlage für höchst reformbedürftig. Freilich denken wir dabei nicht an eine von außen bewirkte, auf dem Wege von Vereinsbeschlüssen oder gar Staatseingriffen erzwungene Aenderung des Kunstmarktwesens, sondern an eine Aenderung der Grundsätze bei Künstlern sowohl wie beim Publikum, die vielleicht ihr Feldgeschrei fände in dem Worte: „Los von dem Ausstellungsfieber!“

Die beiden Epochen der höchsten Kunstblüte, die Antike und die Renaissance, Renaissance sogar bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts genommen, haben Kunstausstellungen und die sie begleitende Erscheinung der Kunstschreiberei nicht gekannt. Der Mäzen und der Künstler standen in persönlichem Verkehr, der Künstler oft nur ein Sklave, gewöhnlich ein respektabler Handwerksmeister, selten, sehr selten ein intimer Freund des Machthabers. Phidias und Perikles, Apelles und Alexander, Raphael und Julius II. sind in jeder Beziehung Ausnahmen. Die von Guhl herausgegebenen Künstlerbriefe lassen sehr klare Einblicke in die Verhältnisse tun. Hier will eine Klosterbrüderschaft ihre Kirche oder ihren Kreuzgang ausschmücken lassen; der Meister ist vielleicht gar wie Fiesole selbst ein Ordensbruder und mit allen Raumbedingnissen sowie mit den geistigen Neigungen der Brüder und der Gemeinde von lange her vertraut; er braucht auf keine überraschenden Raffinements zu denken, um zur Geltung zu kommen, sondern seine Kunst blüht still und rein wie die Blume aus ihrem heimatlichen Boden hervor. Welch beneidenswerter Frieden! Genügsame Lebenshaltung, der die Jagd nach dem Gelde fremd war, und statt hundertstimmiger, einander befehdender Kritiken, das beseligende Gefühl, zur Ehre Gottes zu arbeiten. Dort will der Papst seinen Vatikan mit Fresken schmücken. Und wenn auch der Schauplatz weit größer und prachtvoller war und die handelnden Personen auf der Höhe des Lebens standen, — viel anders als Fiesole in seinem stillen Kloster haben es Raphael und Michelangelo im Vatikan auch nicht getrieben. Maßstab und Mittel waren graduell riesenhaft geworden, aber generell war kein Unterschied eingetreten. Es galt, sich mit der einen Seele des einen großen Machthabers ins Benehmen zu setzen, und welche Kämpfe Michelangelo mit Julius II. zu bestehen hatte, ist sattsam bekannt; im übrigen aber brauchten die Meister nach nichts zu fragen. Auch nicht von ferne brandete das Marktgekeife in die heilige, aristokratische Stille ihrer Werkstätten. Und in Brügge und in Nürnberg war es nicht anders, ja, nur noch stiller und heiliger als in Rom; denn wo ein so allmächtiger Herrscher, wie der Papst, gebietet, da fehlt es nicht an Buhlerei um dessen Gunst, während die Besteller des Genter Altarbildes und des Ursulaschreines oder der Heiligen Dreifaltigkeit in engem Kreise mit ihren Meistern lebten. Vielleicht; denn Neid und Cliquenwesen intrigieren ja überall, wo Menschen sind, — vielleicht hat es auch den van Eyks und Albrecht Dürer nicht an Verkleinerungs- und Zurücksetzungsversuchen gefehlt; aber die große Kunstgeschichte nimmt keine Notiz davon, sondern überläßt es der Monographie, den heimlichen Minen und Anschwärzungen nachzuspüren. Rubens und van Dyk, Rembrandt und van der Helst und Frans Hals malten ihre Hauptwerke für ganz bestimmte Menschen und Plätze, die sie entweder direkt oder aus Analogien kannten, und wenn sie in ihrer überschwenglichen Schaffenskraft gelegentlich noch mehr produzierten als ihnen aufgetragen war, so konnten sie sicher sein, daß Kunstfreunde genug kommen würden, ihnen die Bilder von der Staffelei wegzuholen und ein zu Markte bringen niemals nötig sein dürfte. Ein goldenes Zeitalter hat es zwar, außer in der Phantasie der Dichter, niemals gegeben, und wir wollen auch nicht die vielen tiefen Flecken verkennen, die der Kunst, als Geschäft betrachtet, während der Renaissance eigen waren, z. B. die stetigen Schwierigkeiten, Bezahlung für gelieferte Werke zu erhalten; vielleicht haben sich die Künstler der Renaissance nicht besser gestanden als unsere heutigen; jedenfalls aber die Kunst. Und auf die Kunst kommt doch am Ende mehr an als auf die Honorare der Künstler.

Wenn nun heute die Malerei im wesentlichen auf den Markt angewiesen ist, so ist es die Skulptur nur zum geringen Teil, die dritte der bildenden Künste, die Architektur, jedoch garnicht. Die Skulptur, deren wichtigste Disziplin das Monument ist, hängt fest mit Ort und Zweck zusammen, die Salon- oder Galerieskulptur verschwindet dagegen; daher ist diese Kunst auch lange nicht so wie Malerei dem Reklame- und Sensationsbedürfnis verfallen; eine Marmorstatue braucht nicht durch Rohheit oder Verrücktheit aufzufallen, um bemerkt zu werden; sie hat längst nicht so viele Konkurrentinnen wie ein Gemälde und kann noch in einer reinen Harmonie wirken. Für den Archi-

tekten ist aber jeder Begriff Markt ausgeschlossen; denn es wäre der pure Blödsinn, in den Tag hinein Häuser und Paläste, Kirchen und Brücken zu entwerfen und zu warten, daß ein Bauherr sich finde, der das Projekt ausführen ließe. Die Baukunst, die erdgeborenste aller Künste, gleicht darin ihrem großen Bruder, dem Antäus, daß sie all ihre Kraft verliert, sobald sie die Berührung mit der Mutter aufgibt. Eine Baukunst ohne Bauherrn ist so undenkbar wie ein Porträt ohne ein darzustellendes Individuum. Praktische, absolut zu erfüllende Forderungen machen sich von allen Seiten geltend und geben dem Schiff den nötigen Ballast, der zwar die allzugroße Schnelligkeit vermindert, aber auch der Gefahr des Kenterns vorbeugt. Und solchen Ballast wünschen wir auch in tausend Fällen der Malerei. Der Geschmack des Malherrn (wir bilden das Wort nach Analogie des Bauherrn) mag dem Maler oft herzlich unbequem sein, ihn oft zu verzweifelnder Wut treiben und Empfindungen anregen, die der Pegasus hatte, als er neben dem Ochsen im Geschirr ging; aber er behütet ihn auch davor, in Absurdität zu verfallen. Böcklin hat seine besten Bilder gemalt, als er für Schack malte; als er, von den dicken Weihrauchwolken und dem tosenden Reklamegeklingel seiner Pfaffen schier verrückt gemacht war, war es um sein besseres Teil geschehen. Lenbach hatte, trotz alles Weihrauches und Reklamegeklingels vermittels des darzustellenden Individuums immer noch wenigstens eine Fußspitze, welche ihn die Mutter Erde berühren ließ und seinen Bildern immer noch trotz aller Exzentrizität der letzten Jahre ein gesundes Mark bewahrte. So sehen wir in einem erneuten Anstreben einer engeren Fühlung von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, d. h. von Malherrn zu Maler, das wichtigste Heilmittel gegen die Kunstelephantiasis unserer Tausende von Nummern zählenden Ausstellungen. Das Mittel mag unbequem sein und manchem in junger Selbstherrlichkeit auffliegenden Genie empörend scheinen wie eine orthopädische Bandage, aber es wird auch viele Beinbrüche verhindern. Und würde denn im Grunde das Mittel gar so unbequem sein? Muß nicht doch eigentlich jedem Maler sehr viel daran liegen, den Ort kennen zu lernen, den er schmücken soll, den Mann kennen zu lernen, der ein Werk seiner Hand sich fürs Leben zu eigen machen will? Erst durch solche intimere gegenseitige Anteilnahme gewinnt das Geschäftliche einen über die bloße Bezahlung hinausgehenden idealeren Charakter. Dürfen wir eine ganz triviale Parallele ziehen, so fragen wir, ob es sich nicht mehr empfiehlt, einen Anzug beim Schneider nach Maß machen zu lassen, als einen im Modemagazin fertig zu kaufen?

Natürlich verkennen wir nicht die gewaltigen Schwierigkeiten, die solch wünschenswerter Reformation im Wege stehen. Die große Mobilität des modernen Lebens macht es nur wenigen Auserwählten möglich, sich eigene Häuser zu bauen und in engem Anschluß an die Architektur zu schmücken; die Mietswohnungen und vollends die Etagenwohnungen, auf welche die meisten Leute angewiesen sind, sind selbstverständlich nur mit zusammengekauften Rahmenbildern auszustatten. Allein eine gesteigerte Möglichkeit, sich als dauernden Besitz ein eigenes Haus nach ganz eigenen, persönlichen, praktischen und künstlerischen Bedürfnissen zu schaffen, sehen wir auch wieder durch die Mobilität des modernen Lebens hervorgebracht. Die Verkehrsmittel unserer Tage gaben unseren Städten bisher unerhörte Ausdehnungen: Eisenbahnen, elektrische und Pferdebahnen, Fahrräder und Automobile verbinden entlegene Landhäuser mit den Zentren großer Städte und gestatten Geschäftsleuten aller Art, ihrem an das Zentrum geknüpften Beruf nachzugehen und doch in relativ billiger Gegend ebenso wohl ein eigenes Haus zu besitzen, wie es die Reichen neben ihren Villen und Gütern in den opulenten Straßen der Städte zu besitzen pflegen. Derartige eigene Häuser nach einem einheitlichen Gesichtspunkt künstlerisch auszugestalten anstatt lediglich mit Rahmenbildern zu behängen, könnte ein Anfang zu einer so segensreichen Wechselwirkung von Maler und Malherren werden, wie er in der Renaissance bestanden hat. Der zweite Faktor aber, das übertriebene Ausstellungsunwesen zu dämmen, wäre die Einsicht Tausender von Kunstbeflissenen, daß sie nicht in die Kunst hineingehören und es besser wäre, anstatt den wenigen Berufenen im Lichte zu stehen und sich selber mit der Misere herumzuschlagen, ein anderes Gewerbe zu ergreifen. Namentlich die Menge der armen verblendeten, durch Romanulkung vollends verdreht gemachten Malerinnen, die in herber Not ein paar Jahre Studium erzwingen oder, wie es jetzt heißt, sich ausbilden lassen und schließlich doch sich bescheiden müssen, da sie ihre Bilder nicht verkaufen können, andere arme Mädchen durch Unterrichtgeben in gesteigerter Anzahl auf dieselbe verderbliche Bahn zu locken. Tausende von ihnen würden, wenn es ihre Eitelkeit zuließe, glücklicher als resolute Köchinnen und biedere Handwerkersfrauen sein. Und mit Tausenden von Männern ist es ebenso bestellt. Es soll ja hinter den Kulissen oft herzbrechend und haarsträubend aussehen. Also doch lieber beizeiten gegen die große Zauberin, die die Ufer ihrer Insel mit Schiffstrümmern und gebleichtem Gebein verziert, bevor sie einem einzigen Auserwählten die Krone reicht, Wachs in die Ohren gestopft und auf dem nächsten Wege einem ehrsamen Philisterium zugesteuert, als in unverstandener Sehnsucht nach dem „Höheren", die leider auch gar oft mit der Sehnsucht nach einem launischen Schlenderleben identisch ist, zugrunde gehen! Wenn die, die jetzt von den Jurys zurückgewiesen werden (freilich gehören oft, unausrottbarer menschlicher Parteilichkeit gemäß, die Besten zu den Zurückgewiesenen, aber wir meinen nicht diese, sondern die mit Fug und Recht Zurückgewiesenen), wenn die von vornherein selber zurückblieben, und die Jurys eine abermalige engere Auslese halten könnten und das Halbgute und Unreife nochmals durchfallen ließen, so daß nur eine kleine mit Genuß zu überblickende Elite wahrer Kunstwerke zurückbliebe, welch ein Segen! Welch ein ästhetischer und welch ein sozialer Segen!

Wir wissen wohl: es sind Utopien, in denen wir uns ergehen. So kurzerhand, wie wir sie angedeutet haben, wird sich die Reformation sicherlich nicht vollziehen; aber ohne Utopien ist das Leben überhaupt nicht denkbar; ein Parallelogramm der Kräfte und dessen Diagonale ist hier nicht zu berechnen; die Götter allein kennen sie; aber darum sollen wir nicht an unseren Kräften verzagen.

Hoen bei Bremen. A. Fitger.

Visionäre Mystik und visionäre Kunst.

Das althellenische Wort Myesis, das ein Schließen der Augen zu innerlicher Betrachtung bedeutete, ist ein außerordentlich weiter Begriff geworden, der die verschiedensten und gegensätzlichsten Dinge enthält. Man bezeichnet mit dem Namen Mystik ebensowohl die Predigten Meister Eckehardts wie die Verzückungen der Rosa von Sima, die Lieder der Upanischaden und Geschichten von Wehrwölfen und Klopfgeistern, die mit Steinen und Knochen um sich werfen, die peinlich genaue Himmelshierarchie des Dionysios Areopagita wird ebenso mit diesem Namen genannt, wie die von gottestrunkenen Stammelversen begleiteten Tänze Dschedal eddin Rumis. Mystisch heißt man die auf die Knappheit algebraischer Formeln zurückgeführte Gottessicherheit des Angelus Silesius und die verworrene, krause Rückständigkeit eines späten Kabbalisten. Als Emerson in seinen Repräsentanten des Menschengeschlechtes ein Musterbeispiel für den Mystiker suchte, wußte er kein besseres zu finden als Emanuel Swedenborg, gegen den übrigens schon ein halbes Jahrhundert früher Joseph Görres als gegen einen der christlichen Mystik gefährlichen Häretiker zu Felde zog, der einer Fata morgana erlegen sei. Und neuerdings gibt man sich viel Mühe um William Blake, den englischen Philosophen, Dichter und Zeichner; man findet in ihm das Vorbild des Mystikers, man sucht, seinen Dichtungen den mystischen Duft abzugewinnen und spricht von seiner visionären Kunstphilosophie, man setzt seine Inspiration gleich mit jener der frühen florentiner Maler und wünscht, aus der Beschaffenheit seiner Phantasie die Eigenart der menschlichen

Phantasie überhaupt zu entwickeln. Dem gegenüber richtet sich die Frage auf, ob diese Visionäre wie Swedenborg und Blake*) nicht derart beschaffen sind, daß ihre Inspiration und ihre Phantasie ganz gesondert und ganz individuell betrachtet werden muß, ohne jede direkte Beziehung zu der Phantasie anderer Menschen; ob ihre Mystik nicht grundverschieden ist von dem, was wir bei Eckehardt und Angelus Silesius Mystik nennen.

Ein Mann von enzyklopädischem Wissen, von einem erfinderischen Genie, das besonders der Mathematik, Mechanik und Geologie neue Wege bahnte, wird an der Grenze eines vielleicht vorzeitigen Alters von einer halluzinatorischen Psychose befallen. Mit verschobenem Geiste hört er Stimmen und sieht Gestalten. Gewohnt, Zahlen zu ordnen und Steine ins System unterzubringen, kann er bei der zwingenden Macht seiner Visionen nicht anders handeln, als daß er auch diesen Erscheinungen gegenüber seinen sammelnden, klassifizierenden Sinn walten läßt. Er nimmt das Krankhafte, wie es einmal alle derartigen Kranken fast tun, und verarbeitet es zu einem System, zu einem Lehrgebäude. So war der Ursprung der „Arkana coelestia", der „Nova Hierosolyma" und der „Apocalypsis explicata" des Emanuel Swedenborg. Ganz ähnlich erging es dem großen Newton und dem genialen Zoologen Swammerdem, und es ist eine reizvolle Ketzerfrage, ob der Verfasser der „Zendavesta" und der „Tagesansicht" nicht gleiches durchgemacht hat und auf gleichem Wege seine Engel empfing; die Vorbedingung war jedenfalls auch bei ihm vorhanden.

Eine ähnliche Psychose, wie sie Swedenborg erst im Alter von 57 Jahren überfiel, begleitete William Blake, über den neulich in dieser Zeitschrift schon ein feinsinniger Aufsatz von Professor L. Kellner handelte, das ganze Leben hindurch; bei ihm war es eine halluzinatorische Paranoia originaria von selten scharfer Ausprägung. Schon in früher Jugend sieht er Gott-Vater als bärtigen Greis durchs Fenster schauen, sieht Engel auf den Aesten der Bäume sitzen, und noch der sterbende Blake unterhält sich mit seinen spiritual friends. Die anderen Erscheinungsformen seiner Psychose, besonders seiner zahlreichen Verfolgungsideen, interessieren in diesem Zusammenhange, der sich mit den Gesichts- und Gehörstäuschungen zu beschäftigen hat, nicht mehr, als daß sie erwähnt zu werden brauchen. Die harten Worte, welche Swinburne, Yeats und andere in ihren Würdigungen der Art und Kunst des William Blake gegen diejenigen geschleudert haben, die etwas Geisteskrankes bei dem Verfasser der prophetischen Bücher „Vala", „Jerusalem" und „Tiriel" fanden, stört mich nicht im mindesten; in der Sucht, den Psychopathologen, wo es geht, in blinder Verkennung ihrer Absichten eins aufzuwischen, sind sich feingeartete Dichter und Lokalberichterstatter der Pfennigblätter außerordentlich ähnlich. Aber abgesehen davon; an der Eigenart und der sonderbaren Größe dieses Künstlers ändert die Tatsache, daß sein Werk einer halluzinierenden Psyche entsprang, garnichts; es handelt sich nicht um Werturteil, sondern um Erkenntnis; der „Alte Matrose" des Coleridge wird als Kunstleistung für uns nicht geringer, wenn wir entdecken, daß er den Visionen des Opiumrausches seine Entstehung verdankt, die Sonette nach dem Portugiesischen behalten all ihre Größe, auch wenn wir wissen, daß ihre Verfasserin eine hysterische Frau war. Erst dann fällt die Erkenntnis des Psychotischen in die Wagschale, wenn nun sich Adepten dieser Blakeschen Kunst- und Denkart einstellen würden und nicht nur selbst ihre Auffassung nach dem Vorbilde einrichteten, sondern auch verlangten, daß der wahre Mystiker so sei wie Blake und Swedenborg. Dann ist es Zeit, auf die Gründe hinzuweisen, die einen solchen Versuch als widersinnig erscheinen lassen.

Blake ist ein Morphinist ohne Morphium, ein Haschischesser ohne Haschisch. Genau wie bei den Opiophagen gärt und wühlt unaufhörlich in ihm die Sehnsucht nach seinem visionären Zustande. Rudolf Kaßner sagt sehr richtig: „In einem ist Blake immer klar und sein Ausdruck vollkommen, wenn er seine Sehnsucht nach Inspiration singt . . . Blake ist der unerschrockenste Lehrer von der Wirklichkeit der menschlichen Phantasie, seine Ethik ist die Ethik der Phantasie — imagination — und darin liegt seine Bedeutung." „Ich kenne kein anderes Christentum," schreibt Blake von sich selbst, „und weiß von keinem anderen Evongelium, als von der Freiheit des Körpers und des Geistes, die göttliche Gabe der schöpferischen Erfindungskraft auszuüben; denn die Phantasie ist die wahre und ewige Welt, von der dieses körperliche Universum nur ein blasser Schatten ist und in der wir mit unseren unsterblichen und imaginären Körpern wohnen werden, wenn diese körperlichen, sterblichen Körper nicht mehr sein werden." Nun muß aber mit aller Entschiedenheit darauf hingewiesen werden, daß diese Imagination keineswegs das ist, was wir unter Einbildungskraft verstehen, diese Phantasie nicht jene Phantasie, die Goethe, Dante und Dürer geleitet hat. Kaßner findet, daß es William Blakes ewiger Ruhm sei, dargestellt zu haben, wie „der Mensch die große Bühne seiner Stimmungen" sei. Aber auch dieses Wort Stimmung ist nicht so aufzufassen, wie wir es verstehen. Seine Inspiration ist nicht der unvergleichlich glückliche Augenblick, der das Wesenlose und doch Festgefügte, den sich formenden Gedanken empfängt; seine Inspiration ist etwas Gegenständliches, der Beginn der Sinnestäuschung. Seine Phantasie ist nicht das vom Willen mehrminder genährte lebendige Verknüpfen der Vorstellungen, seine Phantasie ist ein Genießen der bunten und leuchtenden Visionen und der klangvollen und eindringlichen Phoneme. Er denkt nicht Bilder, er sieht sie objektiv in einer gewissen Entfernung vor sich stehen; er stellt sich nicht Worte vor, er hört sie; und seine Stimmungen sind nicht wie die Stimmungen anderer Menschen, reizvoll und verborgen in ihrem Entstehen und Vergehen, seine Stimmungen sind ein Sich-zurechtfinden im widerspruchsvollen Auf und Ab seiner Gesichte. Das mag richtig sein, könnte man mir entgegenhalten, aber kommen diese Bilder und Stimmen Blakes nicht aus derselben Menschenseele, die im anderen Falle auch die wesenlosen Bildungen der Phantasie gebiert, ist die Imagination, wie Blake sie meint, nicht ein Deutlicher-werden, ein wirkliches Gestalt-annehmen bei einem Begnadeten, während wir andern uns mit dem blassen Gedanken, mit der haltlosen Vorstellung begnügen müssen? Dies könnte man nur dann zugeben, wenn wir die unwillkürlichen Armbewegungen, die sich beim kleinen Veitstanze finden, den ruhigen und sicheren Muskelleistungen eines Athleten vorzuziehen berechtigt wären; oder wenn wir die auffallenden und für den Laien wohl auch grotesken spontanen Gesichtsverzerrungen, die sich beim Tic convulsiv finden, dem komischen Mienenspiel eines vollendeten Charakterschauspielers gegenüberstellten und jenen den Vorrang einräumen würden. Wenn der Visionär mit freiem Willen aus einer gesunden Seele seine Bilder hinbreiten könnte, wie der Phantasiebegabte die Gedanken seiner Einbildungskraft, dann wäre ja wirklich die Vision das Bessere. Aber das ist erfahrungsgemäß nicht der Fall. Hin und wieder wird es allerdings von einigen wenigen behauptet; so schreibt Cardano einmal: „Wenn ich will, sehe ich, was ich will, und zwar mit den Augen, nicht mit dem Geiste . . die Bilder aber, die ich sehe, sind immer in Bewegung. So sehe ich Menschen, Wälder, Tiere und Gegenden und was ich immer zu sehen wünsche." Aber ebenso bestimmt, wie diese Worte klingen, ist auch die Gewißheit, daß der große, von Verfolgungsideen geschüttelte Mathematiker und parazelsusähnliche Wunderarzt im Moment der Aufflammung der Vision zu erschaffen glaubte, was ihm in Wirklichkeit ein blinder Zufall, oder besser gesagt, die krankhafte Anlage seines Gehirns in den Weg warf. Blake steht nicht über seinen Visionen, sondern sie stehen über ihm. Hier kommt nämlich auch noch in gewissem Umfange die klinische Diagnose in Betracht. Die Visionen der Opiophagen und Haschischesser sind anders zu werten als diejenigen der Paranoiker, diese aber besonders sind wieder verschieden von den halluzinatorischen Zuständen der Hysteriker.

*) Außer den englischen Publikationen von Gilchrist, Swinburne Ellis und Yeats sei der Aufsatz von Rudolf Kaßner in seinem Buche „Die Mystik, die Künstler und das Leben" (Leipzig 1900) und das neulich schon in dieser Zeitschrift besprochene Buch von Helene Richter genannt Außerdem erschienen noch in diesen Tagen eine Uebersetzung des William Blake von Otto Freiherrn von Taube (Jena, Eugen Diederichs) und ein Essay von A. B. G. Russell „Die visionäre Kunstphilosophie des William Blake", deutsch von Stefan Zweig (Leipzig, Zeitler).

Die Gesichte der an Hysterie Leidenden sind immerhin noch gewissermaßen willkürlicher, wie es bei diesen der Autosuggestion naheliegenden Vorgängen zu erwarten ist. Wenn auch Mechtildis, Hildegard oder Maria von Agreda nicht selten Teufelsvisionen hatten, so verlangte doch die Inbrunst ihrer Seele nach den Gesichten des Paradieses, und sie wurden ihnen, als ein Ergebnis eines von der Askese gezügelten und geschulten, aber neurotischen Willens zuteil. Und bei der heiligen Therese, deren körperliche Hysterie jüngst eine Studie des Jesuitenpaters Hahn*) zugibt, finden wir sogar eine auffallend einsichtige, kluge und feinsinnige Unterscheidung der Visionen. Anders der Paranoiker; seine Halluzinationen haben meist etwas Brutalherrschsüchtiges, Imperatorisches; sie zwingen in verderblichem Wechselverhältnis den kranken Geist gleichsam dazu, die letzten und verwegensten Konsequenzen ihrer Gegenwart zu ziehen. Genügender Anhalt für die Feststellung einer hysterischen Psychose bei Blake ist aber nicht vorhanden, und nur eine von Sachkenntnis nicht getrübte Auffassung kann ihn ohne weiteres mit den großen religiösen Visionären des Mittelalters in Beziehung setzen. Vision und Vision ist nicht immer dasselbe. Ich wüßte nicht, was uns zu der Ungerechtigkeit verleiten könnte, in dem, was wir bei unseren Geisteskranken in den Anstalten als Ausfluß der Krankheit ohne Widerspruch anzusehen gewohnt sind, nun plötzlich bei Blake und Swedenborg eine besondere transcendentale Gnade zu erblicken, eine Gnade, die ihre Träger „für den Durchschnittsmenschen schwer verständlich" mache. Und noch eins, was aber das klinische Gebiet garnicht berührt. Sollte man nicht annehmen, daß eine wahrhaft überirdische, von besonderer Gnade verliehene Vision ganze Strahlengarben einer unfaßbar neuen, außerweltlichen Anschauung aussenden würde, daß sie frei sei von der Gebärde der Zeit, frei von uralt fortgeerbten Namen und Vorstellungen? Statt dessen ein ganz anderes Bild. Emerson beklagt sich über Swedenborg, daß er so sehr in seiner Zeit befangen war, als er seine Visionen sah; daß er die kleinlichen, jetzt längst verschollenen Streitigkeiten der damaligen schwedischen Theologen so breit ausspinnt, daß er die ganze Himmelshierarchie so wörtlich aus den alten Schriften übernimmt. Und Görres, dem man in dieser Hinsicht wahrhaftig nicht den Vorwurf der Befangenheit machen kann, schreibt über die „Ciudad de Dios" der Maria von Agreda: „Aber die Ekstase hat sie nicht gegen den Ungeschmack ihrer Zeit zu schützen vermocht . . . die steife Geziertheit, der Schwulst und die falsche Emphase verunzieren ihr Buch nur zu oft, und große moralische Nutzanwendungen am Ende jedes Kapitels vermehren noch die Weitschweifigkeit." Blakes Gestalten und Stimmen tragen auch die alten, ererbten Kleider, vor allem aus dem Schrein Swedenborgs. Darüber täuschen die seltsamen Neulaute seiner Eigennamen nicht hinweg, der Gang durch eine paranoische Psyche hat den Bildern nur über die bekannten Gesichtszüge starre Masken geformt.

Es läßt sich an dieser Stelle, wo es nicht möglich ist, im Bilde Beispiel und Gegenbeispiel nebeneinander zu stellen, nicht jede einzelne Eigenheit der Zeichnungen William Blakes, die sich aus ihrem visionären Ursprung erklärt, beschreiben. Nur einiges sei erwähnt. Archibald B. G. Russell stellt fest, daß seine Darstellungen fast ohne Hintergrund seien, „sein Hintergrund ist meist allgemeiner und konventioneller Natur, staffagenhaft beinahe". Eine Beobachtung, die ebenso fein wie wahr ist: die Halluzination lieferte die Gestalten des Vordergrundes, den Hintergrund aber nicht; die Erscheinungen, erzählen uns die Kranken, scheinen auf Wolken zu stehen und von Wolken umrahmt zu sein; man achte einmal darauf, wie oft diese Wolkenbänder bei Blake sich finden. Und diese Greise, Jünglinge, Frauen und Engel selbst? „Er hat sich begnügt, eine bestimmte Anzahl vager und abstrakter Typen zu schaffen, die immer in seinem Werke wiederkehren," sagt Russell. Es bestätigt sich das Gesetz von der geringen Spannweite der halluzinatorischen Phantasie Dieser im großen Gebiete der Kunst fast unerhörte, sklavisch genaue Naturalist der Halluzination konnte keine Fülle von Wesen schaffen, weil seine Visionen eintönig waren, und er als ein gehorsamer Knecht seiner Krankheit nur ihnen künstlerisch sich hingeben durfte. Blake, der das Zeichnen nach der Natur mit so wütenden Worten verschmäht und verachtet hatte, zeichnete seine Sinnestäuschungen Strich für Strich nach. Sogar seltsame Bildungsfehler seiner Erscheinungen gab er getreulich wieder; ich kenne keine Gestalt Blakes, bei der die Gegend des menschlichen Körpers, die vom unteren Rippenbogen bis zu den Hüften reicht, auch nur in etwa entsprechend und richtig angedeutet wäre, der eigentliche Leib ist unterschlagen, und zwar ist diese Eigentümlichkeit so allgemein bei seinen Zeichnungen, daß nicht ein technisches Nichtkönnen sie erklärt, sondern nur eine Form, die seine Modelle, eben seine Halluzinationen hatten. Dies Mißverhältnis hat Blake wahl gesehen, und daher seine Wut gegen das Naturzeichnen und den Kanon. Er wußte wohl, warum er behauptete, daß seine Schöpfungen „eine Spezies für sich seien," aber eine merkwürdige Kurzsichtigkeit, die jedoch in seiner Psychose begründet ist, war es, daß er behauptete, auch Michel Angelo, Rafael und Dürer hätten so geschoffen, wie er schuf; den entscheidenden Gegensatz empfand er nicht. Die Zeichnungen William Blakes verhalten sich zum Marienleben Dürers, zu den Tafeln Fra Angelikos oder zu Luca Signorellis jüngstem Gericht, das scheinbare Aehnlichkeiten bietet, wie die „Attitudes passionels" des „grand mal" zu der ausgereiften Kunst der Duse; hier die sich selbst bestimmende, wegsichere Geisteskraft, dort ein blindes Geschütteltwerden, das Erhabenes, Banales und Täppisches hilflos zusammenkuppelt. Wenn ein Vergleich mit Blake geboten sein soll, so darf man in erster Linie an Hieronymus Bosch van Aken denken; dieses Nebeneinander wird auch, und vielleicht mehr als verdient, den genialen Eigenschaften Blakes gerecht. Auch Bosch malte Visionen, aber nicht mit der verzweifelten Ausschließlichkeit unseres visionären Naturalisten; Bosch war aber auch keineswegs, soweit die spärlichen Nachrichten und sein Werk es erkennen lassen, ein Paranoiker; das Gewimmel seiner Schreckbilder hatte einen anderen Ursprung und wurde schließlich viel mehr durch einen künstlerischen Willen gesiebt und geklärt, ehe es Gestalt bekam.

Man redet und schreibt jetzt wieder soviel von der Kultur der Seele. Alt anerzogene Glaubensinbrunst und eine Kindersehnsucht nach dem religiösen Mysterium rufen dürstend nach einem frischen Trank. Aus der Mystik scheinen Quellen hervorzubrechen, und die Begierde nach Stillung des Durstes achtet nicht darauf, ob es lebendige Felsenquellen sind, oder ob krankes Grundwasser durchsickert. Man gab uns Eckehardts Predigten, und wir sahen diesen Versunkenen auf dem schmalen Grat seiner innerlichen Betrachtung als einen Starken schreiten, ohne nach rechts oder links in die Abgründe der Vision abzustürzen. Wenn er vom Schauen Gottes spricht, so ist es nicht ein aus verschobener oder überhitzter Seele geborenes wirkliches Abbild, ein Gesicht, das ihn begeistert, sondern ein Gedanke, ein von Gefühl und Willen geleiteter Gedanke, den er gewinnt und dessen Findung er selbst beseeligt zu lehren sucht. Oder die Sprüche aus den ersten Büchern des „Cherubinischen Wandersmannes"; auch Angelus Silesius ist zu stark und zu keusch, um die Vision zu ersehnen, er verschmäht wie Eckehardt diesen engen und dumpfen Naturalismus des Mystischen, den man, wenn er nicht vom Schicksal als eine Notwendigkeit eingepflanzt wäre, recht eigentlich kleingläubig nennen müßte, der erst zu reden und künstlerisch zu bilden beginnt, wenn kranke Veranlagung ein wirkliches, sichtbares Bild erscheinen ließ, wie bei Swedenborg und Blake es geschehen ist.

Wie diese beiden sich in genialer Weise in ihrem Schicksal zurechtfanden und es, so weit das möglich war, auch meisterten, bedeutet für sie selbst eine erhebende Katharsis. Für sich, nur aus ihrem Schöpfer heraus betrachtet, ist die Kunst William Blakes gewiß erstaunlich und vielleicht sogar groß; erst wenn sie allgemein gültig und vorbildlich sein soll, verlangt sie eine andere Wertmessung.

Dalldorf b. Berlin. C. F. van Vleuten.

*) Die Probleme der Hysterie und die Offenbarungen der heiligen Therese. Deutsch von Paul Pirna, Leipzig 1906.

Einkehr.

Es ist seit einer Reihe von Jahren eine löbliche Gewohnheit der Fachleute, die Summe ihres Wissens in knapper Form zusammenzufassen und so einerseits eine Uebersicht über das Errungene zu gewinnen, andererseits die Rätsel und Aufgaben anzudeuten, die ihre Lösung von der Zukunft erwarten. So haben die Germanisten ihren Grundriß für germanische, die Romanisten den ihrigen für romanische, die Indologen einen für indische Philologie, und der Umstand, daß diese Werke innerhalb kurzer Zeiträume vergriffen werden, beweist, daß auf allen Wissensgebieten das Bedürfnis vorhanden ist, zu inventarisieren und Bilanz zu machen, wie die soliden Kaufleute es in gewissen Abständen tun.

Dem gleichen Drange haben wir das riesige Unternehmen Paul Hinnebergs „Die Kultur der Gegenwart. Ihre Entwicklung und ihre Ziele" (Berlin und Leipzig. Teubner. 1906) zu verdanken. Professor Hinneberg erinnert an den denkwürdigen Ausspruch des Berliner Akademikers, daß wir müde sind des ewigen Stoffsammelns, daß wir uns alle danach sehnen, den aufgestapelten Reichtum von Einzelheiten als großes Kunstwerk, als Weltanschauung zu genießen. Und noch stärker gibt Friedrich Paulsen der allgemeinen Uebermüdung Ausdruck, der Uebersättigung am Detail, dem Zweifel an der Ersprießlichkeit unseres wissenschaftlichen Betriebes. Diesem dunklen Gefühle der Unzufriedenheit mit der Uferlosigkeit der Wissenschaft ist der Wunsch entsprungen, durch Zusammenfassung, durch einen kunstvollen Bau enzyklopädischer Art die Erkenntnis der letzten und feinsten Verbindungsfäden zu vermitteln, welche „die Betätigungen auf den verschiedenen Gebieten menschlichen Denkens und Schaffens, in Religion und Wissenschaft, in Kunst und Technik, in Staat und Gesellschaft, in Recht und Wirtschaft zur Einheit der modernen Kultur verknüpfen".

Ob es Hinneberg gelingen wird, diesen Plan auszuführen, ob der Gedanke überhaupt ausführbar ist, daran darf man füglich zweifeln, aber eine erfreuliche Gewißheit ist es, daß wir eine Anzahl bedeutsamer Aufsätze vor uns haben, die das deutsche Bildungswesen von heute in löblicher Kürze darstellen und uns darüber aufklären, welche Ideale den deutschen Schulmann der Gegenwart erfüllen, was er von der Zukunft für die deutsche Jugend erwartet. Das ist nach meinem Gefühl das Beste, Wertvollste an dem Bande. Georg Göhlers Essay über Musik wird vielen einseitig, Paul Schlenthers Auslassungen über das Theater etwas dünn erscheinen, während die sonst vortrefflich informierenden Arbeiten (Kunst- und Kunstgewerbemuseen von Ludwig Pallat, naturwissenschaftlich-technische Museen von Karl Kraepelin, Kunst- und Kunstgewerbeausstellungen von Julius Lessing, naturwissenschaftlich-technische Ausstellungen von Otto N. Witt, das Zeitungswesen von Karl Bücher, das Buch von Richard Pietschmann, die Bibliotheken von Fritz Milkau, die Organisation der Wissenschaft von Hermann Diels) sich nicht mit dem innersten Wesen, sondern mit der mechanisch-technischen Seite unseres Kulturlebens befassen. Uebrigens ist es sehr wohl möglich, daß andere Leser gerade die erwähnten Aufsätze rühmen werden; um so besser für das Buch.

Die Männer, welche über die deutsche Schule und ihre Zukunft zu Worte kommen, gehören verschiedenen Lebensstellungen, verschiedenen politischen Bekenntnissen, verschiedenen Weltanschauungen an; das ist unschwer aus ihren Aeußerungen zu entnehmen. Deshalb war es mir so erfreulich, aus dem Munde aller die gleiche Hoffnungsfreude zu hören, die gleiche Ueberzeugung, daß die deutsche Schule der Zukunft berufen ist, die Errungenschaften der Kultur dem ganzen Volke, allen vier Ständen (wie einer der Berichterstatter sich unmodern, aber zutreffend ausdrückt) zugänglich zu machen, die Massen zu geistiger Selbständigkeit zu erziehen. Gottlieb Schöppa, der über das Volksschulwesen berichtet, und Adolf Matthias, der die höhere Knabenschule von einst und jetzt darstellt, Hugo Gaudig, dem die schwere Aufgabe zufiel, ein Bild des höheren Mädchenschulwesens zu entwerfen, mit anderen Worten einen Weg durch das Gestrüpp des ganzen Komplexes der Frauenfrage zu hauen, sind Optimisten vom reinsten Wasser, wie es jeder richtige Schulmeister sein muß; Friedrich Paulsen sieht in mehr als einem Punkte sehr schwarz (man vergleiche seine tiefeindringende Kritik des wissenschaftlichen Betriebes SS. 301 ff.), aber im ganzen ist sowohl sein erster Essay über das moderne Bildungswesen wie der zweite über die geisteswissenschaftliche Hochschulbildung durchaus aufbauend, vom Geiste jugendlicher Schaffensfreudigkeit erfüllt; daß die Darsteller des Fach- und Fortbildungswesens (Georg Kerschensteiner) und der naturwissenschaftlichen Hochschulausbildung (Walther von Dyck) sehr viele Wünsche haben und die Erfüllung von der Zukunft erwarten, versteht sich bei dem grünen Alter dieser Disziplinen von selbst. So ist denn der Gesamteindruck, den man aus den Aeußerungen dieser Männer empfängt, durchaus erfreulicher Art. Wenn in einem Werke, das dem deutschen Kaiser gewidmet ist und als Motto das Kaiserwort an der Stirne trägt „Wie die Naturwissenschaften im letzten Ziel den Urgrund alles Seins und Werdens zu erforschen trachten, so bleibt, wie es Goethe selbst ausgesprochen hat, das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, der Konflikt des Glaubens und Unglaubens, und wie in seinem Sinne hinzuzufügen ist, die Betätigung Gottes am Menschengeschlecht" — wenn in einem solchen Werke scharf und klar die Trennung von Unterricht und Kultus, die Loslösung der Schule von der Kirche, die Abschaffung des dogmatischen Religionsunterrichts gefordert werden, so liegt keine Veranlassung vor, allzuschwarz zu sehen: was der deutsche Universitätsprofessor heute, denkt übermorgen das ganze deutsche Volk.

Czernowitz. Leon Kellner.

Drei Grotesken.

I.

Bigamie.

Wir standen alle zusammen in einer Kirche.

In einer Kirche — oder war es nicht eher ein Theatersaal, in dem der Vorhang der Bühne, sie abschließend, herunterhing? So daß man nichts darin sah als die Platzreihen und in dem matten Tageslicht da und dort die stehenden Menschen?

Ich weiß es nicht genau.

Aber in meiner Nähe stand irgendwo das junge Mädchen, das ich liebte. Daran erinnere ich mich mit völliger Klarheit; und auch die anderen, die ich nicht alle sah und nicht sehen wollte, wußten es, daß um dieses Mädchen und mich die Sache hier ging. Etwas Unsagbares, Leuchtendes lag über uns. Wir fühlten, daß alle anderen uns diese Stunde gönnten, gestatteten, daß sie ihr Einverständnis uns zum Geschenk brachten, und wir erröteten über dieses Geschenk.

Es war eine Art Verlöbnis, das wir begingen. Draußen mußte es Sommer sein, und die Braut trug ihren runden und braun gelackten, so einfachen Strohhut recht wie ein junges Mädchen mit grader Krempe über der Stirn. Ich sah ein paar lose Strähnen ihres Haares, eine Mädchenfrisur, einen Zopf. Ich sah etwas in ihrer Haltung, das voller Liebe war.

Und ich gab ihr das alles, alles wieder, das fühle ich noch jetzt, und das runde und heitere Gesicht ihres Vaters und die gesunden, natürlichen Züge der Mutter waren wie in sommerlicher Wärme gerötet, und ich liebte auch sie. Mein Herz war zu voll, um gefaßt zu bleiben für die Eine. Was überfloß, gehörte den andern.

Wir standen dann im Vorraum des Hauses. Die Sitzreihen unter dem kellerigen Licht, im Innern, hatten sich geleert, und man wartete aus Höflichkeit gegen uns noch einige Minuten, ehe man ging. Ich weiß nicht, ob man uns Glückwünsche sagte, und ob alle herantraten —? Einige taten es. Mit

ihnen kam, so ganz in der fließenden Gruppe drin, ohne aufzufallen, ein junges Herrchen. In einem schlanken Rock, mit bloßem Kopf, und man sah nur, daß er sich verneigte. Er drückte irgendjemandem die Hand. Er dienerte. Einen runden Filzhut dabei mit dem Arme schwenkend, und rasch wie ein Knabe drückte er sich vorbei.

Und da nun, von diesem Menschen, der wieder verschwunden war, wußte ich plötzlich, daß auch er meine Braut heiraten werde. Wir mußten sie teilen.

Auch alle anderen wußten es, und man sollte nur davon nicht sprechen, und meine Braut (die es damit verriet!) sagte mit ihrem treuesten Auge etwas, was mir Trost gab. Ich verstand ihren Blick.

Ich allein zählte, und der Mensch war ein belächelnswerter Unsinn des Schicksals.

Flüchtig, wie sich in einem Satze ein Komma verneigt und verschwindet, war seine Rolle.

Er galt nichts.

* * *

Ich weiß nur noch, daß wir über Land fuhren, als Hochzeit gemacht werden sollte.

Wir waren in mehreren offenen Wagen, und die Frauen hatten erhitzte Gesichter. Ihre Augen sahen mich fest und heiter an.

Wir fuhren im grünen Wiesenplan, auf weiter Fläche unter freiem Himmel, und an einer Stelle — war es ein Fluß, der uns aufhielt im Fahren? — stockten wir und erhoben uns halb von den Sitzen, und man sprach zu einander, sodaß das Ganze wieder einer Gesellschaft beim Plaudern glich. Da schlüpfte mir eine Frage aus der Kehle, ganz leicht und schmerzlos und so von obenhin. Wie es denn mit dem andern Mann und der anderen Heirat stände? Die Frauen sahen einander an, und irgend jemand, wahrscheinlich war es die Mutter, sagte:

„Die Hochzeit war gestern."

Meine Braut war stumm geblieben. Und sie sah mich nicht an und war fast wie verschwunden, wie unsichtbar. Die Frage und die Antwort sollten unbeachtet verhallen, das wallte man, und meine Unruhe legte sich in demselben Moment, da sie aufstieg, quirlte wie ein Springbrunnen, den man verschließt, und war auch schon still.

* * *

Darüber müssen Monate vergangen sein.

Nun hatte ich meine Frau, und nun sprachen wir nicht von dem andern.

Ich wußte nichts mehr von ihm.

Ich wußte nichts, oder ahnte ich nicht doch das Eine, daß er in andern Kreisen des Lebens sich bewegte als wir beide? Trug ich das nicht wie etwas Selbstverständliches, Unausgesprochenes, von ferne her Zugetragenes in meinen Gedanken? Wie innig waren schon längst meine Frau und ich mit einander verbunden! Alles Gewesene lag unter uns.

Alles war wie im natürlichen Leben.

Eines Morgens schimmerte das fahle Licht zwischen den Gardinen in unser Schlafzimmer. Ich weiß nicht, hatten wir Briefe und Drucksachen schon durcheinander gestöbert oder wallten wir es gerade tun? Wir hatten damals die Gewohnheit, schon vor dem Aufstehen lange zu lesen und zu plaudern. Oder lagen wir träg und noch müde nebeneinander?

Maria hatte ihre herrlichen Arme nach rückwärts gehoben, die Hände unter dem Kopf geschlossen, und sie sah irgendwohin, vielleicht in unsere Zukunft, die sie erträumte, in ein nebelhaft aufsteigendes Bild.

Ihre milden, vollen, blauen Augen waren ernst.

Da geht ein Mann in der Uniform eines Offiziers durch das Zimmer. Irgendwo ist er hereingekommen, und unbekümmert geht er an unserem Bette vorbei. Ich erkenne ihn nicht, aber im ersten Augenblick weiß ich, daß es der „andere" ist, der, den ich so lang nicht gesehen. Er führt ein Soldatenleben ferne von uns. Er ist, ich weiß nicht warum, wieder aufgetaucht. Wie verändert er aussieht! So frisch nach dem Morgenritt. Und sein Gesicht ist gerötet, und eine erloschene Zigarre hält er in seiner plumpen Hand. Der graue Mantel fällt rund um die stattliche Figur.

Vor einem Packen von Zeitungen bleibt er stehen.

„Hör mal, Maria. Ihr habt da doch täglich das Morgenjournal, oder wie das Dings heißen mag. Da könnt' ich doch vielleicht einmal in der Woche auch eine Nummer zu lesen bekommen. Wenn ich keine Inspektion habe, möchte ich doch auch das Neueste wissen."

Gutmütig und garnicht boshaft kommt das heraus.

Ich sehe meine Frau lächeln. Ihre Augen werden heiter, ich kann es langsam erkennen, ihre Zähne blitzen, ihr Mund lacht schließlich laut auf.

„Aber Carlo!" sagt sie.

Noch einmal lacht sie . . . leise.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Der andere hieß Karl, daran erinnerte ich mich: ich wußte, daß ich Maria verloren hatte.

II.

Geschwister.

War es später? Vielleicht! Oder war es früher?

Vielleicht früher!

Gleichviel. In einem andern, dunkleren, entlegeneren Zeitalter meiner seelischen Existenz trug es sich zu, so viel weiß ich. Es kann später gewesen sein und ist mir doch ferner gerückt. Es schwebt mir vor halb geschlossenen Lidern vorbei. Aus einer alten Chronik, die mein Leben enthält, habe ich den Text dazu auswendig gelernt, und ich weiß ihn auch noch. Ich weiß noch alles. Nur die richtige Folge der Seiten hab' ich vergessen für immer.

Maria war es nicht.

Maria war stärker, dunkler, ausgesprochener. Maria hatte schwarze Brauen. Ihre Arme waren rund, und ihre kräftigen Wangen logen sich nicht zwischen Leben und Tod durch. Ihr Körper wenigstens sprach ja und nein. Sie ist jung gestorben.

Die andere lebt vielleicht heute noch, sie könnte neben mir leben, und ich kenne sie nicht. Ich behielt ihr Gesicht nicht. Ihre Glieder konnten sich dehnen und mager werden, und ihr Haar hatte keine Farbe.

Mit dieser anderen — damals war es — sollte ich Brautnacht begehen; in einer großen und alten Wohnung war uns ein altmodisches Zimmer geräumt; das ganze Haus gehörte uns. Die Familie der Braut, glaube ich, bewahnte es zum Teil.

Aber ich kannte diese Familie nicht; von ihr wußte ich nichts. Als hätte ich im Ansturm meiner rechtschaffenen Liebe alle Sprossen der Leiter auf einmal genommen, stand ich jetzt droben am Ziel und hielt eine wartende, lachende, schlanke Unbekannte im Arm. Das Zimmer hatte einen Boden aus gewachsten Holzstäben und war ohne Teppich, und die Türen standen offen, und im Lackglanz des Bodens spiegelten sich die Lichter der Gaskrone.

Es war die schwüle, letzte Abendstunde im Haus vor dem Auslöschen der Lampen; die spiegelnden Lichter auf dem Estrich machten uns schlaftrunken.

In diesem Lichte stand, an den Pfosten der offenen Tür gelehnt, ein Mann.

Ohne daß ich ihn hatte kommen sehen, war er da — im grauen Hausrock und ohne Hut, und auf dem blassen, gesunden Studentengesicht saß herausfordernd ein Kneifer. Sein sorglich frisiertes Haar ließ kaum eine Farbe erkennen. Es war Ernas Bruder.

Ich erkannte ihn nur wie im Traum, dabei war mir sogar, als hätte ich von ihm ein anderes Bild in Erinnerung, und als müßte er sich zwischen gestern und heute im Aussehen verwandelt haben. Aber er war es. Etwas zwang mich, ihn sogleich zu erkennen. Die sichere Art vielleicht, mit der er dastand, mit der er zu sprechen anfing; — und ich hörte ihn sagen:

„Gutnacht, Ernachen! Gutnacht! Ich liebe Dich!"

Das war einer von den Scherzen des Bruders.

Ich machte mit meinem linken und freien Arm eine Bewegung, als wollte ich die Türen schließen, aber der Störenfried wich nicht von seiner Stelle.

Er sah weg über mich. Lauter als früher hörte ich ihn wiederum sagen:

„Gutnacht, Ernachen! Sieh mich an! Ich liebe dich — Erna!"

Das war mir wie ein Stoß vor die Stirn. Wie ein Flimmern war es vor mir. Ich hatte mit einemmal beide Arme frei; und die Frau stand allein neben uns, und sie hatte zwischen den beiden Männern noch nicht gewählt. Das wurde mir klar. Ich sehe noch jetzt das mantelartige, lose Kleid, ein Kleid aus weißem Tuch, in dem sie so schlank war. Ich sehe, wie sie mit einem Zigeunerblick auf einen Kampf wartete. Wie sie dem Sieg des einen oder des andern nicht vorgreifen wollte.

Ein Kampf stand bevor. Ich fühlte, wie eine plötzliche Angst kalt und schwer durch meine Gelenke strömte — zu einem Kampf durfte es nicht kommen. Ich konnte verlieren und mich lächerlich machen. Ich wollte den andern noch einmal sanft hinausschieben. Ich wollte ihm, da er ohne Anstrengung festblieb, mit dem Revolver drohen, den ich in der Tasche hatte. Ich drückte den Hahn ab.

Die Türflügel gingen zu. Statt einer Schwelle, die fehlte, war nur ein luftiger Zwischenraum über der Erde. Ein häßliches Blutgerinnsel kam in das Zimmer.

Nun hatte ich meine Hochzeitsnacht.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Von meinem Verteidiger hörte ich dann, als ich im Gefängnis saß, daß die Wunde nicht tödlich war, und daß meine Frau mit „ihm" schon am frühesten nächsten Morgen verschwunden war. Für immer. Auch von ihrer Familie hat man nichts mehr gehört.

Ihr Bruder, so nimmt das Gericht als erwiesen an, ist das garnicht gewesen.

Aber das weiß ich besser.

III.

Der Erbe.

Von einer Wand herunter sieht mir ein Bild bei allem, was mich beschäftigt, was immer ich tue, wo ich mit meinen Gedanken auch sein mag, forschend zu.

Wenn ich aufblicke von meinem Schreibtisch, spricht es zu mir.

Es spricht — oder deute ich das, mit überwachen Sinnen, zu vorschnell? Verwische ich mit dem einen Wort seine Wirkung?

Es spricht **nicht**, nein. Es ist ein schweigendes Bild. Das Bild einer Frau, von der man den Kopf und die Arme und die dünne und hohe Taille in grünem Tuchkleid erkennt. Das Bild einer kränklichen, kühlen, bewußten Frau von glanzlosem Blond. Das Bild einer Mutter.

Es spricht nicht, es öffnet nur Ausblicke zu einem entfernteren Hintergrund, zu einem zweiten Bildnis hinter dem ersten, zu einem dritten und vierten Porträt und zu zahlreichen anderen Köpfen noch, die über den Rücken der Dame herüberzulugen scheinen. Eine ganze Gesellschaft könnte darauf gemalt sein, eine ganze Zeit, eine Welt, ein Jahrhundert, aber man sieht nur die eine.

Die Zeit einer leeren, kühlen, blutlosen Geisterberuhigung, „die traurig über die Lande zog," schwebt mir vor: die blonde Frau, die nicht schön und nicht häßlich aussieht, nicht alt und nicht mehr ganz jung, ist damals meine eigene Mutter gewesen.

Damals! In der Zeit nach unseren Verfolgungen, als wir zu wissen aufhörten, wo wir denn hergekommen waren. . . Damals, als ich ein ängstlicher, armer und ausgestoßener Scholar geworden war, auf dem traurigsten Punkt in der Wanderung meiner Seele . . . Damals, da kannte ich sie! Da waren wir Mutter und Sohn. Uns hatte das Schicksal beisammen gelassen.

Und sie saß ganz so vor mir, wie sie noch jetzt auf diesem Bilde sitzt; daran erinnere ich mich mit traumhafter Schärfe.

In einer verschlagenen Stube war es, im Osten; in einer Gegend, wo eine weltflüchtige Art von Freiheit und Unordnung herrschte, wo man aufatmen, wo man sich bergen konnte, irgendwo in der Steppe vielleicht, in Polen, da saß sie. Und sie schaute mich an.

Auch damals! Ein grauer, ovaler Lichtkreis — wie auf dem Bilde — umfloß sie. Sie war vornehm und kränklich und von einem verschwiegenen Stolz, der etwas Fröstelndes hatte. Und auch damals lag in dem Blick das Forschende, Lauernde, und das Auge **sprach** doch, wenn auch kurz nur, einige Worte.

Das Auge sagte zu mir:

„Was quälst du dich denn? Sei, wie ich bin. Wehre dich nicht, wie ich mich nicht wehre. Warte, warte. Laß geschehen, was in dir geschieht, du entgehst dir so wenig, wie ich aus meinem Blick dich entlasse . . . so wenig, wie ich aus meinem Blick dich entlasse."

So sprach es zu mir.

Ich aber ging auf und nieder in dem Zimmer der Steppe, und vor den Fenstern, so sah ich, war nichts in der weiten Runde ringsher zu erkennen, nicht Acker, nicht einmal richtige Wüstenei; und ich ging auf und nieder — auf und nieder — und ich trug einen Mantel, der bis an die Erde reichte und der nichts zu bedecken hatte als das armselige Linnen, das ich am Leibe trug. Ein dicker Foliant lag mit geworfenen Blättern auf der niedrigen Fensterbank. Das Zimmer war kahl. Die schweigende Mutter saß, hell in ihrem hellgrauen Lichtkreis, auf der vereinzelten Bank.

Fürstlich trug sie ihr grünes Gewand über der schmalen und hohen Taille. Das war unzerstörbar an ihr. Das hatte sie noch wie eine Erinnerung; wir wußten nur beide nicht mehr, woran.

Und ich ging ruhelos auf und nieder, hunderte Male, und doch, ich spürte: über meine innere Leere siegte ihr Blick. Langsam — zwingend. Mit seiner Kühle bezwang er mich, mit seiner stolzen Angstlosigkeit lag er auf mir; empfindend begann ich, mich ihm zu vertrauen; er regte mich an wie etwas Ablenkendes, das ich brauchte . . . er regte mich an, er war wie ein Trank, er berauschte mich. Auf und nieder ging ich, noch immer, und ich verfiel in den Traum, daß zwei Augen, die mich belauschten, auch auf mich **warteten**. Daß sie auf die Probe mich stellten und mir bestimmt waren. Daß ich sie brauchte! Daß ich sie stumm machen mußte! So war es. Auf der vereinzelten Bank wurde sie damals mein Weib.

Heute weiß ich es; heute versteh' ich's.

Sie war meine Mutter, sie war meine Geliebte; in dem Blute der späteren Generationen erstarb das Geheimnis.

Das Bild aber hängt an der Wand. Als Mitwisser ist es bei mir, als ein mir vom Zufall bestimmtes Erbgut und als Zeichen einer anderen Erbschaft noch, einer dunkleren, ewigen. Die Urmutter, von der ich sonst nichts mehr geahnt hatte, erkenne ich heute an ihrem Blick.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wie war doch nur das Ende der vergessenen Namenlosen?

Ueber das fürstliche grüne Tuchkleid, das einer stolzen Vergangenheit angehörte, hat ein Künstler in späterer Zeit einen Shawl, der noch aus viel köstlicherem Stoffe bestand, aus italienischer Spitze, gemalt. Der Beschauer erkennt es. Eine lose Verbrämung ist mit skizzierendem Pinsel meisterhaft angedeutet. Ein symbolischer Aufputz, nichts weiter. Eine stille Verherrlichung.

Dein Stolz ist geblieben, deine Verschwiegenheit ist geblieben, Ahnenbild bist du geblieben!

Alfred Gold.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. – Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 24. Berlin, den 16. März 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Der Reichstag hat den Nachtragsetat für Südwestafrika, um den es im Dezember zur Auflösung kam, kurzerhand nach den Wünschen der Regierung erledigt. Die Diskussion war in allen drei Lesungen unerheblich. In der zweiten Lesung kam es überhaupt zu gar keiner Debatte. Namentlich abgestimmt wurde weder in der zweiten noch in der dritten Lesung. Speziell das Zentrum hat sich nicht erhitzt. Man kann es Herrn von Hertling glauben, daß sich das Zentrum auch vor Weihnachten über diesen Etat mit der Regierung leicht hätte verständigen können, wenn die Regierung statt der Auflösung die Verständigung vorgezogen hätte.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat in der üblichen Weise den Eisenbahnetat abgewickelt. Die Volksvertreter tragen ihre Wünsche in das parlamentarische Beschwerdebuch ein, und der Eisenbahnminister sagt ihnen gnädigst gelegentliche Prüfung zu. Schließlich bleibt alles im wesentlichen beim alten. Es ist charakteristisch, daß die Sensation dieser Debatte von einem Herrn von Brandenstein hervorgerufen wurde, der sich darüber beklagte, daß seine feudalen Nerven durch die Anwesenheit von Reichstagsabgeordneten in der ersten Klasse verletzt würden. Die Mitglieder des Dreiklassenparlaments werden zwar auch auf Staatskosten in der ersten Klasse nach Berlin befördert, wenn sie die rura paterna verlassen, um in Berlin den Gesetzgeber zu spielen; aber es geht ihnen gegen den Strich, wenn sie dies Privilegium mit Volksvertretern teilen sollen, die aus dem allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrecht hervorgegangen sind. Der Stolz des preußischen Junkers darauf, daß er keine zerlegbaren Hemden trägt, muß bei ihm die Höflichkeit des gebildeten Mannes ersetzen. Nicht ohne Humor war es, daß der Präsident des Dreiklassenparlaments, Herr von Kröcher, der im Nebenamt auch noch Reichstagsabgeordneter ist, in der rednerischen Ungezogenheit seines Standesgenossen keinen Verstoß gegen die guten parlamentarischen Sitten zu erkennen vermochte, während sich der Präsident des Reichstags Graf Udo zu Stolberg-Wernigerode zu einer besonderen Verwahrung gegen die Aeußerungen des Herrn von Brandenstein aufschwang. Uns scheint, der Herr Reichstagspräsident hat hier ein zu schweres Geschütz aufgefahren. Gegen unmanierliche Spatzen zieht man nicht in großer Uniform zu Felde. Hier war nicht Pathos, sondern Satire am Platze. Graf Stolberg ist allerdings mehr Objekt als Subjekt der Satire. Jetzt fehlt bloß noch, daß sich Graf Stolberg und Herr von Kröcher übers Schnupftuch schießen!

Der Kampf gegen die Warenhäuser gehört zu den Steckenpferden unserer reaktionären Wirtschaftspolitiker. Agrarier, Mittelständler, Antisemiten hetzen seit Jahr und Tag gegen die Warenhäuser. Es ist bei der Abwehr dieser Angriffe bereits des öfteren auch darauf hingewiesen, wie die Warenhäuser geradezu Pioniere des sozialen Fortschritts bei der Behandlung ihrer Angestellten geworden sind. Je bessere Geschäftsleute die Inhaber der Warenhäuser sind, umso nachdrücklicher pflegen sie auch für die Heranziehung eines gutgestellten Geschäftspersonals zu sorgen. Von diesen weitsichtigen sozialpolitischen Anschauungen hat der Verband der Deutschen Waren- und Kaufhäuser jüngst auf seiner diesjährigen Generalversammlung zu Leipzig einen Beweis geliefert. Er hat eine Resolution gefaßt, die ebensogut in der Gesellschaft für soziale Reform hätte angenommen werden können. Es verlohnt sich, diese Resolution in vollem Umfange zur weiteren Verbreitung zu bringen:

„Die von mehr als 1000 Mitgliedern besuchte IV. ordentliche Generalversammlung des Verbandes Deutscher Waren- und Kaufhäuser spricht sich dahin aus, daß an der sozialen Fürsorge für die Angestellten sowohl seitens des Verbandes als auch der einzelnen Mitglieder mit aller Kraft weitergearbeitet werde.

Im einzelnen befürwortet die Generalversammlung:

1. die möglichste Verkürzung der effektiven Arbeitszeit der Angestellten;

2. die Anstrebung des allgemeinen Acht-Uhr-Ladenschlusses:

3. das Eintreten für völlige Sonntagsruhe, wo die allgemeine Durchführung möglich ist,

4. die Einführung des Sommerurlaubs unter Fortzahlung des Gehaltes sowie die tatkräftige Weiterverfolgung der Frage der Einrichtung von Ferienheimen,

5. die Errichtung von Ledigenheimen für weibliche Angestellte, sofern die örtlichen oder Personalverhältnisse sich dafür eignen;

6. die Errichtung städtischer Pflicht-Fortbildungsschulen auch für weibliche Angestellte;

7. die möglichst baldige Durchführung der staatlichen Pensionsversicherung der Privatangestellten."

Der ehemalige Präsident der französischen Republik Casimir-Perier ist gestorben. Enkel des bekannten Ministers unter Louis Philipp, gehörte er wie Carnot und Cavaignac zu den Männern, die mehr durch ihren Namen als durch ihre Verdienste emporgehoben wurden. Einer ernsthaften Probe war sein Charakter aber nicht gewachsen. Seine Flucht aus dem Elysée war der Flucht eines Feldherrn vor der Schlacht vergleichbar. Das gegenwärtige Frankreich ist hinlänglich demokratisiert, um seine Geschicke nicht mehr den Trägern bloßer historischer Namen anzuvertrauen, sondern Männern, die durch eigenes Verdienst und nicht durch das Verdienst ihrer Großväter emporgekommen sind.

Der Tod Casimir-Periers war zeitlich von einem grausamen Schiffsunglück begleitet. In **Toulon** ist das Panzerschiff „Jena" durch eine Explosion zerstört, und Hunderte von Seeleuten haben dabei ein entsetzliches Ende gefunden oder sind verstümmelt worden. Nach der Schiffskatastrophe der „Berlin" jetzt dies Unglück, das sich an den Namen Jena knüpft! Zwei deutsche Namen als Träger zweier verunglückter fremden Schiffe. Deutschlands Sympathie war in beiden Fällen aufrichtig.

Paris war vorübergehend infolge eines Streiks der Elektrizitätsarbeiter in völliges Dunkel gehüllt. Die Mehrzahl der Theater mußte geschlossen werden; zahlreiche Zeitungen konnten, wenn überhaupt, nur mit großer Verspätung oder in kleinerer Ausgabe erscheinen. Nicht mehr als etwa 530 Arbeiter vermochten durch ihren ganz plötzlichen Ausstand in einer Millionenstadt wie Paris die schwersten Störungen des gesamten Wirtschaftslebens hervorzurufen. Die Regierung wurde lebhaft zu einem Einschreiten gedrängt, da man sie für das Vorgehen der Arbeiter verantwortlich zu machen suchte. Sie stellte auch die Hilfe von Truppen in Aussicht, um den Betrieb in den Werkstätten zu ermöglichen. Erst nachdem den ausständigen Arbeitern die Erfüllung ihrer wichtigsten Forderungen vom Stadtrat zugesichert war, wurde der Friede mit den Streikenden wiederhergestellt. Der durch Ueberrumpelung erfochtene Sieg scheint den Arbeitern aber selbst unter den Radikalen ziemlich viele Sympathien gekostet zu haben. In der parlamentarischen Debatte, die sich an den Streik anknüpfte, verteidigte nur Jaurès das Vorgehen der Arbeiter, während der Ministerpräsident für seinen Standpunkt, daß in dem vorliegenden Falle die Interessen der Gesamtheit der Bürger höher als das Streikrecht der Arbeiter ständen, die Unterstützung der großen Mehrheit der Deputiertenkammer fand.

Die **Ausgleichsverhandlungen zwischen Oesterreich und Ungarn** dauern noch immer an, ohne daß eine beide Teile befriedigende Lösung in Aussicht stände. Ungarn drängt auf eine wirtschaftliche Trennung von Oesterreich hin, in die dieses unter keinen Umständen einzuwilligen geneigt ist. Der österreichische Ministerpräsident Freiherr von Beck, der sich auf ein zum ersten Male aus allgemeinen Wahlen hervorgehendes Parlament stützen kann, möchte am liebsten einen langfristigen Ausgleich zustande bringen. Auch die Krone ist energisch bemüht, das wirtschaftspolitische Auseinanderfallen beider Reichshälften zu verhüten. Wohl oder übel werden sich die ungarischen Staatsmänner ebenfalls mit einer — wenigstens zeitweisen — friedlichen Beilegung des Konfliktes zufriedengeben müssen.

Durch das allgemeine Wahlrecht wird die Position der Christlichsozialen in **Wien** stark bedroht. Diese Partei ist infolgedessen schon jetzt bemüht, ihre antisemitischen Prinzipien in den Hintergrund treten zu lassen, und sucht sich ein demokratisches Mäntelchen umzuhängen, um in einer Stichwahl gegenüber einem Sozialisten die Hilfe der Freisinnigen zu erhalten. Es scheint indes, als ob die Wiener Liberalen einsichtsvoll genug sein werden, bei einer solchen Stichwahl unter allen Umständen gegen den Antisemiten Stellung zu nehmen.

Das **englische Unterhaus** hatte sich in der vorigen Woche mit einer von dem liberalen Abgeordneten Dickinson eingebrachten Vorlage, welche die Einführung des **parlamentarischen Wahlrechts für die Frauen** bezweckte, in zweiter Lesung zu befassen. Der Premierminister Sir Henry Campbell-Bannerman, der schon früher keinen Zweifel darüber gelassen hatte, daß er einer solchen Ausdehnung des Stimmrechts wohlwollend gegenübersteht, brachte bei dieser Gelegenheit erneut zum Ausdruck, er unterstütze die Bill, da der Ausschluß der Frauen vom Wahlrecht weder ratsam noch gerechtfertigt oder politisch richtig sei. Die Parteien nahmen dieser Vorlage gegenüber keine einheitliche Haltung ein. Die Debatte endete resultatlos: es kam zu keiner Abstimmung, die weitere Diskussion wurde auf unbestimmte Zeit vertagt. Die in ihren Erwartungen schwer getäuschten Vorkämpferinnen für das Frauenstimmrecht planen für den 20. März ein großes Protestmeeting gegen das Unterhaus. Gleichzeitig mehren sich aber unter den Frauen selbst die Stimmen, die sich gegen das Wahlrecht der Frau aussprechen. So wurde eine von 21 000 Frauen unterschriebene Kundgebung gegen das Stimmrecht bei Beginn der Sitzung überreicht.

Mit der Durchführung der in Aussicht genommenen **sozialpolitischen Gesetzentwürfe** macht die liberale Regierung Englands nunmehr Ernst. Der Schatzkanzler **Asquith** beabsichtigt, zunächst die Vorarbeiten für einen Entwurf betreffend die Altersversorgung zu Ende zu bringen. Zu diesem Zweck will er eine Summe von 20 Millionen Mark bereitstellen, die im Laufe der nächsten Jahre aus Etatsüberschüssen bis auf 200 Millionen Mark erhöht werden soll. Vorläufig will man Personen über 75 Jahre der Wohltaten eines solchen Gesetzes teilhaftig werden lassen. Für später plant man eine Herabsetzung der Altersgrenze auf 65 Jahre.

Die neue **russische Duma** ist vorläufig bemüht, ihre Kräfte nicht in unfruchtbaren Debatten zu erschöpfen. Sie hat sogar davon Abstand genommen, die Forderung nach einer Amnestie der wegen politischer Vergehen Verurteilten aufzustellen. Selbst die Sozialisten scheinen für eine vorsichtig abwägende und abwartende Haltung gegenüber der Regierung gewonnen. Eine Gefahr für den Fortbestand des Parlaments droht, wie die „Russische Korrespondenz" neuerdings hervorhob, vornehmlich von reaktionärer Seite, der eine abermalige Beseitigung der Volksvertretung am gelegensten wäre. Die sogenannte Opposition ist dagegen bemüht, sich als das eigentlich staatserhaltende Element zu erweisen und das Schwergewicht ihrer Tätigkeit auf eine positive Arbeit zu legen.

Der bulgarische Ministerpräsident **Petkow** ist das Opfer eines Mordanschlages geworden. Der in seiner Begleitung befindliche Ackerbauminister Genadjew wurde ebenfalls erheblich verwundet. Das Attentat ist auf politische Ursachen zurückzuführen. Nach den Universitätsskandalen vom Januar war die Spannung in der politischen Atmosphäre Bulgariens ziemlich stark, da das energische Vorgehen des Ministerpräsidenten gegen die Studenten viele Erbitterung hervorgerufen hatte. Daß es überhaupt zu solchen Krawallen kommen konnte, hatte die Stellung Petkows beim Fürsten Ferdinand bereits erschüttert.

* * *

Bismarcks Gehilfe.

Heinrich von Boetticher hat sich der wohlverdienten Ruhe fern von den Staatsgeschäften nicht lange zu erfreuen gehabt. Wenige Monate nach seinem Ausscheiden aus dem Amte als Oberpräsident der Provinz Sachsen ist er in das Reich der Schatten hinabgestiegen. Wird ihn eine spätere Geschichtsschreibung auch unter die historischen Schatten rechnen? Bei all seiner politischen Geschäftsgewandtheit ist er nie ein selbständiger Staatsmann gewesen, nie der Schöpfer eigener Ideen, sondern immer nur der Vollstrecker fremder Gedanken. Wenn man an ihn denkt, so erinnert man sich seiner als des geschicktesten Famulus, den Bismarck gehabt hat. Aber es war eben nur der Famulus.

Die Famulusfigur spielt in der Entwicklung Deutschlands von alters her eine bevorzugte Rolle. Wir kennen den heroischen Famulus mit seiner Vasallentreue, knorrige Gestalten wie Hagen von Tronje. Wir haben den pedantischen Famulus vom Typus Wagner, dessen Gelehrsamkeit sorgfältig die Fußtapfen des Meisters nachschreitet, in verba magistri schwört, unermüdlich gräbt und schon beglückt ist, wenn er Regenwürmer findet. Wir haben endlich den geschäftsgewandten Famulus, der sich fremden Anschauungen, fremden Geschmacksrichtungen, fremden Bedürf-

wissen meisterlich anzupassen versteht, der unter Umständen als Manager eines großen wirtschaftlichen Unternehmens, einer Fabrik, eines Hotels, einer Bank Hervorragendes leistet, und der doch vor der Durchführung einer eigenen Geschäftspolitik zurückschreckt. Daß der deutsche Beamtenstand in der Verwaltung so Vorzügliches leistet, hängt unzweifelhaft mit der deutschen Famulusnatur zusammen, und daß in der deutschen Politik so selten schöpferische Männer großen Stils auftreten, daran trägt der Famuluscharakter sicher nicht minder ein gut Teil Schuld. Bismarck hatte nichts von einem Famulus, und wenn er sich als einen „Vasallen der Hohenzollern" bezeichnete, so tat er es nur deshalb, weil er es in gar keinem Sinne war. Die beiden Auguren Busch und Bucher wußten wohl, weshalb sie sich über den Schreibtisch hinüber angrinsten, wenn sie nach Bismarcks Instruktionen die Presse mit Versicherungen Bismarckscher Vasallentreue versahen. Bismarcks gewaltige Größe wurzelte in einer grandiosen Respektlosigkeit gegen jede Autorität. Ihm, dem Monarchisten, verschlug es nichts, ein paar legitime Fürstengeschlechter ältesten Adels von ihren Thronen zu stoßen. Selbst die Autorität der objektiven Wahrheit war vor Bismarcks Angriffen nicht sicher, wenn sie seinen Plänen im Wege stand.

Bismarck duldete keinen selbständigen Staatsmann neben sich; er konnte nur Gehilfen brauchen, die sich seinen Plänen dienstwillig und geschickt zur Verfügung stellten. Niemand hat das besser verstanden als Boetticher. Er besaß eine wunderbare Anpassungsfähigkeit und eine Beweglichkeit des Geistes, die ihn geschickt machte, die Instruktionen eines Größeren in eigene Ideen zu verwandeln. Ich habe 1879 mehrere Monate in der Zolltarifkommission des Bundesrats mit Boetticher, der damals Regierungspräsident in Schleswig war, zusammengesessen. Er war als besonderer Vertrauensmann Bismarcks in diese Kommission, welche die Bismarcksche Schutzzollpolitik gesetzgeberisch vorbereiten sollte, berufen worden. Man erzählte sich die Anekdote, daß Boetticher, als ihm Bismarck seine Berufung in die Zolltarifkommission ankündigte, darauf aufmerksam gemacht habe, die Zollpolitik sei ihm eine terra incognita, er habe noch nie einen Zolltarif in der Hand gehabt. Bismarck soll darauf geantwortet haben: „Umso besser, dann sind Sie ganz frei von Schulmeinungen!"

Boetticher ist auch später stets „frei von Schulmeinungen" geblieben. Man tritt ihm nicht zu nahe, wenn man die Vermutung aufstellt, er würde mit derselben Gewandtheit, mit der er die Bismarcksche Schutzzollpolitik in der Zolltarifkommission und später als Staatssekretär des Innern vertrat, auch eine Bismarcksche Freihandelspolitik, wie sie dem mächtigen Kanzler wenige Jahre vorher als Ideal vorschwebte, vertreten haben. In der erwähnten Zolltarifkommission des Bundesrats war Boetticher von dem Vorsitzenden Herrn von Varnbüler, dem „vae victis"-Mann, das Referat über die Getreidezölle übertragen. Der Protektionismus trat damals noch recht bescheiden auf. Der Referent hatte in Bismarcks Auftrage nur einen 50 Pfennig-Zoll für den Doppelzentner beantragt. Boetticher war ganz verwundert, daß ich, der ich die drei Hansestädte in der Kommission vertrat, gegen diesen „bescheidenen" Zollsatz das schwerste Geschütz auffuhr. Für das „principiis obsta!" hatte er schon damals keinen Sinn. Er hat dann später im Reichstage ohne weiteres für den 1 Mark-Zoll gestimmt und wenige Jahre darauf als Staatssekretär des Innern erst den 3 und dann den 5 Mark-Zoll vertreten. Es hat ihn das ebensowenig Ueberwindung gekostet wie nach Bismarcks Sturz die Unterstützung der Caprivischen Handelspolitik, mit der die Reduktion der Getreidezölle auf 3.50 Mark verknüpft war.

Es wäre ungerecht, hier von einer politischen Charakterlosigkeit zu sprechen. Er wollte nie etwas anderes sein als die ausführende Hand des großen Bismarck. Seine Bewunderung für Bismarck war ohne Grenzen, bis zur völligen Kritiklosigkeit. Dabei empfand er dank eines glücklichen Naturells die geistige Abhängigkeit von Bismarck kaum. Aeußerst elastisch, ein politischer Sanguiniker, wie dazu geschaffen, aus allem das Beste zu machen, wurde er Bismarck unentbehrlich. Dabei hatte er eine verbindliche Art, mit dem Parlament umzugehen, und wenn es nicht zu schlimmeren Zusammenstößen zwischen dem alternden Kanzler und dem Reichstag kam, so war das nicht zum wenigsten sein Verdienst. Daß Bismarck diesen Mann, der ihm so treu ergeben war wie kein zweiter, der Undankbarkeit und Treulosigkeit bezichtigte, und daß er ihm einen Anteil an seinem Sturze zuschrieb, gehört zu den klassischen Beispielen weltgeschichtlicher Ironie. Die Bismarcksche Familie verzieh es dem Famulus nicht, daß er blieb, als sein Herr und Meister abtreten mußte. Man hatte sich so daran gewöhnt, ihn als den bloßen Schatten des einst allmächtigen Kanzlers anzusehen, daß man es dem treuen Gefolgsmann als Felonie anrechnete, dem Oberlehnsherrn weiter zu dienen, nachdem der Lehnsherr gefallen war.

Nichts hat den leichtlebigen Mann schwerer getroffen als der Verdacht der Treulosigkeit, in den er so völlig ungerechterweise bei Bismarck geraten war. Wenn man diesen Punkt berührte, so zuckte er schmerzlich zusammen. Ich hatte einmal im Reichstage, als auf die Zwangsversicherungsgesetzgebung die Rede kam, beiläufig bemerkt, Bismarck scheine von der Vortrefflichkeit dieses nationalen Werks nicht völlig überzeugt, denn sonst würde der grollende Pelide nicht so beflissen gewesen sein, in einer jüngst in Friedrichsruh gehaltenen Ansprache Boetticher die Urheberschaft an diesem Werke zuzuschieben. Der Staatssekretär erwiderte darauf nichts; aber er kam nach einiger Zeit von der Bundesratstribüne herab an meinen Platz und bat mich, doch seine Beziehungen zu Bismarck nicht wieder zu erwähnen, es sei ihm peinlich, wenn diese Note angeschlagen werde. Als bald darauf aus dem Bismarckschen Lager jener vergiftete Pfeil auf ihn abgeschossen wurde, der eine Zuwendung aus dem Welfenfonds an Boetticher auf Grund eines beklagenswerten Familienereignisses offenbarte, litt Boetticher auf das empfindlichste unter dieser Verwundung. Es war einer der häßlichsten Streiche, die niedere Rachsucht je ersonnen hat. Boetticher war ihr unschuldiges Opfer. Von einer Schuld konnte man bei ihm nur im tragischen Sinne reden. Diese tragische Schuld bestand darin, daß er seine ganze Persönlichkeit dem Willen eines Mächtigen freiwillig unterworfen hatte.

Es war die Tragödie des staatsmännischen Famulus.

Theodor Barth.

Preußische Wahlrechtsreform in der „neuen" Aera.

Einer der — hoffentlich recht wenig zahlreichen — liberalen Parlamentarier, welche die aus der Verzweiflung geborene Idee einer Verbindung des liberalen Geistes mit dem konservativen nicht nur für schon verwirklicht ansehen, sondern auch an die ersprießliche Wirkung einer derartigen Kooperation glauben, suchte vor einigen Tagen im Reichstage die Skeptiker mit der Bemerkung abzufertigen, daß, wie bei jeder Ehe, auch bei dieser die Erfolge längere Zeit auf sich warten ließen. Da es sich hier selbstverständlich um die Paarung von Angehörigen sehr hochstehender Gattungen politischer Lebewesen handelt, besteht die Gefahr, daß gläubige Gemüter mit diesen Vertröstungen auf die Zukunft noch recht lange hingehalten werden, umso eindringlicher ist schon jetzt immer wieder darauf hinzuweisen, daß es nach Lage der Dinge schwerlich zu etwas anderem als einer fausse couche kommen wird.

Nicht als ob es ganz und gar ausgeschlossen wäre, daß die konservativen und liberalen Parteien das eine oder das andere Gesetz gemeinsam zustande bringen, aber je weiter sie sich dabei von dem Gebiet jener Fragen entfernen, die aus durchsichtigen Motiven als nationale im eigentlichsten Sinne hingestellt werden, umso mehr werden die Produkte ihrer Kollektivarbeit lebensunfähige Zwitterwesen darstellen. Energische Förderer einer sozialen Reform, die nicht den Nebenzweck verfolgt, die politischen und gewerkschaftlichen Rechte der Ar-

beiter zu beschränken, können nicht Hand in Hand mit Leuten gehen, welche die neue Aera am liebsten durch Beseitigung des Staatssekretärs eröffnen möchten, der sich mit Recht den Minister für Sozialreform nennt; Anhänger einer Wirtschaftspolitik, die Industrie, Handel und die breite Masse der Konsumenten auf gleichem Fuße mit dem landwirtschaftlichen Großgrundbesitz behandelt sehen möchten, werden, wenn sie sich mit den Vertretern der Rechten einigen wollen, soviel von ihren Programmforderungen aufgeben müssen, daß ihr politisches Renommee auf das der nationalliberalen Fraktion im letzten Reichstag sinkt; und nicht anders steht es mit dem ganzen Komplex der konstitutionellen Probleme, deren Lösung in demokratischem Geiste nicht möglich ist, wenn eine mittlere Linie zwischen den fortschrittlichen Bestrebungen der Liberalen und den absolutistischen der Konservativen gefunden werden soll.

Um eine Spezialfrage und zwar die wichtigste herauszugreifen: Von einem Zusammengehen der bürgerlichen Linken und der Rechten ist für die Reform des preußischen Wahlrechts ganz und gar nichts zu erwarten. Nur derjenige, den die politischen Impromptus der letzten Monate so verwirrt haben, daß er sich auf den der Logik entsagenden Standpunkt des Tertullianischen Credo quia absurdum stellt, kann sich der Hoffnung hingeben, jene Leute, die noch vor Jahresfrist die Reformwünsche der Liberalen und Sozialdemokraten im Reichstage wie im preußischen Abgeordnetenhause verspotteten, würden heute die Hand zu einer durchgreifenden Umgestaltung des Systems bieten, das ihnen in Preußen und darüber hinaus die Herrschaft garantiert. Es erscheint fraglich, ob sie auch nur zu den kleinsten Zugeständnissen bereit sein werden, ohne daß sie beim Reichstagswahlrecht Kompensationen erhalten, aber selbst wenn das der Fall wäre, so würden jene Konzessionen so geringfügig sein, daß der Liberalismus sie nicht einmal als eine Abschlagszahlung akzeptieren dürfte. Wer den berechtigten Anspruch auf eine Million erhebt, kann sich auch nicht vorübergehend mit einem Douceur von hundert Mark begnügen.

Vor der Reichstagsauflösung war man sich sogar bis in die Reihen der Nationalliberalen hinein darüber einig, daß die preußische Wahlrechtsfrage gewissermaßen den Angelpunkt der gesamten politischen Lage bilde, und so lässig auch auf liberaler Seite die Agitation gegen das Dreiklassenwahlrecht betrieben wurde, so ist doch anzuerkennen, daß die Ueberzeugung von seiner Gemeingefährlichkeit verhältnismäßig starke Fortschritte machte. Die Karnevalswahlen und alles, was mit ihnen zusammenhängt, haben das Interesse erlahmen lassen, aber hoffentlich handelt es sich hier nur um eine vorübergehende Ablenkung, denn weder das ziffernmäßige Ergebnis vom 25. Januar und 5. Februar, noch die Aenderung der Parteikonstellation kann das Urteil über das preußische Wahlunrecht beeinflussen oder ein Nachlassen in der Energie, mit der seine Beseitigung angestrebt wird, rechtfertigen, und wenn die im Reichstag geschwächte Sozialdemokratie an Stoßkraft eingebüßt haben sollte, so ist dem Liberalismus aus seiner Verstärkung die Aufgabe erwachsen, seine Ansprüche mit umso stärkerem Nachdruck zu erheben, denn neue Aeren im Parteileben pflegen nicht sowohl von dem Tag zu datieren, an dem eine Gruppe numerische Verstärkungen erhält, als vielmehr von dem Moment, da sie sich darauf besinnt, daß diese Vermehrung sie in den Stand setzt und verpflichtet, alte Ideen mit neuer Begeisterung und größerer Rücksichtslosigkeit zu vertreten.

Je schneller sich dabei im vorliegenden Falle die Unsinnigkeit des Schlagwortes vom „nationalen Block" herausstellt, umso besser für die „neue Aera", und wenn es sich ergeben sollte, daß in dem Kampfe um das preußische Wahlrecht der Liberalismus an der Seite der Mehrheit vom 13. Dezember gegen unsere nationalen bedfellows stände, so würde das weder uns noch den Kampfespreis kompromittieren.

Das allerdings ist die große Frage, ob der eine Teil dieser Mehrheit, das Zentrum, bereit ist, seinen so oft betonten Uebergang in die Reihen der Opposition auch durch eine entsprechende Revision seiner Stellung in der wichtigsten Verfassungsangelegenheit zu dokumentieren. Wird es sich so weit von seinen alten konservativen Freunden entfernen, daß es die mehr als verdächtige Haltung aufgibt, die es im letzten Jahrzehnt gegenüber allen ernsthaften Versuchen einer Reform in Preußen eingenommen hat? In der „Kölnischen Volkszeitung" wird mit einem großen Aufwand von Worten der Nachweis versucht, daß Dr. Barth sich geirrt habe, als er letzthin den Freiherrn von Hertling als einen Vertreter der konservativen, den Bruch mit der Regierung bedauernden Elemente des Zentrums ansprach, aber auch der stenographische Bericht der Hertlingschen Rede, auf den sich das Blatt beruft, läßt deutlich den Warnruf an Regierung und Konservative vernehmen:

„Meine Herren, wenn die Dinge so weiter gehen, so sage ich, werden die oppositionellen Strömungen das Oberwasser gewinnen, und das kann vielleicht dahin führen, daß die konservativen Elemente im Zentrum, von denen Sie (rechts) so gern sprechen, keinen Raum mehr im politischen Leben finden und verschwinden werden."

Es hat hat keinen Zweck, mit der „Kölnischen Volkszeitung" über den Begriff „konservativ" und über die Frage zu streiten, inwieweit konservative Gesinnung in dem Zentrumsschmelztopf des „harmonischen Ausgleichs" aufgelöst werden kann. Wer Ohren hat zu hören, der versteht die Mahnung, die Freiherr v. Hertling an die Freunde von gestern richtet, und er wird sich fragen, ob die demokratischen Oppositionsgelüste auf die Dauer stärker sein werden als der in den Kreisen des Zentrums so gut wie in denen der Regierung gehegte Wunsch, daß das, was Freiherr v. Hertling so schön den Prozeß einer Erziehung der Zentrumswähler zur Erkenntnis der nationalen Pflichten nannte, nicht für längere Zeit unterbrochen werden möge.

Es ist immerhin merkwürdig, daß das Zentrum sich gerade über die Wahlrechtsreform so vollständig ausschweigt. Will es an seine demokratischere Vergangenheit anknüpfen, so wäre doch hier ein Punkt, an dem es noch am ehesten den Beweis erbringen könnte, daß es sich nicht umsonst die Partei für Wahrheit, Freiheit und Recht nennt. Es hat ja in dieser Beziehung mancherlei gut zu machen. Nicht nur sein rechter Flügel hat eine Schuld auf sich geladen, sondern auch seine weniger konservativen Elemente. Herr Groeber beispielsweise entschuldigte bei der Debatte über die württembergische Verfassungsreform sich und seine Freunde, daß sie ihre Stellung den veränderten Zeitumständen anpaßten und die Erfahrungen der Reichstagswahl von 1903 nicht unbeachtet ließen, und Herrn Bachem aus Cöln, der in den neunziger Jahren noch das Reichstagswahlrecht für die Landtage prinzipiell forderte, erschien zehn Jahre später eine solche Umgestaltung als keineswegs wünschenswert. Im preußischen Abgeordnetenhause hat das Zentrum es verstanden, sich den Schein einer temperierten Reformfreundlichkeit zu geben, dabei aber gegen die Anträge zu stimmen, die bei seiner Zustimmung Aussicht auf Annahme gehabt hätten. Fünfmal lehnte es während der vorigen Legislaturperiode Anträge auf Neueinteilung der Wahlkreise ab, und als der Freisinn im Jahre 1906 einen neuen Vorstoß unternahm, zeigte es wieder die kalte Schulter. Die Tatsache, daß es gelegentlich für andere Forderungen eingetreten ist, so 1903 für die geheime Stimmabgabe bei den Urwahlen, kann umso weniger etwas an der Beurteilung seiner Gesamthaltung ändern, als es seine Geneigtheit dann wieder von unannehmbaren Bedingungen wie Einführung der Wahlpflicht abhängig machte. Den Verdacht, mit dem Bestehenden im Grunde sehr zufrieden zu sein, vermag die Partei nur von sich abzuwälzen, wenn sie mit Liberalen und Sozialdemokraten gemeinsam konsequent an einer Reform des Landtagswahlrechtes arbeitet, die ausgesprochenermaßen auf nichts Geringeres hinausgehen darf als auf seine Ersetzung durch das Reichstagswahlrecht.

Weigert sie sich dessen, windet sie sich nach rechts und links, kommt sie am Ende gar zu den dem gleichen und geheimen Wahlrecht ungünstigen Resultaten, wie sie der dem Zentrum wohl nicht fernstehende Münstersche Professor C. v. Savigny in seinem soeben erschienenen weltfremden Buche über das parlamentarische Wahlrecht und seine Reform niederlegt, so erbringt sie den Beweis, daß sie mit den Traditionen des letzten Jahrzehnts nicht brechen, sondern der Rechten Freund bleiben will. Diese Loyalität wird aber ihre gebührende Anerkennung finden, und für den Liberalismus wäre

nichts verhängnisvoller als der Glaube, der Gefahr einer neuen Präponderanz des Zentrums durch freundliche Rücksichtnahme auf die Konservativen vorbeugen zu können. Ihm bietet die Wahlrechtsfrage die beste Gelegenheit, der Ueberzeugung Ausdruck zu geben, daß nur durch die Durchführung unverwässerter liberaler Forderungen der Teufel so gut wie der Beelzebub der Reaktion zu bannen sind.

Rud. Breitscheid.

Glossen zur Zeitgeschichte.

Bahnhofszensur.

Ich möchte den Lesern der „Nation" eine kleine Eisenbahngeschichte erzählen.

Vor einigen Tagen fuhr ich in einem Königlich Preußischen Eisenbahnwagen. Mir gegenüber saß ein respektabel aussehender, älterer Herr. Wir wechselten beim Einnehmen der Plätze ein paar gleichgültige Worte. Der Akzent meines Gegenüber zeigte mir, daß ich es mit einem Nichtdeutschen zu tun hatte. Ich zog den „Simplicissimus" aus der Tasche und vertiefte mich in die Lektüre des amüsanten Blattes. Nach einiger Zeit entspann sich zwischen dem Fremden und mir folgende Unterhaltung:

Der Fremde: „Ist es gestattet, den ‚Simplicissimus' in der Eisenbahn zu lesen?"

Ich (verwundert aufblickend): „Wie kommen Sie zu dieser Frage? Wir sind hier doch nicht in Rußland! Und selbst dort würde Ihre Frage gewiß Verwunderung erregen."

Der Fremde: „Entschuldigen Sie meine Indiskretion. Ich wollte beim Einsteigen von dem Zeitungshändler auf dem Perron den ‚Simplicissimus' kaufen. Der Händler erklärte jedoch, der Verkauf sei verboten."

Ich: „Allerdings ist der Verkauf des ‚Simplicissimus' auf den Bahnhöfen der Königlich Preußischen Staatsbahn nicht gestattet."

Der Fremde: „Woher nimmt denn die Eisenbahnverwaltung das Recht, den Verkauf auf den Bahnhöfen zu untersagen, während der Verkauf in Buchhandlungen und auf Straßen gestattet ist? Die Bahn ist doch eine Staatsbahn, soviel ich weiß, und kein Privateigentum."

Ich: „Gerade weil es sich um eine Staatsbahn handelt, hält sich die Eisenbahnverwaltung für berechtigt, die Auswahl der literarischen Kost, die dem reisenden Publikum auf den Bahnhöfen verabreicht werden darf, zu kontrollieren."

Der Fremde: „Und diese bevormundende Zensur durch die Organe eines Verkehrsinstituts läßt sich das Publikum bei Ihnen gefallen? Dann existiert auch wohl ein besonderer Eisenbahnzensor, der die auf den Bahnhöfen feilgehaltenen Zeitungen daraufhin zu kontrollieren hat, ob nichts darin steht, was bei der Eisenbahnbehörde Anstoß erregen könnte?"

Ich: „Sprechen Sie nicht so laut. Ihre Anregung könnte auf einen fruchtbaren Boden fallen!"

Der Fremde: „Wie stellen sich denn die anderen staatlichen Verkehrsinstitute, wie stellt sich insbesondere die Post zur Zensur? Lehnt auch sie die Beförderung der vom Bahnhofsverbot betroffenen Publikationen ab?"

Ich: „Durchaus nicht. Die Post legt mir sogar alle Vierteljahre eine offizielle Einladung zum Weiterbezuge des ‚Simplicissimus' vor und stellt mir pünktlich jede Woche durch einen Kaiserlichen Postboten das schlimme Blatt zu."

Der Fremde: „Dann beteiligt sich also auch die Eisenbahn an der Versendung des vom Feilhalten auf den Bahnhöfen ausgeschlossenen Blattes?"

Ich: „Gewiß."

Der Fremde: „Sonderbare Zustände! Glauben Sie, daß das bei Ihnen noch lange so bleiben wird?"

Ich: „Wer weiß! Der Reichskanzler Fürst Bülow, der zugleich Ministerpräsident in Preußen ist, ‚denkt' seit einiger Zeit fortwährend über liberale Reformen nach, die er in Preußen und Deutschland zur Durchführung bringen könnte."

Der Fremde: „Außerdem hat sich Fürst Bülow ja jetzt mit der Zentrumspartei überworfen."

Ich: „Wie meinen Sie?"

Der Fremde: „Ich nehme an, daß die Bahnhofszensur eine Konzession an den Geist des Index librorum prohibitorum ist. Zu derartigen Konzessionen liegt bei dem gegenwärtigen Verhältnis zwischen dem Kanzler und dem Zentrum aber kein politischer Anlaß vor."

Ich: „Entschuldigen Sie, hier muß ich aussteigen. Es war mir sehr angenehm, aus dem Munde eines Fremden so viel Nachdenkliches über deutsche Geistesfreiheit gehört zu haben."

Junius.

Hygiene und Liberalismus.

Während einer längeren Reihe von Jahren, seit dem Hinscheiden des unvergeßlichen Emil Schiff, durfte ich den Lesern dieser Zeitschrift in zahlreichen Aufsätzen Berichte über die Fortschritte der Medizin und besonders der Gesundheitslehre erstatten und weiter über die vorherrschenden Strömungen und deren Berechtigung meine persönliche Auffassung begründen. Bei der Wiedergabe meiner Anschauungen war ich stets durch ein sicheres Heimatsgefühl gestützt; denn seit geraumer Zeit habe ich auf Grund ärztlicher Erfahrung und geschichtlicher Studien die bestimmte Ueberzeugung gewonnen, daß die Ergebnisse der hygienischen Forschung nur dann für den gesundheitlichen und kulturellen Fortschritt erfolgreich werden können, wenn ihre Anwendung von dem Geiste einer liberalen Auffassung geleitet wird. Schon vor fast fünfzig Jahren sagte Virchow, daß die Medizin eine Sozialwissenschaft sei und Politik weiter nichts als Medizin im großen; für die Hygiene insbesondere hat schon Pettenkofer und sogar mancher seiner Vorgänger viel eindringlicher als seine Nachfolger wiederholt ausgesprochen, sie sei nichts als ein Teil der Sozialwissenschaft. Die praktische Politik aber, die sich auf den Lehren der Gesundheitswissenschaft aufbaut, kann nur eine liberale sein. Die Notwendigkeit, die Gesundheitswissenschaft in zwei methodisch streng zu scheidende Abschnitte zu sondern, ist merkwürdigerweise in Deutschland in den letzten Jahrzehnten viel weniger anerkannt worden, als in anderen Ländern. Man trennt wohl bei uns private, d. h. individuelle und öffentliche Gesundheitspflege; aber nicht so scharf, wie z. B. in Frankreich, in diesen beiden Abschnitten die Aufgaben der freien Forschung und die Aufgaben der Nutzbarmachung ihrer Ergebnisse für die Allgemeinheit. Und dennoch verlangt das öffentliche Wohl für diese beiden Abschnitte eine vollständig gesonderte Grundlage. Die Gesundheitswissenschaft als Gegenstand der Forschung muß wie jeder andere Zweig der Wissenschaft von allen Fesseln unabhängig sein, frei von jeder Rücksicht auf aprioristische Voraussetzungen, auf politische Programme und religiöse Bedenken; als Teil der Naturwissenschaft zudem kennt sie keine andere Methode, als diese, d. h. die Schlußfolgerung auf der Grundlage umfangreicher Beobachtungen und Experimente. Darum aber beugt sie sich auch ohne weiteres den bekannten Fehlerquellen dieser Methodik und ist bereit, ihre Schlüsse sofort preiszugeben, sobald eine Erweiterung der Technik oder eine neue ungeahnte Tatsache einen Teil des bisherigen Lehrgebäudes unhaltbar macht. Und auf eine solche Möglichkeit ist der Naturforscher stets vorbereitet. Die Gesundheitslehre als normative Wissenschaft, als die Grundlage praktischer Maßnahmen, welche oft schwer in die wirtschaftlichen Verhältnisse eingreifen und den Verzicht auf festgewurzelte Gewohnheiten verlangen, steht aber vor einer Aufgabe von sehr erheblicher Verantwortung, sie darf sich daher nicht mit der Feststellung begnügen, daß der augenblickliche Stand der Forschung bis auf

weiteres die Richtigkeit ihrer Schlußfolgerungen gewährleistet, sondeen sie hat sich der Kontrolle ihrer Vorschriften durch alle angängigen Methoden schon für die Gegenwart zu unterwerfen. Für die Hygiene dienen als Probe auf die Richtigkeit ihrer Schlüsse zunächst die Ergebnisse verwandter Methoden, wie der Klinik und der pathologischen Anatomie. Aber das ist durchaus nicht genügend; es bedarf noch der Heranziehung fernerstebender Disziplinen, nämlich der Statistik und der Volkswirtschaft. Diese Forderung nun, die zum Schutz der Rechte des einzelnen, wie der einzelnen Gruppen notwendig aufgestellt werden muß, hat in den letzten zwanzig Jahren, in denen die experimentelle hygienische Forschung unser Wissen durch glänzende Entdeckungen bereicherte, durchaus nicht stets die notwendige Beachtung gefunden. Man hat oft genug ohne Heranziehung der oben genannten Kontrollen die Ergebnisse der Laboratoriumsforschung sofort zur alleinigen Grundlage praktischer Maßnahmen gemacht. Die Rückschläge blieben nicht aus. Aus der großen Zahl der Beispiele sei nur hier auf zwei der bekanntesten hingewiesen. Mehrere Jahrzehnte hindurch war es ein fast ausschließlich auf bakteriologischen Forschungen aufgebautes Dogma, daß wegen der Verbreitung der Rindertuberkulose die Kuhmilch eine Hauptquelle der menschlichen Tuberkulose sei. Auf dem Tuberkulosekongreß von 1899 überschüttete einer der offiziellen Berichterstatter die Zweifler, die außer den bakteriologischen Gründen noch statistische Beweise für die Größe der Gefahr beim Menschen verlangten, mit einer Fülle von Spott. Zwei Jahre später verkündete R. Koch in London auf Grund bakteriologischer Versuche über die biologische Verschiedenheit der Tuberkelbazillen tierischer und menschlicher Herkunft die Ungefährlichkeit der ungekochten Kuhmilch und rief dadurch eine Verwirrung hervor, die bis heute noch nicht geklärt ist. Während dieser Fall die Notwendigkeit einer Kontrolle des hygienischen Versuches durch die Statistik beweist, so wird das folgende Beispiel nur dem einseitigen Laboratoriumshygieniker unzulässig erscheinen. Wenn im Versuchsraum nachgewiesen ist, daß chemische Zusätze, die bei der Konservierung von Nahrungsmitteln häufig Verwendung finden, nicht unschädlich für die Gesundheit sind, so genügt dieser an sich nicht anzufechtende Schluß noch nicht ohne weiteres, um gesetzlich die Anwendung des betreffenden Mittels zu verbieten. Die Berechtigung eines solchen Verbotes ist erst dann überzeugend dargetan, wenn ganz exakt der weitere Beweis geliefert wird, daß die Schädigung der Volksgesundheit durch den Genuß derartiger Konserven erheblicher ist, als jene andere Schädigung, die durch die Verminderung und Verteuerung der Nahrungsmittel infolge des Ausschlusses billigerer Präparate eintritt. Die Hygiene als Wissenschaft darf mit dem Nachweise des Grades der Giftigkeit jener Konservierungsmittel ihre Forschungen abschließen, von der Beraterin der Gesetzgebung muß man aber den weiteren Beweis verlangen, der die volkswirtschaftliche Seite der Frage berücksichtigt, und wird sich erst dann beruhigen, sobald sie dieser Forderung entsprochen hat.

Da die Vertreter der hygienischen Forschung in Deutschland oft genug der Schranken nicht genügend eingedenk waren, die ihnen die Zweiteilung ihrer Aufgaben auferlegte, so bedurfte es zunächst deren ausdrücklicher Betonung. Nur durch ergiebigste Heranziehung aller vorhandenen Kontrollmethoden kann sich der Hygieniker das Vorrecht erhalten, der maßgebende Berater der Gesellschaft für solche Bestimmungen zu werden, denen sich jeder einzelne zum Wohle der Gesamtheit zu unterwerfen hat. Ist aber dieser Voraussetzung genügt, so hat der moderne Staat das Recht und die Pflicht, die Feststellungen, die er der vorgeschrittenen Gesundheitsforschung unserer Tage verdankt, in praktisch verpflichtende Vorschriften umzusetzen. Für die Form, in welcher dies geschieht, erscheint mir nun die Betätigung einer liberalen Grundauffassung unerläßlich. Ich verstehe unter einer solchen die Gewährleistung für den einzelnen, seine Kräfte und Eigenschaften so weit als irgend durch die Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu einem Ganzen zulässig, zu entfalten und zu vermehren, die Ergänzung eines solchen Rechtes ist der freiwillige und bewußte Verzicht auf einen größeren Spielraum, als die berechtigten Interessen des Nachbarn und der Gesamtheit gestatten. Unter dieser Voraussetzung ist an sich die gesetzliche Einschränkung der persönlichen Freiheit ohne weiteres zulässig, wofern sie im Interesse der Gesamtheit geboten ist. Von dieser Einschränkung macht die öffentliche Gesundheilspflege einen umfassenden Gebrauch. Alle ihre Maßnahmen tragen hierbei den ausgesprochenen Charakter der Rücksicht auf das Wohl der Gesamtheit, dessen Interesse dem einzelnen persönliche Opfer auferlegt. Dieses Merkmal war schon den älteren Vorschriften der öffentlichen Gesundheitspflege aufgeprägt. So wurden schon im Mittelalter die Aussätzigen in die Wüste der Leproserien gestoßen, um die Gesunden vor Ansteckung zu bewahren. So ist der Impfzwang eingeführt, weniger um das geimpfte Individuum zu sicheen, als vielmehr um die gesundheitlichen und wirtschaftlichen Schädigungen der gesamten Bevölkerung, welche eine Pockenepidemie erzeugt, auf ein Minimum herabzusetzen. So fordeen die neuesten Seuchengesetze unter bestimmten Bedingungen den Krankenhauszwang, die Absperrung, die Desinfektion der Wohnungen, weniger im Interesse der Betroffenen, als in der Berücksichtigung der Gefahr für die von ihnen bedrohte Umgebung. Der Eingriff in die persönliche Freiheit ist also unerläßlich. Aber seine Einführung setzt die freiwillige Anerkennung dieser Notwendigkeit durch die aufgeklärte Auffassung der Mehrheit der Bevölkerung voraus. Anderenfalls, nämlich wenn einer widerwilligen oder verständnislosen Mehrheit ein Verzicht auf Bewegungsfreiheit zwangsweise von einer Minderheit auferlegt wird, tritt regelmäßig das Gegenteil des erstrebten Zieles ein. Einige Beispiele mögen diese Behauptung erweisen. Als vor wenigen Jahren entdeckt war, daß die Ratten bei der Verbreitung der Pest eine große Rolle spielen und daß ihr Sterben dem Ausbruch der Menschenpest häufig vorausgeht, wurden in Hongkong Geldpreise auf jede tote Ratte ausgesetzt. Die Folge war die kunstgerechte Herstellung von Rattenzüchtereien durch einige geschäftsgewandte Chinesen. Ernster ist die Beobachtung, daß die peinliche Durchführung der Anzeigepflicht bei ansteckenden Krankheiten ohne Rücksicht auf die wirtschaftlichen Verhältnisse der Betroffenen häufig dazu führt, den Ausbruch der Krankheit zu oerheimlichen und durch dies Vertuschen erst recht die Epidemie zu verbreiten. Die Seuchengeschichte der letzten Jahrhunderte liefert zahlreiche Beispiele sowohl davon, daß eine ungebildete Bevölkerung den auferlegten Zwang der besser beratenen Behörde in Ausbrüchen eines wilden Fanatismus abschüttelte, wie davon, daß selbst fügsame und aufgeklärtere Bevölkerungskreise zu weit gehende Beschränkungen der wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit durchbrachen, weil die Gefahr der Seuchenverbreitung schließlich gegenüber der Existenzbedrohung als das kleinere Uebel empfunden wurde. So gibt Sahm in seiner interessanten „Geschichte der Pest in Ostpreußen" ein lehrreiches Beispiel aus der Zeit der Königsberger Pest des Jahres 1709, die Berliner Behörde war einfach genötigt ihre Blokadevorschriften und die verhaßten „Galgenmärkte" infolge des Ansturms der in größte Not versetzten Bevölkerung noch während des Herrschens der Seuche zurückzunehmen. Diese Beispiele lassen sich aus der Seuchengeschichte leicht vermehren.

Die öffentliche Gesundheitspflege also kann Eingriffe in die persönliche Bewegungsfreiheit nicht entbehren; deren Voraussetzung aber ist das Einverständnis einer dieser Einschränkung aus Ueberzeugung freiwillig zustimmenden Bevölkerung.

Das gleiche gilt für eine Reihe weiterer Forderungen, deren Durchführung durch die Feststellungen der Gesundheitsforschung geboten ist. Seit einer Reihe von Jahren setzt gerade aus der Bevölkerung heraus eine lebhafte Agitation zur Reform der Eheschließung ein, die ihre Forderungen mit den Lehren der ärztlichen Wissenschaft begründet. Im Interesse der Entstehung eines gesunden Nachwuchses werden die verschiedensten Vorschläge vernehmbar. Die einen verlangen gesetzliche Eheverbote für die körperlich, seelisch oder moralisch Entarteten, andere beantragen gesetzliche Gesundheitsscheine auf Grund ärztlicher Untersuchung vor der Eheschließung, die Radikalsten aus beiden Geschlechtern fordern freiere Formen der Eheschließung. In einzelnen Staaten Amerikas hat man mit gesetzgeberischen Versuchen schon begonnen. Gerade auf diesem Gebiete des ausgesprochen persönlichsten Rechtes würde keine Nation den Eingriff schematischer Gesetzesbestimmungen auf die

Dauer ertragen, und dennoch kann die Hygiene auf ihre berechtigten Forderungen bloß wegen dieses Widerstandes nicht verzichten. Aber es bedarf auch gar keines gesetzlichen Zwanges; hier wird stete Aufklärung und Belehrung die Auffassung der nächsten Generationen über ihre sittlichen und gesundheitlichen Pflichten auf diesem Gebiete derart wandeln, daß sie sich die erforderlichen Einschränkungen als eine Selbstverständlichkeit freiwillig auferlegen und jeden, der sich ihnen nicht fügt, als sittlich tieferstehend behandeln. Genau so geht es ja auch mit der Bekämpfung der Trunksucht als Volksseuche. Wir sehnen uns nicht nach gesetzlichem Zwange, wie die Abstinenzstaaten Amerikas, in denen die Umgehung der staatlichen Bestimmungen die merkwürdigsten Formen annimmt. Aber während vor zwanzig Jahren es fast für unmännlich galt, nicht trinkfest zu sein, haben durch freiwilligen Verzicht, durch Belehrung und Agitation die Trinksitten heute doch eine ganz erhebliche Einschränkung erfahren, und völlige Abstinenz wenigstens während der Tagesarbeit ist schon heute in recht zahlreichen Schichten der Bevölkerung die Regel geworden.

Aber glücklicherweise ist das Endergebnis der hygienischen Forschung durchaus nicht stets die Forderung von Beschränkungen der persönlichen Freiheit der einzelnen im Interesse der Gesamtheit; recht häufig ermöglichen ihre Feststellungen das Gegenteil. Bis vor kurzer Zeit teilte die Gesundheitswissenschaft ihre Aufgaben in persönliche und in öffentliche Gesundheitspflege. Der Inhalt des ersten Abschnitts war die Einwirkung der Umwelt auf das Wohlbefinden des Individuums; die experimentelle Schule von Pettenkofer und seinem bedeutendsten Schüler, dem Berliner Hygieniker Rubner, erforschte die gesundheitlichen Einflüsse der Wohnung, Heizung, Lüftung, Bekleidung, Ernährung usw. Ihren Feststellungen verdanken wir die Möglichkeit, alle unsere Beziehungen zu unserer äußeren Umgebung gesundheitlich zweckmäßiger und behaglicher zu gestalten, und zwar kommen diese Errungenschaften sowohl dem Einzelindividuum zugute, wie denjenigen Gruppen, welche die sozialen Forderungen der Gesellschaft zusammenfügen (Schulen, Kasernen, Fabriken usw.). Die Vorschriften der öffentlichen Gesundheitspflege sprechen freilich meist von Pflichten und Lasten, die dem einzelnen als Teil eines Ganzen durch die Rücksicht auf die Gesundheit aller auferlegt werden, damit das Gesamtwohl nicht vermindert werde. Aber die Ergebnisse der Forschung unserer Tage haben doch recht häufig dahin geführt, diese Lasten im Vergleich zu früheren Zeiten erheblich zu vermindern. So verdanken wir der bakteriologischen Seuchenforschung die Möglichkeit, die Beschränkung der persönlichen und wirtschaftlichen Bewegungsfreiheit bei dem Herrschen einheimischer und dem Drohen fremder Seuchen ganz beträchtlich herabzusetzen. Von der Absperrung ganzer Ortschaften, wie in dem obengenannten Beispiel der ostpreußischen Pest, von langen Quarantänen, von drückenden, den Gewerbebetrieb schwer schädigenden Maßnahmen bei der Wareneinführung ist heute nicht mehr die Rede.

Seit einigen Jahren nun setzt mit großer Energie eine Bewegung ein, welche die beiden bis jetzt gepflegten Zweige der Gesundheitslehre durch die Bearbeitung eines dritten Abschnitts, der sozialen Hygiene, erweitern will. Bei der vielseitigen Differenzierung unserer heutigen Gesellschaft kommt es aus biologischen und mehr noch aus sozialen Gründen zur Bildung kleinerer einheitlicher Gruppen, deren Gesundheitsverhältnisse gerade infolge der ihre Abspaltung bedingenden Ursachen eigenartige Verhältnisse darbieten. Das Forschungsgebiet der sozialen Hygiene nun ist die vergleichende Betrachtung der Zustände nach Gruppen, also z. B. der gegensätzlichen Gesundheitsverhältnisse in Stadt und Land, von Großstadt und Kleinstadt, das Studium des Einflusses der Schule, der verschiedenen Berufsarten usw. Für jede Gruppe sind die Verhältnisse der Wohnart, Ernährung, Lebensweise abweichend und bedürfen gesonderter Betrachtung. Für jede Gruppe ergeben sich aus diesem Grunde spezifische Gesundheitsgefahren. Die Aufgabe der sozialen Hygiene ist deren Erforschung und die Aufstellung von Vorschlägen zu ihrer Beseitigung. Mit der Erfüllung dieser Aufgabe aber dient die soziale Hygiene ausdrücklich einer Forderung des Liberalismus. Denn sie bildet die notwendige Ergänzung der öffentlichen Gesundheitspflege. Diese bestimmt die Lasten und Pflichten, die der einzelne aus Rücksicht auf die Gesamtheit, von der er einen Teil bildet, auf sich zu nehmen hat. Die soziale Hygiene ist umgekehrt durch ihre Vorschläge bestrebt, dem einzelnen die denkbar größte Entfaltung seiner Kräfte im Rahmen der Gesamtheit zu ermöglichen. Die Minderung der Lasten, die dem Individuum aus der Zugehörigkeit zu einer großen Gemeinschaft erwachsen, ist ihre hauptsächlichste Aufgabe. Die große Energie, die zum Ausbau der sozialen Hygiene als eines neu erstehenden Teils der Hygiene drängt, ist ein Beweis für das Erstarken einer liberalen Auffassung bei der Behandlung der Probleme der Gesundheitswissenschaft.

A. Gottstein.

Kunstpolitische Morgenröte?

Wenn diese Blätter, den deutschen Gebildeten zum aufrichtigen Schmerz, in wenigen Tagen ihr Erscheinen einstellen, dürfen sie bei einer Rückschau über ihre Kämpfe neben vielen Enttäuschungen doch auch allerlei positive Posten in ihre Bilanz einstellen. Dazu gehört vielleicht — vielleicht auch eine leise, feine, zarte und behutsame Wendung der „kunstpolitischen" Zustände in Preußen, die seit vier Jahren an dieser Stelle aufmerksam verfolgt und oft besprochen wurden. Eine Wendung, auf die allerlei Zeichen und Wunder der letzten Monate am fernen Horizont wetterleuchtend hinzudeuten scheinen, wenn man auch aus solchen Himmelsphänomenen gewiß noch nicht ohne weiteres auf einen Wechsel der Witterung und Temperatur schließen darf. Immerhin ist das barometrische Minimum, unter dem wir litten, in schüchternem Abnehmen begriffen. Hält dieser atmosphärische Vorgang weiter an, so wollen wir mit der sprichwörtlichen Bescheidenheit der liberalen Bekenner in Deutschland schon damit vorderhand zufrieden sein und nicht Zetermordio schreien, wenn das Minimum nicht sofort in ein Maximum umschlägt.

Erstes Zeichen und Wunder: der Fall Tuaillon. Wilhelm II. sieht in des Bildhauers Werkstatt das Modell zum Bremer Denkmal seines Vaters. Er ist ergriffen, ist begeistert und drückt dem Künstler seine Bewunderung mit der Lebhaftigkeit aus, die Anerkennung wie Widerwillen gleichermaßen bei ihm auslösen. Und die einmal gefaßte Sympathie zu Tuaillon und seiner Art wirkt weiter. Der Künstler sendet auf den ausdrücklichen Wunsch des Monarchen das Modell in den Garten der akademischen Ausstellung zu Moabit, obschon seine sezessionistischen Fraktionsgenossen auf ihrem Schein bestehen, daß die verkleinerte Bronze desselben Denkmals am Kurfürstendamm erscheint — ein in der Geschichte der Berliner Ausstellungen einziger Vorgang. Weiter: Tuaillon erhält einen persönlichen Auftrag des Kaisers, die Vergrößerung der Amazone vor der Nationalgalerie für das Florarondel. Man sagt sich, daß es noch hübscher gewesen wäre, eine neue Arbeit des Künstlers an dieser Stelle zu sehen, anstatt daß man nun zweimal dasselbe Werk an öffentlichem Platze in Berlin findet; aber man freut sich über alle Maßen, die Denkmalsöde des Tiergartens durch das freie Werk eines unserer Besten durchbrochen zu sehen. Und schließlich: Tuaillon, nach dem schon die Dresdener, durch des alten Schilling Rücktritt reformerisch gesinnt, ihre Hand ausstrecken, wird wohlbestallter akademischer Lehrer in Berlin; ja, man richtet ihm, da alle Posten besetzt sind, eigens ein neues Meisteratelier ein.

Der Fall wäre in anderen Ländern gar nicht besprechenswert, bei uns ist er ein Meerwunder. Aber ich habe schon vor Jahren in dieser Wochenschrift betont, daß der Kaiser, wenn er nur erst einmal seine, ohne Frage von gewissen Seiten her geflissentlich genährte Abneigung gegen die Sezessionisten überwinden und sich ihre Arbeiten überhaupt ansehen würde, sicherlich auf Kunstwerke und Tendenzen stieße, die ihm zusagen müßten. Namentlich das, was in Deutschland an

neuer Plastik getrieben wird, müßte sich durch das Streben der Bildhauer nach großer, stolzer, dekorativer Wirkung mit seinen Anschauungen unmittelbar berühren. Aehnlich würde es sich zweifellos mit manchen Bemühungen der modernen Architektur und des neueren Kunstgewerbes verhalten. Vielleicht erleben wir tatsächlich hier einmal eine überraschende Wendung. Vielleicht darf man es als ein Zeichen der Zeit deuten, daß der Monarch vor vier Jahren bei der Einweihung der neuen akademischen Hochschule in Charlottenburg der modernen Kunst gegenüber die schärfsten Worte gebraucht. Daß er zwei Jahre später bei der Eröffnung des Kaiser Friedrich-Museums in einem ähnlichen Passus seine Rede auffallend milderte. Und daß er kürzlich bei der Weihe der neuen Akademie am Pariser Platz es überhaupt vermied, in einer Ansprache diese prinzipiellen Fragen zu berühren.

Zweites Zeichen und Wunder: der Fall Bruno Paul. Und mögen uns künftig wieder tausend Enttäuschungen blühen, die Berufung dieses Künstlers war und bleibt eine schöne Tat. Daß es eine unabweisbare Notwendigkeit ist, die Berliner Kunstgewerbeschule an Haupt und Gliedern zu reformieren, hat zwar nachgerade auch der ahnungsloseste Kunstfremdling begriffen. Aber daß nun wirklich etwas geschah, um diesen unleidlichen Zuständen abzuhelfen, und zwar etwas Energisches, Radikales, Mutiges, Entschlossenes, ist aller guten Ehren wert. Wir waren bisher so wenig verwöhnt in solchen Dingen, daß wir bei jeder verständigen Maßnahme redliche Freude und Dankbarkeit empfinden. Wir sind auch auf der linken Seite der politischen, Kunst- und Weltanschauung nicht so wüst wie die Agrarier, die bei jedem Entgegenkommen schreien: „Das ist noch gar nichts!", sondern als Idealisten und Optimisten mit dem großen Glauben an den endlichen Sieg des Vernünftigen über jedes Fortschrittchen vergnügt. Daß man in der Regierung nicht daran Anstoß nahm, daß Bruno Paul zu den Zeichnern des † † † Simplizissimus gehörte, daß man sich auch durch das Gezeter des frommen „Reichsboten" und seiner Genossen nicht irre machen, sich vielmehr allein von der künstlerischen Tüchtigkeit und Leistungskraft des geeigneten Mannes leiten ließ, deutet auf eine Gesinnung von kluger Vorurteilslosigkeit, die man nur öfter betätigt zu sehen wünschte. Paul ist seit zehn Jahren einer unserer allerbesten Kunstgewerbler, der Eigenart, vorzügliches technisches Können, gesunden, sicheren und zugleich aparten Geschmack aufzuweisen hat. Er hat schon 1900 in Paris dem deutschen Kunsthandwerk Ehre gemacht. Er hat 1906 in Dresden gezeigt, daß er seitdem bedeutend fortgeschritten ist. Er wird als Anreger und Lehrer gerühmt. Wenn irgend jemand, so gehört er zu denen, die berufen sein könnten, dem Berliner Kunstgewerbe neue Impulse zu geben, es aus dem ratlosen Tasten zu erlösen, unter dem es bisher litt, und es den Leistungen der west- und süddeutschen Zentren auf diesem Gebiete gegenüber konkurrenzfähig zu machen.

Drittes Zeichen und Wunder: der Fall Messel. Diesmal trifft es keinen „Sezessionisten". Aber einen Künstler ersten Ranges. Und bei der bisher gültigen, mit wunderbarer Konsequenz festgehaltenen Tendenz, immer und immer Talente dritten bis geringsten Grades heranzuziehen, ist auch dies eine Ueberraschung und eine Wohltat. Daß in einer großen Stadt der bedeutendste lebende Architekt, der sein Genie fünfzigmal herrlich bewiesen hatte, nun auch zu den wichtigsten baulichen Aufgaben herangezogen wird, sollte ja gewiß selbstverständlich sein. War es aber bisher nicht. Wird jedoch nun in Zukunft wenigstens in gewissen Grenzen geschehen. Und wir rufen: Hallelujah! Daß Messel nicht das Kaiser Friedrich-Museum gebaut hat, bleibt beklagenswert. Aber daß er nun als „Architekt an den königlichen Museen" bei den geplanten Neubauten für unsere öffentlichen Sammlungen ein entscheidendes Wort mitzusprechen haben wird, ist von unberechenbarem Vorteil.

Und hier sind wir bei der größten und wertvollsten Tat angelangt, die unsere staatliche Kunstverwaltung aufzuweisen hat. Soeben ist Wilhelm Bodes sehnsüchtig erwartete Denkschrift über die Erweiterungs- und Neubauten der Berliner Museen erschienen — und ein Plan von einer Großartigkeit breitet sich vor uns aus, daß wir uns bewundernd und respektvoll verneigen. Niemals in der Geschichte des Museumswesens ist ein solches Programm aufgestellt worden; wird es Wirklichkeit, so rückt Berlin in die allererste Reihe der europäischen Kunststädte ein. Gewiß, die Durchführung wird ein tüchtig Sümmchen fordern. Aber es darf erwartet werden, daß der preußische Landtag diesem wichtigen Kulturwerk seine Unterstützung nicht versagen wird. Wir müssen das Glück nützen, das uns einen Mann wie Bode beschert hat, und hurtig an die Arbeit gehen, daß unserem Kunstleben keine der goldenen Früchte seiner zähen Energie und seines unvergleichlichen Organisationstalentes entgehe!

Die Bodeschen Pläne fassen zunächst eine Umgestaltung der Museumsinsel ins Auge. Das „Deutsche Museum", eine alte Forderung der Kunstfreunde, soll uns nun wirklich beschert werden. Es ist merkwürdig genug, daß wir, wie der Generaldirektor in seiner Denkschrift hervorhebt, keine Stätte im ganzen Reich besitzen, die Gelegenheit böte, den Entwicklungsgang der deutschen Kunst im Zusammenhang zu überblicken und zu studieren. Das Germanische Museum in Nürnberg ist mehr eine kunstgewerbliche und kulturhistorische Sammlung; das Römisch-Germanische Zentralmuseum in Mainz beschränkt sich auf ein ganz spezielles Kleingebiet; dem Bayerischen Nationalmuseum geht es nicht anders. Was es bedeuten wird, in Berlin ein Kunstinstitut zu besitzen, das die gesamte einheimische Entwicklung von dem Eintreten der germanischen Völker in die Weltgeschichte bis zu den zärtlichen Zierlichkeiten des Rokoko überblicken läßt, kann heute noch gar nicht abgeschätzt werden. Ganz neue Anschauungsbezirke können uns eröffnet werden, wenn wir erst einmal einen Begriff davon erhalten, was denn das vielbesprochene „Deutsche" in der Kunst, über das heute soviel von phantasievollen Theoretikern geredet wird, überhaupt bedeutet. Wenn wir, nicht aus blauem Dunst und schöner Empfindung, sondern aus greifbaren, zu logischen Reihen aufgestapelten Exempeln, die Elemente des Stammesgemäßen und Nationaleigenartigen uns zu einem klaren Bilde zusammenrücken können. An dies Deutsche Museum schließen sich dann die An- und Neubauten für die ägyptischen, für die vorderasiatischen, für die antiken Sammlungen — das lange schon als Idee vorhandene „Forum der Kunst" auf der alten „Insel", die längst keine mehr ist, wird auf diese Weise, wenn die greulichen alten Packhofüberbleibsel und Speicherschuppen langsam mit Tode abgehen, der Wirklichkeit nähergeführt. Was hier entstehen wird, darf sich dereinstens sicherlich mit den Londoner Anlagen dieser Art messen. Das englische Vorbild lugt auch aus dem klugen Plane der Ausscheidung einer nationalen Porträtgalerie aus der Nationalgalerie. (Und es winkt aus dem tröstlichen Gedanken, ein — Frühstücksbüffet in der Mitte der neuen Museumsstadt zu etablieren.) Auch von einer „augenfälligen" Verkaufsstelle der Gipsgießerei ist die Rede. Dabei wird ein über das Dargebotene hinausgehender Wunsch wach: ob man nicht von fern auch einmal an ein Museum der Abgüsse denken sollte, das die moderne Plastik, namentlich die ausländische und dabei wieder vor allem die französische und belgische, unserem Studium besser erschlösse. Wir haben in Berlin nichts, was wir dem Dresdener Albertinum an die Seite setzen könnten.

Und dann der zweite große Entwurf Bodes, im Völkerkundemuseum eine Unterkunft für die vorhandenen, meist magazinierten, und die künftigen Sammlungen an ostasiatischer Kunst zu schaffen, und für die ethnologischen Schätze im fernen Dahlem — wie lange wird es uns noch als „fern" gelten? — mit Messels Hilfe eine Gruppe von zusammenhängenden Einzelbauten zu schaffen — ein berlinisches South-Kensington-Viertel etwa. Das alles sind Pläne von wahrhaft großem Zuge, und nicht minder imponiert die weitblickende Art, wie Bode den neuen Forderungen im Innern der Kunstpaläste genügen will. Rücksicht auf das wachsende Interesse des Publikums! Rücksicht auf die „zur unentbehrlichen Gewohnheit gewordenen wissenschaftlichen und populären Vorträge" — das klingt zwar nicht sehr liebevoll, aber es ist doch eine offene Anerkennung der Entwicklungstatsachen. Rücksicht auf die Besucher durch die in jüngster Zeit vielfach in Vorschlag gebrachte, überaus willkommene Scheidung von Schausammlungen und Studiensammlungen in wissenschaftlichen Museen! Ueberall werden neue

Keime ausgestreut, neue Ideen entwickelt, neue Einrichtungen geplant.

Wir dürfen der Regierung unsere Reverenz machen, daß sie einem solchen weitgehenden und weitherzigen, von aller Kleinlichkeit freien Programm ihre Zustimmung gegeben, wenn auch in der Budgetkommission einige Vorbehalte gemacht wurden. Daß sie unsere ausgezeichneten Museumsmänner schalten läßt. Daß neben Bode auch Tschudi ein breiter und freier Spielraum zur Entfaltung seiner seltenen Sammler- und Organisationsgabe gewährt wird, — vorüber ist die Zeit, da die Hetze der Kunstreaktionäre gegen Tschudis Amtsführung fast von einem sehr greifbaren Erfolge begleitet schien. Daß man Max Lehrs freie Hand läßt, seine Kenntnisse und sein Finderglück zur Ausgestaltung des Kupferstichkabinetts zu nutzen. Das wären überall Selbstverständlichkeiten, bei uns sind es „erfreuliche Erscheinungen".

Anderes kommt hinzu, z. B. die Schätzung, deren sich der Berliner Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in maßgebenden Kreisen erfreut. Wer Hoffmann und Messel bewundert, sollte man meinen, kann auf die Dauer nicht mit der akademischen Schularchitektur einverstanden sein, die sonst mit „neuen Prachtbauten" unser Vaterland verwüstet. Muß nach und nach einsehen, daß die Raschdorff und Ihne schwächliche Kopisten hundertmal dagewesener Dinge sind, sollte man meinen. Sollte man meiren ... Wo Tuaillons Monumentalplastik geehrt wird, muß im Laufe der Zeit die Ueberzeugung Platz greifen, daß es mit der landläufigen Denkmalsfabrikation übel bestellt ist, — sollte man meinen. Auch ein viertes Zeichen und Wunder darf nicht vergessen werden: die Rettung des alten Opernhauses, der alle guten Götter die Erhaltung des Pariser Platzes in seiner historischen Gestalt folgen lassen mögen! Der Ruf, der erscholl: Das Knobelsdorffsche Opernhaus sie sollen lassen stahn! er ist nicht ungehört verhallt. Und fleißige Kunstprofessoren, die schon nachwiesen, daß die alte Ballet- und Redoutenbühne von 1740 eigentlich gar keinen ästhetisch-geschichtlichen Wert mehr besitze, müssen nun ihre Ueberzeugung wieder „wenden" — ein besonderes Vergnügen für den Zuschauer ....

Nun ja gewiß: die Kunstkompotschüssel ist noch lange nicht gefüllt. Das alles sind nur Abschlagszahlungen; aber für hungrige Gläubiger sind Abschlagszahlungen stets ein angenehmer Imbiß. Manches sieht noch böse aus. Man denke an die „künstlerische" Ausstattung und Ausschmückung unserer öffentlichen Gebäude. Denke an die Art, wie die Bestellungen hier vergeben werden. Denke an die niederschmetternden Ereignisse der jüngsten Zeit auf literarisch-dramatischem Gebiet, die der deutschen Bildung peinvollste Schmerzen verursacht haben. Aber niemand kann uns das Bewußtsein rauben, daß in manchen Ecken einiges besser geworden. „Es lebe, wer sich tapfer hält." Wir haben hier und dort den Geist des Ungeschmacks überwunden, den reaktionären Kunstgeist mit der Kraft unserer unwiderleglichen Gründe in Schranken gehalten —

„Die Kunst jetzt lernten wir ihn zu besiegen
Und sind voll Lust, sie fürder noch zu üben!" ....

Max Osborn.

Richard Wagner — und kein Ende.

Das klingt heute nicht eben sehr zeitgemäß, und manch einer, dem die Sinne vom Geschäftslärm der neuesten Opernkunst schwirren, mag die hochmoderne Nase über eine so veraltete Ansicht rümpfen. Alle paar Monate wird ja der Welt verkündet, daß Richard Wagner durch einen „genialen" Neuerer „überwunden" sei, bei unzähligen Gelegenheiten können wir beobachten, wie die Einsichten und Errungenschaften, die uns der Meister von Bayreuth als Erbe hinterlassen, von Schaffenden und Genießenden vergessen, verleugnet, verhökert werden, und neuerdings hat sogar eine Primadonna, deren Kunstgeschmack anmutig zwischen des Ambroise Thomas „Mignon" und Richard Straußens „Salome" schwankt, dem Schöpfer der Elsa und Elisabeth die Gefolgschaft aufgekündet. Und das ist freilich der Anfang vom Ende!

Trotz alledem besteht der Satz zu Recht. Wer nur etwas schärfere Augen hat, vermag hinter den künstlich aufgewirbelten Staubwolken den Schatten des Meisters von Jahr zu Jahr wachsen zu sehen, und dem aufmerksamen Beobachter des Büchermarktes gibt sich das auch in der rastlos schürfenden Tätigkeit ernster Forscher und Denker kund, die sich um die Ergründung dieser kolossalsten Kunsterscheinung unserer Tage bemühen. Dabei ist natürlich ganz abgesehen von den zahllosen Erzeugnissen, welche die Spekulation der schreibselnden und druckenden Bücherfabrikanten als „Wagnerliteratur" in die papierne Welt wirft.

Unter den neuen Erscheinungen, die geeignet sind, unsere Anschauung vom Wesen des Bayreuther Meisters umfassender und klarer zu machen und so auch das Verständnis seines Lebenswerkes — neuerdings kommen manche Deutschen für diesen Begriff nicht mehr ohne das französische Wort „oeuvre" aus — zu fördern, steht die Sammlung seiner „Familienbriefe"*) obenan. Man verdankt das schöne Buch, das uns vom Jahre 1832 bis 1874 durch das häusliche und familiäre Leben Richard Wagners geleitet, dem Sammeleifer und der Sorgfalt C. Fr. Glasenapps. Keine andere der bekannten Wagnerschen Brieffolgen führt den Leser so nahe an das Schlicht-Menschliche dieser bedeutenden Persönlichkeit wie diese Briefe an seine Mutter, seine Geschwister und seine erste Frau, und zweifellos ist das Buch, wenn es nur aufmerksam und reinen Sinnes gelesen wird, berufen, manche weitverbreitete, falsche Ansicht über den Gemütscharakter des Meisters richtig zu stellen. Daneben erfährt man aber, namentlich aus der Pariser Sturm- und Notzeit, auch im einzelnen manches Neue und gewinnt von der ersten Werdezeit Wagners ein reicheres, traulicheres Bild. Aus den späteren Schaffens- und Leidensperioden sind leider die Familienbriefe nicht mehr so zahlreich überliefert und veröffentlicht, doch finden sich auch im letzten Drittel des Buches noch bedeutsame Mitteilungen wie z. B. der herrliche Brief, in dem Wagner seiner Lieblingsschwester Cläre die Tragödie vom grünen Hügel (1858) enthüllt.

Ausschließlich in die Zeit des ersten Lebenskampfes führt uns die Sammlung von Aufsätzen und Kunstberichten, die Wagner 1841 von Paris aus für Lewalds „Europa" und für die „Dresdner Abendzeitung" geschrieben, jedoch später nicht in seine „Gesammelten Schriften" aufgenommen hat. Professor Richard Sternfeld,**) einer der rührigsten und hingebendsten Jünger des Meisters, hat sie aus den alten Zeitungen zusammengetragen und, mit überreichlichen Anmerkungen versehen, in zwei artigen Bändchen der billigen „deutschen Bücherei" herausgegeben. Es sind feuilletonistische Skizzen im Stile Heinrich Heines, die heute mehr ihres literarischen Reizes wegen als um ihres Gehaltes willen den Leser fesseln, deren Einfälle und Gedanken aber doch gelegentlich das geistige Prägebild des späteren Wagner in erstaunlicher Schärfe aufweisen.

Wie eine Ergänzung und Zusammenfassung dessen, was dem Leser in diesen urkundlichen Sammlungen geboten wurde, stellt sich der erste Band einer Biographie Richard Wagners dar, die Max Koch,***) Professor der deutschen Literaturgeschichte an der Universität Breslau, zu veröffentlichen begonnen hat. Das vorliegende dickleibige Buch führt Wagners Lebensgeschichte bis zum Jahre 1842, also bis zum Vorabend seines Erfolges: „Rienzi."

Zwei, aller Voraussicht nach ebenso umfängliche, Bände werden erforderlich sein, um die Biographie zum Abschluß zu bringen. Es ist mißlich, ja unmöglich, nach dem erschienenen Anfangsband das Wesen und den Wert der Arbeit heute zu kennzeichnen. Eine fleißige Durcharbeitung der Wagnerliteratur und eine daraus gewonnene reichhaltige Kollektaneensammlung

*) Berlin, Alex. Duncker 1907.

**) „Aus Richard Wagners Pariser Zeit", Berlin, H. Seelmeyer.

***) Richard Wagner, Verlag E. Hoffmann & Cie., Berlin.

liegt der Schrift zugrunde. Ob die Anschauung des Autors von der Persönlichkeit Wagners so lebensvoll und umfassend ist, wie seine Kenntnisse reich und mannigfaltig sind? Nach der Gestaltung, die der Stoff in diesem Bande erfahren hat, muß man es bezweifeln. Der Mut zur Unvollständigkeit ist die erste Voraussetzung zum Schöpferamt des Biographen. Kochs Gelehrtenart geht diese Künstlereigenschaft ab, und so ist seine Arbeit weniger zu einem Lebensbild als zu einem Kompendium aller wichtigen und nebensächlichen Fragen über die Entwicklungsgeschichte des jungen Wagner geworden. Ein gutes und bequemes Nachschlagebuch ist so jedenfalls zustande gekommen, das nur in den rein musikhistorischen Fragen nicht recht Stich hält. Mozarts letzte Reise nach Prag galt nicht der Einstudierung des Don Juan (1787), sondern der Aufführung des Titus (1791), und seine letzte Opernschöpfung war nicht (S. 201) Don Giovanni, sondern, wie allbekannt, die Zauberflöte. Auch der Hinweis auf die Vorbildlichkeit der Mozartschen Ouvertüre (S. 226) ist unrichtig; die Verwertung der bedeutendsten Opernthemata als Stoff der Ouvertüre kennzeichnet im besonderen Weber, dem Wagner unmittelbar nacheiferte. Ein Versehen, das aus dem théâtre de Guignol, dem Pariser Kasperletheater, ein unmögliches théâtre de Guignac machte (S. 299), merke ich bloß an, weil dieser Druckfehler aus Lewalds „Europa" bereits die Rundreise durch die „Wagnerliteratur" angetreten hat. Derlei philologisch-historische Kleinigkeiten wären natürlich stillschweigend zu übergehen, wenn Kochs Schrift mehr den Charakter eines großzügig hingemalten Künstlerbildes als den einer entwicklungsgeschichtlichen Untersuchung hätte; so aber möge ihre Berichtigung als eine Dienstfertigkeit gegenüber dem Verfasser und den Benützern des neuen Handbuches gelten.

In rein geistigere Sphären führt uns das gutgeschriebene Buch, in dem Paul Moos versucht hat, „Richard Wagner als Aesthetiker"*) darzustellen. Es ist ein schwieriges Problem, die vielverschlungenen Fäden der Wagnerschen kunstphilosophischen Denkarbeit und Erfahrungsweisheit zu entwirren und dem Leser als plan geordnetes Ganzes vorzulegen. Auch Moos gebrach es dazu an der zusammenfassenden Kraft. Dagegen hat er den analytischen Teil seiner Aufgabe mit großem Geschick gelöst und Inhalt und Gedankengang der Wagnerschen Abhandlungen und Kunstschriften sauber und verständlich aus der teilweise veralteten Hegelanischen und Feuerbachischen Terminologie in ein schlichteres Deutsch übertragen. So wird sein Buch manchen, die sich in die Gedankenwelt des Begründers unseres eigentümlichsten deutschen Dramas vertiefen wollen, als Einführung die trefflichsten Dienste leisten können.

Und wahrlich, eine solche Versenkung und der Anreiz dazu tut der Musikwelt heute mehr als je not, da über der sinn- und gesinnungslosen Musikmacherei einer selbstherrlich gewordenen Virtuosentechnik den großen modischen Kreisen das eingeborene Gefühl und sichere Urteil für die Kunst Beethovens und Wagners zu schwinden droht.

Heinrich Welti.

*) Berlin, Schuster und Löffler

Das elsässische Theater.

Das literarische Leben eines jeden Landes im Deutschen Reich für sich gesondert zu betrachten und abzuwägen, hat einen eigenen Reiz und gewährt eigenartige Vorteile für die Erkenntnis deutschen Lebens. Keine dieser Sonderbetrachtungen kann aber fesselnder und bedeutungsvoller sein als die, die sich auf die Reichslande bezieht, jene Gebiete, die wir 1870/71 mit dem Schwerte erobert oder zurückerobert haben. Nirgends vermitteln derartige Untersuchungen einen ähnlichen Einblick in die geschichtliche Vergangenheit, noch eröffnen sie gleichwertige Ausblicke in die Zukunft wie hier.

Dies aus dem Grunde, weil kein anderer Landesteil des Reiches einem stammfremden Volke mit Waffengewalt abgenommen ist.

Der neuzeitlichen Geschichte Europas ist der Begriff des Eroberns so fremd geworden, daß uns selbst der von ihm noch immer sehr verschiedene Begriff des Zurückeroberns stutzig macht. Daher gab Deutschland Elsaß-Lothringen das jus optionis. Etwa $^1/_{10}$ der 1871 $1^1/_2$ Millionen zählenden Bevölkerung machte davon Gebrauch. Aber nur der vierte Teil davon verlegte seinen Wohnsitz wirklich nach Frankreich, die übrigen blieben, weil sie nicht anders konnten oder nicht anders wollten, im Lande und sahen damit das Optionsrecht für sich erlöschen: nunmehr waren sie nach Rechten und Pflichten Deutsche geworden. Darüber war ja kein Streit möglich. Aber das war etwas Aeußerliches. Die brennende Frage blieb, ob es gelingen würde, die Elsaß-Lothringer innerlich zurückzugewinnen, und diese Frage besteht noch heute in der wenig veränderten Form, ob die Eindeutschung Fortschritte gemacht hat, die dem verflossenen Zeitraum von einem Vierteljahrhundert entsprechen und gute Hoffnungen für die Zukunft erwecken.

Nun gibt es aber dafür, ob das Volkstum der Elsässer nach Osten oder Westen hinneigt, keinen geeigneteren Gradmesser als die literarische Bewegung: was auf dem literarischen Markte gefragt und angeboten wird, ist ein untrüglicher Ausdruck der Gesinnung.

Einen ganz besonderen Wert aber kann natürlich das Theater beanspruchen. Es spricht Bände, wenn wir über die erste Zeit nach 1871 erfahren, daß man überhaupt vermied ins Theater zu gehen, wenn deutsche Stücke von deutschen Schauspielern aufgeführt wurden; daß diese Verhältnisse sich jetzt wesentlich zugunsten des deutschen Theaters geändert haben, und daß endlich Straßburg, Mülhausen und Colmar besondere elsässische Theater besitzen, auf denen weder deutsch noch französisch, sondern eben elsässisch gespielt wird. Fügen wir gleich die nachdenklich stimmende Tatsache hinzu, daß 1796 der Straßburger Magistrat an den Marschall von Contades eine Eingabe machte des Inhalts, daß für die zahlreiche Klasse der Bürger, die in kein französisches Theater gehen wollten noch könnten, auch gesorgt werden müsse: sie verlangten, heißt es, mit lauter Stimme deutsche Aufführungen.

Diesen Verhältnissen des Elsässer Theaters ist seit längerer Zeit eine eingehende Aufmerksamkeit gewidmet worden. Kürzlich ist aber ein Buch erschienen, das es versucht, alles des Mitteilenswerte über diesen Literaturwinkel des Reiches zusammenzufassen. Es ist das Buch: „Das Elsaß und sein Theater" von Professor Gustav Koehler (Straßburg, Schlesier & Schweikhardt, 1907). Der Verfasser gibt ihm den Untertitel: „Beobachtungen und Betrachtungen eines Altdeutschen zur Geschichte und Würdigung des ‚Elsässischen Theaters'". Er ist der Meinung, die seine Arbeit auch bestätigt, daß diese Bewegung noch nicht zu einem derartigen Punkte der Entwicklung gelangt sei, daß sich eine abschließende Darstellung geben lasse; er wünscht daher auch sein Buch nur etwa als eine ausführliche Materialsammlung aufgefaßt zu sehen, nach der sich jeder eine zunächst vorläufige Ansicht selber bilden müsse.

Eigenartig genug liegen die Verhältnisse im Elsaß. Als dies Land von Deutschland losgerissen wurde, erlebte Deutschland die Zeit seiner tiefsten Erniedrigung; Frankreich aber, dem es nunmehr angehörte, hatte den Höhepunkt einer glänzenden Kultur- und Machtentwicklung erreicht. Es ergoß sich also tatsächlich ein an befruchtenden Elementen reicher Strom über das Land zwischen Wasgau und Rhein — aber der Boden war nur halb willig und fähig, diesen Segen auszunützen, denn seine Bevölkerung war den Franzosen stammfremd. Dennoch konnte eine Wirkung im Laufe der Jahrhunderte nicht ausbleiben, und mit der Sprache faßte auch die französische Kultur mehr oder minder tiefergehende Wurzeln.

Während dieser Zeit aber machte nun Deutschland seinerseits eine geistige Entwicklung zur Höhe durch, die in der Geschichte kaum ihresgleichen hat. Der deutsche Geist schuf sich ein geistiges Vaterland und mit ihm eine geachtete Stellung in der geistigen Welt, die, wie man sehr richtig hervorgehoben

hat, die Voraussetzung für die Begründung eines politischen Vaterlandes bildete. Dieser prächtige Aufschwung, dieses Erwachen aus einem Dornröschenschlaf bedeutete ferner geradezu ein Sichbesinnen auf deutsches Wesen, ein Herausbilden der Eigenschaften, die den Deutschen in Gegensatz zu anderen Völkern, vorab zu den romanischen Nachbarn jenseits des Rheins setzte. Ja dieser Aufschwung wurde in bewußtem Widerstreit und unter heftiger Gegenwehr gegen französische Geisteskultur vollzogen, wie allgemein bekannt ist.

Und nun, nachdem sich all diese bedeutsamen Wandlungen in Deutschland und in dem von ihm losgerissenen Elsaß vollzogen hatten, nun kam der Augenblick, da der Entscheid der Waffen das Land unvermittelt von heute zu morgen dem alten, aber doppelt entfremdeten Stammlande zurückgab.

Sobald man diesen Sachverhalt erwägt, begreift man, vor welche außerordentlich schwere Aufgabe das Elsaß einerseits und die Reichsregierung andererseits durch 1870/71 gestellt waren: es handelte sich keineswegs darum, verloren gegangenen Brüdern, die unter einem fremden Joche sich nach den ihnen entrissenen Segnungen der deutschen Kultur gesehnt hatten, eben diese langentbehrte, heimische Kultur zurückzugeben, sondern darum, einen an sich schon eigenartigen Stamm, der jahrhundertelang sich von Deutschland fortentwickelt hatte, wieder in ein Deutschland einzugliedern, das in eben jenen Jahrhunderten auch ein wesentlich anderes geworden war.

Wohlgemerkt ist hier nicht die Rede von den ganz besonderen Schwierigkeiten, die uns dadurch entstanden sind, daß wir aus strategischen Rücksichten ein nicht unbedeutendes Stück Landes haben übernehmen müssen, das tatsächlich seiner Bevölkerung nach französisch war und immer noch ist. Im Jahre 1903 mußte immer noch in 311 Gemeinden der Gebrauch des Französischen amtlich gestattet werden. Von 198 173 Bewohnern, die 1900 Französisch als ihre Muttersprache angaben, d. h. ungefähr 1/9 der ganzen Bevölkerung, wohnen in jenen 311 Gemeinden 111 163; die Franzosen sind also dort sehr zusammengedrängt, über das übrige Land nur dünn verstreut, und selbst in jenen 311 Gemeinden liegt das Verhältnis so, daß bereits die Hälfte der Bewohner Deutsche sind. Von diesen Landesteilen soll aber hier abgesehen werden und nur von denen geredet werden, in denen das französische Element gegen das elsässisch-deutsche wesentlich zurücktritt.

Aber auch in diesen mußten die Sanguiniker, die erwartet hatten, daß der wiedergewonnene Bruder sich Altdeutschland stürmisch in die Arme werfen würde, eine bittere Enttäuschung erleben. Statt des erwarteten Jubelrufes erfolgte der Protest. Er überraschte sogar die Regierung; sonst würde sie sich nicht so oft in den Mitteln vergriffen haben, mit dem sie ihm zu begegnen versuchte. In dem Maße nun, wie dieser Protest an Stärke abnahm, stieg eine andere Strömung an die Oberfläche des elsässischen Geisteslebens, die den Ruf auf ihre Fahnen schrieb: „Elsaß-Lothringen den Elsaß-Lothringern". Mochte dieser Wunsch anfänglich auch nicht anders aussehen als eine unerfreuliche Abwandlung des Protestgeschreies, so wurde man sich doch bald darüber klar, daß gerade er die erwünschte Rückkehr zu Altdeutschland einleiten müsse. Besann sich das elsässische Volk auf seine Eigenart, so mußte es naturgemäß zu der Entdeckung kommen, daß es ein deutscher und kein französischer Stamm sei.

Besonders auf dem Gebiete der Literatur hatten die Elsässer es nötig, sich auf sich selbst zu besinnen. An der französischen Literatur hatten sie nicht nur keinen selbsttätigen Anteil nehmen können, sondern auch umgekehrt war diese nicht imstande gewesen, ihren Bedürfnissen zu entsprechen. Nicht minder fremd war ihm die klassische deutsche Literatur geblieben. Und daß die Entwicklung, die unsere Literatur seit 1871 nahm, dem elsässischen Volk nichts oder so gut wie nichts bringen konnte, selbst wenn ihm die Sprache verständlich gewesen wäre, bedarf keiner Ausführung. Es bedurfte also recht eigentlich einer Heimatskunst, wenn es sich wohl fühlen, wenn es sich vor allem noch wohler fühlen sollte, als unter französischer Herrschaft.

Auch das ist ohne weiteres klar, daß für die große Masse des Volkes in erster Linie, um nicht zu sagen: ausschließlich das Theater in Betracht kommen konnte. Denn das Volk will nicht lesen, es will hören und sehen.

So war die Entstehung eines elsässischen Theaters eine geschichtliche Notwendigkeit, deren Vollziehung nicht ausbleiben konnte.

Als nun das elsässische Theater wirklich am 2. Oktober 1898 in Straßburg gegründet wurde, begegnete es sehr verschiedener Auffassung. Trotzdem bei seiner Gründung Altdeutsche hervorragend beteiligt waren, trotzdem die Begründer jede politische Absicht in Abrede stellten, wurde es doch von vielen, und unter ihnen von Franzosen und französisch Gesonnenen als eine deutschfeindliche Gründung aufgefaßt, als ein Versuch, sich der Aufsaugung durch Deutschland zu widersetzen, als ein Widerspruch gegen die Regermanisierung, die gerade von der Straßburger Universität aus durch Wilhelm Scherer, Hermann Baumgarten, Wilhelm Wiegand, Theobald Ziegler u. a. ins Werk geleitet, von den Schulen im ganzen Lande kräftig unterstützt, alljährlich sichtbare Fortschritte gemacht hatte. Da diese Meinung durchaus noch nicht verschwunden ist, so ist es ein verdienstliches Unternehmen Koehlers, ihr durch eine ausführliche Darstellung der Gründungsgeschichte des Elsässer Theaters und seiner Leistungen entgegenzuwirken. Es wird die Bewegung sicherlich nur fördern, wenn man sie im Stammlande richtig beurteilt, was nichts anderes bedeutet, als daß man sie von ganzem Herzen willkommen heißen und fördern muß.

Volkstümliche Aufführungen hatte es in früheren Zeiten schon gegeben, biblische Aufführungen wie in ganz Deutschland, und als eigenartige Leistung die „Fraubasengespräche". Hatte die Revolution diese Keime auch alle vernichtet, so hatte die Freude an theatralischen Aufführungen volkstümlichen Charakters doch im 19. Jahrhundert eine Stätte in theatralischen Vereinen gefunden, die Dichtern wie Schauspielern Gelegenheit zur Betätigung gewährten. Hier fand sich das Material, mit dem Alexander Heßler, ein Theaterdirektor, seiner Geburt nach ein Altdeutscher, es 1897 unternahm, ein Konkurrenzunternehmen gegen das nur französisch spielende Stadttheater in Straßburg zu gründen. Der erste Vorsitzende des Theatervereins, Greber, ein Jurist, war ebenfalls Altdeutscher. Der zweite Vorsitzende wurde Stoskopf, einer der Dialektdichter. Auch Ackermann, der später an Heßlers Stelle getreten ist, ist Altdeutscher. Aehnlich war es in Colmar und Mülhausen.

Auch die Schauspieler zu nennen, ist lehrreich. In Straßburg waren es: der Buchbinder Horsch, der auch einige Schwänke verfaßt hat, der Tapezierer Maurer, der Buchhalter Criqui, der Mechaniker Ad. Wolff, der Journalist Günther. Zwei Drittel waren Altdeutsche. Man sieht, daß auch in dieser Hinsicht die Theatergründung ein volkstümliches Unternehmen war. Die Teilnahme der zahlreichen Altdeutschen beweist allein, daß deutschfeindliche Tendenzen nicht verfolgt wurden. Die ganze Gründung stand allen politischen Absichten völlig fern, wenn sie auch aus den besonderen politischen Verhältnissen des Elsasses hervorgegangen war.

Die Eröffnung des Straßburger Theaters erfolgte am 2. Oktober 1898. Das erste Stück war eine Uebersetzung des sehr bekannten „L'Ami Fritz" von Erckmann Chatrian in den heimischen Dialekt. Diese Wahl ist außerordentlich bezeichnend. Der Bearbeiter, Hauß, hatte richtig erkannt: was in dem französisch geschriebenen Stück drinsteckt, ist nicht französisches, sondern elsässisches Wesen; um es breitesten Schichten zugänglich zu machen, braucht es nur in die Sprache übersetzt zu werden, die diese verstehen, d. h. nicht ins Hochdeutsche, sondern in Elsässer „Ditsch".

Das an sich erfreuliche Bild hat nun allerdings auch eine Schattenseite, und wenn Koehler auch weit entfernt ist, sie abzuleugnen, so scheint es uns doch, daß mit noch nachdrücklicheren Worten darauf hingewiesen werden muß, wenn die Bewegung nicht im Sande verlaufen oder eine unerwünschte Wirkung haben soll. Zählt man die Dichter und die Stücke, die das elsässische Theater sein nennt, so ist man zunächst ganz überrascht von dem Leben, das dort herrscht. Es schallt von allen Zweigen. Sieht man aber näher zu, so erfolgt eine starke Ernüchterung. Wollte man sagen, daß unter dieser Masse sehr viel wertloses Gut ist, so würde man den wahren Sachverhalt nicht treffen: man muß sagen, daß verschwindend wenig wirklich Wertvolles darunter ist. Die Mehrzahl sind ganz platte

Hanswurstiaden, wie sie sich jeder gesellige Verein zum Hausgebrauche selbst anfertigt. Aber sogar die Stücke, die mit größeren literarischen Ansprüchen auftreten, können sich burleske und oft geschmacklose Komik nicht versagen, arbeiten im übrigen gern mit verbrauchten Posseneffekten und scheuen vor Unwahrscheinlichkeiten und mangelhafter Begründung nicht zurück. Anderen Stücken fehlt jeglicher Bezug auf elsässisches Leben: sie könnten geradesogut in Paris oder Berlin spielen wie in Straßburg. Ja es fehlen nicht solche Stücke, in denen alle Bedenklichkeiten moderner französischer Realistik sich breitmachen. Nur ganz selten hat es einmal ein Dichter vermocht, seinen Landsleuten zu sagen: das sind eure eigenartigen Vorzüge, die pflegt! das aber eure eigenartigen Schwächen, die überwindet! Vergeblich sieht man sich nach Dichtungen um, die auf dem Boden der großen historischen Vergangenheit des Landes erwachsen wären. Und woher dies? Doch wohl, weil man auch hier wie bei so vielen anderen ähnlichen Unternehmungen gemeint hat, die Begründung eines geeigneten Theaters müsse die Dichter als etwas Selbstverständliches hervorlocken. Wer aber wollte den von den besten Absichten beseelten Gründern einen Vorwurf aus einem Irrtum machen, dessen trügerischer Verheißungsglanz selbst einen Lessing irre geleitet hat, bis das Schicksal der Hamburgischen Deutschen Nationalbühne ihn eines Besseren belehrte? Die segensreiche Weiterentwicklung des elsässischen Theaters hängt also auch davon ab, ob ein Dichter von Gottes Gnaden erstehen wird.

Wird uns versichert, was wir gern glauben, daß spezifisch elsässisches Wesen eben deutsches Wesen sei, nun so müßte es eben ein deutscher Dichter sein. Denn die Blüte deutschen Wesens ist auf altdeutschem Boden, nicht auf elsässischem erwachsen. Es gilt, die Reichslande dazu einzuladen, meinetwegen auch dazu zu erziehen, daß sie sich an der reichbesetzten Tafel deutscher Dichtung genießend niederlassen; es gilt, daß auch die Reichslande zu diesem alldeutschen Schatze wieder beisteuern, wie sie es in fernen Jahrhunderten getan haben. Daß aber diese Erziehung trotz bester Absichten nicht eine Verführung zur Eigenbrödelei werde, das ist heute noch eine große Gefahr. Und daran ist doch kein Zweifel, daß mit jedem verfließenden Jahre es für Elsaß-Lothringen mehr und mehr die einzige Gewähr wahren Glückes wird, daß sie deutsch bleiben, daß sie nicht etwa durch einen neuen Waffenentscheid wiederum gezwungen werden, die nun ein Vierteljahrhundert dauernde Entwicklung zu verneinen, einzureißen, was gebaut ist und sich neu zu orientieren — in einer Richtung, von der sie schon einmal erkannt haben, daß sie nicht in ihrem Volkstum begründet ist.

Weimar. Erich Meyer.

Miß Gwendoline.

Wir saßen unser vier oder fünf, Damen und Herren, im Eßzimmer um den Tisch, Kaffee trinkend, rauchend, plaudernd, als die Tür aufging und Miß Gwendoline eintrat.

„So! Sie sind wieder faul! Und ich muß arbeiten!" rief sie mit drolliger Entrüstung. In ihren großen Augen, die dunkel schienen, stand ein Ausdruck von komischem Ernst, etwas das Unmut und Spaß zugleich sein konnte. Mit einem Päckchen, welches sie in der Hand trug, tat sie einen Schlag auf einen Stuhl, daß es klatschte. Dann noch ein Ruck, und dann setzte sie sich nieder.

Alles sah sie an und lächelte. Man kannte ihre übermütige Art. So fuhr sie einher, man mußte sich ihren harmlosen Ausfällen fügen, fügte sich gern. Sie herrschte, nicht nur des abends auf der Bühne, wenn sie sang, sondern auch hier in dem kleinen Kreise, wo sie zu Hause war. Sie setzte ihr Wesen durch, in eben dem Maße, als sie selbst sich von niemandem etwas sagen oder weisen ließ. Ihr Selbstgefühl schwirrte in jugendlicher Ungebundenheit einher. Und wenn es gelegentlich auch aus Rand und Band ging, sodaß man sich ärgerte, alsbald mußte man sich doch wieder über so viel gesunde Natürlichkeit freuen und lachte.

Sie hatte inzwischen ihr Paket geöffnet, schwarze Strumpflängen und Bändchen eines nach dem anderen herausgenommen und langsam neben sich gelegt. In den Stuhl zurückgelehnt, die Beine übereinander geschlagen, so saß sie jetzt da, den Kopf nach dem Schoß gebeugt, mit ihrer Arbeit beschäftigt. Man sah wenig von ihrem Gesicht, nur daß der Teint bleich und matt war, unter dem schwarzen Haar liefen noch einige tiefere Schatten hin. Ihre zarte Gestalt trat in dem unscheinbaren, dunklen Kleide fast schmächtig hervor. Die Hand war bleich, doch kräftig geformt.

Nun wollte sie anfangen zu nähen, unlustig, umständlich. Wir hatten sie nie bei solcher Beschäftigung gesehen, die zu ihrem Wesen so gar nicht paßte.

„Sie können nähen, Diva?" rief einer von uns, das Sie erstaunt dehnend.

„O!" antwortete sie, mit einem langgezogenen Tone, mit einem Ton des Leidens, „ich habe es so oft tun müssen".

„Und können Sie auch?" — —

„House-Keeping?" unterbrach sie fragend. „Alle american girls können es." Sie sagte das ohne die Stimme zu erhöhen, aber mit einer Bestimmtheit, die alles weitere abschnitt.

Eine der Damen hatte sich inzwischen mit den Strümpfen zu tun gemacht, sie nach Frauenart befühlt und begutachtet; dann fragte sie nach dem Preis. „O, ich weiß es nicht." entgegnete Miß Gwendoline mit ihrem gezogenen, gedrückten Ton. „Ich weiß nie, was es kostet. Ich bin nicht sehr intelligent für Geldsachen." Sie war lebhafter geworden, fuhr sich mit dem Zeigefinger vor der Stirn her und sprach dabei das intelligent englisch aus. „Ich kann doch keine mathemntics." setzte sie noch eifriger hinzu. „Nein, auch in der Schule nicht," begegnete sie einem Frager. „Ich habe sie nie gekonnt." Und immer aufgeräumter, mit einer schalkhaften Traulichkeit: „Wissen Sie, wenn wir arbeiten mußten . . . ich konnte es nie. Dann habe ich immer Noten gemalt. Dann ist die Lehrerin gekommen . ." Miß Gwendoline strich mit beiden Händen vom Gesicht den Körper hinunter, in dieser Geste eine lange Stange mit strengen Zügen schildernd. „Sind das mathematics?" hat sie gesagt. „Nein, habe ich gesagt, das sind keine mathematics — aber das kann mich vielleicht einmal berühmt machen, wenn ich größer bin." Sie war aufgeschnellt, auf ihrem Sitze aufgerichtet, eine andere geworden. Seliger Uebermut sprühte aus ihren Augen, die jetzt glänzend blau strahlten; tiefblaue, schwarzgerandete, die das ganze Gesicht erleuchteten. So war sie schön. Die bleiche Hautfarbe selbst schien wärmer geworden unter diesem beglückten Lachen — ein Lachen voll Jugendlust, harmlos, aus vollen Backen. „O, sie war wütend auf mich." Miß Gwendoline lachte in sich hinein, wie zur Erklärung mit dem Kopfe nickend: „Weil ich immer eine Antwort wußte."

„Ja, hat sie sich denn das gefallen lassen?" fragte wieder einer von uns, aus der Enge seiner europäischen Begriffe.

„Wild west!" warf mit wahlwollendem Blick eine ältere Dame ein.

„Was will sie machen?" sagte Miß Gwendoline mit einer Handbewegung, welche die blanke, bare Unmöglichkeit vorstellte. Ihre Stimme war schon wieder um einen Ton kühler geworden.

Eine Zeit lang schwieg sie. Dann wandte sie sich an ihre Nachbarin. „O, ich mache stitches — was ist es?" . . . . . „ja, Stiche, wie ein Kind!" Zugleich reichte sie ihr die Nadel zum Einfädeln. Sie konnte es nicht und sah einen Augenblick zu.

Plötzlich rief sie den Hund, der schon lange an ihr heraufsprang. „Ja, come here, Herrchen! — sie sprach es Heerchen aus — komm hierher," sie hob das Tier auf den Schoß. Und nun begann ein Gebalge. Der Hund wollte sie lecken, dann blies sie ihm in die Nase und schüttelte sich vor Lachen, wenn er prustend zurücksträubte. So ging es hin und her, sie schien es nicht satt zu bekommen.

Wir bedauerten wohl das Tier, aber es wäre unmöglich gewesen, dem quälerischen Spaß zu wehren, sie ließ sich nichts

sagen. „Nein, er ist nicht unglücklich," erwiderte sie, aus dunklen Augen uns anblickend, und schloß den Hund in ihre Arme. „Ich habe mich mit ihm photographieren lassen. Ich habe so gemacht" — sie hob den Zeigefinger empor — „da ist er ganz still gewesen." Sie streichelte ihn voll Anerkennung und klopfte ihn. Und ganz ruhig, halb über ihn weggebeugt, halb vor sich hin, sprach sie: „Jetzt ist er auch ein berühmter Hund".

„Arbeiten! Sie Faulpelz!" rüttelte lachend die Nachbarin, die ältere Dame, sie auf, indem sie ihr eins auf den Rücken gab.

„Go on," rief Miß Gwendoline, indem sie Heerchen abschüttelte und sich seitwärts zu der Dame hinüberneigte. Ein schmeichelndes Lächeln spielte weich um Mund und Wangen, ihre Augen leuchteten schalkhaft, als sie mit launiger Wichtigkeit die ausgebreitete Hand auf die Brust führte und bedenklich sagte: „Es ist eine ernste Sache. Wenn die Strümpfen nicht sehr gut genäht werden, dann drücken sie. Da kann man nicht so rasch arbeiten." Dann aber wandte sie sich, husch, ihrem Handwerk zu. Mählich erloschen die Lichter, die ihr Gesicht so jugendlich verklärt hatten.

Es war wieder das bleiche, geschlossene Antlitz, ohne einen bewegenden Zug. Nur um die Oberlippe spielte es, da schien sich das Leben zu sammeln. Die Falten von der Nase zum Munde zogen schwer, fast leidvoll herab. Die Lippe war schmal, fein und kräftig geschwungen, wie in einem energischen Rhythmus getragen, etwas Schwermütiges von eigener Beredsamkeit darin. War es ein Schmerz, ein Weh oder war es innere Sammlung, ein Verweilen auf sich selbst, ein Ringen nach neuer Gestaltung? Niemand wußte es, doch auch niemand hätte gewagt, sich in dieses Schweigen einzudrängen.

Man ließ sie eine Weile gewähren. Dann sagte einer, um etwas Freundliches anzubringen: „Sie haben heute wieder wunderschöne Blumen bekommen."

„Ja," erwiderte sie gedehnt gleichgültig, „und Veersen auch."

„Verse?"

„O! es machen so viele Veersen auf mich. Wenn sie es nur lassen wallten." Das kam etwas kratzbürstig heraus. Und nun sie einmal in Zug gekommen, fuhr sie aufgeregter fort: „Er ist so zudringlich."

„Wer?"

„Der das heute geschickt hat. Er will mich einmal sehen, schreibt er. Er soll mich in Ruhe lassen. Mich besehen? Wie einen Affen im Korb? Ich bin nicht zu besehen. Ich habe es ihm schon geschrieben. Und nun fängt er wieder an."

Sie stieß die kurzen Sätze hitzig heraus, sie war böse geworden; es stand auf schlecht Wetter bei ihr. Zum Unglück trug der andere dem nicht Rechnung.

„Nun, nun, dann lassen Sie ihn doch einmal kommen. Das ist doch nicht so schlimm" — meinte er, mehr einfältig noch, als gutmütig.

„Vielleicht, daß Sie . . ." brauste sie auf. Aber sie bezwang sich und brach ab, ihre Büste g'rad' aufreckend, sie schien zu wachsen. „I am a lady!" Das klang schon gemessener, während ihre Augen noch tief funkelten.

Ein Dritter mischte sich ein, um sie zu beschwichtigen. „Sagen Sie," fing er behutsam an, „er will Sie sehen? Aber Sie haben ihn doch schon gesehen?"

Sie schüttelte wild mit dem Kopfe.

„Sie kennen ihn nicht? Sie wissen nicht, wie er aussieht?"

„Nein, ich kenne ihn nicht, ich will ihn nicht kennen! Er soll bleiben, wo er ist, der dumme Keerl!" Miß Gwendoline rief es im äußersten Zorn. In ihrem Gesicht standen wieder die tiefen Schatten; die Flügel der Nase, fein und erregbar, waren gespannt, der Grat der Nase arbeitete sich scharf hervor. Sie hatte die Faust geballt an sich gezogen. So saß sie da, empört, beleidigt, wie zur Abwehr bereit.

„Kind, Kind, ich wußte garnicht, daß Sie so wütend sein können," redete eine der Damen auf sie ein.

„Ja, ich bin sehr elementisch," bestätigte sie mit überzeugtem Nachdruck.

„Aber . . . was wallen Sie denn nun tun?" warf etwas verschüchtert der letzte Frager ein. „Ich meine, was wollen Sie mit dem Herrn machen, der Ihnen die Blumen geschickt hat, oder was haben Sie gemacht?"

Miß Gwendoline antwortete kurz und entschlossen: „Ich habe die Blumen genommen und die Veersen gar nicht gelesen."

Nach ihrer weiblichen Entrüstung wirkte diese Wendung ins Praktisch-Trockene so komisch, daß alles in ein schallendes Gelächter ausbrach. Erst sah sie etwas verdutzt drein, sie hatte sich das nicht erwartet. Dann lachte sie mit. Ein Spielverderber war sie nicht. Einen Spaß ließ sie gern über sich ergehen, dazu hielt sie her.

„Ja, es ist wahr," rief sie in die allgemeine Lustigkeit hinein, „es ist besser, daß er seine Zeit verliert, als daß ich sie verliere. I have to win my life" — das hörte sich ganz nachdenklich an.

Sie mühte sich wieder mit ihrer Arbeit; es ging ihr nicht recht von der Hand.

„Will es nicht voran?" fragte mütterlich nachsichtig eine der Damen.

Sie schüttelte schweigend den Kopf. Dann setzte sie ihr schelmischstes Lächeln auf, und geheimnisvoll an die Fragende rückend: „Ich muß mich erst wieder erholen." Sprach's, tat alles, was sie im Schoß hielt, von sich und war schon dabei, sich mit dem Hunde im Zimmer herumzuhetzen. Die Strümpfe, die sie achtlos mehr hingeworfen als hingelegt hatte, fielen auf den Boden. Einer von uns hob sie wieder auf.

„Merkwürdig," meinte ein Mann in mittleren Jahren, „da spielt sie mit dem Hunde, ganz wie ein Kind; und abends darauf im Theater stirbt sie, daß es einem schauert."

„Was sagen Sie da vom Sterben?" Sie stand unversehens hinter seinem Stuhl. Er drehte sich um und blickte freundlich wohlwollend zu ihr empor: „Ich wundere mich, wie Sie es nur anfangen, daß Sie so erschütternd den Tod darstellen. . . . Haben Sie denn schon Menschen sterben sehen?"

Jetzt war die Reihe an ihr, schweigsam zu werden. Sie zögerte, bis sie endlich kleinlaut ein „Nein" bekannte.

„Ja, muß denn der Künstler nicht erlebt haben, was er vorstellen will?"

Wieder hielt sie an sich, zaudernd. „Wenn er ein Künstler ist, er hat vieles in seiner Seele. An dem Schrecken vor einem Pferde, das durchgeht, lernt er den Schrecken vor dem Tode. Es ist nichts so selten und fremdartig, daß man es nicht im Konnen mit anderem begreifen könnte."

Die so sprach, bei jedem Worte unschlüssig, ob sie es uns gönnen sollte, das war nicht mehr Miß Gwendoline von ehedem. Wie eine Trauer, schien es über sie hingestreift zu sein.

Sie liebte es nicht, ins allgemeine von ihrer Kunst zu reden, mitzuteilen. Das war ein Land, welches sie vor Eindringlingen abschloß; ihr Bereich, wo sie mit sich allein bleiben wollte.

Stumm ging sie auf ihren alten Platz zurück und nahm ihre Sachen wieder vor. Wie sie dort saß, grad' aufgerichtet, die Augen gesenkt, die Hände über dem Schoße regend, schien sie um eine Nuance bleicher, als vordem. Nur um die Lippen zuckte es wieder.

Hörte sie in sich hinein, oder hörte sie zu, wie die Unterhaltung auf jene Themen kam, die immer vorhalten müssen, wenn sich nichts Besseres bietet? Man erzählte sich, was man in den Theatern und in der Oper gesehen hatte, und diskutierte langatmig. Schließlich ereiferte man sich über „Manon Lescot", die eben wieder gegeben worden war. Einer insbesondere, der die Worte nicht sparte, fand das Grisettchen „berauschend, tragisch". Die anderen wollten nicht so viel zugestehen. Er verteidigte sich, so gut er konnte, bis er in die Enge getrieben, sich selbst zur Ueberraschung, Miß Gwendoline anging: „Was sagen Sie dazu?" Doch schon bereute er es und entschuldigte sich wegen der Störung. Sie lächelte freundlich. Sie empfand, was an Teilnahme in diesen bedauernden Worten zum Ausdruck kam, und wollte sich erkenntlich zeigen. „O bitte!" sagte sie, noch etwas gedankenvoll. Dann hatte sie auch das abgeschüttelt und war nun ganz wach, mitten in der Unterhaltung über Manon Lescot.

„Sie ist ein kleines Ding," erklärte sie mit karessierender Stimme und mit beschwichtigender Gebärde. „Sie hat eine leichte Seele. Sie nimmt es nicht tief, sie kann es nicht. Warum immer diese großen Worte: Leidenschaft, tragisch? Was hat das achtzehnte Jahrhundert damit zu tun? Oder doch nicht sehr viel," fügte sie leiser bei . . . . „This frivolous charm! Es sind Leute, die nur zum Amüsement gehen. Ihr Kopf ist nicht schwerer als ihr Herz; es geht nur wenig hinein.

„Was sie schon für Gesichter haben! Stubbsnäschen" — das Wort machte ihr Spaß, sie kicherte uns an — „und sehr feine, seidene Röcke" — sie tat, als ob sie zierlich mit beiden Händen solch eine kostbare Robe tändelnd aufraffen wollte — „und sie trippeln so . . . . Es ist eine Schelmengesellschaft!

„Wie kann ich sie sehr ernsthaft geben? — wenn ich sie einmal singen muß, später."

Und damit brach sie ab, versonnen, fast leidvoll.

Nach einer Weile erhob sie sich. Erst blieb sie vor ihrem Stuhl stehen, alsdann ein flüchtiger Blick, und sie verschwand.

Wir warteten noch, ob sie wiederkommen würde, als schon die Töne ihres Flügels herüberklangen. Einer öffnete leise die Tür; und nun drangen auch ihre eigenen Töne herüber, ein süßes Weben und Werben, schwebend und entschwindend, voll irdischen Jubels und doch nach oben verziehend. Das flutete und verklang wieder in ätherische Wonnen, die Sinne bestrickend, indem es hinantrug.

Wir lauschten, unsere Unterhaltung hatte aufgehört.

Ja, das war Miß Gwendoline mit alle dem, was sie uns vorenthielt. Da sprach sie, da sprach das, was um ihre Lippen bebte, was Schmerzliches oft in ihren Augen stand: all die Sehnsucht, an der ein Künstler krankt, und all das Entzücken, in das er sich einspinnt.

Was war ihre drollige Art, an der wir uns vergnügten, gegenüber diesem Innersten, das nur in Tönen vorbrach? Jetzt lebte sie, alles ringsum vergessend, sich zu sich selbst findend. Das war sie, Miß Gwendoline, die wir kannten, ohne sie zu kennen.

G. Ransohoff.

Ueber die Grenze.

Aus dem Polnischen von Stefania Goldenring

Das Städtchen hat sich zur Hälfte auf einer Anhöhe ausgebreitet und läuft weiterhin die Ebene zum Fluß hinab. Von der Höhe verliert sich der Blick im Grün der sich jenseits des Flusses erstreckenden und in weiter, unbegrenzter Ferne in bläulichen Nebel sich auflösenden Felder. Auf der Anhöhe, vor dem Gebethaus stehend, den Blick auf die langsam dahintreibenden Wasserfluten gerichtet, auf die Felder, die jenseits des Flusses grünen, möchte der Chederjunge seine Arme ausbreiten, über das Wasser hinweg auf jene grünen Felder gelangen und sich wie diese in weiter, weiter Ferne verlieren, nur Gott sollte wissen, wo . . . .

* * *

Ein schöner, heiterer Sommertag. Das Lazurgewölbe des Himmels liegt über der blumenreichen Ebene ausgebreitet, die Welt Gottes mit mütterlicher Liebe umfassend, wie Gott es bei Erschaffung der Welt anbefohlen. Gleich einem Silberband strömt das Wasser dahin, die Wellen jagen einander und fließen, sobald sie die voranstürmenden eingeholt, zusammen weiter. Sie sehen aus, wie ein Bote aus fernem Land, der seine Botschaft nicht ausgerichtet und immer weiter, weiter in unbekannte Länder jagt; ihm folgt ein zweiter, ein dritter und so fort, so fort, ohne Ende. . . .

So fließen diese Wellen seit Jahrhunderten in die Welt. Am Ufer steht einsam, wie ein an die Scholle gebundener Hauswirt, ein kleines Städtchen, die niedrigen, halb eingefallenen, bemoosten Häuser stehen übereinander gehäuft und klimmen immer höher empor. Diese kleine Gotteswelt nimmt sich aus wie eine liebliche, musterhafte Familie, wo jeder in Liebe und Eintracht seine Arbeit verrichtet. Der Mann näht Maschine und summt sein Liedchen dazu; die Frau trällert ihre Melodie, während sie am Herd das Essen zubereitet. . . .

Es ist Donnerstag Nachmittag. Die vom Cheder*) früh entlassenen Kinder rennen nach dem Fluß, dorthin, wo am Ufer die Jüdin ihre Kinder zum Sabbat wäscht. Das sechsjährige Mädchen hat sich aus den Händen der Mutter losgerissen und läuft weinend davon. Die Knaben stürzen auf das Boot zu, stoßen es vom Ufer fort und rudern vor Freude jubelnd und schreiend hinaus. Die nackten Kinder Jakobs baden im Wasser wie auf dem Schoße ihrer eigenen Mutter, garnicht, als ob sie in der Verbannung wären. . . . Ein Lastkahn nähert sich aus der Ferne und schwimmt ruhig wie ein Schatten an dem Städtchen vorbei. Zwei Fischer, Juden aus dem Städtchen, nahen sich dem Ufer in einem kleinen Boot, mit einem Netz voll Fische für den Sabbat. Der Wind bläht die Segel des Lastkahns, zerzaust die Bärte der Fischer und schüttelt ihre „Pejs".**) Außerhalb des Städtchens, wo das Himmelszelt sich breiter ausdehnt und die von der Sonne durchtränkte Wasserfläche sanft schlummert, hat sich am Ufer auf der Wiese eine Gruppe von Menschen von einem anderen Fluß niedergelassen. . . . Es ist eine Gesellschaft „Litwaks"***), die aus Männern, Frauen und Kindern besteht. . . . Schon aus der Ferne blinken in der Sonne die blechernen Teekessel, die an ihren Bündeln festgebunden sind. Den Kopf an eine Kiste gelehnt, sitzt da eine abgehärmte Jüdin; sie reicht ihre magere Brust dem weinenden Kind und richtet den Kopf und die glanzlosen Augen empor. . . . Sie scheint nicht mehr zu bitten, sondern zu Gott zu sagen: „Willst du es so, Gott, mein Herr, ist es dein Wille, so möge es geschehen. . . ."

Weiterhin auf den Bündeln sitzen die Väter: einige in Gedanken versunken, die Häupter auf die Hände gestützt, andere gleichgültig und schweigend, als ob sie etwas erwarteten. . . . Neben dem Vater hockt am Boden die Mutter und teilt kleine Stückchen Brot und Gurke unter die Kinder. Der Vater wendet den Kopf von der verhungerten Schar ab und sieht zum Himmel empor, während die ältere Tochter am Ufer des Flusses steht und in die blauen Fluten starrend, leise vor sich hin weint und mit ihren bleichen Lippen unverständliche Worte flüstert. . . .

Tiefe Stille herrscht in der „Gesellschaft". Ein Jüngling beginnt eine Unterhaltung mit einem Greis. Der Greis antwortet nicht, der Jüngling will weiter sprechen. Der Greis verharrt in Schweigen. Ein kleiner Bursche schleicht sich von den Seinen davon und rennt zu einem Häuflein Altersgenossen aus der Stadt, die in einem großen Boot am Ufer schaukeln. Der kleine „Litwakjunge" bleibt von Zeit zu Zeit stehen und sieht sich ängstlich um, doch läuft er weiter, seinem Ziele entgegen. Schon hat er das Boot erreicht und es mit einem Fuß betreten, als eine groß gewachsene, magere Frau aus der „Gesellschaft" von ihrem Sitze aufspringt und den Knaben erschreckt nachruft: „Schlojmke! Schlojmke!"

Der Knabe kehrt zu den Seinen zurück, setzt sich neben die Aelteren, und indem er sehnsüchtig das mutwillige Spiel seiner Altersgenossen betrachtet, schweigt er traurig. Tiefe Stille ringsumher. . . .

Hinter der Windmühle, welche die Wanderer verbirgt, tritt ein unansehnlicher, magerer, kleiner Mann hervor, mit einem wunderlichen Mantel von deutschem Schnitt und einer viereckigen Mütze angetan. Er hält ein Notizbuch in der Hand und schreibt fleißig etwas hinein. Ihm folgt ein anderer Mann, der die Wanderer aufmerksam beobachtet, während der kleine Jude fortwährend in seinem Buche Notizen macht.

*) Jüdische Schule.
**) Locken, die über die Ohren fallen.
***) So werden die Juden aus Litauen genannt.

Hinter ihnen erscheint ein junger, kräftiger Bursche; er hat den Kopf mit einem Tuch verbunden, in der Hand hält er einen Stock, mit dem er dreist, fast herausfordernd auf den Rasen stößt.

In der „Gesellschaft" ist es still .... Die Reisenden sitzen schweigend auf ihren Bündeln, ihre bekümmerten Gesichter und die traurigen Augen scheinen zu sagen:

„Wir tragen keine Schuld, nein, wir tragen keine Schuld! ...."

* * *

Der Abend senkt sich herab.... Der Wind streift leicht die Wellen. Aus der Ferne scheint es, als ob ein riesiges Ungeheuer mit einem nassen, zottigen Fell auf dem Wasser schwimme. Auf der in der Ferne gleitenden Trafte blinkt ein Licht, in den Wasserfluten spiegelt sich der vom Nebel überzogene Himmel. Vom Berg, wo die kleine Bethausschule steht, fließen bleiche, dünne Lichtstrahlen herüber. Dunkelheit umzieht den Himmel und das Wasser, das Städtchen verhüllt sich in Abendnebel und ruht. Aus dem kleinen Gebethaus dringen die klagenden Töne des „W'hu rachum!"*) herüber. Das traurige Gebet zieht durch die Luft über die Wasser, über die Felder und wiegt die schlummernde Natur in den Schlaf.

II.

Nacht.... Still ringsumher.... Das Wasser ist mit einem schwarzen Dunst bedeckt. Dort auf der Holztrafte blinkt wie ein Diamant in der Dunkelheit ein kleines Licht.... Die Einwohner haben sich unter die Dächer ihrer Häuser zurückgezogen, die schon ihren Urgroßvätern Schutz gewährten. Die Nacht hüllt das Städtchen in dunkle Schatten ein, gleich einer zärtlichen Mutter, die ihre Kinder gegen den bösen Blick schützt. Nur der am Himmel einsam wandernde Mond schaut hinab und erleuchtet die schlummernden Fluten mit einem Streifen kalten Lichts.

Alles flüchtet sich unter die Schutzflügel der „Schechina"**) mit der stillen, wehmütigen Bitte: „Gott erbarme dich unser!"

Dort unten auf der Wiese, wo die unbewegliche Wasserschicht sich mit dem nächtlichen Schatten, mit dem Himmel, der Erde, mit Gott vereint, liegen Menschen .... oder auch tote Schatten der Nacht.... Die bleichen Gesichter schauen zum Mond empor und flüstern leise die Worte des Gebets. Aus der Ferne hört man ein leichtes Plätschern.... Es ist eine Welle, die sich mit einer anderen vereint, sie küßt und ihr leise etwas zuraunt.... Oder vielleicht sind es die Toten, die hier ihre Seelen baden.... Jetzt erscheint ein Schatten auf dem Wasser, er bewegt sich leicht, er schwimmt zum Ufer heran ... er hat es erreicht....

„Pst! .... Seid ruhig. . : ."

Auf dem Felde entsteht eine Bewegung.... Gedämpfte, vorsichtige Schritte drücken das tauige Gras nieder.

„Wo seid Ihr? Seid Ihr alle beisammen?"
„Kommt her!"
„Still!"
Auf dem Felde bewegt sich etwas.
„Lisa, hältst du Abrahamchen?"
„Boruchel, wo bist du?"
„Beim Vater!"
Sie kommen.
„Haltet euch bei den Händen", kommandiert jemand leise.
Sie kommen.
„Still!"
„Seid ruhig!"
„Ganz still, hört ihr?"
Man hört ein Geräusch im Gebüsch.
„Dort ist jemand, er scheint uns zu suchen."
„Ja, ja ... hört doch!"
„Es kommt jemand!"

*) „Du bist barmherzig." Die Anfangsworte des täglichen Abendgebets.
**) Die Majestät Gottes.

„Wir werden verfolgt!"
„Seid still! Still!"
„Legt euch langsam auf die Erde!
„Versteckt die Köpfe im Grase!"
„Haltet den Atem an!"
Tiefe Stille ringsumher.
„Der Mond ist hinter den Wolken, — — sie werden uns nicht sehen."
„Das ist gut."
„Ein ganzer Haufen schwarzer Wolken verhüllt ihn, er wird nicht so schnell hervorkommen!"
„Gott sei Dank!"
„Man hört das verhaltene Weinen eines Kindes!"
„Stopft ihm den Mund zu, daß es nicht schreie!"
„Um Gotteswillen, was macht ihr?"
Das Weinen hört auf. Man hört Pferdegestampf.
„Wir sind verloren!"
„Fürchtet nichts!"
„Auf der Erde liegen! Nicht rühren!"
„Betet still!"
„Herr der ... Welt ..."
Totenstille.
„Mama, wo bist du?"
„Hier, hier!"
„Schweigt!"
„Mama, ich fürchte mich!"
„Sei still!"
„Mama, decke mich mit dem Tuch zu!"
„Wollt ihr dort schweigen!"
„Mama!"
„Werft ihn ins Wasser!"
Die Pferdehufe werden immer deutlicher hörbar.
„Pst ... ! ..."
Die Pferde sind stehen geblieben.
Tiefste Stille ringsumher.
Alles horcht ...
Die Reiter entfernen sich.
Wieder herrscht lautlose Stille.
„Gesegnet sei Er!"
„Schweigt!"
„Ach, wie gut ist unser Gott!"
„Erhebt euch langsam!"
„Haltet euch bei den Händen!"
„Kommt!"
Man hört Menschenschritte.
„Hier ist ein Boot, legt eure Bündel hinein!"
Das Wasser schlägt leise ans Ufer.
„Wo ist Abrahamchen?"
„Hier! Hier!"
„Steigt ein, schnell!"

„Zum letzten Male sehe ich dich, Erde, den letzten Schritt setze ich auf diesen Boden."

„Laß das, die Kines*) kannst du später sprechen."

„Vater und Mutter lasse ich hier im Grabe und muß meine Knochen in die Ferne schleppen."

„Sei nicht dumm! Schnell! Wir haben keine Zeit!"
„Fertig?"
„Laß die Kette hinunter! Stoß ab!"
„Langsam, still!"

Man hört eine Bewegung, das Schlagen der Ruder gegen das Wasser.

Der Mond tritt langsam hinter den Wolken hervor und sendet mit einem ruhigen Lächeln einen blassen Lichtstreifen über die Fluten, die auf ihrem Rücken einen kleinen Haufen Wanderer in fernes Land dahintragen ...

Warschau. Sz. Asch.

*) Kines-Psalmen, die am Jahrestag der Zerstörung Jerusalems hergesagt werden.

Zeitschriften.

„März."

Von dieser Halbmonatsschrift liegen bisher fünf Nummern vor, die sehr ermutigend wirken. Als Herausgeber sind Ludwig Thoma, Hermann Hesse, Albert Langen und Kurt Aram tätig. Schon die Namen dieser Männer geben die Sicherheit, daß die neue Zeitschrift nicht den Zweck verfolgt, von und für Wilhelmine Buchholz geschrieben zu werden. Die Philister kommen nicht auf ihre Rechnung. Der „März" nennt sich eine „Halbmonatsschrift für deutsche Kultur". Die Herausgeber haben begriffen, daß auch die Politik zur Kultur eines Volkes gehört, und deshalb in ihrer Zeitschrift der Politik einen bevorzugten Platz eingeräumt. Die politische Richtung ist ausgesprochen demokratisch. Entschieden liberale Männer wie Conrad Haußmann, Müller-Meiningen sind neben Sozialisten wie Wolfgang Heine und Jean Jaurès zu Worte gekommen. Gelingt es der Redaktion, führende Geister der bürgerlichen wie der sozialistischen Demokratie zu gemeinsamer Mitarbeit weiter zu gewinnen, so kann der „März" auch als ein politischer Sammelpunkt demokratischer Ideen von Bedeutung werden.

Begreiflicherweise hat der „März" bei dem Betreten eines schwierigen Weges auch hier und da einen Fehltritt gemacht. Als ein solcher erscheint mir die Betrachtung über auswärtige Politik im fünften Heft. Der anonyme Verfasser scheint der zünftigen Diplomatie nicht fernzustehen. Der Durchschnittsdiplomat aber wittert allenthalben Intrigen und sieht insbesondere die ganze auswärtige Politik immer nur unter dem Gesichtspunkte an: „Qui trompe-t-on ici?" Diese Diplomatie erinnert ein bißchen stark an die vormärzliche Staatskunst mit ihren stabilen Begriffen vom Erdfeind und vom perfiden Albion. In den Bemühungen der englischen Regierung, die Abrüstungsfrage auf der nächsten Haager Konferenz zur ernsthaften Diskussion zu bringen, sieht der „März"-Diplomat nur einen Versuch, die andern Mächte vor den Interessenwagen des britischen Weltreichs zu spannen. Er spricht sehr geringschätzig von dieser „Abrüstungskomödie".

Nun darf man gewiß voraussetzen, daß auch Sir Henry Campbell-Bannerman nicht Philanthrop genug ist, um die nationalen Lebensinteressen Englands außer acht zu lassen. Aber es gibt doch auch Gebiete, auf denen sich nationale und internationale Interessen nicht ausschließen, sondern unter einer vorurteilsfreien Betrachtung zusammenfallen. Für die gegenwärtige demokratische Regierung Englands sind die Begriffe peace und retrenchment mehr als bloße Phrasen. Die Partei, auf die sich Sir Henrys Kabinett stützt, ist auf die Dauer ohne Steuerermäßigungen nicht zufrieden zu halten. Der Wunsch, die riesigen Rüstungskosten zu Wasser und zu Lande einzuschränken, ist deshalb durchaus aufrichtig. Daher auch die Abneigung gegen jede abenteuerliche auswärtige Politik.

Uns scheint, wir Deutschen, besonders jene, die auch bei uns auf eine Demokratisierung unserer Institutionen hinauswollen, haben keinen Anlaß, die Absichten der gegenwärtigen englischen Regierung zu diskreditieren. Die Rolle, die Deutschland auf der ersten Haager Konferenz gespielt hat, war nicht glücklich. Es wäre nicht gut, wenn die deutsche Regierung durch die deutsche Presse encouragiert würde, frühere Fehler zu wiederholen.

Th. B.

J. J. Davids Gesammelte Werke.

Die Herren Professor Dr. Oscar Bie, Dr. Ernst Heilborn, Geh. Rat Professor Dr. Erich Schmidt in Berlin und Dr. Emil Frankl, H. Glücksmann, Alex. von Weilen in Wien laden durch folgenden Aufruf zur Subskription auf J. J. Davids Gesammelte Werke ein:

„Am 20. November des abgelaufenen Jahres ist der Wiener Dichter J. J. David entschlafen. Reich an Leiden, ist sein Leben auch reich an Ertrag gewesen.

David war kein Kind des Ueberflusses, leichtes und gefälliges Spiel war ihm versagt. Sein Pflug griff tief. Seine Hand warf langsam keimenden Samen. Er wußte sich nicht in den Wankelmut der Menge einzuschmeicheln. Die aber einmal seines Wesens Kraft und herbe Ehrlichkeit erfahren, müssen ihm für immer treu bleiben; seinem Werk, dem keine launische Mode etwas gab, kann keine Laune der Zeit etwas nehmen.

Modern im besten Sinne des Wortes, ward David von der realistischen Bewegung des ausgehenden 19. Jahrhunderts getragen. Aber das äußerlich scharf Erschaute ward in seinem reichen Gemüt verinnerlicht. Vermochte er, wie kaum ein anderer neben ihm, im zeitgenössischen Roman das Bild seiner lieben Stadt Wien mit ihren Typen und ihren Sonderlingen zu zeichnen, so führte der Erzähler David auch in die heimatliche mährische Ebene, die Zusammengehörigkeit des Menschen mit dem angestammten Boden, die Abhängigkeit von den Stimmungen der Landschaft sehend und deutend. Auch treten die historischen Gestalten, die er in seiner Frühzeit rief, als Zeugen desselben festen und mannhaften Sinnes neben seine modernen Menschen.

Der Wortkarge erschloß sich in seinen Gedichten, — von denen bisher nur ein kleiner Teil veröffentlicht wurde. Innig oder herb drang der Ton aus Davids Eigenart. Es erwies sich, daß sein Ohr, an welches das Geräusch des Tages nur gedämpft zu dringen vermochte, melodischen Klängen zugänglich war, daß der hart um die Geltung des Wortes Ringende die Sprache meisterte.

*

Es war der letzte Wunsch des Dichters, seine Werke, wie sie innerlich zusammengehören, auch äußerlich vereint und gesammelt vorzulegen. Er sollte es nicht mehr erleben. Uns aber, denen er selbst seine literarische Hinterlassenschaft anvertraut hat, ist es nicht nur lieb, diesem Wunsch Rechnung tragen zu können, es dünkt uns auch ein Gebot innerer Notwendigkeit, einem der hervorragendsten und ernstesten Vertreter modernen deutschen Schrifttums in der Gesamtheit seiner wesentlichen Schöpfungen das bleibende Gedächtnismal zu sichern.

Die Ausgabe der gesammelten Schriften J. J. Davids, zu deren Subskription wir hiermit einladen, ist gleichzeitig durch das Entgegenkommen des Verlegers bestimmt, den Hinterbliebenen den Arbeitsertrag des Verstorbenen zu sichern. Die Verehrer des Dichters und alle, die für moderne Literatur Herz und Verständnis haben, bitten wir, durch ihre Teilnahme an der Subskription das Zustandekommen dieser Ausgabe zu fördern." —

Die Ausgabe erscheint im Verlag R. Piper & Co. zu München und umfaßt 6 Bände, von denen der erste die Gedichte, die folgenden die Romane, Erzählungen und Novellen enthalten. Herr Prof. Dr. Erich Schmidt leitet die Ausgabe durch eine Vorrede ein. Der Preis des vornehm gebundenen Bandes beträgt 6 Mark. Allen Interessenten wird auf Wunsch der Subskriptionsprospekt zugestellt. Subskriptionserklärungen bittet man zu richten an Herrn Dr. Ernst Heilborn, Berlin W., Kurfürstenstraße 83.

Die letzte Nummer dieser Zeitschrift erscheint am 30. März. Mit dieser letzten Nummer kommt ein Inhaltsverzeichnis für das dann abgelaufene Semester zur Versendung. Auch Einbanddecken für den Halbband stellt der Verlag zur Verfügung.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 25. Berlin, den 23. März 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Politische Wochenübersicht.

Es steht nunmehr fest, daß die Frage der Abrüstung vor die nächste Haager Konferenz gebracht werden wird. Entweder die Regierung der Vereinigten Staaten oder die Großbritanniens wird die Initiative ergreifen. Wir haben wiederholt auf diesen Blättern darauf hingewiesen, daß es ein unverzeihlicher Fehler der deutschen Regierung sein würde, wenn sie sich einer loyalen Diskussion dieser Frage entzöge. Zugleich haben wir immer wieder auf den engen Zusammenhang der Abrüstungsfrage mit der Frage der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See aufmerksam gemacht. Man begreift in England vollkommen, daß Großbritannien seinen bisherigen Widerstand gegen die Einführung des Unverletzlichkeitsprinzips in das Völkerrecht nicht wird aufrecht erhalten können, wenn sein Abrüstungsvorschlag mit dem Gegenvorschlage des Grundsatzes der Unverletzlichkeit des Privateigentums zur See in Kriegszeiten von einer kontinentalen Macht beantwortet werden würde. In dem jüngsten Heft der Londoner Wochenschrift „The Nation“, in der kürzlich der englische Premierminister seinen Abrüstungsartikel veröffentlichte, wird das ziemlich unumwunden zugestanden. Es heißt dort:

„Wir müssen die Gründe in Rechnung ziehen, aus denen heraus die Rivalität zwischen der englischen und der deutschen Flotte entstanden ist. Unzweifelhaft bestand einer dieser Gründe in der von den Deutschen gehegten Befürchtung, ihr gewaltig anwachsender Handel könnte in Kriegszeiten darch englische Kreuzer und Zerstörer unterdunden werden. Bei uns besteht dieselbe Befürchtung, und wir haden die gleichen Vorsichtsmaßregeln ergriffen. Und jetzt treten eine ganze Anzahl leitender Persönlichkeiten auf, die aus moralischen, seemännischen und kommerziellen Gründen die grausame Politik einer Kriegführung gegen den Handel zur See verurteilen, wie sie schon in Landfeldzügen unmöglich gemacht worden ist. Warum verteidigt Großbritannien diese Politik der Wegnahme von Privateigentum zur See und setzt sich so in Gegensatz zu den ausgesprochenen Ansichten nicht nur Deutschlands and der Vereinigten Staaten, sondern auch eines großen und ständig wachsenden Teiles seiner eigenen Seehandeltreibenden und seemännischen Fachleate? Durch ein solches Verhalten hat es mehr zu verlieren als irgend eine andere Macht, denn sein Seehandel beherrscht die Welt; und wie der gegenwärtige Lordkanzler in einem Brief an die ‚Times‘ ausführte, ‚wenn die Schiffahrt unmöglich gemacht ist, können wir nicht mehr Handel treiben‘. Unser vitales Interesse erfordert indes das Handeltreiden, und zwar auf britischen Schiffen. Indem wir an dem jetzt herrschenden System festhalten, gefährden wir lediglich unsere Handelsmarine, denn es würde in Zeiten eines Seekrieges zur Folge haben, daß sich unsere Handeltreibenden im eigenen Interesse zur Verfrachtung ihrer Waren neutraler Schiffe bedienen. Wir würden dadurch aber aach dazu beitragen, die gegenwärtigen erschreckend hohen Flottenkosten noch zu steigern und die Erreichung des von uns verfolgten moralischen Zieles zu vereiteln.“

Wenn Fürst Bülow gehofft haben sollte, seine agrarischen Freunde würden für ihn wenigstens ein Wort des Dan* übrig haben, nachdem er sich in seiner Rede auf dem Festmahle des Deutschen Landwirtschaftsrates bis zur Erde vor ihnen verneigt hatte, so sieht er sich darin arg getäuscht. Alle Beteuerungen, wie sehr ihm die braven Agrarier an sein Herz gewachsen seien, werden von der Presse der Rechten mit kühlem Hochmut behandelt. Besonders der „Kreuzzeitung“ ist das Buhlen des Reichskanzlers um die Gunst ihrer eigenen agrarischen Freunde zu aufdringlich erschienen, und sie weist demgegenüber darauf hin, wie zweckmäßig es sei, die Freundlichkeiten eines Diplomaten mit der stillen Frage zu beantworten: „Was will er von mir?“ Im übrigen bemerkt sie zu der von dem Reichskanzler gewünschten Inschrift für seinen politischen Leichenstein und der von ihm angedeuteten Reform der Börsengesetzgebung:

„Leider zeigte sich in den folgenden Ausführungen des Reichskanzlers, daß er sich seiner Verdienste um die gesamte Volkswirtschaft noch nicht einmal ganz bewußt ist, und daß er noch kein Recht auf die Inschrift hat, die er selbst für seinen politischen Leichenstein bestimmt. Er kennt Konservative und Agraeier mit Scheuklappen, und er selbst hat sich eine Binde vor die Augen legen lassen. Denn welchen glänzenderen Beweis für die ausgleichende, allseitig fördernde, Uedertreibangen and Rückschläge hintanhaltende Wirkung seiner Wirtschaftspolitik kann ein Staatsmann sich wünschen, als den, daß das Effektenspiel außer Landes geht?

Man hat dem Reichskanzler vorgeredet, das Börsengesetz mit seinem Terminregister und seiner Einschränkang des offiziellen Terminhandels habe die Berliner Börse in den Zustand der Inferiorität gesetzt. Ach nein, die Sache verhält sich ganz anders. . . :

Was der Reichskanzler von dem Einfluß des Börsengesetzes auf den Bankdiskont sagte, zeigt ebenfalls, daß er nicht gut unterrichtet ist. Die Börsenberichte aller Zeitungen haden seit Jahren betont, daß die Ansprüche der Effektenspekulation an den Geldmarkt nar gering waren. Eine genaae Untersuchung wird sicher ergeben, daß nicht wir die Scheuklappenträger sind.“

Das Zentrum tut einstweilen so, als ob es sich in seiner Oppositionsstellung gegenüber der Reichsregierung sehr wohl befände. Sein führendes Berliner Organ, die „Germania“, glossiert die Rede des Reichskanzlers mit folgenden, nur zu treffenden Liebenswürdigkeiten:

„Wenn liberale Blätter sich über diese Rede lebhaft beunruhigt zeigen, weil sie allza freandlich für die ‚Agrarier‘ and den Bund der Landwirte klinge, so halten wir das für sehr überflüssig. Der Reichskanzler hat ja gar nichts Bestimmtes und Greifbares gesagt, sondern sich in den allgemeinen, ungreifbaren Redensarten bewegt, mit denen der perfekte Wortemacher immer arbeitet, wenn er sich mit den ihm fremden Fragen der inneren Politik beschäftigt. Die Hauptsache ist ihm, daß es verbindlich und freundlich klingt und alle Zuhörer entzückt sind. Hat er den Landwirten eine Menge schöner Worte geboten, so können sich doch

auch die Leute von Kapital und Börse nicht beklagen, denn er hat gleichzeitig alles wiederholt, was er gelegentlich in den ihm vorgelegten Ausschnitten der Börsenpresse über die Schädlichkeit des Börsengesetzes gelesen hatte. Wenn die Landwirte in der Mehrheit des Reichstages keine bessere Gewähr dafür hätten, daß ihre Interessen nicht werden preisgegeben werden, als in der Tischrede des Reichskanzlers, so könnten sie nur alle Hoffnung fahren lassen. Im übrigen ist es bemerkenswert, wie Fürst Bülow in seinen „Staatsreden" immer mehr die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund stellt, 'ich', 'ich', 'mich', 'mich', 'mich', 'mir', 'mir', 'mir', 'meine Politik' usw. Er scheint sich wirklich schon einzubilden, er sei Er."

Die abgelaufene Woche hat erneut Gelegenheit geboten, zu erkennen, wie weit Fürst Bülow davon entfernt ist, den Liberalen irgend welche ernsthafte Zugeständnisse zu machen. Auf Fragen, deren Erörterung den Konservativen Unbequemlichkeiten bereiten könnte, gibt die Regierung überhaupt keine Antwort. So zog Graf Posadowsky im Reichstage mit seinem ganzen Gefolge ab, als die von sozialdemokratischer Seite eingebrachte Interpellation über amtliche Beeinflussungen bei den letzten Wahlen zur Verhandlung stand. Er glaubte, mit der Erklärung genug getan zu haben, der Herr Reichskanzler lehne unter Bezugnahme auf seine zur Etatsberatung gehaltenen Reden die Beantwortung der Interpellation ab. Die Debatte, die sich trotzdem daran knüpfte, beleuchtete so manches Vorkommnis bei den Wahlen, das deutlich erwies, wie wenig entwickelt bei uns in Deutschland die Achtung vor dem höchsten politischen Recht des Volkes noch immer ist.

Auch bei der Behandlung des Kultusetats, der das preußische Abgeordnetenhaus sehr ausgiebig beschäftigte, vermied es der „leitende" Staatsmann sorgfältig, seinerseits zu diesen wichtigen innerpolitischen Fragen Preußens Stellung zu nehmen. Dem Kultusminister Studt blieb es allein vorbehalten, die reaktionäre Haltung der preußischen Regierung in der Schulpolitik zu verteidigen. Selbst der freikonservative Abgeordnete Freiherr von Zedlitz hatte sich einem von den Freisinnigen und den Nationalliberalen eingebrachten Antrag auf Durchführung der fachmännischen Schulaufsicht angeschlossen. Auch in dieser Frage keine Spur einer liberalen Konzession seitens der Regierung! Wenn der Kultusminister auch hier von einer fortschrittlichen Entwicklung nichts wissen wollte, so nahm er unter der Heiterkeit des Hauses wenigstens als „Verdienst" für sich in Anspruch, daß er eine einheitliche Orthographie „von der Memel bis an den Fuß der Alpen" eingeführt habe. Die reaktionäre Stellungnahme der preußischen Regierung wurde charakteristischerweise gebilligt von den Konservativen und dem Zentrum, den beiden Parteien, die sich trotz aller Zwischenfälle immer wieder zusammenfinden, wenn es gilt, einen wirklichen kulturellen Fortschritt zu hindern.

Reichstag und preußisches Abgeordnetenhaus sind in die Osterferien gegangen. Weder das Budget des Reichs noch das Preußens konnte rechtzeitig vor dem 1. April durchberaten werden. Man mußte sich deshalb mit Etatsnotgesetzen behelfen.

Die Pazifikation von Deutschsüdwestafrika schreitet erfreulicherweise fort. Nach einer amtlichen Bekanntmachung hat sich nun auch Simon Copper, der Kapitän der Franzmann-Hottentotten, unterworfen. Simon Coppers Stamm hatte sich in die Kalabari-Region zurückgezogen und verhielt sich dort seit einiger Zeit abwartend. Gegen Zusage von Leben und Freiheit hat sich der aufständische Führer bereiterklärt, sich zu unterwerfen und die Waffen abzugeben. Damit dürfte die Niederzwingung des Aufstandes vollendet sein und die Notwendigkeit, noch starke Truppenmassen deutscherseits in Südwestafrika zu belassen, hinfällig werden.

In der verflossenen Woche sind zwei frühere Minister des Auswärtigen aus dem Leben geschieden. Graf Lamsdorff hat eine Reihe von Jahren die auswärtige Politik Rußlands geleitet, oder, um sich korrekt auszudrücken, er hat an der Spitze des russischen Ministeriums des Auswärtigen gestanden. Berthelot, der berühmte Chemiker, war einige Monate Minister des Auswärtigen in Frankreich. Der Franzose, ein großer Gelehrter, war eigentlich nur Minister im Nebenberuf. Graf Lamsdorff ging ganz in der Diplomatie auf. Unter seiner Amtsführung geriet Rußland in den Krieg mit Japan, in dem es nicht bloß eine starke Einbuße an seinem militärischen Ruf erlitt, sondern auch das traditionelle Renommee diplomatischer Geschicklichkeit einbüßte.

In Rumänien ist es zu einer Bauernrevolte gekommen, die an der ganzen oberen Moldau so große Dimensionen angenommen hat, daß die Regierung bedeutende Truppenmassen aufbieten muß, um des Aufstandes Herr zu werden. Die letzten Ursachen der Revolte sind in den schweren Mängeln der rumänischen Agrarzustände zu suchen, in dem Absentismus der Grundherren, der wucherischen Ausbeutung der Pachtbauern und der mangelnden kommerziellen Kultur Rumäniens, die einen geradezu ungeheuerlichen Zinswucher großgezogen hat. Wie üblich, hat man sich erfolgreich bemüht, die Wut der Bauern auf die Juden abzulenken. Zu Tausenden flüchten deshalb die Juden auch schon über die rumänische Grenze. Mord und Plünderung sind an der Tagesordnung.

Am vorigen Dienstag konnte endlich der Premierminister Stolypin vor der Duma das Programm der russischen Regierung zur Verlesung bringen. Wenn bei den russischen Gewalthabern der ernste Wille vorhanden wäre, die zahlreichen, in diesem Manifest besprochenen und versprochenen Maßnahmen in die Tat umzusetzen, so könnte man an eine gedeihliche Fortentwicklung des Reiches glauben. Es sind jedoch abermals Worte, nichts als Worte. Nur die Rechte spendete während der Verlesung dieser Kundgebung Beifall, alle anderen Parteien verharrten im Schweigen. An der Besprechung nahmen die Kadetten nicht teil; Fürst Dolgorukow erklärte in ihrem Namen, sie behielten sich die Kritik der Regierungspolitik bis zur Beratung der einzelnen Gesetzentwürfe vor.

* * *

Der „Nation" ist kurz vor ihrem Ende noch eine ungewöhnliche Ehrung zuteil geworden. Am 19. d. Mts. versammelten sich in dem Festsaal der „Gesellschaft der Freunde" zu Berlin etwa 200 Frauen und Männer zu einem Bankett. An dem Festmahl nahmen neben vielen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen der „Nation" eine große Anzahl bekannter Persönlichkeiten der wissenschaftlichen, politischen, journalistischen und kommerziellen Welt teil. In den Trinksprüchen, die von dem Abgeordneten Karl Schrader, Professor Lujo Brentano, Abgeordneten Konrad Haußmann, Dr. Paul Nathan, Fräulein Helene Lange, Justizrat Fuchs und Abgeordneten Albert Träger ausgebracht wurden, kam die Anerkennung für das, was die „Nation" in der Journalistik und in der Politik während der fast vierundzwanzig Jahre ihres Bestehens geleistet hat, in einer Weise zum Ausdruck, auf die Herausgeber wie Mitarbeiter der „Nation" Ursache haben, stolz zu sein. Der Begründer dieser Zeitschrift, Theodor Barth, dankte für die Ehrung in einer Rede, an deren Schluß es hieß:

„Wenn ich jetzt eine Zeit lang vom Forum verschwinde, so geschieht das nicht, weil ich mich schon für berechtigt hielte, die Freuden einer kampflosen Muße zu genießen. Ich habe meine Galeere auf den Strand gesetzt, aber ich hoffe, es kommt eine Zeit, da die deutsche Demokratie mit einem neuen Geschwader ausziehen wird. Ich werde mich nicht weigern, auf diesem Geschwader unter demokratischer Flagge aufs neue Dienste zu nehmen!"

* * *

Eine Grabschrift.

Da Fürst Bülow heute weniger als je an den politischen Tod denkt, so hat er Zeit gefunden, sich eine passende Grabschrift auszusinnen. Als er jüngst bei seinen agrarischen Freunden zu Gast war, hielt er ihnen eine schöne Rede, verbeugte sich tief vor dem Bund der Landwirte und sprach die geflügelten Worte: „Dieser ist ein agrarischer Reichskanzler gewesen.“ So möchte er die Inschrift haben, die seinen politischen Grabstein zieren soll. Ob ihm dies Epitaph demnächst zuteil werden wird, mögen die Götter wissen: niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen. Aber daß er den Wunsch nach einer solchen Grabschrift hegt, er, der Paarungskanzler, der verantwortliche Leiter der Politik einer industriellen Weltmacht, das spricht Bände. Die Sehnsucht nach der Auszeichnung, als spezifisch agrarischer Reichskanzler auf die Nachwelt zu kommen, bildet zur Theorie der Paarung des konservativen mit dem liberalen Geiste einen praktischen Kommentar, der geeignet ist, auch die vertrauensseligsten Liberalen stutzig zu machen.

Wir haben nie daran gezweifelt, daß der Herr Reichskanzler die Liberalen für gutmütige Einfaltspinsel hält. Daß er ihnen dies aber obendrein noch öffentlich zu erkennen geben würde, ist doch ein wenig stark. Dee Sinn der selbstgewählten Grabschrift ist doch augenscheinlich dieser:

> Wenn ich von der Paarung des konservativen mit dem liberalen Geist gesprochen habe, so soll das bedeuten, daß sich die Liberalen den Konservativen in allen wesentlichen Dingen zu fügen haben. Ich bin ein Agrarier durch und durch. Ich wünsche, Euch das nicht nur zu versichern, sondern auch durch Taten zu beweisen. Und ich habe es durch Taten bewiesen. Ich denke nicht daran, den Liberalen durch Zurückdrängung der agrarischen Einflüsse in Preußen und im Reich auch nur die geringste Konzession zu machen. Damit die dummen Kerls aber bei Laune erhalten werden, so könntet ihr, meine lieben agrarischen Freunde, mir wohl den Gefallen tun und in eine kleine Börsenreform willigen. Sie soll ja nicht gar so einschneidend sein; das Verbot des Terminhandels in Getreide darf natürlich nicht angetastet werden. Ich denke garnicht daran, den Börsenpelz zu waschen; ee soll nur ein klein wenig naßgemacht werden. Die Liberalen haben sich nun einmal darauf gesteift, daß am Börsengesetz etwas geändert werden soll. Nun seid doch nett und tut ihnen den Gefallen; ich werde Euch ja dafür an anderer Stelle doppelt und dreifach entschädigen.

Ob es dem hochmögenden Herrn Reichskanzler gelingen wird, seine agrarischen Freunde auch nur zu bescheidenen Zugeständnissen an eine Börsenreform zu bestimmen, ist noch nicht einmal sicher. Gelingt es nicht, dann wird sich Fürst Bülow mit dem Zitat aus der Affäre ziehen: In magnis voluisse sat est. Er wird sich dann seine Reformwechsel prolongieren lassen. Die Frage ist nur: wie lange wird der Vielversprechende noch Kredit finden? Werden nicht insbesondere die Freisinnigen allmählich begreifen, daß der Liberalismus von einem Reichskanzler nichts zu erwarten hat, dessen vornehmstes Bestreben es ist, es den Agrariern rechtzumachen? Ist der Kampf, den der Freisinn gegen das Agrariertum seit Jahrzehnten geführt hat, denn nie in seiner politischen Tragweite begriffen worden? Der Kampf gegen das Agrariertum ist durchaus kein bloßer Streit um wirtschaftliche Dinge, es ist der Kampf gegen den in unsere Zeit hineinragenden Feudalstaat, es ist der Kampf gegen die Vorherrschaft des preußischen Junkertums, gegen die Privilegien der Grundherren, gegen die Ausbeutung der Arbeit zugunsten der Rente, gegen die Verderblichkeit künstlicher Preisbildungen, gegen eine miserable, das Grundeigentum schonende und selbst vor den notwendigsten Lebensmitteln nicht Halt machende Steuerpolitik. Der Freisinn kann doch unmöglich die Meinung haben, daß dieser Kampf gegen das unser ganzes Staatsleben überwuchernde Agrariertum nicht mehr aktuell sei. Dieser Kampf ist und bleibt die politische Hauptaufgabe eines Liberalismus, der weiß, was er will.

Der Spuk der konservativ-liberalen Paarung hat nun doch eigentlich lange genug gedauert, und es wird Zeit, daß die Entzauberungsformel des Oberon wieder in Wirksamkeit tritt:

> „Sei dein Wesen, wie es war,
> Sieh, wie vordem, wieder klar!“

Fürst Bülow hat den Liberalen mit aller wünschenswerten Deutlichkeit zu verstehen gegeben, daß sein Herz den Agrariern gehört. Der Liberalismus hat von ihm nichts zu erwarten außer wohlfeilen Redensarten. Er würde es deshalb schwerlich zu beklagen haben, wenn man recht bald von dem Fürsten Bülow sagen könnte: Dieser agraeische Reichskanzler ist gewesen!

Theodor Barth.

Jean Casimir-Perier.

„Er regierte, ohne zu herrschen,“ schrieb Guizot von Sir Robert Peel. Es ist kaum berechtigt, den großen englischen Premierminister ganz nahe mit dem vorige Woche verstorbenen Expräsidenten der französischen Republik in Beziehung zu bringen. Als Staatsmann reicht Jean Casimir-Perier nicht von ferne an die Bedeutung Peels heran. Der Engländer schuf und lenkte die Ereignisse, der Franzose wurde von ihnen geschoben und hinweggeschoben. Trotzdem drängt sich der Vergleich zwischen beiden Persönlichkeiten auf. Es besteht eine Aehnlichkeit im Kontraste. Am Bilde Peels läßt sich erkennen, was Casimir-Perier hätte sein können. Peel war der Konservative, der seine Partei dazu brachte, liberale Forderungen zu verwirklichen, und in der langen und mühsamen Erfüllung dieser Aufgabe fand er seine historische Größe. Casimir-Perier stand im liberalen Lager. Der Kampf um die Staatsform erzeugte in Frankreich eine Scheidung der Geister, welche die natürliche wirtschaftliche und soziale Gliederung der Gesellschaft nicht ganz rein widerspiegelte. Seit dem Sturz des zweiten Kaiserreichs wenigstens waren Liberalismus und Republikanismus beinahe identisch. Als Casimir-Perier ins öffentliche Leben eintrat, konnte der rechte Flügel der Republikaner jedoch bereits konservativ genannt werden. Nach links hin entwickelte sich eine breite demokratische Strömung, an die sich zuletzt der Sozialismus anschloß. Das Großbürgertum schreckte davor zurück. Der Enkel des Casimir-Perier, der nach der Julirevolution die Monarchie Louis Philipps vor der Entgleisung in eine radikalere Bahn gerettet hatte, war durch alles, durch Herkunft, durch Reichtum, soziale Stellung darauf hingewiesen, an Thiers' Prophezeiung zu glauben: „Die Republik wird konservativ sein, oder sie wird nicht sein!“ Allerdings die zwanzig Jahre, die seit diesem Orakelspruch verflossen waren, hatten gezeigt, daß Thiers sich in bezug auf die Republik geirrt hatte, wie er sich irrte, als er die Eisenbahnen bei ihrem Auftauchen geringschätzig ein Spielzeug nannte. Die Republik festigte sich erst, als sie ihre Stützpunkte weit in die breiten Massen des Volkes hinausschob. In den entscheidenden Epochen dieser Entwicklung begann Casimir-Periers politische Laufbahn in den Zenith einzutreten. Es war freilich wenig ureigenes, persönliches Verdienst, wenn der Vierzigjährige in raschem Tempo Kammerpräsident, Premierminister, Staatsoberhaupt wurde. In der Panamazeit zählte er zu dee kleinen Schar, die nicht der geringste Spritzflecken der großen Korruption erreichte hatte. Man vertraute auf seine tadellos weiße Weste, auf seine Festigkeit und auf die politische Erbweisheit, die der Großvater und der Vater hinterlassen hatten. Diese Erbweisheit war zweifellos beim Enkel ungeschmälert vorhanden. Aus allen Reden und Aeußerungen Periers spricht ein klarer Geist und ein ruhiges Urteil. Nur war er bei den Ansichten des Vaters und Großvaters stehen geblieben. Bloß sozialpolitisch war er darüber hinausgeschritten. Als er im Dezember 1893 Ministerpräsident wurde, forderte ee in seinem Programm eine Steuerreform, „welche die

Lasten gerechter verteile und besonders den erworbenen Reichtum heranziehe". Darin lag ein Zugeständnis an modeenere demokratische Auffassungen, jedoch nur dem materiellen Inhalt, nicht dem Geist der Sache nach. Die Sozialreform erschien ihm als eine Pflicht des Bürgertums, nicht als ein Recht des Volkes. Jene „couches nouvelles", jene neuen Schichten, die Gambetta zur Macht heraufsteigen sah, waren für den republikanischen Aristokraten nur Schützlinge, keine Bürger, die in allem ihm gleichgestellt sein sollten. Selbstverständlich handelte es sich dabei nicht um eine kleinliche Verleugnung der Prinzipien der Revolution. Er hätte kaum daran gedacht, das allgemeine Stimmrecht oder irgend einen der Grundpfeiler des republikanischen Systems anzutasten. Aber er traute den heraufkommenden Schichten des Kleinbürgertums und der Arbeiter keine politische Befähigung zu. Die Regierung sollte in den Händen der ruhigen Elemente bleiben, und es war sein großer Irrtum, daß er glaubte, im Buchstaben der Verfassung den Hebel zu besitzen, mit dem der demokratischen Hochflut entgegengearbeitet werden könne. Das war die staatsmännische Weisheit des Großvaters, der unter der Julimonarchie den parti de la résistance gegen die extreme Bewegung gegründet hatte. Und hier stellt sich der Vergleich mit Peel ein, der seinem konservativen Empfinden entgegen liberale Reformen durchführte, weil er erkannte, daß der Zug der Zeit sich nicht aufhalten lasse. „Ich beuge mich einer moralischen Notwendigkeit, die ich nicht bemeistern kann," sagte er in einer seiner wichtigsten parlamentarischen Aktionen. Casimir-Perier, in ähnlichen Widerstreit hineingestellt, war nicht Politiker genug, die Lage mit erfinderischem Blick und kühlem Verstande zu übersehen. Anstatt den wehenden Wind voll ins Segel zu nehmen, ließ er das Boot im Stich, dessen Steuer er führen sollte. Er erkannte nicht, wie kindlich es wirken mußte, auf Grund einer verfassungsmäßigen Autorität in einem Lande regieren zu wollen, in dem die Exekutive sich beinahe täglich ihre Stellung neu erobern muß, wo das intelligente Fühlunghalten mit der öffentlichen Meinung die einzige Basis der Regierungsgewalt bildet.

Es wäre, wie schon erwähnt, verfehlt, in Casimir-Periers politischem Bekenntnis rückstrebende Tendenzen zu suchen. Die Republik besaß kaum einen überzeugteren, aufrichtigeren Anhänger, wenige auch, die sich so frei von persönlichen Interessen am politischen Leben beteiligten. Er war der brave Mann par excellence. Als er sein Ministerium bildete, als er die Präsidentschaft annahm, bedurfte es der eindringlichsten Ueberredungskunst seiner Freunde, seinen Widerstand zu überwinden. Er hat es selbst deutlich genug eingestanden, daß ihm die Uebertreibungen und Ausschreitungen des politischen Kampfes das öffentliche Wirken verleideten. Seine zarte Empfindsamkeit zuckte unter jedem scharfen Wort der Gegner. Aber vielleicht hätte er sich dazu erziehen können, der „alte Regenschirm zu sein, an dem alles herabrieselt," wie einer der zähesten Staatsmänner Frankreichs von sich sagte. Der wahre Grund seines Nachgebens scheint nicht dieses Zartgefühl des vornehmen Menschen gewesen zu sein, sondern das Bewußtsein, daß ihm doch die schöpferische Ader des Politikers fehlte. Das Bild seiner Persönlichkeit kann durch diesen Zug nur gewinnen, so sehr seine historische Silhouette dadurch verliert. Etwas Hamlethaftes liegt in ihm. Die Gesten des starken Selbstbewußtseins, die scharfe Betonung seiner Ansichten, worin er sich gefiel, täuschen. Es waren die Aufwallungen, die plötzlichen Anstrengungen eines Zweifelnden und Ohnmächtigen. „Von dem Gefühl meiner Verantwortlichkeit durchdrungen, werde ich es mir zur Pflicht machen, die mir durch die Konstitution gewährten Rechte weder verkennen noch verfallen zu lassen," hieß es in der Botschaft ans Parlament, mit welcher er die Präsidentschaft der Republik antrat. Den Anlauf zur Verwirklichung des Programms hat er tatsächlich gemacht. Er verfolgte die Angriffe auf seine Person vor Gericht. Aber mit dieser Abwehr, wofür die Verfassung und das Strafgesetz die Handhaben boten, war die Energie bereits erschöpft. Was viel wichtiger gewesen wäre, den moralischen Einfluß auf das Ministerium zu gewinnen, brachte er nicht zustande. Sein Kriegsminister und sein Minister des Auswärtigen weigerten sich, ihm Einblick in die laufenden Geschäfte zu gewähren. Der Buchstabe der Verfassung hätte ihm Mittel an die Hand gegeben, seinen Willen durchzusetzen. Doch konnte hier das bloße Pochen auf das Recht nichts nützen. Wäre der Streit vors Parlament gekommen, dann hätten die widerspenstigen Minister zweifellos den Sieg davongetragen. Denn die Prärogative des Staatsoberhauptes ist zwar noch in der Konstitution formell garantiert, aber praktisch bereits eine Illusion geworder. Sie kann nur Bedeutung erlangen, wenn sie durch politisches Geschick, durch Geschmeidigkeit der Geschäftsführung angestrebt wird. Noch deutlicher zeigte sich der Mangel an Initiative bei Casimir-Perier, als er schon nach sechsmonatlicher Amtszeit seine Demission gab. Die genauen Gründe dafür gehören heute noch den geheimen Staatsarchiven an. Die beginnende Dreyfus-Affäre warf damals — im Januar 1895 — schwere Schatten auf die deutsch-französischen Beziehungen. Der Präsident und das ganze Ministerium Dupuy scheinen die Umstände tragischer genommen zu haben, als nötig war. Zweifellos jedoch hat hauptsächlich die schwierige innerpolitische Lage Casimir-Perier zu seinem Entschluß bestimmt. Das Ministerium Dupuy war im Parlament über eine Frage gefallen, die der Linken eine Mehrheit gab. Für den Präsidenten der Republik folgte daraus die Notwendigkeit, den Schwerpunkt des neuen Kabinetts weiter nach der radikalen Seite zu verschieben, was ihm offenbar widerstrebte. Wäre seine Energie so groß gewesen wie das Bewußtsein seiner Würde, so hätte er es versuchen können, die ihm von der Verfassung gegebenen Vollmachten ganz auszunützen und die Deputiertenkammer aufzulösen. Der Senat, dessen Zustimmung es bedarf, war in jener Zeit noch die Hochburg des gemäßigten Republikanismus. Aber Casimir-Perier scheint selbst vor den ersten Vorbereitungen zu diesem Schritte zurückgeschreckt zu sein. Vielleicht gehorchte er auch der Einsicht, daß die Auflösung wie ein Staatsstreich wirke und die Nation in zu große Aufregung versetze. Das eine nur steht fest, daß er sich der Lage nicht gewachsen fühlte. Denn seine Demission an sich brachte nichts weniger als eine Klärung, sondern schuf eine neue Verwicklung, die ebenfalls noch nie eingetreten war. Da auch das regierende Kabinett Dupuy demissioniert hatte, gab es überhaupt keine Exekutive, bevor der neue Präsident gewählt war.

In einer Botschaft ans Parlament hat Casimir-Perier die Gründe seines Rücktritts deutlich auseinandergelegt, wenigstens soweit sie veröffentlicht werden konnten. Die Präsidentschaft entbehre aller Mittel zur Aktion und Kontrolle, führte er aus, er habe nicht die Macht, den Gesetzen Geltung und Achtung zu verschaffen, und unter solchen Umständen könne er die große moralische Verantwortung seines Amtes nicht weiter übernehmen. Vor ihm und nach ihm haben andere Persönlichkeiten unter solchen Umständen lange Jahre an der Spitze des Staates gestanden. Emile Loubet wurde nach seiner Wahl noch heftiger befehdet als Perier, und Grevy wurde durch parlamentarische und populäre Kundgebungen gezwungen, seine Entlassung zu geben. Die persönlichen Eigenschaften spielen also eine bedeutende Rolle in diesen Fragen. Doch darf Perier zu seinen Gunsten anführen, daß der Kampf gegen ihn eine besondere Form angenommen hatte.

Er war nach Caenots Ermordung zum Präsidenten gewählt worden. Das anarchistische Attentat hatte fast alle bürgerlichen und konservativen Elemente in Schrecken versetzt. Es wurden Ausnahmegesetze erlassen, und das neue Staatsoberhaupt erschien wie der rächerische Repräsentant der Gesellschaft, wie ein Vorbote der Reaktion. Die gegen ihn inszenierte Fehde entwickelte sich zu einer Heftigkeit, zu Ausschreitungen, die auch festere Nerven erschüttern konnten. Und er berührte eine der schlimmsten Schwächen des französischen politischen Lebens, als er sich in seiner Rücktrittsbotschaft darüber beschwerte, daß den Gesetzen und Behörden keine Autorität mehr verschafft werden könne. Es handelt sich hier nicht um das gemeine Recht, sondeen um die Verquickung zwischen legislativer und exekutiver Gewalt, die in Frankreich sehr weit vorgeschritten ist. Die Zersplitterung der Parteien mit ihren fluktuierenden Majoritäten hatte der Regierung den festen Boden entzogen, den in England, in Amerika die großen, in den Wähleen begründeten Parteien liefern. Das Geschick eines Ministeriums hing, namentlich solange die Politik in den Händen der Mittelgruppen lag, von mehr oder weniger glücklich geleiteten Par-

lamentsdebatten ab. Selten waren absolute Garantien für eine längere Dauer gegeben; genau genommen, erst seit Waldeck-Rousseau den entscheidenden Schritt tat, die äußersten linken Gruppen in die Mehrheit hineinzunehmen. Von da an kam Einheit und Zug in die innere französische Politik, weil sie nicht mehr von Zufallsmajoritäten in der Kammer bedroht war, sondern ein weitreichendes Programm repräsentierte. Das verschaffte der Regierung wieder eine Autorität, die sie zu Casimir-Periers Zeit vollkommen verloren hatte. Die republikanischen Parteien zu dieser Disziplin zu bringen, dazu bedurfte es freilich der großen Gefahren der Dreyfus-Affäre. Aber es bleibt doch wahr, daß an Casimir-Periers Stelle ein Staatsmann großen Gepräges die Entwicklung hätte erleichtern, manche sterilen Kämpfe vermeiden können. Seine höchste Weisheit bestand im Appell an die Rechtschaffenheit und Ehrlichkeit. Er fand keine Auswege für zu heftige Spannungen, wußte keine Kanäle zu graben für Strömungen, die zu wild ihr Bett übersprudelten. Darum ist er in der Geschichte der dritten Republik nur eine Episode geblieben, in der Geschichte Frankreichs eine Miniaturkopie seines Großvaters geworden. Als der Ahnherr im Jahre 1831 die ruhigen Kräfte der Nation sammelte, um die Julirevolution einzudämmen, da war noch die Möglichkeit vorhanden, zu regieren, indem man beherrschte. Als der Enkel in seinem guten Drange das Beispiel wiederholen wollte, war es zu spät. Selbst Bismarck, dessen Gewalt auf viel festerem Boden ruhte als die konstitutionellen Rechte eines Präsidenten der französischen Republik, hatte inzwischen eingestanden: Unda fert nec regitur.

Paris. F. Schotthoefer.

Epistolae obscurorum virorum ultimae.*)

IV.

7. Herr Schulze-Schilda, M. d. R., M. d. A. H., an den Generalmajor a. D. Grafen Rittwitz.

Hochgeehrter Herr General!

Als bei den letzten Stichwahlen in unserem Kreise Euer Hochgeboren durch das Gewicht Ihres angesehenen Namens so erheblich dazu beitrugen, alle nationalen Stimmen auf mich zu vereinigen und so den Kreis den Roten zu entreißen, gab ich der Hoffnung Ausdruck, daß dieser Fall einer „belle alliance" sich weiter fruchtbar erweisen werde. Wie sehr die gegenwärtige politische Situation diese Zuversicht rechtfertigt, liegt auf der Hand. Um so freudiger ergreife ich die Gelegenheit, diese meine Gesinnung sofort praktisch zu betätigen. Lassen Sie, verehrter Herr Graf, mich ohne Umschweife zur Sache kommen. In unserem Nachbarkreise Flauheim-Schöppenstedt steht eine Nachwahl bevor; denn der bisherige Abgeordnete, unser bewährter Parteifreund Spillecke, ist — ein schöner Beweis der Vorurteilslosigkeit des neuen Kurses — zum Königl. Veterinärrat ernannt worden. Ob dadurch sein Mandat erloschen ist, kann allerdings zweifelhaft sein; aber um auch den Schein eines unzulässigen Druckes, einer verwerflichen Nebenregierung zu vermeiden, haben wir unseren Spillecke veranlaßt, sofort sein Mandat niederzulegen und auf eine neue Kandidatur zu verzichten, um sich ganz den großen Aufgaben seines hohen Amtes zu widmen.

Ich schätze mich nun glücklich, Ihnen, Herr General, mitteilen zu können, daß, falls Sie die Kandidatur annehmen, meine engeren Parteifreunde bereit sind, schon im ersten Wahlgange für Sie zu stimmen. Dieser Beschluß wird Sie zunächst wundernehmen, da jener Kreis zum alten Besitzstand meiner Partei gehört; aber bei reiflicher Ueberlegung muß die völlige Korrektheit dieser Haltung einleuchten. Die ehrliche Offenheit des deutschen Mannes erfordert zunächst das rückhaltlose Bekenntnis, daß wir selbstverständlich das unentwegte Festhalten an unseren politischen Grundsätzen, die mit den Ihrigen wohl immerhin nicht voll und ganz übereinstimmen, als höchste Gewissenspflicht betrachten. Ich stehe jetzt über ein Menschenalter im öffentlichen Leben und darf mit Stolz sagen, daß sich an meinen Ueberzeugungen hinsichtlich aller Dinge im Himmel und auf Erden auch nicht das allergeringste in dieser ganzen Zeit geändert hat; und auch niemals, ich sage niemals, ändern wird! Das gleiche gilt wohl von allen meinen wirklich bewährten Parteifreunden. So; diese Erklärung war meine Mannesseele sich selbst und Ihnen schuldig; und wenn dieser Brief von roten oder schwarzen Emissären nach der jetzt üblichen infamen Methode gestohlen und veröffentlicht werden sollte, müssen vor dieser mannhaften Erklärung alle Verleumdungsversuche zuschanden werden.

Aber an der Unentwegtheit der Ueberzeugungen voll und ganz festhaltend, kann, ja muß man doch taktischen Erwägungen Rechnung tragen. Das ist die Forderung des Tages. Und solche taktischen Erwägungen lassen es uns nicht ratsam erscheinen, an dem Besitzstande in diesem Falle starrsinnig festzuhalten. Einigkeit macht stark; und bei den doch immerhin noch existierenden verschiedenen Richtungen innerhalb unserer sonst erfreulich einigen Partei ist diese Einigkeit am leichtesten für einen Kandidaten zu erreichen, der keiner dieser Richtungen angehört. Damit ist zugleich auch die nationale Einigkeit gegen den gefährlichen Ansturm der Roten von vornherein gesichert, gegen diese Todfeinde unserer heiligsten Güter, des Eigentums, der Familie, ja sogar der Monarchie! Und noch nach einer anderen Seite tut die nationale Geschlossenheit aller Deutschen dringend not. Zum ersten Male sind bei den vorigen Wahlen in jenem Kreise polnische Stimmen abgegeben worden, fast zwei Dutzend! Auf die unheimlich rasche Vermehrung der Polen hat nun unser Reichskanzler schon vor Jahren warnend hingewiesen. Vielleicht nimmt er auch dies nach seiner Art etwas zu schwer und zu ernst; aber vor der Möglichkeit, daß sie sich inzwischen zu einer ernsten Gefahr ausgewachsen haben, können wir als wahre Patrioten nicht die Augen verschließen. Da ist es denn unsere heilige Pflicht, das einseitige Parteiinteresse zurückzustellen und die Hand zur Einigung aller national empfindenden Deutschen zu bieten. Und mit dem gleichen Schlage treffen wir auch das Zentrum; denn wenn ein liberaler und ein konservativer Kandidat aufgestellt würde, hätten die Schwarzen die Wahl, für den einen oder den anderen zu stimmen; wenn aber als Frucht der Paarung nur ein Kandidat aufgestellt wird, so werfen wir dadurch mit starker Hand den schwarzen Feind aus dieser günstigen Position!

Und noch eins. Wir sind mit eherner Festigkeit entschlossen, es uns unter keinen Umständen weiter gefallen zu lassen, daß der amtliche Apparat in der bisherigen Weise gegen uns arbeite. Tun würde er es aber doch! Sollen wir durch rücksichtslosen Lärm die Regierung in Verlegenheit setzen? Das wäre unpolitisch; denn sie zeigt doch guten Willen, wie im Fall Spillecke; und läßt Größeres erhoffen; Sie wissen, was ich meine. So ist es das Klügste und Würdigste, auf eine eigene Kandidatur zu verzichten. Gegen Sie, Herr General, wird der amtliche Apparat nicht arbeiten. Ein angemessener Ausgleich findet sich wohl bei den Landtagswahlen; da ist's gemütlicher und hat weniger Konsequenzen.

Ich hoffe, Herr Graf, Sie somit von der politischen Richtigkeit unseres Entschlusses überzeugt zu haben. Nach der persönlichen Seite ist da allerdings noch eine kleine Schwierigkeit. In Ihnen nahestehenden Kreisen denkt man nämlich, wie ich höre, an eine Kandidatur des Fideikommißbesitzers, Herrn v. Arnsfeld auf Ahrensfelde. Ohne nun diese Kandidatur von vornherein als unannehmbar für uns bezeichnen zu wollen, gestehe ich doch, daß sie uns minder genehm wäre. Zunächst vertritt der Herr eine gar zu extreme Richtung der Rechten, namentlich auf kirchlichem Gebiete. Und dann ist auch in seiner Vergangenheit nicht alles ganz so, wie es sein sollte. Sie wissen vielleicht?! Na ja; wir haben gewiß keine Vorurteile; aber gerade in dem bewußten Punkte haben wir so mancherlei Unannehmlichkeiten erfahren, daß wir garnicht vor-

*) Vergl. „Nation" Jahrgang XXI. Nr. 12, 14 und 18.

sichtig genug sein können. Und die Sozis sind immer so taktlos!

Ganz anders bei Ihnen, Herr General; da ist alles tipp topp. Politisch sind Sie niemals hervorgetreten; das ist ausgezeichnet. Gerade die politisch gänzlich unbekannten Männer sind ja bei uns zu Ministern und Parlamentariern prädestiniert. Ihre Kandidatur kann daher füglich von uns als ein Kompromiß betrachtet werden. Recht erwünscht wäre es in diesem Sinne, wenn Sie sich für den Fall Ihrer Wahl vielleicht den Freikonservativen anschließen wollten. Das verpflichtet ja zu nichts; ist aber um so bequemer, als Wähler dieser Richtung nicht vorhanden sind.

Im übrigen liegt es mir fern, die zwischen uns bestehenden Gegensätze in manchen Fragen der inneren und der Wirtschaftspolitik zu verkennen. Aber eine taktische Verständigung und persönliche Berührung bringt einander immerhin näher und läßt — bei unentwegtem Festhalten an den unverbrüchlichen Prinzipien — doch manche Vorurteile abstreifen. Wenn es Sie etwa unangenehm berührt haben sollte, daß jüngst eines unserer führenden hauptstädtischen Blätter doch wieder von „engherziger Junkerpolitik" gesprochen hat, so versichere ich Sie, daß das ein Druckfehler war; es sollte „hochherzig" heißen. Es ist eben eine Eigenheit dieses sonst ausgezeichneten Organs, daß seine politisch bemerkenswerten Aeußerungen meist auf Druckfehlern beruhen.

Wie dem auch sei; in den wirklich nationalen Fragen sind wir doch im wesentlichen einig; über die Bondelzwarts denken Sie, Herr Graf, sicherlich nicht anders als ich. Und das ist doch am Ende die Hauptsache. Daher rechne ich mit Zuversicht auf Ihre Annahme unseres Vorschlags, womit ich bin, Herr General, in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener

Schulze (Schilda), M. d. R. u. A. H.

8. Der Generalmajor a. D. Graf Rittwitz an den Oberkammerherrn Baron Rünberg.

Bester!

Was meinen Sie zu beiliegendem Schreibebrief dieses p. Schulze? Merkwürdig, nicht wahr? Als ich damals auf dem leider nicht mehr ungewöhnlichen Wege der großen Attacke etwas plötzlich den Zylinder nebst dem höheren Charakter erhielt, da hätte ich's mir auch nicht träumen lassen, daß ich außer dem militärischen noch mal ein politischer Charakter werden könnte. Mein Lebtag nicht um den Mist gekümmert. Soll ich Ihnen, alter Freund, aber ehrlich gestehen, wie mir's ums Herz ist? Hol's der Teufel, habe Lust, Ja zu sagen! Wundert Sie; aber weshalb? Sehen Sie; da ist zunächst der Arnsfelder. Den Adel hat er; sein Junge hat meine Aelteste, der Alte hat mein Gut; sitzt in der Kreis-, der Provinzial- und der Generalsynode; zum Donnerwetter, soll der Kerl auch noch in den Reichstag? Mag sich aufs geistliche Revier beschränken; dazu scheint er ja erblich veranlagt. Wird sonst auch gar zu dickköpfig; unsere Leute gehen ihm so wie so zu sehr um den Bart, aus beweglichen Gründen; Goldwährung! Nichts für ungut, Verehrtester.

Und dann, es ist doch höllisch langweilig, so in den besten Jahren, Kadaver eigentlich noch tadellos, — und nichts zu tun. Es kocht noch manchmal ein bißchen da drin, wenn ich d'ran denke, und — ganz unter uns — die Vorstellung hat ihren Reiz, daß so'n Abgehalfterter in der Reichsbude sich den Hochmögenden gelegentlich etwas lästig bemerkbar machen kann. Ich weiß, Sie haben bei aller loyalen Devotion Verständnis für solche Sentiments und drücken ein Auge zu. Uebrigens, die 20 Mark sind immerhin mitzunehmen.

Und schließlich — warum nicht? Bin kein Politiker; weiß ich. Aber dieser Schulze weiß das auch, und meint: gerade deshalb; und der treibt doch berufs- und gewerbsmäßig Politik. Uebrigens habe ich in meiner Langeweile jetzt oft sogar den Parlamentsbericht gelesen. Gotte doch! Wir Kavalleristen gelten ja im allgemeinen nicht für Geistesriesen, und ich persönlich überschätze meine Gehirnmuskulatur auch nicht; aber mit 'nem bißchen Training traue ich mir eine achtbare Durchschnittsleistung von der Sorte immer noch zu.

Vielleicht warnen Sie: laß dich vom Linken nicht umgarnen! Aber die Leute umgarnen ja garnicht; sind von einer eigentlich rührenden Bescheidenheit. Gewiß; etwas ungewohnte Situation; aber mit der persönlichen Berührung und so hat der Mann nicht ganz unrecht; hatte mir diese Art Leute immer anders gedacht; sind eigentlich garnicht so übel, ganz traitabel. Was sie schließlich wollen, ist mir freilich nicht ganz klar; aber ihnen auch nicht, glaub' ich. Daß ich über Bondelzwarts e tutti quanti ebenso denke wie der gute Schulze und die Seinigen, möcht' ich zwar bezweifeln. Doch den erzieherischen Wert der Kolonien haben wir immer zu schätzen gewußt; beschränkt das eklige Kellnerwerden bei den Yankees auf die schwersten Fälle. Na, und der Rest ist: Hurra; m. w.; da haben wir die ältere Uebung.

Bei alledem, Teuerster, denken Sie nicht etwa, daß ich für die bewußte Paarung schwärme; ne; aber vor dergleichen gefürchtet hat sich unsereins doch auch niemals. Man mußte sich in mancher kleinen Garnison in die Verhältnisse fügen, jedoch die törichte Jungfrau präsentieren jedenfalls nicht wir. Freilich, der sogenannte Kampf gegen das Zentrum ist mir unbehaglich. Die Wahrheit zu sagen, habe ich für die Römischen nie sonderlich viel übrig gehabt; behaglich sind sie auch nicht. Aber wenn so'ne Kulturpaukerei erst mal anfängt, kann man nie wissen, wo sie aufhört. Und daß der Rummel gerade bei den Kolonien losgehen mußte, ist eigentlich zu dumm. Da war doch eine famose Gelegenheit zu schiedlich-friedlicher Auseinandersetzung der Konfessionen: in die einen Schutzgebiete nur protestantische Missionen, Offiziere, Beamte und Kolonisten, in die anderen nur katholische. Und am Ende blieb wohl noch eine angenehme Gegend, wo niemand hin wollte; da konnte man die deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens installieren. Das wäre wahre Toleranz.

Sie sehen, ich werde schon Staatsmann; bei dem nächsten Wechsel im Kolonialamt dürfte ich ernstlich in Betracht kommen. Vorläufig muß ich also in den Reichstag; und wenn Sie nicht aus höheren Rücksichten ganz energisch abwinken, nehme ich an.

Wie immer, aufrichtig der Ihrige.

Rittwitz.

9. Der Oberkammerherr Baron Rünberg an den Generalmajor a. D. Grafen Rittwitz.

Lieber Freund!

Ich winke garnicht ab; im Gegenteil. Aber leider darf ich Ihnen kein vertrauliches Wort über politische Dinge mehr schreiben. Setzen Sie sich deshalb mit Fuchs und Dachsmann in Verbindung; die wissen, was ich meine. Ich aber, — nun vorläufig noch im Vertrauen: das langerwartete Ereignis ist eingetreten, der Wechsel im Ministerium; die Paarung trägt ihre erste Frucht, ich werde Kultusminister! Es ist hart; denn als Minister verliere ich natürlich jeden politischen Einfluß; aber ich muß mich für unsere gute Sache opfern. Beklagen Sie

Ihren unwandelbar treuen

Rünberg.

Schlußwort des Herausgebers der „Epistolae".

Weitere epistolae obscurorum virorum können nicht erscheinen; denn es gibt keine obscuri viri mehr und auch nicht ihren Gegensatz. Es ist erreicht! Das allgemeine clair-obscure. Wer doch noch nach solchen Geistesfrüchten Verlangen trägt, der lese irgendeine der üblichen mehr oder weniger unpolitischen Tageszeitungen. Offenbar beglückt von diesem nationalen Erfolge, legt ja auch die „Nation" die Waffen nieder! Requiescamus in pace!

Ost und West.

In den „Persern" des Aeschylos beschreibt Königin Atossa ein Traumgesicht. Vor ihr standen zwei reichgeschmückte Schwestern, eine als Perserin, die andere als Griechin gekleidet, größer und schöner denn gewöhnliche Weiber. Die Riesinnen stritten auf das gewaltigste, bis Xerxes erschien, der Träumenden Sohn. Er besänftigte die feindlichen Schwestern, spannte beide vor einen Wagen und legte ihnen die gleichen Zügel an. Die eine reckte sich stolz im Joch der Sklaverei, doch die Griechin zerriß die Stränge, befreite sich und zerbrach das Gefährt. Wehklagend stürzte Xerxes zu Boden; der Traum seines Lebens war zerstört.

Das Wesen des uralten, heute noch lebendigen Kampfes zwischen Orient und Okzident hat Aeschylos in den Versen Atossas festgelegt. Dieser Kampf ist unverändert geblieben, obwohl sich die Völker der Grenzwacht verschoben haben, obwohl es sich nicht mehr um Perser und Griechen handelt. Die feindlichen Kulturen des Ostens und Westens befehden sich, gebend und nehmend, wie Wasser und Land. Jedem, der sie bisher versöhnen wollte, ward das Schicksal des Perserkönigs zuteil, und die ewig dauernde, unüberwindliche Feindschaft der Rassen hat Narbe um Narbe in das alte Gesicht der Erde geschlagen. Die Siege der Griechen und Römer in Asiens Ebenen, der Einfall nomadischer Stämme nach Europa zur Zeit der Völkerwanderung, die Kreuzzüge, der Fall Konstantinopels und andere wechselvolle Kämpfe gleichen Vorpostengefechten, ehe die Entscheidungsschlacht zwischen Ost und West das Urteil über die Rassen fällt. Es ist kein politischer Streit, es ist ein Krieg um das Dasein, wie er überall in der Natur stattfindet, mit zäher Dauer die Jahrtausende erfüllend.

Einsichtige Männer haben von jeher behauptet, daß weder die Eroberungen Alexanders des Großen und der Römer im Altertum, noch der Einfluß Rußlands oder Großbritanniens in der Gegenwart den Geist des Orients auch nur im kleinsten umzugestalten vermochten. In diesem Sinne antwortete auch vor einigen Jahren der englische Schriftsteller Meredith Towsend durch einen bedeutenden Artikel: „Hat Europa wirklich Einfluß auf Asien ausgeübt?"*) Gewiß, die seefahrenden Völker haben Kolonien gegründet, Reiche erobert, Missionen und Handelsfaktoreien errichtet, Eisenbahnen und Telegraphen ziehen ihr Netz bis in den äußersten Osten — aber die Weltanschauung, die von Buddha, Zoroaster oder Confutse ausging, blieb unberührt von dem Gedankengang der ewig fremden Einwanderer. Nach wie vor waren Europa und Asien in zwei feindlich verschiedene, sich parallel entwickelnde Sphären geteilt.

Die eine Sphäre behielt westlichen, die andere östlichen Kulturcharakter. Der Kampf zwischen beiden hat mit dem Anfang ihrer entgegengesetzten Zivilisationen begonnen, und ihre befruchtenden Keime tauschten sie nur im Sturm der Kriege. Der Streit um Troja ist symbolisch für alle Zeiten. Seit Ilions Fall hat der kriegerische Geist des Westens nicht mehr aufgehört, die Schätze des Ostens als eine ihm gehörige Beute anzusehen; man verachtete die uralte, tief eingewurzelte Kultur des Orients und wollte sie immer wieder mit den Waffen zerstören, doch bei jedem Zusammenprall entstand ein unwillkürliches Ineinanderfließen der Ideen, das den Sieger auf politischem Gebiet nicht immer als den Stärkeren zeigte.

Daß auch heute Menschen, die lange in China oder Japan gelebt haben, geradezu fanatische Schwärmer für die europafeindlichen Rassen geworden sind, beweist die verführerische Macht des östlichen Wesens. Rom hatte wohl durch Eroberung der asiatischen Provinzen eine gewaltige Bresche in die fremde, abgeschlossene Welt geschlagen, aber gastfrei nahm es Götter und Sitten, philosophische Lehren und Wundermären bei sich auf. Aus den sanften Worten, die Christus in Palästina gepredigt hatte und deren Kerngehalt der östlichen Kultur angehört, entwickelte der Westen seinen Glauben und machte das Kreuz aus dem Symbol des Lebens zum Feldzeichen seiner Schlachten. „Hoc signo vinces" wurde zum Jubelruf des christlichen Europa, das im Mittelalter die großen Züge gegen die siegreich eingedrungenen Mohammedaner wagte. Es war ein Hin- und Herwogen zwischen beiden Welten von wechselndem Glück. Die arabischen Königreiche in Europa verschwanden wie die Reiche der Kreuzfahrer in Jerusalem. Aber der stumpf gewordene Geist des fränkischen Mittelalters wurde geschliffen, und orientalische Weisheit eroberte den Westen. Als später die Türken den morschen Baum des griechischen Kaisertums fällten und das heilige römische Reich deutscher Nation die Vorhut gegen den Islam übernehmen mußte, hatte sich die Grenze weiter denn je zugunsten des Orients verschoben, und die türkischen Heere vor Wien bezeichnen einen Vorstoß der asiatischen Welt in das Herz des Feindes, nicht anders, als es vor wenig Jahren die europäischen Heere in China taten. Der bleibende Erfolg lag immer nur im Austausch geistiger und materieller Güter, die wohl das äußere Bild der Nationen, nicht aber ihr inneres Wesen veränderten.

Mit Ausnahme von abgeschlossenen Gebirgen und armen, wüst liegenden Ländereien ist im Zeitraum der letzten Jahrhunderte die europäische Welt mit Schulen, Kirchen, Eisenbahnen und industriellen Unternehmungen in alle asiatischen Länder gedrungen und errichtete feste Burgen, Angriffs- und Verteidigungsstationen ihrer Kultur. Inniger berührten sich die beiden mächtigen Gruppen, so daß ein elektrischer Strom Rasse mit Rasse zu verbinden schien im Dienste des friedlichen Fortschrittgedankens. Ostasien ist nun das letzte Gebiet rein östlicher Kultur und Sitte geblieben, aber durch die Leichtigkeit des Verkehrs ist es der europäischen Welt näher gekommen, als den Griechen Troja, den Kreuzfahrern Jerusalem war.

Auf einer Grenze von mehr als 1600 Meilen hängt das britische Kolonialreich mit China und Tibet zusammen, Frankreich hat Birma erobert, Deutschland eine Station in China errichtet, und Rußland versuchte gegen die östliche Meeresküste vorzudringen. Die Lage des Ostens schilderte der französische Geograph und Philosoph Elisée Reclus bezeichnend mit folgenden Worten: „Die Völker Europas und Asiens lebten einst in getrennten Welten. Nun haben die Vereinigten Staaten von Nordamerika ein neues Europa gebildet, so daß die gelben Völker zwischen zwei Erdteile westlicher Zivilisation eingekeilt sind." Von der alten und der neuen Welt kommen dieselben Beispiele, dieselben Erfindungen und Gedanken, dieselbe Religion zu ihnen. Die Erde ist zu eng für getrennte Entwicklungen, so daß ein Zusammenstoß unausbleiblich ist, ehe die Menschheit, von einem einzigen Fortschrittsgedanken durchdrungen, den alten Gegensatz von Ost und West vergessen kann.

Er ist so eingewurzelt, daß ein Anhänger der natürlichen Entwicklungstheorie behaupten konnte, die Rassen stammten von verschiedenen Affenarten ab, und die Geschichte des menschlichen Fortschritts lehrt, daß man auf beiden Erdhälften nicht allein zu anderen Zielen gekommen ist, daß vor allem die Beweggründe verschieden waren, die den Menschen auf die Bahn des Fortschritts führten.

Die geistigen Strömungen des Orients, mögen sie Buddha, Zoroaster, Confutse oder Mohammed zu ihrem Urheber haben, sind von Urzeiten her auf Verbesserung und Vertiefung des Individuums gerichtet, während jeder Fortschritt im Westen einem sozialen Gedanken diente oder die äußeren Verhältnisse des Menschen betraf. Im Osten suchte man sich durch philosophische Reflexion innerlich der Natur und ihren Gewalten gegenüber unabhängig zu machen, im Westen bändigte man durch kühne Erfindungen die geheimnisvollen Naturkräfte. Der Sohn des Ostens lebt für sich allein und glaubt der Allgemeinheit zu dienen indem er ihr nicht schadet; er opfert sich, wenn es nötig ist, um vor sich selbst rein und edel dazustehen. Seine innere Kultur überragt die unsere, wie seine äußere Kultur von der unserigen übertroffen wird. Jede Weisheit des Orients gipfelt in der Gleichgültigkeit gegen fremdes Urteil. Im Okzident liegt das Ideal der Pflichterfüllung aber nicht nur darin, für andere zu leben, sondern in dem Lohn, von ihnen anerkannt und gewürdigt zu werden.

*) Contemporary. Februar 1902.

Die östliche Kultur ist die ältere, feierlichere der beiden Schwestern, ja sie ist vielleicht immer die vornehmere gewesen. Aber die orientalischen Völker verloren den Pfad des fortschreitenden Lebens in jener Erstarrung, die ihnen das Werk der Väter als unfehlbar zeigte und die Vorfahren zu Göttern werden ließ. Sie entsagten der Zukunft mit einer stillen, philosophisch großartigen Resignation.

In seiner Antrittsrede als Professor an der Universität Jena sagte Schiller: „Wie er (der Mensch) Europa nach Westindien und dem Südmeer trug, hat er Asien in Europa auferstehen lassen." Darin ist die Wechselwirkung ausgedrückt, die seit dem Altertum bis in die Gegenwart den Kampf beider Hemisphären begleitet. Die großen Epochen der Geschichte verknüpfen sich ebenso miteinander, wie sich die kleinen Ereignisse des Tages mit unerbittlicher Logik aneinanderreihen. Die Völkerwanderung, die an Chinas Grenzen begann, die Kreuzzüge, die Eroberung Indiens sind Glieder einer Kette, deren Last noch heute auf der zivilisierten Menschheit ruht. Die Balkanfrage und die ostasiatische Frage gehören ebenso — wie Schiller von den Kreuzzügen sagte — „zur Auflösung eines Rätsels, das dem Philosophen der Geschichte in der Völkerwanderung aufgegeben worden".

In dem alten Vers orientalischer Weisheit: „Mir will ewiger Durst nur frommen nach dem Durste" ist jene tiefe Sehnsucht verborgen, die allen Idealen des Ostens eigen ist. Der europäischen Weltanschauung hat sie sich bemächtigt in Gestalt des christlichen Erlösungsbedürfnisses, so daß es immer wie eine Ironie des Schicksals erschien, wenn die westliche Staatsgewalt im Osten einen Glauben verbreiten wollte, dessen Keime dort vor Jahrtausenden in die Erde gesenkt waren. Die Kämpfe der Gegenwart haben auch den Charakter der Kreuzzüge vollständig abgestreift, so vollständig, daß christliche Nationen offen ihre Interessengemeinschaft mit der gelben Rasse erklären konnten. Die Gegensätze haben sich nackt und bloß als Interessenkämpfe enthüllt, denen alle idealen Banner und Mäntel von den Schultern gerissen sind.

Das Leben des Reisenden Pietro della Valle, der im fernen Osten zur Zeit der Renaissance ein neues Rom gründen wollte, scheint mir ein Gleichnis für die bisherigen Kämpfe zwischen Orient und Okzident. Nachdem Valles Pläne gescheitert waren und er sich zur Heimfahrt angeschickt hatte, starb seine Geliebte Maani. Er beschloß, ihren Körper mit Harz, Balsam und kostbaren Spezereien zu erhalten, um ihn in seinem römischen Erbbegräbnis beizusetzen. Nach vielen Abenteuern erreichte er die sieben Hügel und versenkte bei einem herrlichen Leichenfest das Kostbarste, was er mitgebracht, den Leib der schönen Maani, in die Gruft der Kirche Aracoeli. So ist es im Laufe der Jahrhunderte auch uns ergangen mit dem Reichtum des Ostens, wir haben ihn eingesargt in die Gruft unserer Vorurteile, in die nach und nach ein Ideal nach dem anderen versenkt worden ist. Optimistischer klingt Goethes Wort über den Zusammenstoß der feindlichen Welten aus den Noten und Abhandlungen zum „West-östlichen Divan":

„Wenn wir bedenken, welche Schritte Geist und Fleiß Hand in Hand getan haben, um aus dem beschränkten hebräisch-rabbinischen Kreise bis zur Tiefe und Weisheit des Sanskrit zu gelangen, so freut man sich, seit soviel Jahren Zeuge dieses Fortschreitens zu sein. Selbst die Kriege, die, so manches hindernd, zerstören, haben der gründlichen Einsicht viele Vorteile gebracht. . . . Und so öffnet sich den jüngeren Freunden des Orients eine Pforte nach der anderen, um die Geheimnisse jener Urwelt . . . . kennen zu lernen."

München. Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Franciscus und Buddha.

Eine mythologische Parallele.

Fromme Verehrer des heiligen Franz von Assisi haben ein Buch, „liber conformitatum" genannt, verfaßt, in dem eine große Zahl von Uebereinstimmungen in Leben und Wesen zwischen Christus und dem Stifter des größten Bettelordens aufgesucht werden. Einige derartige „conformitates" fallen ja jedem sofort ein, der seinen Blick auf dies Thema richtet: die Lossagung von der Familie, die Einsamkeit in der Wüste, das Anwerben und Aussenden der Jünger, das Sprechen in Gleichnissen, die Wunderberichte, die Wundmale. Von diesen Uebereinstimmungen sind die meisten ja einfach damit zu erklären, daß der Heilige von Assisi ein treuer Nachfolger seines Meisters sein wollte: „es liegt das doch alles im ursprünglichen Christentum," sagt der berühmte Kirchenhistoriker Karl Hase von seinen ersten Schritten, „sobald es streng und zugleich buchstäblich genommen wird". Es war daher ungerecht, wenn der bittere Spott der evangelischen Satiriker in der Reformationszeit jene Vergleichung bitter zerzauste, die doch am Ende nur in einem heiligen Mann das geglückte Streben nach der Nachfolge Christi nachzuweisen suchte; aber freilich mußte sie von ihrem Standpunkt jede Annäherung eines Menschen — und gar eines Mönchs! — an den Gottmenschen verletzen.

Aber nicht alle Züge, in denen der größte Ordensstifter an den größten Religionsstifter erinnert, sind auf bewußte Nachahmung zurückzuführen. In vielen Punkten gleicht der große Heilige seinem Erlöser eben deshalb, weil er ein Heiliger ist, weil die Inbrunst des religiösen Empfindens ihn mit all denen verbindet, die man als „moralische Genies" bezeichnet hat.

Nichts kennzeichnet diese religiöse Genialität stärker, als die Gewalt des „Durchbruchs der Gnade". So nennen die Pietisten den Moment, in dem der Fromme seiner Erlösung sieghaft gewiß wird; aber was bei ihnen nur passiv empfunden wird, fühlen die großen Reformatoren aktiv als die Kraft, ihre Brüder zu erlösen. Das muß Jesus empfunden haben, als sich ihm der Himmel öffnete und die Stimme ihn als den geliebten Sohn Gottes begrüßte; das erlebte Mohammed; das erfuhr Franciscus, und wie er machte Ignatius von Loyola im Kloster zu Manresa jene stürmische innere Entwicklung durch, die wiederum bei ihm Leopold v. Ranke mit Martin Luthers Seelenwandlung im Augustinerkloster verglichen hat. Von allen großen Ordensstiftern beinahe wird ein solcher Moment durch die Erzählung festgehalten und gern legendarisch ausgeschmückt; so noch bei Rancé, dem Gründer des Trappistenordens, den der Anblick seiner plötzlich verstorbenen, in furchtbarem Zustand auf dem Totenbett ruhenden Geliebten bekehrt haben sollte. Und gerade dies ist ein Zug der Sage, in dem der Stifter der verbreitetsten aller Religionen sich als echtes religiöses Genie bekundet: mit Recht verweilt die Legende auf dem Augenblick, der aus dem irdischen Fürstensohn den Büßer, den Weisen Buddha schuf. Es ist jene ergreifende Schilderung, wie der Prinz, aus dem Glanz seines Palastes heraustretend, einen alten, zahnlosen, gekrümmten Mann und dann einen von furchtbarer Krankheit Geschlagenen erblickt und so die schreckliche Wahrheit vom Elend der Kreaturen kennen lernt. In wundervoller Weise hat er dann dazu später selbst gepredigt. Da erzählt er die Fabel von der armen Mutter, der der einzige Sohn starb und der der Meister als Heilmittel ein paar Senfkörner anriet, aber aus einem Hause, in dem noch nie jemand gestorben sei; da erkannte sie, daß der Lebenden wenige sind, aber der Toten viele, und ergab sich in das unvermeidliche Schicksal.

Buddhas Leben, Lehre, Persönlichkeit sind ja oft mit denen Christi verglichen worden; auch nehmen selbst sehr vorsichtige Forscher an, daß wirklich buddhistische Elemente in die biblischen Berichte eingeströmt sein können: ist doch Buddha selbst als Sankt Josaphat ein christlicher Heiliger geworden wie Dionysos und wie vielleicht die meerentstiegene Aphrodite als heilige Pelagia oder Marina. Aber diese Beziehungen können eben manche Aehnlichkeiten in den Erzählungen von Christus

und Buddha — besonders im Ausmalen der Versuchung durch den Bösen — erst nachträglich bewirkt haben. Wo dagegen Buddha und Franz v. Assisi ähnliche Erlebnisse aufweisen, da kann weder der Spätere selbst sich nach dem Früheren geformt haben — wie Franciscus nach Christus —, noch kann sein Bild nach dem des Früheren umgebildet sein — wie in Nebenzügen vielleicht das Christi nach dem Buddhas; da liegt vielmehr das innere Wesen des „religiösen Genies" zwingend zutage, wie es sich mit unwiderstehlicher Kraft Bahn bricht.

Nur eine Anerkennung dieser Größe in symbolischer Form sind die Legendenzüge, die Leopold v. Schroeder verglichen hat: „Der achtzigjährige Greis Buddha geht, umgeben von seiner Jüngerschar, ins Nirvâna ein, bedeckt von den Blüten der Bäume, die auf den Sterbenden herniederregnen, obgleich es nicht die Zeit des Blühens ist — ähnlich wie beim Tode des heiligen Franziskus die Lerchen sangen, obwohl es Abend war." Diese schönen Gleichnisse drücken den Anteil der Natur und aller Kreatur an dem Hinscheiden der Heiligen aus, mit denen eine Sonne erlischt. Sie gehören zu der gemeinsamen Atmosphäre der großen Heiligen; uns aber soll hier nur deren eigenes Bild beschäftigen.

Eine „Evangelienharmonie" zwischen Buddha und dem Heiligen von Assisi würde nun etwa folgende Hauptzüge aufweisen. Beide gehen aus Glanz und weltlicher Pracht hervor, deren Kenntnis sie dann später die Vergänglichkeit aller Schätze, die Rost und Motten fressen, um so heftiger empfinden läßt. Langsam, Schritt für Schritt, kündigt sich die Bekehrung an; sie macht sich aber ganz von innen heraus Luft, und die Biographen heben besonders hervor, daß kein geistlicher Berater sie auf den rechten Weg wies: im Gegenteil erschienen die Priester als die geborenen Gegner der Reformatoren. Die Welt selbst trägt den Neuerern die Erfahrung entgegen, die auf ihr weiches, vorbereitetes Herz so viel tiefer wirkt, als auf die geschäftsmäßig mit dem Elend der Menschheit verkehrenden „Priester und Leviten". Wie Buddha den von ekelhafter Krankheit Geschlagenen, so erblickt auch Franz, als er einmal ausreitet, einen Aussätzigen; die Wirkung freilich ist nicht, wie bei dem Inder, eine Erkenntnis, sondern eine Tat, ein Durchbruch der Menschenliebe: er reicht dem Verstoßenen, dessen Anblick er erst geflohen hatte, Geld und küßt seine Hand.

Es folgt die feierliche Lossagung von der Welt. Der Fürstensohn Gautama schert sein Haar und behält nur die Ausrüstung eines Bettlers; der Sohn des reichen Kaufmanns sitzt in Lumpen auf dem Markt oder läßt seine Nacktheit widerwillig mit dem Mantel des Bischofs bedecken.

Die Welt ist abgetan; das Ziel noch nicht erreicht. Tage tiefer Versenkung, leidenschaftlichen Suchens folgen, bis über Gautama unter dem Feigenbaum die große Erleuchtung kam, und Franciscus in der Kapelle St. Damians Christus mit sich sprechen hörte und erlöst war von allem Zweifel.

Darin kann nun auch der „Widerstand der stumpfen Welt" sie nicht irre machen. In der italienischen Legende wird er ausführlicher als in der indischen geschildert, die dafür die ersten großen Erfolge der Predigt und Mission noch gigantischer vorträgt. Aber auch der Erfolg selbst birgt Gefahren in sich. Zwar widersteht der Heilige von Assisi dem Zudringen der Nonnen nicht so lange und nicht so ängstlich, wie Buddha, obwohl seine Weiberverachtung kaum geringer war. Aber unter den Mönchen beginnt rasch der Verfall. Gefährliche Elemente tun sich auf; und wie Subhadra nach Buddhas Tod frohlockt, daß sie nun des strengen Herren ledig seien, so lockert Bruder Elias die Unerbittlichkeit der franziskanischen Vorschrift. Zwei Dinge sind es besonders, um deren Zulässigkeit hier wie dort „Zeloten" und „Männer der laxeren Observanz" kämpfen: materieller und geistiger Besitz. Darf ein buddhistischer Priester auch nur eine Münze anrühren? ein Franziskaner auch nur ein Gebetbuch sein eigen nennen? Die Ordensstifter verneinen die Frage; aber die „Welt" hat auch hier die Kirche besiegt, und Pischels kurze, meisterhafte Biographie Buddhas führt in kurzen Strichen, wie Sabatiers berühmtes Werk über Franz v. Assisi das Eindringen des weltlichen Geistes vor. Der setzt auch durch, daß die Ablehnung aller Metaphysik durch Buddha, die Betonung der naiven Ungelehrtheit durch die ersten Franziskaner sich nicht behaupten konnte: die Gelehrsamkeit und die philosophische Spekulation hielten ihren Einzug, so gut wie der Besitz von Geld und Gut.

Und die „Welt" besiegt auch die schwärmerische Formlosigkeit der Anfänge. Die ausgedehnte Gemeinschaft konnte nicht mehr von dem Wort des Meisters und von der Stimmung des Moments geleitet werden wie einst die auserlesene Gruppe der ersten Jünger, deren Bild die Legenden liebevoll ausmalen. Ignatius von Loyola, der Soldat, gab gleich Statuten für seine „Heerschar Jesu"; die Mystiker von Benares und Rivo Torto wären gern ohne schriftliche Satzung ausgekommen. Aber Regel, Testament, Generalkapitel wurden unentbehrlich. Und die schon vorhandenen Organisationen bemächtigten sich der großen, neuen Gemeinschaften. Sabatier hat wohl den inneren Gegensatz des Ordensstifters gegen die offizielle Kirche überschätzt; aber daß die enthusiastische Genossenschaft ganz in die schematischen Ordnungen der regulierten Geistlichkeit eingefangen ward, war schwerlich mehr nach dem Sinne des heiligen Franz, als das Eindringen des brahmanischen Kultus nach dem Buddhas.

So ist beider Werk nicht ganz geblieben, was es in ihren Händen war. Und noch ein anderes hat man gegen beider Größe vorgebracht: daß ihre Lehre nicht neu gewesen sei. Pischel besonders hebt die Abhängigkeit Çakyamunis von früheren Denkern und Propheten seiner Heimat hervor; aber es gilt doch für diesen, was Sabatier von seinem Helden rühmt: „War das alles auch nicht neu, so muß der heilige Franciscus doch eine große sittliche Kraft besessen haben, um seinen Zeitgenossen Verständnis für Ideen einzuflößen, die einen vollkommenen Gegensatz zu ihren Gewohnheiten und Neigungen bildeten."

Dies ist das Entscheidende: die große sittliche Kraft. Sie ist es, die das Leben der großen Religions- und Ordensstifter so ähnlich gestaltet. Sie zwingt sie zu einsamer Versenkung — und wieder zum Herabsteigen unter die Menschen; ein innerer Kampf, den Hölderlins Empedokles und Nietzsches Zarathustra großartig darstellen. Sie macht sie auch zu Herren über die sittlich Schwachen, die Männer des Herkommens, und zu Führern für die Enthusiasten ohne innere Selbständigkeit: auch Loyola wurde in Spanien der Ketzerei verdächtigt und besiegte die feindlichen Priester; auch Luther und Knox, Wesley und Irving besaßen unter den deutschen oder englischen Protestanten, den Methodisten oder Irvingianeen das volle Ansehen geistiger Herrscher. — Diese selbe große sittliche Kraft aber führt auch zur Ueberanspannung: nur eine kurze Frist hindurch kann die enthusiastische, radikale Forderung aufrecht gehalten werden. Dann muß mit der Welt paktiert werden, mit dem Durchschnitt, mit dem Alltag; Kompromisse werden nötig und statt der genialen Propheten fassen kluge Diplomaten das Steuerruder. Die Disziplin lockert sich, die Sitten nähern sich dem Verfall, der eigentliche Inhalt der Lehre wird von Nebenwerk erstickt: an die Stelle des religiösen Genies und der von ihm selbst erlesenen Apostel ist die offizielle Kirche getreten . .

Aber wie viel auch verloren gehen mag, was das Urchristentum oder der früheste Buddhismus, die erste Zeit der Bettelorden oder der Gesellschaft Jesu besaß — unverlierbar bleibt eins: das hohe Bild der großen Stifter selbst, die in sich beides vereinigen, was für Schopenhauer die höchste menschliche Größe ausmachte: Genie und Heiligkeit!

Richard M. Meyer.

Berlins Märkisches Provinzialmuseum.

Im Laufe noch dieses Jahres wird Berlin um ein Museum reicher sein. Die Stadt hat es errichtet inmitten des Häusermeeres, in einem alten Viertel, das erst langsam der modernen Umbildung entgegengeführt wird. Dort, wo die Wallstraße in spitzem Winkel über den märkischen Platz hinüber auf die Spree stößt, liegt eine grüne Rasenfläche mit einigen alten, stattlichen Bäumen besetzt und von einem kleinen Hügelchen unterbrochen

das uns in dem flachen Berlin angenehm auffällt, so klein es ist. Das Gelände, das für den Bau zur Verfügung stand, springt spitz vor und erstreckt sich dann in den Park hinein, ein Dreieck bildend; es ließ sich vom Baumeister für eine nicht ganz leicht zu gestaltende symmetrische Anlage ausnutzen; oder es konnte ihn auch reizen, auf dieses Terrain von absonderlicher Gestaltung einen pittoresken Bau hinzubringen.

Stellte schon der Baugrund besonders geartete Ansprüche an den Architekten, so in noch weit höherem Grade der Zweck, dem das Museum dienen soll.

Die Zahl der Museen in Berlin ist eine große; die staatlichen Anstalten sind zum Teil mustergültig; sie sind reich ausgestattet mit Sammlungen; einige können den berühmtesten verwandten Instituten der Welt an die Seite gestellt werden. Wie soll da ein Museum seinen Platz behaupten können, dessen Aufgabe es ist, sich vor allem nur mit der Mark und mit der Stadt Berlin zu beschäftigen; mit der Mark, die arm an Kultur und an Eigenart nicht reich ist, und mit der Stadt Berlin, deren Vergangenheit jenseits des Großen Kurfürsten in völliger Dürftigkeit versinkt und deren machtvolles Aufblühen zur Weltstadt von vorgestern herstammt. Und noch eins; diesem Museum war keine eng abgegrenzte Aufgabe zugewiesen; es sollte alles bergen, was die Mark und Berlin bietet. Es soll die Geologie dieser Gegenden veranschaulichen, und es soll die Entwicklung der Berliner Porzellanmanufaktur vor die Augen führen; es wird die Gräberfunde, die ältesten Zeugnisse der Kultur, zur Aufstellung bringen, und der Hase und das Reh, die noch heute über die Fluren streichen, dürfen auch nicht fehlen. So ergibt sich eine auseinanderstrebende, außerordentliche Mannigfaltigkeit.

Wenn auch das Detail nicht ohne wissenschaftliches Interesse ist, so kann die Wissenschaft doch nicht hoffen, in diesem Museum ein ganz besonders wertvolles Arbeitsfeld zu finden, und wenn der Gelehrte nur durch einige Spezialitäten zu fesseln ist, so muß es nicht weniger schwer erscheinen, den Ungelehrten festzuhalten und anzuregen. Der märkischen und der Berliner Vergangenheit fehlten Verkörperungen, die mit kraftvoller Zunge zu jedem reden, der nur zu hören versteht. Man darf es sich nicht verhehlen, daß man vor der Gefahr stand, die verschiedenartigen Sammlungen würden überwiegend den Eindruck des Kleinlichen, des Unbedeutenden, fast Bedeutungslosen machen.

Es gab Skeptiker genug, die solche Prophezeiungen mit aller Zuversicht machten, und eine Berechtigung für ihren Standpunkt lag darin, daß der Besitz des Museums lange genug mehr durch den Zufall als durch planmäßiges und verständnisvolles Sammeln zusammengebracht war, und so erdrückte in den unzulänglichen bisherigen Räumen das gänzlich Wertlose auch das Beachtenswertere. Eine alte Krambude sagten die Unhöflichen; ein Raritätenkabinett sagten die etwas Höflicheren.

Eines war sicher; je weniger diese Sammlungen, obgleich sie zweifellos vielfach unterschätzt wurden, durch eine Anzahl einzelner Prachtstücke in die Augen fielen, umso bedeutungsvoller wurde die Frage der Aufstellung und Gruppierung. Diese Objekte, an sich fast alle von bescheidenen Reizen und bescheidenem wissenschaftlichen Interesse, mußten in nüchterner, endloser Nebeneinanderreihung gähnende Langeweile erzeugen. Da nicht das einzelne Stück in diesem Museum für sich selbst spricht, kam es auf den Rahmen umso mehr an, es mußte ein Museum geschaffen werden, das diese märkische und diese Berliner Vergangenheit — so anspruchslos sie sind — doch ihre eigenartige, eindringliche und nicht reizlose Sprache zu uns sprechen läßt. So konnte man an die Massen herankommen, und wiederum bleibt die Gefahr zu vermeiden, daß in zu starkem Streben nach dieser Richtung, in dem Wunsche plausibel und einschmeichelnd für jedermann zu sein, das gesamte Niveau zu platter Volkstümlichkeit unter Schädigung des sachlichen Ernstes, den die Wissenschaft verlangen darf, herabgedrückt ward.

Waren diese komplizierten Aufgaben zu lösen, so konnten sie ganz sicher ihre Lösung nur finden, wenn der Architekt sie in vollem Umfange würdigte, wenn er sich nicht damit begnügte, ein Museum zu bauen, sondern das Museum für diese Sammlungen.

Nachdem im Jahre 1892 die städtischen Behörden entsprechende Beschlüsse gefaßt hatten, ging man daran, ein Preisausschreiben zu erlassen, um geeignete Museumspläne zu erlangen. Man erhielt sie, vielfach nicht unschön in der Fassade, und in einer inneren Anordnung der Museen hergebrachten Stiles; gut gelegene, gut beleuchtete Räume, große und kleine nebeneinander aufmarschiert, wie es bei Museen mit mehr oder weniger Geschmack üblich zu sein pflegt: die Kaserne und das Magazin — der Ausnahmen sind bisher nur wenige —, freilich verkleidet und gehoben durch etwas schloßartigen Prunk oder tempelartige Feierlichkeit.

Als Ludwig Hoffmann Berliner Stadtbaurat geworden, wurde glücklicherweise dieser Pfad verlassen; und Hoffmann schuf hier aus den komplizierten Terrainverhältnissen und aus den Bedürfnissen dieser Sammlungen einen Museumsbau von hoher Eigenart, das Museum für diesen Berliner Zweck.

Wieder einmal erweist sich, daß Meister im Bauen jener ist, der am tiefsten die Aufgabe, ihre Eigenart und ihre Notwendigkeiten erfaßt, der aus diesen individuellen Notwendigkeiten und Bedürfnissen heraus gestaltet, und der damit auch zu Lösungen kommen muß voll Originalität.

Statt eines Magazinbaues mit gefälliger oder schöner Fassade und mit wohl geordneten Sammlungen voll recht bescheidenen Reizen und von nicht allzuhohem wissenschaftlichen Interesse, ließ Hoffmann ein Stück märkischer Vergangenheit vor uns erstehen. Sein Museum ist verkörperte märkische Baugeschichte; märkische Baugeschichte, wie sie sich durch die Jahrhunderte hinzieht, und die verzwickte Terrainlage benutzte er, um in malerischer Anordnung Bauteil an Bauteil zu schieben, als hätten Geschlechter und Geschlechter langsam das Werk weiter geführt vom mittelalterlichen, gotischen, backsteinernen, einsamen Abteibau in der verlassenen Mark bis zu den bescheidenen Renaissanceformen der beginnenden neuen Zeit. Und diese Schöpfung ist nicht aufdringlich virtuos und damit gesucht; sondern streng sachlich; sie wirkt ernst und natürlich, und so hat denn das an alten Baulichkeiten so arme Berlin jetzt durch Hoffmann ein neuestes Werk, das unter glücklichster Anpassung an den Raum und an den grünen Hintergrund wie ein Stück eigenartiger Vergangenheit wirkt.

Was andere Städte aus früheren Jahrhunderten mitbekamen, schuf Hoffmann, und wenn in Nürnberg, im Bargello in Florenz, im Musée de Cluny zu Paris Sammlungen reizvoll in alte Baulichkeiten hineinverlegt wurden, so hat der Geist eines modernen Baumeisters uns das gegeben, was uns fehlte, und was gerade für diese Sammlungen eine Notwendigkeit war. Hoffmann hat nicht etwa nur für die Fassade spielerisch Motive der märkischen Baugeschichte verwertet; Fassade und Inneres sind eins; auch das Innere ist ein historischer Bau der Vergangenheit, und die schwierigste Aufgabe, die vielleicht zu lösen war, sie bestand darin, diesem Bau seine historische Treue nicht zu rauben, und ihn doch zur Aufstellung von Museumsobjekten geeignet zu machen. Mit unendlicher Sorgfalt und Liebe und mit größter künstlerischer Feinfühligkeit und künstlerischem Takt hat Hoffmann diese widerspruchsvolle Aufgabe angepackt und gelöst, — ich glaube in dem Umfange, wie sie zu lösen war.

So hat denn auch Berlin von der Hand seines Architekten, auf den wir stolz sind, sein altertümliches, nicht altertümelndes Museum; eine Fassade wie von einem kirchlichen Stift in märkischen Landen, das sich durch die Zeiten rettete, halb Burg, halb Gotteshaus, halb Amtssitz, und Räume, gedrückt und mäßig erleuchtet wie im Untergeschoß von Burgen und dann kühle Herrenhallen und kirchliche Hallen, die protestantische Einfachheit und Kargheit zu einer Zeit schon aufweisen, als es noch keinen Protestantismus gab, und bescheidene, regelmäßige Kanzleistuben von damals, als das fürstliche Schreiberwesen seinen Einzug bei uns gehalten hat, und in diesen Räumen, eigenartig und eindrucksvoll zur Phantasie sprechend, werden Sammlungen zum Leben erwachen, Sammlungen, die von der Kargheit des märkischen Bodens berichten, von dem langsamen Erwachen einer dürftigen Kultur, die gleichwohl ihre stillen Feinheiten

und in ihrer Herbheit ihre Eigenart biegt, und wie dann bürgerliche Nüchternheit hier und dort ein wenig kokett und ein wenig verziert und doch noch immer bescheidentlich und recht provinziell kam, bis zur plötzlichen, fast märchenhaften Wandlung Berlins zur modernen Riesenstadt, voll großstädtischer Menschen mit ihrer norddeutschen Kraft und Rauheit trotz allem weltmännischen Luxus. Wie sich dies Werden aufbaut auf der märkischen Natur, wie es verflochten ist mit den geschichtlichen Ereignissen, das soll gezeigt werden, und vielleicht gelingt es, wie die Vergangenheit aus ihren Trümmern und Scherben, so aus den nüchternen Zahlen unseres statistischen Jahrbuches und aus einer Anzahl Modelle die gewaltige Gegenwart mit möglichster Leibhaftigkeit erstehen zu lassen.

Eine Abteilung, in der die Statistik lebensvoll verarbeitet werden soll, hat diese Aufgabe zu lösen. Es soll hier auf engstem Raume zugleich kontrastiert werden das heutige Berlin und das Berlin der Vergangenheit und Berlin mit anderen Riesenstädten; zahlenmäßig und doch unmittelbar verständlich, wie im Anschauungsunterricht, ein Rechenschaftsbericht von dem Berlin, in dem wir leben, mit allen seinen wichtigsten Erscheinungen; ein Versuch, den ich angeregt habe, und dessen Schwierigkeiten sich jetzt bei der praktischen Ausführung als so große erweisen — anschaulich und anziehend ohne Banalität zu sein, Zahlen zu jedermann sprechen zu lassen — daß er vielleicht — nicht glückt oder nicht in vollem Umfang glückt. Aber es lohnt den Versuch, dieses Neuland für jene Besucher unseres städtischen Museums zu erobern, die nie ein statistisches Jahrbuch mit seinen Schätzen wissenswerter Tatsachen zur Hand nehmen, und die, wenn sie es zur Hand nähmen, Zahlen nicht zu lesen verstünden.

An der Spitze unserer städtischen Museumsverwaltung steht jetzt Bürgermeister Reicke, ein für diese Aufgaben besonders interessierter, weitblickender Kulturmensch; unter seiner und Hoffmanns Leitung werden auch die letzten Schwierigkeiten überwunden werden. Die Berliner Bürgerschaft wird heute für die Interessen der Sammlungen durch einen Museumsverein herangezogen; — wie viel wäre ihm zu danken, wenn er insbesondere die verwehten Blüten der Berliner Schwarz-Weiß-Kunst, der Malerei und auch Bildhauerei im achtzehnten Jahrhundert und bis tief ins neunzehnte Jahrhundert hinein aus den Bürgerhäusern heraus- und in das Museum hineinbrächte —; so glaube ich, Berlin wird in diesem Jahr um ein Museum reicher werden, das nicht Schätze birgt wie die Abtei von Cluny und nicht wie der Bargello und nicht wie das Nationalmuseum in Nürnberg, aber das doch Eigenart und Charakter hat, und um seiner Eigenart und seines Charakters willen wertvoll, beachtenswert und — beachtet sein wird.

P. Nathan.

Weibliche Philosophie.

Hermann Bahr schließt einen Aufsatz, in dem er die Ueberzeugung der Wiener von der „Unrettbarkeit des Ich" verteidigt, mit der jähen Wendung: „Wir erkennen, daß das Element unseres Lebens nicht die Wahrheit ist, sondern die Illusion. Für mich gilt, nicht was wahr ist, sondern was ich brauche, und so geht die Sonne dennoch auf, die Erde ist wirklich und Ich bin Ich." — Nachdem das Kaninchen vor aller sehenden Augen im Mörser zerstampft ist, zieht der Akteur es mit beruhigendem Lächeln in schöner, zappelnder Lebensfülle aus der Westentasche — es ist doch noch da, und er hat das die ganze Zeit gewußt, und nun will er es genug sein lassen des grausamen Spiels.

Frauen wird übel bei diesem grausamen Spiel. Die scheußliche Illusion kommt der Wahrheit zu nahe, und mit solchen Dingen soll man nicht scherzen. Und was das „Ich" anbetrifft oder die „Seele" — so ist es im Grunde Geschmackssache, ob wir das, was das Element unseres Lebens ist, Illusion oder Wahrheit nennen wollen. Ob ich das Leben Illusion nenne und den Tod Wahrheit oder umgekehrt: Leben ist eben Leben, und Tod ist Tod.

Ueber „weibliche Kultur", d. h. über die spezifischen Leistungen, mit denen die Frau aus ihrer Art heraus die menschlichen Werte prägen hilft, ist bei uns schon ziemlich viel geredet worden. Man hat gesagt, die Frau stehe dem „Urgrund der Natur" noch näher, ihre Kräfte, Eigenschaften, Impulse seien unmittelbarer, enger untereinander verbunden, und ihr Wesen sei deshalb einheitlicher, inniger, und leichter von einem Punkt aus zu erregen und zu bestimmen. Wenn ein philosophisches System Ausdrucksbewegung einer Seele ist, so müßte weibliche Philosophie uns diese Einheitlichkeit und Innigkeit der weiblichen im Gegensatz zur männlichen Seele erkennen lassen. Wenn sich den Fazettenaugen der männlichen Lebensbetrachtung sogar das Ich noch in eine Unzahl von „Situationen" zerlegt, müßte sie trachten, das Leben als Ganzes, ungeteilt zu fassen, müßte sie nicht die Differenzen, sondern die Summe seiner zahllosen Posten suchen.

Es ist etwas von solchem weiblichen Ethos in dem Buch, das im vorigen Jahre erschienen ist und — vielleicht, weil es keinen klingenden Namen trug — wenig Beachtung gefunden hat: Vom Haben und Sein der Seele von Marie Luise Enckendorff.*) Es ist eine Zuversicht zum Ichsein darin, die der Bestätigung durch die Beweisbarkeiten des Lebens nicht bedarf, die nicht zu untersuchen braucht, weil sie fühlt. Und die der Zerkleinerung des Ichs in der Wissenschaft ruhig zusieht. Sie weiß, es ist brotlose Kunst, ein Sich-selbst-übertrumpfen der Kritik, ein Taschenspielerstück des Intellekts: „Wissenschaftliche Theorien, welche die Seele als Totalität nicht wollten bestehen lassen, haben ihre Aeußerungen noch der Einheit von Lebenserscheinungen subsumiert: das Spiegelbild verehrend, das Wesen, das sich spiegelt, vernichtend."

Noch in einem anderen Wesenszug spiegelt das kleine Buch die weibliche Seele. Es ist von einer Wärme durchströmt, die niemals sentimental oder pathetisch wird, aber uns doch immer im Gedächtnis behalten läßt, daß es sich hier nicht um arithmetische Rechnungen, sondern um Dinge handelt, in denen die Bitterkeit und Süße des Lebens schlummert.

Ein „Tagebuch" nennt die Verfasserin ihr Buch. Es erinnert in der Form an Fichtes Schrift von der Bestimmung des Menschen und mehr noch an Schleiermachers Monologe. Tagebuch — Monolog, die Formen, zu denen greifen muß, wer nach Schleiermachers Worten keine Philosophie machen, aber philosophieren will, wer nicht Werke außer sich darstellen, sondern sich selbst, den Weg der eigenen Bildung beschreiben möchte, wer nicht Grundsätze erörtert, sondern Erfahrungen mitteilt. Und wie in den „Monologen", so ist auch hier die Sprache von dem „Interesse an der Reflexion" und der „Tiefe des Eindrucks" geprägt, wenn auch die Verfasserin die Formfrage naiver — und darum besser und sicherer — gelöst hat, als Schleiermacher, der eine bewußte, künstlerische Absicht nicht durchaus glücklich durchzuführen vermocht hat.

„Betrachtung — Prüfungen — Weltansicht": Schleiermachers Ueberschriften, deren letzte Dilthey umschreibt: der individuelle Wille und die Gemeinschaft der Menschen. „Formung — Versuchungen — das Fremde und das Eigne": so bezeichnet das Tagebuch den Inhalt seiner Reflexionen. Und doch hat man keineswegs den Eindruck einer bewußten Nachbildung, es scheint vielmehr, als ob die Form mit dem Gegenstand notwendig gegeben sei, als wenn er sich nur in ihr entfalten könnte.

Der Gegenstand aber ist in Monologen und Tagebuch der gleiche: das Problem der Individualität. Was Schleiermacher als Grundvorgang aller persönlichen Entwicklung in den dichterischen Worten zusammenfaßt: „ein heil'ges Bild schwebt jedem Bessern vor, in dessen Züg' er strebt sich zu gestalten" — damit setzt auch das Tagebuch ein: „Hinabtauchend in die letzten Tiefen unseres Seins, hinfühlend auf alles, was sich regt als unser, scheiden wir und fühlen ein Letztes als unser eigentliches Ich, dem wir Wert beilegen, unser Wesen.

*) Duncker & Humblot 1906.

Wir nennen den Inbegriff unseres Ich: unsere Seele, das, was wir lieben und als unseres Seins Geheimnis fühlen und dem wir gleichen w o l l e n. — — Ringend aber um dies, ringen wir um u n s e r Sein in dem Sein, um u n s e r e Welt in der Welt." Anschauung und Bejahung unseres wahren Selbst, um das wir im Zeitverlauf kämpfen, das ist der Ausgangspunkt hier wie bei Schleiermacher. Wir sind nicht Schauplatz für Verbindungen, Verknüpfungen, Kämpfe von Eindrücken, Sensationen, Motiven, die nicht „wir" sind, sondern w i r gestalten den Zusammenhang der Vorgänge in uns durch unsere Form. „Die letzte seelische Realität unserer Gedanken, Gefühle, Wollungen, Handlungen besteht nicht darin, daß sie sich ereignen, sondern in ihrer Getragenheit durch die Totalität der Seele; in ihrer Zusammengehaltenheit, Zentralisiertheit durch das Leben der Seele, in dem Aufgehen in ihre Form. Der Zusammenhalt der Lebensbewegungen auf die Form hin heißt eines Dinges Aktivität."

Aber nur in der Grundanschauung ihres Problems, in der e i n e n tiefen Gewißheit, der inneren Erfahrung eines Sollens, das auf Erhaltung der Totalität unserer Seele gerichtet ist — nur in diesem Ausgangspunkt, man kann vielleicht sagen, in einer elementaren Verwandtschaft der Naturen, liegt die Uebereinstimmung. Es ist, nachdem man diese Verwandtschaft erkannt hat, doppelt reizvoll zu sehen, wie verschiedene Straßen das neunzehnte und das zwanzigste Jahrhundert so naturverwandte Seelen führen. Das neunzehnte und das zwanzigste Jahrhundert — vielleicht aber auch die Art des Mannes und die der Frau.

Denn wenn Schleiermacher, der Jünger des philosophischen Idealismus, sich selbst erst findet, nachdem er sich zur Anschauung „der Menschheit" erhoben hat, verschmilzt in dem Tagebuch diese doppelte Bewegung, aus dem Besonderen ins Allgemeine und aus dem Allgemeinen ins Besondere, in dem e i n e n Sollen, das einer in Denkformen gefaßten metaphysischen Beziehung entraten kann, das seinen Grund in sich hat und identisch ist mit dem Glauben an einen Gott, der nichts ist als das Ziel, die Erfüllung, die Gestalt der Seele.

Versuchungen — das Tagebuch sucht sie an zentraleren Stellen als die Monologe, nicht zuerst im Widerspruch der Seele mit der Welt, in ihrer Abhängigkeit von dem äußeren Schicksal, sondern in ihrem Kampf mit sich selbst. Ueber den Gott, den sie sich schafft, so gut sie vermag, wächst sie hinaus, und doch hat ihre Sehnsucht ihm eine Dignität gegeben, die verbietet, ihn zu verwerfen; so kann es kommen, daß die Seele ihr Leben opfert, um das Symbol des Lebens zu erhalten. Gott und das Sollen der Seele treten auseinander als zwei feindliche Mächte, Tugend und Glückseligkeit, Reinheit und Glück als zwei verschiedene Lebensziele. Die Seele, von ihrem Leben abgeschnitten durch das Gebot eines Gottes, der nicht ihr Gott ist, übertüncht ihr Grab mit dem Begriff des „Erlaubten".

Oder die Seele wird bedrängt von den Versuchungen durch den Verstand, vor dem ihr Gott seine Evidenz nicht behaupten kann, denn er ist aus Breiterem, aus umfassenderer Menschlichkeit geboren, als aus dem Verstande. Oder — wir werden versucht, das Gesetz unseres Lebens aus der äußeren, gesellschaftlichen Welt abzuleiten, aus einer handgreiflichen Teleologie, die „verständlich", vom Verstand geschaffen ist. Und die Seele hat dem Andrang solcher plausiblen Notwendigkeiten nichts entgegenzusetzen als „die zitternde Flamme ihres eigenen Lebens, die zarte Idee eines tiefsten Ich, einer Gesetzlichkeit ihres Wesens, die gelebt sein soll".

Und hier schon mündet das Tagebuch aus in die Reflexion über die letzte, heikelste praktische Lebensfrage des Ich: Egoismus und Altruismus. Jedes der beiden Worte stammt aus der Stärke und aus der Schwäche. Altruismus: damit begibt sich die Seele hinein „in die Welt menschlicher Beziehungen, um sie an ihrem Teil umzuschaffen, von einer Welt sinnloser Willkür zu einer Welt, in der die Seele unbedrängt schreiten möge auf den Wegen ihrer Erlösung; sich vollenden möge, getragen, nicht beschränkt durch das, was ihres Geschlechts ist. — — So ist ein Siegen in diesem Altruismus, in diesem höchst Sittlichen die ganze glückliche Glut des Lebens, das Blühen, das Vorwärtsströmen der Seele, ihr Hineinströmen in die Welt des Handelns und Erlebens." — Altruismus: das ist aber auch die Dienstbarkeit vor der Gesellschaft, die aus einem technischen Mittel des Daseins zu dem erborgten Königtum eines Selbstzwecks erhöht ist; ein verhängnisvoller Irrtum, daß der „gute Wille" für alles steht, wenn das Feindliche der Seele in ihrem Daseinskampf das halbe Leben weggerissen hat; Altruismus, das ist „die Veräußerlichung der Pflicht". Und so ist auch Egoismus die Treue der Seele zu ihrem Leben, zu ihrer Form, tiefste Lebendigkeit des Ich — aber auch ein Frohsein-wollen ohne innere Sanktion, ein Haben-wollen, das sich auf die äußeren Mittel und Bedingungen des Lebens richtet, statt auf das Leben selbst. — — —

Weibliche Philosophie. Ich weiß nicht, ob sie bestehen kann vor dem Urteil eines philosophischen Fachjournals, vor der Frage etwa nach ihren erkenntnistheoretischen Grundlagen, nach der kritischen Eindeutigkeit ihres Seelenbegriffs. Aber sie besteht vor der tiefsten, inneren Erfahrung, an die sie sich wendet, der sie nachgeht, und die sie mit vorsichtigen und biegsamen Worten zu beschreiben versucht. Jener inneren Erfahrung, zu deren Träger die F r a u gestempelt wird:

„Ganz leise spricht ein Gott in unsrer Brust,
Ganz leise, ganz vernehmlich, zeigt uns an,
Was zu ergreifen ist und was zu flieh'n."

Gertrud Bäumer.

J. J. Rousseau.

Wem heute der Name Rousseau auf die Lippen kommt, der denkt wohl nur an den citoyen de Genève, und zwar hinsichtlich seines Weltrufs, kaum je in bezug auf Lombrosos geistvolle Behauptung vom Verhältnis zwischen Genie und Wahnsinn. Seine Berühmtheit ist wahrlich eine ganz außergewöhnliche. Aus einem armen Musiker, der sich durch Unterrichtgeben und Notenabschreiben kümmerlich ernährt, bei reifem Alter ein Schriftsteller von solcher Ueberlegenheit werden, und das sofort mit der ersten Schrift, der sich andere gleich sehr die allgemeine Teilnahme fesselnde anschließen, weist auf eine hervorragende Begabung hin, die sich im Bewußtsein der Mitwelt und im Andenken späterer Geschlechter geltend machen muß. Und dieser Weltruf behauptet sich nicht nur im Gegensatz einer ihm wenig gewogenen Reihe bedeutender Schriftsteller im Dienste der französischen Aufklärung, was damals mit dem ganzen Gebiet der Geistesbildung zusammenfiel, auch weit darüber hinaus erstreckt sich seine Einwirkung. Ohne diese ist der Aufschwung unserer eigenen deutschen Literatur nicht zu denken. Drei ihrer erlauchten Nomen stehen hier obenan. Kant, Schiller und Goethe, wenn auch zweifellos in verschiedener Weise von ihm angeregt, gleichen sich in der entschiedenen und stetig nachwirkenden Begeisterung für ihn. Dies vor Augen, gewährt es ein besonderes Interesse, an Rousseaus Schriften, die allein in Betracht kommen, heute heranzutreten. Eine unbefangene Prüfung kann, auch bei redlicher Anerkennung ihrer Bedeutung und des ihnen eigentümlichen Zaubers, über gewisse Bedenklichkeiten nicht hinwegkommen, die sich unfehlbar und unabweisbar gegen ihre landläufige Schätzung einstellen.

Schon die Erstlingsschrift zeigt ihn in der ihm eigentümlichen Widersprüchigkeit. Nicht genug, daß er die sie veranlassende Preisfrage nach dem heilsamen Einfluß von Künsten und Wissenschaften auf die Gesittung verneint, er stellt dagegen als das Erwünschte einen u r s p r ü n g l i c h e n U n s c h u l d s z u s t a n d auf, den er doch für einen eben infolge der Künste und Wissenschaften und ihrer Herrschaft unwiderbringlich verlorenen erklärt. Grundsätzlich gilt ihm der denkende und kulturell entwickelte Mensch als ein entartetes Wesen, das eben deshalb seine frühere Vollkommenheit nicht

wiedergewinnen kann, sondern sich mit einer gewissen Entsagung und Enthaltsamkeit begnügen soll, um dadurch „tugendhaft" zu werden. Mit hinreißender Beredsamkeit werden die Vorzüge von Urbild und Nachbild gepriesen, und eine durch weitgelangte Bildung ausgezeichnete Gesellschaft lauscht voll Entzücken der Verdammung eben dieser Bildung, an der ein gewisser Ueberdruß sich eben eingestellt hat. Rousseau hat das seltene Glück, das „stille Geheimnis" eines großen Teils seiner Mitwelt auszusprechen, so weit diese von der herrschenden Aufklärung und ihren Anwälten unbefriedigt ist, weil sie ihnen eine gewisse Einseitigkeit vorzuwerfen Grund zu haben glaubt. Daß Rousseau bei seinem Verhalten nicht der christlichen Weltentfremdung das Wort redet, steht außer Zweifel; gleichwohl trauert er wie diese um ein verlorenes Paradies, sucht wie diese das goldene Zeitalter in einer nimmer wiederkehrenden Vergangenheit und behauptet sich mit einem rückwärtsgewandten Ideal gegen eine allgemeine Anschauung, die ihre Kraft und Bedeutung in dem rastlosen Ankämpfen gegen die kirchliche Vormundschaft und ihre frechen Anmaßungen zu entfalten bemüht ist. Seine begeisterte Auflehnung findet eine so ausgedehnte Zustimmung, daß er bald darauf eine Variation des nämlichen Themas anstimmt und gleichen Erfolg hat.

Was ihm dieses entgegenkommende Verständnis späterhin bei der Zeitgenossenschaft sichert, ist die dabei mitwirkende und mit Geschick zu Wort kommende Naturbegeisterung. Es ist, als habe man einen alten, lieben Freund wiedergefunden, den man langehin verkannt und aus den Augen verloren gehabt. Man liest heute noch mit Entzücken seine Ausführungen: obwohl wir seitdem reichlich in der Natur und ihren Herrlichkeiten geschwelgt, wirken diese Zeilen immer noch wie unsere eigene Auffassung bestätigend.

Man lasse sich hierdurch nicht täuschen! Die von ihm gepriesene Natur ist nicht nur ein Ausschnitt, der uns in ihren lieblichen oder imposanten Eigenschaften fesselt und bezaubert, ein Ausschnitt, wobei über alle Kehrseiten der Natur — wie Dürre, Ueberschwemmungen, Seuchen, Krüppelhaftigkeiten und andere Vorkommnisse — hinweggesehen wird; bis auf wenige Ausnahmen ist diese „Natur" in gewissem Sinne Menschenwerk, durch Menschenarbeit ihrer ursprünglichen Wildheit entkleidet und unserer Empfänglichkeit zugänglicher gemacht. Es ist eine mittels der Kultur zu höheren Werten gebrachte Natur, die fortan — vom Mitwirken ästhetischen Sinnes ganz abgesehen — allgemeiner gewürdigt wird. Und diese Natur, die er vorfindet, ergötzt ihn, nachdem die überkünstelte Gartenmanier im französischen Hofgeschmack sie lange unseren Blicken entzogen, bis ihre Schönheit durch die englischen Parks zur Geltung gelangte. Wie hier die kulturell behandelte Natur, hat auch, was sonst an Natürlichkeit gepriesen und bewundert wird, mit dieser selbst in ihrer Ursprünglichkeit so geringe Gemeinschaft wie andere eben deshalb beliebte Tageserzeugnisse. So wenig die Erzählung „Paul und Virginie" echte Natur, echtes Idyll bringt, sondern nur eine sentimentale Liebesgeschichte in idyllischer Einkleidung, wobei noch dazu die sogenannte Vorsehung beständig durch allerhand erwünschte Eingriffe mitzuwirken hat, so wenig kulturfrei und naturgewaltig sind auch die damals aufkommende Schäferspielerei und die Bergeriemaskerade mit ihren Ermitagen und ihren ländlichen Mahlzeiten. Rousseau selbst gefällt sich in Verkleidungen und kehrt den die allgemeine Neugier herausfordernden Sonderling hervor. Daß dieses Naturentzücken stark mit Künstelei versetzt gewesen, dürfte schwer abzuleugnen sein.

Man wird hiergegen Rousseaus Bemühungen um das Erziehungswesen und die vielen darüber handelnden bedeutsamen Partien seiner Schriften anführen wollen. Und mit Recht, wenn auch hier alles echt, alles neu wäre. Zweierlei weckt Bedenken gegen seine erzieherischen Auseinandersetzungen. Er betört seine Leser mit einem redseligen Tugendgeschwätz, das jene und ihn selbst über das Bedenkliche der von ihm empfohlenen Erziehungsweise hinwegsehen läßt, die noch dazu bei völliger Weltabgeschiedenheit stattfinden soll. Vergesse man nicht, welche Bedeutung dem Erzieher gegeben wird, der durchweg die Leitung seines isolierten Zöglings zu behalten hat, dazu allerhand Komödienhaftes, die gemiedene Wirklichkeit zu ersetzen. Von der Vortrefflichkeit der durch seine Maßregelungen zu bewirkenden Tugendboldigkeit ist Rousseau so durchdrungen, daß man meinen könnte, er habe dabei eine Grundvorstellung der byzantinischen Dogmatik zum Vorbild gehabt, wonach behauptet wird, das Geltendmachen eines eigenen Urteils sei der zweite Sündenfall. Diese Absonderlichkeiten erwägend, wird man einen gewissen Argwohn gegen seine tugendzüchtenden Erziehungsratschläge nicht los.

Voll von Sophismen, wie seine übrigen vielgelesenen Schriften, sind ebenfalls die politischen. Auch da verhüllt das Rhetorische ihre offenbare Widersprüchigkeit, die ihm wie seinen Lesern entgeht, weil er zunächst nur an sich denkt, für die berechtigten Forderungen echten Menschendaseins eintritt, aber sie durch Bestimmungen erreichen will, die er, seinerseits von ihnen unberührt, rücksichtslos vorschreibt. Daß die Individualität, auf angeborene Menschenwürde gegründet, jedem Staatsmitglied zukomme, gilt für ausgemacht. Aber der staatlichen Einheit wegen ist sie kollektivistisch an die Staatsgemeinschaft abzutreten, die, durch die Einsichtigsten und Besten gehandhabt, das ganze bürgerliche Leben zu regeln und zu ordnen hat. Es erstreckt sich dies auf Bräuche und Sitten, Vermögensverhältnisse und Erziehung, Ueberwachung der Presse und auf Vorschriften für den religiösen Glauben. Weil dies alles gesetzliche Vorschrift ist, soll es willige Befolgung finden. Jeder ist ein Teil der Gemeinschaft, der er sich unbedingt zu unterwerfen hat, „weil das Ganze nie gegen seine Teile feindlich und unbillig sein kann". Natürlich: alle sind zur „Tugend" erzogen, und so können die, welche für das Gedeihen des Ganzen zu sorgen haben, nicht anders als einzig der Tugend angemessene Verfügungen treffen. Besondere Aufmerksamkeit der konfessionellen Einheit widmend, sucht Rousseau damit gleichwohl nicht die Zustimmung der Kirche, die in ihren Ansprüchen an die Gläubigen unersättlich ist und sich mit dem von ihm empfohlenen Minimum „höherer Wahrheiten" nicht begnügt, die er, als allgemeine Forderungen des Glaubensbedürfnisses, unabhängig von der traditionellen Kirchengemeinschaft in voller Uebereinstimmung mit zeitgenössischen Ueberzeugungen aufstellt. Diese relative Freiheit, die in gewissem Sinne der altgültigen christlichen Freiheit entspricht, bezaubert die denkende Mitwelt nicht weniger als die mittels aller übrigen Zwangsvorkehrungen anzustrebende „Tugend". Bei seinen Ausführungen bleibt es bei einem noch einigermaßen gezügelten Tugendeifer, der nicht in wüsten Tugendfanatismus ausartet. Gleichwohl gemahnen manche der zugunsten der Staatsgewalt ausgesprochenen Tiraden an das wutheulende Pathos von Robespierres deklamatorischen Konventreden, denen sie die Anregung gegeben. Erst eine spätere Zeit sollte die folgerichtige Entwicklung dieser von Rousseau gegebenen Anfänge kennen lernen.

Was uns heute an Rousseaus Schriften so sehr widerstrebt, ist die darin sich ankündigende Reaktion. In ihnen wirft der fast elementare Umschwung, nachdem dieselben dem Treiben der Jakobiner zur Richtschnur gedient, bis er in Napoleons schrankenlosen Despotismus ausgemündet, um weit ins neunzehnte Jahrhundert hinein nachwirkend das gegenwärtige immer noch schwer heimzusuchen, seinen mächtigen Schatten voraus. Indem wir uns hierüber zu besinnen suchen, knüpfen wir mit unserer Arbeit für Fortschritt und menschliches Wohlergehen bei der von unseren nächsten Vorfahren schmählich verleumdeten und dünkelhaft verlassenen Aufklärung an. Und da wenden wir uns selbstverständlich an Rousseaus Widersacher Voltaire, dem eine nie fehlende Folgerichtigkeit und tapfere Wahrheitsliebe bei seiner kenntnisreichen und vielseitigen Tätigkeit zum Leitstern dienten. Wiewohl es eine Zeit gegeben, die beide Zeitgenossen, weil beide Vorläufer der gegen die Fürstenwillkür ankämpfenden Revolution waren, in einem Atem genannt, auf gleiche Stufe gestellt und sogar beider Gebeine durch Beisetzung im Pantheon geehrt, ist es an uns, den großen Abstand zu sehen und abzuschätzen, der zwischen ihnen besteht. Welche Mängel man auch bei Voltaire aufweisen und wieviel Eitelkeit, von der Rousseau keineswegs frei war, füglich ihm vorwerfen mag, ist er in seinem Wirken durchaus objektiv, ehrlich gegen sich und die Sache, die er verfochten, während Rousseau, auch wo er für Anerkennenswertes eintritt, immer daneben an sich und die eigene Vortrefflichkeit denkt, die ihm über alle anderen

Menschen erheben soll. Ueber sein widerspruchvolles und fast marktschreierisches Gehaben, dem er unter der Flagge der „Natürlichkeit" Beachtung zu schaffen suchte, hat Voltaire das treffende Wort geäußert: bei Rousseaus hochtrabendem Gerede könne man fast das Gelüste verspüren, sich die Wonnen der Vierfüßigkeit zu gönnen. Um bei ihm das Anbahnen der Reaktion zu sehen, dazu hat Voltaire, selbst nicht unbefangen genug und auch in politischen Dingen zu indifferent, ihm gar zu nahe in der Zeitentwicklung gestanden.

Helsingfors. Wilh. Bolin.

Eine Kellnerin.

Autorisierte Uebersetzung von Max Meyerfeld.

Von der Ahnung erfüllt, daß er Schottland nie wiedersehen werde, schrieb Stevenson in der Vorrede zu „Catriona": „Ich sehe, wie eine Vision, die Jugend meines Vaters und seines Vaters und den ganzen Strom des Lebens, das sich dort oben im Norden ergießt, vom Klange des Lachens und von Tränen begleitet; er wird auch mich zu guterletzt, gleichsam in einer plötzlich hereinbrechenden Ueberschwemmung, an diese äußersten Inseln spülen. Und ich bewundere die Romantik des Schicksals und neige vor ihr das Haupt."

Liest sich die Stelle nicht, als wäre sie unter dem Druck einer fieberhaften Erregung entstanden, als ob Stevenson noch beim Schreiben seinem Gedanken nachjagte? Darum erinnert sie an eine Motte, die nach dem Lichte flattert. Aber so vag der Satz auch ist, er enthält einige hübsche Wendungen, und man wird sich ihn merken, obschon vielleicht nicht in seiner ursprünglichen Form. Das „Lachen und die Tränen" und die „plötzlich hereinbrechende Ueberschwemmung" wird man vergessen; dafür wird sich ein schlichterer Ausdruck in unserm Gedächtnis bilden. Das Gefühl, das Stevenson äußern wollte, sickert nur in den Worten „Romantik des Schicksals — äußerste Inseln" durch. Wer empfindet sein Schicksal nicht als Romantik? Wer wundert sich nicht über das äußerste Eiland, an das ihn sein Schicksal einmal wirft? Giacomo Cenci, der auf Befehl des Papstes lebendig geschunden werden sollte, staunte gewiß über die Romantik des Schicksals, das ihn auf sein äußerstes Eiland legte, ein erhöhtes Brett, sodaß der Scherge die Haut seines Körpers wie eine Schürze bequem aufrollen konnte. Und ein Hase, den ich einmal in Regent Street ein Tamburin schlagen sah, blickte mich so sehnsüchtig an, daß ich davon überzeugt bin, er staunte auf eine entfernte Art über die Romantik des Schicksals, das ihn aus dem Wald geholt und an sein äußerstes Eiland geworfen hatte — in diesem Fall: ein Karren. Doch keines dieser beiden sonderbaren Beispiele für die Romantik des Schicksals dünkt mich so wundervoll wie das Los eines versonnenen irischen Mädchens, das ich in einem gewissen äußersten Café des Quartier latin den Studenten Getränke servieren sah. Auch sie hat zweifellos über das Schicksal gestaunt, das sie ausgestoßen, das es so gefügt hatte, daß sie im Tabaksqualm sterben sollte, während sie Studenten Getränke brachte und zu jeder Unterhaltung bereit war, die sie von ihr verlangten.

Gervex, Mademoiselle D'Avary und ich waren nach dem Theater, um uns ein halbes Stündchen zu zerstreuen, in dies Café gegangen. Ich war der Ansicht, das Lokal sei für Mademoiselle D'Avary zu unfein, aber Gervex meinte, wir würden schon eine stille Ecke finden, und wir hatten uns zufällig eine ausgesucht, wo ein schmächtiges, zartes Mädchen bediente, ein Mädchen von einer Mattigkeit, einer Schwäche und von einer Grazie umwittert, die mich fesselte und rührte. Ihre Wangen waren dünn, und in den dunkelgrauen Augen lag etwas Sehnsüchtiges wie in einer Zeichnung von Rossetti; ihr gewelltes, braunes Haar fiel über die Schläfe und war, bis tief in den Nacken hängend, nach der Mode Rossettis aufgesteckt. Die beiden Frauen sahen sich an; die eine gesund und reich, die andere arm und leidend; es war nicht schwer, die Gedanken zu erraten, die ihnen durch den Kopf zogen. Sie hatten sich gewiß voller Staunen die Frage vorgelegt, warum das Leben sie so verschiedene Wege hatte wandeln lassen.

Doch ich muß zuerst erzählen, wer Mademoiselle D'Avary war und wie ich zu ihrer Bekanntschaft kam. Ich war zu Tortoni gegangen, einem früher berühmten Café an der Ecke der Rue Taitbout, ins Stammlokal Rossinis. Als Rossini seine fünfzigtausend Francs jährlich verdiente, soll er gesagt haben: „Jetzt bin ich mit der Musik fertig, sie hat ihre Schuldigkeit getan — jetzt esse ich jeden Tag bei Tortoni." Noch zu meiner Zeit gaben sich bei Tortoni Künstler und Literaten ein Rendezvous, um fünf Uhr war alles da. Zu Tortoni führte mich mein erster Gang in Paris. Wenn man da gesehen wurde, war es bald bekannt, daß man in Paris war. Tortoni war eine Art Annonce.

Dort hatte ich auch einen jungen Mann entdeckt, einen meiner ältesten Freunde, einen begabten Maler — ein Bild von ihm war im Luxembourg — und einen von den Frauen angeschwärmten Mann. Gervex (er war es) hatte mich bei der Hand genommen und mir mit ungestümer Redseligkeit auseinandergesetzt, ich sei die Person, die er suche; er habe von meiner Ankunft gehört und mich in allen Cafés von der Madeleine bis Tortoni gesucht, und zwar wolle er mich zum Essen einladen, damit ich die Bekanntschaft Mademoiselle D'Avarys mache; wir sollten sie in der Rue des Capucines abholen. Ich schreibe den Namen der Straße auf, nicht weil es für meine kleine Geschichte von Belang ist, wo sie wohnte, sondern weil der Name suggestiv wirkt. Wer Paris liebt, hört die Straßennamen gern; sie sind ebenso bezeichnend für Pariser Leben wie die lange Stufenflucht, die sich dicht an den gestrichenen Wänden emporzieht, wie die braun getünchten Türen auf den Treppenabsätzen und der Klingelzug. Auch Mademoiselle D'Avary ist dafür bezeichnend, denn sie war Schauspielerin am Palais Royal. Nicht minder ist es mein Freund; er gehörte zu denen, die sich etwas darauf einbilden, daß sie kein Geld für die Weiber ausgeben, deren Lebensauffassung sich in dem Satz ausprägt: „Wenn sie Lust hat, ins Atelier zu kommen, wenn man mit der Arbeit fertig ist, nous pouvons faire la tête ensemble." Doch so viel sich zugunsten dieses Standpunkts vorbringen läßt, und man kann viel dafür anführen: ich hatte gedacht, als ich mich bewundernd in ihrem Salon umsah — einem Salon mit Bronzen aus dem sechzehnten Jahrhundert, Meißener Porzellanfiguren, Etageren voll Silberzierat, drei Zeichnungen von Boucher (Boucher aus drei Perioden: ein französischer Boucher, ein flämischer Boucher und ein italienischer Boucher) — ich hatte gedacht, er hätte die Bemerkung unterdrücken können, ich solle ja nicht glauben, irgend einer von diesen Gegenständen sei ein Geschenk von ihm, und er werde nicht sagen, als sie hereintrat, das Armband, das sie da anhabe, sei nicht von ihm. Es schien mir einen ziemlich schlechten Geschmack zu verraten, sie daran zu erinnern, daß er keine Geschenke mache, denn seine Bemerkung warf auf ihre gute Laune einen Schatten; ich konnte es ihr anmerken: bei dem Vorschlag, auszugehen und mit ihm zu speisen, war sie nicht so heiter wie vorher.

Wir dinierten bei Foyot, in einem altmodischen Restaurant, noch unberührt von dem Geschmack der Neuzeit, der weiß und gold gestrichene Wände, elektrische Tischlampen und Tafelmusik bevorzugt. Nach dem Essen gingen wir in ein Theater dicht beim Odéon und sahen ein Stück, in dem Schäfer von flüsternden Bächlein miteinander sprachen und sich um ein untreues Weib abmurksten. Trotzdem darin die Weinlese, festliche Aufzüge, Erntewagen, Lieder in bunter Reihenfolge vorkamen, ließ es uns kalt. In den Zwischenakten stattete Gervex in verschiedenen Teilen des Hauses Besuche ab und stellte es Mademoiselle D'Avary anheim, sich mit mir anzufreunden. Ich bin herzensgern bereit, neben dem Wagen herzugehen, in dem Amor ein Liebespärchen spazieren fährt. Als das Stück zu Ende war, sagte er: „Allons boire un bock", und wir kehrten in einem Studentencafé ein — einem Café mit Tapeten und Tischen aus Eichenholz, altmodischen Krügen, in dem die Kellnerinnen Brusttücher aus dem achtzehnten Jahrhundert trugen, wo ein Student gelegentlich ein hohes Bierglas zwischen die Zähne nahm, es auf einen Zug leerte und Hals über Kopf

hinauseilte, ohne auch nur den Mund zu verziehen. Mademoiselle D'Avarys elegante Schönheit lenkte die wilden Blicke aller anwesenden Studenten auf sich. Sie trug ein Kleid mit eingewebten Blumen, und unter dem großen Hut quoll ihr Haar, schwarz wie die Nacht, hervor. Ihre südliche Hautfarbe war reich getönt, gelb und dunkelgrün, da wo sich das Haar im Nacken lichtete; die Schultern glitten in üppiger Andeutung in das Spitzenmieder hinab. Es gewährte einen besondern Reiz, ihre reife Schönheit mit der blassen, dem Verfall geweihten Schönheit der Kellnerin zu vergleichen. Mademoiselle D'Avary saß, den Fächer weit über ihren Busen gebreitet, mit leise geöffnetem Mund da, sodaß die kleinen Zähne zwischen den roten Lippen hervorleuchteten. Die Kellnerin saß da, ihre mageren Arme über den Tisch gelehnt, und beteiligte sich in allerliebster Weise an der Unterhaltung, wobei sie nur mit einem Blick verriet, daß sie wußte: sie war gescheitert und Mademoiselle D'Avary hatte es im Leben zu etwas gebracht. Erst nach einiger Zeit hörte das Ohr einen schwachen Dialektanflug heraus, einen Dialekt, der sich schwer lokalisieren ließ. Einmal fiel mir eine südliche Betonung auf, dann wieder eine im Norden übliche; schließlich veenahm ich einen unverfälscht englischen Klang bei ihr und sagte:

„Sie sind ja aus England."

„Ich bin aus Irland. Meine Heimat ist Dublin."

Und indem ich mir ein Mädchen vorstellte, das in seinen starren Dubliner Bräuchen großgeworden, das die Romantik des Schicksals aber an dies äußerste Café gespült hatte, fragte ich sie, wieso sie sich dahin verlaufen habe. Sie erzählte mir, schon mit sechzehn Jahren sei sie aus Dublin fort und vor sechs Jahren nach Paris gekommen, um sich eine Stelle als Kinderfräulein zu suchen. Sie sei mit den Kindern meistens in den Luxembourg-Garten gegangen und habe mit ihnen englisch gesprochen. Eines Tages habe sich ein Student neben sie auf die Bank gesetzt . . . Der Rest der Geschichte ist leicht zu erraten. Er hatte kein Geld, sie auszuhalten, und so mußte sie in dieses Café gehen, um ihren Lebensunterhalt zu verdienen.

„Es paßt mir hier garnicht, aber was soll ich machen? Man muß doch leben. Der Tabaksqualm reizt mich so zum Husten."

Ich wandte den Blick nicht von ihr, und sie muß geahnt haben, was mir durch den Sinn zog, denn sie erzählte mir, ihr einer Lungenflügel sei dahin. Wir unterhielten uns davon, wie sie wieder gesund werden könne, wenn sie nach dem Süden ginge, und sie sagte, der Arzt habe ihr dazu geraten.

Da ich sah, daß Gervex und Mademoiselle D'Avary in ein Gespräch vertieft waren, beugte ich mich vor und widmete meine ganze Aufmerksamkeit diesem versonnenen irischen Mädchen, das in seiner Schwindsucht so interessant war; sie hatte ein rotes Brusttuch um, und die dünnen Arme kamen in den weiten Faltenärmeln zum Vorschein. Ich mußte ihr etwas zu trinken anbieten; so war es des Ortes der Brauch. Sie sagte, Trinken sei ihr schädlich, aber wenn sie es abschlage, bekomme sie Unannehmlichkeiten; es sei mir vielleicht einerlei, statt dessen für eine Scheibe Rindfleisch zu bezahlen. Rohes Fleisch sei ihr verordnet. Ich brauche nur die Augen zu schließen und sehe sie wieder, wie sie in die Ecke des Cafés ging, sich ein Stück Fleisch abschnitt und es wegstellte. Sie sagte, sie werde es noch vor dem Schlafengehen essen, also in zwei bis drei Stunden. Während ich mit ihr sprach, malte ich mir ein Häuschen im Süden aus, inmitten von Oliven und Orangenbäumen, sah ein offenes Fenster, durch das die würzige Luft hereinströmt, und dieses Mädchen daran sitzend.

„Ich möchte Sie gern mit in den Süden nehmen und dort pflegen."

„Das bekämen Sie wohl bald über. Ich könnte Ihnen auch nur sehr wenig zum Ersatz für Ihre Freundlichkeit bieten. Der Arzt hat mir jeden Verkehr verboten."

Wir müssen eine ganze Zeit geplaudert haben, denn es war wie das Erwachen aus einem Traum, als Gervex und Mademoiselle D'Avary sich zum Aufbruch rüsteten. Da er sah, wie ich mich für das Mädchen interessierte, sagte er lachend zu Mademoiselle D'Avary, der Anstand erfordere es, mich mit meiner neuen Freundin allein zu lassen. Seine Neckerei verstimmte; und obgleich ich gern noch geblieben wäre, folgte ich ihnen auf die Straße hinaus, wo der Mond hellstrahlend über dem Luxembourg-Garten stand. Wie ich schon vorhin sagte: ich bin herzensgern bereit, neben dem Wagen herzugehen, in dem Amor ein Liebespärchen spazieren fährt; doch es ist traurig, wenn man sich um Mitteenacht allein auf dem Pflaster befindet. Anstatt ins Café zurückzukehren, wanderte ich weiter, mit meinen Gedanken bei dem Mädchen, das ich kennen gelernt, und ihrem sicheen Tod, denn in dem Café konnte sie es nicht mehr lange aushalten. Wir alle denken um Mitternacht unter dem Monde nach, wenn die Stadt wie ein schwarzer italienischer Kupferstich aussieht, und Verse kommen uns von selbst, während wir den rauschenden Fluß betrachten. Nicht nur die Idee zu einem Gedicht kam mir in dieser Nacht, sondern auf dem Pont Neuf begannen die Worte zusammenzuklingen, und eh' ich zu Bett ging, brachte ich noch die ersten Zeilen zu Papier. Am nächsten Morgen schrieb ich weiter, und ich brauchte einen ganzen Tag zu den folgenden Versen:

„Wir sind allein. Hör zu – ein Weilchen nur!
Vernimm den Grund, warum dein müdes Lächeln
und deiner Stimme Flötenklang so hold,
und wodurch meine Liebe tiefer ist,
als dir je Liebe ward von Männern. Sie
hat deiner Augen Weichheit nur gelockt,
die köstlich graue, oder deine schlanke
Gestalt: so eine Grille, wie sie arglos
Verliebten stets als Vorwand dient, — mich lockt
das nicht. Ich will versuchen, es zu sagen.
Hör zu! Ich sehe gern die Sonne sinken
am hoffnungslosen Horoskop der Stunden,
wenn melancholisch still der Himmel wird
in ruhigem Farbenspiel, wie ein Choral
in sanfter Töne Harmonie; so soll
dein Leben wie ein wonniges Phantom
dem Blick entgleiten, und dein Tod soll sein
wie eines linden Abends heitre Schwermut . . .
Gönn' mir die letzten Stunden! Meine Liebe
ist des Geschenkes wert – ich bitt' um sie.
Hab' ich bis jetzt auch nie geliebt, mich dünkt,
dich könnt' ich lieben; aus dem Wissen, daß
die Zeit so kurz, erwüchs' ein zärtlich Mitleid,
ein Schmerz, der adelt, eine Seligkeit,
ein Reiz hoch über aller andern Liebe.
Jetzt hat der Tod den Arm nach dir gereckt
und heischt als seine Braut dich. Meine Seele
(kann sein) mißdeutet ihre Leidenschaft;
vielleicht ist's Liebe nicht, doch wie ein Veilchen
dich welken sehn, wie eine freundliche
Erinn'rung, wär' ein seltsam köstliches
Vergnügen, das weit außer dem Bereich
des Durchschnittsmenschen. Hör mir zu! Ich will
dir auf dem Land, wo Korn- und Weizenfelder
in gelben Ebnen rauschend sich erstrecken,
wo wald'ge Hügel, dichtbelaubte Wege,
für unsern Honigmond ein Häuschen suchen.
Von Heckenrosen-Grün umrankt sind Tür
und Fenster, die zum schattigen Garten führen,
wo wir an sonn'gen Frühherbstabenden
allein spazieren werden; jeden Abend
ein kürz'res Stück, bis zum Orangenbaum
am Gartenende, dir zu weit. Du ruhst
von Zeit zu Zeit und lehnst an meine Brust
dein schlaffes Lilienantlitz. Später dann
trag ich aufs Sofa an der Fensterbank
den matten Leib, daß du den letzten Rest
des säum'gen Abendglastes trinken kannst,
wenn Blütenduft die Lüfte schwellt; derweil
wird meine Seele mannigfach von Schmerzen
zerrissen werden. Wie ein blauer Tag,
der holder wird, da er entschwindet, und
geruhige Heiterkeit und Farbenfülle
gewinnt, je mehr die ernste Nacht hereinschleicht,
wirst du auf ewig süß entschlafen; ich
werd' einen Tag und eine Nacht dein Antlitz

mit großen Tränen netzen und alsdann
dich unter rosenroter Stätte beegen.
Dort darf ich Bände voll Gedichte träumen,
dir widmen und es für ein Glück erachten,
zu wissen, daß du niedrigen Begierden
fortan entrückt bist, wie der schöne Stern,
der an dem Abendzelt des Himmels steht.
Der Tod raubt wenig nur; dein Tod hat mir geschenkt
geläuterten Besitz und tiefen Frieden,
der niemals ird'scher Leidenschaft beschieden."

Selbstverständlich keine gute Dichtung, aber Verse, die sich hören lassen können. In der drittletzten Zeile stören die sechs Füße; um sie zu beseitigen, wäre der Schluß etwa so zu madeln:

Der Tod raubt wenig nur; ich dank' dir, Tod,
für die Erinnrung und die reine Liebe,
die unerwidert blieb.

Und indem ich die letzten Verszeilen vor mich hin murmelte, eilte ich ins Café am Luxembourg-Garten. Ich sann darüber nach, ob ich wohl den Mut fände, das Mädchen zu fragen, ob sie mit mir nach dem Süden kommen und dort leben walle. Ich ahnte, daß ich es unterlassen würde, — die Idee war für mich verlockender als die Tat; denn die Seele eines Dichters ist nicht die Seele einer Florence Nightingale. Das versamene irische Mädchen tat mir leid, und ich eilte zu ihr, ich wußte selbst nicht, warum; sicher nicht, um ihr das Gedicht zu zeigen — der Gedanke schon wäre unerträglich. Oft machte ich unterwegs Halt und legte mir die Frage vor, warum ich hinginge, zu welchem Zweck. Ohne in meinem Herzen eine Antwort darauf zu finden, stürzte ich weiter mit dem dunkeln Gefühl, daß ich mein eigenes Herz auf die Probe stellte. Ich wollte wissen, ab es zu einem Opfer fähig sei. Ich setzte mich an einen ihrer Tische und wartete, aber sie kam nicht. Da fragte ich den Studenten neben mir, ob er das Mädchen kenne, das an diesen Tischen in der Regel bediene. Er bejahte es und erzählte mir von ihrer Krankheit. Ihr Zustand sei hoffnungslos, nur eine Bluttransfusion könne sie retten; sie sei fast blutleer. Er beschrieb, wie man dem Arm eines gesunden Menschen Blut entnehmen und einem fast Blutlosen in die Adern einführen könne. Dach während er sprach, flimmerte es mir vor den Augen, und seine Stimme drang nicht mehr zu mir; ich hörte jemand sagen: „Sie sind sehr blaß", und er bestellte mir einen Cognac.

Der Süden konnte sie auch nicht retten, tatsächlich nichts mehr; und ich ging, an sie denkend, nach Hause.

Zwanzig Jahre sind verstrichen. Wieder denke ich an sie. Armes, kleines, irisches Mädchen! Von einer plötzlich hereinbrechenden Ueberschwemmung zuletzt an ein äußerstes Café gespült. Armes Knochenhäuschen! Und ich neige das Haupt und bewundere die Romantik des Schicksals, das es so fügte, daß ich, der sie nur einmal gesehn, der letzte sein sallte, der sich ihrer erinnert. Vielleicht hätte ich sie vergessen, wäre es nicht zufällig gekommen, daß ich ein Gedicht auf sie machte — ein Gedicht, das ich ihr jetzt zueigne und ihrem namenlosen Andenken widme.

Dublin. George Moore.

Lenau und die Familie Löwenthal. Briefe, Gespräche, Gedichte und Entwürfe. Mit Bewilligung des Freiherrn von Löwenthal vollständigee Abdruck nach den Handschriften. Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen von Prof. Eduard Castle. Mit zehn Bildnissen und fünf Schriftproben. Leipzig, Max Hesses Verlag, 1906.

Zum dritten Male werden Lenaus Briefe an Sophie Löwenthal mitgeteilt, zum ersten Male vollständig. Was Schurz, Lenaus Schwager, gab und Anastasius Grün in der nach meinem Gefühl immer noch besten biographischen Charakteristik erläuternd hinzufügte, was L. A. Frankl in einer ergänzenden and doch lückenhaften Ausgabe als Vertrauensmann der Familie bot, genügte nicht. Die neue, sorgsame Sammlung, liebreich einbegleitet, hofft nun Abschließendes zu schaffen. In Wirklichkeit ist die Haupt- und Kernfrage nach wie vor ungelöst. Daß Sophie Löwenthal nicht heilsam in Lenaus Leben eingegriffen, scheint mir unanzweifelbar. Daß sie nicht allein sein Verhängnis verschuldet, ebenso gewiß. Soweit Anekdotisches, Pathologisches, Geklätsche mitspielt, mag unsereiner so wenig mitreden, wie über den Ausgang der Liebeshändel von George Sand und Alfred de Musset. Sophie mochte Lenau weder freigeben, noch seinetwillen der „Gesellschaft" trotzen, mit ihrem Glauben, ihrer Familie brechen. Menschlich ist das zu begreifen, groß, opferfähig war es sicherlich nicht. Das Mädchentagebuch Sophiens zeigt sie ebenso wenig als außerordentliche Natur, wie der gleichzeitig von Castle aus ihrem Nachluß herausgegebene Roman „Mesalliiert". So bleibt von den neuen Aufschlüssen, die vollen Dank verdienen, nicht die umrahmende, zugunsten Sophiens gedachte und gemachte Einleitung, sondern der ausgiebigere Text Lenaus von Bedeutung. Diese Liebesbriefe des dämonischen oder richtiger von Dämonen durchwühlten Dichters gehören zum Mächtigsten, was nicht nur von seiner Hand herrührt. Sie sind als Ausdruck einer in jeder Beziehung ganz einzigen Persönlichkeit mit Gottfried Kellers „Sinngedicht" zu reden, den großen Bekenntnisfibeln der modernen Menschheit einzureihen. Dabei darf allerdings zweierlei nicht vergessen werden: nicht alles, was Lenau selbst im Augenblick maßloser Erregung des Glücks oder Leides niederschrieb, ist als der Weisheit und Forschung letzter Schluß über seine Beziehung zu Sophie anzusehen. Und damit verbunden oder daraus sich ergebend: da wir die Gegenbriefe Sophiens in entscheidenden Lagen seines Lebens nicht kennen, fehlt die Gegenstimme, sodaß dem Raten oder Verraten der Wahrheit unübersteigliche Grenzen gesetzt sind. Eine Reihe von Urteilen Lenaus, die „Gespräche" nach Aufzeichnungen von Max Löwenthal zum ersten Male in die Oeffentlichkeit bringen, sind sehr belangreich für die Kenntnis und Erkenntnis Lenaus. Sachlich, gemeingültig sind sie durchaus nicht. Seine Verkennung von Grillparzer und anderes muß man als Eigenheiten einer selbständigen Natur hinnehmen, deren Aufrichtigkeit so wenig in Frage steht, wie ihre Fehlbarkeit.

—m.

Hans Wegener: Wir jungen Männer! Das sexuelle Problem des gebildeten jungen Mannes vor der Ehe. Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf.

Der Titel gibt genau den Zweck des Büchleins an: es soll ein Führer des gebildeten jungen Mannes für die schwierigen Jahre sein, die zwischen dem Abschluß seiner körperlichen Entwicklung und dem Eingang einer Ehe liegen. Und der Inhalt erfüllt tatsächlich diesen Zweck, soweit man das überhaupt einem schriftlichen Mentor zutrauen darf. Vom Standpunkt des jugendlichen Kameraden geschrieben, vermeidet das Buch jenen lehrhaften Ton, der mehr abstoßend als aufklärend wirkt, und hält sich in glücklicher Weise von den beiden Extremen fern, die bei der Besprechung dieser heiklen Fragen immer drohen: übertriebene Prüderie oder rücksichtslose Offenheit. Natürliche Sprache und jugendliche Frische der Darstellung machen das Buch zur angenehmen Lektüre. Sachlich steht der Verfasser auf jener sympathischen Mittellinie, die sich von krassen Uebertreibungen der sexuellen Frage ebenso fernhält wie von gefährlicher Schönfärberei. Der junge Mann wird immer wieder auf die Zusammenhänge seines Lebens mit dem Gesamtleben der Nation hingewiesen, und sein Wille zur Reinheit wird durch Mittel gestärkt, die edler sind als ängstigen und verdammen, und kräftiger als gute Ermahnung. Man kann sich darum freuen, daß hervorragende Männer wie Houston Steward Chamberlain, Felix Dahn Paulsen, Rein, Ziegler u. a. „sich in dem Wunsche vereinigen, daß der deutsche Buchhandel und die deutsche Presse für die Verbreitung dieses Buches mit ihrem ganzen Einfluß eintreten möchten".

Whsn.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. – Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Nr. 26. Berlin, den 30. März 1907. 24. Jahrgang.

Die Nation

Wochenschrift für Politik, Volkswirtschaft und Literatur

Herausgegeben von Dr. Th. Barth.

Verlag von Georg Reimer, Berlin W 35, Lützowstr. 107/108.

Des Charfreitags wegen gelangt diese Nummer einen Tag früher zur Ausgabe.

Finale.

„So drückt ein Freund, der lange unsere Hand gehalten, sie stärker noch einmal, wenn er sie lassen will", — dieser melancholische Ausspruch des Optimisten Egmont kommt mir in den Sinn, da ich mich anschicke, die Abschiedsworte festzustellen, welche eine dreiundzwanzigjährige Verbindung mit einem anhänglichen Leserkreise und zahlreichen Mitarbeitern, die mir zum großen Teile persönliche Freunde sind, lösen sollen.

„Zerstoben ist das freundliche Gedränge",

sobald diese letzte Nummer in die Welt gegangen ist.

Neben mir stehen aufgereiht die sämtlichen Faliabände der „Nation". Vergilbt ist schon das Papier der ersten Hefte. Indem ich sie durchblättere, steigt die Vergangenheit lebendig vor mir auf: Die Ursache der Gründung, die so politisch war wie die Ursache des Eingehens. Bismarck war damals noch der allmächtige Beherrscher der deutschen Politik. Aber gelegentlich knisterte es schon verdächtig in dem Gebälk des von ihm errichteten Herrschaftsgebäudes. Die Liberale Vereinigung, deren Sprachrohr die „Nation" wurde, würdigte Fürst Bismarck eines ganz besonderen Hasses. Vier Reichstagsabgeordnete dieser Partei standen einmal gleichzeitig unter der Anklage einer Bismarck-Beleidigung. Die Partei zählte damals soviel Mitglieder wie heute die drei freisinnigen Fraktionen des Reichstags zusammengenommen, und die Deutsche Fortschrittspartei, mit der sie sich bald darauf verschmolz, hatte noch ein Dutzend Mandate mehr.

Die „Nation" war ein halbes Jahr alt, als die geeinigte Deutschfreisinnige Partei mit einem Gesamtbestand von mehr als 100 Reichtagsabgeordneten ins Leben trat. Die Hoffnungen des demokratischen Liberalismus gingen hoch. Die parlamentarischen Voraussetzungen eines liberalen Regiments bei dem nach den Gesetzen der Natur in absehbarer Zeit zu erwartenden Thronwechsel schienen geschaffen zu sein. Eine ungewöhnlich große Zahl rednerischer und publizistischer Talente steckten in der Partei. Neben Männern, deren wissenschaftlicher Ruhm die Welt erfüllte, wie Mommsen und Virchow, umfaßte sie den größten Teil der politischen Führer jenes Liberalismus, der sich um den Neubau und die politische Einrichtung des Reichs unvergängliche Verdienste erworben hatte. Forckenbeck und Stauffenberg, Bamberger, Richter und Rickert, Bunsen und Kapp, Braun, Siemens und Ludwig Löwe, um nur aus der Reihe der Verstorbenen einige der klangvollsten Namen zu nennen, gehörten zu den Begründern der Deutschfreisinnigen Partei.

Kaum einer unter allen, welche die Feder zu führen wußten — und wie viele waren Meister des Handwerks! —, blieb der „Nation" fern. Hinzutraten die liberalen Publizisten des außerparlamentarischen Kreises, darunter Sprachkünstler vom Range eines Gildemeister und Homberger. Schon die elfte Nummer des ersten Jahrganges weist nebeneinander Aufsätze von Ludwig Bamberger, Theodor Mommsen und Otto Gildemeister auf.

Die Absicht ging jedoch nicht dahin, ein ausschließlich politisches und volkswirtschaftliches Publikationsorgan zu schaffen. Wer ausschließlich politische Interessen hegt, pflegt kein weitsichtiger Politiker zu sein. Die liberale Weltanschauung umfaßt mehr als bloß die Politik. Dem Liberalismus, der die ganze geistige Persönlichkeit durchdringt, sollte die „Nation" dienen. Wissenschaftliche, literarische, künstlerische Streitfragen wurden deshalb in den Interessenkreis dieser Zeitschrift bald hineingezogen. Gegen Ende des ersten Jahrgangs erschien eine Serie von Artikeln zur Kontroverse über die Entstehung von Choleraepidemien, in denen Rudolf Virchow und Max von Pettenkofer ihre ruhmvollen Klingen kreuzten. Paul Schlenther begann unter dem Pseudonym Horatio die Reihe seiner „Literaturbriefe an einen verstimmten Politiker". Bald darauf übernahm er die Theaterberichte. Otto Brahm löste ihn als Theaterkritiker ab und machte zuerst in diesen Blättern auf den kommenden Stern Gerhart Hauptmann aufmerksam. Die bildende Kunst war bereits im ersten Heft durch einen Artikel aus Carl Aldenhovens Feder über „Italienische Porträtbüsten in Berlin" vertreten.

Von Anfang an war es unser Bestreben, immer neue Stoffgebiete in den Rahmen der „Nation" hineinzuziehen und sie dort zu erfassen, wo sie gerade im Augenblick das zeitgenössische Interesse erweckten. In diesem Bemühen wurde die Redaktion alsbald auf das wirksamste durch Paul Nathan unterstützt, der fast zwei Jahrzehnte hindurch mit mir die redaktionellen Lasten getragen hat. Im Laufe der Jahre bildete sich der ästhetische Teil der Zeitschrift, der im letzten Quinquennium Ernst Heilborns Leitung unterstellt war, zu immer selbständigerer Bedeutung heran, bis er über das kritische Feld hinausgriff und auch Novellen und Erzählungen brachte.

Während so „der Wechsel der Zeiten immer neuen Trank eingoß in unsern Kelch", hielt die „Nation" stets als oberste Aufgabe das Ziel im Auge, einer einheitlich liberalen Weltanschauung auf den verschiedensten Gebieten des geistigen Strebens Ausdruck zu verleihen. Freiheit und Humanität sind während der ganzen Dauer der Existenz dieser Zeitschrift ihre Leitsterne gewesen. Von lärmenden Ausbrüchen des Nationalgefühls hat sich die „Nation" immer ferngehalten. Die nationalen Hurraschreier und Tamtamschläger haben sie deshalb oft

angegriffen. Wir glauben, patriotischer gehandelt zu haben, indem wir nationalen Vorurteilen und nationalen Phrasen keinen Einfluß auf uns einräumten; auch bei der Beurteilung anderer Völker suchten wir Gerechtigkeit und Billigkeit walten zu lassen.

Der Freiheitsbegriff, den unsere Zeitschrift vertrat, trug von Anfang an einen stark ausgeprägten individualistischen Charakter. Als ich sie begründete, dachte ich zuerst daran, ihr den Namen „Der Individualist" zu geben. Der Gegensatz zum Staatssozialismus beherrscht noch völlig die ersten Jahrgänge. Selbst die Schutzzöllnerei wurde als ein protektionistischer Sprößling eben dieses Staatssozialismus behandelt und bekämpft. Dem Freihandel gegenüber ist der Standpunkt der „Nation" in all den vierundzwanzig Jahren derselbe geblieben. Dem Sozialismus gegenüber ist eine Aenderung eingetreten, ohne daß wir der Goethe'schen Meinung untreu geworden wären, höchstes Glück der Erdenkinder sei nur die Persönlichkeit. Herbert Spencer hat es als das erhabenste Ziel der Staatskunst bezeichnet, daß die höchste Individualisierung mit der größten gegenseitigen Abhängigkeit verknüpft sein müsse. In diesem tiefsinnigen Wort kommt der Gedanke zum Ausdruck, daß sich das Prinzip des Individualismus und das des Sozialismus nicht gegenseitig ausschließen, sondern mit der Entwicklung des Menschengeschlechts zu einer höheren Einheit verknüpft werden können.

In demselben Maße, wie in der „Nation" diese Idee Wurzel faßte, ist auch ihre Stellung zum Sozialismus anders geworden. Jede kommunale und staatliche Gemeinschaft setzt die Einschränkung des individuellen Beliebens voraus. Mit der Entwicklung des staatlichen Organismus werden die Eingriffe in die Freiheit der einzelnen tiefer und häufiger. Eine feste Grenze zwischen dem Herrschaftsgebiet des Individualismus und dem des Sozialismus hat nie bestanden und wird nie bestehen. Die fortwährende Grenzverschiebung bildet vielmehr den hauptsächlichsten Wesensinhalt der inneren Politik aller modernen Kulturstaaten. Die Hauptgefahr des Sozialismus liegt in den Hemmnissen, die er der Entwicklung großer und freier Persönlichkeiten bereitet, die Hauptgefahr des Individualismus in der Uebertreibung der individuellen Herrschaftsmöglichkeit, die im Endeffekt ebenfalls auf eine Verkümmerung der Persönlichkeit bei den wirtschaftlich oder politisch Beherrschten hinausläuft. Zwischen sozialistischem Zwang und individualistischer Monopolherrschaft die Entwicklung des einzelnen zur Persönlichkeit als das höchste Ziel alles Gemeinlebens fest im Auge zu behalten, muß die Aufgabe jeder wirklich liberalen Fortschrittspartei sei.

In dem Bestreben, der Lösung dieses Problems möglichst nahezukommen, hat die „Nation" im Laufe der Jahre die Gefahren eines übertriebenen Individualismus höher und die Gefahren des Sozialismus geringer zu veranschlagen gelernt. Dabei erschienen ihr die Gefahren beider Herrschaftsströmungen, der monopolistischen wie der sozialistischen, umso größer, je weniger demokratisch ein Staatswesen eingerichtet ist. Ein aristokratischer Individualismus wird naturgemäß ebenso wie ein aristokratischer Sozialismus hier das Belieben der Wenigen ohne Schonung der Vielen und dort die staatlichen Eingriffe vornehmlich zugunsten der an der Macht befindlichen Wenigen mißbrauchen. Beides wird umso schwerer möglich sein, je besser eine demokratische Kontrolle funktioniert, die genötigt ist, das Interesse des ganzen Volkes zur Richtschnur ihres Wirkens zu machen. Der Sozialismus eines Feudalstaates ist deshalb etwas völlig anderes als der Sozialismus einer Demokratie. Jeder Sozialismus ist umso leichter erträglich, je enger er mit den freiheitlichen Garantien demokratischer Institutionen verknüpft ist.

Aus diesen Gedankengängen heraus ist auch die Stellung der „Nation" zur Sozialdemokratie im Laufe der Jahre immer unbefangener geworden. Die Gemeinsamkeit der auf dem Gebiete der praktischen Politik liegenden Ziele des demokratischen Liberalismus und der sozialistischen Demokratie reicht so weit, daß eine politische Kooperation beider möglich und bei der Stärke der in der Herrschaft befindlichen gegnerischen Kräfte auch unerläßlich erscheint. Die „Nation" hat einem solchen Zusammenwirken unermüdlich das Wort geredet. Der Verlauf der jüngsten Reichstagswahlen hat gezeigt, daß diese Idee weder im Liberalismus noch in der Sozialdemokratie tief genug Wurzel gefaßt hat, um die incompatibilité d'humeur zu überwinden. Zureden hilft bei einem solchen Zustand der Geister nicht viel, reizt oft mehr, als es heilt. Hier müssen Zeit und böse Erfahrungen helfen. Vielleicht täuschen wir uns, und es gibt einen anderen, besseren Weg, um zu der längst notwendig gewordenen Demokratisierung Deutschlands zu gelangen. Niemand würde das willkommener heißen als wir. „Dem rechten Manne liegt das Ideal im Ziel und nicht in den Wegen", — das hat einst Theodor Mommsen auf diesen Blättern festgestellt. Die „Nation" geht nicht deswegen ein, weil sie das Ziel nicht mehr für erstrebenswert oder für unerreichbar hielte, sondern weil sie einen Weg nicht mitwandeln will, von dem sie glaubt, daß er in die Irre führt. Wie der Wandersmann, der am Kreuzweg Halt macht, während seine Gefährten auf einem, wie er glaubt, falschen Wege weiterstreben, so macht die „Nation" jetzt Halt. Dies Abwarten bedeutet aber keinen Verzicht auf späteres Weitermarschieren. Es gibt auch ein reculer pour mieux sauter.

Und nun noch einige Worte der Erinnerung an die verstorbenen und dankbarer Anerkennung an die lebenden Mitarbeiter der „Nation". Drei von ihnen: Alexander Meyer, Max Braemel und Carl Aldenhoven, die das erste Heft mit einem Beitrag versahen, erscheinen auch in dieser letzten Nummer. Neben ihnen haben in den abgelaufenen vierundzwanzig Jahren viele Hunderte Männer und Frauen, Deutsche und Fremde, das Wort genommen. Auf die Ueberzeugungen dieser Mitarbeiter ist von der Redaktion nie ein Druck ausgeübt worden, aber auch niemals hat ihnen die „Nation" als bloßer Sprechsaal zur Verfügung gestanden. Diese Zeitschrift gehörte nicht zur unparteiischen Presse. Sie hat zu jeder großen Frage, die das Volk bewegt, resolut und oft leidenschaftlich Stellung genommen. Mit dem Streben nach subjektiver Wahrhaftigkeit hat sie nie das Streben nach einer Objektivität verknüpft, die in den Kämpfen des Tages nur zu oft als Deckmantel der Charakterlosigkeit dient.

Ich meine deshalb, es braucht sich niemand zu schämen, der jemals der „Nation" seine Feder geliehen hat. Wir haben Vernunft und Wissenschaft nicht verachtet und unsere Knie vor keinem Götzen gebeugt.

Theodor Barth.

Berlin und die Selbstverwaltung.

In der ersten Nummer dieser Wochenschrift, die am 6. Oktober 1883 erschien, sprach ich über Berlin und die Selbstverwaltung. Ich erwähnte, wie der Fiskus die Straßenbaulast, die ihm obgelegen, und die Straßenbaupolizei, die er ausgeübt hatte, der Stadtgemeinde Berlin übertrug, und wie infolge dieser Erweiterung der Selbstverwaltung Berlin aus dem Standpunkte der Krähwinkelei erlöst und zu einer Weltstadt wurde. Ich wies die Folgen dieses Ereignisses an der Straßenpflasterung, dem öffentlichen Fuhrwesen, der Wasserversorgung, der Kanalisation nach und zeigte, wie fortan auch die Aufgaben auf dem Gebiete der Krankenpflege und des Schulwesens in einem höheren Geiste aufgefaßt wurden. Die Selbstverwaltung hat den Staat vor hundert Jahren aus tiefem Verfall gerettet; die Erweiterung der Selbstverwaltung bezeichnet einen bedeutsamen Wendepunkt in der Geschichte der Stadt Berlin.

Viele Jahre sind seitdem vergangen, und ich könnte dort fortfahren zu sprechen, wo ich im Jahre 1883 aufhörte. Lange Jahre hindurch bin ich ein eifriger Mitarbeiter der „Nation" gewesen; dann kam eine Periode, in der ich mit Schmerz von der Mitarbeit mich fernhalten mußte, weil sich zwischen meinen Anschauungen und denen des Herausgebers ein weiter Abgrund aufgetan hatte. Ich bedürfte mehr Raum, als mir zur Ver-

fügung gestellt werden kann, wenn ich sagen wollte, warum ich den Gedanken meines Freundes über Nationalsozialismus und Sozialdemokratie nicht folgen kann. Vieles hat sich im Verlauf der langen Jahre geändert, aber die Frage, die ich in meinem ersten Artikel behandelte, liegt heute so, wie sie damals gelegen hat. Die Befugnisse der Stadt Berlin und der Selbstverwaltung sind nicht erweitert worden.

Man hatte Berlin eine Berechtigung wiedergegeben, die sie entbehrt hatte, und deren sich jede kleine Landstadt erfreute; sie durfte über ihre Straßen und Brücken verfügen, und diese Erweiterung ihrer Befugnisse hat den Anstoß zu großen Fortschritten gegeben. Die Frage lag nahe, ob es nicht noch andere Berechtigungen gibt, die man Berlin wiedergeben darf. In der Residenzstadt Berlin übt der Staat die Polizeigewalt aus. Die Polizei teilt man in Sicherheits- und in Wohlfahrtspolizei. Die Frage lag nahe, ob man nicht die Wohlfahrtspolizei der Stadt Berlin wiedergeben kann, ohne die Aufgaben der Sicherheitspolizei zu gefährden. Oder, wenn nicht die ganze Wohlfahrtspolizei, so doch einzelne Zweige davon. Der verstorbene Bürgermeister Zelle hat sich während der ganzen Zeit seiner Amtsführung unendliche Mühe um diese Frage gegeben, aber er hat nichts erreicht.

Die Stadt Berlin darf ihr Feuerlöschwesen nicht selbst verwalten. Sie bezahlt es bis zum letzten Pfennig, aber die Verwaltung liegt in den Händen einer Abteilung des Königlichen Polizeipräsidiums, deren Mitglieder vom Staate ernannt werden. Es ist gelegentlich zu schweren Konflikten zwischen dem Direktorium der Feuerwehr und der städtischen Verwaltung gekommen, und wer bei diesem Konflikt im Rechte gewesen war, stellte sich heraus, als der Leiter der Feuerwehr, der unerfüllbare Forderungen hinsichtlich der Einrichtungen der Markthallen gestellt hatte, eines Tages in Behandlung wegen einer Gehirnkrankheit genommen werden mußte. Die Stadt Berlin hat den dringenden Wunsch, ihre Feuerwehr in eigene Verwaltung zu nehmen; der Wunsch wird ihr nicht erfüllt; es soll Leute geben, die befürchten, daß bei dem Brande eines staatlichen Gebäudes die städtische Feuerwehr nicht den nötigen Eifer entwickeln würde, die staatlichen Akten zu retten.

Die Beaufsichtigung des öffentlichen Fuhrwesens gehört zu den Aufgaben der staatlichen Polizei. Auch diesen Zweig der Wohlfahrtspflege abzutreten, hat sich der Staat nicht bereit gefunden. Die Frage zu entscheiden, ob die Droschkenkutscher einen weißlackierten oder einen schwarzlackierten Hut tragen sollen, ist die städtische Behörde noch nicht reif genug. Und als eines Tages zum Schutz vor Augenkrankheiten das wichtige Zugeständnis gemacht wurde, daß der untere Rand des weißlackierten Hutes mit schwarzem Lack versehen werden dürfe, erkannte man den Segen der Staatspolizei, die ein so wichtiges Zugeständnis sich abgerungen hatte. Es hat sich nun der Uebelstand herausgestellt, daß bei einer Konzession zum Straßenbahnbetriebe über den städtischen Grund und Boden in einer Weise verfügt wurde, die städtischen Interessen widersprach.

Am schwersten aber drückt der Eingriff in die Selbstverwaltung auf einem Gebiete, an dem allerdings die Polizei und insbesondere die Staatspolizei nicht beteiligt ist. Das ist das Schulwesen. Nach den Absichten der Urheber der Gesetzgebung von 1808 soll das Schulwesen der Selbstverwaltung der Gemeinde unterstehen. Hugo Preuß hat dies klar nachgewiesen. Die Stadtgemeinde ist verpflichtet, die Verwaltung des Schulwesens streng nach den Vorschriften des Gesetzes zu führen. Die staatliche Aufsichtsbehörde wird angerufen, wenn die Gemeinde eine Vorschrift des Gesetzes verletzt. Darauf aber beschränken sich ihre Befugnisse.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Stadt Berlin wohl befähigt ist, die Verwaltung ihres Schulwesens zu führen. Sie wählt ihre Stadtschulräte aus demjenigen Kreise, dessen Mitglieder befähigt sind, die höchsten Aemter in der staatlichen Schulverwaltung zu übernehmen. Auch die Gehilfen der Stadtschulräte, die Stadtschulinspektoren, sind demselben Kreise, dem Kreise der Oberlehrer, entnommen. Die Auswahl wird mit der höchsten Sorgfalt getroffen; ich will der Bescheidenheit keines Lebenden zu nahe treten und nenne darum nur den Namen des verstorbenen Stadtschulrats Bertram, dem in der Geschichte des Berliner Schulwesens ein unvergängliches Andenken gesichert ist. Einer der Unterrichtsminister des letzten Menschenalters, Herr von Goßler, hat einst in einem Reskripte die zielbewußte Tätigkeit der Berliner Schulverwaltung mit den lebhaftesten Worten anerkannt. In der Tat, die Unterrichtsanstalten aller Art befinden sich in vorzüglicher Verfassung, man mag auf die äußere Ausstattung mit Gebäude und Inventarium, auf die Zusammensetzung der Lehrerschaft, auf die Gestaltung der Lehrpläne sehen. Gymnasien, Oberrealschulen, Realschulen, höhere Mädchenschulen, Gemeindeschulen, Fortbildungsschulen, Fachschulen aller Art, nichts fehlt. Glücklich ist die Gemeinde zu nennen, in der das Schulwesen ebenso vortrefflich beschaffen ist wie das in Berlin. Die Hauptstadt zu übertreffen darf keine Gemeinde hoffen.

Die Anschauung der Regierung geht aber dahin, daß es nicht die Stadtgemeinde Berlin ist, die ihre Schulen verwaltet, sondern daß die Verwaltung der Schulen von der staatlichen Behörde geführt wird, welche die städtische Schuldeputation zu ihrer Unterstützung heranzieht. In einer Reihe von Anordnungen kam das Streben, die Stellung der städtischen Schuldeputation herabzudrücken, zum Ausdruck.

Die Mitglieder der Schuldeputation werden teils vom Magistrat, teils von der Stadtverordnetenversammlung gewählt (abgesehen von einigen Geistlichen, die von Amts wegen zur Teilnahme berufen sind). Eines Tages erhob die Aufsichtsbehörde den Anspruch, bei der Zusammensetzung mitzuwirken, und verlangte wenigstens, daß ein von der Stadtverordnetenversammlung gewähltes sozialdemokratisches Mitglied ausgeschlossen bliebe. Eine Körperschaft, die zur Selbstverwaltung befähigt ist, wird die Kraft haben, diejenigen ihrer Mitglieder, die geneigt sein sollten, einen störenden Einfluß auf den Gang der Geschäfte auszuüben, lahm zu legen. Sind die Sozialdemokraten nicht befähigt, in der Selbstverwaltung mitzuwirken, so kann mit demselben Rechte verlangt werden, daß sie auch von anderen Verwaltungsgeschäften ausgeschlossen werden. Es ist dann aber auch die Frage nicht abzuweisen, ob es nicht noch andere Parteien gibt, die von der Verwaltung ausgeschlossen werden müssen, weil sie einen störenden Einfluß ausüben. Eine solche Zensur, die an den persönlichen Eigenschaften einzelner Mitglieder eines Selbstverwaltungskörpers ausgeübt wird, ist mit dem Wesen der Selbstverwaltung nicht zu vereinigen.

Ein anderer Punkt, über den lebhafte Klage geführt wird, ist der, daß es den städtischen Behörden untersagt ist, Fremde, die die Berliner Schulen kennen leenen wollen, in diese einzuführen. Wenn der Oberbürgermeister den Besuch eines auswärtigen Unterrichtsministers erhält, der von dem guten Ruf der Berliner Schulen angelockt worden ist und sie durch den Augenschein kennen zu lernen wünscht, so muß er die Antwort geben, es tue ihm leid, aber er dürfe den Besuch nicht gestatten. Die Erlaubnis sei vielmehr bei der staatlichen Behörde auszuwirken. Dieselbe Antwort muß der Schulrat geben. Die Weisheit dieser Anordnung ist schon aus dem Grunde zu bezweifeln, weil es niemandem einfallen wird, müßiger Neugierde den Zutritt zur Schule zu gewähren.

Eine andere Anordnung macht die Ueberlassung von Schulräumen an andere Gesellschaften oder Körperschaften von der Genehmigung der staatlichen Aufsichtsbehörde abhängig. Spezielle Veranlassung zu dieser Anordnung bot es, daß der Tuensaal einer Schule einem polnischen Tuenverein für einige Stunden zum Gebrauche überlassen war. Es hatte also nicht etwa ein Mißbrauch eines Schulraums zu einem unwürdigen Zwecke stattgefunden. Gegen die Personen, die die Erlaubnis zum Gebrauche nachgesucht hatten, lag auch kein Vorwurf vor, der ihrer Ehre schaden konnte. Sie waren nur, wie man zu sagen pflegt, mißliebig und zwar für den Augenblick. Denn solche Launen sind schnellem Wechsel unterworfen. Zu einer anderen Zeit könnte es geradezu als verdienstlich betrachtet werden, einem Verein polnischer junger Männer die Gelegenheit zu einer so nützlichen Uebung, wie es das Turnen ist, zu bieten.

Eine Körperschaft, die zur Selbstverwaltung berufen und fähig ist, wird selbst beurteilen können, welche ihrer Mitglieder

sie in eine Verwaltung deputiert, unter welchen Umständen sie den Besuch Fremder gestattet, und zu welchen Zwecken sie ihre Lokalitäten zur Verfügung stellt. In der Bevormundung, die hier geübt wird, liegt eine Kränkung, die schließlich dahin führt, daß die Lust zu frischer Tätigkeit verloren geht.

Von den beiden Berliner Stadtschulräten hat der eine sämtliche Gemeindeschulen zu beaufsichtigen, deren es über zweihundert gibt. Es sind ihm eine Anzahl von Lokalinspektoren zur Seite gestellt, die ihn in seinen Arbeiten unterstützen. Der Minister hat von jeher diese Stadtschulinspektoren, deren Wahl er zu bestätigen hat, zu gleicher Zeit zu Kreisschulinspektoren ernannt, deren Ernennung ihm obliegt. In der Tat decken sich die Geschäfte eines Stadtschulinspektors und die eines Kreisschulinspektors beinahe so vollständig, daß es nicht gut zu rechtfertigen wäre, damit verschiedene Personen zu betrauen.

Jahrelang hatte sich das Verhältnis so gestaltet, daß diese Inspektoren sich als die Gehilfen des Schulrats und als Beamte der Stadt, aus deren Kasse sie ihr Gehalt empfingen, fühlten. Da führte ihnen eines Tages der Minister zu Gemüte, daß sie in ihrer Eigenschaft als Kreisschulinspektoren seine Untergebenen und daher verpflichtet wären, mit seinen Augen zu sehen. Es wurde ihnen zur Aufgabe gemacht, einen etwaigen Beschluß der Schuldeputation, gegen den sich Bedenken erhöben, in seinem Auftrage zu beanstanden, und zwar habe jeder einzelne hierzu die Befugnis und die Pflicht. Wie diese Anordnung auf das Verhältnis der Schulinspektoren zu der Schuldeputation und zu den Schulräten eingewirkt hat, entzieht sich der öffentlichen Kenntnis; eine freundliche Einwirkung wird niemand davon erwartet haben.

Alles bisher Angeführte sind untergeordnete Symptome. Die Hauptsache ist die, daß die Schuldeputation an ihre Arbeit nicht mit der Ueberzeugung gehen kann, nur der Autorität des Gesetzes unterworfen zu sein, und daß die Aufsichtsbehörde an ihren Anordnungen nur dann etwas ändern kann, wenn sie eine Verletzung des Gesetzes nachweist. Vielmehr ist es die Aufsichtsbehörde, welche im Grunde die Verwaltung selbst führt und an den Anordnungen der Schuldeputation alles ändern kann, womit sie nicht einverstanden ist. Und gerade auf dem Gebiete des Schulwesens wäre eine kräftige Selbstverwaltung großer Städte so segensreich. Auch für das Schulwesen gilt in gewissem Maße der Grundsatz: Probieren geht über Studieren.

Im Unterrichtsministerium wird ein übertriebener Wert auf die Gleichförmigkeit des Schulwesens gelegt. Wird eine Aenderung im Lehrplan beabsichtigt, so versteht es sich von selbst, daß sie für alle Schulanstalten der gleichen Art gleichförmig durchgeführt werden muß. Erscheint es einem Ministerialdezernenten notwendig, daß etwa der Unterricht in philosophischer Propädeutik anders als bisher gehandhabt werden soll, so wird eine Generalverfügung erlassen, nach der sich sämtliche Gymnasien zu richten haben. Zuweilen erscheint es, als ob das französische Ideal, wonach der Unterrichtsminister in jeder Stunde wissen kann, welcher Gegenstand augenblicklich in allen Schulen behandelt werde, auch unser Ideal sei. Besonders hat es mich stets gewundert, daß man sich Mühe gegeben hat, auch den Lehrplan für die Mädchenschulen so gleichförmig zu gestalten, obwohl es mir unklar ist, welcher Nachteil daraus erwachsen kann, wenn die einen früher mit dem Französischen, die andern früher mit dem Englischen beginnen.

Es kommt mehr darauf an, daß der Direktor einer Schule ein tüchtiger Mann ist, als daß der Lehrplan in allen Teilen bis in die kleinsten Einzelheiten festgestellt wird. Wenn die Gemeinden die Selbstverwaltung der Schulen haben und nur an die Schranken des Gesetzes gebunden sind, und wenn die Gemeinden dann den einzelnen Direktoren, die von bestimmten Ueberzeugungen erfüllt sind, die Freiheit geben, die Schule in ihrer Weise zu leiten, — solange sie die gesetzlichen Schranken über das zu erreichende Lehrziel inne halten, werden größere Fortschritte zu erzielen sein als mit immer neuen Konferenzen.

Alexander Meyer.

Ein Dank an die „Nation".

In diesen letzten Tagen der „Nation" stellen sich die neuesten und jüngsten Freunde und Mitarbeiter zu den ersten und ältesten, um auszusprechen, was gerade sie an diesem Blatte gehabt und gewonnen haben. Ich rede als früherer Nationalsozialer, der im Jahre 1903 in den engeren Kreis der „Nation" eingetreten ist, und fasse meinen Dank in die Worte zusammen: ohne Dr. Barth und ohne die „Nation" würde mir und meinen Freunden der Anschluß an die liberale Gesamtbewegung schwer oder fast unmöglich gewesen sein, denn gerade das, was anderen an der „Nation" bisweilen schwer zu tragen war, war für uns vertrauenerweckend und fesselnd. Barths „Nation" war ein lebendiger Protest gegen allen bloßen Opportunismus. Hier war noch prinzipieller und theoretischer Liberalismus. Hier war eine gewisse Husarenfreudigkeit. Hier gab es noch Probleme. Das aber war es, was wir suchten. Wir konnten uns nicht befreunden mit dem bloßen Bestreben, vorhandene Parteigruppen durch taktisches Lavieren über Wasser zu halten. Deshalb hatten wir nicht den tapferen, aber vergeblichen Versuch der eigenen nationalsozialen Parteibildung zu Grabe getragen, um nun in einer etwas größeren Gruppe alle unsere Jugend und politische Hoffnung langsam verstauben zu lassen. Das hätten unsere treuen und opferfesten Vereinsgenossen einfach nicht mitgemacht. Ich erinnere mich der verschiedenen Versammlungen in Leipzig, München, Stuttgart, Frankfurt, Hamburg und Göttingen, in denen ich meine politischen Freunde nach der Wahlniederlage von 1903 zur Fusion zu gewinnen suchte. Es war kein leichtes Stück Arbeit, denn die meisten von ihnen sagten: lieber ein kleiner Verein, aber prinzipienfest! Damals pflegte ich zu sagen: Dr. Barth! Das half. Rösicke war eben zu Grabe getragen worden, Schrader war den meisten von uns noch nicht persönlich bekannt, Barth aber war bekannt, denn seine Fahne „Nation" war eine sichtbare Standarte gewesen.

Man hat es uns vielfach verdacht, daß wir zur „Nation" gingen, da doch die „Nation" „unsozial" sei. Sie sei, so sagte man uns, das Blatt des in Theorie umgesetzten Handelskapitals. Was wollt ihr, so hieß es, bei Bambergers Erben? Was wollt gerade ihr dort, die ihr für den kleinen Mann, insbesondere für den Arbeiter eintretet? Der „Thiergartenfreisinn" galt vielfach als direkt antisozial. Er war es, soviel ich die Dinge kenne, niemals, aber in der Tat, dieser Freisinn war von Haus aus in sozialpolitischen Dingen anders gerichtet als gerade wir, die wir aus religiös-sozialem Hintergrund hervortraten. Es gab eine Zeit, da wir uns nicht an die „Nation" hätten anschließen können. Das war damals, als in ihr aller Staatssozialismus grundsätzlich abgelehnt wurde. Aber diese Zeit lag schon lange hinter ihr, schon seit der Caprivischen Arbeiterschutzgesetzgebung. Die „Nation" hatte sich überzeugt, daß auch das Gewerberecht vom Gedanken des Menschenrechtes durchsättigt sein müsse. Sie stritt nach wie vor gegen den Polizeistaat — aber ebenso kräftig für den gewerblichen Rechtsstaat. Und inzwischen war die Kampfesfront der Sozialreform eine andere geworden. Mit dem Erstarken der deutschen Gewerkschaftsbewegung trat ein Zustand ein, wo die Frage der freien Bewegung der Arbeiterverbände geradezu zur Zentralfrage des sozialen Fortschrittes vorrückte, und gerade in dieser Hinsicht gab es in ganz Deutschland keine Stelle, die besser gewesen wäre als die „Nation". Im Kampfe gegen die Zuchthausvorlage lernten wir den Wert des alten prinzipienhaften Liberalismus für die Arbeiterbewegung kennen. Von da an fühlten wir uns mit Dr. Barth innerlichst verbunden, und das Zusammentreffen innerhalb einer gemeinsamen Organisation war von da an nur eine Frage der Zeit und der Gelegenheit.

Auch in anderer Hinsicht fanden wir, daß das, was früher als weite Entfernung erschienen war, sich als relative Nähe erwies. Je tiefer wir die sozialen Probleme durcharbeiteten, desto mehr wurden wir von dem Satze überzeugt, daß nur im Wachstum der Technik, der Industrie und des Exportes die Aussichten für eine Hebung der Lebenslage der arbeitenden

Masse begründet sind. Nur in und mit dem Kapitalismus im ganzen steigt die Leistungskraft, Menge und politische Tüchtigkeit der Lohnarbeiter. Eine Wirtschaftspolitik des Großhandels ist ihrer Natur nach arbeiterfreundlich, sobald sie politisch liberal ist. Das aber war Barths Politik. Sie machte ihre Feuerprobe durch im Kampf um die Zölle. Ein politischer Erfolg wurde nicht erlangt, die Zöllnerei siegte, aber ein Vertrauensverhältnis zwischen Handelspolitik nach Bambergerscher Tradition und Sozialpolitik wurde geschaffen. Die Freihandelspolitik trat als Interessenpolitik der arbeitenden Masse auf. Diese Gedankenverbindung ist Barths eigenstes Verdienst, und es war nicht zufällig, daß gerade die Dezemberkämpfe von 1902 ihn an die Seite der Sozialdemokratie brachten. Der Wirtschaftsliberalismus hörte auf, bloß bürgerlicher Liberalismus zu sein. Barth, der „Freihandelsdoktrinär" wurde zum Lotsen des Liberalismus am Strande der großen sozialistischen Bewegung. Ein Teil seiner älteren Parteifreunde haben ihn mit vielen Besorgnissen diese Fahrten nach links hin antreten sehen, wir aber, die wir nationalsozial gewesen waren, fühlten uns gerade deshalb verwandt, weil wir uns schon längere Zeit in demselben Küstenwasser hatten rudern sehen.

Und wenn schließlich wir früheren Nationalsozialen die „Nation" in die Hand nahmen, so fanden wir dart einen Nationalsinn, der kein Kriegervereinspatriotismus war, sondern eine geschichtliche Achtung vor dem Volk und seiner Zukunft. Die „Nation" sprach nicht nur von der Geschichte der Könige, sondern vor allem von der Geschichte der Kultur und wußte das Verständnis dafür zu wecken, was alles erst noch nötig sei, damit wir Kulturnation werden. Wir brauchen Soldaten, aber auch Kaufleute, Schiffe, aber auch Schulen, Kolonien, aber auch Kolonisatoren. Die „Nation" vergrößerte uns den Begriff Nation, während die Unteroffizierspolitik bemüht ist, ihn zu verkleinern. Es lag ein tiefer Enthusiasmus in diesen Blättern, selbst wenn es ein kritischer Enthusiasmus war.

Und nun also soll doch Abschied genommen werden, nicht von Dr. Barth und seinen Gedanken, nicht von Geist und Idee der „Nation", aber von dem sterblichen Kleide dieses Geistes. Auch Zeitschriften sind lebendige Wesen. Manche von ihnen stirbt, ehe sie zu hohen Jahren kommt, aber es hat nicht selten schon einen frühen Tod gegeben, von dem es heißen konnte: das Leben war zu intensiv, um sehr lange zu dauern, aber weil es intensiv war, ist es fortwirkend. Wir vergessen die „Nation" nicht, weil sie uns etwas Wirkliches gewesen ist.

Friedrich Naumann.

Freihandel und Kultur.

Wer heute vom freihändlerischen Standpunkte einen Rückblick wirft auf die Entwicklung, welche die Zollgesetzgebung fast aller Kulturländer im letzten Vierteljahrhundert genommen, und die Aussichten für die nächste Zukunft erwägt, wird den Ausruf des klagenden Uhlandschen Geistes kaum abweisen können: Untröstlich ist's noch allerwärts! Die Schutzzollbewegung hat nach ihren ersten Erfolgen in der Zeit von 1879 bis 1882 gerade in den letzten Jahren fast überall neue Siege errungen, die Zeit der Caprivischen Handelsvertragspolitik, die der Bewegung einigen Einhalt gebot, ist eine Episode geblieben. Und nirgends regt sich kräftig ein Streben nach freihändlerischen Reformen.

Welch ein anderes Bild zeigt dagegen in derselben Zeit die tatsächliche Entwicklung des internationalen Handelsverkehrs, auf dessen Einschränkung doch alle diese Schutzzollgesetzgebung abzielte! Kein früheres Vierteljahrhundert menschlicher Kulturarbeit weist wohl einen gleich gewaltigen Aufschwung in dem Warenaustausch der Kulturnationen auf, wie die fünfundzwanzig Jahre von 1881 bis 1906. Alle Länder haben ihren Anteil daran gehabt, am wenigsten Frankreich, am meisten Holland und Deutschland. Die deutsche Waren-Ein- und Ausfuhr wird insgesamt für 1881 auf 5936, für 1906 auf 13 976 Millionen Mark bewertet. Der weitaus größte Teil dieser allmählichen Steigerung fällt freilich in die Zeit der Caprivischen Handelsverträge 1892 bis 1905. Aber man darf nicht übersehen, daß diese Vertragszeit, wenn sie auch in gewissem Umfange gegenseitige Ermäßigungen höherer Zollsätze gebracht hatte, doch immer eine zollpolitische Reaktion gegenüber der Zeit vor 1879 darstellte.

Welche Fülle von Arbeit und Scharfsinn ist auf diese verkehrhemmende Zollpolitik verwendet worden, und das ist das Resultat?

Man muß bei Beurteilung dieser Entwicklung vor allem den eigenartigen Charakter des modernen Schutzzollsystems in Betracht ziehen. Wir sind ja längst hinaus über das gewissermaßen naive Stadium der Schutzzöllnerei, in dem man jeden Schutzzoll als einen Erziehungszoll ansah, der sich selbst in dem Maße überflüssig machte, als das geschützte Gewerbe emporwuchs. Heute ist der Schutzzoll als eine dauernde Institution gedacht, die zur Erhaltung bestehender Gewerbezweige landwirtschaftlicher und industrieller Art dienen soll; er ist ein staatlich verliehenes Privilegium, und als solches gibt er auch den mächtigsten Industrien, die aller Erziehung längst entwachsen sind und keine ausländische Konkurrenz zu fürchten haben, den Anreiz, sich auch um ein ähnliches Privilegium zu bemühen, ja er zwingt sie gerade dazu. Denn jede Begünstigung des einen bedeutet eine Benachteiligung der anderen; der Roheisenzoll ist eine Belastung für die Walzwerke, der Garnzoll eine Belastung für die Weberei. Bedenkt man nun, daß die Wirtschaft einer staatlich organisierten Nation doch ein lebendiges Ganze ist, daß alle diese Zölle auf Rohstoffe, Nahrungsmittel, Hilfsstoffe, Halbfabrikate und Ganzfabrikate von den einzelnen Teilen getragen werden müssen, so muß man in jedem modernen Schutzzollsystem, trotz vorübergehender Vorteile für einzelne, auf die Dauer eine ungeheuere Belastung der gesamten wirtschaftlichen Tätigkeit eines Volkes erkennen. Diese Wirkung tritt hinzu zu der Mißleitung von Arbeit und Kapital in minder ergiebige Produktionszweige, die jedes Schutzzollsystem zur Folge hat.

Man könnte sich noch denken, daß alle diese Begünstigungen auf alle Gewerbzweige so gleichmäßig verteilt würden, daß keiner zu Schaden kommt, obwohl dabei die Frage unbeantwortet bliebe, welchen Nutzen denn ein solches System stifte. Aber von einer solchen theoretisch denkbaren Gleichmäßigkeit ist in der Praxis doch nicht die Rede. Die Annahme, daß die staatliche Gesetzgebung in Zollfragen als justitia distributiva walte, um jedem Gewerbzweige den ihm gebührenden Anteil am „Schutze der nationalen Arbeit" zuzuweisen, ist eine Illusion, die ehrlicherweise niemand mehr hegen kann, der sich als Interessent um seinen Schutzanteil bemüht, der als Politiker den Entscheidungskampf mitgemacht, oder der auch nur als unbefangener Beobachter den Lauf der Dinge verfolgt hat. Auch nur für einen einzigen Gewerbzweig unter Berücksichtigung der in- und ausländischen Konkurrenzverhältnisse, seiner Produktionskosten und seiner Arbeitsleistungen, der verschiedenen Lage der einzelnen Betriebe und der durch andere Zölle auf ihn fallenden Belastungen richtig den ihm gebührenden Schutzanteil festzustellen, ist einfach eine unlösbare Aufgabe, zumal doch alle in Betracht kommenden Verhältnisse in stetem Flusse sind. Die Ausdehnung der Vorbereitungen und Untersuchungen kann diese Schwierigkeit nicht beseitigen, sie hat nur die Folge, daß der Kreis der Berücksichtigung heischenden Gewerbzweige sich auch immer mehr ausdehnt. Der Erfolg hängt für jeden Interessenten ab von dem Maße, in dem er politischen Einfluß für sich zu gewinnen versteht. Zwischen den kleinen und den großen Interessentengruppen und zwischen diesen und den politischen Parteien entsteht ein Fordern und Bieten, als ob es sich wirklich nur um ein Geschäft handelte. Ja, es besteht selbst die Gefahr, daß ein Interessent, in die Toga des Volksvertreters gehüllt, seine Sachkunde und seine Stimme in die Wagschale wirft, in der sein Interesse gewogen wird. Es ist nur zu begreiflich, daß unter solchen Umständen die politische Macht der Agrarier unserem Zolltarif seinen agrarischen Charakter aufgedrückt hat. Gekrönt wurde das unschöne Werk durch den Rechtsbruch, unter dem es schließlich im Reichstag zustande gebracht wurde. Angesichts all diesen

Treibens aber kann man das alte Wort Oxenstjernas am besten dahin formulieren: Man glaubt nicht, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert werden kann, ohne daß sie zugrunde gerichtet wird.

Ob es ein tröstlicher oder ein betrübender Gedanke ist, daß es anderen Ländern in ihren Schutzzollkämpfen nicht anders gegangen, sei dahingestellt. Für die tatsächliche Konkurrenzfähigkeit und demnach für die Entwicklung des internationalen Handelsverkehrs ist diese Entstehung aller modernen Schutzzollsysteme zweifellos von Bedeutung. Jedenfalls hat der Sieg der Liberalen bei den letzten Wahlen England nicht nur vor dem imperialistischen Tarif Chamberlains, sondern auch vor den politischen Begleiterscheinungen aller Zollkämpfe bewahrt, die schon manchem ehrlichen Politiker den Ausspruch abgepreßt haben: Selbst wenn das Schutzzollsystem wirtschaftlich alle die Vorteile brächte, welche seine Anhänger ihm nachrühmen, würde es doch um seiner üblen politischen Folgen zu verwerfen sein.

Eine treffende Charakteristik des modernen Schutzzollsystems hat vor einigen Jahren Brentano in einer kleinen Schrift über „Das Freihandelsargument" geliefert. Sie ist der erweiterte Abdruck eines Vortrags, den er in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zu Berlin, aber auch — was Beachtung verdient — im sozialwissenschaftlichen Studentenverein zu München gehalten. Als vor drei Jahrzehnten in Deutschland der starke Andrang des Schutzzöllnertums zuerst begann, da war es Ludwig Bamberger, der sich des arg verlästerten Freihandels in Wort und Schrift als Führer annahm; heute steht unter den konsequenten, prinzipiellen Vertretern des Freihandels Lujo Brentano obenan. Beide Männer sind sich einst als sozialpolitische Gegner gegenübergetreten. Auf dem Boden des Freihandels stehen der Manchestermann alter Zeit und der moderne Sozialpolitiker einträchtig zusammen. Ein besonderer Vorzug der Brentanoschen Schrift ist es, daß sie sowohl die neueste Ausbildung des Schutzzollsystems wie die neuesten wirtschaftlichen und sozialen Erscheinungen, z. B. die Trusts und die prämiierte Ausfuhr zu Schleuderpreisen, berücksichtigt. Wenn auch das Freihandelsargument, „wie es sich nach den Besten derer darstellt, welche zu den Begründern und größten Zierden der Wirtschaftswissenschaft zählen", im Kern das alte geblieben ist, so hat er es doch erweitert und vertieft. Für die Gegenwart ist es von besonderer Bedeutung, wie Brentano gerade aus der neuesten Machtentfaltung Deutschlands die Notwendigkeit einer Rückkehr zu einer freihändlerischen Zollpolitik folgert; nur dann könne Deutschland den hochfliegenden Zielen, die es verfolge, näher kommen, wenn es mit rückhaltloser Energie seine Produktivkraft denjenigen Produktionszweigen zuwende, welche der nationalen Arbeit die größtmöglichen Ergebnisse versprechen. In diesem Zusammenhange spricht es Brentano auch aus, daß es nichts antinationaleres geben könne, als das heutige „nationale Schutzzollsystem". Das sollte in einer Zeit, da gerade „national" als das Schlagwort für alle Politik Deutschlands dient, auch etwas nachdenklich stimmen.

Doch nicht nur zwischen deutscher Machtentfaltung und deutscher Wirtschaftspolitik, sondern zwischen aller modernen Kulturarbeit und aller modernen Schutzzöllnerei besteht ein unlösbarer Widerspruch. Die menschliche Kultur ist aufgebaut auf dem Grundsatz der Arbeitsteilung, ihrer folgerichtigen Ausbildung dient die internationale Arbeitsteilung. Jede friedliche Kulturarbeit kennt nur eine Losung: Freie Bahn dem Fortschritt. Die voraussetzungslose Wissenschaft macht ihre Arbeit auch nicht von der Voraussetzung abhängig, daß die Ergebnisse ihrer Forschungen nur nicht etwa den Interessen dieser oder jener Erwerbsgruppe abträglich seien. Die unbestechliche Technik ist ihrem Wesen nach Fortschrittsarbeit; sie gräbt Tunnel durch die Gebirge, überbrückt klaffende Abgründe, zieht eiserne Gleise über unwirtbare Ebenen, vervollkommnet unablässig jede Maschine, um die Menschen einander näher zu bringen, den Austausch der Erzeugnisse aller Länder zu erleichtern, die Menschheit selbst auf eine höhere Stufe der Kultur zu heben. Und jede Erleichterung und Verbilligung des Transports hilft nicht nur die von der Natur geschaffenen Hindernisse, sondern auch die vom Menschen selbst durch Zolltarife geschlagenen Hindernisse zu überwinden. Ja, alle Bildung dient bereits demselben Zwecke, und nicht zum wenigsten beruht Deutschlands Vordringen im internationalen Wettbewerbe auf der tüchtigern wissenschaftlichen und technischen Ausbildung seiner Söhne. Kurz, die Triebkräfte der Kultur, mit der der Mensch die Natur sich untertan macht, stehen in unablässigem Kampfe mit den Kräften, die Schutzzolltarife schaffen.

Gewiß, die moderne Schutzzollpolitik kann manches Gute verhindern und manches Uebel verursachen, besondere Begünstigungen können besonderen Schaden stiften. Ein deutscher Zoll kann die Einfuhr eines ausländischen Erzeugnisses hemmen, das für die Ernährung oder die Gewerbtätigkeit des deutschen Volkes von großem Werte ist. Ausländische Zölle können wichtigen deutschen Ausfuhrindustrien das Leben sehr erschweren. Nur die Erfahrung kann schließlich das Maß dieser Schädigungen feststellen. Es ist eine Pflicht, im einzelnen jede solche drohende Schädigung durch die Zollgesetzgebung sachlich zu bekämpfen. Aber über das moderne Schutzzollsystem als Ganzes urteilen wir heute ebenso, wie es Bamberger ausgesprochen hat am Schlusse jenes Vortrags, mit dem er am 11. Januar 1879 den Kampf gegen die Bismarcksche Zollpolitik eröffnete: „So gewiß es nicht die Staatsklugheit einzelner Politiker gewesen ist, welche die Zeugungskraft des Gewerbfleißes und die heilbringenden Verbindungen von Mensch zu Mensch und von Land zu Land tausendfach vermehrt und vervollkommnet hat, sondern die wunderbare Leistungskraft des physikalischen Forschens und technischen Schaffens, so gewiß müssen alle Versuche, der Welt die segensreichen Vorteile jener Errungenschaften wieder zu entreißen, zuschanden werden. Die Verbündeten, auf die **wir** uns stützen, sie spotten aller anderen, denn sie heißen: Seine Weltbezwingende Durchlaucht der Dampf und Ihre Welterweckende Durchlaucht die Elektrizität!"

M. Broemel.

Duma und Bureaukratie.

Rußland ist ein „Verfassungs"staat seit dem Oktober 1905. Unmittelbar nachdem die Verfassung erlassen worden war, brachen die entsetzlichen Oktoberpogrome aus, die in Hunderten von Städten wüteten, denen Hunderte und Hunderte von Menschen — Juden und Christen — zum Opfer fielen und durch die Millionen und Millionen von Werten zerstört wurden. Es ist dokumentarisch erwiesen, daß die Bureaukratie diese Pogrome nicht nur geduldet, sondern direkt angestiftet und geleitet hat, und der Schutz, über den die Bureaukratie und die mit ihr verbündeten reaktionären Hofkreise verfügten, war so wirkungsvoll, daß eine Sühne der begangenen Verbrechen niemals eingetreten ist; auch nicht jene Beamten, deren Unmenschlichkeiten hell am Tage lagen, wurden bestraft oder auch nur beseitigt.

Zu jener Zeit war Graf Witte Ministerpräsident, und er, dem die „Verfassung" zu danken war, sah zu, wie die reaktionäre anarchische Mordgier in Rußland wütete. Ist es wahrscheinlich, daß der Mann, der den Frieden mit Japan klug zustande gebracht hatte, der weitblickend genug ist, um die innere Lage Rußlands und seine internationale Stellung richtig beurteilen zu können, den Erlaß von **Grundgesetzen** mit höchster Energie und schließlich mit Erfolg durchsetzte, um dann gleichzeitig der zivilisierten Welt mit furchtbarer Deutlichkeit zu demonstrieren, daß die barbarische, **reaktionäre Gesetzlosigkeit** die herrschende Macht in Rußland geblieben sei? Graf Witte ist ganz gewiß keine sentimentale Natur, und humanitäre Erwägungen spielen bei ihm sicher keine ausschlaggebende Rolle; aber ein Dummkopf ist er nicht, und **der** politischen Dummheit kann ihn niemand, der ihn zu beurteilen imstande ist, für fähig erachten, daß er absichtlich **papierene** verfassungsmäßige Versprechungen von Freiheit und Gleichheit und bürgerlicher Gesetzmäßigkeit neben greifbare zaristische Willkür, neben die Erdrosselung aller Freiheit und die Straflosigkeit des

reaktionären Verbrechertums besonders eindrucksvoll zu gruppieren für zweckmäßig erachtet hat.

Und die Erklärung für solches Nebeneinander, das unter seiner Ministerpräsidentschaft sich der Welt offenbarte?

Die aktenmäßige Forschung wird später erweisen, daß Graf Witte nur unter großen Anstrengungen die Zustimmung des Zaren zur Veröffentlichung der Verfassung erlangt hat; und der Zar blieb augenscheinlich in seiner staatsmännischen Weisheit der Ueberzeugung, daß eine Verfassung sich sehr wohl mit bureaukratischem Verbrechertum und despotischer Zügellosigkeit vertrage. Das Unrichtige dieser Auffassung dem Zaren klar zu machen, blieb Graf Witte unvermögend. Der Zar verharrte unter dem Einfluß seiner nächsten, kaum ein paar Dutzend Menschen zählenden Umgebung bei der tiefsinnigen Ansicht, daß eine Konstitution in Rußland ihre zweckmäßige Ergänzung in einer barbarischen Willkürherrschaft finden müsse. Die Folge war, daß Graf Witte, dieser Mann von außerordentlicher Tatkraft, nachdem er einen theoretischen Erfolg errungen hatte, für den Rest seiner Ministerpräsidentschaft zu völliger Tatenlosigkeit zum Erstaunen der Welt verurteilt blieb.

Rußland hatte eine geschriebene, unterzeichnete und untersiegelte Verfassung, das war neu; aber die russische Bureaukratie herrschte schrankenlos, gesetzwidrig, ausbeuterisch, Menschenleben zu Hunderten kalt vernichtend, und das wenigstens war alt und hergebracht. Die tatsächliche Veränderung, die zunächst Platz gegriffen, bestand darin, daß es im russischen Staatsarchiv ein Aktenstück mehr gab.

Es war dem Grafen Witte klar, daß er mit der blutigen Rechnung, die unter seiner Ministerpräsidentschaft aufgelaufen und für deren Höhe Durnowo vor allem verantwortlich war, nicht vor die Duma treten könnte, um die Begleichung herbeizuführen. So trat er und sein Ministerium ab, und es folgte auf diesen energischen Staatsmann, der zur Tatenlosigkeit verurteilt wurde, die Karikatur eines Staatsmannes, der aus Temperament und Ideenlosigkeit tatenlos war.

Goremykin ist sehr schnell charakterisiert. Er war der Ansicht, daß, wenn die Regierung der Duma keine Gesetzesvorlagen mache, die Volksvertretung auch keine schlechten Gesetze beschließen könne. Demgemäß handelte er. Sein Prinzip war Beruhigung durch Indolenz, und so wußte er in der ersten Unterredung, die er mit dem Dumapräsidenten hatte, diesem keine wichtigere Frage vorzulegen als die: Wann die Volksvertretung demnächst in die Ferien zu gehen gedenke. Und draußen gärte ein Riesenreich und wartete auf die Erlösung durch gesetzgeberische Taten.

Ein Zusammenstoß zwischen diesem Ministerium der Passivität, das die Durnowoschen Sünden gelassen fortwuchern ließ, und einer eben politisch erwachenden, revolutionierten Volksvertretung voll Verbitterung war unvermeidlich. Die Duma wurde auseinandergejagt, und Stolypin erschien als Ministerpräsident.

Er kam mit einem Programm: Rücksichtslose Unterdrückung der revolutionären Gesetzlosigkeit und Stärkung der Regierungsgewalt durch Heranziehung gemäßigter Elemente der Gesellschaft. Diese Elemente gab es. Sie verabscheuten die Revolution ebenso wie die herrschenden Sphären; sie waren sich aber klar darüber, daß eine Beruhigung des Landes und eine Wiederaufrichtung Rußlands als Großmacht nach dem unglücklichen Kriege ohne eine sachgemäße, tiefgreifende und ehrliche Reformarbeit ein Ding der Unmöglichkeit sei. An diese Männer wandte sich Ministerpräsident Stolypin: an den äußerst gemäßigten Grafen Heyden, an den ehrlichen Lwoff und an ihre Freunde, die rechts von den Kadetten standen; sie sollten veranlaßt werden, in das Ministerium zu treten.

Es wäre damals möglich gewesen, einen großen Schritt zur Beruhigung des Landes vorwärts zu tun. Jene zahlreichen Elemente — Intellektuelle und Begüterte —, die freilich der Ansicht waren, daß unter dem alten Regime zu leben unmöglich sei, sie sahen doch zugleich, welch furchtbares Unglück die Revolution war, als deren Ende die Anarchie drohte. Sie konnten als wertvolle Stützen für die Regierung gewonnen werden. Die Regierung, die nichts hinter sich hatte als die Bajonette, die auch nicht zuverlässig waren, konnte wieder eine Brücke zur Gesellschaft schlagen und ihre Position mehr und mehr verstärken und das Land retten. Was die Heyden, Lwoff und ihr Kreis verlangten, wenn sie mitarbeiten sollten, war politisch außerordentlich maßvoll; freilich, eines schien ihnen unentbehrlich: die generelle Garantie, daß das Ministerium berufen sei, durch vorsichtige Reformen das Land aus seinem furchtbaren intellektuellen, wirtschaftlichen, militärischen, administrativen Verfall herauszuführen. Mit seinem staatsmännischen Blick erkannte der Zar, daß es ungebührlich sei, eine derartige Garantie zu verlangen; sie konnte erscheinen als eine Beschränkung seiner Selbstherrlichkeit, die sich so glorreich bewährt hatte. Die Verhandlungen mit der Gruppe des Grafen Heyden wurden abgebrochen; Stolypin blieb, und die blutige Willkür herrschte; wie zur Zeit Durnowos: Pogrome, deren Leiter (wie in Bjalostok und Siedlce) Beförderung erhielten; Schreckensherrschaft wie unter Skalon in Warschau und Kaulbars in Odessa; Folterungen wie in Riga; Feldgerichte und als Antwort Bomben und Revolverschüsse; Revolution und Anarchie und Hungersnot in vielen Gebieten.

Ob Plehwe, ob Durnowo, ob Stolypin, das Bild ist das nämliche — nur mit dem Unterschied, daß die Plehwesche Zeit die unblutigere war und daher fast wie ein humanes Idyll erscheinen kann.

Und nun die zweite Duma, die trotz aller Künste, trotz aller Unterdrückung und Einschüchterung der Bevölkerung entschlossen oppositionell und voll tiefster, knirschender Erbitterung gegen die Regierung ist.

Die Gruppe Heyden ist in der Duma ganz in den Hintergrund gedrängt, und als einzige Stütze der Regierung sind die Repräsentanten des politischen Verbrechertums vom Schlage der Kruschewan eingezogen. Und dieser Duma tritt Stolypin gegenüber mit einer unübersehbaren Fülle von Gesetzentwürfen, die niemand ernst nimmt; diese Fülle erscheint ebenso lächerlich wie die leeren Hände Goremykins; der eine wollte die Duma durch Nichtstun unschädlich machen, der andere will sie in Papier ersticken. Dieses Vorgehen ist besonders bezeichnend, wenn man an die ergebnislosen Verhandlungen mit Heyden zurückdenkt, die sich zerschlugen, weil sich über eine ehrliche Reformarbeit eine Einigung mit Stolypin nicht erzielen ließ.

Es kann sein, daß zwischen dieser zweiten Duma und dem Ministerium sich der Zusammenstoß durch die berechnende Besonnenheit der Volksvertretung hinauszögern läßt; die Linke der Duma will zusammenbleiben so lange wie irgend möglich, weil alle Elemente der Opposition den Wert eines festen Mittelpunktes für die politische Tätigkeit erkannt haben, und weil die gemäßigten Elemente noch nicht völlig die Hoffnung aufgeben wollen, durch friedliche parlamentarische Reformen die Anarchie zu überwinden. Und auch die Regierung ist sich klar darüber, daß die Duma — mag sie auch als großes Uebel betrachtet werden, insofern sie den Versuch machen sollte, Reformen durchzusetzen — doch im Augenblick unentbehrlich ist, soll nicht die letzte Hoffnung auf eine unentbehrliche äußere Anleihe entschwinden. Klein sind heute die Hoffnungen auf eine äußere Anleihe überhaupt, und ohne Duma zieht die völlige Hoffnungslosigkeit in das Ministerium des Herrn Kokowzew ein. So können die ganz entgegengesetzten Erwägungen der Opposition und des Ministeriums eine Zeitlang der Duma das Leben fristen. Ich fürchte, die Zeit wird kurz sein; wahrscheinlich sogar nur sehr kurz; weil der augenblickliche Waffenstillstand auf einer großen Lüge aufgebaut ist. Regierung und Rechte hier und Opposition dort, sie halten ein Zusammenarbeiten für fast unmöglich, und sie sehen als das Ziel ihrer Taktik nur an, vor dem Lande und vor der Welt dem Gegner die Schuld an dem neuen Bruch zuzuschreiben.

Die Volksvertretung will Reformen, und die Bevölkerung zwingt die Volksvertretung zu solcher Stellungnahme, und die erste Reform wäre Ehrlichkeit und Sachlichkeit der Verwaltung, und solche Ehrlichkeit und solche Sachlichkeit ist ohne öffentliche Kritik und ohne öffentliche Kontrolle ein Ding der Unmöglichkeit; überall und in Rußland vor allem. Es unterliegt aber

gar keinem Zweifel, daß der Zar und die Bureaukratie solche Kritik und solche Kontrolle weder zulassen wollen noch — können.

Es ist zu spät, den russischen offiziellen Sumpf in friedlicher parlamentarischer Arbeit austrocknen zu lassen, und ihn parlamentarisch beleuchten zu lassen, ist für die jetzt am Regiment Befindlichen ein Ding der Unmöglichkeit.

Was dann? Das Regiment Plehwe-Durnowo-Stolypin wird fortgesetzt; denn die Metternichsche Weisheit ist noch im offiziellen Rußland unbekannt, daß freilich die Bajonette sehr brauchbare Instrumente sind, nur ungeeignet, um sich auf sie zu setzen. Galgen, Füsilierungen, Gefängnisse, Bomben. Der Zar wird diesen Zustand in seinen Landen, an den er sich in angeborener Passivität gewöhnt hat, so lange kaltblütig für erträglich erachten, als die Unruhe nicht den Truppenkordon durchbricht, der sein kaiserliches Gefängnis umschließt. Daß die eigenen Untertanen einander totschlagen, ist zwar unerfreulich; aber jene haben sicher kein milderes Los verdient, die der Ansicht sind, daß Rußland besser regiert werden könnte als bisher, und daß eine Besserung des Regiments solange eine Unmöglichkeit sei, als die Grundlagen die alten bleiben.

Die entscheidende Wendung wird durch Ereignisse, die auf russischem Boden sich abspielen, wohl nicht so bald herbeigeführt werden; der Anstoß dürfte von außen kommen.

Die finanziellen Schwierigkeiten der gesamten Kulturwelt bedeuten für Rußland den beschleunigten finanziellen Zusammenbruch. Ohne auswärtige Anleihen keine russische Zinszahlung, und die Einstellung der Zinszahlung ist der Bankerott. Und in diesen Bankerott ist dann nicht nur das Ausland hineingerissen, sondern auch das russische Inland. Um finanziell ihr Dasein fortzufristen, hat die russische Regierung die Sparkassen ihres eigenen Landes geleert und mit entwerteten Papieren gefüllt. Daß das jetzige Regiment den Augenblick dieser Enthüllung lange überleben wird, ist nicht sehr wahrscheinlich.

Das Zarentum hätte sich durch die Duma retten lassen können; es zieht es vor, das Schicksal der russischen Bureaukratie zu teilen, die das Land durch den unglücklichen Krieg zum inneren Zusammenbruch geführt hat.

P. Nathan.

Aus unserm Zitatenschatz.

I.

Der preußische Junker.

Der Charakter einer politischen Partei richtet sich nach dem, was sie will und wie sie das Gewollte zu erreichen strebt. Die preußischen Junker wollen Macht in allen Formen, und es ist ihnen ziemlich einerlei, wie sie dieselbe erlangen, ob als Höflinge, als Patrone der Orthodoxie, als Schwiegersöhne reicher Juden, als Alliierte des zünftlerischen Handwerks oder als Protektoren antisemitischer Demagogie. Der preußische Junker repräsentiert an sich nur den Kleinadel, aber da der höhere Adel in Deutschland — mit wenigen Ausnahmen — politisch indifferent ist, so vertritt er tatsächlich die gesamte Aristokratie. Die materiellen Mittel des Junkertums sind beschränkt, manchmal bis zur Dürftigkeit. Aus dieser relativen Dürftigkeit ist den Junkern — so paradox es klingt — nicht wenig politischer Einfluß erwachsen. Als reiche Grundbesitzer hätten sie eine gewisse Unabhängigkeit bewahren können oder sie wären — wie der höhere Adel — dem aktiven politischen Leben ziemlich fremd geblieben. Die Not des Lebens trieb sie nicht bloß in die Armee, sondern auch in alle Zweige staatlicher Verwaltung hinein. Von hier aus drang man dann später auch in die Volksvertretung vor, und damit hatte man alle Macht spendenden Quellen im Staatsleben unter eine aufmerksame und unermüdliche Kontrolle gebracht. Jetzt gilt es, die erlangte Macht zu behaupten und für das Junkertum zu fruktifizieren. Das ist natürlich nur möglich auf indirektem Wege, im Wege der Assoziation mit anderen Interessen. Vordem genügte es, sich — in der stillen Voraussetzung, daß das Königtum für die Junker schon arbeiten werde — mit dem monarchischen Absolutismus zu verbinden, aber unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts mußte man sich anders einrichten. Man hißte die Flagge der notleidenden Landwirtschaft, man klagte mit den Zünftlern, daß das Handwerk den goldenen Boden verloren habe, man vergoß sogar einige gesetzgeberische Tränen der Rührung über die Lage der Arbeiter und spielte vorübergehend den Sozialreformer. Aber bei aller generellen Ermunterung zum gesetzgeberischen Wohltun vergaß man es doch nie, daß charity begins at home. Den Beutel mit den Getreidezöllen, Liebesgaben und Zuckerprämien hielt man immer fest in der Hand.

Dieser auf das eminent Praktische gerichtete Sinn des Junkertums hat einer Clique von einigen Tausend Familien einen politischen Einfluß verschafft, wie ihn — bei gleich geringen materiellen und geistigen Ressourcen — wahrscheinlich keine andere Aristokratie der Welt jemals besessen hat.

„Nation", X. Jahrgang, 1892/93, S. 404.

II.

Monarchistische Parteien.

„Es gibt keine monarchische Partei in dem Sinne, daß sie die Monarchie um der Monarchie willen wollte, daß sie der Monarchie selbstlose Dienste zu leisten bestrebt wäre. Es gibt Personen, die dies wollen, aber keine Partei; jede Partei sucht das Ihre; Parteien tun nichts um Gotteswillen, auch nicht um der Monarchie willen, sie sind monarchisch, weil und soweit sie, abgesehen von dem patriotischen Interesse für das Ganze, auch ihre partikulären Interessen durch die Monarchie anerkannt und gesichert sehen."

Friedrich Paulsen, „Parteipolitik und Moral", 1900, S. 43.

Christliche Antike.

Was ist es doch für ein wunderbares Ding um die geschichtliche Wahrheit! Den Mitlebenden ist sie wenig bekannt, von Anfang an wird sie verbaut durch Formeln und Mißverständnisse, Eifer und Vorurteil türmen den Wall immer höher. So ist es mit dem Christentum gegangen. Als es zuerst in die Welt trat, schien es etwas Fremdartiges zu sein. Die geringen Leute, die es annahmen, waren sich nicht bewußt, daß sie die neuen Namen mit ihren altgewohnten Begriffen und Vorstellungen erfüllten. Darunter waren Anschauungen und Gebräuche, die seit Jahrhunderten bestanden hatten. Die Gelehrten erklärten sie für Entlehnungen aus der wahren Religion, die eigentlich von Anbeginn der Welt an da gewesen war. Die Heiden dagegen, welche die Christen als Atheisten, als Feinde des Staates und der Religion ansahen, bemerkten nicht, wie die neue Gesellschaft alles an sich zog, was in der alten lebensfähig war. Als dann die griechisch-römische Welt unterging, sagte man, das Christentum habe das Heidentum überwunden, und mit der neuen Zeitrechnung nach Christi Geburt wurde ein Einschnitt in die Weltgeschichte gemacht, den es in Wirklichkeit nicht gegeben hat. Dasselbe gilt von der christlichen Kunst: sie soll die Formen nur von der heidnischen entlehnt haben, obgleich schon Franz Xaver Kraus sie die letzte und lieblichste Offenbarung des dahinsterbenden Genius der Antike genannt hat.

Die altchristliche Kunst ist die antike Kunst christlicher Konfession. Diesen Gedanken folgerichtig durchgeführt und begründet zu haben, ist das Verdienst von Ludwig von Sybels neustem Werk: „Christliche Antike. Einführung in die alt-

christliche Kunst" (Marburg, Elwertsche Verlagsbuchhandlung 1906). Der erste Band handelt von den Katakomben und deren malerischem Schmuck.

Von diesen Malereien, deren schwer zugängliche Originale nach der Aufdeckung vielfach verblassen, hat uns das ausgezeichnete Werk von Joseph Wilpert in 267 zum Teil farbigen Tafeln eine sichere Anschauung gegeben.

Bei den Alten waren die Grabgewölbe unter der Erde gerade so verziert wie ihre Wohnräume. Die Tuffwände der Katakomben waren mit weißem Stuck überzogen und, wenn Lichterglanz das Dunkel vertrieb, fiel der Blick auf Ranken und Blumen, zwischen denen bunte Vögel flatterten, auf Fruchtschalen und Glockenvasen, auf schwebende Eroten und allerhand Tiere wie Tauben und Pfauen, Gazellen, Schafe und Delphine. Es war der vornehm heitere Schmuck, der, soweit Griechen und Römer wohnten, einen Strahl sonniger Anmut in die ärmste Hütte trug. Die Farben sind dürftig, denn es waren kleine Leute, die hier arbeiteten, aber sie sind nach alter Handwerksübung harmonisch gestimmt: meist Braunrot und Graublau mit hellroten Lichtern, dann Gelb und Grün, in verschiedenen Tönen.

Besanders zahlreich sind die Personen mit erhobenen Armen, die sogenannten Oranten, Selige, die anbetend Gott im Himmel schauen, und dann eine Figur, die uns gleich ebenso allgemein menschlich wie eigentümlich christlich anmutet, der gute Hirte, der das verlorene Schaf auf seinen Schultern nach Hause trägt. Es ist Christus, sagen wir, zumal wenn er den Mittelpunkt des Schmuckes bildet. Allein er ist auch an derselben Decke mehrfach wiederholt, also rein dekorativ angebracht. Wir sehen nicht eine Darstellung des Heilandes selbst wie bei Zeus oder Apollo, sondern nur ein Sinnbild seines Wirkens. Vom zweiten Jahrhundert an wird Christus selbst häufig gemalt, thronend inmitten seiner Jünger. Er hat die Schriftrolle in der Hand, das neue Gesetz und die neue Verheißung.

Besonders die flachgewölbten Decken sind kunstvoll geteilt und mit einzelnen Szenen und Figuren angefüllt. Wie die Sehnsucht des Großstädters nach der Natur in der antiken Wanddekoration überall ausgesprochen ist, so sind auch hier kleine Landschaftsbilder ausgeführt mit Bauernhäusern und Altären, Weiden und Ententeichen. Die Jahreszeiten sind durch die ländlichen Beschäftigungen charakterisiert: der Frühling durch Blumenbrechen, der Sommer durch die Getreideernte, der Herbst durch die Weinlese und der Winter durch die Olivenernte. Dazu kommen zahlreiche Szenen aus dem alten Testament. Merkwürdig häufig ist die Geschichte des Propheten Jonas erzählt: wie er vom Schiff ins Meer gestürzt, vom Seeungeheuer verschlungen und wieder ausgespien wird und unter der Kürbislaube ruht. Das Ungeheuer ist ein richtiger antiker Seedrachen, was das Märchenhafte des Eindruckes noch erhöht. Es war ein Sinnbild der Errettung aus dem Rachen des Todes, wenn man will, der Auferstehung. Dann ist da Daniel in der Löwengrube, wiederum eine Errettung aus Todesgefahr. Wenn Daniel nackt gebildet ist, erinnert er zugleich an die Christen, die den wilden Tieren in der Arena vorgeworfen wurden. Auch die drei Jünglinge im feurigen Ofen erinnern an den Feuertod der Märtyrer. Noah in der Arche, dem die Taube das Zeichen der Rettung bringt, Susanna, Hiob, Tobias sind leicht zu deutende Bilder.

Aus dem neuen Testament gibt die Auferweckung des Lazarus eine besonders überzeugende und daher oft wiederholte Bürgschaft für die Auferstehung. Die wunderbaren Heilungen des Blinden, des Gichtbrüchigen, des blutflüssigen Weibes waren ganz im Sinne der Zeit, die von Wundergeschichten erfüllt war und keinen Gott mehr als Asklepios verehrte. In allen diesen Bildern wiederholt sich ein Gedanke: die Ueberwindung des Todes und die Gewißheit des ewigen Lebens. Die Grabesnacht wird erhellt vom Lichte der Verheißung. Der Gläubige schaut hinein in den Himmel der Christen, in dem die Seligen von ihren Brüdern begrüßt werden. Sie sind dort nach antiker Vorstellung gelagert beim himmlischen Mahle. In einigen späten Bildern des vierten Jahrhunderts werden sie von Irene und Agape (Friede und Liebe) bedient. „Gib heißes Wasser, Irene!" ruft der eine, ein anderer: „Agape, mische mir!"

Der Zufall hat gefügt, daß in der Nähe der Katakomben ein reichgeschmücktes Grabmal erhalten ist, das ein Priester des Sabazios, des phrygischen Dionysos, sich und seiner Gattin Vibia geweiht hat. Da wird diese vom Pluto geraubt, von den Göttern der Unterwelt gerichtet, endlich vom Angelus Bonus in den Himmel gebracht, wo wir sie unter den Seligen beim Mahl gelagert sehen. Diese Darstellungen von einem glücklichen Jenseits waren den Heidenchristen so geläufig, daß sie auch nicht Anstoß daran nahmen, wenn anstelle des guten Hirten Orpheus mit der Leier unter den Schafen erschien. In seinen Weihen hatten sie ja die Gewißheit der Unsterblichkeit empfangen. Die Gebildeten konnten sagen, daß er die Erlösung durch Christus geweissagt habe, was man mit untergeschobenen Hymnen beweisen wollte. Andere mochten in dem thrakischen Sänger ein Bild der Verkündigung sehen, welche die Schatten des Todes verscheuchte.

Ludwig von Sybel, Professor der Archäologie an der Universität Marburg, ist ein Sohn des berühmten Historikers. Von ihm hat er den Sinn für die geschichtliche Auffassung geerbt, die seit Winckelmann unsere Wissenschaft von der antiken Kunst beherrscht. Hierdurch ist er auch dazu geführt, sein Augenmerk nicht auf die Griechen und Römer allein zu richten, sandern die Kultur aller Völker des Altertums in ihrem Zusammenhang zu erfassen, während er doch als Jünger Platos in der Gedanken- wie in der Formenwelt der Hellenen zu leben gelernt hat. Das Buch ist „Rudolph Hirzel, dem Philologen" gewidmet.

Sybel hat eingehend nachgewiesen, wie die Typen dieser Gemälde von der antiken Kunst allmählich ausgebildet sind. Allerdings geht diese Kunst vom ersten bis zum vierten Jahrhundert wie die gesamte Antike dem Verfall entgegen. Aus der ersten Hälfte des zweiten Jahrhunderts haben wir noch in Neapel das erste Menschenpaar als lebensvolle Idealgestalten und in Rom eine überaus anziehende Madonna. Maria sitzt in leichtem Schleier auf einem niedrigen Sessel und hält das nackte Kind in mütterlicher Neigung auf dem Schoß. Dieses legt das Händchen auf ihre Brust, während es sich lebhaft nach einem Manne umsieht, der auf einen Stern in der Höhe zeigt. Das Ganze ist in rotgelber Farbe ausgeführt. Bei einem Teil der Figur ist der Stuck herabgefallen, auch die Gesichtszüge der Jungfrau sind verwischt, und doch erkennt man deutlich die blühenden Formen der Mutter und die reizend natürliche Bewegung des Kindes. Die das Bild zuerst sahen, mochten wohl zunächst an Isis mit dem Horusknaben denken. Es gibt sonst merkwürdig wenig Darstellungen der Art in der Antike. Ob man dabei an einen Heros wie Herakles oder Perseus erinnert wurde, ist schwer zu sagen. Jedenfalls mußte es ein Soter, ein Heiland sein, und Herakles wurde ja auch bald als Heros bald als Gott verehrt. Wenn in anderen Bildern die Weisen aus dem Morgenlande nach der Schrift den neugeborenen König der Juden suchen, so wird der einfache Mann aus dem Volk doch wohl einen jungen Gott gesehen haben, dem die Völker des Ostens Geschenke bringen.

Hundert Jahre später ist die Jungfrau schon bedeutend weniger lebendig. Sie sitzt ruhig da in der reichen Tracht und der eleganten Frisur des dritten Jahrhunderts. Dann wird die Erscheinung immer steifer und nüchterner, schon durch die Bekleidung des Kindes. Als Einzelbild kommt die Madonna überhaupt nicht weiter vor, wenn man nicht eine Orante, die ein Kind vor sich hält, dafür gelten lassen will. Christus erscheint als Wundertäter zuerst bartlos mit kurzem Haar, dann nach der Mode des dritten Jahrhunderts mit reichem Haar und kurzgelocktem Bart gleich einem Asklepios. Im vierten Jahrhundert wird er mit langen Locken und sehr regelmäßigen Zügen gemalt. Auch die beiden römischen Apostel, Paulus und Petrus erhalten im dritten Jahrhundert eine besondere Bildung, der erste kahlköpfig mit langem Bart, der andere mit kurzgelocktem Haar und Bart. Die Köpfe der weiblichen Oranten in reichem Schmuck von Perlenhalsbändern und Ohrgehängen geben auch im vierten Jahrhundert den prachtvollen Frauentypus wieder, der heute noch das Ideal des Italieners ist. Dann kommt freilich die Erstarrung: es treten die einförmigen Heiligenfiguren auf, in denen die Würde der Gesichtsbildung, Haltung und Gewandung zu einem leblosen Schema geworden

ist. Etwas Schematisches hat diese Kunst immer gehabt, was in ihrem sinnbildlichen Charakter liegt. Dieser führt dazu, die Darstellung auf das Wesentliche zu beschränken und dies womöglich in symmetrischer Anordnung dem dekorativen Zweck anzupassen. Erst gegen Ende der Epoche macht sich eine Neigung zu ausführlicherer Erzählung geltend.

Die sinnvollen Gleichnisse, die Jesus nach orientalischer Art zur Erläuterung seiner Lehren verwendete, mußten dazu anregen, auch im künstlerischen Schmuck symbolische Bedeutung zu suchen. Das alte reizvolle Bild der Tauben, die von einer Wasserschale nippen, die Hirsche, die vom frischen Quell trinken, wecken den Gedanken an die Erquickung, welche die arme Seele im Himmel findet, die Ernteszenen weisen auf die Zeit der Reife und Erfüllung im Jenseits, und die ganze anmutige Pracht der Blumen und Ranken, welche über den Gräbern ausgebreitet war, gab ein Bild des Himmelsgartens mit seiner Seligkeit. Die alttestamentlichen Geschichten hatten ja auch eine tiefere Bedeutung als Vorbilder und Prophezeiungen auf den Messias und sein Gottesreich. Den Theologen jener Zeit macht das Spielen mit Allegorien ein unendliches Vergnügen, den heidnischen wie den christlichen; die modernen glauben natürlich ihre ihnen über alles wichtigen Dogmen hier wiederzufinden. Sie sehen in dem Wasser, das Moses aus dem Felsen schlägt, ein Symbol der Taufe und in der Brotvermehrung wie in der Verwandlung des Wassers bei der Hochzeit zu Kana ein Symbol des Abendmahls. Aber gerade die Sakramente wurden von der alten Kirche lange Zeit als Mysterien behandelt, und es war allgemeine Regel, diese vor den Augen der Uneingeweihten geheim zu halten. So erklärt sich auch die auffallende Tatsache, daß der Kreuzestod des Erlösers, der doch den Mittelpunkt des neuen Glaubens bildet, nirgends auch nur angedeutet wird. Man sagt, diese Art der Hinrichtung, die bei Sklaven angewendet wurde, sei schimpflich gewesen und deshalb vor den Heiden nicht dargestellt. Aber es ist doch nicht anzunehmen, daß die Christen sich ihrer Lehre geschämt haben. Wilpert meint, daß ein solches Gemälde dem Geiste der altchristlichen Malerei, die noch so viele Anknüpfungspunkte an die klassische Kunst aufweist, durchaus entgegen war. Aber auch das Kreuz fehlt, das doch später überall verwendet ist. Wenn es in einer Deckeneinteilung vorkommt, so handelt es sich wohl nur um ein dekoratives Linienspiel. Mir scheint, daß der Kreuzestod als Mysterium betrachtet wurde, denn *τὰ πάθη τῶν θεῶν δεικνύουσι μυστήρια* — die Leiden der Götter zeigen die Mysterien, sagt ein Schriftsteller des zweiten Jahrhunderts. Daher sehen wir auch niemals den Tod des Bacchos dargestellt, der nach der orphischen Lehre von Titanen zerrissen, wieder aufgelebt und aen Himmel gefahren ist, was schon Origenes mit der Auferstehung Christi zusammenstellt. Je gewissenhafter ein solcher Mysterienkult geheim gehalten wurde, desto leichter verbreiteten sich fabelhafte Gerüchte. Warf man doch den Christen vor — wie die Christen heute den Juden — daß sie Kinder schlachteten, und daß sie einen gekreuzigten Esel anbeteten, wie ein Spötter selbst in einer Karikatur gezeichnet hat.

Eins erkennt man deutlich, daß die Religion der Christen in den ersten drei Jahrhunderten eine andere war, als das Christentum des Mittelalters. Zunächst fehlen die Passionsszenen, welche die neueren Künstler darzustellen nicht müde werden. Einmal findet sich eine sehr unsichere Verspottung Christi. Aber die Hauptsache ist: es fehlt das Weltgericht, das bis auf diesen Tag die religiöse Stimmung der Christen beherrscht. Die Gestorbenen gehen unmittelbar in die ewige Seligkeit ein, wie Christus zum Schächer sagt: heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.

* * *

Wenn ich in meinen Vorträgen für Arbeiter zur Besprechung der Kuppelkirchen komme, pflege ich zu sagen: Meine Herren! Viele von Ihnen sind noch auf dem Lande aufgewachsen. Wenn einer da in der Sommernacht heimkehrend durch die stillen Felder ging, dann wurde ihm seltsam feierlich zumute: er fühlte sich so klein, so ganz allein auf dieser Welt und doch erhoben im Gemüt, wenn er emporblickte zum weiten Himmelsdom mit den unendlich vielen, ruhig leuchtenden Sternen. Was wir in solchen Augenblicken empfinden, das nennen wir Religion. Ueber dieses Wort denken Sie ja verschieden. Die einen hier sagen: wer an Gott glaubt, ist ein Dummkopf, und die anderen dort halten einen Atheisten für einen schlechten Menschen. Meine Herren! Das ist beides falsch. Ein Atheist kann sich den ewigen Gesetzen des Weltalls ebenso demütig unterwerfen wie ein Gottgläubiger und er kann aus seinem Glauben Trost und Festigkeit in Leid und Anfechtung gewinnen, wenn er auch das Bedürfnis hat vollkommen klar zu denken und sich sagt: eine Person ist immer etwas Begrenztes, aber Gott ist unbegrenzt, darum darf ich ihn nicht für eine Person halten. Ebenso kann einer wohl seinen Verstand gebrauchen und sagt sich doch: weil ich selbst eine Person bin, kann ich Gott in seiner Unendlichkeit nicht fassen, ich muß ihn mir vorstellen, wie ich vermag und, wenn ich in Not bin, sage ich nicht: liebes Weltall! sondern: lieber Gott! wie ein Kind zu seinem Vater. Und wenn der eine sagt: ich glaube an das Weltgesetz, das mich erhebt und vernichtet, so sagt der andere: ich glaube an die Gerechtigkeit und Gnade Gottes. So ist die Religion bei jedem eine andere und doch ist das Gefühl dasselbe.

Kommen wir aus dem lärmenden Straßentreiben einer großen Stadt in den Dom, so umfängt uns feierliche Stille in den hohen, kühlen Hallen. „Und meine Seele breitet weit ihre Flügel aus." Und gehen wir dann weiter, bis wir unter die Kuppel kommen, in deren Wölbung die Räume zusammenfließen zu einem mächtigen Sursum corda! Die Herzen in die Höhe! — da haben wir dasselbe religiöse Gefühl wie einst unter dem Sternenhimmel.

Sybel hat das alles viel besser gesagt in seiner Einleitung, vor welcher das Bild des Sokrates steht. Sein Buch ist eine gute Anleitung zum Verständnis religiöser Kunst.

Vor 24 Jahren habe ich in einem der ersten Hefte der „Nation" (1. Dezember 1883) versucht, mir das Verhältnis des Christentums zur Antike klar zu machen und ausgeführt, daß man nicht von einem Sieg des Christentums über das Heidentum reden kann, da man doch nicht von einer Frucht sagt, daß sie die Blüte besiegt habe, aus der sie hervorgewachsen ist. Mit Trauern rede ich hier heute zum letzten Male, und ich freue mich doch, daß ich noch einmal für die Wahrheit sprechen kann in einer Zeitschrift, die vom ersten bis zum letzten Tage der Wahrheit gedient hat — im Denken und im Leben.

Cöln. C. Aldenhoven.

Empfindsame literarische Altersverkalkung.

Seit einiger Zeit mache ich an mir die Beobachtung eines übermäßig starken Wohlgefallens an Dichterworten, die mir aus der Jugendzeit im Gedächtnis geblieben sind, eines mit dem Gefühl vollkommenen Genügens verbundenen Ausruhens der Seele in den Worten der Klassiker. Dabei handelt es sich nicht etwa um jenes Wohlgefallen, das als begründetes literarisches Werturteil sich geltend macht und auf dem überhaupt die Einschätzung der Dichter als Klassiker beruht. Auch kein kritikloses Verehren der allgemein anerkannten Autoritäten ist dabei im Spiel; von dieser allerbedenklichsten Altersverknöcherung weiß ich mich glücklicherweise noch frei. Aber darauf, daß jene in mir zu so besonderer seelischer Klangstärke gelangten Dichterworte mit einer Menge früher, lieber Jugenderinnerungen verknüpft sind, scheint mir die Stärke zu beruhen, mit der sie sich in alten Tagen nun vordrängen. Und darum bezeichne ich diese symptomatische Alterserscheinung, um sie vom schulmeisterlich autoritativen Klassikerkultus zu unterscheiden, als empfindsame, halte sie aber doch ebenfalls für einen pathologischen Zustand, weil sie die Teilnahme an den Werken der Zeitgenossen einiger-

maßen verringert. Bei aller Neugier nämlich, die man den literarischen Erzeugnissen der Mitwelt entgegenbringen mag, wird man, wenn diese empfindsame Altersverkalkung einmal begonnen hat, doch bemerken, daß eine gewisse Tiefe unseres Innern von den neuen literarischen Erscheinungen nicht mehr stark berührt wird, auch wenn unser Urteil sie als ebenso wertvoll wie irgend welche hervorragende Werke der Klassiker gelten läßt. Der Poesiebedarf in uns ist bereits gedeckt, möchte ich sagen, wenn ich für eine so ideale Sache den Ausdruck der Geschäftssprache entlehnen darf. Ein einziges Beispiel für eine ganz bestimmte Empfindungsnuance mag verdeutlichen, was ich meine.

Vorfrühling! Braucht meine Seele vielleicht für diese eigentümlich ahnungsvolle Stimmung irgend eine neue modische Farbe der Lyrik? Nein. Ein für allemal reiche ich aus mit mit den Versen, die Leonore zur Prinzessin im „Tasso" spricht:

> . . . Schon erquickt uns wieder
> Das Rauschen dieser Bäume. Schwankend wiegen
> Im Morgenwinde sich die jungen Zweige,
> Die Blumen von den Beeten schauen uns
> Mit ihren Kinderaugen freundlich an.
> Der Gärtner deckt getrost das Winterhaus
> Schon der Zitronen und Orangen ab,
> Der blaue Himmel ruhet über uns,
> Und an dem Horizonte löst der Schnee
> Der fernen Berge sich in leisen Duft. —

Man begreift. Diese Stelle, als ich sie in der Uebergangszeit vom Knaben zum Jüngling zum erstenmal las, war ein Erlebnis. Und das Erlebnis hat sich mir in allen den vielen Jahren seither immer in den Vorfrühlingsmonaten erneuert, wenn der blaue Himmel mit ein paar weißen Wolken mir die Uebereinstimmung der mich umgebenden Natur zu diesen einfachen schildernden Versen wies. Wenn nun ein lyrischer Geschäftsreisender für ein modernes Haus mir einwenden würde: „Aber, bitte, Sie haben doch nicht nötig, sich so einzuschränken, belieben Sie sich vielmehr zu erinnern, wie Ihr Landsmann C. F. Meyer so schön gesagt hat: „Genug ist nicht genug" —, ja, da würde ich ihn versichern, meine Ausstattung sei auch keineswegs so ärmlich, wie er denke, da ich — immer für dasselbe Motiv — noch ein paar andere mir aus der Jugendzeit liebe Verse zur Verfügung habe, so die Anfangsworte aus der Schillerschen Klage der Ceres:

> Ist der holde Lenz erschienen,
> Hat die Erde sich verjüngt?
> Die besonnten Hügel grünen
> Und des Eises Decke springt.
> Aus der Ströme blauem Spiegel
> Lacht der unbewölkte Zeus,
> Milder wehen Zephyrs Flügel,
> Augen treibt das junge Reis.

Bei „Zephyrs Flügel" würde freilich der Reisende für moderne Lyrik ein fatales Gesicht schneiden und auch ich würde dabei ein wenig verlegen zur Seite sehen. Aber beim unbewölkten Zeus, der aus der Ströme blauem Spiegel lacht, würde ich nicht blinzeln und schließlich ein noch altmodischeres Zitat aus Herders „Cid" riskieren:

> In dem blühenden Ostermonat,
> Da die Erde neu sich kleidet,
> Da die weißbehaarte Mutter
> Sich wie eine Fee verwandelt
> In die schönste junge Nymphe —

Kopfschüttelnd über einen so subjektiven und veralteten Geschmack würde der Geschäftsreisende mich verlassen. Er kann ja auch nicht wissen, an welchem gesegneten Ostermorgen zur Seite einer jungen Nymphe der Schüler die Verse aus dem „Cid" zum erstenmal empfand!

Ganz so wie für dieses eine Vorfrühlingsthema könnte ich für hundert andere die von den Jugendjahren her bereits vorhandene seelische Ausfüllung nachweisen, die kein rechtes Bedürfnis nach neuen Stimmungsauslösungen aufkommen läßt Und nun will ich allerdings die Vermutung nicht unterdrücken, daß recht viele meiner Altersgenossen, wenn sie sich nur daraufhin prüfen wollten, zu einer ähnlichen Selbstwahrnehmung gelangen dürften. Auch ist sie wohl nicht allein auf die Literatur zu beschränken, am meisten dürfte sie in derjenigen Kunst sich geltend machen, die mehr als alle anderen auf Gemütszuständlichkeiten beruht — in der Musik.

Die praktische Konsequenz ist naheliegend. Wenn die Alten so beschaffen sind, daß eine empfindsame Zärtlichkeit für die Schönheit, an der sie in ihrer Jugend sich labten, ihre Empfänglichkeit für das Schöne verringert, das neue, später geborene Geschlechter hervorbringen, so dürften diese Alten gut daran tun, so schnell als möglich unterzutauchen und wenigstens in Dingen der Literatur und der Kunst nicht mehr Wortführer zu sein. Gewiß! Und es ist mir nach meinem Eingeständnis eine wahre Erleichterung, heute wenigstens in der großen allgemeinen Versenkung „der Nation" ad inferos fahren zu dürfen. Da ich aber doch nicht gänzlich verschwinde, darf ich als mildernden Umstand für mich vielleicht geltend machen, daß Selbsterkenntnis eines pathologischen Zustandes beim Patienten immerhin die Möglichkeit wenn nicht vollständiger Heilung, so doch eines längeren Hinhaltens des Krankheitsprozesses offen läßt. „Ja, gibt es denn Heilmittel gegen die literarische Altersverkalkung?" Gegen die physische verordnen die Aerzte Jodpräparate, die nur leider die Eigentümlichkeit haben, bei subtilen Naturen starken Schnupfen hervorzurufen. Gegen die empfindsame literarische bleibt schon nichts übrig als eine gehörige Dosis Altruismus bis zum indischen „Tat wam Asi", wo man in den jungen Sprößlingen der Literatur immer wieder sich selbst findet. Ohne Verschnupftheit wird's ja auch da zuweilen nicht abgehen. Aber man kennt nun die gefährliche Anlage, ist vor sich selbst auf der Hut, und so kann sich erfüllen, was man oft genug im Leben sieht, daß ein vorsichtiger Kranker noch leistungsfähiger ist als der eingebildete Gesunde.

Bern. J. V. Widmann.

Der Paradiesgarten.

> Nun ist ein Korb von Bast mein Eigentum,
> Ein Winzermesser und die Blumensamen . . .
>
> Hofmannsthal.

Von einem Leben unter Blumen und Bäumen erzählt ein Buch, ein Tage- und Stundenbuch, unpapieren, jenseits der Literatur, sonne- und luftdurchströmt, aus der Fülle eines fröhlichen Herzens, das seinen Frieden gefunden.

Gertrud Jekylls „Wald und Garten", dies in England vielgeliebte Buch hat den Weg zu uns in einer lebendigen Uebersetzung Gertrud von Sandens gefunden, und die stark gegenwärtige Anschaulichkeit des Textes begleiten Bilder, die von der Verfasserin aufgenommen, uns noch inniger in den Empfänglichkeitskreis dieser panischen Seele versetzen.

Dies Buch kann als praktischer Leitfaden benutzt werden, so sachlich werktätig ist es, so viel Beobachtung, Hinweis und Lehre enthält es, so voll Kenntnis ist es und fern von vager Stimmungsschwelgerei. Die Kenntnis aber sitzt nicht nur im Kopf, sie durchdringt den ganzen Menschen, sie wird zu einem Einvernehmen mit allem, was da wächst; und aus diesem tiefen und echten Zusammenklang von Mensch und Natur kommt ganz von selbst, unausgesprochen, eine Art von Frömmigkeit in das Buch, etwas Franziskanisches, etwas von jenem glückhaften Schauen, das „die Vögel Brüder und Schwestern nennt und Gott preist für Sonne und Sterne und alle lebende Kreatur, und auch für Blumen und Wasser und Wind" . . .

* * *

Dem Stoff nach haben wir die Aufzeichnungen einer Gartenliebhaberin, die das Ergebnis dreißigjähriger Arbeit im Dienst der Erde hier niederlegt; durch das weltliche Kirchenjahr dieses Dienstes führt sie, und wie in einem Kalender schildert sie Wesen und Geschick jedes Blumenmonats, Frost und Hitze, Säen und Ernten, wie sie es in „Munstead Wood“, ihrem Landhaus bei Godalming in Surrey durchlebt.

Im Januar gehen wir durch den Winterwald, die Bäume zum Ausroden auszulesen. Der zartblaue Hintergrund des feinen Reifnebels, von dem jeder Fehler in der Gruppierung der nahen Bäume sich scharf abhebt. begünstigt die Auswahl. Am Boden der warme Teppich von blaßrostigem Farnkraut; Stämme und Aeste in den zarten Harmonien grauer Rinde und silbergrauer Flechten schimmernd. Und dazu das wuchtige, tiefe Dunkelgrün der Stechpalme.

Im Februar genießt man den einen Tag, da man den „Sommer riechen“ kann, den noch fernen Sommer, „der aber doch schon unterwegs ist“. Von dem moosigen Aroma des Waldabhangs auf der Südseite weht er uns an und in der waldigen Lichtung, wo die Sonne den scharfen Geruch des kriechenden Immergrüns herausgelockt hat. Und als den Baum, den der Winter am schönsten kleidet, grüßt man den Wacholder mit seinem blaßgrünsilbrigen Flechtengespinst.

Mit dem März wird die Welt blau mit der lieblichen Schar der blühenden Blumenzwiebeln, und Primeln und Veilchen erwachen.

Im April wandelt's sich auf Narzissenwegen, und die stolze Tulpengloria prangt auf und verkündet den Mai.

Rhododendron und Azaleen erschließen sich. Weiß, Blaßrosa, Orange, Kupfer, Pflaumen- und Scharlachrot erglüht von ihren buschigen Gruppen, und wer über die sternblumendurchwirkte Wiese einmal in die Wundergärten von Kew zur Azaleenblüte ging, dem wecken die Maiseiten dieses Buches am stillen Herd zur Winterzeit eine klingende Erinnerung an den englischen Frühling.

Der Juni ist voll Knospenpracht, und die Gärtnerin wird in der Fülle warmen, leuchtenden Lebens franziskanisch fromm und singt in Einfalt und Glück: „Juni ist kommen, Juni ist kommen; dankt Gott für den wonnigen Juni.“

Im Juli geht die hohe Zeit der Lilien auf. Der Garten wird mystisch-feierlich. Der Duft aus den großen, weißen Kelchen ist wie ein Hauch von Weihrauch. Und im Abendlicht, wenn die Sonne sank, sind die großen Häupter der weißen Blumen von geheimnisvoller, mächtiger Wirkung, und, wenn man sie durch den Wald schimmern sieht, im Mondlicht von gespenstiger Hoheit.

Der August ist Heidemond: graugrün mit mattrosa Blüten und dämmrig purpurnen Halbtönen schimmert das dichte, wollige Vließ der Heide, üppig wuchern die Pilze vom schweren, fruchtbaren Regen. Im Garten regieren jetzt Gladiolen, Dahlien und Sonnenblumen.

Den September schmücken die Büsche des wilden Schneeballs, mit leuchtend roten, transparenten Beeren dicht behangen. Und im Oktober feiert einen Nachfrühling der Astergarten, und nach den Herbstfarben strahlt, wenn man durch die Pergola ihm entgegengeht, die blanke Frische von Lila, Purpur und Weiß, neu und jung geboren.

Riesenchristrosen und Chrysanthemen sind die Blumenkinder des November; und gelber Jasmin, verschwenderisch knospend, und die blaue algerische Iris am Fuß der Westmauer führen im letzten Monat vom alten in das neue Jahr.

* * *

In die Farben, die durch das Blumenjahr spielen, mischen sich Töne und Düfte. Les sons, les couleurs, les parfums se répondent. Wenn im Walde Frühlings Erwachen sich regt, im April, an stillen sonnigen Tagen, da klingt von den Kiefernkronen ein scharfer „schnippender“ Ton, die trocknen Aepfel des Vorjahres springen und die flachen Samen flattern auf den Boden, und schärfer noch und staccato spritzt der Ton der platzenden Stechginsterschoten, die jetzt auch ihren Samen verstreuen. Und die Resonanz des Kieferwaldes dröhnt tief metallisch, wenn des Holzfällers Axt den Stamm schlägt.

In alle Sinne dringt der Waldweihrauch der Lärche und Birken und die Würzdüfte einer sonnengedörrten Goldlackhalde, den der Wind herüberweht.

Und das rohe, grüne Holz der frisch gespaltenen, „geschlachteten“ Bäume strömt den Duft zermalmter Aepfel in der Mostpresse aus.

Assoziationen stellen sich ein. Der Duft des blühenden Besenginsters und Stechginsters draußen im Moorland ist wie der erste Geruch des Meeres, aus weiter Entfernung gewittert. Und die aromatischen Kräuter und Büsche voll zarten, harzig balsamischen Aromas, rufen südliche Atmosphäre im Gedächtnis der Sinne auf: Inseln des griechischen Archipels mit ihren Felsenrücken voll duftender Büsche und Kräuter, ein aromadurchtränkter Teppich, dämmernde Cypressen- und Myrtenhaine, die ihren Weihrauch aushauchen und einschlürfen, ihrer eigenen Herrlichkeit gesättigt voll . . .

* * *

Und die Blumen dienen, sie werden einig mit Hauswand und Gartenmauern, mit Tor und Türen zu einem natürlichen Gesamtkunstwerk. Die „hübschesten Kleider“ will die Gärtnerin ihren Gartenmauern anziehen, und sie probt sich aus, daß der Schneeballstrauch ihnen am besten steht. So streckt sich denn die elf Fuß hohe Mauer gen Norden mit Schneeballgehängen zu beiden Seiten der Mauerpforte und weißer Clematis als Krönung darüber.

Die Mischung der ungleichartigen Gefährten gibt besonderen Reiz. Der Schneeball, ein hartholziger Gesell, streckt sich stocksteif grad empor, und locker hängen die weißen Bälle herab. Die Clematis kommt weiblich schmiegsam ihm entgegen, „sie schwingt das schwere Lockengeflecht ihrer vielgliedrigen Girlandenmassen um das Haupt ihres Gefährten, während hier und dort ein vereinzeltes Blühenstrählchen auf eigene Hand sein Kränzlein windet“.

Doch am engsten mit der Cottage- und Farmarchitektur ist der Hollunder verwandt, gut und innig verschwistert mit der ländlichen Bauart.

Inniges Heimgefühl umfaßt hier Haus und Garten als eine liebevoll beseelte Gemeinschaft. Lieblichkeiten und Traulichkeiten der kleinen Cottagegärten am Wege umspinnen uns, und die Großvater- und Großmutterblumen blühen uns reizend entgegen: Goldlack, Tausendschönchen, Federnelken und Salbei, Rosmarin und Lavendel . . .

* * *

All die Blumen, Bäume, Sträucher, Büsche, Gräser, all die Geschöpfe, die diese Gärtnerin sorgend-zärtlich, aber auch wenn es sein muß, streng betreut, werden uns lieb, aber noch fesselnder wird uns die Frau selbst, die durch diesen Garten der Erkenntnis wandelt, die sich in ihm gefunden und sich selig vor der Welt ohne Haß verschließt.

In ihren frohgemuten Tagewerken beobachten wir sie, und mit ihr wird auch stets ihre ganze Umwelt lebendig, Mensch und Tier. Den munteren Esel Jack, der an der Tür mit der Ladung Scheite für das Kaminfeuer steht und bedachtsam einen Rosenbusch abweidet, erleben wir und die prächtigen Milletschen Gestalten ihrer dienenden Brüder und Freunde:

Der Reifenmeister, der die Faßbänder aus geraden sechsjährigen Baumstangen macht, aus Birken, Eichen, Hasel und echten Kastanien. Das Haselholz aber ist das beste: „die Hasel, das ist der Meister . . .“

Und jenem alten Dachdecker, der das Schuppendach mit dem zu Bündeln verschnürten Schnitzelgeflecht eindeckt.

Ein sinnierlicher Mann voll langsam stillvergnüglichen Tuns: jede Handvoll Schnitzel legt er so kunstgerecht und sorgsam, „als ob er einen Hochzeitsstrauß bände“; und als er abrechnen soll, — denn Dachdecken ist, so erfahren wir, Stückarbeit und wird „nach jedem Viereck von zehn bis zehn Fuß“ bezahlt, — da bringt der Alte seine Rechnung auf einem Haselstecken eingeritzt, in Kerben und Punkten; für soundsoviel getane Arbeit vier Pfund, fünf Schilling, null Pence.

Und den Holzfäller sehen wir dann bei der Arbeit und lernen, wie leicht ein einzelner Mann mit Axt und Keil schwere

Holzklötze bewältigen kann, und wir hören das Jammern und Klagen der zerreißenden Fasern des gefällten Stammes.

* * *

Nichts bleibt in diesen Blättern gleichgültig, alles bekommt eine menschlich vertrauliche Beziehung, besonders die Werkzeuge, die Messer, Aexte, Pflöcke, Sägen und der Wetzer aus grobem Sandstein, an dem die Gartenmutter abends das Messer schleift, wenn sie auf dem niederen, binsengeflochtenen Schemel am kühlen Waldplatz sitzt, um starke Farnen zum Anpflöcken von Nelkenabsenkern zu schneiden.

Arbeit und Rhythmus . . . Vier Schnitte mit dem Messer geben einen Pflock, und jeder Wedel gibt drei Pflöcke in fünfzehn Sekunden. Jede Handvoll Pflöcke wird in den Korb geworfen, und mit klingendem Ton schlagen sie auf.

Und wenn dann Feierabend ist, dann kommt das sanfte Gurren der Waldtauben vom nahen Wald herunter in den Garten, und durch die unbewegte Luft, durch die nur der sanfteste, südwestliche Hauch streicht, dringt vom alten Seehafen das mächtige Dröhnen der großen Schiffskanonen, und die Fasanen antworten dem Ton, wie sie dem Donner antworten . . .

* * *

Das Leben in Anschauung und Sichtlichkeit hat auch dem Schreiben und dem Vorstellen dieser Frau ein echtes, eigenes, daseinsvolles Gepräge gegeben. Wesenhaft in Natur und Gefühl ist ihr Empfangen und Spiegeln der Dinge, ihre Gleichnisse sind voll „innerer Figur" und Leibhaftigkeit.

Ihre Güte und beschaulich-friedvolle Menschlichkeit spricht aus dem Randeinfall über die Verwendung alter Radspeichen als Namenschilder für Blumen. Sie spielt sich behaglich-träumerisch vor, was für ein freundlicher Lebensabend es sein müsse, wenn einer eine Radspeiche gewesen ist und sein ganzes Arbeitsleben lang auf Londons Straßenpflaster herumgewirbelt und abgeklappert worden ist, und wenn dann sein Felgenende zugespitzt, in guten, heilsamen, schützenden Gasteer getaucht und in die stille, kühle Erde gesteckt wird, und sein Nabenende geglättet, angestrichen und mit einer so sanften Legende beschrieben wird, wie Vinca minor oder Dianthus fragans. Ein Andersenscher Märchenumriß.

Und aus gleichen Vorstellungen denkt diese Liebreiche sich die Hasel, die den Primelgarten sorglich halb verschattet, immer als die „freundliche Kinderfrau für Primeln".

Und nicht nur ein Umriß, sondern ein ganz richtiges Märchen ist die Jugenderinnerung, die Gertrud Jekyll von der verwunschenen Baumschule erzählt. Sie war rings ummauert, und eine tiefklingende Glocke mußte mehrmals gezogen werden, ehe sich jemand der Pforte näherte. Und hinter ihr lag dann eine verzauberte Welt mit schattigen Hainen alter Nußbäume im ersten satten Grün und blaßgelben Osterblumen, mächtigen Bullenbeißern an ihren Ketten mit blutunterlaufenen Augen und mörderischen Fängen; die Schaffnerin ist eine kräftige, sonnenverbrannte Farmersfrau . . . und dann war ja auch Mr. Webb noch da, der alte Quäker, in seinem schwarzen, altmodischen Rock.

Und was es zu sehen und zu schmecken gibt: den ehrwürdigen Weinstock, der in mächtigen Verschlingungen durch ein paar uralte Treibhäuser klettert und wuchert, das merkwürdige Grab der Trunksucht am schattigen Rasenplatz unter den Nußbäumen, in das der Quäker Wein und Spirituosen gegossen und das mit einer Steinplatte zugedeckt war, worauf die Inschrift: „Dem Alkohol" . . . und die Apfeltorte aus Wellingtonäpfeln, rosig und durchsichtig. Und Gertrude Jekyll sagt: es war die einzige Baumschule, die ich je gesehen, in der man in den Sommernächten Elfen vermuten würde.

* * *

Neben der Simplizität gibt es in den Bildern dieses Buches auch kulturelle Assoziation von feinem Reize, und wie alles hier, so stellen auch sie sich der Schreibenden ganz natürlich und ungezwungen ein.

Bei den Birkenrinden, die in klaffende Schnittfurchen gespalten, die dunkle, rauhe Borke hervorquellen lassen, denkt sie an die altdeutsche Tracht des fünfzehnten Jahrhunderts, wo der dunkle Samt in schwellenden Falten durch Schlitze in weißem Atlas hervordrängt.

Die Strauchpäonien mit ihrer Koloristik, bläulich mit ihrem Schimmer von Bronzerosa, erwecken in Gedanken die kapriziösen, tonig gemischten Bronzepatinierungen der Japaner. Der glatte, hellgraue, leicht gedrehte Stamm einer alten Stechpalme erscheint wie der gigantische Knochen eines vorsintflutlichen Ungetüms.

Am deutlichsten aber erkennt man, daß die Schriftstellerin im Pflanzen ihrer sprachlichen Beete genau so gewissenhaft-wesentlich wie im Garten ist, in dem Kapitel über Blumenfarben.

Das ist ein Feldzug gegen alle papierenen pseudolyrischen Bezeichnungen. Unnaturen und das Hohle manches Prädikatornamentes werden hier entlarvt.

* * *

Ein glückhaftes Buch voll Glaube, Liebe, Hoffnung und seinem „irdischen Vergnügen in Gott".

Felix Poppenberg.

Theater.

Nationaltheater: „Abschied." Drama in 3 Aufzügen von Felix Nemo.

Felix Nemo — das klingt wie ein Pseudonym, und der Verfasser vermied es auch, trotzdem er gerufen wurde, vor dem Vorhang zu erscheinen. Ich wähne aber, daß er kein ganz junger Mann sein mag; es ist manches in diesem Drama, was man erst in gereifteren Jahren erfährt; dann, wenn das Lüftlein von der Gruft, wie Storm einmal gesagt hat, den Herbst-Resedaduft mit sich führt.

Sehr lustig, zu lustig vielleicht, setzt „Abschied" ein. In dem eleganten Garçonlogis des Helden gibt es ein Junggesellensouper. Eine blasierte und skeptische Gesellschaft von jungen und älteren Aerzten findet sich da zusammen. Niemand scheint an seinen Beruf zu glauben oder doch an die Möglichkeit, im Kampfe mit ernsterem Leiden Sieger zu bleiben. Frivol-geistreich klingen die Gespräche, und doch ist es, als wäre eine tote Sehnsucht in jedem Worte, das da laut wird, als wäre es ein heimlicher Glaube, der sich in das Gewand des Zweifels kleidet. Und diese Sehnsucht ist plötzlich greifbar da und sitzt mitten unter ihnen! Ein Wort hat sie gerufen. Einer der Gefährten hat sich entschlossen, sich in ein überseeisches Seuchengebiet, in dem es an Aerzten fehlt, zu begeben; nicht, weil er sonderlich an die zu Gebote stehenden Mittel glaubte, sondern weil es ihn reizt, sein Leben einzusetzen. Er ist des Alltags und seiner Behäbigkeit überdrüssig geworden. Er spricht, und alle sehen sich aufgerüttelt und, während die anderen nur eben mit dem Gedanken spielen, gibt der empfindsame Held in Felix Nemos Drama sein bindendes Wort, mit auszuziehen in die unbekannte, unbegriffene Ferne.

Es ist nicht nur die Lockung der Gefahr, die ihn bestimmt hat, ein anderer Beweggrund wirkte mit. Bande der Liebe sind ihm zu Fesseln geworden. Von einem Mädchen, das er von Kind an kannte, zu dem er lange Jahre hindurch in engen Beziehungen gestanden, hofft er auf solche Weise loszukommen. Sein Wunsch erfüllt sich ihm. Wie so manches Mal hat sie auch heute geduldig im Nebenzimmer des Aufbruchs der Freunde geharrt. Nun die anderen gegangen, tritt sie ein. Sie ist ein ernstes Mädchen, ihre schlichte Kleidung weist sie der arbeitenden Klasse zu. Aber es ist etwas Ruhiges in ihrer Haltung, etwas Unauffälliges in ihren Bewegungen. Sie spricht die Sprache der Gebildeten. Und während sie sich nun daran macht, noch zu dieser späten Stunde die Ueberreste des Mahles zu entfernen, teilt er ihr seinen Entschluß mit. Sie schrickt nicht zusammen, kein Laut der Klage kommt über ihre Lippen. Ruhig fährt sie in ihrer Arbeit fort. Und nachher auch, da sie

sich zum Heimgehen anschickt, scheint sie seinen Entschluß zu billigen, verläßt sie ihn mit Worten des Dankes.

Mit einer Parallelszene zum ersten setzt der zweite Akt des Dramas ein. Wieder sind die Freunde beisammen, und unter den Angeregten ist niemand fröhlicher als eben der Held des Dramas; weiß er sich doch frei. Ein Zufallswort ist es, das die Stimmungswandlung herbeiführt. Jeder der Freunde wußte um sein Verhältnis zu dem Mädchen, niemand sprach davon. Nan die Trennung bevorsteht, ist die Scheu geschwunden. Ihr Name findet Erwähnung, man beginnt ganz offen über sie zu reden. Ein jeder lobt sie, ihre Vorzüge werden gepriesen. Ein Frivoler wirft ein, welch Glück es sei, solche Freundin besessen und — ausgegeben zu haben. Alle sprechen durcheinander, nur einer schweigt, er, den es zunächst betrifft. Erst nachdem die anderen gegangen sind, ruft er, ganz in Gedanken versunken, ihren Namen. Eine Antwort wird ihm nicht.

In jedem Abschied ist ein Altern: das ist es, was der Held von nun an zu erfahren hat. Vielleicht hat der unbekannte Verfasser es verabsäumt, an dieser Stelle der dramatischen Handlung ihr Pathos und ihre Bewegung zu sichern; es sind ganz kleine Züge, durch die er wirkt. Die Möbel, von ihrem gewohnten Platz entfernt, zusammengerückt und mit Ueberzügen bekleidet, sehen den Scheidenden fremd und traurig an. Ein Bild, das meistens unbeachtet über seinem Schreibtisch hing, beginnt ihm, nun es vom Nagel herabgenommen wurde, zu sprechen. Es ist eine Radierung nach Millets „Angelus". Es geht ihm durch den Sinn, daß ein findiger amerikanischer Kunsthändler dem Bilde, um der Ausstellung größere Anziehungskraft zu leihen, die Unterschrift setzte: „Junges Ehepaar, ihr totes Kind im Acker verscharrend"; aber er lacht nicht mehr wie sonst darüber; ihm ist, als spräche das Bild wirklich von Begräbnis. Wiederum verweilt er lange sinnend, das Schild in Händen haltend, das unten an seiner Haustür prangte, und das sie nun abgeschraubt haben. Ein Sprung lief seit Jahren über die weiße Platte. Nun ist es zerbrochen und für den Kehricht reif.

Die Zeit der Sprechstunde ist gekommen, aber die Glocke draußen kündet keinen Besucher mehr an. Nur als die Uhr zum Schlagen ansetzt, fährt er zusammen. In dem Schweigen ringsum ist etwas Drohendes. Auf klappenden Filzsohlen schlurft die Einsamkeit durch das Gemach.

In jedem Abschied sind Schuld und Reue. Wie im Heben und Senken der Nebel nahen die Schatten verlorener Stunden. Das ungelebte Leben gewinnt klagende Stimme. Wieder sitzt der Held des Dramas jenem Freunde gegenüber, der ihn in die unbestimmte Ferne rief, und sie reden von der Zukunft und überbieten einander, sie sonnig zu sehen. Und finden sich plötzlich inmitten der Vergangenheit und wissen, daß sie reich an dem einen war, was wie der Wein im Becher des Daseins ist: an Jugend. Aber die tote Jugend hat den beiden häßlichen Gestalten, der Schuld und Reue, beide Hände gereicht und hebt mit ihnen gespenstisch und mänadenhaft zu tanzen an und entschwindet mit ihnen.

Auch das Bild der Geliebten ist, nun sie den letzten Abschied genommen, ein anderes geworden. Schon das Lob der Freunde ließ sie liebenswerter erscheinen. Nun aber ist es, als wäre sie mit ihren Fehlern und Mängeln, in ihrem etwas altmodischen, gesetzten Wesen, zugleich Abbild, zugleich Ergänzung des eigenen Selbst gewesen, als hätte ein Teil des Ichs in ihr geatmet. Vergeblich besinnt sich der Vereinsamte, warum es ihn doch so sehr danach verlangte, von Banden frei zu sein. Sind es nicht die Fesseln, die dem Leben Festigkeit geben?

Aber seltsam: schwerer beinahe als der Abschied von der Geliebten und den Vertrauten fällt dem empfindsamen Helden die Loslösung von Unbekannten. Er tritt ans Fenster und blickt auf die Straße hinaus. All die Menschen, die da vorüberhasten, gehen ihn nichts an; sofern sie nicht, durch sein Schild gelockt, die Glocke an seiner Wohnungstür gezogen, hat er nichts nach ihnen gefragt und nichts mit ihnen zu schaffen gehabt. Und nun weiß er plötzlich, wie nahe sie ihm dennoch standen. Was er als Bürger an Freuden und Enttäuschungen erfuhr, teilten auch sie. Vielfache Interessen bestanden und waren gemeinsam. Es gibt aber auch ein Wirken in die Ferne, das Tausende mit einem verbindet und von dem einen auf die vielen zurückgeht, — ein Wollen, das zündet, wo immer der gleiche Brennstoff lagert, ein Wort, das weitergetragen und wiederholt wird. Das fremde Leben ringsum sieht ihn plötzlich mit vertrauten Augen an, und er weiß, daß seine eigene Silhouette bald genug aus dem großen Schattenspiel geschieden sein wird.

So flackert das dramatische Leben im dritten Akte noch einmal auf. Der Held will bleiben! Besser, das gegebene Wort brechen, als selbst gebrochen werden. Aber die Welle, die ihn trug, zieht ihn bereits hinab. Er sucht die Geliebte in ihrem Stübchen auf, und findet es verlassen. Er will seinen alten Platz einnehmen, und sieht ihn besetzt. Der freiwillig Scheidende ist ein Vertriebener geworden, und darin eben liegt die Tragik des Dramas „Abschied".

Die Zukunft aber, die dieser Scheidende sich kürte, mit ihrem neuen Wirken und ihren neuen Versprechungen, tritt tiefer verschleiert ein. Vielleicht darf Felix Nemo seinem Drama nach Jahren einen zweiten Teil gesellen, mag er nun „Gescheitert" oder „Geborgen" heißen. Es ist in den „Abschieds"-Stimmungen zugleich ein Etwas, das frische Kräfte weckt.

Ernst Heilborn.

Evas Spiegel.

Meister, Meister, sprich zu mir. Was ist es doch um das Leben der Menschen?"

Wie der Schrei einer wilden Taube klingt es durch die Stille, flattert empor an den schuppigen Stämmen der Palmen und fällt dann zu Boden wie verwundet. Fahlgolden und still liegt wieder die Nacht über der Wüste.

Der junge Kaufmannssohn seufzt.

Drüben, im Schutze der hohen windgefältelten Düne lagert die Karawane seines Vaters. Alles schläft. Das Licht der roten Lagerfeuerchen fällt auf braune und schwarze Gestalten, am Boden hingestreckt, weiße Beduinenmäntel, aufblitzendes Zaumzeug. Dahinter die dunkle Masse der schlafenden Kamele. Ab und zu erhebt sich eine nackte, bronzene Gestalt und trägt den Feuern Nahrung zu. Man sieht nur Kopf und Schultern des Wandelnden zwischen den starken Halmen der Stipaceen. Eben steht ein junges, langhalsiges Kamel auf und geht trinken. Seine groteske Silhouette hält eine Weile am Rande des schmalen, dunkelblitzenden Brackwassers, dann sinkt sie wieder in sich zusammen.

Alles schläft.

„Meister?"

Der Greis rührt sich nicht. Er sitzt, ganz weiß, im Schatten der breiten Schlammscholle. Der Mond zieht goldene Linien um des Jünglings gebräuntes, starr ihm entgegengewandtes Gesicht und zeichnet die Wedel der Palmen in holprigen Umrissen auf den steinigen Sandboden. Die Sterne funkeln und zittern, wie Gold, das sich verstreuen möchte.

Und wieder tönt es von den Lippen des Jünglings: „Meister, der du alles weißt, sage, was ist es mit diesem seltsamen, lärmenden und wandernden Leben? Warum, gerade in den Stunden, die uns am köstlichsten scheinen und am nächsten der Wahrheit, fühlen wir uns wie Schemen, die keine Wirklichkeit haben? Was ist es doch, Meister, um unser Leben?"

Da bewegt sich der Schleier des Weisen. Langsam. Wie weiße Wasserrosen aus dunklen Kelchen steigen, wenn der Mond sie ansieht. In Wellen. Wie der Atem Gottes die Wüste hebt. Und der Weise spricht. Ein feines, schimmerndes Band wirft er nach dem Jüngling mit seinen Worten.

Dies aber offenbarte der Weise:

„Adam und Eva waren aus dem Paradies vertrieben und hatten sich unweit des verlorenen Gartens angesiedelt. Das Land, in dem sie lebten, war arm, und sie gedachten mit Sehnsucht der herrlichen Weidegründe in Eden, die das ganze Jahr grün standen, der Quellen und Teiche, der buntblühenden Bäume und der Berge, ganz mit Blumen bedeckt, von denen, inmitten des Tages, ein kühler Hauch zu wehen pflegte, der Mensch und Tier erfrischte.

Jeden Abend, wenn die Mauer Edens im Sternenschein ihren Schatten warf über Adams steinigen Acker, nahm Eva ihre beiden Kinder bei den Händen, Kam und Mirjam, setzte sich nieder an der Mauer und netzte die harten, kühlen Steine mit ihren Tränen. Es stand aber der Baum der Erkenntnis nahe der Mauer; ein schlanker, starker Stamm, dessen Krone im Nachtdunkel verschwand, sodaß sein Schaft, wie eine Säule, den Himmel zu tragen schien, dessen Sterne durch die Laubspalten glänzten. Zwischen den Aesten dieses Baumes zogen sich starke Schlinggewächse hin, deren Schatten aussahen wie große, schwarze Schlangen, die sich vom Lichte hinwegwinden.

Eva seufzte.

Die Kinder aber hatten sich auf den Boden gelagert, hart neben der Steinaxt des Vaters. Sie schliefen. Ihre kleinen Arme hielten sie ineinander verschränkt und ihre mondfarbenen Gesichter waren einander zugewendet in herzlicher Liebe. Da gedachte Eva, daß sie beide schon mehr als zehn Jahre alt wären und daß die Zeit nicht ferne sei, da sie miteinander tun möchten, wie Adam und Eva getan hatten miteinander, und nach abermals mehr als zehn Jahren die Kinder ihrer Kinder gleicherweise, sodaß bald ein zahlreiches Menschengeschlecht emporwachsen würde und die Erde bevölkern. Bei diesem Gedanken überkam Eva eine große Neugier, zu wissen, welcher Art Leben und Geschick dieser künftigen Menschheit wohl sein werde? Und sie richtete ihre Augen nach dem Baume der Erkenntnis, ob er ihr nicht Wissen bringen werde?

Da wehte auf einmal ein starker Wind in der unsichtbaren Krone des Baumes, ein Rauschen und Raunen erhob sich und ward zur Stimme. Und diese Stimme sprach: „Ich will dir zeigen, was du fragtest, Eva."

Eva hob ihr Haupt. Und sie sah nichts als die Sterne des Himmels, die durch die Laubspalten schimmerten. Sie fragte: „Wer ist es, der zu mir spricht?"

Die Stimme antwortete: „Ich bin der Atem der Welt, das, was immer war und immer sein wird. Alles Lebendige leiht seinen Hauch von mir. Ich wehe über gestern und künftig. Das Vor und Zurück der Zeiten sind mir ein Spiel, und ich sehe sie alle."

Da vertraute Eva und sagte: „Wenn dies so ist, daß du in alle Zeiten blickst, so offenbare mir: Was ist es um dieses Geschlecht, das ausgehen wird aus meinem Schoße und sich mehren auf der Erde?"

Da erschien ein großes Funkeln zwischen den Zweigen, und ein breiter, heller Spiegel senkte sich herab aus der Höhe. Die Stimme aber sprach: „Blicke hinein in diesen Spiegel."

Und Eva blickte in den Spiegel sechs Tage lang und sah die Geschicke aller Menschen und aller Zeiten, die gewesen sind bis heute und die noch kommen werden.

*

Eva sah zwei Männer stehen im Spiegel, furchtbar anzusehen, wie Könige und mit großem Gefolge. Der eine war rot und schimmernd, wie Feuer, das die dürre Steppe frißt, der andere bleich, in erdfarbener Kleidung. Der Rote trug eine Peitsche, der Bleiche Strick und Beil.

„Wer sind die?" fragte Eva und zitterte.

Die Stimme antwortete: „Die Könige der Menschen sind es, Gier und Tod."

*

„Eva sah ihren Sohn Kain und Abel, der noch nicht geboren war. Und die beiden Könige der Menschen führten seinen Arm und Abel fiel und Kain wurde flüchtig."

*

„Eva sah Menschen, die lachten und sich freuten, die Blumen wanden, Lieder sangen und einander küßten. Aber der bleiche König streckte seine Hand aus und sprach ‚Genug' und zu den Jubelnden ‚Weine'."

*

„Und die schönsten unter dem Gefolge der Gier mischten sich mit anmutigen Kleidern und erhabenen Gebärden unter die Menschen. Und die Menschen hießen sie Liebe und nannten sie Ehrgeiz. Und wo eine Sehnsucht war, da peitschten sie die Erfüllung zum Uebermaß und brachten ihr Ekel; und wo ein Genug war, da peitschten sie es zur Sehnsucht; und wo ein Zuviel war, da weckten sie den Neider."

*

„Eva sah ein schönes, weißes Weib, das hatte der schwarze Sieger auf sein Bett gezwungen, und das Weib mischte ihm Gift in seinen Trank am Morgen der Brautnacht."

*

„Eva sah die Menschen Schutzmauern bauen gegeneinander und Städte. Krieg sah sie und Macht und Raub, der zu beiden die Stufe war."

*

„Eva sah eine Burg zwischen blühenden Büschen, hoch über dem breiten Flusse. Da herrschte Pracht und Freude und die Füße der Frauen hatten niemals den Estrich berührt, sondern seidene Schuhe und Gewebe machten den Boden weich. Im Hofe dieser Burg aber befand sich ein tiefes Loch, das war so breit, daß ein Mensch, der darin stand, mit beiden Schultern die Ränder berührte. Sein Fuß hatte Halt an einem Vorsprung in der Tiefe, und unter ihm lagen viele faulende und vertrocknete Leichen. In dieses Loch ließ der Burgherr hineinstecken, wer seiner Willkür sich nicht unterwarf und ließ ihn dort verhungern. Und jeder Neue warf den Leichnam des, der vor ihm gestraft war, tiefer hinab in die Tiefe, um Raum zu schaffen für sein eigenes Verhungern. Das Burggesinde stand im Hof, hielt sich die Nasen zu und lachte."

*

„Eva sah die Untertanen der Gier den Handel schaffen und die Untertanen des Todes das Denken über das Leben. Und die Reichen würgten einander, und die Nachdenklichen verlernten die Freude."

*

„Eva sah die Kunstwerke der Menschen: große Schiffe, Wagen, vom Wasserdampf getrieben und eiserne Fäden, zwischen denen die Funken wanderten und redeten. Lichter sah sie, die das Licht der Sterne überstrahlten, Arme und Zähne von Eisen und künstliche Werke jeder Art.

Aber der Handel kam und entwurzelte das Geschaffene, und das Denken kam und erfand Neues und tötete das Alte.

Und immer heftiger wurden die Begierden der Menschen und immer härter ihre Entbehrungen."

*

„Und Eva sieht im Spiegel, eben jetzt, einen Jüngling, der sitzt nachts in der kleinen Oase einer Wüste. Er befragt einen Greis: ‚Was ist es doch um unser Menschenleben?'

Und sie sieht zu gleicher Zeit des Jünglings Mutter im Norden, wie sie näht und schafft für seine Wiederkehr. Und die blonde, kleine Braut sieht sie, die seinen Ring bewahrt. Die Braut schreibt einen Brief. Diesen Brief wird der Jüngling nicht erhalten."

*

„Eva sieht den Jüngling eines andern Tages weit von hier. Er hat bei Morgendämmern den Berg erklettert, den sie den Fels der tiefen Höhlen nennen. Er wartet auf die Flut. Der Reiher, den er schoß, fiel in die See, die Brandung soll die kostbare Beute aufwärts bringen. Mutig klemmt der Jüngling sich ein, hört das Wasser ein- und ausströmen unter seinem Felsen. Schon ist ihm der Rückweg versperrt, schon waschen ihm die Brandungsströme bis zur Brust. Er hört das Schreien der wilden, schwarzen Vögel, die heimkehren, um den Tag in ihren Basalthöhlen zu verschlafen. Gewehr und Patronen hat der Jüngling über sich ins Trockene geschoben, neue Jagdgier

läßt ihn danach greifen. Noch einmal sieht er sich nach seinem Reiher um, der, schon ganz nahe, auf den langen, schweren Wellen des Ozeans auf und ab tanzt. Da schießt ein schwarzer Blitz aus der Tiefe heraus, ein riesiges Gebiß öffnet sich, schnappt nach dem Reiher, läßt ihn wieder fallen, und öffnet sich noch gieriger.

Der Jüngling ist von seinem Platze verschwunden."

*

Den Kaufmannssohn fröstelt. „Bin ich es, Meister?" fragt er atemlos.

Der Greis spricht weiter. Er offenbart die Geschicke künftiger Menschen, künftiges Streben, künftigen Kampf und künftiges Leid. Aber der junge Kaufmannssohn hört ihn nicht mehr. In tiefes Sinnen ist er eingesunken, wie in einen Strom.

Als aber die Nacht zu Ende ist, beendet der Weise seine Offenbarung mit diesen Worten:

„Sechs Tage lang hatte Eva in den Spiegel geblickt. In diesen sechs Tagen war ihr Haar weiß geworden und ihre Stirne voll Falten. Am Abend des sechsten Tages aber trug ihr Herz nicht mehr den Jammer. Klagend sank sie zu Boden. Und ihre Schmerzen waren nicht größer gewesen in jener Nacht, da sie Kain gebar und in jener, da sie Miriam das Leben gab. Und sie wütete gegen sich selbst, um ihres Gebärens willen. Und die Mutter der Menschheit stellte sich auf ihre Füße, hob die Hände und gelobte unfruchtbar zu werden von nun an und so lange sie lebte. Denn nicht Abel sollte aus ihrem Schoße hervorgehen, den der Bruder erschlüge. Und nicht alle die anderen Söhne und Töchter, die Leben geben würden und Leiden schaffen.

„Und Eva wandte sich mit Tränen. Da sah sie ihre beiden Kinder schlafen. Und Eva schrie, wie eine Löwin schreit, der man die Brut entreißt. Und Eva bückte sich, nahm Adams Axt in beide Hände und erschlug damit die Kinder, Kain sowohl als auch Miriam. Danach fiel sie hart zu Boden und weinte.

So hat Eva das Menschengeschlecht erschlagen, ehe es Leben gewann."

*

Der Greis lehnt sich zurück. Aus dem Schatten der grauen Schlammscholle leuchtet sein Bart wie eine weiße, schaumige Welle. Der Jüngling aber ist auf seine Füße gesprungen. Er zittert. Zaghaft befühlt er Brust und Glieder.

„Meister," fragt er leise, „Eva erschlug die Menschheit. Und wir? — Meister, was sind denn wir, die wir zu leben meinen? Was ist es um das Leben der Menschen?"

Da erhebt sich der Weise, wie ein Springquell sich erhebt und niederstürzt zu Tal. Hoch steht er und licht, und sein Arm reckt sich empor zu den verbleichenden Sternen. Sein Lächeln ist wie der Tau, der auf die Blumen fällt, daß ihre Kelche sich entblättern und Raum schaffen der Frucht.

Und er spricht:

„Was wir sind? Du fühlst es, Jüngling, in jenen Stunden, die dir am köstlichsten scheinen und der Wahrheit am nächsten.

Was wir sind? **Ein flücht'ger Augenblick in Evas Spiegel!"**

Und der Greis geht mit großen Schritten nach Norden, der Steinwüste zu.

Eisige Kälte weht über den Sand. Der letzte Schrei eines hungernden Raubtiers zittert um die erlöschenden Feuer. Die Männer erheben sich, satteln auf, schnüren die Säcke. Fluchen und Lachen mischt sich zu wirrem Geräusch.

Schweigend reitet der Jüngling an der Seite seines Vaters. Im schaukelnden Sattel durchziehen sie fahle, endlose Strecken, vor ihnen eine weiße Wand, die immer in gleicher Entfernung bleibt, darüber ein blendendes Blau, Salzboden und Himmel. Ein nackter, schwärenbedeckter Bettler ist aus der Oase mitgelaufen. Der Kaufmann jagt ihn fort. Der Bettler ruft ihm Verwünschungen nach: „Fange Schakalknochen, rupfe einen Armen, verbandle deine Seele!"

Der Kaufmann erwidert, seine Leute schelten hinzu — grell tönt das Streiten in die Stille.

Der Jüngling lächelt. Mitleidig staunend gehen seine Augen über alle diese, die zu leben meinen.

Der Kaufmann spricht zu seinem Sohne. Er will ihn zum westlichen Meere senden. Dort soll er seltene Vogelfedern erbeuten. Er warnt den Sohn vor Räubern, die am Fels der tiefen Höhlen lauern.

Der Jüngling lächelt. Er weiß: Nicht den Seeräubern wird sein Leben zum Opfer fallen.

Stillen Herzens zieht er nach dem Fels der tiefen Höhlen, um sein Geschick zu erfüllen — ein flüchtiges Bild in Evas Spiegel.

Anselm Heine.

Karl Simrocks „Ausgewählte Werke" in 12 Bänden. Mit Einleitungen und einer Biographie des Dichters herausgegeben von Gotthold Klee. Leipzig. Max Hesses Verlag.

„Simrocks Werke" — ich weiß nicht, ob das sehr verlockend klingt. Ein guter und fleißiger, des rechten Weges sich bewußter Mann, sei es ein Versgewandter: dies alles trifft wohl zu. Blättert man in diesen ausgewählten Gedichten, die das erste Bändchen füllen, so überkommt einen das Gefühl einer gewissen Wortschwerfälligkeit, die des Gehalts ermangelt, und man fühlt sich nur wenig von einem Humor erwärmt, der des Lebens Ernst nicht in seinen Tiefen erfahren. Das aber wird anders, wo Simrock, wie in seinem „Amelungenlied", die großen Stoffe der Vorwelt erneuert. Und vollends wird man sich bewußt, einen rechten Schatz gehoben und erworben zu haben, gewahrt man die Uebersetzungen des „Nibelungenliedes", der „Gudrun", des Wolfram v. Eschenbach, Walters v. d. Vogelweide und des „Helands" hier beieinanderstehen. Das Wichtigste altdeutscher Dichtung ist in durchaus lesbaren Uebersetzungen als Simrocks „Werke" vereinigt, und man begrüßt in dem entbehrlichen Dichter den wackeren Kastellan und betritt mit ihm den Saal. Nun klirren die alten Schilde wieder, und ob der goldenen Schüssel erneuert sich das Wunder des heiligen Gral.

Der Kastellan hat in Gotthold Klee seinen Kastellan gefunden, und der ist, bei gewahrtem Abstand, nur ein alltäglicher Pförtner. Aber auch das tut dem Wert der Ausgabe nur geringen Abbruch. Ja, ich mag die Naivetät des Herrn Gotthold Klee soweit ganz gern. Sie hat etwas Beruhigendes in unserer nervösen Zeit. Und wenn der Herr Herausgeber einmal in den klagenden Satz ausbricht: „Auf eine preußische Ordensauszeichnung mußte er (Simrock) bis 1868 warten!", so sei ihm (Gotthold Klee) von Herzen ein gütigeres Schicksal und ein leuchtenderer Stern gewünscht.

E. H.

Dieser letzten Nummer der „Nation" liegt das Inhaltsverzeichnis für das Halbjahr Oktober 1906 bis März 1907 bei.

Verantwortlicher Redakteur: Robert Schultze in Halensee-Berlin. — Druck von H. S. Hermann in Berlin.